NEUE DIDASKALIA: UNTERHALTUNGSBLATT. 1873

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Per. 7 fm 4° Didaktalia
(1873

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 1. Mittwoch, 1. Januar 1873.

Eudora

oder

Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

1.

Erst wenige Jahre sind verflossen, seit die Gemüther des Publikums durch die Entdeckung eines unerhörten Gewebes von Verbrechen in Aufregung versetzt wurden, durch welches innerhalb des Zeitraumes von zwölf Monaten eine ganze edle Familie um's Leben gekommen, in welches die Ehre eines der stolzesten Pairs von England und das Leben seiner seiner lieblichsten Töchter verwickelt war, und welches endlich ein neues und erschütterndes Familiendrama jenen alten Geschichten und gespensterhaften Traditionen hinzufügte, wodurch Allworth Abbey seit langer Zeit der Sammelplatz der Neugier und der Schrecken der Unwissenheit und des Aberglaubens geworden ist.

Die wichtigsten Einzelheiten dieser Begebenheit wurden zur Zeit der Entdeckung derselben hinreichend veröffentlicht, ein Theil der Schuldigen wenigstens wurde vor Gericht gestellt, und das Bildniß des Hauptverbrechers ist noch jetzt in einem gewissen berühmten „Zimmer des Entsetzens" zu sehen. Aber Vieles blieb noch in Geheimniß gehüllt, denn unter den nackten Thatsachen, welche öffentlich bewiesen wurden, lag eine geheime Geschichte verborgen, seltsamer und schauerlicher sogar als die furchtbaren Verbrechen, für welche die überwiesenen Missethäter büßen mußten.

Von dieser geheimnißvollen Geschichte habe ich auf eigenthümliche Weise Kenntniß erlangt; und um zu zeigen, über welche verhängnißvollen Fall grauen der unschuldigste Fuß straucheln kann, schreite ich zur Mittheilung der Begebenheiten, mit der Bitte an meine Leser sich bei den wunderbarsten Enthüllungen derselben zu erinnern, daß „nichts so wunderbar ist als die Wirklichkeit", und nichts unglaubicher als die Wahrheit.

Allworth Abbey, der Schauplatz dieser Begebenheiten, ist eines der ältesten Denkmäler der Klostergeschichte, welche in Großbritannien noch vorhanden sind. Der genauere Zeitpunkt seiner Gründung ist in der Finsterniß lang verflossener Jahrhunderte verborgen, und bleibt noch heute eine streitige Frage unter gelehrten Alterthumsforschern.

Es ist ein weitläufiges, düsteres Gebäude von gothischer Bauart, und liegt in der Tiefe einer dicht bewaldeten Schlucht, von hohen Bergen umgeben, welche selbst um die Mittagszeit einen dunkeln Schatten über die ganze Scene werfen, die eine der wildesten, einsamsten und malerischsten an der Nordwestküste von England ist. Die Umgegend kann man wegen der betendenten Höhe der Berge und der großen Tiefe der Thäler füglich eine gebirgige nennen.

Der Anblick dieses Ortes ist in hohem Grade abgeschlossen, einsam und finster. Die düstere, alte Abtei, versteckt in der Tiefe der Schlucht, sich trübe spiegelnd in dem dunkeln See, überschattet von hohen Bäumen und dicht eingeschlossen von hohen Bergen, ist wohl geeignet, den Beschauer niederzudrücken und mit Grauen zu erfüllen, wenn er auch nie Etwas von den furchtbaren Begebenheiten gehört hat, welche mit dem Platze in Verbindung stehen.

Allworth Abbey ist reich an geschichtlichen Erinnerungen und überlieferten Sagen. Seine Klöster haben Königen als Zuflucht gedient; seine Mauern haben Belagerungen abgewehrt; es besitzt seine von Geistern heimgesuchte Zelle, seinen gespenstigen Mönch und seine geisterhafte Jungfrau.

Unter der Regierung Heinrichs des Kirchenverbrenners und Weiberlödters war Allworth Abbey der Wohnplatz einer reichen Brüderschaft von Benedictinermönchen. Um während

Digitized by Google

jener schrecklichen Heimsuchung der Wuth, welche über das Land fuhr,

„Als eines grimmigen Königs Fluch
Das Land mit blut'ger Geisel schlug",

wurde Allworth Abbey von einer Soldaten-Abtheilung unter dem Befehle des Lord Leaton, eines Barons von altem Geschlecht im Norden Englands und von großem Verdienst in den Augen König Heinrich Blaubart's, belagert und erstürmt. Der Abt wurde am Altar erschlagen, die Brüder wurden getödtet, die Abtei den Flammen übergeben und die Ländereien vom König dem Sieger verliehen.

Lord Leaton baute die zerstörten Theile der Abtei wieder auf, erwählte sie zur Familien-Residenz, und bestimmte sie zum Hauptsitz seines Geschlechtes, in dessen Besitz sie auch bis zu diesem Zeitpunkte der seltsamen Familiengeheimnisse, welche ich zu enthüllen im Begriffe bin, blieb,

Der letzte männliche Vertreter der Leaton's von Allworth Abbey war Heinrich, Lord Leaton, dessen Name später eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Im Besitze eines alten Titels, eines glänzenden Vermögens, eines schönen Aeußeren, eines hochgebildeten Geistes und liebenswürdigen Temperaments heirathete er, in jugendlichem Alter, eine schöne Frau. Ihre Verbindung wurde mit einem Kinde gesegnet, Agathe, welche beim Beginn dieser Erzählung eben ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte.

Es ist kaum möglich, daß ein menschliches Wesen glücklicher sein kann, als Lord Leaton es um diese Zeit war. In der Blüthe des Mannesalters, beglückt mit einer holden Gattin und einer lieblichen Tochter, ausgestattet mit einem alten Namen und unermesslichen Glücksgütern, war Lord Leaton der zufriedenste Mann in England.

Der Umstand, daß kein männlicher Erbe seiner Titel und Güter vorhanden war, that seinem Glücke nicht einmal Abbruch, da er in Malcolm Montrose, dem Verlobten seiner Tochter, einen Sohn nach seinem Herzen gefunden hatte.

Malcolm Montrose und Norham waren die Söhne der Halbschwester Lord Leaton's, welche einen armen, aber stolzen schottischen Edelmann geheirathet hatte. Ihre Eltern waren beide todt. Von ihrem Vater hatte sie kaum mehr als einen alten Namen, eine verfallene Burg und eine dürre Heidestrecke geerbt. Daher war Malcolm nur durch Lord Leaton's Hülfe in den Stand gesetzt worden, die Universität Oxford zu besuchen, so wie Norham, eine Bestallung in der Armee zu erlangen.

Es war Malcolm Montrose's edler Charakter, der ihn so achtungswerth in Lord Leaton's Augen machte und seine Herrlichkeit bewog, die Verlobung zwischen dem jungen Edelmann und der jungen Erbin von Allworth zu befördern; denn man muß wissen, daß die Verbindung mehr auf Lord Leaton's Veranlassung, als durch den Wunsch des jungen Paares herbeigeführt worden war.

(Fortsetzung folgt)

Eine Familiengeschichte.

(Schluß.)

Einige Augenblicke, nachdem Lothar bei Aberney eingetreten war, und ehe man Etwas hatte sprechen können, wurde die Thüre aufgerissen und Tage kam herein.

„Welch ein schreckliches Spiel des Schicksals!" rief er; „Doktor Wagner ist todt gefallen. Die Pferde sind durchgegangen und mit ihm und dem Wagen in den Strom gestürzt."

„Und Schuldfried!" riefen der Professor und Lothar.

„Sie ist bei unserer Mutter. Sie ging gestern Abend mit ihr nach Hause," antwortete Tage. „Deßhalb durfte Lothar sie nicht an den Wagen begleiten."

Etwas später am Tage finden wir Lothar, Tage und Schuldfried bei Edith.

Letztere erzählte dem jüngsten Sohn ihre Lebensschicksale, die wir zum Theil aus der Mittheilung des Doktors an Natalie kennen. Wir wollen deßhalb den Leser nicht mit einer Wiederholung derselben ermüden, sondern hier nur Folgendes beifügen:

Edith hatte sich in ihrem siebzehnten Jahre mit Seele und Herz in den Legationssekretär Magnus Canitz verliebt, dessen Bekanntschaft sie während ihres Aufenthaltes bei Tante Sara machte. Das Resultat dieser Neigung war, daß sie ihn, als er Schweden verließ, nach Petersburg begleitete, wo der Legations-

Digitized by Google

sekretär sich in der Stille mit ihr trauen ließ. Er wagte es nicht, diese Verbindung öffentlich zu machen, weil er den Zorn des Czars fürchtete, der ihm eine Dame aus den vornehmsten Familien Rußlands zur Braut bestimmt hatte. Die Auserkorene war noch sehr jung, so daß von einer Vermählung erst nach einigen Jahren die Rede sein konnte.

Magnus Canitz hoffte während dieser Zeit einen Ausweg zu finden, um die russische Familie zur Abbrechung der Verbindung zu bestimmen. Nach einjähriger geheimer Ehe gebar Edith einen Sohn. Dem General, der die Ehe seines Bruders erfahren hatte, gelang es ihn durch Drohungen und Ueberredung zu bestimmen, daß er den Sohn unmittelbar nach seiner Geburt ihm überließ. Edith erklärte man, das Kind sei todt zur Welt gekommen.

Nach einigen Tagen starb die Frau des Generals, nachdem sie, wie es hieß, einen Sohn geboren, welcher der Erbe des ungeheueren Vermögens der russischen Dame werden sollte. Dieser Sohn war kein anderer als Edithe Erstgeborner. Ein Jahr verfloß. Edith sollte wieder Mutter werden. Ihr Mann wurde mit einer Botschaft an den französischen Hof geschickt, und Edith reiste während seiner Abwesenheit nach Helsingfors, um sich da unter dem Titel Frau Brunzwith aufzuhalten. In Helsingfors gebar sie Tage. Sie hatte kurz zuvor an Tante Sara geschrieben, die in aller Heimlichkeit sie besuchte und einige Zeit bei ihr blieb. Als Tage ein Paar Monate alt war, erhielt Edith Briefe von ihrem Manne, der sie ersuchte nach Petersburg zurückzukommen, aber das Kind in Helsingfors zu lassen.

Die Braut von Magnus Canitz, die junge Russin, war von einer schweren Brustkrankheit befallen worden, so daß sie eine Reise nach Italien machen mußte, und dadurch wurde die beabsichtigte Vermählung aufgeschoben. Magnus, ein schwacher und schwärmerischer Charakter, gänzlich von seinem ältern Bruder beherrscht, vor welchem er eine gewisse Furcht hatte, so daß er ihm blind gehorchte, ließ sich von dem General bereden, seine Ehe mit Edith fortwährend geheim zu halten, bis man sehen würde, ob der Tod ihn nicht von der durch kaiserlichen Willen verordneten Verbindung befreie. So vergingen einige Jahre, während welcher die russische Braut sich beständig im Süden aufhielt, und der junge Tage in Helsingfors. Magnus wollte nicht, daß der Junge nach Rußland zurückkommen solle.

So standen die Sachen, als eines Tages Magnus Canitz nebst Frau nach Sibirien geschickt wurde. Der General hatte ihn förmlich angegeben, daß er eine Schwedin geheirathet, obschon er nach dem Willen des Kaisers mit einer Russin verlobt war. Das Uebrige wissen wir. Während des Aufenthaltes der Gatten in Sibirien gestand Ediths Mann, nachdem er seiner Frau einen heiligen Eid abgenommen, das Geheimniß zu verschweigen, so lange der General lebe, daß ihr ältester Sohn nicht todt sei, sondern als der einzige Erbe des Generals gälte.

Als Edith nach ihrer Befreiung von Sibirien sich ein Jahr in Frankreich aufgehalten hatte, suchte sie Lothar auf. Dieß geschah während seines Aufenthaltes in Kronbrück. Sie war keine andere, als die Dame, welche Tage und Schuldfried, nachdem Lothar sie mißhandelt hatte, in ihrem Wagen heimbrachte. Sie hatte durch einen Brief eine Besprechung mit Lothar verlangt und ihn um seinen Besuch gebeten, so lange sie sich unter einem angenommenen Namen in einem Wirthshaus bei Ektorp aufhielt. Ohne auf nähere Erklärungen über ihre Persönlichkeit einzugehen, sagte sie Lothar, daß er nicht der Sohn der russischen Fürstin, sondern ihr eigenes Kind sei, und auf solche Art wurde sie sein guter Engel, der Wagners frühere Gewalt über ihn gänzlich erschütterte.

Wagner dagegen war der jüngste Sohn einer polnischen Familie, welche der General Canitz, so lange er nach Polen kommandirt war, auf eine ganz fürchterliche Art hatte behandeln lassen. Der Vater war unter der Knute gestorben. Die Mutter und Wagners Brüder wurden nach Sibirien abgeführt, und der Doktor selbst, damals ein Junge von zwölf Jahren, hatte seine Rettung nur der verstorbenen Generalin zu verdanken. Es gelang ihr, ihn längere Zeit zu verbergen. Darauf schickte sie ihn nach Berlin und bezahlte dort für ihn. Auf ihrem Todtenbett vertraute sie den jungen Iwano der Obhut ihres Mannes an und nahm diesem das Versprechen ab, für ihn sorgen zu wollen. Der General schickte ihn einige Jahre später nach Finnland und

Digitized by Google

auf solche Art kam er in Kaspar Abernеys Haus. Als Lothar nach einer deutschen Universität geschickt werden sollte, wurde Iwano Wagner, wie man ihn nannte (seinen rechten Familiennamen wissen wir nicht) zum Lehrer des jungen Barons bestellt, während er selbst seine medizinischen Studien vollendete.

Edith hatte sich nach ihrem ersten Zusammentreffen mit Lothar einige Tage in dem schwedischen Wirthshaus aufgehalten. Harm und sie trafen dort zusammen. Edith war die einzige, welche wußte, daß ihre Schwester unter dem angenommenen Namen Smith nach Finnland übergesiedelt war. Es gelang ihr auszumitteln, daß Harm auf Ektorp wohnte. Einige Zeilen von Ediths Hand bestimmten Harm, sie eines Morgens ganz frühe im Gasthof zu besuchen.

Die Last eines begangenen Verbrechens, die so viele Jahre schwer auf Harms Gemüth gelegen, und welche sie nur während der ersten Ausbrüche von Gemüthsstörung, bei ihrem Zusammentreffen mit Viktor Aberney, unmittelbar nach Enochs Tod, verrathen hatte, vertraute sie jetzt, als sie Edith wieder sah, im Drange ihres gequälten Herzens dieser an, denn sie hatte ein großes Bedürfniß, von ihr einige Worte des Trostes und der Hoffnung zu hören, welche den ewig wiederkehrenden Gedanken verscheuchen könnten, daß das von ihr begangene Verbrechen auf das Haupt der Tochter zurückfallen müsse.

Mit einer düstern und unheimlichen Genauigkeit erzählte sie von der Vergiftung ihres ersten Mannes. Sie hatte ihre Freiheit gewünscht, um Enoch heirathen zu können. Sie sagte, daß Iwano der Einzige sei, der um ihr Verbrechen wisse. Er hatte beim Abschied gesagt, daß er an der Thürspalte gestanden und zugesehen habe, wie sie die Gifttropfen in das Glas träufeln ließ, das Kaspar vorgesetzt wurde, und in welches Harm später den Wein einschenkte.

Während sie diese unheimlichen Gemälde aufrollte, fanden sich ein Paar Ohren, die neben denen Ediths die Erzählung auffingen, und diese Ohren gehörten Lothar. Er war herbeigeeilt, um seiner Mutter einen Morgenbesuch zu machen. Als er im innern Zimmer sprechen hörte, war er im äußern geblieben, und hatte auf solche Art Harms Beichte mit angehört. Als diese sich von Edith entfernte, hatte Lothar sich hinter einer Thüre versteckt und sie zu sehen bekommen, ohne selbst gesehen zu werden.

Mehrere Jahre später erkannte er Harm Aberney in Schuldfrieds Mutter.

* * *

Und nun, mein lieber Leser, was soll ich weiter hinzufügen? — Ja, daß Schuldfried die glückliche Gattin Lothars wurde und mit ihm nach England übersiedelte, wo sie ein beneidenswerthes Leben führten, wohin Aberney zuletzt, nachdem Tante Sara das Zeitliche gesegnet hatte, ihnen folgte.

Tage verheirathete sich mit Natalie. Er wurde ein mißtrauischer, launischer und dabei herrschsüchtiger Ehemann; sie blieb ein Kind der Eitelkeit und glaubte nicht leben zu können, ohne einen ganzen Hof von Anbetern um sich zu haben, was sie jedoch sehr bald entbehren mußte, weil Tage auf eine Villa zog, die er mit ihr erheirathet hatte.

Edith lebte und starb bei diesem Sohne, den sie am wenigsten gekannt und am meisten geliebt hatte. Auch auf ihn übte die milde und vom Unglück so schwer geprüfte Mutter einen wohlthätigen Einfluß aus. Tage blieb jedoch, zu seinem und anderer Leute Unglück, immer ein Egoist.

Verschiedenes.

— Ein Commissionär empfahl ein zu verkaufendes Haus unter Andern auch damit: „Diese erste Etage enthält sieben durcheinander laufende Zimmer, und hat das Haus den ganzen Tag die Mittagssonne."

— Eine Engländerin fragte einst eine Italienerin, was eigentlich ein Cavaliere servente sei und erhielt zur Antwort: „Madame, ich bitte Sie — es sich zu denken".

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 2. Freitag, 3. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sie liebten einander wie Bruder und Schwester und träumten nicht von der Möglichkeit einer innigeren Neigung. Sie waren auf ganz natürliche und unbefangene Weise auf Lord und Lady Leaton's Absichten eingegangen und hatten sich endlich in vollkommener Treuherzigkeit, wenn auch nicht mit der leidenschaftlichen Liebe, wovon ihre jungen Herzen noch keine Ahnung hatten, die Hand gereicht. Eine der Verlobungsbedingungen bestand darin, daß Malcolm Montrose bei seiner Vermählung mit der Erbin den Namen und das Wappen von Leaton annehmen sollte. Man gab sich auch der Hoffnung hin, daß nach dem einstigen Tode Lord Leaton's sein Schwiegersohn die Anwartschaft des Titels erhalten würde.

Bald nach der Verlobung, welche im Frühling 185 — stattfand, nahm Montrose Abschied und verließ England, um eine größere Reise auf dem Continent zu unternehmen. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Leben Lord Leaton's und seiner Familie von ununterbrochenem Sonnenschein begleitet gewesen. Von diesem Augenblicke an begannen Wolken rings um sie her sich aufzuthürmen.

An dem Tage nach Malcolm's Abreise empfing Lord Leaton einen Brief aus Indien mit der Nachricht von dem Tode seines jüngeren Bruders, welcher vor vielen Jahren England verlassen hatte, um sein Glück unter der glühenden Sonne Hindostan's zu suchen. Das große Glück, das er anscheinend gefunden, war die Liebe eines schönen eingeborenen Mädchens, das er heimlich geheirathet hatte, und das ihn zehn Monate später zu derselben Stunde zum Wittwer und zum Vater eines Kindes machte — der kleinen Eudora, welche, unter ihres Vaters Pflege, selbst in diesem tödtlichen Klima heranzuwachsen verstanden hatte. Aber jetzt war der Vater dem verderblichen Landesfieber zum Opfer gefallen, und seine Tochter war hülflos zurückgeblieben.

Lord Leaton war zu lange von seinem Bruder getrennt gewesen, um den Tod desselben besonders tief zu empfinden; seine Bruderliebe nahm eine praktischere Wendung, als sich dem Kummer hinzugeben; ohne Zeitverlust verschaffte er sich einen geeigneten Botschafter, und schickte ihn nach Indien mit dem Auftrage, seine Nichte herüberzuholen, welche, als das einzige Kind seines einzigen Bruders, nach Agathe die muthmaßliche Erbin seiner Güter war.

Sobald Lord Leaton seinen Botschafter abgefertigt hatte, trat er mit seiner Familie eine Reise nach Paris an. Sie mietheten das erste Stockwerk eines schönen Hauses; aber die Trauer um Lord Leaton's Bruder veranlaßte sie, in großer Zurückgezogenheit zu leben.

Dies trug sich um die Zeit zu, als die in den päpstlichen Staaten beabsichtigte Revolution entdeckt und unterdrückt worden war, als einige der edelsten Römer auf dem Schaffot gefallen und andere in die Verbannung geschickt worden waren. Unter denen, deren Schicksal das lebhafteste Mitgefühl erregte, waren der Prinz und die Prinzessin Pasolini. Der Prinz war bei der Vertheidigung der bürgerlichen Freiheit gefallen und die Fürstin sollte in den Flammen umgekommen sein, als ihr Palast von dem Pöbel niedergebrannt wurde. Diese Ereignisse bildeten das allgemeine Gespräch von Paris, als Lord Leaton mit seiner Familie daselbst ankam.

Einige Tage nachdem sie sich in ihren Gemächern eingerichtet hatten, zog eine Dame, welche auf der großen Treppe häufig an ihnen vorüberging, die Aufmerksamkeit Lord Leaton's und seiner Frau auf sich. Es war eine große

Digitized by Google

wohlgestaltete Frau von großer Schönheit, in Trauer gekleidet, und mit dem Ausdruck des schmerzlichsten Kummers. Niemand konnte sie sehen, ohne Theilnahme für sie zu fühlen — Niemand an ihr vorübergehen, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Sie war zuweilen von einem starken Mann mittleren Alters begleitet, dessen Benehmen gegen sie theils das eines guten Onkels, theils das eines treuen vertrauten Dieners war.

Lady Leaton's weibliche Neugier war durch diese Dame und deren Begleiter so erregt worden, daß sie sich endlich bei der alten Hausphörtnerin nach ihr erkundigte. Und zu ihrem großen Erstaunen erfuhr Lady Leaton von dieser geschwätzigen Person, daß die Schöne Fremde Niemand anders als die Prinzessin Pasolini war, welche in dem brennenden Palast nicht umgekommen, sondern mit Hülfe eines treuen Dieners, Antonio Mario, entkommen war, der, während er sie nach Frankreich führte, zu ihrer größeren Sicherheit das Gerücht von ihrem Tode verbreitet hatte. Sie wohnte jetzt im vierten Stockwerke desselben Hauses, in großer Armuth und Abgeschlossenheit, in der alleinigen Gesellschaft ihres treuen Dieners, Antonio Mario.

So viel erfuhr Lady Leaton von der Pförtnerin, aber sie verlor keinen Augenblick, auf zarte Weise die Bekanntschaft der schönen Verbannten zu suchen.

Sie fand die Prinzessin Pasolini sehr zugänglich für achtungsvolles Mitgefühl. Sie erfuhr von ihr einige weitere Einzelheiten ihrer Geschichte — unter Anderem, daß es ihr gelungen war, einen Kasten mit werthvollen Familiendocumenten und ein Kästchen mit kostbaren Familienjuwelen aus dem brennenden Palaste zu retten. Da diese Juwelen jedoch Erbstücke waren, so wollte sie sich ungern auch von dem geringsten derselben trennen, bis die äußerste Noth sie thatsächlich dazu zwänge; und so zog sie es vor, während fast unermäßlicher Reichthum ihr zu Gebote stand, in Armuth und Entbehrung zu leben. Dies war ihre Geschichte.

Lady Leaton's lebhafte Einbildungskraft wurde durch ihre Schönheit, ihr Zartgefühl und ihre Vorzüge in Anspruch genommen. Lord Leaton's gutes Herz war durch ihr Unglück und ihre Ergebung gerührt. Und das Ende war, daß sie sie einluden, mit ihnen nach England zurückzukehren und Allworth Abbey zu ihrer Heimath zu machen, bis die Wolken, welche über ihrem Hause schwebten, sich zerstreut hätten, und die Sonne wieder hervorbrechen würde.

Den Herbst brachten Lord Leaton und seine Familie in Paris zu und kehrten gerade zur rechten Zeit, um die Weihnacht svorbereitungen zu treffen, nach Allworth Abbey zurück.

Und gerade am Weihnachtsabend kam der Botschafter von Indien zurück und brachte Endora Leaton mit. Es war Abend, und der Familienkreis war im Gesellschaftssaal versammelt, als Endora angemeldet wurde.

Sie trat ein, und ihre Schönheit fiel sogleich der ganzen Gesellschaft auf.

Es war eine Schönheit, welche keineswegs von äußeren Umständen herrührte, denn sie war erschöpft, kummervoll und im bestäubten Reisezuge angekommen; doch es war eine Schönheit, welche sogleich bis in die tiefste Seele drang, und diese mit einem wunderbaren Entzücken erfüllte. Sie war von mittlerer Größe, schlank und wohlgebaut. Ihr anmuthiges Köpfchen war mit glänzenden, rabenschwarzen Locken bedeckt, welche um ein so liebliches Antlitz herabfielen, als es nur je den Traum des Dichters oder Malers heimsuchte. Ihre Züge waren regelmäßig; ihre Gesichtsfarbe war ein reines, klares Olivenbraun, das sich auf den ovalen Wangen zu einer reichen Blüthe und zu einer noch reicheren auf den kleinen vollen Lippen vertiefte; ihre Augenbrauen waren vollkommene Bögen von Gazal, sich an den Enden zu den feinsten Punkten zuspitzend; ihre Augen waren groß, dunkel und klar, und von den längsten und dichtesten Lidern umsäumt; ihre Nase war klein und tadellos gemeißelt, Hals, Nacken und Büste in den vollkommensten Conturen der Schönheit; der ganze Umriß ihrer Gestalt war unaussprechlich schön. Ein Dichter würde gesagt haben, daß ihre gewöhnlichsten Bewegungen hätten in Musik gesetzt werden können, aber in keine melodischere, als die Töne ihrer Stimme.

So war die junge Asiatin beschaffen, welche am Weihnachtsabend zitternd vor ihren fremden Verwandten im Gesellschaftszimmer von Allworth Abbey stand.

Digitized by Google

Lord Leaton war der Erste, der aufstand und sie begrüßte.

„Willkommen in England, liebe Eudora," sagte er; „denke daß Du nach Deiner eigenen Heimathsstätte und zu Deinen eigenen Eltern gekommen bist, denn nächst unserer Tochter Agathe werden wir Dich am meisten lieben, da Du nach ihr die nächste Erbin unseres Namens und unserer Güter bist."

„Lieber Onkel, geben Sie mir nur einen Platz in Ihrem Herzen, und — mag das Uebrige gehen, wie es will," sagte Eudora, mit vor Bewegung zitternder Stimme.

Darauf stellte Lord Leaton seine Nichte ihrer Tante und Cousine, so wie der Prinzessin Pasolini in aller Form vor, welche die schöne Fremde sämmtlich mit der äußersten Freundlichkeit und Höflichkeit empfingen.

Agathe besonders schien ganz entzückt zu sein, in ihrer Cousine eine geistesverwandte Gefährtin gewonnen zu haben.

Der Abend verstrich auf die angenehmste Weise; aber aus Rücksicht auf die ermüdete Reisende speiste die Familie zu einer ungewöhnlich frühen Stunde und entfernte sich dann.

Bald nachdem Lady Leaton sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, hörte sie ein leises Klopfen an ihrer Thür, und auf ihr Herein! trat die Prinzessin Pasolini in's Zimmer.

„Sie werden verzeihen, daß ich Sie um diese Stunde belästige, aber Sie wissen, wie sehr ich Ursache habe, mich Ihrem Dienste zu weihen, Lady Leaton, und Sie kennen meinen festen Glauben an Vorahnungen. Eine Ahnung treibt mich auch heute Abend zu Ihnen," sagte die Fürstin mit trauriger Stimme.

„Madame, ich bin Ihnen für das Interesse, das Sie an meinem Wohlergehen nehmen, sehr verbunden; aber — ich verstehe Sie nicht," sagte Lady Leaton verwundert.

„Und ich verstehe mich selbst nicht; aber ich muß sprechen! Lady Leaton, seien Sie auf Ihrer Hut vor diesem asiatischen Mädchen!"

Madame!" rief Lady Leaton mit äußerstem Erstaunen aus.

„Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen; sie ist Ihre Nichte. Aber ich sage Ihnen, sie ist von dem grausamen und tödtlichen indischen Blute. Ich habe ihre Gedanken beobachtet. Ich bemerkte ihren Blick, als Lord Leaton ihr sagte, sie sei die nächste Erbin nach Agathe. Und ich sage Ihnen, der Blick der tödtlichen Cobra de Capello ihrer heimathlichen Schilfmeere ist nicht unheilbringender, als der Blick dieses indischen Mädchens."

„Madame, in des Himmels Namen, was wollen Sie sagen?" rief Lady Leaton in dunkler Beängstigung.

Die Stimme der Prinzessin sank zur tiefsten Modulation herab, als sie antwortete:

„Der tödtliche Upasbaum Indiens duldet nichts Lebendes in seiner Nähe. Wenn man einen solchen Baum von einer indischen Ebene nach einem schönen englischen Park verpflanzen könnte, so würde, je höher er wächst und gedeiht, alles holde Leben unter seinem giftigen Athem verdorren, bis nichts zurückbliebe als eine dürre Einöde, und der tödtliche Upasbaum Alles zu Allem wäre! Lady Leaton, hüten Sie sich vor dem, nach Ihrem schönen englischen Park verpflanzten, jungen indischen Sprößling!"

„Madame, Sie erschrecken mich!" rief Lady Leaton.

„Nein, ich will sie nur warnen! Ich habe aus einem unwiderstehlichen Antrieb gesprochen. Und nachdem ich gesprochen, habe ich nichts mehr zu sagen, als Ihnen eine gute Nacht zu wünschen," sagte die Italienerin, indem sie Lady Leaton's Hand an die Lippen brachte. Dann zog sie sich zurück und ließ die Lady in tiefes Nachdenken versunken.

2.

Das schöne asiatische Mädchen schlich sich bald in alle Herzen der Familie ein. Niemand konnte dem sanften, bittenden Blick ihrer großen, dunkeln, orientalischen Augen begegnen, oder die klagenden Töne ihrer leisen, tiefen und süßen Stimme hören, ohne sich mächtig zu ihr hingezogen zu fühlen. Niemand konnte lange mit ihr zusammen sein, ohne zu sehen daß die Engelsgestalt auch von einem Engelsgeist bewohnt war.

Eudora wurde der Liebling des Hauses. Und doch hätte es, nach den schnell aufeinander folgenden Ereignissen, scheinen können, daß die Ahnungen der Prinzessin Pasolini richtig gewesen waren.

Zuerst siechte der Vater der Familie, Lord

Digitized by Google

Leaton, ein Mann in der Blüthe des Leben und dem vollen Genusse der Gesundheit, an einer Krankheit dahin, welche aller Kunst und Wissenschaft seiner Aerzte spottete. Die geschicktesten Krankenwärterinnen mußten Tag und Nacht an seinem Bette abwechseln.

Auch die Damen wetteiferten mit einander in ihren Aufmerksamkeiten für den Kranken. Aber man bemerkte, daß er in den Augenblicken des schlimmsten Leidens Niemanden als Eudora in seiner Nähe duldete.

Dies konnte darin seine Erklärung finden, daß Eudora's Gegenwart sehr beruhigend wirkte; ihr Gang war geräuschlos, ihre Bewegungen leicht, ihre Berührung sanft, ihre Stimme leise, ihr Blick liebevoll; und alles dieses hatte einen sehr besänftigenden und mildernden Einfluß auf den reizbaren Kranken. Und so befand sich Eudora fast beständig an seinem Lager. Und alle, die Lord Leaton liebten, waren dem Mädchen dankbar, das seine Tageserholungen und seine Nachtruhe geduldig opferte, um sich der Pflege des Kranken zu weihen.

Alle, bis auf die Prinzessin Pasolini, welche kopfschüttelnd in sich hinein murmelte —

„Die Bezauberung der Cobra de Capello!"

Aber Niemand beachtete die gemurmelten Bemerkungen der Dame, besonders da sie selbst sich dem Reize von Eudora's Gegenwart nicht entziehen konnte, sondern häufig dem süßen Zauber verfiel, welcher alle Herzen zu dem schönen Mädchen hinzog.

Eines Abends hieß man Eudora, die von Müdigkeit überwältigt war, sich zur Ruhe begeben. Sie mischte ihrem Onkel den Schlaftrunk, überreichte denselben ihrer Tante und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Lady Leaton wachte allein an dem Lager ihres Gatten.

Sie setzte den Schlaftrunk auf ein Tischchen neben dem Kopfende des Bettes, bis Lord Leaton, aus dem leichten Schlummer, in den er versunken war, erwachen würde, und verfügte sich in ihr Zimmer, um ihren Anzug gegen eine wärmere Umhüllung zu vertauschen, in welcher sie sitzen wollte, um den Kranken zu beobachten.

Während sie vor dem Spiegel stand, welcher der Thür gegenüber hing und einen Theil des anstoßenden Zimmers zurückwarf, sah Lady Leaton den Schatten einer weiblichen Gestalt an der Wand hingleiten und hörte in demselben Augenblick das Rauschen eines seidenen Gewandes.

Sie wandte sich sogleich um und trat ins Zimmer, fand aber Niemand darin. Lord Leaton war eben erwacht und kehrte sich um.

„Ist Jemand hier gewesen?" fragte die Leady.

„Niemand," antwortete er.

Dann war es wohl Einbildung," murmelte die Dame zu sich selbst, indem sie ihrem Gatten den Schlaftrunk reichte.

Er trank ihn bis auf den Grund aus; doch schien er nicht die gewöhnliche Wirkung hervorzubringen. Der Kranke konnte nicht einschlafen; er wurde im Gegentheil immer unruhiger und bekam bald einen heftigen Anfall.

Lady Leaton weckte erschreckt die Dienerschaft und sandte einen Boten nach dem nächsten Dorfe, um ihren Arzt herbeizurufen, welcher auch sogleich an das Krankenlager eilte. Aber die äußerste Kunst desselben war vergeblich, denn noch ehe der Morgen anbrach, gab Lord Leaton den Geist auf.

Der Doktor hielt es jedoch für seine Pflicht, der bekümmerten Wittwe zu erklären, daß ihr Gatte an den Wirkungen eines scharfen Giftes gestorben sei, und er müsse eine Untersuchung durch die Todtenschaujury verlangen.

Das war ein schrecklicher Schlag für Lady Leaton gewesen, wenn sie empfänglich dafür gewesen wäre. Aber sie wies den Gedanken mit Unwillen von sich.

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

Vor den Assisen in Manchester wurde dieser Tage ein gewisser Michael Kennely zum Tode verurtheilt, weil er seine Frau, die sich geweigert hatte, ihm in trunkenem Zustande einen Kuß zu geben, erschossen hatte. Der Verurtheilte war 35 Jahre alt, verheirathet und hatte 14 Kinder.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 3. Sonntag, 5. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Wie, er vergiftet? — er, Lord Leaton, der so liebevoll war, daß er keinen Wurm auf seinem Wege zertreten, keine Wespe, die ihn gestochen, getödtet hätte? — er, der so allgemein geliebt und verehrt wurde, daß er auf der weiten Welt nicht einen Feind hatte? — er durch dessen vorzeitigen Tod Niemand gewinnen konnte, an dessen wohlthätigem Leben vielmehr Tausende das tiefste Interesse hatten? — er auf schändliche Weise beseitigt? Der Gedanke war zu widersinnig und zu schrecklich, um daran zu glauben.

Nein; das Entsetzliche eines solchen Verdachtes vergrößerte den unaussprechlichen Gram der Wittwe nicht.

Da aber der Arzt fest auf seinem Vorsatze bestand, daß eine post-mortem Untersuchung und eine Todtenschau stattfinden sollte, so mußte natürlich beides vorgenommen werden. Indeß ward nichts Entscheidendes zu Tage gebracht. Weder in dem Körper des Verstorbenen, noch in den Gläsern, aus welchen er getrunken, noch sonst irgendwo ward eine Spur von Gift entdeckt.

Der einzige verdächtige Umstand, daß Lady Leaton den Schatten einer weiblichen Gestalt an der Wand gesehen und das Rauschen eines seidenen Gewandes im Zimmer ihres Gatten gehört hatte, wurde durch ein getrenntes Verhör jedes einzelnen zum Hause Gehörigen widerlegt, wodurch deutlich dargethan wurde, daß alle um diese Zeit im Bette gewesen waren. Und Lady Leaton selbst gab zu, daß ihre Einbildungskraft sie vielleicht getäuscht hätte. Der Ausspruch der Todtenschau fiel deßhalb dahin aus, daß der Verstorbene an natürlichen Ursachen verschieden war.

Lord Leaton war zu plötzlich gestorben, um ein Testament gemacht zu haben, aber seine Wünsche wurden von Lady Leaton so gut verstanden, daß sie sie ohne Zeitverlust in Ausführung brachte. Sie schrieb nach Rom an Malkolm Montrose, theilte ihm den plötzlichen Tod seines Onkels mit und ersuchte ihn, sogleich nach England zu kommen. Sie schrieb auch an Norham Montrose, welcher bei seinem Regimente in Irland stand, machte ihm dieselbe traurige Anzeige und lud ihn ein, an einem bestimmten Tage in Allworth Abbey mit ihm zusammenzutreffen.

Malcolm Montrose, obgleich am weitesten von dem Schauplatz der Handlung entfernt, folgte dem Rufe zuerst. Er eilte nach England und begab sich, ohne eine einzige Nacht auf seiner Reise auszuruhen, schleunigst nach Allworth Abbey.

Gegen des Ende eines Märztages stieg er zu Abbeytown aus dem Postwagen, ließ das Gepäck in der Hut des Wirthes zum „Leatonwappen", und legte die kurze Entfernung nach der Abtei zu Fuße zurück. Er erreichte den Gipfel der die Abtei umschließenden östlichen Hügelkette, gerade als die Sonne, hinter den westlichen Hügeln verschwindend, das ganze Thal in tiefen Schatten warf.

Niemals war ihm der Anblick des düstern Ortes so finster und niederschlagend erschienen. Die große Gebäudemasse, welche die im Grunde der tiefen Schlucht versteckt liegende Abtei bildete, trübte sich spiegelnd in dem dunkeln See' überschattet von den riesigen alten Bäumen, eingeschlossen von hohen Bergen und durch das Sinken der Sonne hinter diese Berge in den tiefsten Schatten geworfen, war wohl geeignet, den Reisenden mit Schauer zu erfüllen, und hätte er auch nicht — wie Malcolm — ein persönliches

Digitized by Google

und tragisches Interesse an dem Schauplatz gehabt.

Einige Augenblicke verwandte er, das Gemälde zu betrachten, und stieg dann den steilen Pfad hinab, welcher auf den Boden des Thales führte. Am Fuße des Abhanges befand sich das Häuschen des Wildhegers und das Hauptthor des Parks. Er durchschritt dieses und schlug den gradesten Weg nach der Abtei ein.

Er ging durch ein zweites Thor und betrat den das Haus umgebenden Platz. Ein kurzer Gang brachte ihn nach dem äußern Ufer des beschatteten Sees. Eine Ulmenallee erstreckte sich rechts und links um diesen See und führte zu dem großen Vordereingange in die Abtei. Er schlug den Weg zur Rechten ein und mit schnellen Schritten vorwärts eilend, befand er sich bald vor dem Haupteingang.

Der erste Gegenstand, welcher hier seine Aufmerksamkeit fesselte, war das über der Thür hangende Trauerwappen. Er weihte dem Andenken seines Onkels einen Seufzer, schritt die breite Treppe hinauf und klopfte an die große eichene Flügelthür des Haupteinganges. Sie wurde von einem alten Pförtner geöffnet, welcher ihn achtungsvoll bewillkommete und ihn sogleich in die Bibliothek führte, worauf er sich zu Lady Leaton begab, um ihr die Ankunft zu melden.

Während er das Erscheinen seiner Wirthin erwartete, schleuderte Malcolm Montrose an das Fenster und blickte auf den Schauplatz — den dunklen See unmittelbar unter den Mauern der Abtei, noch dunkler durch die überhängenden Zweige der ihn umschließenden Bäume und die hohen Wände der umliegenden Berge, hinter denen eben der Vollmond sich zeigte.

Während Malcolm diese Scene betrachtete, wurde seine Aufmerksamkeit durch eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt erweckt, welche wie ein Geist unter den Bäumen dahinglitt. Anfangs konnte er ihr Gesicht nicht sehen, aber die unaussprechliche Anmuth ihres Ganges fesselte seinen Blick so, daß er jeder ihrer Bewegungen folge. Endlich wandte sie sich um, und er erhaschte den kurzen Anblick eines dunkeln Gesichtes, welches ihm so schön, wie das der Houri im Märchen zu sein schien. Das schöne Bild verschwand in dem dichten Laub des Immergrüns, und Malcolm Montrose wandte sich um, um seine Tante, die jetzt eintrat, zu begrüßen.

Lady Leaton war eine Frau von angenehmer Erscheinung, in mittleren Jahren, groß und stark von Gestalt, gewissenhaft, besonnen und liebevoll von Gemüth. Sie trat jetzt ins Zimmer, die stattliche Gestalt in Wittwentracht gehüllt, und das Gesicht von einer Wittwenhaube umschlossen. Ihre Augen waren von Thränen überströmt und ihre Stimme von Gram gebrochen, als sie näher trat, die Hand ausstreckte und Malcolm Montrose in Allworth Abbey willkommen hieß.

Ein kurzes Gespräch genügte, um Malcolm die Begebenheiten zu berichten, mit welchen der Leser schon bekannt ist, und von dem Ausgang dieser Unterredung braucht nur erwähnt zu werden, daß Malcolm mit Lady Leaton und mit dem Ausspruch des Todtenschauberichtes vollkommen in der Annahme übereinstimmte, daß Lord Leaton an irgend einer verborgenen Krankheit, und nicht, wie der Doctor geglaubt hatte, an Gift gestorben war. Es war ein großer Trost für Lady Leaton, daß ein Mann von so klarem Verstande und offenem Charakter, wie Malcolm Montrose, gleicher Ansicht mit ihr über den Vorfall war.

Als die Unterredung zu Ende war, schellte sie nach einem Diener, der ihn in sein Zimmer führen sollte, damit er sich zur Tafel umkleiden könne.

Das ihm angewiesene Zimmer lag unmittelbar über der Bibliothek, und aus dem Bogenfenster desselben überblickte man denselben Schauplatz. Unwillkürlich schleuderte Malcolm ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Der Mond stand jetzt so hoch am Himmel, daß sein Antlitz in den verborgenen Spiegel des dunkeln Sees widerschien. Als er hinausblickte, sah er dieselbe schöne Frauengestalt aus dem Dickicht hervortauchen und in der Richtung des Hauses verschwinden. Sie war offenbar in das Gebäude getreten.

Malcolm wandte sich ab, als wäre nichts Anziehendes mehr für ihn in dem Mondlicht auf dem verhüllten See, und schenkte seine Aufmerksamkeit dem alten John, dem Kammerdiener des verstorbenen Lord Leaton, welcher bereit stand, um dem jungen Manne bei seiner Toilette behülflich zu sein.

Digitized by Google

Als Malcolm sich durch den Kleiderwechsel erfrischt hatte, und im Begriffe stand, sich in das Gesellschaftszimmer hinunter zu verfügen, zeigte er sich als eines der edelsten Muster männlicher Schönheit.

Er war damals etwa fünf und zwanzig Jahre alt, groß und schön gewachsen, mit breiten Schultern, gewölbter Brust und von kräftigem Gliederbau. Sein Kopf war stattlich und ebenmäßig geformt, und mit reichem, dunkelm, kastanienbraunem Haar bedeckt, welches um eine hohe, breite und weiße Stirn wallte. Seine Züge waren vom edelsten, römischen Guß; seine Gesichtsfarbe hell und röthlich, und seine Augen von klarem, tiefem Blau. Seine Erscheinung war imponirend, wie die eines Menschen, der zum Gebieter geboren ist; sein Benehmen war zugleich anmuthig und würdevoll, und seine Unterhaltungsgabe glänzend und gründlich. Er war eines jener Meisterwerke der Schöpfung, einer jener magnetischen Menschen, welche ohne alle Bemühung anziehen und herrschen.

Als Malcolm Montrose in den hochroth ausgeschlagenen Gesellschaftssaal trat, fand er ihn schon glänzend für den Abend erleuchtet, und inmitten seines Lichtglanzes und seiner Farbenpracht zeigten sich drei holde Frauengestalten. Die erste, welche seine Tante Lady Leaton, war, erhob sich und führte ihn zu den beiden andern, welche sogleich seine Aufmerksamkeit fesselten.

Nachlässig in einen Armstuhl gelehnt, saß ein schönes Mädchen, von zarter Gesichtsfarbe, mit dunkelgrauen Augen und hellbraunem Haar welches durch ein Netz von schwarzer Seide zusammengehalten wurde.

Zu ihrer Rechten und zärtlich über sie geneigt, stand eine große, hochgewachsene, blonde Frau, deren weites Gewand von schwarzem Sammet, wie der Mantel einer Königin oder der Faltenwurf einer Göttin um ihre majestätische Gestalt herabfiel.

„Madame erlauben sie mir, Ihnen meinen Neffen, Herrn Montrose, von Dun-Ellen, vorzustellen, die Prinzessinn Pasolini Herr Montrose," sagte Lady Leaton, indem sie Malcolm der Fremden achtungsvoll vorstellte.

Malcolm verneigte sich tief und ehrerbietig und fühlte sich geehrt, die Bekanntschaft der Wittwe des heldenmüthigen Prinzen Pasolini zu machen.

Die Dame ihrerseits erhob ihr stattliches Haupt, lächelte sanft, verneigte sich schweigend, und wandte dann sogleich ihre Aufmerksamkeit dem jungen Mädchen in dem Stuhle wieder zu. Aber in diesem einzigen Blick auf ihr volles Gesicht sah Malcolm, daß sie eine jener seltensten und wunderbarsten Typen italienischer Schönheit war, eine vollkommene Blondine — blond, als wäre sie unter den kühlen, feuchten Nebeln Englands, aufstatt unter der glühenden Sonne Italiens geboren; und in der That, wenn ihr Heimathland ihr etwas von seinem Feuer verliehen hatte, so war es nur in dem warmen und glühenden Lächeln zu bemerken, das ihr Gesicht gelegentlich erhellte und aus ihren klaren, blauen Augen strahlte.

Malcolm Montrose nahm alle diese Eindrücke in den wenigen Augenblicken in sich auf, welche seine Vorstellung in Anspruch nahm, und wandte sich dann, um die junge Dame in dem Armstuhl — seine Cousine Agathe — zu begrüßen.

Er that dies in würdigen und herzlichen Worten, wie sie der ernsten Veranlassung ihres Wiedersehens geziemten, und da er nun zum ersten Male die außerordentliche Zartheit ihres Gesichtes und ihrer Gestalt, sowie das Schmachtende ihrer Stellung und ihres Benehmens bemerkte, nahm Malcolm Montrose eine beunruhigte Miene an und äußerte seine Besorgniß, daß sie unwohl gewesen wäre.

„Nein, sie ist nicht unwohl, das heißt nicht ernstlich; aber — seit unserm großen Verluste scheint sie nicht ganz wohl oder stark zu sein," antwortete Lady Leaton, den Satz mit zitternder Stimme schließend.

„Nicht wohl; nein, gewiß nicht!" dachte Malcolm, als er besorgt auf das schöne, bleiche geisterhafte Gesicht und die gebrechliche Gestalt des Mädchens blickte, das er vor wenigen Monaten erst als das echte Bild vollkommener Gesundheit verlassen hatte. „Nicht wohl, doch nicht ernstlich unwohl!"

War es möglich, daß diese große Veränderung so allmälig über Agathe gekommen war, daß die Wirkungen derselben selbst den Augen ihrer eigenen zärtlichen Mutter entgangen war? Das muß doch der Fall gewesen sein, dachte Malcolm, als er des jungen Mädchens

Digitized by Google

zarte und abgezehrte Hand in der seinigen hielt und sich vornahm, Lady Leaton am nächsten Tage auf die furchtbare Veränderung aufmerksam zu machen, welche, wenn sie auch denen, die täglich mit der Kranken verkehren, entgangen sein konnte, weil ihre Aufmerksamkeit von Gegenständen von so hervorragender Bedeutung, wie Lord Leaton's Krankheit und Tod, gänzlich in Anspruch genommen, doch so deutlich und so erschreckend war, daß sie ihn, der sie vor sechs Monaten in voller, blühender Gesundheit verlassen, erschüttert hatte.

Während Malcolm's Geist mit diesen Gedanken beschäftigt war, nahte sich ein leiser Fußtritt und Lady Leaton sagte:

„Meine Nichte Eudora, Herr Malcolm."

Malcolm erhob gleichgültig den Blick.

Ja, da stand sie, das schöne Mädchen, dessen anmuthsvoller Gestalt er mit Entzücken gefolgt war, als sie unter den Bäumen am Ufer des dunklen Sees dahinglitt! Da stand sie in der ganzen Lieblichkeit ihrer orientalischen Reize, eine auf die Erde gestiegene Peri aus Mahomeds Paradiese. Da stand sie — die zierliche kleine Gestalt zu ihrer vollen Größe ausgedehnt, den reizenden Kopf auf die Brust geneigt, die rabenschwarzen Locken herabfallend um ihr welches, warmes, olivenbraunes Antlitz, mit seinen zarten, gewölbten Brauen, den großen, dunklen, brennenden Augen und den purpurrothen Wangen und Lippen.

Schon der Blick auf eine solche Schönheit war eine große, aber gefährliche Wonne. Das empfand Malcolm, als er ihre Hand ergriff, seine Augen zu den ihrigen erhob und dem schnellen und flammenden Blick dieser großen, brennenden Sterne begegnete, so voll von halb unterdrücktem Feuer, von durchbohrrenden, vielsagenden Geheimnissen.

„Es freut mich, Sie zu sehen, liebe Cousine," sagte er, indem er ihre Hand drückte und wieder losließ.

Die langen Wimpern tief über ihre dunklen Augen gesenkt und mit noch erhöhter Röthe, machte sie eine Verbeugung und nahm den Stuhl, den er ihr hinstellte.

Malcolm stellte sich an Agathens Seite und ließ sich in eine Unterhaltung mit ihr und der Prinzessin ein, aber seine Augen wanderten unwillkürlich zu dem asiatischen Mädchen und jeder Blick erfüllte ihn mit einem tieferen und seltsameren Entzücken.

Es wurde zur Tafel gerufen, und Malcolm reichte der Fürstin den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Bei Tische saß er neben der Prinzessin, welche selbst eine Frau von glänzender Unterhaltungsgabe war; aber indem er sich mit ihr unterhielt, wanderten seine Gedanken beständig zu dem lieblichen, dunkeläugigen Mädchen, welches an der entgegengesetzten Seite des Tisches saß.

Als die Tafel vorüber und man ins Gesellschaftszimmer zurückgekehrt war, wurde der Abend mit ernsten Gesprächen verbracht, bis Lady Leaton endlich, als es schon ganz spät war, bemerkte, daß Agathe ermüdet schien und nach ihrem Mädchen schellte, um sie auf ihr Zimmer zu begleiten.

Malcolm führte Agathe bis an die Thür, wo er ihr gute Nacht wünschte, und bald darauf trennte sich der Kreis für den Abend.

Als Malcolm Montrose von Eudora Abschied nahm, berührte er abermals ihre Hand, und begegnete ihren Blicken mit einem Wonnebeben, das eben so seltsam als unbegreiflich war.

Als Malkolm sein Zimmer erreichte, entließ er sogleich den alten Kammerdiener, verschloß die Thüre und begann gedankenvoll auf und abzuschreiten. Eine hinreichende Menge aufregender Gegenstände beschäftigte seinen Geist, um ihn von der Ruhe zurückzuhalten. Die Anwesenheit der prächtigen Prinzessin Pasolini im Hause; der Tod seines Onkels; die schwindende Gesundheit seiner schönen jungen Cousine; aber durch alle diese beunruhigende Gegenstände glitt ein Bild von unaussprechlicher Lieblichkeit. — Eudora, das schöne asiatische Mädchen, und dieses immer wiederkehrende Bild war so entzückend, daß er, so oft es in seiner Vorstellung erschien, inne hielt, um wie bezaubert dabei zu verweilen.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 4. Mittwoch, 8. Januar **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Er wollte auf die leise Stimme nicht hören, welche ihn warnte, daß dieses Traumbild ein gefährliches sei; er dachte nicht daran, gegen Agathe, seine verlobte Braut, der seine Hand verpfändet war, der er, wie er glaubte, sein Herz geschenkt hatte, ein Unrecht zu begehen, und er wußte nichts von den listigen Annäherungen jener Alles beherrschenden Leidenschaft, die sich erst durch Augen und dann durch die Phantasie stiehlt, bis sie ihr unverrückbares Lager im Herzen aufschlägt. Das Feld seiner Phantasie war schon eingenommen; sollte die Citadelle seines Herzens auch besetzt werden? Wer wußte es?"

Nach Mitternacht begab sich Malcolm Montrose zur Ruhe mit dem Entschlusse, seiner verlobten Braut treu zu bleiben, und entschlief, um von der schönen morgenländischen Peri zu träumen.

Eudora bewohnte ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer neben dem geräumigen prächtigen Gemache ihrer Cousine Agathe, und seit Agathe kränkelte gehörte es zu Eudora's Pflichten, wenn die Leidende Nachts schlaflos war, an ihrem Bette zu sitzen und ihr vorzulesen, bis sie einschlief. Als Eudora aber an diesem Abend in ihr kleines Zimmer trat, und sie die Verbindungsthür von der anderen Seite verschlossen.

„Sie will diese Nacht allein sein," dachte das sanfte asiatische Mädchen, nahm einen niedrigen Stuhl und setzte sich vor das kleine Kohlenfeuer, um sich einer jener Träumereien hinzugeben, zu welchen ihr poetisches Gemüth so sehr geneigt war. Sie dachte an den herrlichen neuen Verwandten, dem sie an diesem Abende vorgestellt worden war, denn herrlich schien er ihr in der That, in seiner edeln, männlichen Schönheit und Anmuth. Sie verweilte bei seinem Bilde mit einer seltsamen Empfindung von Vergnügen und Befriedigung, wie bei irgend einem Gute, das ihr lang im Leben gefehlt, und das sie nun gefunden und sich zu eigen gemacht hatte. Sie fühlte wieder den ernsten Druck seiner Hand, als er die ihrige ergriff; sie sah wieder seinen Adlerblick in Zärtlichkeit schmelzen, als er den ihrigen traf; sie hörte wieder den ernsten Ton seiner Stimme, als er sie begrüßte. Niemand hatte je zuvor so ihre Hand ergriffen, ihr so in die Augen geblickt, oder so zu ihrem Herzen gesprochen, wie er.

Er wird mich verstehen und mich lieben, ich fühle, daß er es wird," murmelte sie mit entzücktem Lächeln. Aber kaum hatten ihre Lippen diese Worte hervorgehaucht, so verstand sie schon die volle Bedeutung derselben. Wie durch einen Strahl geistigen Lichtes war es ihrem Gewissen offenbar geworden, daß ihre Phantasie von einer verbotenen und gefährlichen Vision erfüllt war. Und doch war es so süß, diese verlockende Vision zu unterhalten, und so bitter, sie zu bannen.

Eudora ließ den Kopf auf die Brust und die gefalteten Hände in ihren Schooß sinken, und saß da, mit ihren dunkeln Augen gleichsam ihrem zurückweichenden Traum in der Leere nachblickend.

3.

Flucht! In dieser einen kurzen Silbe liegt die einzige Rettung vor einer verbotenen Leidenschaft, und wo die Flucht unmöglich ist, wird die Leidenschaft zum Verhängniß.

Malcolm Montrose war in der festen Idee nach Allworth Abbey gekommen, daß er drei Monate bei den Verwaisten bleiben und nach Ablauf dieser Zeit seine Verlobung mit der Erbin ruhig durch eine Vermählung beschließen

Digitized by Google

würde, welche in Rücksicht auf das erst vor kurzem erfolgte Hinscheiden des Familienhauptes ohne alles Gepränge gefeiert werden sollte. So hatten die letzten Aufträge Lord Leaton's an seine Gattin gelautet, und so hatte sie dieselben in ihrem Briefe an Macolm übermacht. Die Flucht vor seiner verbotenen Liebe wäre auch eine Flucht von seiner verlobten Braut gewesen. Er blieb daher, glücklich über die unbedingte Verpflichtung, welche ihn zu bleiben zwang. Eudora hatte in der ganzen weiten Welt keinen anderen Zufluchtsort, wohin sie hätte fliehen können. Die Flucht war also auch für sie unmöglich.

Und vielleicht dachten Beide nicht daran. Die Verhältnisse banden sie an einander, und so wurde die Leidenschaft zum Verhängniß. Beide kämpften beharrlich gegen die wachsende Raserei an. Sie mieden einander instinktmäßig so viel als möglich. Aber in jeder zufälligen Berührung ihrer Hände, jedem sich begegnenden Blick ihrer Augen, jedem Anklang ihrer Stimmen, wurde der feine Brennstoff des geheimen Feuers übertragen, das in Beider Busen glimmte. Sie blieben nie auch nur einen Augenblick allein zusammen; sie richteten freiwillig kein Wort an einander; und doch, wenn sie zusammen kamen, oder zum Sprechen gezwungen waren, so verriethen die erröthende Wange des jungen Mädchens, die stockende Stimme des Mannes, die abgewandten Blicke Beider, wenn nicht Andern, so doch ihnen selbst, die verborgene Liebe, welche in ihrer Brust brannte.

Alle Beweggründe der Ehre der Dankbarkeit und der Menschlichkeit zwangen sie, ihre Leidenschaft zu besiegen, und nicht der geringste derselben war ihr gemeinschaftlicher Kummer um Agathen's sinkende Gesundheit.

Agathe lag im Sterben; obgleich Niemand es zu sagen wagte; so wußte es doch Jeder. Das holde Mädchen fühlte es selbst, und statt sich zu ihrer Hochzeit vorzubereiten, deren Feier am ersten Mai stattfinden sollte, zog sie ihre Gedanken mehr und mehr von den Dingen dieser Welt ab und richtete sie auf den Himmel. Immer schon einer gedankenvollen und ernsten Gemüthsrichtung hingegeben, ward sie nun fast eine Heilige in ihrer Selbstentsagung, ihrer Geduld und Ergebung.

Oft, wenn Agathe Leaton in ihrem Armstuhl gelehnt da saß, die gegenseitige Verlegenheit Malcolms und Eudora's beobachtete und mit dem klaren Blick des Sterbenden die verborgenen Kämpfe ihrer Herzen sah, pflegte ein liebliches Lächeln über ihr schönes, geisterbleiches Antlitz zu gleiten, und sie murmelte dann zu sich selbst:

„Sie kämpften tapfer, um recht zu handeln — sie werden nicht lange mehr zu kämpfen haben; noch wenige kurze Wochen, und ihr Lohn ist ihnen gewiß; ihre Liebe wird unschuldig, und ihr Glück vollkommen sein. Und soll ich, die ich fortgehe, ihnen ihre Liebe und Freude beneiden? O nein! o nein! Denn ich weiß ja, daß da wohin ich gehe, eine Fülle von Freude und Liebe herrscht, wie menschliche Vorstellungen sie nie gefaßt haben.

Mit dem Scharfblick einer scheidenden Seele sah Agathe in die Herzen ihrer ganzen Umgebung, und beurtheilte sie mit Gerechtigkeit und Gnade. Eines Tages, als ihre kummervolle Mutter allein an ihrem Bette wachte, sagte sie zu ihr:

„Liebe Mama, ich wünsche über Malcolm und Eudora mit Dir zu sprechen. Ich weiß, daß Du unzufrieden mit ihnen bist, Mama, aber Du bist es ohne gerechte Ursache. Sie lieben sich; sie kämpfen gegen diese Liebe, aber sie können sie nicht bezwingen. Das ist, weil sie für einander geschaffen sind. Ihre Ehe ist schon im Himmel geschlossen. Meine Ehe mit Malcolm, Mama, war nur auf Erden beschlossen, als eine Sache der Politik und der Schicklichkeit. Malcolm und ich liebten uns nur wie Bruder und Schwester: wir hätten uns nie auf andere Weise lieben können, selbst wenn ich es erlebt hätte, seine Frau zu werden. Aber er und Eudora lieben einander wie zwei Wesen, welche bestimmt sind, für alle Zeit und Ewigkeit zu einem zu verschmelzen. Vergib ihnen, Mama, vergib, und sei gütig gegen sie um meinetwillen."

„Aber Du, Agathe! — mein Kind, mein Engelskind! — ich kann nur an Dich denken," schluchzte die Dame.

„Liebe Mama, ich weiß, daß all Dein Ehrgeiz auf das Wohl, das Glück und das Gedeihen Deiner Agathe gerichtet war. Gewähre jetzt derselben eine Bitte. Sie möchte sie glücklich sehen, ehe sie geht. Sie sind so gewissenhaft und so unglücklich, Mama; sie

Digitized by Google

fürchten sich, mit einander zu sprechen oder einander anzusehen, damit sie mich nicht verwunden oder kränken. Es macht mich elend, sie so zu sehen, weil ich sie beide liebe, Mama, und ich weiß, daß sie mich lieben, und um meinetwillen kämpfen sie tapfer gegen ihre Leidenschaft für einander an. Laß mich mit Malcolm sprechen, Mama; laß mich ihm sagen, daß ich ihn nur wie einen theuren Bruder geliebt; laß mich ihn von seiner Verpflichtung gegen mich lossprechen und Eudora's Hand mit der offenen und warmen Liebe einer Schwester in die seinige legen. Dann, Mama, wenn der Zwang von ihrer Liebe genommen ist, wenn sie sich frei ansehen, und mit einander sprechen dürfen als verlobte Liebende, dann werde ich glücklich in ihrem Glücke sein — glücklicher noch in dem Bewußtsein, daß ich es befördert habe — am allerglücklichsten in dem Gefühl, wie sie mich beide dafür lieben werden. Theure Mama, laß Agathe dieses Gute thun und diese Freude genießen, ehe sie von hinnen scheidet."

„Mein Engelskind, Du sollst in allem handeln, wie es Dir gefällt. Du handelst nach des Himmels eigener Eingebung, und es wäre ein Frevel, Dich zu hindern," rief Lady Leaton mit tiefer Bewegung.

„Ich danke Dir, liebe Mama, ich werde glücklich sein," sagte Agathe mit einem himmlischen Lächeln.

„Und der tödtliche Upasbaum wird Alles in Allem sein," sagte eine leise Stimme an Lady Leatons Seite.

Lady Leaton fuhr zusammen, und als sie sich umwandte, sah sie die Prinzessin Pasolini neben sich stehen.

„Madame!" sagte sie mit einer gewissen Unruhe.

„Nein, ich führte nur eine Zeile aus einer Fabel an, die ich Ihnen vor drei Monaten vorlas," sagte die Prinzessin, indem sie sich neben das Bett setzte.

Agathe war zu tief in ihre eigenen liebreichen Pläne versenkt gewesen, um zu bemerken, was neben ihr vorging.

An demselben Abend, als Alles still im Hause war und eine noch tiefere Ruhe in ihrem eigenen prächtigen Gemache herrschte, entließ Agathe ihre ganze Dienerschaft, und ließ Lady Leaton, Malcolm und Eudora ersuchen, zu ihr zu kommen.

Sie kamen sogleich.

Das Gemach war von einem sanften, dem Mondlicht ähnlichen Schimmer aus den umschatteten Strahlen einer Alabasterlampe beleuchtet, die auf dem Kaminsims, dem Fußende des Bettes gegenüber stand.

Die Bettvorhänge waren bei Seite gezogen, und offenbarten das holde Gesicht und die schmächtige Gestalt des sterbenden Mädchens, welches durch Kissen unterstützt, auf seinem Bette lag. Sie lächelte ihren Verwandten zu, als sie eintraten, und winkte ihnen, recht nahe zu kommen.

Sie kamen und stellten sich zur Seite des Lagers, und zwar zufällig in solcher Ordnung: Eudora zunächst dem Kopfende des Bettes, dann Lady Leaton und zuletzt Malcolm.

Sie streckte ihre abgezehrte Hand aus, nahm diejenige Eudora's, und hielt sie ruhig in der ihrigen, während sie ihre Gedanken zu einem Ausdruck sammelte. Dann, noch immer Eudora's Hand haltend, erhob sie ihre taubenähnlichen Augen zu Malcolms Gesicht und flüsterte:

„Liebster Malcolm, theuerster Bruder meines Herzens! Du wirst mich offen und frei sprechen lassen, das weiß ich."

„Sprich, süße Agathe, sprich Deinen Willen," murmelte der junge Mann, mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Ich war Deine verlobte Braut, Malcolm; aber unsere Verlobung war ein menschlicher Irthum, Liebster; und der Wille des Himmels hat sich ins Mittel gelegt, um sie zu lösen. Ich werde von hinnen gerufen. Malcolm, nach einer andern Sphäre. Nicht Deine Braut, sondern des Himmels Braut werde ich sein. Aber ehe ich von hinnen gehe, Malcolm, wollte ich Euch beweisen, wie innig die Schwesterliebe ist, die ich für Dich hege, und die Verwandtenliebe, die ich für Eudora empfinde. Dies wollte ich durch zwei Vermächtnisse beweisen, durch welche ich in Eurer Erinnerung zu bleiben wünsche."

Sie hielt inne, zog den Verlobungsring von ihrem zarten und abgezehrten Finger, setzte ihn auf den runden, vollen Eudoras und sagte:

„Dies meine Liebe, ist mein Vermächtniß für Dich!"

Dann nahm sie dieselbe Hand mit dem Verlobungsring am Finger, und legte sie in Malcolms Hand mit den Worten:

Digitized by Google

„Und dies, theuerster Bruder meiner Seele, ist mein Todesvermächtniß für Dich!“

Erschöpft sank Agathe auf ihr Kissen zurück, während man ein leises, halb unterdrücktes Schluchzen um sie her hörte. Und Malcolm und Eudora dachten, wie gern sie ihre gegenseitige Liebe, ja das Leben selbst hingeben würden, um diesen sterbenden Engel der Gesundheit und der Freude zurückzugeben. Und Lady Leaton flehte zum Himmel, daß ihr eigenes Leben das ihres geliebten Kindes nicht überdauern möge. Endlich sprach Agathe wieder:

„Wenn ich dahin bin, wird meine Mutter sehr verlassen sein — eine Wittwe und kinderlos. Versprecht mir — liebe Eudora und theuerster Malcolm — daß ihr meiner Mutter Sohn und Tochter sein werdet.“

Mit ernster Stimme und unter ersticktem Schluchzen versprachen sie Alles, was Agathe verlangte.

Noch eine kleine Weile hielt sie Malcolm's und Eudoras Hände vereinigt in der ihrigen und dann sagte sie, indem sie sie losließ:

„Gute Nacht, theuerster Malcolm, Begib Dich zur Ruhe, geliebte Mutter; Eudora wird diese Nacht bei mir wachen.“

Lady Leaton beugte sich nieder, zog Agathen einen Augenblick an ihre Brust und legte sie dann mit einem leisen Gebete wieder auf ihre Kissen zurück.

Malcolm bückte sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn; dann zogen sich beide zurück und ließen Eudora zur Nachtwache zurück und Eudoras Hand in der ihrigen haltend, sank Agathe in einen friedlichen Schlummer.

Stunden gingen vorüber. Das Zimmer war so still, der Schlaf der Kranken so ruhig, und die Lage der Wachenden so bequem in ihrem Armsessel, daß Eudora, von der Ermüdung vieler Nachtwachen überwältigt, kaum ihre Augen offen halten konnte.

Einmal mußte sie wirklich in einen augenblicklichen Schlummer gefallen sein, denn ihr träumte, daß ein Frau in dunkelm Gewande, den Kopf in einen dunkeln Schleier gehüllt, durch das Gemach schlüpfte und in ihrem eigenen kleinen Zimmer verschwand; aber als sie sich ermunterte, um sich blickte und in das anstoßende Zimmer ging, um es zu untersuchen, war Niemand zu sehen.

„Ich habe nur geträumt — ich habe auf meinem Posten geschlafen,“ sagte Eudora vorwurfsvoll; und um einen Rückfall in die Schläfrigkeit zu verhindern, wusch sie sich Stirn und Schläfen mit aromatischem Essig, feuchtete ihr Taschentuch mit derselben scharfen Flüssigkeit an und nahm ihren Sitz neben der Kranken wieder ein.

In demselben Augenblick erwachte Agathe, klagte über Durst und verlangte zu trinken.

Eudora ging an einen Seitentisch; goß ein Glas voll Tamarindenwasser und brachte es der Kranken.

Schweigend begab sich Eudora wieder auf ihren Platz zurück und wachte; kaum aber waren etwa fünf Minuten vergangen, da fuhr Agathe plötzlich auf, mit weit aufgerissenen Augen, bleifarbenem Gesicht und krampfhaft zuckenden Gliedern.

Erschreckt sprang Eudora hinzu.

Agathe Leaton versuchte zu sprechen, aber die Krämpfe in ihrem Halse verhinderten jede Aeußerung.

Im äußersten Schrecken legte Eudora sie auf die Kissen nieder, eilte nach dem Glockenzug und läutete um Hülfe.

Ans Bett zurückgeeilt, fand sie Agathe todtenbleich, steif, mit festgeschlossenem Munde, mühsam arbeitender Lunge und starren Augen.

Eudora umschloß sie mit ihren Armen, rieb ihr die Schläfen, die Hände, immer während rufend:

„O meine liebe, theuere Agathe! meine lieber theure Agathe! Was, was ist das? sprich zu mir! o sprich zu mir!“

Die starren Augen des sterbenden Mädchens wurden sanfter und richteten einen flehenden hülflosen Blick auf die Sprechende, dann erschlaffte die starre Gestalt und ward eine leblose Last in Eudora's Armen.

(Fortsetzung folgt)

Dürkheim, 4. Jan. Herr Früchtehändler Franz Wagner zeigte uns mehrere im Freien gestochene Spargeln.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 5. Freitag, 10. Januar **1873.**

Eudora

oder

Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Lady Leaton, von mehreren Dienerinnen begleitet, kam herbeigeeilt.

„Was gibt's? ist sie schlimmer?" rief die Mutter."

„Lady Leaton, sie ist todt!" rief Eudora.

Laßt uns einen Schleier über den Gram der Mutter werfen. Auf der ganzen Welt der Trübsal gibt es keinen Kummer gleich dem einer verwittweten Mutter, die sich um den Tod ihres einzigen Kindes härmt.

Anfangs wollte Lady Leaton an die Größe des Unglückes gar nicht glauben. Eigensinnig bestand sie darauf, daß ihr liebes Kind nicht todt sein könne, nicht todt sein solle — todt, ohne ein Abschiedswort, einen Blick, ein Gebet! Eiligst sandte sie Boten ab, um ihren Arzt herbeizuholen. Und erst als Doctor Watkins kam, die Kranke untersuchte und den Ausspruch that, daß das Leben entflohen sei, konnte man Lady Leaton dazu bringen, die Wahrheit zu glauben, und sie bewegen, das Sterbezimmer zu verlassen. Dann fiel sie ohnmächtig in die Arme der Prinzessin Pasolini und ward in bewußtlosem Zustande nach ihren Gemächern getragen.

Einige Stunden später verlangte Doctor Watkins fast gebieterisch eine Privatzusammenkunft mit Malcolm Montrose.

Der junge Mann, in tiefer Betrübniß über den Tod derer, die er als eine theuere Schwester geliebt hatte, gab dem Doctor Audienz in der Bibliothek.

Der Arzt trat mit ernster Miene ein, setzte sich Herrn Montrose gegenüber an den Bibliothektisch und begann:

„Mein Herr, was ich zu sagen habe, ist im höchsten Grade peinlich für mich zu äußern und für Sie zu hören, aber die Pflicht nöthigt mich zu sprechen."

Herr Montrose nahm seine Hand von der Stirn, erhob seinen getrübten Blick zu dem Gesichte des Sprechenden und erwartete die ferneren Worte desselben.

„Ich weiß, daß das, was ich Ihnen mitzutheilen im Begriff bin, den Gram, unter welchem Sie leiden, sehr vermehren wird, und dennoch muß es mitgetheilt werden."

„Sprechen Sie, mein Herr, ich ersuche Sie darum," sagte Herr Montrose mit einer unbestimmten, aber schrecklichen Ahnung dessen, was kommen würde.

„Vor drei Monaten stand ich an dem Sterbebette des verewigten Lord Leaton. Damals sprach ich meine Meinung dahin aus und beharre noch jetzt bei dieser Meinung, daß sein Tod durch Gift beschleunigt worden war. Das Todtenschaugericht kam zu einer anderen Entscheidung, und sein Ausspruch, verbunden mit der Thatsache, daß die postmortem-Untersuchung keine Spur von Gift entdeckte, erschütterte, wie ich gestehe, meinen Glauben an meine eigene Ueberzeugung. Heute Abend bin ich an das Lager seiner einzigen Tochter gerufen worden, ich habe ihre Leiche betrachtet und einen Bericht über ihre Todesart gehört. Und nun, Herr Malcolm Montrose, behaupte ich ganz fest, daß Agathe Leaton durch Gift ihren Tod fand, das ihr in dem Tamarindenwasser beigebracht worden, von welchem sie fünf oder zehn Minuten vor ihrem Tode getrunken — und ich verpfände meinen Ruf als Arzt für diesen Ausspruch!"

„Mein Gott! es kann nicht wahr sein!" rief Montrose, indem er aufsprang und den Sprechenden mit dem äußerstem Gram und Entsetzen anblickte.

„Herr Malcolm Montrose," sagte der Hausarzt nachdrucksvoll, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff und ihn auf seinen

Digitized by Google

Sitz zurückzuthalten, „das verwittwete und kinderlose Haupt dieses Hauses ist jetzt nicht in dem Zustande, dieser Krisis zu begegnen. Sie sind ihr natürlicher Stellvertreter. Sie müssen Ihre ganze Festigkeit aufbieten und die Leitung der Geschäfte übernehmen. Ich werde hierbleiben, um Ihnen beizustehen. Ich habe schon einige Schritte in der Sache gethan; ich habe den Krug und das Glas mit Tamarindenwasser zum Zwecke der Untersuchung in Sicherheit gebracht. Ich habe auch den Anwalt der Familie durch den Telegraphen herbeschieden, und den Todtenschauer, so wie eine Polizeiwacht bestellt, welche das Haus besetzen soll, denn Niemand darf dasselbe verlassen, bis die Todtenschau über die Verstorbene gesessen und ihr Verdict abgegeben hat!"

„Aber, guter Gott, Doctor!" rief der junge Mann in Bestürzung und Entsetzen, „wer, wer könnte einem so harmlosen und unschuldigen Leben nachstellen?"

„Wer?" wiederholte der Doctor; „wer hatte das größte Interesse an ihrem Tode und an dem Tode ihres Vaters vor ihr?"

„Niemand!" Wer hätte möglicherweise ein solches Interesse haben können?" rief der junge Mann.

„Wer ist die nächste Erbin dieses Besitzthums nach Lord Leaton und seiner Tochter?" sagte der Doctor.

Malcolm Montrose sprang auf, schlug die Hände an den Kopf, taumelte dann zurück und sank wieder auf den Stuhl, den Sprechenden entsetzt anstarrend.

„Wer," fuhr der Doctor mit erbarmungsloser Unbengsamkeit fort, „wer hatte beständigen Zutritt zu dem Lager des verewigten Lord Leaton? — wer bereitete ihm Speise und Trank? — wer hatte seine kranke Tochter beständig gepflegt? — wer wachte die letzte Nacht an ihrer Seite? — wessen Hand war es, die den verhängnißvollen Trank an ihre Lippen brachte, welcher sie tödtete?"

„Mein Gott! mein Gott, Herr Doctor! welches entsetzliche Ungeheuer von Verdacht hat sich Ihrer Seele bemächtigt? Geben Sie ihm einen Namen!" rief der junge Mann, und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn

„Endora Leaton! Ihre Hand war es, welche den Todestrank für ihren Onkel bereitete! ihre Hand war es, welche seiner Tochter den Gifttrank reichte! Es ist eine schreckliche Anklage, ich weiß es; aber wir dürfen nicht zögernd mit der heimlichen Giftmischerin verfahren," sagte der Doctor.

„Großer Gott! es kann nicht sein!" rief der junge Mann.

Der Doctor erhob sich und sagte:

„Ich verlasse Sie, Herr Montrose, damit Sie sich von diesem Schlage erholen, während ich hingehe, um die Effecten dieses Mädchens zu versiegeln und mich zu der Untersuchung vorzubereiten, welche die Giftmischerin vor den Richter bringen soll."

4.

Als der Arzt die Bibliothek verlassen hatte, warf sich Montrose in seinen Stuhl zurück drückte die Hände an die Stirn und bemühte sich, die Bestürzung zu beherrschen, welche selbst seine Vernunft zu bedrohen schien.

Schmerz, Grausen und Entsetzen, hinreichend um die Festigkeit des stärksten Geistes zu erschüttern, beraubten ihn für den Augenblick aller Kraft zu praktischer und bestimmter Thätigkeit. Und doch, durch alle die schrecklichen Bewegungen, welche seine Seele bis in ihre Tiefe erschütterten, war er sich der Unglaubhaftigkeit an die Wahrheit der Behauptung des Doctors bewußt. Aber der Zweifel, die Ungewißheit, der bloße Verdacht solcher gräßlicher Verbrechen im Schooße seiner eigenen Familie vollführt, überwältigten ihn mit Entsetzen.

„Gestorben durch die Hand des heimlichen Giftmischers! der Baron und seine Tochter! Der Baron, dessen ganzes Leben nur eine Handlung der edelsten Wohlthätigkeit gewesen war, und sein Kind, dessen Tage stets dem Glück seiner ganzen Umgebung geweiht waren! Beider liebereiches Leben durch Gift verkürzt! Unmöglich! unmöglich! es kann nicht sein! es ist nicht so!

„Und doch, und doch die Plötzlichkeit und Seltsamkeit beider Todesfälle, und die unzweifelhafte Tüchtigkeit des Arztes, welcher sie in ihren letzten Stunden behandelte, und welcher jetzt diese schreckliche Behauptung aufstellte!

„Und wenn dem so ist, von wem, großer Gott? Von wem ist dieses höchst gräßliche Verbrechen vollführt worden? und zu welchem

Digitized by Google

Zwecke? Wer konnte irgend ein Interesse an dem frühzeitigen Tode dieses edlen Mannes und dieses lieblichen Mädchens haben?

„Niemand als — o, Himmel! als Eudora! Sie ist Ihre Erbin; das Besitzthum gehört jetzt ihr, aber sie ist unschuldig; mein Leben, meine Ehre, meine Seele will ich für ihre Unschuld verpfänden. Und doch, wenn es erwiesen wird, daß dieser Vater und dieses Kind durch Gift gestorben sind, wie schwarz kann der Beweis gegen sie gemacht werden, und wie schwach ist ihre eigene Lage. Sie ist eine Waise und freundlos und obgleich auf väterlicher Seite von englischer Abkunft, so ist sie doch von Geburt und Erziehung eine Fremde, und noch zu kurze Zeit in diesem Lande, um einen Ruf erworben zu haben. Sie hat keine guten Antecedentien gegen diese furchtbare Anklage zu setzen, mit dem starken Zeugniß, das vorgebracht werden mag, um dieselbe zu unterstützen. Sie war die Dritte in der Erbfolge dieses Besitzthumes, daher ihr gewinnsüchtiges Interesse an dem Tode des Barons und seiner Tochter. Sie war die beständige Gesellschafterin des verewigten Lord Leaton, und bereitete den Trank, von welchem er starb. Sie wachte die letzte Nacht an Agathens Seite und reichte ihr den sogenannten verhängnißvollen Trank. Wenn es erwiesen wird, daß sie durch Gift gestorben sind, so ist ihr Verderben gewiß. Sie wird eine zweite Brinvilliers genannt werden. Man wird sie verklagen, vor Gericht stellen, verurtheilen — o Himmel! welche unsäglichen Gräuel stehen ihr bevor, obgleich sie, wie ich weiß, unschuldig wie ein Engel ist."

Das waren die rasenden Gedanken, welche durch sein Gehirn jagten und den Angstschweiß auf seine Stirn brachten. Er wischte die großen perlenden Tropfen von seiner bleichen Stirn ab, sprang auf und ging mit unregelmäßigen Schritten auf und nieder, vergebens nach Fassung ringend, die er aber nicht erlangen konnte.

Der Tod des edelherzigen Barons in der Blüthe seines Lebens, der Tod des süßen jungen Mädchens im Beginne der Jugend waren traurig genug, auch wenn sie an natürlichen Ursachen gestorben wären; und wenn sie durch Gift umgekommen von verrätherischen Händen gereicht, so war ihr Schicksal in der That ein schreckliches. Und doch war es nichts im Vergleich mit dem unsäglichen Entsetzen der Reihe von Unglücksfällen, welche die fremde Waise, die unschuldige Eudora bedrohten. Und auf diese Weise wurden andere Empfindungen des Kummers um den Verlust seiner nahen Verwandten von der Seelenangst um das Geschick der Waise verschlungen.

Und so rang Montrose nach Selbstbeherrschung, nach Kaltblütigkeit und Geistesklarheit, damit er bereit wäre, der bevorstehenden Untersuchung beizuwohnen, in der Hoffnung, die Wahrheit zu entdecken und Eudora's Ruf zu rechtfertigen.

Montrose schritt in dem Bibliothekzimmer auf und ab, bis er die erforderliche Gemüthsruhe erlangt hatte, um sich mit diesem Geheimniß zu beschäftigen.

Als der Doktor die Bibliothek verließ, traf er einen Diener in der Vorhalle, welcher auf ihn zueilte und sagte:

„Mein Herr, ich war im Begriff, Sie zu suchen. Die Prinzessin Pasolini läßt Sie ersuchen, sich schleunigst an das Lager meiner Herrin zu begeben, da die Lady im Todeskampfe liegt!"

Ohne ein Wort der Erwiderung wandte sich der Doktor um und eilte die Treppe hienauf und dem Corridor entlang, welche zu Lady Leaton's Gemächern führte.

Als er in's Zimmer trat, fand er Lady Leaton in heftigen Zuckungen und nur durch die starken Arme der italienischen Prinzessin, welche, um ihre Schultern geschlagen, ihre sich hebende Gestalt festhielten, daran verhindert, sich aus dem Bette zu stürzen.

Aber eben, als der Doktor an das Lager trat, erschlaffte ihr Körper und wurde biegsam, wie der eines Kindes. Die Prinzessin legte den Kopf auf das Kissen zurück. Ihre Augen schlossen sich und die Aschfarbe des Todes überdeckte ihre Züge.

Der Hausarzt nahm ihre linke Hand auf und legte seinen Finger an ihren Puls. Aber dieser Puls war still, und diese Hand war die Hand einer Todten. Sanft legte er sie nieder, wandte sich um und blickte auf die um das Bett Versammelten.

Es waren die Prinzessin, Eudora und das Kammermädchen der Lady.

Besondes heftete er seine Blicke auf Eudora

Digitized by Google

welche auf der entgegengesetzten Seite des Bettes kniete, das Gesicht in die Betttücher vergraben, in einer Stellung tiefen Jammers.

„Kann mir Jemand hier sagen, ob Lady Leaton von dem Tamarindenwasser getrunken, das das auf dem Kaminsims in Miß Leaton's Zimmer stand?“ fragte der Doctor, indem er finster um sich blickte.

„Ja, mein Herr,“ sagte das Kammermädchen, durch ihre Thränen aufblickend, „als meine Herrin durch den Anblick von Miß Leaton's Zustand so ergriffen wurde, daß sie einer Ohnmacht nahe war, und ich sie in meinen Armen halten mußte, rief ich nach einem Glas Wasser, und Miß Eudora goß schnell ein Glas Tamarindenwasser ein, indem sie sagte, es sei kein anderes zur Hand, und hielt es an die Lippen der Lady.

„Und hat die Lady davon getrunken?“

„Ja, mein Herr; sie trank das ganze Glas aus, denn sie wünschte so sehnlichst, sich um Miß Leaton's willen aufrecht zu halten, da sie nicht glaubte, daß alle Hülfe vergeblich sei,“ erwiederte das Mädchen.

„Das genügt,“ sagte der Arzt, indem er auf Eudora blickte.

Aber das Mädchen, das Gewitter nicht ohnend, das sich über ihrem Haupte zusammenzog, blieb in Gram versunken.

„Madame“, sagte der Hausarzt zur Prinzessin Pasolini gewandt, „Ihre Freundin ist ihrer Tochter nachgeeilt. Es ist jetzt keine Herrin an der Spitze dieses schwer heimgesuchten Hauses. Ich muß Sie daher ersuchen, aus Menschenliebe einige nothwendige Autorität über diese erschrockenen weiblichen Dienstboten zu übernehmen; wenigstens bis einige Maßregeln für die Ordnung des Haushaltes ergriffen werden können.

Die italienische Prinzessin erhob ihr schönes Gesicht, in welchem der Gram mit der gewöhnlichen stolzen Ruhe zu kämpfen schien, deutete mit einer anmuthigen Armbewegung auf Eudora und sagte:

„Sie vergessen, daß wir in der Gegenwart der jungen Dame des Hauses stehen, welche, so sehr sie auch jetzt von Gram niedergebeugt sein mag, ohne Zweifel ihrer hohen Stellung gewachsen sein wird.

„Madame, wenn Ihre Hoheit auf Miß Eudora Leaton anspielen, so muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß ihr nicht gestattet werden kann, sich vorläufig in irgend eine der Angelegenheiten des Hauses zu mischen,“ erwiederte der Doktor.

Die Erwähnung ihres Namens in einer so ernsten Weise erweckte Eudora aus ihrer kummervollen Erstarrung, sie erhob sich von ihren Knien und blickte umher, um alle Blicke in Zweifel, Bestürzung und Mißtrauen auf sich gerichtet zu sehen. Während sie stehend von einem Gesichte zum andern blickte, als bäte sie um eine Erklärung ihrer seltsamen Blicke, hörte man ein leises Klopfen an die Thür.

Der Doktor ging hin und öffnete sie leise. Und man hörte die Stimme eines Dieners, welcher sagte:

„Der Leichenschauer ist soeben angekommen, mein Herr.“

„Zur rechten Zeit sagte der Arzt. „Sind die Polizeibeamten angekommen?“

„Ja.“

„Schicken Sie gleich zwei von ihnen herauf und sagen Sie dem Leichenschauer Adams, daß ich gleich zu ihm kommen werde.“

Der Diener entfernte sich wieder, und der Doctor, zu der italienischen Prinzessin zurückkehrend, sagte:

„Madame, wollen Ihre Hoheit die Güte haben, sich in Ihre Gemächer zurückzuziehen, da dieses Zimmer, mit allen andern Anwesenden in die Obhut der Polizei gegeben werden muß.“

Mit einem Blick des Erstaunens neigte die Prinzessin ihr stattliches Haupt und schritt aus dem Zimmer.

„Sie werden die Thüre dieses Zimmers gut besetzt halten und Niemand hinaus oder herein lassen,“ sagte der Doktor und stellte die beiden Beamten an den Eingängen des Sterbezimmers auf.

Der Arzt warf Eudora Leaton, welche, ein Bild des Jammers, des Erstaunens und Entsetzens, noch immer an der Seite des Lagers stand, einen Blick zu, dann ging er fort, um sich zu Herrn Montrose und dem Leichenschauer zu verfügen. (Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 6. Sonntag, 12. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Der Arzt traf Malcolm, welcher eben die Bibliothek verließ, um ihn aufzusuchen.

„Was ist wieder vorgefallen? Welches neue Unglück hat sich ereignet?" fragte der junge Mann, als er des Doctors strenges und drohendes Gesicht bemerkte.

„Lady Leaton ist soeben verschieden, als Opfer derselben teuflischen Wirksamkeit, welche ihren Gatten und ihr Kind vernichtet hat," sagte der Doctor.

Montrose fuhr mit einem panischen Schrecken zurück und murmelte:

„Entsetzen auf Entsetzen! Schlafen oder wachen wir — sind wir toll oder bei Sinnen? Lady Leaton todt?"

„Wir sind wach und bei vollem Verstande, Herr Montrose, und Lady Leaton ist todt — todt durch die Hand desselben jungen asiatischen Teufels, welcher ihren Gatten und ihre Tochter mordete."

„Doctor, hüten Sie sich, ein unschuldiges Mädchen eines so abscheulichen Verbrechens zu beschuldigen."

„Herr Montrose, ich sehe, Sie nehmen Partei für Eudora, aber ich habe keine Anklage erhoben, welche ich nicht im Stande bin, vor der Todtenschau zu beweisen, und welche ihr Ausspruch nicht bald bestätigen wird?"

„Weiß dieses unschuldige Mädchen, wessen sie beschuldigt wird?"

„Sie kennt ihre Verbrechen, und ohne Zweifel hat sie Grund zu vermuthen, daß wir sie auch kennen."

„Sagen Sie nicht, wir kennen sie Doctor. Ich weiß von keinem Verbrechen ihrerseits; im Gegentheil, ich weiß in meinem eigenen innersten Bewußtsein, daß sie an allem Verbrechen, und selbst an allem Unrecht unschuldig ist; und auch Sie wissen es nicht; Sie vermuthen es nur; und in diesem Argwohn kränken Sie eines der vortrefflichsten jungen Geschöpfe, welche je gelebt haben."

„Herr Montrose, Sie sind von Parteilichkeit geblendet; aber der Schleier wird bald von Ihren Augen gerissen werden."

„Sie sind von irgend einem Vorurtheil geblendet, wenn Sie ein junges und liebliches Mädchen eines Gewebes von Verbrechen beschuldigen, welche das Blut einer Borgia vor Entsetzen zum Erstarren bringen würden," sagte der junge Mann.

„Wir werden sehen; wenige Stunden werden zwischen uns entscheiden", versetzte der Doctor mürrisch.

„Wo ist das unglückliche Mädchen jetzt?" fragte Malcolm.

„Wo sie vorläufig bleiben muß: in Lady Leaton's Sterbezimmer, welches jetzt in der Obhut der Polizei steht. Und nun Herr Malcolm Montrose, der Leichenbeschauer erwartet uns in dem rothen Gesellschaftszimmer," sagte der Arzt, vorangehend.

Es war heller Tag, die Sonne stand schon hoch am Himmel, obgleich die Dienerschaft erst jetzt daran zu denken schien, die Lichter auszulöschen und die Fenster zu öffnen.

Das Frühstück wurde im Frühstückszimmer bereitet, aber kein Familienkreis sammelte sich um dasselbe. Der Doctor, Prinzessin Pasolini und Malcolm traten einzeln und in Zwischenräumen in's Zimmer, verschluckten eine Tasse Kaffee und entfernten sich wieder.

Inzwischen begann der Leichenbeschauer seine Nachforschungen. Die Untersuchung nahm einige Zeit und viel Vorsicht in Anspruch, deßhalb wurde das ganze Haus in die Obhut der Polizei gegeben, so lange die Vernehmung dauerte.

Aerzte und Chemiker wurden herbeigerufen,

Digitized by Google

um der Besichtigung der Leichen und der Untersuchung des Wassers beizuwohnen, welches sie beide unmittelbar vor ihrem Tode getrunken hatten.

Sowohl die Besichtigung als die Untersuchung erwies sich erfolgreich. Spuren eines scharfen Giftes wurden in den Körpern der Verstorbenen gefunden. Die Anwesenheit desselben Agens ward in dem Getränk entdeckt, wovon sie genommen hatten. So weit war es klar bewiesen, daß Lady Leaton und ihre Tochter durch Gift ums Leben gekommen waren!

Aber von wem war es bereitet und beigebracht worden? Das war der nächste Punkt der Untersuchung.

Ach! Die Frage schien nur zu leicht beantwortet. Dennoch ging der Leichenschauer kaltblütig, regelmäßig und systematisch zu Werke.

Die Zeugen, welche während der Untersuchung streng getrennt gehalten worden, wurden einzeln vorgerufen und befragt, und ihr Zeugniß sorgfältig aufgenommen und verglichen. Dann berieth die Todtenschaujury lang und sorgfältig über die ihr vorliegenden Beweise.

Die Untersuchung dauerte zwei Sommertage, und die Sonne ging am zweiten unter, als sie ihr Verdict fällten.

„Die Verstorbenen, Mathilde, Baronin Leaton von Allworth, und ihre Tochter, die ehrenwerthe Agathe Leaton sind durch das Gift der Ignatia zu Tode gekommen, das ihnen in Tamarindenwasser durch die Hand der Eudora Leaton beigebracht wurde."

Ein Befehl zur Verhaftnehmung von Eudora wurde ausgefertigt und einem Beamten zur Ausführung übergeben.

„Nun was denken Sie davon? Ist meine Anklage erwiesen? Ist meine Behauptung durch die Leichenschau bestätigt worden? Was ist Ihre Meinung jetzt?" fragte der Doctor Malcolm Montrose, der ein blasser und schmerzerfüllter Zuschauer des Auftritts gewesen war.

„Meine Meinung ist, was sie immer gewesen ist und immer sein wird — daß Eudora Leaton unschuldig ist; unschuldig wie einer von Gottes heiligen Engeln; und für diesen Ausspruch verpfände ich jedes irdische und jedes himmlische Wohl, jede zeitliche und jede ewige Hoffnung, mein Leben, meine Ehre und meine Seele!"

„Dann werden Sie sie verlieren, mein junger Freund, das ist Alles. O Montrose, es ist schwer, an gräßliche Verbrechen zu glauben, selbst wenn wir sie in Zeitungsartikeln lesen als von Fremden und in der Entfernung begangen; aber wir sind entsetzt und gänzlich ungläubig, wenn sie uns selbst nahe treten. Diese Selbsttäuschung ist natürlich, denn gewiß haben andere große Verbrecher ihren eigenen parteiischen Freunden eben so unfähig geschienen, die Verbrechen, deren sie überführt wurden, zu begehen, als dieser schöne junge Dämon uns schien. Leute von notorisch schlechtem Charakter begehen selten oder nie große Verbrechen. Sie scheinen ihre natürliche Bosheit in einer Reihenfolge kleiner Missethaten zu zerstückeln. Eben die ruhigen, achtbaren, alltäglichen Menschen sind es, welche vergiften und morden, gerade als ob sie ihre ganze Sündlichkeit für eine große That aufsparten."

„Mein Herr, Sie behandeln die tiefsten Trägödien des Menschenlebens, die Tragödien des Verbrechens und des Todes, mit einer Leichtfertigkeit, welche weder ihrem Alter, noch Ihrem Beruf, noch den Verhältnissen, in welchen wir uns befinden, geziemt," sagte der junge Mann in bitterem Kummer.

Der Arzt fuhr fort:

„Ich behandle den Gegenstand nicht mit Leichtfertigkeit! Ich war nie in feierlicherem Ernst! Wenn Sie meine Worte bezweifeln, so befragen Sie Ihre eigene Erfahrung. Erinnern sie sich all der größten Verbrecher, von denen sie Kenntniß haben, und sagen sie, ob sie nicht alle sehr anständige, sehr achtbare oder sehr sittsame Personen waren — bis sie peinlicher Verbrechen deutlich überführt wurden? Ich könnte ein Dutzend aus meiner eigenen Erinnerung nennen, nur möge der Himmel ihnen vergeben; da sie die Strafe für ihre Verbrechen entrichtet haben, so will ich ihre Geister dadurch nicht quälen, daß ich ihre Namen und Thaten in's Gedächtniß zurückrufe."

Malcolm Montrose antwortete aber nicht. Er konnte dem Hausarzt in seinem Gespräche kaum folgen. Alle seine Gedanken waren mit der armen unglücklichen Eudora und der Kele

Digitized by Google

scher Leiden beschäftigt, welche ihr bevorn.

hrend er in bitterem Kummer dastand, in Constabler, mit einem Verhaftsbefehl r Hand, heran, grüßte den Doctor und Montrose und ersucht sie, ihn auf Miß ns Zimmer zu begleiten, damit er den hl vollziehen könne.

5.

Während dieser langen, schrecklichen Unterung war das asiatischen Mädchen in Lady tons Sterbezimmer geblieben, von Gram ergebeugt, aber die schweren Wolken nicht end, welche sich finster über ihrem Haupte ammenzogen.

Eudora Leaton hatte den Leichnam ihrer nte auf den rothen Gesellschaftssaal tragen en, wo die Todenschau gehalten und die st-mortem Untersuchung vorgenommen worn war.

Sie war, als sie die Reihe traf, gerufen orden, um ihr abgesondertes Zeugniß vor en Geschwornen abzulegen, und sie hatte den Tod Agatheus und Lady Leatons einfach beschrieben, wie sie ihn mit angesehen hatte. Sie hatte nicht unterlassen, einen Umstand zu erwähnen, den sie als einen Traum betrachtete nämlich das Erscheinen und Verschwinden einer dunkel gekleideten Frau aus Agatheus Zimmer. Am Schlusse ihres Zeugnisses war sie in das Zimmer zurückgeführt worden, aus welchem man sie geholt hatte, und hatte während des übrigen Theiles der Untersuchung daselbst verweilt.

Halb betäubt von Schmerz, fühlte Eudora Leaton, keine Neigung und machte sie keinen Versuch, das Zimmer zu verlassen. Sie sah die Polizeidiener die Thüren bewachen, aber ahnte nicht einmal, daß sie ihre Gefangene war. Wohl hatte sie am Morgen die seltsamen Blicke ihrer ganzen Umgebung bemerkt, aber in Kummer um den Verlust der Verwandten versenkt, war dieser Umstand wieder aus ihrem Gemüthe geschwunden.

Im Laufe des Tages war ihr durch Malcolm's sorgliche Aufmerksamkeit Speise und Trank gesandt worden, sie hatte aber nichts als eine Tasse Thee genommen.

Und nun, am Ende dieses langen und schrecklichen Tages, blieb Eudora Leaton, wie gesagt, vom Schmerz niedergebeugt, aber gänzlich ahnungslos in Hinsicht auf das dunkle Gewitter, das sich um sie zusammenzog. Sie saß auf einem kleinen Stuhle neben dem jetzt leeren Bette, den Kopf in die Decke vergraben, so abgestorben für alle äußern Eindrücke, daß die Thüre sich öffnete und das Zimmer sich halb mit Menschen füllte, ehe sie sich bewegte. Es waren die italienische Prinzessin Pasolini, Malcolm Montrose, Doctor Watkins, der Beamte, welcher den Verhaftungsbefehl brachte, die beiden Polizeidiener, welche die Eingänge besetzt hielten, und ein Haufen von männlichen und weiblichen Dienstboten, welche durch Neugier herbeigelockt waren.

Und noch immer blickte Eudora nicht auf.

Die Prinzessin schlich sich leise an ihre Seite und beugte sich mit mitleidigen Blicken über sie; dann erhob sie ihre in Thränen schwimmenden blauen Augen zu dem Doctor und Herrn Montrose und sagte:

„Vergeben sie mir; ich weiß, daß sie höchst schuldig ist, und daß ich mehr als Alle sie verdammen sollte, denn sie hat meine Wohlthäterin getödtet; aber sie ist so jung, ich kann nicht umhin, sie zu bedauern, denn wir wissen, je schuldiger das unglückliche Mädchen sein mag, desto mehr bedarf sie des Mitleids."

Die Stimme der Prinzessin, welche so nahe ihrem Ohre erklang, veranlaßte Eudora aufzublicken; und in demselben Augenblick trat der Beamte mit dem Verhaftsbefehl vor, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Miß Eudora Leaton, Sie sind meine Gefangene."

Sie verstand ihn nicht. Schnell erhob sie sich und blickte fragend in das Gesicht des Constablers und dann in die Gesichter der Personen, welche das Zimmer anfüllten und sich um sie drängten. Als ihre sternähnlichen Augen in dem Kreise umherirrten, senkten sich die Blicke Derer, die sie ansah, zu Boden, während Aller Mienen sich verfinsterten.

Indem sie so umherblickte, wich ihre Verwirrung einem unbestimmten Schrecken.

„Was ist vorgefallen? Was soll das heißen?" fragte sie.

Ein bedeutungsvolles Schweigen folgte ihrer Frage, während die Blicke der Menge noch einmal finster auf sie gerichtet waren.

„Warum sehen sie mich so an? Was ist

Digitized by Google

es? Will Niemand sprechen?" fragte sie während ein dunkler, überwältigender Schrecken sich ihres Herzens bemächtigte.

„Sagt es ihr, Beamter, und macht der Sache ein Ende," gebot der Doctor.

„Miß Eudora Leaton, Sie sind meine Gefangene," wiederholte der Constabler, und legte noch einmal seine Hand auf sie.

„Ihre Gefangene!" rief sie, in Entsetzen und Abscheu vor der schimpflichen Berührung zusammenfahrend. „Ihre Gefangene! was wollen Sie damit sagen?"

„Sagt es ihr, Beamter, und macht dem Ding ein Ende," wiederholte der Arzt, während Eudora wild von Einem zum Andern blickte und auf ihren Stuhl zurücksank.

„Miß Leaton," sagte der Constabler sanft, „die Todtenschau hat stattgefunden und ein Verdict gegen Sie gefällt, das Sie der Vergiftung Ihrer Tante, Mathilde, Lady Leaton und Ihrer Cousine, der ehrenwerthen Agathe Leaton beschuldigt; und dieses Papier in meiner Hand ist des Leichenschauers Befehl zu Ihrer Festnehmung.

Bevor er geendigt hatte, war Eudora aufgesprungen, und nun stand sie da, die dunklen glänzenden Augen weit aufgesperrt und flammend von einem Entsetzen, welches an Wahnsinn grenzte. Endlich fand sie ihre Stimme. Die Hände zusammenschlagend und den Blick im Zorn der Selbstvertheidigung erhebend, rief sie aus:

„Großer Herr des Himmels! gibt es Jemanden auf Erden, der solcher abscheulichen Verbrechen fähig wäre? Ist hier Jemand, der glaubt, daß ich es bin?"

Der Doctor kam an ihre Seite und sagte: „Junges Mädchen, der Beweis gegen Sie ist zu klar, um auch nur einen Zweifel in dem Geiste eines der Anwesenden zu lassen."

„Beweis? Wie kann ein Beweis für etwas vorhanden sein, was nie geschehen ist — was nie geschehen konnte? — ein Verbrechen, das meine innerste Seele verabscheut; vor welchem mein ganzes Wesen schaudert, meine ganze Natur zurückbebt — und begangen von mir und an Denen, welche ich verpflichtet war zu lieben und zu achten und zu bedienen! und begangen zu welchem Zwecke großer Gott! zu welchem Zwecke? Welchen Zweck könnte ich gehabt haben bei der Vernichtung meiner eigenen nächsten Verwandten, meiner liebsten Freunde und eigenen Beschützer?" fragte das arme angeklagte Mädchen in einem Tone leidenschaftlichen Schmerzes, Unwillens und Entsetzens.

„Ihr Zweck war dem blindesten Verstande klar; er bildet einen der stärksten Punkte in dem Beweise gegen Sie," sagte der unerbittliche Doctor.

„Und was war denn mein Zweck? Sie, der mich des Verbrechens beschuldigt, erklären Sie den Zweck!" rief Eudora Leaton, indem sie ihre flammenden Augen, durch welche ihre unwillige und empörte Seele Verachtung über eine so schändliche Anklage blitzte, auf sein Gesicht heftete.

„Dein Zweck, Mädchen, war die Beerbung ihrer Güter. Da Lord und Lady Leaton und ihre Tochter todt sind, so bist Du die einzige Erbin der unbelasteten Allworth," erwiederte der Arzt.

Das Feuer, welches aus ihren dunkeln Augen blitzte, die Farbe, die auf ihren Wangen brannte, schwand langsam dahin. Die Blässe eines unsäglichen Entsetzens breitete sich todesähnlich über ihr Gesicht. Sie taumelte, als müßte sie zu Boden fallen, faßte sich aber durch eine gewaltsame Anstrengung. Ihre Hände in dem schmerzlichen Ernst ihrer Frage zusammenschlagend, rief sie:

„O, glaubt irgend Jemand hier dieses von mir?"

„Ein finsteres Schweigen war die einzige Antwort.

„Madame Pasolini! Sie haben mich seit Monaten gekannt — glauben Sie es?" fragte sie, sich in flehender Angst an die Prinzessin wendend.

„Bellissima, mein Herz ist gebrochen — fragen Sie mich nicht," sagte die Prinzessin und wandte sich ab.

(Fortsetzung folgt)

Am Neujahrstag n. St. hatte die Temperatur in St. Petersburg 8 Grad Wärme — gewiß eine Seltenheit in dem hohen Norden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 7. Mittwoch, 15. Januar **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Eudora richtete ihre verzweifelnden Blicke auf den Haufen finsterer, erbarmungsloser, anklagender Gesichter um sie her, und als sie die Gestalt Malcolm Montrose's im Hintergrunde sah, streckte sie ihre gefalteten Hände in leidenschaftlicher Bitte nach ihm aus, und die Töne ihrer Stimme erhoben sich wild, hoch und durchdringend in der Agonie ihrer letzten Berufung, als sie schrie:

„Herr Montrose! Sie glauben doch nicht, daß ich ein solcher Teufel bin?"

„Nein, nein, nein!" sagte Malcolm ernst, glühend, heftig, indem er sich durch den Haufen drängte, an ihre Seite trat und ihre Hand ergriff. „Nein, Eudora, ich glaube es nicht! Ich bin nie einen Augenblick in Versuchung gewesen, es zu glauben! Du bist unschuldig an dem bloßen Gedanken des Bösen, und das will ich heimlich und öffentlich behaupten! Ich will wie ein Bruder bei Dir stehen; ich will Dir bis ans Ende helfen, Dich beschützen und vertheidigen, so weit Du meiner bedarfst, und ich Macht habe, Dir zu dienen — und dafür verpfände ich mein Leben, meine Seele und meine Ehre! Und wie ich Dir dieses Versprechen halte, so möge der Himmel in meiner größten Noth mit mir verfahren! Fasse Muth, süßes Mädchen! Deine Unschuld ist eine mächtige, unbesiegliche Burg, welche alle diese gräßlichen Anklagen vergebens angreifen sollen."

„O, Dank, Dank, Dank!" sagte Eudora Leaton, und ihre feurigen Augen schmolzen in die ersten Thränen, die sie seit ihrer Verhaftung vergossen hatte.

„Herr Montrose, ich möchte Ihnen rathen, vorsichtig zu sein," sagte der Doctor; „denn ich will Ihnen nur sagen, junger Herr, daß Sie nicht so weit von allem Verdacht entfernt sind, als Ihre Freunde wünschen könnten. Ihre Verlobung mit der verstorbenen Miß Leaton und Ihre Neigung zu der gegenwärtigen sind bereits nur zu sehr bekannt. Und ich versichere Ihnen, die Nothwendigkeit Ihrer eigenen Verhaftung als eines Mitschuldigen an diesem Verbrechen wurde bei der Untersuchung ernstlich in Betracht gezogen."

Malcolm Montrose's Wangen glühten, seine Augen blitzten, und er that einen drohenden Schritt gegen seinen furchtbaren Ankläger; dann sammelte er sich wieder, ließ die Hand sinken, und sagte:

„Nein, nein, nein! Sie sind ein alter Freund der Familie, und nur Ihr Eifer für dieselbe treibt Sie zu solchen unziemlichen Reden und Handlungen. Und da die Weisheit der Geschwornen mit der Frage über meine Verhaftung beschäftigt war, so wollte ich beim Himmel, daß sie sie angeordnet hätten! Da sie ein Verdict gegen dieses höchst unschuldige Mädchen gefunden haben, so wollte ich bei Gott, sie hätten auch gegen mich als ihren Mitschuldigen ein solches gefunden, damit ich stehen müßte, wo sie wird stehen müssen; erleben, was sie zu erleben, erdulden, was sie zu erdulden haben wird! Geht, sagt dem nächsten Gerichtsbeamten von mir, daß in allen Missethaten, die Eudora Leaton begangen, Malcolm Montrose ihr Mitschuldiger, ihr Helfershelfer — ja ihr Anstifter gewesen ist! Sagt ihm von mir, als Eudora Leaton ihre Verwandten vergiftete, daß Malcolm Montrose das Gift herbeischaffte und den Trank mischte! Sagt ihm, wenn Eudora Leaton in der Gefängnißzelle ist, auf der Bank der Angeklagten sitzt, oder auf dem Schaffot steht, so würde Malcolm Montrose an ihrer Seite sein als der bei weitem Schuldigere von Beiden! Sagt

Digitized by Google

ihm dieses von mir, laßt mich verhaften, und ich will Euch danken!"

„Sie sind rasend, Herr Malcolm Montrose, wozu die Ereignisse dieses Tages wohl geeignet sind, Sie zu bringen," erwiederte der Doctor. Dann wandte er sich an den Polizeibeamten und sagte:

„Es wird spät; wollt Ihr Eure Gefangene nicht lieber fortschaffen?"

„Es ist ziemlich weit bis zum nächsten Bezirksgefängniß, mein Herr. Ist wohl so etwas wie eine Calesche im Stalle, die ich benutzen könnte, um sie fortzubringen? oder ist auch vielleicht ein Bote da, den ich nach Leaton-Wappen schicken könnte, um eine zu holen?" fragte der Constabler.

„Es ist eine Calesche im Stall, wie ich weiß. Geht, John, und laßt sie in Bereitschaft setzen," befahl der Doctor.

Der Diener entfernte sich, um den Befehl zu befolgen. Der Constabler wandte sich zu Eudora und sagte:

„Miß Leaton, während der Wagen in Bereitschaft gesetzt wird, sollten Sie lieber Ihre Sachen anlegen."

„O Himmel! ist dieses ein schrecklicher Traum oder ein rasender Wahnsinn, der sich meiner bemächtigt hat, oder ist wahr, daß ich dieses Haus verlassen soll, wo die Leichen meiner Verwandten liegen und — nach dem Bezirksgefängniß gehen, der Ermordung meiner nächsten Verwandten angeklagt? O Entsetzen! Entsetzen! O rettet mich, Malcolm, rettet mich!" schrie sie, bedeckte das Gesicht mit den Händen, wie um eine schreckliche Erscheinung auszuschließen, und sank zu Boden.

Montrose bückte sich und richtete Eudora auf, indem er flüsterte:

„Das will ich! das will ich, Eudora! wenn es in menschlicher Macht steht! Sie brauchen diese Nacht nicht von hier geführt zu werden, Sie sollen es nicht! Ich will selbst mit den Gerichtsbeamten sprechen."

Dann wandte sich Malcolm an den Dienerhaufen, welcher noch immer im Zimmer zögerte, und fragte:

„Sind die Gerichtsbeamten schon wieder abgereist?"

„Nein, Herr! sie nehmen im Speisezimmer einige Erfrischungen zu sich," antwortete einer der Diener.

„Ruhen Sie hier aus, Eudora, bis ich zurückkomme," sagte Montrose, sie in einen Armstuhl setzend; dann ging er zu der Prinzessin und sagte:

„Madame, um's Himmels willen, sprechen Sie mit ihr."

Er eilte aus dem Zimmer und ging hinunter in das Speisezimmer, wo die Gerichtsbeamten bei ihrem Wein saßen.

Malcolm Montrose redete sie sehr achtungsvoll auf, sprach von dem nahenden Gewitter, von der Dunkelheit der Nacht und dem schlechten Zustande der Gebirgsstraßen zwischen Allworth Abbey und dem nächsten Bezirksgefängniß; und machte den Vorschlag, da die Angeklagte ein junges und zartes Mädchen sei, sie die Nacht hindurch in Allworth Abbey bleiben zu lassen.

Man konnte annehmen, daß Herr Malcolm Montrose, als der nächste männliche Verwandte der reichen Familie Leaton, bedeutenden Einfluß auf die Magistrats-Personen hatte. Dieselben waren außerdem zufrieden mit ihrer Tagesarbeit und durch den belebenden Einfluß des feurigen Traubensaftes milde gestimmt; und die von Malcolm Montrose dringend erbetene Gunst war unter den obwaltenden Verhältnissen nicht unbillig zu nennen. Nach einiger Zögerung und Berathung wurde daher beschlossen, daß die Angeklagte die Nacht hindurch in der Abtei bleiben sollte, sicher eingeschlossen in dem Zimmer, welches sie jetzt inne hatte, und streng bewacht von zwei Constablern, von denen einer an der Außenseite jeder Thür stehen sollte.

Und Malcolm Montrose wurde bevollmächtigt, diesen Befehl den beiden Constablern zu überbringen.

Inzwischen war Eudora in den Stuhl zurückgesunken, in welchem er sie gelassen hatte, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Die Prinzessin Pasolini hatte eine Dienerin nach Eudora's kleinem Schlafzimmer geschickt, um ihren Hut und Shawl zu holen. Und nun stand sie neben dem Stuhle des unglücklichen Mädchens und drang in sie, sich zu erheben und sich zu bereiten, mit dem Constabler zu gehen, indem sie sagte:

„Es wird Alles zum Besten ausfallen, Bellissima, mag es auch enden, wie es wolle, Wenn Sie sich unschuldig erweisen, so werden

Digitized by Google

Sie in Freiheit gesetzt werden; zeigen Sie sich schuldig, so werden Sie die Begünstigung haben, Ihr Verbrechen durch den Tod Ihres Körpers zu büßen, und so Ihre Seele retten. Also, mag es enden wie es wolle, Bellissima, es wird Alles recht sein."

„Aber Gott, Madame, wenn sie nun unschuldig ist und doch schuldig gefunden wird, wie so Mancher und Mancher vor ihr?" meinte Tabitha Tabs, das Mädchen, welches jetzt mit Hut und Shawl zurückkehrte.

„In diesem Falle, mein gutes Mädchen, ist sie eine Märtyrerin und wird zur Seligkeit eingehen. Also, ende es, wie es wolle, es wird Alles recht sein. Wir müssen uns vor dem Willen des Himmels beugen," sagte die Prinzessin fromm.

„Kann's nicht einsehen, Madame, wie Alles recht sein würde für die Unschuldigen, überführt zu werden, und der Wille des Himmels auch nicht, bitte um Vergebung, Madame, daß ich aus meinem armen Verstande spreche," sagte Tabby ehrerbietig.

„Du bist ein einfältiges Mädchen und bedarfst der Belehrung. Jetzt hilf Deiner Herrin, ihren Hut und Shawl anlegen. Eudora, stehen Sie auf, mein armes Kind, und legen Sie ihre Umhüllung an."

„Ja, Miß, thun Sie es gefälligst, da das Gewitter aufsteigt und es spät wird, und die Wege sind abscheulich zwischen hier und dem Gefängniß," sagte der Constabler, welcher Zeichen der Ungeduld blicken ließ.

„O wartet! bitte wartet bis Herr Montrose zurückkehrt. Er wollte die Gerichtsbeamten fragen, ob ich bis morgen früh hier gefangen bleiben könnte," bat Eudora.

„Thut Eure Pflicht, Beamter! Warum laßt Ihr Euch von den Bitten dieses Mädchens aufhalten? Sie hat sich nicht geschent, Verbrechen zu begehen, so sollte sie sich auch nicht fürchten, die Folgen zu tragen. Thut sogleich Eure Pflicht, denn jeder Augenblick, der ihr gestattet wird, unter diesem geehrten Dache zu bleiben, ist eine Beleidigung für das Andenken derer, die sie in ihr frühes Grab gestürzt hat," sagte der Arzt finster.

Der Constabler zauderte noch immer, und Eudora stand da mit bleichem Gesicht, gespanntem Blick und gefalteten Händen, schweigend um Aufschub flehend, als die Thür geöffnet wurde und Malcolm Montrose mit dem Befehle der Gerichtsbeamten eintrat, daß Miß Eudora Leaton unter strenger Bewachung bis zum andern Morgen in dem Zimmer eingeschlossen werden sollte.

„Danke, danke! O ich danke Ihnen für diese kurze Frist, lieber Malcolm!" rief das arme Mädchen, in Thränen der Erleichterung ausbrechend.

Malcolm drückte ihr die Hand und flüsterte ihr zu, sie möge Hoffnung fassen.

Der Arzt zitterte förmlich vor Wuth.

„Sehr gut," sagte er, „wenigstens will ich dafür sorgen, daß ihr jetziges Gefängniß sicher sei. Madame Pasolini, will Ihre Hoheit so gnädig sein, sich aus diesem Zimmer zu entfernen," fügte er hinzu, sich an die Prinzessin wendend.

„Gute Nacht, Eudora, bereuen Sie und beten Sie," sagte die Prinzessin, verbeugte sich anmuthig vor Herrn Montrose und dem Doctor und zog sich zurück.

„Verlaßt das Zimmer und geht an Eure Geschäfte, ihr alle! Ich brauche dieses Zimmer für mich und den Constabler," war der nächste strenge Befehl des Doctors an die versammelte Dienerschaft.

Alle entfernten sich sogleich außer Tabitha Tabs, welche kühn vortrat und sich wie eine feste Burg neben ihre junge Herrin stellte.

„Folge Deinen Kameraden, Weib!" rief der Doctor.

„Wenn meine Herrin es mir befiehlt, mein Herr," erwiderte Tabitha.

Eudoras linke Hand war in die Montrose's geklammert, jetzt streckte sie ihre rechte Hand aus und ergriff die ihrer ergebenen Dienerin, indem sie rief:

„O nein, nein, verlaß mich nicht, gute Tabitha!" Denn sie fühlte sich beinahe sicher zwischen den Beiden.

„Nicht, bis sie mich stückweise mit Zangen wegreißen, Miß Leaton! denn ich meine, ich bin zu stark, um so auf einmal weggetrieben zu werden," versetzte Tabitha Tabs heftig, indem sie ihre große Gestalt aufrichtete und trotzig umherblickte.

„Beamte, schafft dieses widerspenstige Weib aus dem Zimmer," sagte der Doctor zornig.

Die beiden Constabler traten vor, um zu gehorchen, und Malcolm Montrose ließ die

Digitized by Google

Hand Eudoras fallen, stellte sich ihnen gegenüber und sagte:

„Auf Eure Gefahr!“

Dann sich zu dem wüthenden Arzte wendend, sagte er:

„Herr Doktor, nur meine Kenntniß von der Aufrichtigkeit Ihrer Anhänglichkeit an die verstorbene Familie setzt mich in den Stand, die Heftigkeit ihres Benehmens zu ertragen. Aber sie treiben ihre Vorrechte und meine Geduld zu weit. Sie haben kein Recht zu sagen, daß dieses Mädchen ihrer unglücklichen Herrin nicht während der Nacht Gesellschaft leisten soll. Was für Schaden kann sie thun? Außerdem, wenn Miß Leaton von Constablern bewacht werden soll, die an der Außenseite ihrer Zimmerthür stehen, so ist es nur schicklich, daß sie eine Gesellschafterin bei sich hat.“

„Sehr gut,“ sagte der Arzt, „so weit ich betheiligt bin, mag sie ihre Kammerfrau drinnen behalten, aber ich werde dafür sorgen, daß sie selbst nicht hinaus kommt.“

Und mit diesen Worten ging er sogleich an die beiden hohen gothischen Fenster, welche das geräumige Zimmer erhellten, schloß die starken eichenen Läden, legte die eisernen Stangen davor, befestigte diese mit Vorlegeschlössern und gab die Schlüssel dem Oberconstabler, welcher den Verhaftungsbefehl trug. Dann postirte er einen der Beamten auf die andere Seite der Thür, welche zu den übrigen Gemächern dieser Zimmerreihe führte und befahl ihm, die Thür zu verschließen und den Schlüssel in der Tasche zu behalten. Und nachdem er sich endlich versichert hatte, daß alle Befestigungen des Zimmers gut im Stande waren, schickte er sich an es zu verlassen.

Malcolm drückte Eudoras Hand an sein Herz und sagte:

„Gute Nacht theuerste Eudora. Vertraue auf den Gott, welcher wacht, um die Unschuld zu befreien.“

Und sich zu ihrem Ohr herunterneigend, flüsterte er: „Hoffe.“

Dann erhob er den Kopf, blickte Tabitha freundlich an und sagte:

„Gutes Mädchen, gib ja Acht auf Deine Herrin diese Nacht.“

„Da können Sie sich auf mich verlassen, mein Herr, antwortete Tabby.

Dann drückte er noch einmal Eudoras Hand und verließ das Zimmer.

Der Doctor und der Oberconstabler folgten Malcolm. Sie standen alle in dem Gang draußen still, bis der Constabler die Thür doppelt verschlossen, den Schlüssel in die Tasche gesteckt und seinen Posten vor dem Zimmer eingenommen hatte.

„Und nun ist Eure Gefangene ganz sicher, denke ich, selbst wenn Ihr auf Eurem Posten schlafen sollet, Beamter,“ sagte der Doctor mit grimmiger Befriedigung, indem er sich von der Stelle entfernte.

Malcolm Montrose lächelte seltsam, indem er ihm folgte. Unten in der Halle trafen sie einen Diener, welcher die Ankunft des Herrn Carter, des Familien-Anwalts, meldete, welcher Herrn Mautrose zu sprechen verlangt hatte und in die Bibliothek geführt worden war, wo er jetzt wartete.

Malcolm ging sogleich dahin, und als er mit dem Sachwalter am Schreibtische saß, erzählte er ihm alle Einzelnheiten der Familien-Tragödie und die Verhaftung Eudora Leaton's auf die furchtbare Anklage hin, die ganze Familie vergiftet zu haben.

Selbst der klarsehende, abgehärtete alte Rechtsgelehrte war betreten und bestürzt über diese schreckliche Erzählung. Als Malcolm geendet und der Anwalt seine Geistesgegenwart wieder erlangt hatte, besprachen sie die Angelegenheit so ruhig als die Umstände es erlaubten. Der Anwalt bestand darauf, daß das Zeugniß gegen die Angeklagte ganz überzeugend sei, und daß in dem ganzen weiten Bereich menschlicher Möglichkeit nicht eine einzige Hoffnung ihrer Freisprechung vorhanden sei, während Malcolm mit angstvollem Eifer dabei beharrte, ihre vollständige Unschuld zu behaupten.

„Aber wenn sie es nicht gethan, wer hat es gethan?“ fragte der Anwalt treffend.

„Ja wer, in der That! Jede Vermuthung geht fehl!“ antwortete Malcolm, indem er die Tropfen abwischte, welche ihm die Seelenangst auf die Stirn trieb.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 8. Freitag, 17. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ist sonst Niemand dem Verdacht ausgesetzt?"

„Niemand!"

„Hatte die verstorbene Familie Leaton Jemanden tief beleidigt, oder zufällig Jemanden ein Unrecht zugefügt, oder sich irgend einen Feind zugezogen?"

„Nein; sie hat nie ein menschliches Wesen gekränkt oder beleidigt, und hatte keinen Feind auf der Welt."

„War Niemand vorhanden, dessen Interessen denen des verstorbenen Barons und seines Hauses zuwiderliefen?"

„Keiner auf Erden! Lord Leaton und seine ganze Familie standen auf dem bestmöglichen Fuße mit allen ihren Freunden, Bekannten und Untergebenen. Sie waren in weiter Ferne aufrichtig geliebt."

„Dann läuft es darauf hinaus, daß Niemand irgend ein Interesse an dem Erlöschen dieser ganzen Familie haben würde, als dieses halb indische Mädchen, welches ihre Erbin ist, welches, wie es sich zeigt, sie in ihrer Krankheit gepflegt und die Getränke bereitet und gereicht hat, woran sie starben, und in denen das Gift entdeckt wurde — das Gift, merken Sie wohl, der Faber Sancta Ignatia, eines tödtlichen Erzeugnisses des Morgenlandes, in England kaum bekannt, aber diesem asiatischen Mädchen ohne Zweifel ganz geläufig. Herr Montrose, der Fall ist sehr klar," sagte der alte Rechtsgelehrte mit bedeutungsvollem Kopfschütteln.

„Also denken sie," sagte der junge Mann mit dem Tone der Seelenangst, „wenn sie in Untersuchung gezogen wird —"

Seine Stimme wurde durch seine steigende Angst erstickt. Malcolm konnte nicht mehr weiter sprechen.

„Ich halte es für so gewiß, als irgend ein zukünftiges Ereigniß in dieser ungewissen Welt sein kann, daß Eudora Leaton für die Vergiftung der Familie ihres Oheims verurtheilt und hingerichtet werden wird. Herr Montrose! Guter Gott, Sie sind sehr krank! Sie — Sie haben doch nicht etwa in diesem dreimal verwünschten Hause etwas Anderes zu sich genommen, als worauf Sie sich verlassen konnten?" rief der Anwalt, erschreckt aufspringend und an die Seite des jungen Mannes eilend, welcher in seinen Stuhl zurückgesunken war, während seine ganze Gestalt zuckte, seine bleichen Züge sich verzerrten und die Schweißtropfen, durch die Seelenangst erpreßt, die er vergebens zu unterdrücken und zu beherrschen suchte, auf seiner Stirn perlten.

„Herr Montrose — lassen Sie mich einen—„

„Nein, nein," unterbrach ihn Malcolm, indem er seine Hand mit einer beschwörenden Bewegung in die Höhe hielt und seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen strebte, denn der Mann erträgt es schwer, sich unter der Macht des Leidens zu beugen. „Nein, nein, es ist der Schlag!"

„Dann, Malcolm, tragen Sie es wie ein Mann!" sagte der Anwalt, welcher nun wohl merkte, daß es ein geistiger und kein körperlicher Schmerz war, welcher die starke Gestalt des jungen Mannes erschütterte.

„Aber sie, Eudora, so jung und schön, so unschuldig und so beliebt, in ein so entsetzliches Verderben geschleudert zu werden!" brach es in stöhnender Seelenangst aus der keuchenden Brust Malcolms hervor.

Er ließ Kopf und Arme auf den Tisch fallen, während ein krampfhaftes Schluchzen seine mächtige Brust erschütterte.

„Aber ich will sie retten," sagte er zu sich selbst. „Trotz alles dessen will ich sie retten. Ich habe mein Leben, meine Seele und meine

Digitized by Google

Ehre auf ihre Unschuld gesetzt, und nun will ich dasselbe Leben, dieselbe Seele und Ehre für ihre Befreiung wagen!"

Dieser innerliche Entschluß verlieh ihm große Stärke, denn sogleich erlangte er die Beherrschung über sich selbst wieder, erhob sich, entschuldigte sich bei dem Rechtsgelehrten für die Aufregung, zu welcher er sich hatte hinreißen lassen, und wollte eben die Unterhaltung in einer ruhigeren Gemüthsstimmung wieder aufnehmen, als ein Diener mit der Meldung eintrat, daß das Abendessen bereit sei.

Malcolm Montrose bat den Anwalt, sein Nichterscheinen an der Abendtafel zu entschuldigen, und ersuchte ihn auch, seine Entschuldigung den Gerichtsbeamten zu überbringen, welche der Todtenschau beigewohnt hatten und nun zum Abendessen blieben.

Bereitwillig übernahm es auch der Anwalt, Malcolm bei den Gästen zu vertreten, und entfernte sich.

Malcolm Montrose erhob sich und durchmaß das Zimmer etwa eine halbe Stunde lang in tiefen Gedanken versunken; dann ging er hinaus, um die Einsamkeit seines eigenen Zimmers zu suchen.

Das ganze Haus war in peinlicher, aber gedämpfter Aufregung.

Die Mitglieder der Jury, obgleich es ihnen freistand, sich zu entfernen, hatten sich noch nicht zerstreut. Die eigenthümliche Bezauberung, welche die Menschen an den Schauplatz eines gräßlichen Verbrechens oder eines furchtbaren Unglücks fesselt, ließ sie noch immer in den schönen Hallen und Zimmern von Allworth Abbey verweilen.

Auch die Leute des Leichenbesorgers waren schon im Hause angekommen, um die vorläufigen Anordnungen für das bevorstehende zweifache Begräbniß zu treffen. Und die Diener des Hauses gingen beständig hin und wieder, um sie zu bedienen.

Malcolm Montrose schritt an Allen vorbei und ging auf sein einsames Zimmer, schloß sich ein und warf sich auf einen Stuhl neben dem hohen Bogenfenster, das den schwarzen Pfuhl überblickte.

Er ließ den Ellbogen auf den Armen seines Stuhles ruhen, beugte den Kopf auf die Hand, und so saß er länger als eine Stunde, ohne seine Stellung zu verändern. Dann stand er auf, blickte durch das Fenster, wandte sich wieder um und durchschritt das Zimmer, von Zeit zu Zeit innehaltend, um zu horchen. So verging abermals eine Stunde. Inzwischen hatten sich die aufgeregten Hausbewohner zur Ruhe begeben und Alles war still.

Da verließ Malcolm sein Zimmer, verschloß die Thür, deren Schlüssel er zu sich nahm, und ging den langen Corridor hinunter, welcher zu der mittleren Vorhalle und der großen Treppe führte. Als er in die Halle trat, sah er den Constabler vor der Zimmerthüre des gefangenen Mädchens auf Wache stehen. Der Mann war vollkommen wach und munter und berührte seinen Hut, als Malcolm vorbeiging. Malcolm ging die große Treppe hinunter, durch die verdeckte untere Vorhalle auf die Haupteingangsthüre zu, wo er die Thüren aufriegelte, öffnete und sich hinaus begab.

Malcolm schlug sogleich den Weg nach den Stallungen ein, trat hinein, zog ein leichtes Fuhrwerk hervor, führte ein schnelles Pferd heraus, spannte es vor den Wagen, sprang auf den Kutschersitz und jagte durch das nördliche Thor nach einem dicht bewaldeten Theile des Parks, bis er die Ruinen eines sehr alten Nonnenklosters erreichte. Dann sprang er herunter, band sein Pferd an einen Baum und suchte die Keller der Ruine, indem er seinen Entschluß wiederholte:

„Ich habe mein Leben, meine Seele und meine Ehre auf Eudora's Unschuld gesetzt, und nun will ich Leben, Seele und Ehre für Eudora's Rettung wagen!"

6.

Das Zimmer, in welchem Lady Leyton gestorben und wo Eudora jetzt eingeschlossen war, war in alten Zeiten das Gemach des Abtes gewesen. Es war ein geräumiges, dunkles, trauriges Zimmer, jetzt trübe von einer Lampe erhellt, die auf dem Kaminsimse stand.

Lange nachdem Malcolm Montrose, Doctor Watkins und die Constabler das Zimmer verlassen hatten, blieb Eudora in die Tiefe ihres großen Stuhles gedrückt und den Kopf auf die Brust gesenkt, sitzen, während ihre schwarzen Locken herabfielen und ihr schönes dunkles Gesicht halb verschleierten; ihre linke

Digitized by Google

Hand, welche Malcolm losgelassen, fiel schlaff an ihrer Seite nieder, und die rechte klammerte sich noch immer in die Tabithas, welche neben ihr stand. Noch war kein Wort zwischen ihnen gewechselt worden. Eudora war in tiefe, schmerzliche und verwirrende Gedanken versunken, wie sie immer das tief fühlende Opfer eines plötzlichen und zermalmenden Unglücks überwältigen. Die Erschütterung des Donnerschlages, welcher sie soeben getroffen, ihr inneres Leben verheerend und das äußere so still und schwarz und drohend gestaltend; das weite, dunkle, düstere Zimmer, das Todesschweigen rings um sie her — Alles vereinigte sich, ihren Verstand bis in seinen Mittelpunkt zu erschüttern. In der Verwirrung, welche durch diesen innern Sturm der Empfindung, des Denkens und Leidens unter Nerven, Kopf und Gehirn entstanden, war sie nahe daran, das Vertrauen auf Gott, den Glauben an die Wirklichkeit der äußeren Verhältnisse und selbst an ihre eigene Identität zu verlieren.

Plötzlich beugte sich Eudora Leaton vor, faßte Tabithas Hand fester und rief mit krampfhafter Stimme:

„Weck mich! wecke mich, Tabitha! Ich habe den Alp und kann mich nicht ermuntern. O wecke mich, wecke mich um des Himmelswillen!"

Tabitha, welche aus Achtung vor dem Kummer ihrer Herrin bisher geschwiegen hatte, wurde jetzt ängstlich wegen ihrer Verstandesklarheit.

Mit fast ehrerbietiger Zärtlichkeit sich über sie beugend, flüsterte sie:

„Liebes Fräulein, suchen Sie sich zu fassen und Ihre Gedanken zu sammeln, und besinnen Sie sich."

„O Himmel! ich besinne mich nur zu gut! zu gut!" schrie Eudora mit durchdringender Stimme, indem sie ihr Gesicht in ihre Hände fallen ließ und am ganzen Körper schauderte. „Es ist keine schreckliche Täuschung! Es ist eine entsetzliche Wirklichkeit! Meine Tante und meine Cousine sind wirklich todt, und ich bin gefangen auf die Anklage hin, sie vergiftet zu haben! O entsetzlich! ganz entsetzlich! O ich werde wahnsinnig werden! Ich werde wahnsinnig werden!" rief sie, sprang vom Stuhle auf, streckte die Arme in die Höhe und warf sich auf den Fußboden.

Einen Augenblick starrte Tabitha Tabs entsetzt auf diese Aeußerung heftiger Aufregung bei einem Wesen, das sie beinahe bis zur Anbetung liebte und ehrte, kniete dann neben ihr nieder, legte die Arme sanft um ihre Taille, um sie aufzurichten, und flüsterte mit leiser, ehrerbietiger Stimme:

„Liebes Fräulein, versuchen Sie sich zu sammeln, gedenken Sie Ihrer Würde, Ihres Ranges, und vor Allem Ihrer Unschuld, und setzen Sie Ihr Vertrauen auf Gott!"

Eudora Leaton ließ sich aufheben und auf den tiefen Stuhl zurückbringen, in welchen sie hülflos niedersank, und wo sie, den Kopf auf die Brust gestützt und die Arme auf den Schooß gesenkt, in der Erstarrung der Verzweiflung sitzen blieb, welcher die Heftigkeit ihrer Seelenangst gewichen war.

Tabitha nahm einen Schemel, setzte sich zu ihrer Herrin Füßen und hielt schweigend eine ihrer schlaff herabhängenden Hände in den ihrigen.

So saßen sie eine Zeit lang, die trägen Minuten schienen sich zu der Länge von Stunden auszudehnen. Das Haus war still wie der Tod und die Kaminuhr zeigte die eilfte Stunde, als Tabitha's scharfes Ohr einen leisen, vorsichtigen, knirschenden Ton in der getäfelten Wand zur linken Seite des Kamins vernahm. Sie erhob den Kopf und wandte ihre Augen schnell nach der Richtung des Tones, und mit einem halb unterdrückten Schrei und klopfenden Herzen sah sie eines der eichenen Felder hinweggleiten und ein ängstliches Gesicht und eine warnende Hand in der Oeffnung erscheinen.

Der erstickte Schrei ihres Mädchens hatte Eudora's Aufmerksamkeit erweckt; und mit der Gleichmüthigkeit eines Menschen, der so tief in's Elend gestürzt ist, daß er kein ferneres Unheil fürchtet, folgte das unglückliche Mädchen mit ihrem gleichgültigen Blicke dem erschrockenen ihrer Dienerin.

In diesem Augenblick wurde die Hand an der Oeffnung mit einer ermuthigenden Geberde ausgestreckt, und eine vertraute Stimme murmelte schnell und leise:

„St! st, Tabitha! Fürchte Dich nicht! Ich bin's."

Und im nächsten Augenblick kam der Mann durch die Oeffnung, und Malcolm stand im Zimmer. Er streckte die Hand warnend aus, indem er näher trat und sagte:

Digitized by Google

„St — st! um des Himmels willen beherrscht euch? Seid ruhig, und Alles wird gut werden!"

Jetzt stand er vor der Herrin und der Dienerin, welche ihn zwar mit Erstaunen, aber nicht mit Angst anblickten.

„Laßt uns leise sprechen, dann werden wir, Dank der Dicke dieser Mauer und Thür, von den wachthabenden Polizeileuten nicht gehört werden. Horcht auf — es sind Riegel auf dieser Seite der Zimmerthür angebracht. Sind sie zugeschoben?"

„Nein, mein Herr," erwiderte Tabitha, mit unterdrückter Stimme.

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

Ueber den Raubmord in dem Dorfe Thalmassing, Bez.-A. Regensburg, welchem eine ganze, aus 5 Köpfen bestehende Familie zum Opfer fiel, ist folgendes Nähere zu melden: Man fand den Wechmacher Stang in der Nähe seines Hauses, das einen Büchsenschuß ungefähr von den übrigen Häusern des Dorfes entfernt gelegen ist, mit tödtlichen Wunden am Kopfe liegen und als man den Sterbenden in sein Haus brachte, bot sich erst ein entsetzlicher Anblick dar, nicht nur lag dessen Weib erschlagen am Boden, sondern auch die 3 Kinder, von denen das älteste 10 und das jüngste 1½ Jahre zählte — selbst diesen armen Wurm haben die Verbrecher in ihrer Bestialität nicht geschont — alle waren hingemordet. — Und die Beute, um welche der, oder wahrscheinlicher die Verbrecher diese ganze Familie, (die Frau befand sich in hochschwangerem Zustande) ermordet haben? 100 fl. ungefähr, die der gemordete Stang als Erlös für eine Kuh im Hause hatte. Nachbarsleute wollen ungefähr um 9 Uhr Nachts 2 Bursche sich dem Hause nähern gesehen haben. — Hieneben kommt noch die Nachricht von einem Doppelmord in Hainstetten (N. B.) Dort wurden der Ansnahmbauer Zwickel und seine Haushälterin in der Küche erschlagen. Das Verbrechen scheint spät Abends verübt worden zu sein. Es war auch nur eine Summe von etwa 100 fl., welche der Verbrecher in die Hände bekam.

Entführung. In dem Materialwaarengeschäft des Kaufmanns D. in Berlin ist schon seit einigen Jahren ein Commis angestellt, der sich durch besondern Fleiß und Redlichkeit das Vertrauen seines Chefs erworben hat. Aber auch noch eine andere Errungenschaft war es, die dem Jünger Merkurs das Haus seines Prinzipals lieb und werth machte. Der Letztere hatte ein einzig Töchterlein, das sich in den Commis verliebt, und längst hatten die beiden ihre Schwüre ausgetauscht, nie von einander zu lassen. Als die Weihnachtszeit herannahte, übergab der Herr Papa dem Töchterchen einen Wunschzettel, und war nicht wenig erstaunt, darauf zu lesen, daß sich die Erbin einen Bräutigam und zwar den Commis als einziges Präsent zum Christfest von den Eltern erbat. Diese schlugen jedoch den Wunsch rundweg ab und, um weitere Gefahren zu vermeiden, kündigten sie dem jungen Manne seine Stellung. Die Beiden waren am dritten Weihnachtsfeiertage plötzlich von hier verschwunden. Die betrübten Eltern erhielten bald von ihnen Kunde und zwar in Form eines Briefes, der am Sonnabend von Hull eintraf. Die beiden Entflohenen haben sich in England trauen lassen und sind Frau und Mann. Dem Briefe war ein Kistchen Apfelsinen beigefügt, welche die Neuvermählten den Eltern zum Präsent mit der Anzeige machten, daß der Schwiegersohn in der neuen Heimath in diesem Artikel arbeite. Aber schon am Sonntag früh reiste unser Materialwaarenhändler ab, um die Entflohenen wieder zurückzuholen. Der Schwiegerpapa wird nun wohl nichts mehr gegen den geschlossenen Bund einzuwenden haben.

Ein Schusterjunge ging an einem Droschkenfuhrmann vorüber, an dessen Wagen ein sehr elendes, mageres Pferd gespannt war und mit gesenktem Haupte dastand. Als er dieß Pferd sah, sprang er schnell zur Seite. „Dummer Junge!" rief ihm der Fuhrmann zu, „warum springst Du denn weg? Das Pferd schlägt ja nicht!" — „O, — antwortete der Junge, „das fürcht' ich auch nicht, aber das Umfallen?"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 9. Sonntag, 19. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Mit einem Wink, daß sie still und bewegungslos sitzen bleiben sollten, schlich Malcolm auf den Zehen erst an die eine Thüre und dann an die andere, ließ vorsichtig die Riegel in ihre Zapfen gleiten und machte sie beide so fest auf der inneren Seite, als sie von außen waren.

Dann kehrte er zu Eudora Leaton zurück, horchte einen Augenblick gespannt auf und murmelte dann, augenscheinlich überzeugt, daß Alles ruhig sei:

„Friede sei mit dem würdigen König oder Bischof, welcher diese Mauer so fest gebaut hat! Die Wachen draußen haben nichts gehört."

Darauf wandte er sich zu dem neugierigen, ängstlichen und erwartungsvollen Kammermädchen und flüsterte:

„Tabitha, mein gutes Mädchen, ich kann mich auf Dich verlassen, daß Du mir hilfst, Deine junge Herrin zu befreien?"

„Auf mich verlassen? O mein Herr, wissen Sie denn nicht und weiß sie es nicht, daß ich mich zwischen sie und Alles, was sie bedroht, werfen und es statt ihrer ertragen wollte, wenn ich nur könnte?" sagte das tapfere und treue Mädchen mit nachdrücklichem Geflüster.

„Es wird in der That kaum weniger sein, was von Dir verlangt werden wird, meine gute Tabitha."

„Zweifeln Sie nicht an mir, mein Herr, sondern prüfen Sie mich!" sagte das junge Mädchen herzhaft.

„Nun denn, Tabitha," sagte Malcolm Montrose, „Du wirst zuerst Deine junge Herrin für eine schnelle Reise bereiten müssen — Dank dem geheimen Gang, welcher aus den Gemächern des Abtes nach den Ruinen des nahen Nonnenkloisters führt, — von welchem die Lästerung behauptet, daß es einst zu einem weniger würdigen Zweck benutzt worden sei. Ich habe mir die Mittel für ihre Flucht zu verschaffen gewußt. Aber Du, mein gutes Mädchen, wirst hierbleiben müssen, um ihren Rückzug zu decken, denen gegenüber zutreten, welche sie morgen früh suchen werden, und alle Fragen auszuhalten, wie oder mit wem sie ihr Gefängniß verlassen hat. Bist Du stark genug für diese Aufgabe, Tabitha?"

„Mögen sie mich verhören, das ist Alles, mein Herr; und wenn sie nicht finden, daß ich ihnen gewachsen bin, so bin ich keine Frau, sondern ein Klotz. Sie mögen mich ins Gefängniß schicken, oder mich hängen, wenn sie Lust haben. Aber ich möchte den sehen, der mich zum Sprechen zwingen will, wenn ich nicht sprechen will!"

„Sie können Dir kein wirkliches Leid zufügen, mein Mädchen, dessen kannst Du gewiß sein. Sie würden Dir nur drohen und Dich höchstens schrecken."

„Mich schrecken? O mein Herr, Sie kennen mich nicht; ich bin nicht von schreckbarem Stoff gemacht."

Der junge Mann hatte sich zuerst an die Dienerin gewandt, nicht nur, um sich ihrer unmittelbarer Sympathie und Mitwirkung zu versichern, sondern auch, um Miß Leaton Zeit zu gewähren, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen, ihr Gemüth zu beruhigen und ihre Gedanken zu sammeln.

Nun wandte er sich zu Eudora, welche durch die Einflößung neuer Hoffnung in ihre Verzweiflung sehr aufgeregt worden war, aber jetzt mit Selbstbeherrschung, obgleich gespannt lauschend, ruhig dasaß, und sie mit ehrerbietiger Zärtlichkeit anredend, sagte er:

„Und dann, meine theuerste Eudora, ermuntern Sie sich; nehmen Sie Ihre ganze That-

Digitized by Google

kraft zusammen und bereiten Sie sich zur augenblicklichen Flucht."

Sie blickte ihn einen Augenblick aufmerksam an und sagte dann:

„Aber ist es auch recht? Sollte ich, unschuldig wie ein Kind an dem dessen man mich beschuldigt, wie ein Schuldiger der Gerechtigkeit entfliehen? Bedenken Sie es wohl und dann antworten Sie mir, denn ich kann mich auf Ihre Klugheit und Ihre Ehre verlassen?"

„Eudora," sagte der junge Mann feierlich, „nicht der Gerechtigkeit rathe ich Ihnen zu entfliehen, denn Sie sind unschuldig, wie Sie sagen, und die Unschuldigen haben von der Gerechtigkeit nichts zu fürchten. Wenn auch nur der Schatten einer Hoffnung vorhanden wäre, daß Sie Gerechtigkeit fänden so würde meine Zunge die letzte sein, Ihnen zur Flucht zu rathen, meine Hand die letzte, die Ihnen dazu verhelfen sollte. Nun, Eudora, nicht der Gerechtigkeit, sondern der grausamsten Ungerechtigkeit — dem Morde, dem Märtyrthum — möchte ich Sie entreißen!"

„Doch bedenken Sie es noch einmal. Sie geben zu, daß ich unschuldig bin. Sollte ich nicht im Bewußtsein dieser Unschuld Muth genug haben, die Prüfung zu bestehen, und Glaube genug, um auf Gott zu vertrauen wegen meiner Befreiung?" fragte das unglückliche Mädchen ernst.

„Jedenfalls vertrauen Sie auf Gott, in allen Dingen und bis zum Aeußersten; aber zeigen Sie dieses Vertrauen lieber durch die kluge Ergreifung der Mittel, die er für Ihre Flucht bereitet hat, als durch ein wahnsinniges Bleiben, um einem schnellen und gewissen Verderben entgegenzugehen."

„Aber dennoch — aber dennoch scheint es schwach und unrecht von dem Unschuldigen, gleich dem Schuldigen zu fliehen!" sagte Eudora.

„O Himmel, liebe Eudora, warum zögerst Du noch? Muß ich denn die Wahrheit in ihrer ganzen entsetzlichen Wirklichkeit vor Deine Augen bringen? Ich muß, ich muß, denn die Zeit drängt, und die Gefahr ist sehr nahe! So höre denn, höchst unglückliches Mädchen! Du bist hier gefangen, des gräßlichsten Verbrechens angeklagt, das je die Menschheit verfluchte; diese furchtbare Anklage wird durch eine Fülle von Beweisen unterstützt, welche einen Erzengel zermalmen würden! Morgen früh nun wirst Du aus diesem einsamen Zimmer nach dem allgemeinen Gefängniße geführt werden. Nächste Woche werden die Assisen abgehalten; Du wirst dann zum Verhör gebracht; Du wirst unter einer Lawine von falschen Beweisen begraben werden! und dann — o Gott! o Gott! zwei kurze Wochen nur werden zwischen dem Urtheilsspruche des Richters und der Hinrichtung der armen, unschuldigen Gefangenen verfließen! In weniger als einem kurzen Monat wirst Du hingemordet — zu Tode gemartert sein!" rief der junge Mann mit durchdringendem, heftigem, leidenschaftlichem Geflüster, während die Erschütterung seiner ganzen Gestalt und der von seiner glühenden Stirn strömende Schweiß seine Seelenangst zu erkennen gab.

Mit einem erstickten Schrei fiel das unglückliche Mädchen in seinen Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen, als wollte sie die Schreckensscene ausschließen, welche vor ihrer Einbildungskraft heraufbeschworen war.

„Fliehe, Eudora!" rief Malcolm Montrose, „fliehe sogleich! fliehe mit mir, und ich will Dich an einen sichern Ort bringen, wo Du bleiben kannst, bis die Vorsehung die Wahrheit ans Licht, die Schuldigen vor den Richterstuhl und Deine Unschuld zur vollständigen Rechtfertigung bringen wird! Fliehe Eudora! Es wäre Wahnsinn zu bleiben!

„Ich will fliehen!" rief Eudora, indem sie aufsprang.

Tabitha Tabs raffte den schwarzen Hut und Shawl auf, welche am vorhergehenden Abend zu einem ganz anderen Zwecke herbeigebracht worden waren, und half ihrer jungen Gebieterin eiligst, sie anzulegen. Sie befestigte die kleinen Hutbänder unter ihrem Kinn und band den schwarzen Kreppschleier über ihr Gesicht. Dann wickelte sie den Shawl sorgfältig um ihre Gestalt, indem sie die Falten über der Brust zweifach verdoppelte, um sie vor der kalten Nachtluft zu schützen, denn Eudora's delicate Körperbeschaffenheit hätte eine Bloßstellung in diesem Klima kalter Nebel schlecht ertragen, und erklärte sie dann bereit zur Reise.

Als Malcolm sie ängstlich betrachtete, sah er, daß ihre einfache, schlichte Kleidung tiefer

Trauer für ihre Flucht und Reise bewundernswerth geeignet war, denn sie offenbarte nichts von ihrer gesellschaftlichen Stellung, da die Trägerin eines solchen Anzuges so gut die Tochter eines Handwerkers, wie das Kind eines Grafen sein konnte.

„Und nun, mein gutes Mädchen, müssen wir gleich Abschied von Dir nehmen. Vergiß nicht, daß Niemand Dir ein Leid zufügen kann; deßhalb sei fest in Deiner Weigerung, irgend eine Aufklärung über die Art von Miß Leatons Flucht zu geben," sagte Malcolm Montrose, indem er der treuen Dienerin die Hand reichte.

„Fürchten Sie nichts, Herr; sie sollen mich mit Pferden aus einander reißen, ehe sie mir eine Auskunft entlocken," sagte Thabitha.

Lebe wohl, mein liebes Mädchen, ich hoffe, vertraue und flehe, daß Du durch Deine Treue gegen mich nichts Schlimmes zu erdulden haben wirst," sagte Eudora, ihre demüthige Freundin küssend.

„Fürchten sie nichts, Miß Eudora; wenn Jemand bei dieser Jagd zu Schaden kommt, so wird es nicht die sein, die gejagt wird, sondern die, welche jagen, was so viel heißen soll, daß es nicht Tabitha sein wird!" sagte die Letztere tapfer.

Nachdem Miß Eudora Leaton ihrer treuen Magd noch einmal die Hand gedrückt, folgte sie Malcolm durch die geheime Oeffnung und ließ die brave Tabitha allein im Zimmer zurück.

(Fortsetzung folgt)

Das Pferd des Gemordeten.

Amerikanische Blätter erzählen:

Ein Herr S., der an der Gränze der Staaten Mississippi und Louisiana bei einem Pflanzer zum Besuch war, ritt eines Morgens in einem der letzten Winter mit seinem Freunde nach Franklinton. In der Nähe eines Dickichts an der Seite der Straße wurden die Pferde sehr unruhig, fingen an zu schnauben und wollten nicht weiter. Der Herr stieg also ab, gab den Zügel seinem Freunde, dem Pflanzer, und ging in das Dickicht hinein, um die Ursache dieser großen Anfregung der Pferde zu entdecken.

Er sah in dem Staube des Weges eine Spur von irgend einem schweren Gegenstande den man geschleift hatte, und derselben folgend fand er bald, was er suchte. Vor ihm lag der Leichnam eines wohlgekleideten, schönen Mannes, den man schändlich ermordet hatte; eine Kugel war durch seinen Kopf gegangen und außerdem hatte man ihm den Hals von einem Ohr bis zum anderen durchgeschnitten; die gestickte Weste und das feine Hemd waren voll Blut, welches aus breiten Messerwunden in der Brust und Seite strömte. Der Körper war kaum kalt. Neben demselben lagen zwei lederne Satteltaschen, die man geplündert hatte und deren Inhalt umhergestreut war. Der Ausruf des Schreckens, der dem Herrn entfuhr, lockte seinen Freund herbei, und dieser erkannte in dem Ermordeten sogleich einen Herrn Hendricks, einen geachteten Advokaten aus einer benachbarten County.

Während die beiden Männer damit beschäftigt waren, die Leiche zu untersuchen, hörte man in der Nähe ein Schnaufen und Stampfen, und der Pflanzer, der dem Lärm nachging, kam bald mit einem wunderschönen Vollblutpferde zurück, welches Jedermann in jener Gegend als Eigenthum des Herrn Hendricks kannte. Das schöne Thier war in der höchsten Aufregung; es zitterte an allen Gliedern und fiel beinahe vor Entsetzen zur Erde, als es auf die Leiche seines Herrn sah. Die Vorderfüße vorgespreizt, Hals und Kopf lang ausgestreckt, die Mähne beinahe aufgerichtet, starrte es, ein Bild des Entsetzens, mit glühenden Blicken auf den Todten, dem es sich nach einigen Augenblicken zögernd näherte. Dann bog das treue Thier seinen Kopf herunter, und als es sich durch Schnoppern überzeugt hatte, daß es wirklich sein Herr sei, leckte es seine kalten Hände, wie es ein Hund gethan haben würde.

Dieser Mord erregte in der ganzen Gegend eine große Aufregung. Es fand sich, daß der Advokat eine bedeutende Geldsumme bei sich gehabt, die er von einem seiner Clienten erhalten hatte und im Begriffe war, diese nach Franklinton in die Bank zu bringen. Die Summe und eine goldene Uhr fehlten, so daß Niemand daran zweifelte, Herr Hendricks sei von irgend welchem Straßenräuber angefallen und ermordet worden. Verschiedene verdächtige Personen wurden arretirt, allein der Mörder

Digitized by Google

wurde nicht entdeckt. Einige Wochen waren seitdem vergangen, als der Herr, welcher die Leiche gefunden hatte, auf dem noch immer im Gewahrsam des Pflanzers befindlichen Vollblutpferde des Ermordeten nach Franklinton ritt, wo gerade Gerichtssitzung und eine große Menge versammelt war. Das wohlbekannte Pferd des Herrn Hendricks erregte natürlich Aufmerksamkeit, und eine Menge Menschen drängte sich heran, es zu sehen. Plötzlich sprang das Pferd so heftig zur Seite, daß es den Reiter beinahe abgeworfen hätte, und schnaubte laut, wie entsetzte Pferde zu thun pflegen.

Das außerordentliche Benehmen des Thieres erregte Verdacht, und fand man bald, daß die Ursache desselben die Annäherung eines Mannes war, welcher sich in den Kreis drängte, um zu sehen, was da vorgehe. Es war dies ein Speisehauswirth, Namens Bill Nevins. Dem Reiter des Pferdes entging der eigentliche Ausdruck auf dem Gesichte dieses Mannes nicht, als er das Pferd erblickte, und ebenso wenig die tödtliche Blässe, die seine Wangen färbte, als Jemand aus der Menge den durch das Benehmen des Pferdes erweckten Verdacht gegen Bill Nevins geradezu aussprach. Wer sagt, daß ich den Advokat Hendricks todtschlug? Es ist Alles Lüge!

Sein Benehmen zeugte indessen so sehr von Schuld, daß man ihn daraufhin einzog. Es war jedoch nicht leicht, ihm dieselbe zu beweisen, und außerdem war es nicht ausgemacht, in welchen der beiden aneinandergränzenden Staaten der Mord begangen sei, da aus der Spur im Sande der Straße hervorging, daß der Gemordete eine Strecke weit geschleppt worden war. Man fand die Leiche freilich in Mississippi; aber der Unglückliche konnte eben so gut in Louisiana ermordet worden sein, dessen Gränze nur wenige Schritte entfernt war.

Der Tag für das Gericht über Nevins war festgesetzt und noch immer weiter nichts gegen ihn vorzubringen, als das allerdings verdächtige Entsetzen des Pferdes bei seinem Anblick. Einige Tage vor der Gerichtssitzung jedoch ritt der Entdecker des Mordes abermals nach Franklinton in Gesellschaft von mehreren anderen Herren. Als man in die Nähe der Stelle kam, wo man den Gemordeten gefunden hatte, zeigte das Pferd wieder dieselben Zeichen der Angst wie früher, während die anderen Thiere seine Aufregung nicht theilten. Die Reiter hatten den fatalen Fleck bereits hinter sich, als der Braune plötzlich, ohne sich an den Zügel des Reiters zu kehren, mit diesem in ein Dickicht hineinsetzte, und sich durch Ranken und Gestrüpp zu einem großen Wurzelstock seinen Weg bahnte, wo er stehen blieb und in heftiger Aufregung mit dem Vorderfuße auf den Grund schlug.

Da alle Herren Zutrauen in die Klugheit des Pferdes hatten, so untersuchten sie sogleich die Stelle, vollkommen davon überzeugt, daß Hendricks hier ermordet worden sei. So war es auch. Man fand ein eigenthümlich geformtes Bowiemesser, welches sogleich als eins erkannt wurde, welches Nevins gehabt hatte, und an den Wurzeln des Baumes fand man blutiges Haar, welches unstreitig von Hendricks kam. Diese Beweise genügten. Der Mann bekannte seine Schuld. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Hendricks viel Geld bei sich habe, paßte ihm auf, lockte ihn unter einem plausiblen Vorwand in das Dickicht und ermordete ihn.

Von Hunden hat man häufig ähnliche Beweise von Klugheit gehört; allein durch die Klugheit eines Pferdes ist wohl noch nicht oft der Mord eines Menschen entdeckt worden.

München. Einer der Dienstältesten, wenn nicht der älteste Militär in der deutschen Armee ist wohl der Feldwebel und Kasernenhausmeister Paul Hoff dahier. Derselbe ist 1790 zu Pirmasens in der Pfalz geboren und schon als 9jähriger Knabe als Tambour in die Armee eingetreten; er zählt sonach jetzt 73 wirkliche Präsenz Dienstjahre und mit Einrechnung von bekanntlich doppelt zählenden 7 Kriegsjahren (von 1808 bis 1815) sogar 80 Dienstjahre. Hr. Hoff hat nun um Pensionirung nachgesucht und wir können nur wünschen, daß dem wackeren Veteranen der wohlverdiente Ruhestand noch recht viele Jahre in bester Gesundheit gegönnt sein möge.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 10. Mittwoch, 22. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

7.

Nachdem Malcolm Montrose das Schießfach hinter sich geschlossen und es sorgfältig wieder an seine Stelle gerückt hatte, ergriff er die Hand seiner Gefährtin, um sie die schmalen, steilen und sehr gefährlichen Stufen hinunter zu führen, welche zu dem geheimen Gang führten. Diese Vorsicht war um so nothwendiger, da es so finster war, daß nur Malcolm's vorherige Kenntniß des Ganges ihn befähigte, seinen eigenen Weg zu fühlen und seine Begleiterin hindurch zu leiten.

Etwa hundert jenkrechte Stufen brachten sie zu einem niedrigen und schmalen Bogengange, nicht unähnlich dem Eingange eines roh gebauten Tunnels.

Obgleich es noch ganz dunkel war, und Malcolm Montrose, seine Begleiterin noch sich ziehend, seinen Weg durch den Tunnel tastend suchen mußte, so bewies doch ein gelegentlicher scharfer Luftzug, daß einige unregelmäßige Risse in den Felsen über ihrem Haupte vorhanden waren, welche bei Tage ein wenig Licht und Luft hindurchließen, wenn auch die gewundene oder krumme Gestalt derselben verhinderte, daß man von oben die Existenz des unterirdischen Ganges sah oder auch nur ahnte. Da der Tunnel fast in gerader Linie nach dem alten Nonnenkloster führte, so kamen Malcolm Montrose und Eudora Leaton in etwa zehn Minuten bei dem andern Ausgang an, durch welchen sie in die unter den Ruinen liegenden Keller traten.

Malcolm stand still und suchte einige Steine, Ziegel und andere herabgefallene Stücke des Gebäudes zusammen, womit er die enge Oeffnung verstopfte und verbarg.

Dann ergriff er Eudora's Hand und führte sie aus den Kellern in's Freie.

Hier, in der verfallenen Kapelle fanden sie den Ponywagen an einen Eichenbaum befestigt, welcher an dem Orte wuchs, wo einst der Hoch-Altar der Kloster-Kapelle gestanden hatte.

Er führte das Pferd auf die Straße, kehrte dann zurück und geleitete Eudora an den Wagen, setzte sie hinein, nahm an ihrer Seite Platz und fuhr mit rasender Schnelligkeit davon. Eine Fahrt von zehn Minuten brachte sie zu einer ländlichen Eisenbahn-Station.

Bis zu diesem Augenblick war kein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, so groß war die ängstliche Spannung Beider gewesen. Aber jetzt, als er abgestiegen war, das Pferd an einen Baum gebunden hatte und an den Wagen trat, um ihr herunterzusteigen zu helfen, flüsterte er ihr zu:

„Ziehe Deinen Schleier herunter, Eudora, und halte Dein Gesicht bedeckt."

Eudora gehorchte schweigend; er half ihr vom Wagen und führte sie dann in's Bahnhofs-Bureau.

„Zwei Billette erster Classe nach London", sagte er zu dem hinter dem kleinen Bureaufenstern sitzenden Beamten.

Sie wurden ihm gereicht.

„Wann kommt der Londoner Zug hier vorbei?" fragte er.

„In einer halben Stunde, mein Herr," war die Antwort.

„Das ist gut," erwiderte Montrose. Dann legte er Eudora's Arm in den seinigen und führte sie in das Wartezimmer.

„Bleibe hier, Eudora, bis ich zurückkehre. Ich werde in zwanzig Minuten wieder hier sein. Es ist nicht wahrscheinlich, daß während meiner Abwesenheit Jemand hereinkommen wird, da nur sehr wenige weibliche Passagiere erster Classe um diese Stunde und von dieser Station

Digitized by Google

mit dem Zuge gehen; dennoch bleibe verschleiert," sagte Malcolm, indem er sie in einer dunklen Ecke des Zimmers auf einen Stuhl setzte. Dann drückte er ihr die Hand, verließ sie und eilte hinaus nach dem Platze, wo er den Ponywagen bestellt hatte.

Er band das Pferd los, bestieg den Kutscherſitz und jagte in rasender Eile auf Allworth zu. So schnell fuhr er, daß er in zehn Minuten die Ställe erreichte und das im Schweiß gebadete und mit Schaum bedeckte Pferd an seine Krippe zurückbrachte. Den Wagen zog er in die Remiſe und eilte dann im Laufe nach der Station zurück. Er konnte nicht so schnell laufen als ein Pferd galoppiren konnte, und so nahm die Strecke, welche der Pony in zehn Minuten zurückgelegt, jetzt fünfzehn in Anſpruch.

Es fehlten nur noch etwa fünf Minuten bis zur Ankunft des Zuges, als Montroſe zu Eudora in das Wartezimmer trat.

Außer Miß Eudora fand er zwei Herren und eine Dame in dem Zimmer. Sie schienen zu derſelben Reiſegeſellſchaft zu gehören. Denn ſie gingen und ſprachen zuſammen. Als Malcolm eintrat, ließen ſie ihr Geſpräch fallen und gingen hinweg.

Malcolm nahm Eudoras Arm in den ſeinigen und eilte ihnen nach.

Als ſie auf den Perron kamen, hatte der Zug eben gehalten, und die Maſchine ſchnob und keuchte geräuſchvoll, wie ein kurzathmiger Alderman nach einem eiligen Laufe.

Die Paſſagiere begaben ſich eiligſt in die verſchiedenen Wagen.

„Können wir ein Coupé bekommen?" fragte Malcolm, indem er einem der Conducteure eine Krone in die Hand gleiten ließ.

„O ja, mein Herr," antwortete der Beamte, öffnete eine Thür und ließ die Flüchtlinge in die erſehnte Einſamkeit ſchlüpfen.

„Verliebte!" murmelte er, indem er die Thür ſchloß und die Krone in die Taſche ſteckte.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und Malcolm Montroſe und Miß Eudora, welche ſich allein in dem Coupé befanden, blickten einander gedankenvoll an.

Es war der Expreßzug, welcher an keiner anderen Station zwiſchen Abbeytown und London anhielt, wo er um fünf Uhr Morgens ankommen mußte.

Malcolm und Eudora ſanken auf ihre Sitze zurück und verfielen in Stillſchweigen.

Eudora verſank wieder in Verzweiflung, und Malcolm überließ ſich dem Nachdenken. Er hatte ſie vor Gefangenſchaft und unmittelbarer Gefahr, aber vielleicht nicht vor ſchneller Verfolgung und abermaliger Verhaftung gerettet. Bei dem Plane, den er zu ihrer augenblicklichen Befreiung entworfen, war ſeine Entſcheidung und Thätigkeit ſo ſchnell und eilig geweſen, daß ihm keine Zeit geblieben war, ſich für einen beſtimmten Zufluchtsort für die Flüchtlinge zu entſcheiden. Seine einzige allgemeine Idee war geweſen, mit ihr zu fliehen und ſie in der volkreichen Wildniß Londons zu verbergen, bis ſie ihre Flucht nach dem Continent bewerkſtelligen konnte. Er wünſchte vor Allem, ſich mit ihr durch die Heirath zu verbinden, ſobald ſie die Stadt erreichten; aber er wußte, daß er ſie dadurch einer gewiſſen Entdeckung ausſetzen würde. Er fühlte ſich deßhalb verpflichtet, dieſen Plan zu verſchieben, bis er mit ihr nach dem Continent fliehen konnte.

Ein Verſuch, ſie jetzt gleich aus England fortzuführen, hätte ſie der Gewißheit der Verhaftung ausgeſetzt. Denn ſobald ihre Flucht entdeckt wurde, was unausbleiblich in einigen Stunden der Fall ſein mußte, würden nach dem gewöhnlichen Gebrauche, an die Polizei eines jeden Seehafens Telegramme geſandt werden, um ihrer Ankunft zuvorzukommen und ihre Abfahrt zu verhindern.

Sie daher unter die Menge Londons zu verbergen, bis die erſte Hitze der Verfolgung vorüber wäre, dann nach einem fremden Lande mit ihr zu fliehen, dort für Glück und Unglück auf immer ſein Geſchick mit dem ihrigen zu verbinden — und dann geduldig zu warten, bis die Vorſehung durch Entdeckung des Schuldigen und Rechtfertigung ihrer Unſchuld die Wahrheit ans Licht brächte — ſchien der einzige Plan zu ſein, der einigen Erfolg verſprach.

Aber wo ſollte er ſie in London laſſen?

Es mußte in einem von dem Endpunkte der großen Nordbahn weit entfernten Stadttheile ſein; es mußte in einer dicht bevölkerten Gegend ſein, wo auch die Anweſenheit eines

Digitized by Google

ausgezeichneten Fremden nicht das geringste Aufsehen erregen würde; es mußte in einer Wohnung über einem kleinen lebhaften Laden sein, wo die Leute zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt wären, um nach denen anderer zu forschen.

Nach reiflicher Ueberlegung entschloß sich Malcolm Montrose, die Gegend des Borough zu ihrem Aufenthaltsort zu bestimmen. Wohnungen der Art, wie er sie wünschte, waren in diesem Stadttheile nicht selten.

Nachdem Malcolm diesen Punkt zu seiner Zufriedenheit erledigt hatte, war die nächste Frage, unter welchem Namen und Titel und unter welchem Vorwande er sie in der gewählten Wohnung zurücklassen sollte. Sie unter ihrem wirklichen Namen vorzustellen, wäre gewisser Untergang gewesen, da innerhalb vierundzwanzig Stunden dieser Name — in Verbindung mit einem abscheulichen Verbrechen — über ganz England verbreitet sein würde. Sie unter einem angenommenen Namen einzuführen, obgleich die dringende Noth der Verhältnisse die Täuschung beinahe zu rechtfertigen schien, war ein Gedanke, welcher seinem wahrhaften und edeln Charakter widerstrebte. Je länger er über diese Schwierigkeit nachdachte, desto unüberwindlicher schien sie ihm. Während er mit dieser Aufgabe, welche jeder Andere mit weniger zarten Scrupeln schnell gelöst haben würde beschäftigt war, redete Malcolm seine Reisegefährtin nicht wieder an, und versuchte nicht einmal, sie dem Anfall von Verzagtheit zu entreißen, in den sie von Neuem gesunken war.

Indessen flog der Zug über die öden Heiden Yorkshires dahin, und erreichte zur rechten Zeit die mehr angebaute Gegend in der Nähe der großen Metropole.

Endlich raffte er sich verzweifelt auf und sagte zu Eudora:

„Eudora, Theuerste, hast Du einen zweiten Zunamen?"

„Ja, ich wurde Eudora Milms getauft, aber ich benutzte meinen zweiten Namen nie und habe es auch nie gethan, er ist nur ein todter Buchstabe," erwiderte das Mädchen erstaunt über die Frage.

„Desto besser. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du unter einem erdichteten Namen einhergehest, und doch darfst Du nicht als Eudora Leaton bekannt sein. Ich werde Dich daher Miß Milms nennen; vergiß es nicht."

Der Zug flog weiter, und bald sahen sie die Lichter Londons im Süden vor sich.

Der Tag dämmerte, als der Zug auf dem Kingscroßbahnhofe anlangte.

„Nun, meine theuerste Eudora, mußt Du Dich mir ganz anvertrauen, und glauben, daß ich alles Mögliche für Deine Sicherheit thun werde," sagte Malcolm, als der Zug hielt.

„Gewiß wirst Du das, mein bester und einziger Freund! und auf wen in der Welt kann ich mich denn verlassen, als auf Dich?" sagte Eudora tief bewegt.

„Du sollst das Vertrauen, das Du in mich setzest, nie bereuen, Eudora," erwiderte Malcolm ernst.

In demselben Augenblicke öffnete der Schaffner die Thüre. Es war derselbe, welcher sie auf der Abbeytownstation in das ersehnte Coupé gesetzt hatte; und in dankbarer Erinnerung an die ihm von Mr. Montrose geschenkte Krone fragte er jetzt höflich, ob der Herr einen Fiaker wünschte, und erbot sich, einen herbeizurufen.

Malcolm bemerkte sogleich, daß dieser Mann sich seiner und seiner schwarz verschleierten Begleiterin sicher erinnern und im Stande sein würde, ihr Aeußeres zu beschreiben, wenn man Erkundigungen bei ihm einzöge, wie das gewiß der Fall sein würde. Er fühlte deßhalb die Nothwendigkeit, den Mann von der Spur seines Vorhabens abzubringen. In dieser Absicht fragte er:

Wann geht der nächste Zug nach Liverpool ab?"

„Um fünf Uhr dreißig, mein Herr," sagte der Schaffner.

„Dann können Sie mir gleich einen Fiaker herbeiholen," sagte Montrose, indem er seine Begleiterin aus dem Coupé steigen ließ und sie durch den Bahnhof führte.

Der Fiaker kam herbei.

Der Schaffner hielt die Thür offen, bis Herr Montrose seine Begleiterin hineingehoben und neben ihr Platz genommen hatte.

„Wohin soll ich den Mann fahren heißen, mein Herr?" fragte der Schaffner.

„Nach dem Eustonsquarebahnhofe natürlich," erwiderte Herr Montrose.

Digitized by Google

„Ein ausreißendes Liebespaar, so gewiß wie Etwas. Sie haben nicht einmal auf ihr Gepäck gewartet," sagte der Schaffner zu sich selbst, indem er die Wagenthür schloß.

Die Richtung wurde angegeben, und der Wagen fuhr davon.

Es war ein finsterer, nebeliger Morgen, welchen der helle Tag nicht durchbrechen zu können schien. Die Straßen waren um diese Stunde halb verödet und sehr düster. Der Wagen rasselte lärmend über das Pflaster zwischen geschlossenen Läden und verdunkelten Häusern, und fuhr vor dem Euston-square-Bahnhof auf.

Hier war der Schauplatz viel lebendiger. Eine Menge Wagen aller Art fuhren beständig ab und zu. Eine große Anzahl von Menschen strömte in das Gebäude und aus demselben, denn ein Zug war eben angekommen, und ein anderer auf dem Punkte abzufahren.

Herr Montrose stieg aus, reichte seiner Gefährtin die Hand, bezahlte und entließ den Fiaker. In demselben Augenblicke trat ein neu angekommener Reisender herbei, miethete denselben Fiaker und befahl dem Kutscher, nach „Mivart's Hotel" zu fahren.

Und Herr Malcolm Montrose, sehr erfreut, daß dieser mögliche Zeuge seiner nächsten Schritte aus dem Wege geschafft war, führte Miß Eudora in das Bahnhofsgebäude. Es war mit Menschen angefüllt, und der Raum vor den Coffenfenstern war gedrängt voll. Während Malcolm mit sich zu Rathe ging, ob er seine Bit so weit treiben sollte, Eudora wirklich an das Fenster erster Classe zu führen und Billette zu nehmen, sah er einen Herrn mit einer tief trauernden und dicht verschleierten jungen Dame herzutreten und zwei Billette erster Classe nach Liverpool nehmen.

„Das ist gut," sagte Malcolm zu sich selbst. „Sollten die Nachforschungen sich bis hierher erstrecken, so kann diese Person sehr gut für die gelten, die man sucht."

Dann legte er Eudora's Arm in den seinigen, mischte sich unter den Haufen neu angekommener Passagiere, welche den Bahnhof verließen, und ging hinaus. An der dem Platze, wo sie zuerst abgesetzt worden, entgegengesetzten Seite nahm er einen anderen Fiaker, setzte Eudora hinein, nahm an ihrer Seite Platz und hieß den Mann, nach dem St. Paul's Kirchhof zu fahren.

Dort angelangt, blickte Malcolm aus dem Fenster als ob er irgend einen besonderen Ort suchte. Endlich als sie gerade vor einer Damenkleiderhandlung angekommen waren, ließ er den Fiaker halten, bezahlte und entließ ihn, und führte Eudora nach dem Laden.

„Ich halte es für das Sicherste, Theuerste, an jedem Orte, wo wir halten, zu wechseln. Gehe jetzt hier hinein, kaufe die Gegenstände, welche Du bedarfst, lasse sie in eine Schachtel packen und Deinen Namen „Miß Milms", darauf schreiben. Ich will draußen bleiben, bis Du Dein Geschäft vollendet hast."

Eudora trat in den Laden und wurde schnell mit Allem, was sie bedurfte, versehen.

Als sie mit einem Ladenmädchen, welches die Schachtel hinter ihr hertrug, an der Thür erschien, rief Malcolm einen vorüberfahrenden leeren Fiaker an, stieg mit Eudora und ihren Einkäufen ein, und gab die kurze Weisung:

„Nach dem „weißen Schwan, Bordugh."

Eine schnelle Fahrt von zwanzig Minuten brachte sie nach dem Hotel.

Hier entließ Malcolm den Fiaker und trat, Eudora am Arme führend, in das Haus, während ein Träger ihre Schachtel brachte.

Herr Montrose verlangte ein Privatwohnzimmer und bestellte sogleich ein Frühstück für zwei Personen.

Der Kellner eilte, den Befehl zu befolgen und während das Frühstück bereitet wurde, überredete Malcolm Miß Eudora, ihren Hut und Shawl abzulegen und in einem Armstuhl auszuruhen.

Ein erfrischendes Mahl von Kaffee, Semmeln, frischen Eiern und Schinken stand bald vor ihnen, und Malcolm führte seine Gefährtin an den Tisch, indem er sagte:

„Komm, iß, liebe Eudora, die Natur muß erhalten werden, selbst in den schrecklichsten Trübsalen."

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 11. Freitag, 24. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sie trank eine Tasse Kaffe und aß ein Ei und ein Stückchen Brod. Als das Frühstück beendigt war, sagte Malcolm:

„Du wirst eine Stunde hier bleiben und ruhen, Theuerste, während ich einen Gang mache, um eine passende Wohnung für Dich zu suchen. Du wirst nicht ängstlich oder erschrocken sein, allein zu bleiben?"

„Ich will versuchen, es nicht zu sein," antwortete sie.

Montrose drückte ihre Hand und verließ das Zimmer.

Er ging die Straße hinunter und fing an, die engen Gäßchen und Gänge der Nachbarschaft zu durchschreiten, um eine Wohnung zu suchen, wie er sie für Eudora wünschte. Endlich, zwischen zwei Kreuzwegen einer schmalen Straße, stand er vor einem kleinen Gemüseladen still, welcher den Namen der Frau Corder trug, und über welchem ein Zettel in einem oberen Fenster „Zimmer zu vermiethen" ankündigte. Er trat in den Laden und fand die Eigenthümerin hinter dem Zahltisch stehen, eine dicke, mütterlich aussehende Wittwe von mittleren Jahren, mit einer großen Anzahl von Kindern, welche zwischen dem kleinen dunkeln Hinterzimmer und dem Vorderladen beständig ein und aus watschelten.

Er trat an den Ladentisch und bat die Frau, ihm die Zimmer zu zeigen, die sie zu vermiethen hätte.

„Hier Charlei," sagte Frau Corder, und rief ihre älteste Hoffnung, einen rothköpfigen Burschen, von etwa zehn Jahren, ihren Platz einzunehmen, während sie dem Herrn die Zimmer oben zeigte.

„Die Miethsleute haben einen besonderen Eingang, mein Herr," sagte Frau Corder und zeigte den Weg aus dem Laden nach einer Hausthür zur Rechten desselben, durch welche sie in einen engen Vorplatz kamen, von welchem eine eben so schmale Treppe sie in das zweite Stockwerk führte.

Malcolm folgte der Wirthin die Treppe hinauf zu einem Paar kleiner, einfach möblirter, aber nieblicher Zimmer, welche durch Flügelthüren verbunden waren. Das vordere war ein Wohnzimmer, das hintere eine Kammer.

„Was ist ihr Preis?" fragte Herr Montrose, nachdem er einen befriedigenden Blick auf die Zimmer geworfen hatte.

„Fünf und zwanzig Schilling die Woche mit Aufwartung, mein Herr," erwiederte Frau Corder.

„Haben Sie noch andere Miethsleute?" fragte Malcolm.

„Keine anderen, mein Herr, als einen armen Herrn mit seiner Tochter, welche die Zimmer über diesen haben und mir nie einen Penny bezahlt haben," setzte die Frau mit leiser Stimme, aber laut genug, um gehört zu werden, hinzu.

„Dann will ich diese Zimmer für eine Dame miethen, welche sogleich Besitz davon nehmen wird, und hier ist die Zahlung für vier Wochen im Voraus."

Frau Corder machte einen tiefen Knix in Anerkennung dieser Freigebigkeit und versprach, sogleich Feuer anzünden zu lassen, um die Zimmer zu lüften.

Und Herr Montrose eilte nach dem weißen Schwan zurück, wo er Eudora noch im Armstuhl ruhend und auf ihn wartend fand.

„Ich habe eine Wohnung für Dich gefunden, Theuerste, wo Du, wie ich hoffe und glaube, behaglich und sicher sein wirst. Sie liegt über einem kleinen Gemüseladen, der von einer starken, rosigen, gutmüthig aussehenden Wittwe, mit einer großen Familie kleiner Kinder, gehalten wird. Und mit ihrem Laden, ihren

Digitized by Google

Kindern und Miethsleuten, die sie zu versorgen hat, ist sie viel zu sehr beschäftigt, um nach den Privatangelegenheiten anderer Leute zu spähen. Du kannst Dich nun fertig machen, während ich einen Wagen hole," sagte Malcolm, und ohne ihren warmen Dank abzuwarten, ging er hinaus.

In zwei Minuten kehrte er zurück und führte seine Gefährtin, welche ganz bereit stand, an den Wagen. Ihre Schachtel wurde hineingesetzt, und dem Kutscher die Richtung angegeben, welcher davonfuhr.

Eine Fahrt von einer Viertelstunde brachte sie an den Privateingang von Frau Corder's Hause. Die Wirthin stand an der Thür, um ihre neue Miethern zu empfangen.

Malcolm stieg aus, reichte Eudora die Hand und führte sie in das Haus, während der Kutscher die Schachtel trug und sie auf dem Vorplatz niedersetzte.

„Dies ist meine Cousine, Miß Milms, welche Ihre neue Miethern sein wird, Frau Corder. Wollen Sie so gut sein, sie gleich in ihre Zimmer zu führen?" sagte Herr Montrose, welcher, nachdem er den Mann abgefertigt, jetzt zurückkehrte und seine Gefährtin ihrer Wirthin vorstellte.

„Ja, mein Herr, gewiß; die Zimmer sind ganz bereit. Ich bin stolz darauf, Sie zu sehen, Miß Miller, — das ist ein ächter Erzieherinname, Miller," sagte die Wirthin sollo voce hinzu, indem sie die Treppe hinauf vorausging und die Thüre des Vorderzimmers öffnete.

Malcolm und Eudora traten ins Zimmer, und die Wirthin zögerte noch, um ihre Befehle zu empfangen.

„Sie können gefälligst die Schachtel heraufschicken, Frau Corder," sagte Herr Montrose, um die gute Frau los zu werden, welche einen Knix machte und sich entfernte.

„Nun, theuerste Eudora," sagte der junge Mann, „muß ich Dich um Deines eigenen Besten willen eiligst verlassen. Ich muß nach Allworth Abbey zurückeilen, damit Niemand ahne, daß ich mich so weit aus der Gegend entfernt habe, oder meine Abwesenheit mit Deinem Verschwinden in Verbindung bringe. Meine Gegenwart ist auch nothwendig, um dem Leichenbegängniß zu Allworth beizuwohnen. Also siehst Du ein, Theuerste, daß ich unverzüglich abreisen muß."

„O ja, ich weiß daß Du aus guten Gründen gehen mußt," sagte Eudora.

„Und diesen Rath muß ich Dir beim Abschied geben — halte Dich streng im Hause! schicke die Wirthin oder ihren Sohn, wenn Du etwas bedarfst — gehe aber nicht selbst hinaus. Wage es nicht, Jemanden zu schreiben, auch mir nicht, wenn es nicht durchaus nothwendig ist; und wenn Du schreibst, so vermeide es sorgfältig, Adresse oder Datum über den Brief, oder irgend einen Namen darunter zu setzen, und adressire Deinen Brief nach Howth, einer Poststadt, etwa zwanzig Meilen von Allworth. Verstehst Du mich, liebe Eudora?"

„O ja, ich verstehe, und ich will mich Deiner Anordnungen erinnern und sie befolgen."

„Ich werde Dir unter Deinem anderen Namen Milms schreiben und meine Briefe in Howth zur Post geben. Nun, Theuerste, vertraue auf Gott — vertraue auch auf mich; halte Deinen Muth aufrecht und hoffe das Beste. Du wirst hier ganz sicher sein, da die Verfolgung, wie Du weißt, nach einer entgegengesetzten Richtung abgelenkt werden wird. Deine Wirthin ist augenscheinlich eine gutmüthige, gefällige, arglose Person, welche bemüht sein wird, Dir Deinen Aufenthalt behaglich zu machen. Wenn sie im Betreff meines Interesses an Dir Neugier verrathen sollte, so sage ihr so viel von der Wahrheit, daß wir verlobt sind, vermeide es aber, ihr meinen Namen zu sagen; sie wird wahrscheinlich glauben, daß ich denselben Namen führe, wie Du. Wirst Du Dich aller dieser Dinge erinnern?

„O ja, theuerster Malcolm!" sagte Eudora, indem sie sich bemüthe, ihre Empfindungen zu beherrschen.

„Und nun, Geliebte, darf ich keinen Augenblick mehr bleiben, denn ich muß zum Zuge eintreffen. Lebe Wohl, lebe wohl! Ich lasse Dich in der Hut dessen, der stets über die Unschuldigen wacht," sagte Malcolm, und preßte sie mit einer Abschiedsumarmung an seine Brust. Dann führte er sie wieder zu ihrem Stuhl und eilte aus dem Zimmer.

Auf der Treppe traf er den Knaben, welcher die Schachtel heraufbrachte, und im Gange unten sah er die Wirthin.

Digitized by Google

„Ich habe Abschied von meiner Cousine genommen, Frau Corder; aber ich muß sie Ihrer besten Sorgfalt empfehlen. Sie hat beide Eltern verloren und ist in tiefem Kummer, so wie in dürftigen Verhältnissen; sie hat noch nie zur Miethe gewohnt und ist sehr unerfahren. Deßhalb muß ich sie bitten, eine freundliche Mutter gegen sie zu sein," sagte Herr Montrose, und ließ eine zweite Fünfpfundnote in die Hand der Frau gleiten, indem er Abschied von ihr nahm.

„Danke, mein Herr; Gott, mein Herr, ich bin eine arme Wittwe mit einer großen Familie, aber ich bedarf keiner Bestechung um meine Pflicht an meinen Miethsleuten zu thun, und eben so wenig, um gegen ein armes, vater- und mutterloses junges Geschöpf, wie sie, gut zu sein," sagte die Wirthin, indem sie das Geld einsteckte.

8.

Als die Thüre sich hinter Herrn Malcolm Montrose geschlossen hatte und Miß Endora Leaton zum ersten Male in ihrem Leben in der fremden Wohnung allein zurückgeblieben war, da tauchte das ganze Elend ihrer Lage in ihrem Gedächtnisse auf, und Verzweiflung überwältigte ihre Seele.

Eines unnatürlichen und ungeheuren Verbrechens angeklagt zu werden, bei dessen bloßem Namen ihr reines Herz schauderte; gleich einem wilden Thiere gejagt zu werden; — sich zu verbergen wie ein in seinen Bau schlüpfender Fuchs; die Lage war schrecklich in ihrer Gefahr, aber, oh, wie viel schrecklicher noch in ihrer Schande! Und durch ihr eigenes persönliches Bewußtsein von Kränkung, Scham, Kummer und Gefahr drängten sich beständig zwei Fragen ihrer Aufmerksamkeit auf:

Wer war der Vergifter der Familie ihres Onkels?

Was war der Beweggrund der unmenschlichen That?

Obgleich die beiden letzten Tage eine Zeit beispielloser Noth, Aufopferung und Anstrengung gewesen waren — und obgleich sie in den letzten drei Nächten die Augen nicht einmal zum Schlummer geschlossen hatte, — so konnte sie doch nicht einen Augenblick auf ihrem Stuhle ruhen.

Sie fuhr in die Höhe, drückte die Hände an die klopfenden und glühenden Schläfen und ging verstört und mit unregelmäßigen Schritten auf und ab.

Eines der verwirrendsten Elemente in ihrem Elend bestand darin, daß sie ihre Lage nicht vollständig begreifen konnte. Sie begriff wohl „ein Entsetzen" in ihrem Zustande, aber nicht ihren Zustand. Da sie ihre eigene Unschuld kannte, schien es ihr gänzlich unglaublich, daß nicht jeder Andere sie auch kennen sollte, und widernatürlich, daß Jemand sie wegen eines Verbrechens, und noch besonders eines so gräßlichen Verbrechens, in Verdacht haben sollte. Sie konnte der Treue ihres eigenen Gedächtnisses, den Beweisen ihrer eigenen Erfahrung, dem Zeugniß ihrer eigenen Sinne nicht vollständig trauen. Es überkam sie eine vage Vermuthung, daß Alles ein schrecklicher Traum wäre, aus welchem sie bald in Ueberraschung und Freude erwachen würde.

Das Mißtrauen in die Wirklichkeit ist ein gefährlicher Gemüthszustand, da es die Zwischenstufe zwischen dem äußersten Grade des geistigen Leidens und dem Wahnsinn ist, wohin es zielt. Eben als das unglückliche Mädchen anfing, sich in diesem metaphysischen Elend zu verlieren, brach die wirkliche Welt mit der Stimme der Wirthin auf sie ein, welche man draußen sagen hörte:

„Hier, Charlei, setze die Schachtel nieder; ich will sie selbst hineinbringen; und nun geh', wie ein gescheidter Knabe, und achte auf den Laden, bis ich wiederkomme."

Man hörte, wie die Schachtel auf den Boden gesetzt wurde, und Charley die Treppen hinunter ging, dann wurde an die Thür geklopft.

„Herein," sagte Endora, in ihrem Gange innehaltend.

Die Wirthin trat ein und fragte:

„Wohin wollen Sie dies gesetzt haben, Miß Miller?"

„In meine Kammer, erwiederte Endora" mit erschrockener Stimme, wie aus einem Traum erweckt.

Unsere Wirthin blickte sie aufmerksam an, und nachdem sie die Schachtel in eine Ecke des Schlafzimmers niedergesetzt, kam sie zurück, nahm Endora in mütterlicher Art bei der Hand, ließ sie sich wieder auf den Armstuhl setzen, während sie neben ihr stand und sagte:

Digitized by Google

„Nun, nehmen Sie sich's nicht so zu Herzen, mein Schatz! Wir müssen doch alle unsere Eltern verlieren, wenn wir nicht selbst vor unserer Zeit sterben. Ich habe meinen Vater und meine Mutter verloren; ja, und den Vater meiner dreizehn Kinder auch! Und ich nehme mir's nicht zu Herzen! Denn sonst würde das Haus zu Grunde gehen und die Kinder in die Gemeindeanstalt! Und dann ist da das arme Kind oben, mit einem Vater schlimmer als todt, der jede Nacht betrunken nach Hause kommt und sie schlägt und sie beinahe verhungern läßt! Nun, die nimmt sich's nicht zu Herzen, sondern ist fröhlich, wie ein Affe mit ihren schmalen Backen und großen Augen. Und ich will Ihnen noch mehr sagen, wär es nicht um das Kind, so hätt' ich den Vater schon längst sich packen heißen, denn er hat mir seit den sechs Wochen, die er hier wohnt, noch nicht den ersten Pfennig Miethe bezahlt, und flucht, wenn ich ihm davon sage! Also sehen Sie, liebes Kind, Jeder hat seine eigenen Leiden auf dieser Welt, aber trotz all dem dürfen wir's uns nicht zu Herzen nehmen, sondern müssen das Beste, was wir können, für uns selbst und für einander thun. Nun zweifle ich nicht, daß Sie das größte Glück für das junge Mädchen oben sein würden, und sie würde die beste Unterhaltung für Sie sein! Sie würde Ihnen den Kummer abnehmen; sie ist das lebhafteste, närrischste, possirlichste — da, das ist sie jetzt! Hören Sie!"

In diesem Augenblick hörte man einen hüpfenden Schritt auf der Treppe, und eine jubelnde Stimme brach in Gesang aus:

„Ich sorge für Niemand — nein ich nicht,
Und Niemand sorgt für mich!"

indem das singende Mädchen in die oberen Stockwerke des Hauses verschwand.

„Da! das ist sie! so ist sie immer! Nun ist zehn gegen eins zu wetten, daß das Kind heute kein Mittagessen hat, und doch hören Sie, wie sie wie eine Lerche singt! Soll ich gehen und sie Ihnen herunter holen? Sie würde eine Welt voll Unterhaltung für Sie sein!"

„O nein, nein, um Alles in der Welt nicht. Ich passe für keine Gesellschaft, am allerwenigsten für die eines fröhlichen Mädchen. Doch danke ich Ihnen für die freundliche Absicht," erwiederte Eudora.

„Nun denn, Kind, da Sie zu schwermüthig sind, um sich durch etwas Lebhaftes beruhigen zu lassen, so müssen Sie sich für etwas Ernstes zu interessiren suchen — Etwas, das Ihren Geist davon abwendet, über Ihren eigenen Leiden zu brüten," sagte die Wirthin, nahm ein zusammengerolltes Zeitungsblatt aus der Tasche und fuhr fort:

„Nun hier, hier ist die heutige „Times", die ich von der Leihbibliothek an der Ecke geliehen habe, um den wahren Bericht von diesem schrecklichen Vergiftungsfall oben im Norden zu lesen! Himmel! wenn man bedenkt, mein Kind — eine ganze Familie, von einem einzigen jungen Mädchen vergiftet, und das ist ihre eigene verwaiste Nichte, die von Indien herübergeholt und für die sie so viel gethan haben! Aber sie haben sie, das ist ein Trost! sie haben sie sicher genug! Sie wird nie loskommen! Wenn man bedenkt, daß ein junges Mädchen solch ein geborner Teufel ist und endlich doch gehängt wird. Himmel! es macht mir das Blut erstarren."

„Aber woher wissen Sie, daß sie die Familie vergiftet hat?" fragte Eudora mit bebender Stimme und mit einem Schauder, den sie beherrschen konnte.

„Himmel! Kind, es ist alles so klar wie ein sonnenheller Tag. Hier, lesen Sie es selbst."

Mit diesen Worten legte die Wirthin die „Times" in die Hände der erschrockenen Miethe rin, und ging die schmale Treppe hinunter in den Laden.

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

In Jesie (Italien) wurde eine neue Straße angelegt, bei deren Fortführung, wie ein Theil der Bevölkerung fand, die Kirche im Wege stand. Es erhob sich hierüber Streit, und um ein Ende zu machen, steckte die eine Partei die Kirche in Brand und klatschte Beifall, als sie in Flammen stand.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 12. Sonntag, 26. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Eudora brütete von einem seltsamen Zauber gefesselt, über den Bericht der „Times" von dem Trauerspiel zu Allworth Abbey. Da sah sie ihren eigenen fleckenlosen Namen dem öffentlichen Fluch und Hohn ausgesetzt.

Als sie zu Ende gelesen hatte, ließ sie das Blatt unachtsam aus den Händen fallen, während sie selbst von Neuem in die Erstarrung der Verzweiflung sank, welche ihre Vernunft zu untergraben drohte.

In dieser jammervollen Betäubung saß sie unbeweglich, bis die Wirthin eintrat, um den Tisch für ihr einsames Mittagsmahl zu decken.

Die gute Frau war wie gewöhnlich voll Freundlichkeit, Sorgfalt und Geschwätz, aber Alles war vergebens, das unglückliche Mädchen aus seiner Apathie zu erwecken. Selbst das Mittagsmahl blieb ungekostet, und die Wirthin konnte ihre wie vom Schlage gelähmte Mietherin nicht bewegen, an den Tisch zu gehen.

„O das wird nie gut thun! Das Mädchen wird sich zu Grunde richten," dachte Frau Corder, als sie endlich das unberührte Hühnchen und die jungen Erbsen wieder wegbrachte. „Ich will bis zum Thee warten, und wenn dann eine Tasse guten starken grünen Thee sie nicht ermuntert, so weiß ich was ich thue. Dann bin ich so frei und rufe den Arzt, der gegenüber wohnt, daß er nach ihr sieht. Ich werde eine so vortheilhafte Mietherin, wie sie ist, nicht aus Mangel an Pflege sterben lassen, das weiß ich."

Eine Stunde nach dem Fehlschlagen des Mittagessens brachte Frau Corder demzufolge Eudoras Thee nebst etwas delicatem Rahmtoast und köstlichem Gusarensaft hinauf, und ordnete Alles in der verlockendsten Weise auf dem Tische. Dann ersuchte sie ihre junge Mietherin, davon zu genießen, indem sie zu gleicher Zeit zu verstehen gab, wenn sie in einer Sache, welche ihre eigene Gesundheit beträfe, keine Vernunft annehmen wollte, so würde es wirklich nöthig sein, den Doctor von gegenüber zu rufen, um nach ihr zu sehen.

Die Drohung eines ärztlichen Besuches hatte mehr Wirkung, als alle anderen von Frau Corder vorgebrachten Gründe. Miß Eudora ließ sich an den Tisch setzen und trank die Tasse Thee aus, welche die sorgsame Wirthin ihr in die Hand gab.

Und so groß war die wohlthätige Wirkung dieser dem Weibe geschenkten Gabe, des „Trunkes, welcher erheitert, aber nicht berauscht," daß Eudora, ungeachtet aller ihrer Leiden, ihres Grams und Schreckens, ihre Lebensgeister und mit ihnen ihren natürlichen Geschmack an der Nahrung wiederkehren fühlte.

„Nun, da sind Sie wieder! nun wird es schon gehen. Sehen Sie, Miß Miller, was es heißt, Rath anzunehmen. Wenn Sie Ihren Willen gehabt hätten, so wären Sie beinahe verhungert und krank geworden Und nun, wenn Sie noch mehr Rath annehmen wollen, so gehen Sie gleich zu Bett und schlafen ein," sagte die entzückte Frau, indem sie den Tisch abräumte.

Eudora folgte ihrem Rathe und begab sich fast unmittelbar zu Bett; und kaum war das Licht ausgelöscht, und ihr Kopf auf das Kissen gesunken, so stahl sich ein Gefühl der Schläfrigkeit über ihr Gehirn, sie schlief ein und vergaß ihren Kummer.

Spät am Abend — nachdem Frau Corder den Kindern ihr Abendbrot gereicht, sie in ihre Betten oben in der Dachstube geschickt und den Laden für die Nacht geschlossen hatte — kam sie die Treppe herauf und stand einen Augenblick auf dem ersten Absatz still, um

Digitized by Google

an Eudoras Zimmerthür zu lauschen. Als sie tief athmen hörte, gleich einem fest Schlafenden, schlich Frau Corder geräuschlos die zweite Treppe hinauf und stand auf dem zweiten Absatz abermals still.

Da die Wirthin ein Licht durch eine halb offene Thür scheinen sah, trat sie, ohne erst anzuklopfen, in ein ungemüthliches, feuerloses Zimmer, wo ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren bei dem Scheine eines Pfennigslichtes las.

Frau Corder setzte ihr eigenes Licht auf die Commode und sank auf einen Stuhl, um Athem zu schöpfen, während sie mit Theilnahme und Neugier auf das junge Mädchen blickte, welches in das Lesen ihres Buches so vertieft war, daß sie das Eintreten der Wirthin nicht bemerkt hatte.

Niemand — selbst nicht der gleichgiltigste Beobachter — hätte dieses Mädchen mit Theilnahmlosigkeit betrachten können. Ihre Gestalt war leicht und gebrechlich, und ihr Gesicht blaß und dünn, von jener unverkennbaren Abmagerung, welche ein langsames Verhungern begleitet — ein langsames Verhungern, welches das Leben so sicher untergräbt, wie ein langsames Gift. Und dennoch war der Charakter ihres Gesichtes voll Leben, Muth und sogar schelmischer Laune. Ihr glänzendes braunes Haar rieselte von einer vollen, runden, weißen Stirn herab und floß auf ihre Schultern in kleinen Wellen, welche im Lichte golden, und im Schatten bronzen waren. Ihre Augenbrauen, von dunkler Farbe, senkten sich nach der Nasenwurzel und erhoben sich nach den Schläfen zu, und verliehen dadurch ihren großen, klaren, grauen Augen, welche, mit langen dicken Wimpern gesäumt, für ein so junges Wesen sonst zu gedankenvoll und schwermüthig hätten scheinen können, einen eigenthümlich schelmischen Ausdruck. Ihre leicht aufgestülpte Nase, die kurze Oberlippe und das abgerundete Kinn waren gleichfalls voll von diesem Ausdruck der Schelmerei, welche der natürliche Kennzug ihres Gesichtes zu sein schien. Uebrigens trug sie ein verblichenes hellgraues Kleid, ohne einen anderen Zierrath als einen weißen leinenen Kragen.

Als Frau Corder sie etwa eine Minute beobachtet hatte, weckte sie ihre Aufmerksamkeit, indem sie sagte:

„Miß Annella."

Das junge Mädchen stutzte, blickte auf und rief lachend:

„Oh, Frau Corder, sind Sie es? Wie haben Sie mich erschreckt! mich so plötzlich aus dem Traumlande auf die nüchterne Erde zu bringen. Mir ist es, als wäre ich aus einem Luft-Ballon gefallen, und hätte in einem feuchten, kalten Sumpfe den Boden berührt."

„Miß Annella, mein Kind, ich spreche nur vor, um zu sagen, daß wenn Sie auf den Capitain warten, Sie eben so gut zu Bett gehen können, denn wenn er diese Nacht nach Hause kommt — was sehr ungewiß ist, wie Sie wissen — so kann ich ihn ja selbst hereinlassen."

„Danke, liebe, gute Frau Corder; Sie sind wirklich zu gut für die böse Welt! Aber Sie sind müde von der heutigen Arbeit, und Sie bedürfen Ihrer vollen Nachtruhe, um sich auf die morgende zu rüsten; deßhalb sehen Sie ein, daß Sie zu Bette gehen und schlafen müssen. Was mich betrifft, ich habe hier ein interessantes Buch, und wenn es mein Leben gälte, so könnte ich nicht davon gehen, bis ich es zu Ende habe. Also wird das Aufbleiben keine That der Selbstverläugnung für mich sein."

„Na, was für ein Buch ist es, das ein junges Mädchen um diese Zeit der Nacht aus dem Bette halten kann?" fragte die Wirthin mit Interesse.

„Es ist die Geschichte eines braven Knaben, der seines Vaters Verbrechen auf seine eigenen kindlichen Schultern nahm und davon lief, um die Verfolgung von seines Vaters Hause abzuziehen, und in die weite Welt ging, um sein Glück zu suchen! Ja, und er wird es auch finden, oder wenigstens werde ich das Buch nicht niederlegen, bis er es findet."

„Himmel! mich soll wundern, ob es wahr ist!"

„Gewiß ist es wahr; jedes Wort ist wahr. Es ist zu gut, um nicht wahr zu sein!" erwiederte das Mädchen.

„Nun, ich sage!"

„O wie gern möchte ich ein Knabe sein!"

„Himmel, Miß Annella!"

„Ja, das möchte ich! O ich wollt', ich wäre ein Knabe! Wenn ich es wäre, o ich würde auch hingehen und mein Glück suchen!"

Digitized by Google

„Um des Himmels willen, Miß Annella, was meinen Sie nur!“ fragte die erschreckte Wirthin.

„Ich meine gerade, was ich sage!“ rief das Mädchen, indem sie das Buch hinwarf und fröhlich lachte. „Ich meine, ich möchte wohl so frei sein, wie ich als Knabe wäre, oder vielmehr wie ich als Mann wäre. Ich möchte hingehen, wo es mir beliebt, thun was mir gefällt; mit der Glücksgöttin kämpfen, bis ich das launische Weib zu meiner Sclavin gemacht hätte!“ schloß das Mädchen; und es war seltsam das Feuer zu sehen, das aus ihren dunkelgrauen Augen strahlte und auf ihren bleichen Wangen glühte, indem sie sprach.

„Gerechter Himmel,“ dachte die erschreckte Wirthin, „was für ein Unglück ist es für junge Geschöpfe, ihre Mutter zu verlieren, denn gewiß war noch nie eine Frau mit zwei so verrückten Mädchen geplagt, wie ich durch diese beiden mutterlosen jungen Dinger. Die unten wird melancholisch verrückt werden, und diese hier oben ist lustig toll geworden.“ Dann fragte sie laut:

„Miß Annella, erinnern sie sich ihrer Mutter noch?“

„Meine arme, theure Mutter,“ sagte das Mädchen in einem Tone tiefen Gefühls und mit gänzlich verändertem Ausdruck und Benehmen. „Nein, es thut mir sehr leid, daß ich mich ihrer nicht mehr erinnern kann. Wie sollte ich auch, da sie starb, als ich noch in der Wiege war — gebrochenen Herzens starb, wie man sagt, weil mein Großvater ihr nie vergeben wollte, meinen Vater geheirathet zu haben.“

„Nun, das war auch hart; denn wenn es auch pflichtvergessen von einem Kinde ist, gegen den Willen seiner Eltern zu heirathen, und nie etwas Gutes daraus entsteht — wie Sie selbst sehen können — so ist es doch unnatürlich von einem Vater, für immer hart zu bleiben gegen ein Kind. Also starb sie, die arme Frau, als sie noch ein Säugling waren?“ fragte Frau Corder.

„Ja, sie starb im zweiten Jahre ihrer Ehe, als ich erst einige Monate alt war,“ erwiderte Miß Annella.

„O, das erklärt alle Ihre Seltsamkeiten, armes Kind. Sie hatten auch gewiß nicht einmal eine Tante, die sich um Sie bekümmerte?“

„Nicht, seitdem ich mich erinnern kann. Ich hatte keinen andern als meinen Vater. Wir wohnten früher immer in der Kaserne, wo gerade sein Regiment lag, bis die bösen Tage kamen, und der arme Vater cassirt wurde —“

„Hm, wegen Trinkens wahrscheinlich,“ dachte die Wirthin; aber sie sagte nichts, und Annella fuhr fort:

„Seitdem wohnen wir in Londoner Miethwohnungen, aber in keiner Wohnung, Frau Corder, bin ich je glücklich gewesen, als hier bei Ihnen,“ sagte das arme Mädchen, während dankbare Thränen in ihren Augen schwammen.

„Nun, mein liebes Kind, da ich so viel eigene vaterlose Kinder habe, war es natürlich, daß ich es einem mutterlosen Kinde behaglich zu machen suchte, denn wie ich mir oft sage, wenn nun meine Kinder mutterlos gewesen wären, denn obgleich es schlimm genug ist, vaterlos zu sein, so ist es doch noch zehn tausend Mal schlimmer, mutterlos zu sein, wie jede Waise weiß. Also nun, mein Kind, denke ich, da Sie durchaus Ihr Buch auslesen wollen, ehe Sie zu Bette gehen, je eher ich gehe und Sie thun lasse, desto besser. Und so gute Nacht, mein Kind.“

„Gute Nacht, Frau Corder,“ erwiederte Miß Annella, indem sie die ihr freundlich dargereichte Hand innig drückte.

Und die würdige Wirthin nahm ihr Licht und ging die dritte Treppe zur Dachstube hinauf, wo sie mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft schlief.

9.

Eudoras Schlaf war lang, tief und erfrischend. Es war schon spät am Morgen, als sie durch eine ungewöhnliche Bewegung im Hause erweckt wurde.

Sie fuhr erschreckt auf und horchte aufmerksam, denn in ihrer gegenwärtigen unglücklichen Lage schien jedes neue Ereigniß mit Todesgefahr für sie verknüpft.

Als sie mit athemloser Lunge und klopfendem Herzen lauschte, hörte sie den Schall verschiedener schwerer Fußtritte, welche langsam die Treppe heraufkamen und häufig still hielten, als wenn man eine Last niedersetzte. Sie hörte sie auf dem ersten Absatze vor ihrer

Digitized by Google

Thür ausruhen und dann schwer die zweite Treppe hinaufgehen. Dann hörte sie, wie sie in dem Zimmer über ihrem Kopfe eintraten und ihre Last so schwer niedersetzten, daß der langsame Fall derselben die Decke erschütterte. Hierauf folgte der Schrei eines Mädchens, welcher gellend durch das Haus drang, und dann Todtenstille.

Unfähig die Qual der Ungewißheit länger zu ertragen, zog Eudora heftig an der Glocke.

Gleich darauf trat die Wirthin eilig in das Zimmer.

Da sie Eudora blaß, schwach und zitternd, in einem Zustande tödtlichen Schreckens fand, kam sie sogleich an ihre Seite und sagte:

„Ach, ich wußte, Sie würden sich erschrecken in Ihrem unnervösen Zustande, obgleich ich sie noch warnte, ruhig zu sein.“

„Was ist es?“ keuchte Eudora.

„Ach, mein Kind, die Männer bringen eben den Hauptmann in todtenähnlicher Betäubung aus dem Wirthshaus, wo er die ganze Nacht getrunken hat.“

„Den Hauptmann?“ wiederholte Eudora, noch immer in einem Zustande der Verwirrung.

„Ja, mein Kind, Hauptmann Wilder, von dem und dessen Tochter ich Ihnen gestern Abend erzählte. Sie haben ihn eben betäubt vom Trinken nach Hause gebracht, und das arme Mädchen dachte, er wäre todt, und schrie auf, das war Alles; aber ich sagte ihr, er würde bald wieder zu sich kommen, und ließ sie ihn aufs Bett legen, also ängstigen Sie sich deßhalb nicht, mein Kind.“

Eudora sank auf ihr Kissen zurück, halb beschämt über die Erleichterung, die sie empfand, als sie erfuhr, daß der neue Schlag einen andern als sie selbst getroffen hatte.

Frau Corder brachte ihr heißes Wasser, und dann stand Eudora auf, kleidete sich an und ging in ihr Wohnzimmer, wo bald ein erquickendes Frühstück bereit stand.

Eudora war noch nicht so vollständig in ihren eigenen großen Kummer versunken, als daß sie nicht einiges Mitgefühl mit dem armen Mädchen in dem oberen Stockwerk empfunden hätte. Und sie ersuchte Frau Corder, Miß Wilder mit allem Nothwendigen zu versehen und sie, Eudora, dafür zu belasten.

Wie die Wirthin gesagt hatte, erholte sich der Hauptmann von seiner Betäubung, aber nur um in schreckliche Zuckungen des Trinkerwahnsinns zu fallen.

Manchmal während des Tages mußte die gutherzige Wirthin die Treppe hinaufeilen, um seiner armen unglücklichen Tochter Hülfe zu leisten, deren Jugend, Geschlecht und Unerfahrenheit sie untauglich machte, einen Mann in der Raserei dieser schrecklichen Krankheit zu behandeln.

Den ganzen Nachmittag und Abend wurde Eudora erschreckt durch das furchtbare Stöhnen, das Geschrei und die Krämpfe des Besessenen, wie man ihn wahrlich nennen konnte, der von dem Dämon des Rausches besessen war.

Spät am Abend hörten diese heftigen Aeußerungen der Raserei auf. Und Eudora hoffte um seiner unglücklichen Tochter willen, daß sein Wahnsinn für jetzt vorüber wäre.

Er war für immer vorüber.

(Fortsetzung folgt)

[Ein Abenteuer König Ludwigs II.] Aus München geht einem Prager Gelehrten, dessen Heimathland Bayern ist, ein Schreiben zu, welches über ein Abenteuer König Ludwigs II. berichtet. König Ludwig hatte, so wird uns berichtet, sich vor Kurzem auf dem Berge Schachen ein Tuskulum eingerichtet und lebte dort als Klausner abgeschlossen von aller Welt. Als Stürme kamen, die den Berg und alle Pfade zu demselben mit Schnee verwehten, gerieth man wegen des königlichen Einsiedlers da droben in größte Besorgniß. Waghalsige Forstleute wurden aufgeboten, durch klaftertiefe Schneewehen einen Pfad zu dem einsamen Hause auf der Spitze des Berges zu finden. Als sie mit Lebensgefahr die Klause erreicht hatten, fanden sie Niemand in derselben. Nach langem Forschen fiel ihnen ein offenes Fenster auf, und als sie in dessen Nähe kamen, gewahrten sie einen schlüpfrigen Pfad unter dem Fenster längs eines schwindlig steilen Abhanges, den zu betreten sich der Verwegenste unter ihnen nicht getraut hätte. Auf diesem Wege war der König wohlbehalten hinabgekommen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 13. Mittwoch, 29. Januar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Eudora schickte sich eben an, sich zur Ruhe zu begeben, als ihre Thür hastig aufgerissen wurde, und die Wirthin in großer Aufregung ins Zimmer trat und sagte:

„Oh, Miß Miller, mein liebes Kind, um des Himmels willen, gehen Sie hinauf und bleiben Sie bei dem armen Mädchen, während ich zum Doctor laufe. Ich glaube wirklich, der Hauptmann stirbt."

Eudora, tief ergriffen von dem, was sie hörte, und wohl wissend, daß sie in einem solchen Fall nur von geringem Nutzen sein könnte, konnte eine solche Aufforderung dennoch nicht unbeachtet lassen. Sie erhob sich sogleich, um sie zu erfüllen.

„Es ist das Hinterzimmer obenan, gerade über dem Ihrigen, mein Kind; Sie werden es gewiß finden," sagte Frau Corder, hinweg eilend.

Eudora ging sogleich hinauf und klopfte an die Thür des ihr beschriebenen Zimmers. Da sie aber keine Antwort erhielt, öffnete sie leise und trat ein.

Es war ein ärmlich mobilirtes Zimmer, erleuchtet von einem einzigen Tälglichte, das auf einem Tischchen an der linken Seite eines nicht mit Vorhängen versehenen Bettes stand und seine matten Strahlen auf das hagere Gesicht des Sterbenden warf, dessen Körper auf der Matratze ausgestreckt lag und mit einer weißen Bettdecke bedeckt war.

An der rechten Seite des Bettes kniete seine Tochter, die Hände des Vaters umklammernd, und zärtlich und ängstlich in sein Gesicht blickend. So gänzlich vertieft war sie in ihrer Aufmerksamkeit auf ihn, daß das Eintreten der Besucherin unbemerkt von ihr blieb.

„Vater," sagte Miß Annella, beständig mit flehendem Blicke in sein bewußtloses Gesicht starrend, „Vater, kennst Du mich nicht — wißt Du nicht mit mir sprechen? Vater, es ist Deine liebe Nella!"

Sie wartete, ohne ihre Augen von denen des Sterbenden zu entfernen; da sie aber keine Antwort oder auch nur einen, Bewußtsein verrathenden Blick als Erwiderung auf ihre bewegte Bitte erhielt, ließ sie ihr Gesicht auf die Bettdecke fallen, und schluchzte laut.

In diesem Augenblick schlich Eudora an ihre Seite, legte die Hand sanft auf ihre Schulter und sagte leise zu ihr:

„Weinen Sie nicht so bitterlich, Miß Wilder. Es ist vielleicht noch Hoffnung da."

Das Mädchen sprang leicht auf die Füße, warf die goldbraunen Locken zurück, welche sein Gesicht halb verschleierten, und heftete seine sanften grauen Augen mit den langen Wimpern auf die schöne Erscheinung, welche wie ein Engel ins Zimmer getreten war, um von Hoffnung zu flüstern.

„Ich bin Ihre Hausgenossin, Miß Wilder, und da ich einige Erfahrung in Krankheiten habe, so komme ich, um Ihnen, so weit ich es vermag, Hülfe und Beistand zu leisten," fuhr Eudora fort.

„O, Dank, tausend Dank für Ihr Kommen! Aber glauben Sie, daß Sie etwas für ihn thun können? O, sehen Sie, er merkt nicht einmal, daß ein Fremder ins Zimmer kommt, er kennt mich nicht einmal!" rief Annella, nahm ihre Besucherin bei der Hand und zog sie dicht an das Bett, während sie auf den Leidenden zeigte, über dessen Gesicht schon die grauen Schatten des Todes heraufschlichen.

In diesem Augenblick hörte man Fußtritte auf der Treppe und die Wirthin trat mit dem Arzte ein.

Der Doctor nahm die Hand des Kranken

Digitized by Google

und hielt sie etwa eine Minute lang mit dem Finger am Pulse. Dann legte er sie sanft wieder nieder und heftete seine Blicke in ernster Betrachtung auf das erstarrende Gesicht vor ihm. Die Wirthin trat ängstlich näher.

„Entfernen Sie seine unglückliche Tochter aus dem Zimmer, der Mann hat aufgehört zu leiden," sagte der Doctor mit leiser Stimme, doch nicht so leise, daß der Sinn seiner Worte nicht das Herz Annellens getroffen hätte, welche an das Bett stürzte, wild auf die starren Züge ihres Vaters blickte, dann die Hand des Doctors ergriff und rief:

„Todt? meinen Sie, todt? O nein, mein Herr! Sagen Sie, er ist nicht todt!"

„Armes Kind! wenn ich das sage, so bringt ihn das nicht ins Leben zurück. Er hat aufgehört zu leiden! und wir müssen uns alle vor dem Willen des Himmels beugen!"

Mit einem leisen, unartikulirten, schluchzenden Wehklagen, gleich der letzten Aeußerung eines brechenden Herzens, sank das arme Mädchen auf das Bett neben ihres Vaters Körper und vergrub ihr Gesicht an seinem kalten Busen.

Es fand kein heftiger Ausbruch des Kummers statt. Nach jenem ersten herzzerreißenden Schluchzen und Wehklagen lag sie so geduldig, so still und bewegungslos wie der Todte an ihrer Seite.

Sie ließen Annella eine kleine Weile so liegen, während sie in ehrerbietigem Schweigen um das Sterbebett standen; und dann sagte der Doctor:

„Sie muß entfernt werden. Sie wird keinen Widerstand zeigen; sie ist zu sehr niedergebeugt dazu."

Frau Corder ging hin und hob die leichte Gestalt zärtlich mit ihren starken Armen auf, indem sie murmelte:

„Wahrhaftig, sie hat nicht mehr Festigkeit, als ein armer, verhungerter Sperling im harten Frost!"

„Bringen Sie sie in mein Zimmer und legen sie auf mein Bett, Frau Corder, und dann will ich, während Sie für den Todten sorgen, Alles, was ich kann, für die Lebende thun," sagte Eudora, indem sie mit ernster Miene das Sterbezimmer verließ.

Frau Corder folgte mit ihrer leichten Last, trug sie, wie sie geheißen worden, in Eudora's Zimmer, legte sie sorgsam auf das Bett und entfernte sich dann, um anderswo die nöthigen Dienste zu leisten.

Eudora, ganz sich selbst entrückt, vergaß für den Augenblick ihren eigenen Kummer, indem sie sich mit dem der armen, verlassenen und hülflosen Annello beschäftigte. Lange Bekanntschaft mit dem Jammer hatte Eudora die seltenste alle Künste gelehrt — die Betrübten verständig zu trösten. Sie wußte, daß der Schmerz weniger schädlich ist, wenn er sich in Klagen äußern darf. Sie bewog Annella zu klagen, und das Kind sagte:

„O Miß Miller, es ist so — so hart! Ich hatte keinen Freund auf der Welt als ihn — und er hatte keinen auf der Erde als mich! Wir waren einander Alles in Allem! und das sind wir immer gewesen, seit ich mich erinnern kann! Als das Kriegsgericht ihm seine Stelle nahm, zog er mich an sein Herz und sagte — „Gott sei gedankt, Dich können sie mir nicht nehmen, meine Nella!" Und nun ist er von mir genommen!"

Hier wurde Miß Annella's Gespräch von einem Thränenausbruche unterbrochen. Als derselbe vorüber war, nahm sie ihre Klage wieder auf

„Sie sprachen schlecht von ihm, weil er trank, Miß Miller. Aber er konnte nicht anders. Wie sehr er sich bemühte, diese unglückliche Gewohnheit abzulegen, weiß Niemand so gut wie ich — außer seinem Schöpfer! aber er konnte es nicht! Das Trinken war bei ihm eben so eine Krankheit wie das Husten bei dem Schwindsüchtigen oder das Zittern bei dem Gelähmten. O Miß Miller, Sie sehen so gut aus! Sie denken nicht hart von meinem armen Vater, nicht wahr?"

„Nein, mein Kind; ich habe immer geglaubt, daß die Trunkenheit — die zur Gewohnheit gewordene Trunkenheit — nur eine Krankheit sei," sagte Eudora.

„O gewiß! Diese Krankheit, die er nicht besiegen konnte — die Schande, die er bis in das tiefste Innere seines Herzens fühlte — die Verzweiflung, daß er nie wieder erlangen könnte, was er verloren hatte — das brach sein Herz! ich weiß es; und ich will sein Andenken vertheidigen, wenn es kein Anderer thut!"

Hier hemmte wieder ein Ausbruch des

Digitized by Google

Weinens ihr weiteres Gespräch. Als dieser zweiter Sturm vorüber war, fuhr sie in ihrer rührenden Vertheidigung des Todten fort:

„Wenn der Mensch sehen könnte, wie Gott sieht — was es war, das ihn zuerst zum Trinken trieb — ich meine, was diese Krankheit zuerst herbeiführte, so würden sie ihn bedauern, anstatt ihn zu verdammen. Es war der frühe Tod meiner Mutter! Er liebte sie so sehr, Miß Miller. Seit sie starb, hat er nie wieder eine Frau mit Liebe angesehen. Und um ihretwillen hat er mich so sehr geliebt! Und nun ist er fort, und ich werde ihn nie wiedersehen — nie! nie!"

Hier zum dritten Male erstickte ein wilder Ausbruch von Thränen und Schluchzen ihre Stimme; aber als dieser allmälig in ruhiges Weinen überging, wurde sie still und sank in Schlummer.

Sie war nur ein Kind in ihrem ersten Kummer, und wie ein Kind hatte sie sich in den Schlaf geweint.

Ruhig entkleidete sich Eudora und legte sich an ihre Seite, wo sie bald dieselbe Wohlthat des Vergessens und der Ruhe mit ihr theilte.

Der nächste Tag war ein sehr geräuschvoller im Hause.

Da Annella's Vater keine Mittel hatte und auch keine Verwandten da waren, welche die Kosten bezahlten, so mußte der Arme auf Rechnung des Kirchspiels begraben werden.

Bei solchen Begräbnissen gibt es keine ehrerbietige Zögerung, kein langes Ausstellen der Leiche, keinen Leichenschmaus; kein Gefolge von Trauernden; Alles ist einfach, wohlfeil und eilfertig. Der Sarg wurde an demselben Morgen geschickt, und die Beerdigung auf den Nachmittag angeordnet

Annella hörte von dieser Anordnung mit kalter Ergebung.

Als das eilige Kirchspielsbegräbniß vorüber war, sprachen die Kirchspielsbeamten davon, das verlassene junge Mädchen vorläufig nach der Gemeindeanstalt zu schicken, bis man eine andere Verfügung über sie treffen könnte; dem widersetzte sich aber Frau Corder aus allen Kräften.

„Gewiß, Ihr Herren," sagte Frau Corder, „ich würde eben so wenig zugeben, daß sie in das Gemeindehaus ginge, als ich eins meiner eigenen Kinder dahin schicken würde. Meine Herren, ich habe schon dreizehn, und ich mache mir nichts daraus, wenn es vierzehn werden; gewiß, eins mehr oder weniger kann in einer Familie, wie die meinige, keinen merklichen Unterschied machen, es müßte sonst eins weniger anstatt eins mehr sein, was der Herr in seiner Gnade verhüten möge!"

„Aber Sie haben jetzt genug zu ernähren; bemerkte der Beamte, „Sie werden nie im Stande sein, die Last eines neuen zu tragen."

„Gott, mein Herr, ich brauche nur einen halben Penny mehr auf jedes Maß Erbsen oder Kartoffeln zu schlagen und die Leute zu überreden, daß sie besser als gewöhnlich sind," setzte Frau Corder hinzu.

„Nun, wir wollen Ihnen das Kind diese Nacht lassen und darüber nachdenken. Vielleicht gibt Ihnen das Kirchspiel Etwas für ihren Unterhalt, bis sie sich erholt hat und stark genug ist, um verdingt zu werden."

„Meine Herren, ich danke Ihnen; aber ich würde eben so wenig Gemeindeunterstützung für sie nehmen, wie für eins von meinen Eigenen, wie ich Ew. Gnaden schon gesagt habe."

„Nun, meine gute Frau, es wird Zeit genug sein, darüber nachzudenken," sagte der ältere Beamte, indem er mit seinen Collegen Abschied nahm.

Dieses Gespräch hatte in dem kleinen Wohnzimmer hinter dem Laden stattgefunden.

Aber da war auch eine ungesehene, schweigende, aber aufmerksame Lauscherin auf dieses Gespräch gewesen. Und diese Lauscherin war Annella, welche, in ihrem Kummer in eine dunkle Ecke des Zimmers gekauert, Zeuge der ganzen Unterredung gewesen war. Und während Frau Corder die Kirchspielsbeamten bis zur Ladenthür begleitete, schlüpfte Annella durch die aus dem kleinen Hinterzimmer auf die Hausdiele führende Thür und schlich in die Einsamkeit ihres eigenen Zimmers, um da ihre Pläne für die Zukunft zu reifen.

Eine Stunde später brachte ihr Frau Corder eine Tasse Thee und eine Toastschnitte hinauf, setzte diese Erfrischungen auf das Tischchen nieder, und während sie um Athem zu schöpfen, auf den Stuhl sank, sagte sie:

„Nun für die Zukunft, mein Kind, wirst Du herunterkommen und Deine Mahlzeit bei mir nehmen. Ich habe Dich adoptirt, und

Digitized by Google

so wirst Du meine Tochter sein, wenn nicht einer Deiner Verwandten herkommt und Dich mir wegnimmt; was sie hoffentlich nicht thun werden, wenn sie nicht viel besser für Dich sorgen können als ich."

Annella sprach kein Wort des Dankes, sondern stand auf, kniete neben der guten Mutter nieder, hob die Hand an die Lippen und küßte sie inbrünstig.

„Na, mein Kind; stehe auf und trinke Deinen Thee. Ich bin kein Bild, vor dem man niederkniet, und auch keine regierende Königin um mir die Hand küssen zu lassen. Aber wenn Du die alte Frau lieb und gern gehätschelt werden willst, nun da hast Du's," sagte das liebevolle Geschöpf, indem sie das Mädchen aufhob und seine leichte Gestalt an ihre Brust zog.

„So nun trinke Deinen Thee, so lange er noch heiß ist, und dann geh' gleich zu Bette und schlafe recht ruhig. Und morgen früh komm nur ja herunter und nimm Dein Frühstück bei mir um acht Uhr," sagte die gute Frau, indem sie die Waise losließ.

Und da Frau Corder viel zu beschäftigt war, um sich einem ihrer Gefühle hinzugeben, stand sie auf, sagte Annella gute Nacht und überließ sie der Ruhe.

Am andern Morgen war die würdige Wittwe schon früh in Bewegung. Sie öffnete ihren kleinen Laden bei Zeiten, stellte den rothhaarigen Erben des Hauses Corder hinter den Zahltisch, um die frühen Kunden zu bedienen, während sie sich in der Küche hinter dem kleinen Hinterzimmer damit beschäftigte, das Frühstück für ihre Familie zu bereiten.

Es wurde acht Uhr, und das erfrischende Morgenmahl war bereitet; aber Annella erschien nicht.

„Sie verschläft die Zeit, das arme Kind; desto besser, das wird ihr sehr gut sein; und ich kann eben etwas Kaffee und Semmel für sie aufbewahren, bis sie erwacht; so jetzt, Kinder, kommt und frühstückt."

Mit diesen Worten, da in diesem geschäftigen Haushalt keine Zeit zum Warten war, sammelte die Wittwe ihre zahlreiche Nachkommenschaft um den Küchentisch.

Als der Appetit der Letzteren gehörig befriedigt war, stand die sorgsame Mutter auf heiß ihre älteste Tochter, Sally, ein gutmüthiges, rothhaariges Mädchen von sechszehn Jahren den Tisch abräumen und eilte hinauf, um ihre Miethern zu bedienen.

Und während Eudora vor ihrem Morgenmahl saß, fragte sie:

„Wie geht es Annella heute Morgen?"

„Ich habe sie noch nicht gesehen. Sie verschläft die Zeit, das arme Kind, nach all dieser Anstrengung und Noth, ich hoffe, sie wird sich dadurch desto besser befinden," sagte die Frau.

„Und doch ist es schon zehn Uhr. Sie kann ja krank sein, Frau Corder. Und Sie wissen, es ist keine Glocke im Zimmer."

„Das ist wahr, Miß Miller; ich will hinauflaufen und zusehen."

Mit diesen Worten verließ die Wirthin das Zimmer und ging die Treppe hinauf.

Eudora hörte ihre Tritte oben von einem Zimmer zum andern gehen, anscheinend in großer Aufregung.

Dann war es eine kurze Zeit still.

Und nun hörte man die Wittwe die Treppe herunter stürzen.

Sie riß Eudoras Thür auf, trat in einem Zustande großer Aufregung, einen offenen Brief in der Hand, ein und rief:

„Sie ist fort, Miß Miller!"

„Fort — wer?" fragte Eudora.

„Nella! wer sonst?"

„Nella! Aber wohin ist sie? Setzen Sie sich und schöpfen Sie Athem, Frau Corder."

Die Wirthin sank keuchend auf den nächsten Stuhl.

„Nun erzählen Sie mir Alles ruhig, Frau Corder."

„Sie ist fort! das ist Alles."

„Fort, das haben Sie schon gesagt; aber warum ist sie fort?"

„Weil sie verrückt ist; weil sie sich vor den Kirchspielsbeamten fürchtet, Gott strafe sie, und vor der Anstalt, und verdungen zu werden, oder sonst mir zur Last zu fallen!"

„Aber wohin ist sie gegangen?"

„In ihr Verderben, fürchte ich! Ihr Glück zu suchen, sagte sie."

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 14. a Freitag, 31. Januar **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Aber nach welcher Richtung?"

„Das weiß der Himmel! Ich weiß es nicht, wenn sie es nur selbst weiß. Das kommt alles davon, daß sie kein Haus und keine Mutter hat und in einer Kaserne aufwuchs, wo Niemand als ein betrunkener Vater für sie sorgte. Hier, Miß Miller, hier ist ihr Brief. Ich habe ihn nur eben so angesehen. Und noch dazu ohne Frühstück fortzugehen, ehe einer von uns auf war! Doch hier ist ihr Brief, Miß Miller; er ist so gut für Sie bestimmt als für mich, denn sehen Sie, er ist „an meine gute Freundinnen" gerichtet. Bitte, lesen Sie laut, dann verstehe ich ihn vielleicht besser, denn ich habe mich nie gut darauf verstanden, Geschriebenes herauszubringen."

Miß Eudora Leaton nahm den Brief und las mit lauter Stimme:

„Liebe, gute Freundinnen! wenn diese Zeilen Ihnen vor Augen kommen, wird das arme Mädchen, das Sie so freundlich behandelt haben, schon weit von London entfernt sein. Aber denken Sie nicht, sie sei undankbar, weil sie gezwungen ist, Sie zu verlassen; gezwungen Sie zu verlassen um Ihretwillen sowohl als um ihrer selbst willen. Sie kann sich nicht dazu verstehen, eine Gemeindearme zu werden, um von den Kirchspielsdeamten über sich verfügen zu lassen, wie sie es für passend halten mögen. Und sie kann der guten Frau Corder oder der lieben Miß Miller nicht zur Last bleiben. Sie sehnt sich nach Freiheit und Unabhängigkeit, und schmachtet nach dem Lande und der freien Luft. Sie hat keinen Verwandten auf der Welt, an den sie irgend einen Anspruch hätte. Aber damit Sie nicht ängstlich ihretwegen seinen, so wissen Sie, daß sie fortgegangen ist, um im Norden Englands ihr Glück zu suchen. Da hat sie eine mögliche Freundin in der Tochter der Amme ihrer Mutter, der Milchschwester ihrer Mutter; Tabitha Tabs, die als Kammermädchen an einem Orte mit Namen Allworth Abbey irgendwo in der Grafschaft C. wohnt. Um ihrer Mutter willen verhilft ihr diese Tabitha vielleicht zu einer guten Stelle auf dem Lande, wo sie gern sehr hart arbeiten will, wenn sie nur die grünen Felder sehen, die frische Luft einathmen und sich als ein freies Mädchen fühlen kann. Und so, liebe Freundinnen, bitte, haben Sie keine Besorgniß wegen ihres Wohlergehens, sondern glauben Sie, daß Er, welcher die jungen Raben speist, für die sorgen wird, die sich Ihrer Güte stets mit der wärmsten Dankbarkeit erinnern wird, so lange ihr Name ist

Annella."

Als Miß Eudora beim Lesen dieses Briefes auf den Namen Allworth Abbey stieß, überfiel sie ein Todesschrecken. Sie sah die ganze äußerste Gefahr, welche ihr durch die Reise dieses arglosen Mädchens drohte. Sie konnte sich kaum genügend beherrschen, um den Brief zu Ende zu lesen. Und als sie denselben beendigt hatte, zitterte das Papier und entfiel ihrer Hand, und sie sank halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurück.

Die Wirthin bemerkte ihre Bewegung, schrieb sie aber nur dem Mitgefühl für die irregeleitete Flüchtige zu. Sie nahm den Brief auf, glättete ihn und sagte, indem sie noch einmal anfing hineinzusehen:

„Hat je ein menschliches Geschöpf von einer so tollen That gehört? Wohlbekannte Freunde zu verlassen und ihr Glück unter ganz fremden Leuten zu suchen; und einen Nordstern, wo-

Digitized by Google

nach sie steuern konnte, wie man sagen kann, als ein Kammermädchen irgendwo im nördlichen England. Wo sagte sie, daß das Mädchen im Dienst wäre?"

„An einem Platze Namens Allworth Abbey," stammelte Eudora mit einer so gleichgültigen Miene, als sie nur annehmen konnte.

„Allworth Abbey? Allworth Abbey. Ich habe diesen Namen kürzlich irgendwo gehört und auch nichts Gutes davon gehört," sagte die Wirthin.

Dann rief sie, indem ein plötzlicher Blitz der Erinnerung ihr Gesicht beleuchtete:

„Ei, das ist ja gerade der Ort, wo das böse junge Mädchen alle seine Verwandten vergiftet hat! Himmel! zu denken, daß sie dahin geht! Aber sie kann die „Times" nicht gelesen haben oder gehört, was in jener Familie vorgefallen ist, sonst würde sie nie dahin gehen."

„Es herrscht eine besondere Vorsehung in dem Falle eines Sperlings und ein vorher bestimmtes Verhängniß in der Reise eines wilden Mädchens, nach Allworth Abbey," sagte Miß Eudora.

10.

Wir müssen zu dem Schauplatz der Tragödie zurückkehren und berichten, was unmittelbar nach Eudoras Flucht zu Allworth Abbey vorfiel.

Sobald Eudora Abschied genommen hatte und ehe sie durch den geheimen Ausgang gegangen war, schloß Tabitha die Augen und wandte den Rücken, damit sie nicht wirklich, sähe, durch welches Mittel oder in welcher Gesellschaft ihre Herrin das Zimmer verlassen hatte.

Aber sobald sie hörte, daß das Fach an seine Stelle gerückt und der Riegel auf der andern Seite vorgeschoben war, wandte sie sich, und sank mit einem triumphirenden Lächeln in den Armstuhl, indem sie sagte:

„Nun mögen sie ein Kreuzverhör mit mir anstellen, bis Alles blau ist, wenn sie wollen, und ich kann ein Loch durch einen eisernen Topf schwören, daß ich nicht gesehen habe, wie sie das Zimmer verlassen hat."

Und mit diesen Worten überließ sich Tabitha der Ruhe, deren sie so sehr benöthigt war.

Es war schon spät am Morgen, als sie durch ein lautes Pochen an der Zimmerthür erweckt wurde.

Sie fuhr in die Höhe und erinnerte sich im Augenblick, wo sie war, wer klopfte, und was verlangt wurde.

Sie sprang auf, rieb sich die Augen, schüttelte sich und ging an die Thür.

„Was wünschen Sie?" fragte sie, indem sie ein klein wenig öffnete.

„Wir wünschen die Gefangene. Hier ist Frühstück für sie. Sie soll es schnell essen, denn der Wagen steht vor der Thür, um sie nach dem Grafschaftsgefängniß zu bringen," sagte der wachthabende Polizeidiener, indem er ein Theebrett mit Brod und Kaffee hereinreichte.

„Die Gefangene? von was für einer Gefangenen sprecht Ihr? Hier ist keine Gefangene!" sagte Tabitha, indem sie das Theebrett in Empfang nahm und auf den Tisch setzte.

„Miß Eudora, unsere Gefangene. Sagt ihr, sie soll sich schnell fertig machen, da wir sie gleich nach dem Gefängniß bringen müssen," sagte der Polizeidiener.

„Meine Herrin! Wie, habt Ihr sie nicht schon weggebracht?" rief Tabitha mit gut gespieltem Erstaunen.

„Sie schon weggebracht? Nein! nein! Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der Polizeidiener erstaunt.

„Ich will sagen, daß sie nicht hier ist, wie Ihr sehr gut wißt, weil Ihr sie weggebracht habt! Was habt Ihr mit ihr gemacht, he?" rief Tabitha.

„Kommt, Frau, hört auf mit Eurem Unsinn, das paßt bei uns nicht, kann ich Euch sagen; also macht Eure junge Herrin fertig, mit uns zu gehen."

„Und ich sage Euch, sie ist nicht hier! und Ihr wißt es viel besser als ich, weil Ihr sie weggebracht haben müßt! Ihr habt ja die Thür bewacht!"

„Nicht hier!" rief der Polizeidiener, indem er ohne Umstände ins Zimmer trat, und anfing, es zu durchsuchen.

„Nun, es nützt nichts, die Leute auf diese Weise zu äffen, daß Ihr vorgebt, das Zimmer zu durchsuchen, da ihr sehr gut wißt, daß sie nicht gefunden werden kann," sagte Tabitha Tabs höhnisch.

Digitized by Google

„Wo ist sie denn?“ fragte der Polizeidiener.

„Das werdet Ihr sagen müssen! Ihr habt die Thür bewacht! Wahrscheinlich seid Ihr hereingekommen, während ich schlief, und habt sie weggestohlen! Vielleicht habt Ihr sie ermordet und in den See geworfen, so viel ich weiß! O, Ihr sollt es büßen!“ rief Tabitha, sich in einen sehr gut gespielten Zorn versetzend.

Ohne weiter auf ihre Worte zu achten, machte der Polizeidiener sogleich Lärm, und bald war das Zimmer mit einer gespannten und neugierigen Menge gefüllt.

„Was soll das Alles bedeuten?“ fragte der Doctor, welcher jetzt eintrat.

„Ei, mein Herr, dieses Mädchen behauptet, unsere Gefangene sei entflohen,“ sagte der Polizeidiener.

„Ich behaupte nichts der Art! Ich behaupte, daß sie fort war, als ich diesen Morgen erwachte; und es ist nicht anders denkbar, da dieser Polizist die Thür bewachte, so muß er sie gestohlen haben, während ich schlief,“ sagte Tabitha mit zorniger Stimme.

„Entflohen? wie? wann? wo? Seht nach allen äußeren Thüren und Fenstern! Durchsucht das Haus! Durchsucht die Umgegend! Macht Lärm in der Nachbarschaft! Fünfzig Pfund, wer sie zurückbringt! Zerstreut Euch, schnell! sie hat die Familie Eures Herrn umgebracht!“ rief der Doctor heftig, die versammelte Dienerschaft anredend, welche hinweg eilte, um seine Befehle zu befolgen.

„Wie konntet Ihr so nachlässig sein, Beamter, Eure Gefangene an Euch vorbeigehen zu lassen?“ fragte Squire Humphreys, einer von den Magistratsbeamten, welcher, als Freund und Nachbar des verstorbenen Lord Lealon, die ganze Nacht im Hause geblieben war.

„So wahr der Himmel mich hört, Ew. Gnaden, durch diese Thür ist die Gefangene nicht herausgekommen! Ich habe meinen Posten nicht eine einzige Minute während der Nacht verlassen, sondern stand an die Thür selbst gelehnt, so daß, selbst wenn ich eingeschlafen wäre und die Thüre hätte geöffnet werden können, ich niedergefallen und durch den Fall geweckt worden wäre. Aber ich habe meine Augen die ganze Nacht nicht geschlossen, Ew. Gnaden,“ sagte der Polizeidiener.

„Das ist wunderbar,“ fuhr der Magistratsbeamte fort, welcher mit dem Arzte eine sorgfältige Untersuchung des Zimmers vornahm, die sich bis auf die Befestigungen der Zimmerläden erstreckte, welche alle sicher befunden wurden.

„Hat Jemand meinen Kameraden gefragt, Ew. Gnaden?“ fragte der Polizeidiener.

„Gewiß hat das Niemand gethan,“ sagte der Doctor, indem er hinging und an die Thür des Aufkleidezimmers klopfte.

Der daselbst auf Wache befindliche Officiant schloß die Thür auf und stand dem Doctor gegenüber.

„Eure Gefangene ist entflohen! Wie konntet Ihr so sorglos sein, sie durchkommen zu lassen?“ fragte der Doctor.

„Durchkommen! Bei meiner Ehre, mein Herr, an mir ist die ganze Nacht Niemand vorbeigekommen. Ich stand mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt und hatte die ganze Zeit den Schlüssel in der Tasche,“ sagte der Officiant erstaunt.

„Das ist unerklärlich! Hat Keiner von Euch irgend ein Geräusch in der Nacht gehört?“ fragte der Magistratsbeamte.

„Nicht das geringste, Ew. Gnaden,“ sagte der Officiant.

„Alles war still wie der Tod,“ setzte der zweite hinzu.

„Das ist ganz unglaublich! Das Mädchen scheint eben so gut eine Zauberin als eine Giftmischerin gewesen und in einer Feuerflamme durch den Schornstein verschwunden zu sein!“ rief der Doctor.

„Ich bitte Ew. Gnaden um Entschuldigung,“ sagte der erste Polizeidiener, indem er vortrat und seine Stirn vor dem Magistratsbeamten berührte.

„Nun, Sims, was gibts?“

„Ich denke, mein Herr, da die Gefangene durch keine der von mir und meinen Kameraden bewachten Thüren entkommen sein kann, daß sie auf irgend eine andere Weise hinausgekommen sein muß, und daß dieses junge Frauenzimmer, welches die ganze Nacht bei ihr geblieben ist, Alles wissen muß; und mit Ew. Gnaden Erlaubniß, ich denke, sie müßte genöthigt werden, es zu sagen.“

„Oh wirklich? Ich möchte wohl sehen, wer mich nöthigen will, etwas zu sagen, was ich

Digitized by Google

nicht sagen will!“ rief Miß Tabs, so gänzlich alle Vorsicht bei Seite werfend, wie jeder leidenschaftliche Mensch, wenn es nur gelingt, ihn ärgerlich zu machen.

„Ich stimme Euch bei,“ sagte der Arzt zu dem Polizeidiener. Dann wandte er sich zu Tabitha und sagte:

„Junges Frauenzimmer, Ihr habt Euch verrathen. Offenbar wißt Ihr etwas von dieser geheimnißvollen Flucht der Gefangenen. Und wir müssen darauf bestehen, daß Ihr Alles mittheilt, was Ihr wißt.“

„Sehr gut, besteht nur immer zu; ich werde wahrhaftig nichts dagegen haben, daß Ihr besteht, so viel es Euch gefällt,“ sagte Tabitha, indem sie die Arme kreuzte, mit den Zähnen knirschte und den Doctor trotzig angrinste.

„Wie ist die Gefangene aus dem Zimmer entkommen?“ fragte der Letztere.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Tabitha.

„Ihr wißt es, und ich will Euch schon zwingen, es zu sagen,“ schrie der Doctor.

„Sehr gut, dann zwingen Sie mich, höhnte Miß Tabs.

„Wie ist die Gefangene entkommen? frage ich Euch.“

„Ich weiß es nicht.“

„Junges Frauenzimmer, ich bin gewiß, daß Ihr es wißt, und ihr sollt gezwungen werden, es zu sagen.“

Dann hören Sie mich an; ich will Ihnen sagen, was ich weiß, und mehr will ich nicht sagen.“

„Das ist Alles, was wir zu hören wünschen. Weiter.“

„Nun denn, ich schlief auf diesem Stuhle ein, und als ich erwachte, war meine junge Herrin fort. Das ist, was ich weiß. Und es ist wahrscheinlicher, daß dieser Polizist, welcher die Vorplotzthür besetzt hielt, während ich schlief, hereingekommen sein und sie weggestohlen haben muß.“

„Junges Frauenzimmer, sagt Ihr die Wahrheit?“

„Ja, mein Herr; auf mein Wort und meine Ehre.“

„Die ganze Wahrheit?“

„Himmel, mein Herr, die ganze Wahrheit weiß ich so wenig, wie Pontius Pilatus.“

„Junges Mädchen, Du weißt mehr, als Du sagen willst; aber ich will schon ein Mittel finden, Dir den Mund öffnen zu lassen,“ sagte der Arzt finster.

„Und ich will meinen Mund nicht weiter öffnen für Niemand auf der Erde, und für nichts, das mir geschehen kann! Ich will mich schinden und in einem Zergliederungszimmer anatomiren lassen, ehe ich für irgend Jemand auf der Erde den Mund noch weiter öffne! So, da habt Ihr's!“

„Junges Frauenzimmer, es ist meine Pflicht, Euch mitzutheilen, daß Ihr, wenn Ihr etwas von der Flucht der Gefangenen wißt, genöthigt werden könnt, es zu offenbaren,“ sagte der Magistratsbeamte.

„Ich weiß gar nichts davon, und ich will nichts davon offenbaren,“ sagte Tabitha Tabs etwas widersprechend. „Ich will nicht! und wäre es auch, um Jemanden das Leben zu retten! Und ich möchte sehen, wer mich zwingen will, zu sprechen, wenn ich nicht sprechen will!“

„Oder Deinen Mund zu halten, wenn Du ihn nicht halten willst, Du unverschämtes Geschöpf!“ rief der Doctor.

„Nun, ich meine, man kann nicht unverschämt sein, wenn man die Folgen tragen will, nicht wahr? Und hier bin ich, bereit, die Folgen zu tragen. Ich denke, Sie werden mir etwas Schreckliches thun! gut, thun Sie's; hier bin ich, bereit, zum Opfer gemacht zu werden, oder zur Märtyrerin, oder zur Anatomie! Aber sprechen will ich nicht! ich will nicht sprechen! ich will nicht; Niemanden zu Gefallen!“

„Du sprichst ja die ganze Zeit, Du Elende! Du machst uns taub mit Deinem Sprechen, wenn Du nur zur Sache sprechen wolltest,“ sagte der Doctor.

„Eure Worte, junges Frauenzimmer, verrathen, daß Ihr mehr von dieser Sache wißt, als ihr mittheilen wollt,“ sagte der Magistratsbeamte.

„Ich habe ihnen gesagt, was ich weiß, Herr; als ich meine Augen schloß, war meine Herrin noch im Zimmer, und als ich aufwachte, war sie fort.“

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 14. Sonntag, 2. Februar 1873.

Endora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Habt Ihr keine Kenntniß oder Ahnung davon, wie sie wegging?"

„Ich habe keine gewisse Kenntniß, Herr, da ich sie nicht sah, als sie fortging. Aber da kein anderer Weg, aus dem Zimmer zu kommen, da zu sein scheint, so ist anzunehmen, daß der Polizist, welcher die Vorplatzthür besetzt hielt, sie herausgelassen haben muß."

Der Magistratsbeamte und der Hausarzt blickten verlegen einander an. Sie hatten volles Vertrauen zu dem Polizeidiener; sie hatten gar kein Vertrauen zu Tabitha, und doch sprach der Augenschein gegen den Polizeidiener und zu Gunsten Tabithas. Sie bemerkte das und verfolgte ihren Vortheil, indem sie sagte:

„Nun, meine Herren, habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Nun können Sie mir das Schlimmste thun, denn hier stehe ich, bereit, eine Märtyrerin der Wahrheit zu sein."

Der Doctor und der Magistratsbeamte blickten sich noch immer rathlos an.

„Warum lassen Sie den Polizeidiener nicht gestehen? Sehen Sie nicht, daß kein anderer Weg zur Flucht für Miß Leaton da war, als durch die Thür, welche er bewachte, denn das von dem andern Polizeidiener bewachte Ankleidezimmer hat keinen Ausgang, und die Fensterläden waren alle von dem Doctor verriegelt und verschlossen, welcher die Schlüssel mitgenommen hat. Und selbst wenn er das nicht gethan hätte, die Fenster sind volle sechzig Fuß über dem Boden, und selbst wenn sie es versucht hätte, aus einem derselben zu springen, so hätte sie den Hals brechen müssen. Aber sie hätte es nicht einmal versuchen können, da die Fenster in demselben Zustande, fest verschlossen gefunden worden sind. Und deßhalb, Ew. Gnaden, ist es nicht ganz klar, daß meine Herrin das Zimmer durch die von diesem Policisten bewachte Thür verlassen haben muß?" schloß Tabitha, indem sie rachsüchtig auf den unschuldigen, aber bestürzten Officanten zeigte.

„Sims, das sieht sehr schlimm für Euch aus," sagte der Magistratsbeamte.

„Ich weiß es, Ew. Gnaden, aber ich hoffe, mein Ruf steht über dem Verdacht."

„Das glaube ich auch. Sims, und ich habe Euch selbst nicht in Verdacht."

In der That hegten sowohl der Magistratsbeamte als der Doctor starken Verdacht gegen Tabitha, da aber der Augenschein allerdings nicht gegen sie war, so konnten sie nicht gegen dieselbe vorgehen.

Sie verließen das Gemach und begaben sich nach dem rothen Gesellschaftszimmer, welches der Schauplatz so vieler Untersuchungen gewesen war, um sich mit den Anderen über die besten Mittel, die Flüchtige zu suchen und wieder einzufangen, zu berathen.

Sie blieben lange in Berathung, ehe es ihnen einfiel, den herbeizurufen, von dem man annehmen konnte, daß er das größte Interesse an der Sache nehme. Da sagte Herr Humphreys:

„Sollten wir nicht lieber Herrn Montrose ersuchen, uns seine Mitwirkung und seinen Rath in dieser Angelegenheit zu schenken?

„Gewiß," erwiederte Doctor Watkins, und zog die Glocke.

„Macht Herrn Montrose meine Empfehlung, und sagt ihm, daß wir uns freuen würden, ihn hier zu sehen," sagte der Arzt zu dem Bedienten, welchen die Glocke herbeigerufen.

Der Diener entfernte sich, kehrte aber sogleich mit der Nachricht zurück:

„Herr Montrose ist noch nicht aufgestanden, mein Herr."

Digitized by Google

„Fauler Bursche, und es ist nahe an zwölf Uhr," sagte der Doctor, entließ diesen Gegenstand aus seinen Gedanken und nahm die Angelegenheit mit dem Magistratsbeamten wieder auf.

Man entwarf einen öffentlichen Anschlag, welcher eine Belohnung für die Ergreifung von Eudora Leaton aussetzte, ließ diesen sogleich drucken und im ganzen Lande verbreiten. Die Polizei wurde nach allen Richtungen ausgesandt, um die Verfolgung zu beginnen und als diese Maßregeln zur Ergreifung der Flüchtigen geschehen waren, bestellte der Doctor das Frühstück und setzte sich mit dem Magistratsbeamten und dem Advokaten, um daran Theil zu nehmen. Und während sie so beschäftigt waren, trat Malcolm Montrose, welcher unbemerkt zurückgekehrt war, ruhig in das Speisezimmer und wünschte ihnen guten Morgen.

„Oh, sind Sie endlich auf!" sagte der Doctor.

„Ich habe eine sehr schlechte Nacht gehabt; das muß meine Entschuldigung für mein spätes Erscheinen sein," sagte Malcolm, indem er seinen Stuhl an den Tisch zog.

„Und haben Sie gehört, seitdem Sie herunter gekommen sind, daß die Gefangene entflohen ist?"

„Ja, das sagte mir mein Diener; aber sie kann noch nicht weit gekommen sein."

„Ei, nein; und da die schnellsten Maßregeln zu ihrer Verhaftung ergriffen worden sind, so hoffen wir, sie bald hier im Gefängniß zu haben. Aber das große Geheimniß ist die Art ihrer Flucht. Sie muß durch den Schornstein verschwunden sein. Ich habe Tabitha in Verdacht, mehr davon zu wissen, als sie sagen will; aber es ist kein Beweis gegen sie vorhanden, und sie besteht darauf, ihre Herrin müsse von dem Polizeidiener weggeschafft worden sein, während sie, Tabs, geschlafen hätte. Und in der That, wenn wir nicht von Sims Treue versichert wären, so würde das die wahrscheinlichste Lösung des Geheimnisses sein."

„Ich sollte denken, es schiene die einzige zu sein," sagte Malcolm, und dankte heimlich dem Himmel, daß Tabitha sich fest erwiesen hatte, und daß die Art von Eudoras Flucht bis jetzt noch unbekannt und ungeahnt war.

Der übrige Theil des Tages wurde mit fruchtlosem Suchen nach der Flüchtigen verbracht, von welcher man mehrere Spuren gefunden haben wollte. Ein Polizeidiener brachte die Nachricht zurück, daß eine junge Dame in tiefer Trauer zu Poolville den Nachtzug nach Edinburg benutzt habe. Ein anderer, daß man eine junge Dame, welche der Beschreibung von Eudora Leaton entsprach, in den nach Shersbourne fahrenden Postwagen habe steigen sehen. Ein dritter brachte die Nachricht, man habe ein junges Frauenzimmer in schwarzer Kleidung an Bord eines Schiffes gehen sehen, welches von Abbeyport — einem kleinen Küstendorf, sechs Meilen von Allworth — nach Arrach an der Nordküste Irlands bestimmt sei.

Polizeidiener, mit Verhaftsbefehlen versehen, wurden nach allen diesen Richtungen abgeschickt, während der Weg der Flüchtigen unentdeckt blieb.

Spät an diesem Abend kam Lieutenant Norham Montrose, der jüngere Bruder Malcolms, in der Abtei an.

Norham Montrose war an Gestalt und Gesichtszügen das wahre Seitenstück von Malcolm, da er dieselbe große, breitschultrige, tiefbrüstige, starkgliedrige athletische Gestalt, dieselben edlen römischen Züge und dieselbe gebieterische Erscheinung hatte. Aber an Gesichtsfarbe und Gemüthsart waren sie so verschieden, wie Tag und Nacht; denn während Malcolm hell wie ein Sachse war, mit klaren, blauen Augen und hellbraunem Haar, war Norham dunkel wie ein Spanier, mit kohlschwarzen Augen und rabenschwarzem Haar und Bart. Und während Malcolm freundlich unbefangen und vertrauensvoll war, war Norham stolz, zurückhaltend und argwöhnisch.

Er hatte die Abtei seit Eudoras Ankunft von Indien nicht besucht, und hatte diese folglich nie gesehen. Der Brief des Familiensachwalters, welcher ihn nach dem Hause gerufen, hatte ihn von Allem, was vorgefallen, in Kenntniß gesetzt. Und nun kam er mit seinem dunklen Blute kochend, und einem Herzen glühend von Haß und Rache gegen die, welche er als die schändliche Vernichterin der unglücklichen Familie Leaton betrachtete.

Malcolm empfing ihn mit ernster Zärtlichkeit, und sie besprachen die letzte Tragödie

Digitized by Google

fast ganz in demselben Tone, in welchem Malcolm die Ereignisse schon mit Anderen erörtert hatte — indem Malcolm auf Eudoras Unschuld bestand, und Norham, gleich den früheren Gegnern, sich auf das überwältigende Zeugniß gegen sie berief.

Der nächste Tag war zu dem zweifachen Leichenbegängniß bestimmt worden.

Zu früher Morgenstunde begannen die Gäste sich zu versammeln, um dem Andenken der Verschiedenen die gebührende Ehre zu erweisen.

Unter dem benachbarten Adel, welcher eingeladen worden war, den Feierlichkeiten beizuwohnen, waren die Familien der ehrbaren Mrs. Elverton auf Edenlawn und des Veteranen Admiral Sir Ira Brunton auf dem Amchorage.

Diese, als die nächsten Nachbarn und theuersten Freunde der Verstorbenen, langten zuerst im Schlosse an.

Es war hoher Mittag, als die Ueberreste von Lady Leaton und ihrer Tochter Agathe „mit allem Pomp und Gepränge" einer Leichenfeier dem Familiengewölbe unter der Kapelle anvertraut wurden, wo drei Monate vorher die des Hauptes der Familie niedergelegt worden waren.

Als die Todtenfeier beendet war, wurde die Anordnung getroffen, daß die Brüder Malcolm und Norham Montrose, als die nächsten Verwandten und muthmaßlichen Erben, vorläufig mit der Verwaltung von Allworth betraut bleiben sollten.

Da man aber wußte, daß die Prinzessin Pasolini, eine noch junge und schöne Frau, nicht als Gast zweier Herren im Hause bleiben konnte, wo keine andere Dame vorhanden war, so wurde sie sogleich mit Einladungen überhäuft. Der ganze Landadel strebte nach der Ehre der Gesellschaft einer verbannten Prinzessin. Aber die schöne Italienerin entschied sich, vorläufig die Gastfreundschaft des ergrauten Helden, Admiral Sir Ira Brunton anzunehmen.

Und an demselben Abend begleitete die Prinzessin Pasolini, in Gesellschaft von Miß Tabs, die sie in den Dienst genommen hatte, den tapfern Admiral nach seinem prächtigen Landsitze dem Amchorage.

11.

Das Interesse unserer Erzählung verlangt, daß wir die Schicksale der verwaisten Tochter des Hauptmanns von dem Augenblick an wieder aufnehmen, wo sie an dem Abend vor ihrer Flucht allein gelassen wurde.

Annella war nicht wie andere junge Mädchen erzogen worden und sollte deßhalb nicht nach demselben Maßstab beurtheilt werden.

Das einzige und mutterlose Kind eines liederlichen Offiziers bei einem Infanterieregiment, hatte sie fast ihre ganze vernachlässigte Kindheit im Lager, in der Kaserne und in beständigem Ortswechsel zugebracht.

Und in diesem umherschweifenden und unbewachten Leben hatte sie einen sorglosen Geist der Unabhängigkeit, einen trotzigen Widerwillen gegen jeden Zwang und eine wilde Liebe zur Freiheit erlangt, welche sie in die schwersten Irrthümer, in das tiefste Unglück stürzen und die strengste Zucht der Vorsehung zu ihrer Besserung erforderlich machen konnte.

Bisher war ihr Leben, wenn auch regellos, doch unta delhaft gewesen.

Jetzt, da sie ihres Vaters, ihres einzigen natürlichen Beschützers und der einzigen Gewalt, die sie anerkennen wollte, durch den Tod beraubt war, empörte sich ihr Stolz bei dem Gedanken, von einer anderen Macht beherrscht zu werden. Und vor Allem war der Gedanke einer entehrenden Einmischung der Gemeinde in ihre persönlichen Angelegenheiten ihrem stolzen Herzen höchst zuwider.

Von dem Augenblick an, wo sie das Gespräch zwischen den Kirchspielsbeamten und der Wirthin behorcht hatte, war sie fest entschlossen, auf das Land zu fliehen.

Hätte sie Frau Corder eine solche Absicht zu erkennen gegeben, so würde sie dadurch einen augenblicklichen und heftigen Widerstand gegen ihre Pläne veranlaßt haben; und einmal zur Flucht entschlossen, wünschte sie, daß ihre Abreise ohne Hinderniß und Verfolgung geschähe. Deßhalb mußte ihre Entfernung eben so heimlich als schnell geschehen.

Aber das Haus zu verlassen, ohne von ihren liebreichen Freundinnen Abschied zu nehmen, hätte undankbar geschienen, und sie in Betreff ihres Schicksals in Angst zu lassen, wäre grausam gewesen.

Nach einiger Ueberlegung entschloß Annella sich deßhalb zu dem Auskunftsmittel, einen Abschiedsbrief zu schreiben. Als sie diesen

Digitized by Google

Brief beendigt, gefaltet und mit der Aufschrift versehen hatte, steckte sie ihn an den Rahmen ihres Toilettenspiegels, an einen augenfälligen Platz, wo sie wußte, daß er gefunden werden mußte.

Zunächst machte Annella einen großen festen Bündel von den werthvollsten Theilen ihrer eigenen Effecten, dann ein kleineres Packet, welches nur einen einzigen Anzug enthielt. Und dann blickte sie in ihre Börse, welche gerade eine halbe Krone enthielt, die Eudora hatte in ihre Hand gleiten lassen, und die sie als ein in der Zukunft zurückzuzahlendes Darlehen angenommen hatte.

Endlich legte sie sich auf das Bett, um zu ruhen, während sie auf den Anbruch des Tages wartete, um ihre Reise anzutreten. Sie erwartete, nicht zu schlafen, und wünschte es nicht einmal, aber kaum war ihr Kopf auf das Kissen gesunken, so überwand ihre Erschöpfung ihre Anstrengung und warf sie in einen tiefen Schlaf, welcher bis zum Morgen dauerte.

Der Tag brach eben an, als sie mit einer plötzlichen Erinnerung an ihren Vorsatz erwachte. Sie sprang aus dem Bette und traf vorsichtige, aber eilige Anstalten zur Flucht.

Als sie ganz fertig war, nahm sie ihre Bündel in die Arme und ging leise die Treppe hinunter, bis sie den schmalen Hausflur erreichte. Sie glitt leise diesen Flur entlang, bis sie an die Hausthür gelangte. Sie schloß diese Thür auf, ging hindurch, schloß sie hinter sich und ging allein hinaus in die Welt.

Die Straße war um diese Stunde öder, stiller und ruhiger, als zu irgend einer anderen Tages- oder Nachtzeit. Die spätesten Wanderer hatten sich schon lange zurückgezogen, und die frühesten waren noch nicht in Bewegung. Die Häuserreihen an beiden Seiten der Straße bildeten lange dunkle Linien von ununterbrochener Düsterkeit und Ruhe.

Einen Augenblick lang stand Annella vor der Thür, welche sie zu verlassen im Begriff war, und blickte die Straße auf und nieder, in Verlegenheit, wohin sie ihre Schritte richten solle.

Dann ging sie die Straße hinauf und schritt munter in der Richtung der City vorwärts.

Es wurde schon ganz hell, und als sie die Londoner Brücke erreichte, ging die Sonne auf und ergoß eine Fluth goldenen Glanzes über die Wellen des Flusses.

Sie überschritt die Brücke und eilte die King-Williams-Straße hinauf, bis sie den Laden eines jüdischen Kleiderhändlers erreichte.

Sie trat in diesen Laden, band ihren großen Bündel los, entfaltete den Inhalt desselben auf dem Zahltische und fragte die aufwartende Jüdin:

„Wie viel wollen Sie mir hierfür geben?“

„Wie viel verlangen Sie?“ fragte die Frau.

„Ich denke, es ist drei Pfund werth, aber Sie können es für zwei bekommen,“ erwiederte Annella zögernd.

„Zwei Pfund? Sie spaßen!“ sagte die Jüdin, indem sie die halb abgetragenen Kleider verächtlich hin und her warf.

„Was wollen Sie mir denn dafür geben?“ fragte Annella.

„Fünf Schillig für den Pack.“

„Das geht nicht,“ sagte Annella, und fing an, ihr Bündel wieder zusammenzubinden.

„Halt, laßt uns noch ein Bischen reden,“ sagte die Frau, ihren Kunden zurückhaltend.

Annella stand still, und es erfolgte noch ein kurzes Feilschen, bei welchem Annella natürlich betrogen wurde.

Ungeduldig, fortzukommen, schloß sie den Handel ab, verkaufte ihre Garderobe für die Summe von zehn Schillingen und verließ das Haus.

Sich fast ganz nordwärts haltend, ging sie weiter, bis sie zu gehöriger Zeit den Kingscroß-Bahnhof erreichte.

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

— Am 28. Januar pfiff in der Nähe der Bergisch-Märkischen Station Ohligs-Wald plötzlich eine Kugel durch das Dienstcoupee eines dort passirenden Personenzuges. Die Kugel schlug durch beide Fenster, glücklicherweise ohne Jemanden zu verletzen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 16. Mittwoch, 5. Februar **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Es war jetzt neun Uhr.

„Wie weit kann ich für dieses Geld auf dieser Linie kommen?"

Anstatt ihre Frage zu beantworten, sah sie der Schreiber mit einem so argwöhnischen Blicke an, daß sie sich beeilte, hinzuzufügen:

„Ich habe so eben meinen armen Vater verloren und habe keine Verwandten hier in London. Ich wünsche, nach dem Norden zu gehen, wo ich eine Freundin habe. Ich habe nur zwölf und einen halben Schilling, und ich möchte gern eine halbe Krone behalten, um mir Speise zu kaufen, und so weit fahren, als ein halber Sovereign mich bringen wird; nachher muß ich gehen."

Andere Passagiere drängten sich an das Fenster, um bedient zu werden, und so zog der Schreiber schnell den halben Sovereign ein und schob ein Billet heraus, welches sie ergriff, indem sie das Fenster verließ und sich der Menge anschloß, die auf die Wagen der dritten Classe zueilte.

Sie hatte eben ihren Platz eingenommen, als der Zug abfuhr.

Es war der erste Zug, und so kam es, daß Miß Wilder in demselben Augenblick, wo die gute Frau Corder die Abwesenheit ihres Lieblings entdeckte, volle vierzig Meilen von London entfernt war und mit einer Schnelligkeit von vierzig Meilen in der Stunde nordwärts flog.

Der Tag verging, der Nachmittag war so viel schwüler, als die Jahreszeit rechtfertigte, daß die wetterkundigen Landleute, welche mit Annella im Wagen saßen, eines der schwersten Gewitter voraussagten, welche je Himmel und Erde erschütterten. Und wie zur Rechtfertigung dieser Vorhersagung, begannen sich gegen Abend die Wolken dick, schwarz und drohend über die Erde zusammenzuziehen. Auch der Anblick der Landschaft veränderte sich. Die lieblichen Wälder, die fruchtbaren Felder und ergiebigen Pachthöfe wurden weit zurückgelassen und rings umher lagen die dürren Haiden des Nordens.

Und immer weiter rollte der Zug dem nahenden Sturme entgegen, und noch immer mit unverzagtem Muthe eilte Annella ihrem unbekannten Schicksal entgegen.

Einer nach dem andern verließen ihre Reisegefährten den Wagen, in welchem sie saß, bis Annella sich endlich, auf einer kleinen Nebenstation ganz allein fand. Und auf dieser Station steckte der Schaffner den Kopf zur Thür herein mit dem peremptorischen Verlangen:

„Billette!"

Annella fuhr aus ihrem wachen Traume auf und zeigte erschreckt das Ihrige vor.

„Ihr seid schon dreißig Meilen weiter gereist, als ihr mit diesem Billet durftet, und ich habe große Lust, Euch anzuklagen," sagte der Schaffner.

„O nein! bitte, nein! Sehen Sie, ich habe noch zwei Schillinge, und das ist denn doch wohl genug, um eine Fahrt von dreißig Meilen in einem Wagen dritter Classe zu bezahlen," sagte Miß Wilder, indem sie herausſprang und ihr letztes Geld in die Hand des Schaffners warf.

Der Beamte steckte das Trinkgeld ein und eilte weiter, um die Thür eines Wagens erster Classe für einen Herrn und eine Dame zu öffnen, welche auf Plätze warteten.

Der Zug bewegte sich weiter und ließ Annella, mit ihrem kleinen Bündel, allein am Wege stehen. Rings um sie her, nach allen Richtungen, lagen die öden, weit ausgedehnten Haiden. Ueber ihr zogen sich die dunklen und

Digitized by Google

drohenden Wolken zusammen. Nacht, Sturm und Finsterniß zogen heran, und sie stand obdachlos, ohne einen Freund und ohne Geld auf der Haide. Sie blickte nach allen Seiten umher, um einen Schutz vor dem herannahenden Sturme zu suchen, aber sie konnte kein Zeichen einer menschlichen Wohnung sehen. Selbst die kleine Nebenstation, vor einem Augenblick noch so lebendig, schien jetzt verschlossen und verödet.

In der That, das Geschäft, sein Glück zu suchen, schien nicht halb so angenehm, als es ihr am Morgen vorgekommen war, und sie wünschte sich wirklich nach Hause zurück, nach dem dritten Stock der guten Frau Corder; aber nur einen Augenblick lang, und dann kehrte ihr guter Muth zurück, sie ging weiter, schlug einen Weg ein, der die Eisenbahn durchkreuzte, und eilte vorwärts.

Sie wußte nicht, wohin ihr Weg sie führte. Sie wußte nicht, wo im ganzen Norden Allworth Abbey, das Ziel ihrer Wünsche, liegen mochte. Sie wußte nicht einmal, ob sie fünf oder zehn Meilen von dem Orte entfernt sein mochte. Als sie sich auf den Weg gemacht hatte, es zu suchen, hatte sie die allgemeine nördliche Richtung genommen, so weit als der Zug sie für ihr Geld bringen würde, und sich auf das Capitel der Zufälle verlassen, um den Rest des Weges zu ihrem Bestimmungsorte zu finden.

„Es muß in einem Umkreise von zwanzig Meilen sein, sollte ich denken; und irgend Jemand hier herum muß etwas davon wissen. Also diese Nacht muß ich Schutz vor dem Unwetter suchen, und morgen mich nach dem Wege zur Abtei erkundigen.“ dachte Annella, indem sie durch die dichter werdende Finsterniß weiter trabte.

Leises Donnergemurmel und große Regentropfen ermahnten sie, ihre Schritte zu beschleunigen. Sie eilte vorwärts, eifrig rechts und links blickend, um irgend eine Hütte am Wege zu erspähen, wo sie Zuflucht vor dem drohenden Sturme finden konnte. Aber die Finsterniß war jetzt so dicht, daß sie kaum ihren eigenen Weg sehen konnte.

Plötzlich wurden die Wolken durch einen gabelförmigen Blitzstrahl aus einander gerissen, welcher von Horizont zu Horizont flammte und die Nacht einen Augenblick lang so hell wie den Mittag machte. Hierauf folgte unmittelbar ein wiederhallender Donnerkrach und ein schwerer Regen.

Annella stand still, aber nicht erschreckt; denn in jenem einen momentanen Lichtschimmer hatte sie auf einer Anhöhe weit nach Westen die weißen Schornsteine eines Herrenhauses gesehen. Und wenn auch die ganze Scene wieder von der Finsterniß verschlungen wurde, so behielt sie doch die Richtung des Hauses und wandte ihre Schritte darauf zu, indem sie sich auf die häufigen Blitze verließ, ihre Irrthümer zu verbessern und sie auf ihrem Wege zu leiten.

Ihr Weg ging auf und nieder durch diese furchtbare Nacht des Sturmes, des blendenden Blitzes, des betäubenden Donners und strömenden Regens. Von den kämpfenden Elementen verwirrt und vom Regen durchnäßt hielt Annella doch ihren Weg nach dem Hause ein, welches sie zu ihrem Zufluchtsorte ausersehen hatte.

Als sie sich dieser Wohnung mehr näherte, bedurfte sie des Blitzes kaum noch zum Führer, denn in der Dunkelheit zwischen den Blitzen konnte sie die Fenster des Hauses sehen, welches von innen erleuchtet schien, wie zu einer Festlichkeit.

Und von dem Augenblicke an, wo sie das Haus beständig im Gesicht behalten konnte, strebte Annella tapfer dem Ziele zu.

Aber ach! dieser Zufluchtsort war viel weiter entfernt, als sie vermuthete. Ein glänzendes Licht auf einer Erhöhung ist in einer dunkeln Nacht weithin sichtbar; und lange, nachdem Annella zuerst die erleuchteten Fenster erblickt hatte, arbeitete sie noch immer weiter durch Nacht und Sturm und Finsterniß, durch Donner, Blitz und Regen, Berg auf, Berg ab, über die rauhe Straße, ohne daß sie dem ersehnten Hafen viel näher zu kommen schien.

Endlich begann Miß Wilder einen Hügel hinanzusteigen, auf welchem das Haus stand, das wie ein Leuchtfeuer am Meere erglänzte.

Als sie den Gipfel des Hügels erreichte, sah sie sich von der niedrigen Steinmauer aufgehalten, welche den an das Haus stoßenden Park einzuschließen schien. Diese Mauer zur Richtschnur nehmend, folgte sie derselben, in der Hoffnung, daß sie sie endlich an die Pforte des Wildhägerhäuschens bringen würde. Sich

Digitized by Google

dicht an die Mauer haltend und schnell gehend, kam sie in der That an die Pforte, welche weit geöffnet und unbewacht war, da das Häuschen daneben nicht bewohnt war.

Sie durchschritt die Pforte und trat in eine lange halbkreisförmige Ulmenallee, welche sie nach einem schnellen Gange von fünfzehn Minuten vor ein prächtiges Haus brachte, dessen ganze Vorderseite von oben bis unten erleuchtet war.

Und doch war kein lebendiges Wesen zu sehen!

Annella blieb überrascht stehen und starrte auf die glänzende und Ehrfurcht gebietende Fronte, indem sie murmelte:

„Es muß hier heute Abend ein Fest sein. Und doch kann das nicht sein, denn ich sehe keine Diener, keine Wagen und keine Menge. Und obgleich Alles so hell wie der Himmel, ist auch Alles so still wie das Grab! Was in der Welt kann das Alles bedeuten?"

Ohne es zu wagen, an die Hauptthür zu gehen und zu klopfen, wandte sich Annella und ging um das Haus, um an irgend einem bescheidenen Hintereingang Einlaß zu suchen.

Hier waren die Fenster gleichfalls alle erleuchtet, und einige derselben waren so nahe am Boden, daß Annella in Versuchung gerieht, einen Blick auf die Bewohner zu werfen, ehe sie um Einlaß klopfte.

Es war ein trauliches Wohnzimmer, warm, erleuchtet, und gut mit Teppichen und Vorhängen versehen, obgleich die letzteren jetzt zurückgezogen waren und den freundlichen Lichtstrom in die freudenlose Nacht hinausdringen ließ. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, mit einem höchst erquicklichen und nahrhaften Abendbrod bedeckt.

Innerhalb ihres Gesichtskreises saßen zwei Personen — ein großer, magerer, grauhaariger alter Mann, und eine kleine, dicke, blondhaarige alte Frau.

Sie sahen so glücklich aus, daß Annella nicht umhin konnte, sich an der Fensterschwelle zu halten und auf ihr Glück zu blicken, bis die Frau zurückfuhr, einen Schrei ausstieß, und Messer und Gabel fallen ließ.

Und in demselben Augenblick sank Miß Wilder, ihren Augen entschwindend, auf die Kellerthür nieder.

Aber bald hörte sie eine Bewegung in dem Zimmer über ihrem Kopfe, dann das Oeffenen einer Thür zur Linken und das Knistern eines Fußtrittes durch das Gesträuch. Und im nächsten Augenblick fühlte sie sich unsanft angefaßt und auf ihre Füße gesetzt, während eine rauhe Hand das Licht einer Blendlaterne ihr gerade ins Gesicht scheinen ließ, und eine harte Stimme fragte:

„Schiff ahoi! Wer seid Ihr?"

„Annella Wilder!" keuchte das gekaperte Mädchen, als sie den großen, mageren, grauhaarigen alten Mann erkannte, den sie bei seinem Abendessen beobachtet hatte.

„Aus welchem Hafen?" fragte der Letztere.

„Ich weiß nicht, mein Herr," antwortete Annella.

„Wohin bestimmt?"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

„Wer ist Euer Schiffsherr?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr."

„Dann kommt mit zum Admiral! Wir wollen sehen, ob wir Euch nicht zwingen können, Eure Farben zu zeigen. Wir können keine piratenhaft aussehende Fahrzeuge hier umher kreuzen lassen, ohne ihre Kaperbriefe nachzusehen! also will ich Euch eben ins Schlepptau nehmen und Euch in den Hafen schleppen, an die Seite des Admirals," sagte der Kauz, indem er seine Prise fest hielt und sie durch den Hintereingang in das Haus zog.

12.

Ungefähr drei Meilen westlich von Allworth Abbey, auf einer die Meeresküste beherrschenden Höhe, lag das Anchorage, der Wohnsitz des Admirals Sir Ira Brunton. Der Park erstreckte sich bis an das Meer, und die westliche Mauer desselben stieg gerade von dem Rande der Klippe auf, die eine natürliche Grenze dieser ausgedehnten Besitzung bildete.

Admiral Sir Ira Brunton, der Besitzer der Anchorage, war ursprünglich ein Mann aus dem Volke. Durch Talent, Muth und Glück hatte er sich von dem niedrigsten Posten in der Marine zu seiner jetzigen hohen Stellung aufgeschwungen.

Er theilte indeß jene nur zu gewöhnliche Schwäche durch sich selbst emporgetragener Menschen — eine übertriebene Achtung vor erblichem Rang.

Digitized by Google

In dem reifen Alter von vierzig Jahren, als er den Rang eines Postcapitains erlangt hatte und von seinem neuen Glücke aufgebläht war, machte er einen Versuch, in den Reichsadel zu heirathen, indem er sich um die Hand der betitelten aber mittellosen Tochter eines Earls bewarb.

Als ihm dieses Unternehmen fehl schlug, heirathete er das einzige Kind und die Erbin eines reichen Citybankiers, welche ihm eine halbe Million Pfd. Sterl., die Schönheit einer Venus und das Temperament einer Xantippe als Mitgift brachte.

Von einem Theil des Geldes kaufte der Admiral die prächtige Besitzung des Anchorage, und mit der Dame führte er ein stürmisches Leben von zwölf Jahren, an dessen Ende sie sich zu Tode tobte, und ihm als Vermächtniß eine zehnjährige Tochter, nach ihrer Mutter Eleonore genannt, hinterließ.

Admiral Sir Ira — damals Capitain Brunton — wagte sich nicht noch einmal auf das gefährliche Meer der Ehe, sondern nahm seine verwittwete Mutter in sein Haus, um die junge Dame in ihre Obhut zu nehmen, und engagirte eine französische Gouvernante, um ihrer Erziehung vorzustehen. Aber eine einfältige, altmodische Dame und eine gewissenlose Abenteuerin waren nicht gerade die besten Führerinnen für ein eigenwilliges Mädchen.

Und so geschah es, daß, als Miß Anna Eleonore etwa sechszehn Jahre alt war, während ihr Vater zur See, und sie selbst mit ihrer Großmutter und ihrer Erzieherin zu Brighton war, sie zufällig die Bekanntschaft eines jungen Husarenlieutenants machte, dessen Regiment in der benachbarten Kaserne lag. Mit dem Einverständniß der französischen Erzieherin, welche schwer dafür bezahlt wurde, traf der junge Offizier häufig mit der kleinen Erbin zusammen, mit der er endlich nach Gretna Green entfloh, wo sie getraut wurden.

Wenn statt der romantischen Liebe, welche die beiden jungen Leute mißleitete, Vermögen der Zweck des Lieutenants gewesen wäre, so mußte er schmerzlich enttäuscht werden, denn als der Capitän von der Küste Afrikas zurückkehrte und von der Flüchtlingsheirath hörte, enterbte er seine Tochter und seinen Schwiegersohn, und verbot, ihren Namen je in seiner Gegenwart zu erwähnen.

Da Capitain Brunton's Befehle so unabänderlich waren, wie die Gesetze der Meder und Perser, so schwand der Name seines einzigen Kindes und ihres jungen Gatten aus der Unterhaltung und aus der Erinnerung, und wurde ihr Vergehen, ja ihr Dasein selbst, eine alte und vergessene Geschichte.

Der Capitain stieg von Rang zu Rang in der Marine, bis er sich endlich in dem vorgerückten Alter von fünfundsiebenzig Jahren, mit dem wohlerworbenen Range eines Admirals und dem wohlverdienten Titel eines Baronets aus dem activen Dienste zurückzog.

Seine Familie bot zu dieser Periode seines Lebens ein sehr merkwürdiges Bild von langem Leben dar.

Sie bestand aus seiner Großmutter, einer frischen alten Dame von hundert und acht Jahren; seiner Mutter, einer gesunden alten Frau von zwei und neunzig Jahren; ihm selbst, einem munteren Veteranen von fünf und siebenzig; und seinem Großneffen und adoptirten Erben Midshipman Valerius Brithwell, einem jungen Herrn von neunzehn.

Die antike Großmutter dieser kräftigen Familie wurde gewöhnlich die „alte Herrin", die „alte Madame", oder die „alte Mrs. Stilton" genannt. Die bejahrte Mutter hieß die „junge Herrin", die „junge Madam", oder die „junge Mrs. Brunton." Der ergraute Admiral wurde von seinen ehrwürdigen Ahnen „dieser leichtsinnige Knabe" und von dem Gesinde „der junge Herr" genannt. Und der Midshipman hieß bei den alten Damen, „das liebe Baby", bei dem Admiral „der Junge", und bei der Dienerschaft „der kleine Master Bally."

In dem ehrwürdigen Alter von fünf und siebenzig Jahren, mit einer abgemagerten Gestalt, einem verschrumpften Gesichte und grauen Kopf, ahnte der Veteran nicht einmal, daß er alt wurde, und wußte noch weit weniger, daß er wirklich ein bejahrter Mann war, der die Durchschnittsdauer eines Menschenlebens schon überschritten hatte.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 17. Freitag, 7. Februar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.
Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit war, daß die Existenz und die kräftige Gesundheit der beiden alten Damen, seiner Mutter und Großmutter, den Admiral in seiner Blüthe erhielt. Wie konnte ein Mann sich alt fühlen, während seine Mutter und Großmutter noch in einem frischen und hohen Alter lebten — und während sie noch wie von einem lustigen jungen Manne von ihm dachten und sprachen, der noch nicht allen seinen wilden Hafer ausgesäet hatte, und der beständigen Aufsicht und Leitung der Aelteren bedurfte, um ihn von Versuchung und Gefahr fern zu halten?

Und während so die ganze Familie ehrlich darin einig war, diese Täuschung aufrecht zu halten, konnte man den Admiral tadeln, daß er sie theilte?

Unter den Dienerschaften des Anchorage verdienen zwei besondere Erwähnung — Mr. Jessup, ehemals im Dienste ihrer Majestät, jetzt in dem des Admirals Sir Ira Brunton, bei dem er die Stelle eines Dieners versah, und Mistreß Barbara Broadsides, die Haushälterin.

Jessup war groß, mager, blaß und grauhaarig von Körper, und beschränkt, vorurtheilsvoll und absprechend von Geist.

Mrs. Broadsides war klein, dick, rosig und blond von Körper; und hochherzig, wohlwollend und willfährig an Gemüthsart. Wie zu erwarten war, bestand eine starke Anziehung der Gegensätze zwischen diesen beiden verschiedenen Naturen, welche zu einem Eheversprechen führte, das nach dem Tode des Admirals und seiner Mutter und Großmutter vollzogen werden sollte; da aber die Sibyllen und ihr Abkömmling in „die langwierige Krankheit eines ewigen Lebens" gefallen waren, so wurden Jessup und Mrs. Broadsides alt als verlobte Liebende.

So, mit der nothwendigen Anzahl männlicher und weiblicher Dienstboten, war der Haushalt des Admirals Sir Ira Brunton zu der Zeit beschaffen, als er die Prinzessin einlud, sein Haus mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Der Admiral hatte seinen Wagen galanter Weise für den Gebrauch der Prinzessin und ihrer Dienerin hergegeben, während er selbst sie zu Pferde begleitete.

Es war ein lieblicher Sommernachmittag, und als sie aus dem dunklen, waldigen Thale hervorkamen und die zwischen demselben und der Meeresküste liegende Erhöhung hinaufstiegen, konnte nichts belebender sein, als der plötzliche Wechsel der Scene von tiefem Schatten und beschränkter Aussicht zu offenem Sonnenschein und einer unbegrenzten Landschaft. Die Prinzessin und ihre Begleiterin ergötzten sich außerordentlich daran, und trotz aller widrigen Umstände fühlten sie ihren Muth dadurch steigen.

Der Admiral Sir Ira Brunton ritt häufig an den Wagen hinan, um auf irgend einen anziehenden Gegenstand in der Landschaft aufmerksam zu machen, wie auf den glänzenden kleinen See, Eden, welcher wie ein klarer Spiegel in dem Busen des grünen Thales lag und in seinen tiefen Wassern die lieblichen, ihn umfassenden Hügel und die sie krönende Villa von Edenlawn widerspiegelte.

Und bei diesen Gelegenheiten redete der Admiral seinen erlauchten Gast stets mit der tiefsten Ehrerbietung „Eure Hoheit" an, bis die Prinzessin endlich mit einem süßen und traurigen Blick und Ton sagte:

„Verspotten Sie mich nicht mit diesem Titel, bester Freund. Ich bin eine Wittwe und ein Flüchtling, und von Ihrer Güte abhängig

Digitized by Google

für das Dach, das mein Haupt beschützt, und das Brod, das mein Leben erhält. Verspotten Sie mich darum nicht mit irgend welchen Ehrentiteln. Ich bin die arme Gentilleschа Pasolini, nicht mehr als das. Ich erlaube meinen Dienern nicht einmal, mich mit einem andern Titel, als dem einfachen Madame anzureden, den eine Matrone jedes Ranges führen kann."

„Madame, ich bin der ergebenste Ihrer Diener, und muß Ihnen gehorchen," sagte der Admiral, sich tief verneigend, indem er wieder hinter den Wagen ritt.

„Ein verteufelt schönes Weib! Es freut mich, daß sie Wittwe und flüchtig u. s. w. ist. Es soll mich wundern — hm —" dachte der Admiral und versank in einem wachen Traum, in welchem die schöne Gestalt der Madame Pasolini das Haupt bildete.

Es war klar, dieser „leichtsinnige Knabe" stand in Gefahr, eine unbesonnene Neigung zu fassen.

Während sie langsam über die schönen Dünen dahinfuhren, überzog sich der Himmel allmälig, und leises Donnergemurmel rollte rings am Horizont wieder.

Noch einmal näherte sich der Admiral dem Wagenfenster und sagte:

„Wir werden ein Gewitter bekommen, Madame. Soll ich Ihrem Kutscher befehlen, schneller zu fahren?"

„Ja freilich, Sir Jra. Ich wünschte nur langsam zu fahren, damit wir den lieblichen Nachmittag genießen könnten; da es aber finster und stürmisch wird, lassen Sie uns auf jeden Fall vorwärts kommen, besonders da Sie dem Wetter ausgesetzt sind. Wollen Sie nicht lieber in den Wagen kommen und meinen Diener Antonio Ihr Pferd nehmen lassen?" fragte die Prinzessin.

„Ich danke Ihnen, Madame, und sollte das Gewitter uns wirklich überfallen, so werde ich Ihre Erlaubniß gern benutzen; ich hoffe aber, daß wir, noch ehe es losbricht, unter Obdach kommen werden," erwiderte der Admiral; dann rief er dem Kutscher zu: „Fahre wie der Teufel Red," und ritt wieder zurück.

Der Himmel wurde dunkler und dunkler, der Donner rollte lauter und näher, und obgleich Red seine Pferde wirklich so antrieb, als wenn ihn der Böse verfolgte, so hatte er doch erst den halben Umkreis der Parkmauer zurückgelegt und war eben in die zum Hause führende kreisförmige Ulmenallee eingelenkt, als die schwarze herabhangende Wolkendecke plötzlich von einem blendenden Blitzstrahl zerrissen wurde, worauf ein betäubender Donnerschlag und eine strömende Regenfluth folgte.

Der Admiral spornte sein Roß, der Kutscher peitschte seine Pferde, und in zwei Minuten erreichten sie das Haus. Der Admiral sprang vom Pferde, half der Prinzessin aus dem Wagen zu steigen und führte sie in's Haus, gerade zur rechten Zeit, um einem zweiten Blitzstrahl, Donnerschlag und Platzregen zu entgehen.

Sie wurde von den beiden alten Damen empfangen, welche in die Halle herausgekommen waren, um ihren Gast zu bewillkommen. Es waren zwei schöne alte Damen, groß, schlank, mit heller Gesichtsfarbe und grauem Haar, gleich ihrem Abkömmling, dem Admiral. Sie waren gleich gekleidet, in schwarze Atlasgewänder mit weißen Mousselinhalstüchern und weißen Spitzenhauben; auch hatten sie große Aehnlichkeit mit einander, außer daß die ältere mehr Fleisch und weniger Haar hatte, als die jüngere. Sie standen lächelnd und sich verbeugend da, mit gefälliger, altmodischer Leutseligkeit.

„Madame Pasolini," sagte der Admiral mit förmlicher Höflichkeit, „wollen Eure Hoheit mir erlauben, Ihnen meine Großmutter, Mrs. Stilton, und meine Mutter, Mrs. Brunton, vorzustellen, welche sich beide hoch geehrt fühlen, Sie zu empfangen?"

„Das thun wir," sagte die ältere.

„Ja gewiß," setzte die andere hinzu.

„Meine Damen, meine gütigen Freundinnen, sagte die Italienerin, „Sie sehen keine Prinzessin vor sich, sondern eine arme Wittwe, welche nur ein zeitweiliges Asyl unter ihrem gastfreundlichen Dache sucht."

„Sie sind uns herzlich willkommen, Madame, sei es als die eine oder als die andere," sagte Mrs. Stilton herzlich, ihr die Hand reichend.

„Oh, das sind sie gewiß!" stimmte Mrs. Brunton ein, die ihrige ausstreckend.

Die Prinzessin ergriff und drückte diese ehrwürdigen Hände, und war im Begriff, ihren Dank auszusprechen, als ein greller Blitzstrahl, von einem betäubenden Donnerschlag begleitet, und ein Windstoß, welcher

Digitized by Google

das Haus zu erschüttern schien, sie auseinander fahren ließ. Die Wirkung dieses Ausbruches des Unwetters wurde um so stärker empfunden, da noch alle Fensterläden geöffnet waren.

„Barmherziger Himmel, Fry!“ sagte die älteste Dame, sobald sie sich von der Erschütterung erholt hatte, „Du wirst in einer so schrecklichen Nacht doch die Läden schließen lassen?“

„Nein, nein, Madame, diese Nacht am wenigsten von allen Nächten im Jahre. Je schwerer der Sturm, desto größer ist das Bedürfniß eines Leichtfeuers, um den wandernden Reisenden nach dem Hause zu leiten,“ sagte der Admiral.

Dann wandte er sich an die Prinzessin und sagte:

„Madame, ich habe eine Gewohnheit, welche Sie hoffentlich nicht mißbilligen werden; ich lasse meine Fensterläden nämlich jede Nacht bis zur spätesten Stunde des Schlafengehens offen, so daß die Lichter weit hinaus über die Dünen scheinen, um den müden und verspäteten Reisenden wenigstens nach einem Hause zu führen, wo er sicher ist, Willkommen und Zuflucht zu finden. Und besonders in stürmischen Nächten erleuchte ich das ganze Haus von oben bis unten, um den armen, vom Sturme umtobten Wanderer in den Schutz desselben zu laden. Ich hoffe, Sie billigen diese Gewohnheit?“

„Ich halte sie für einen großen und schönen Beweis von Herzensgüte,“ sagte die Prinzessin mit innigem Tone.

„Ich bin belohnt,“ erwiderte der Admiral, „das heißt, wenn ich eine Belohnung verdient hätte; aber in Wirklichkeit entrichte ich nur meine Schuld, indem ich so handle. Da die Vorsehung mich durch ein sehr stürmisches Leben endlich in diesen sichern Hafen geleitet hat, so ist das Geringste, was ich thun kann, allen andern vom Sturme verstoßenen Barken den Hafen weit zu öffnen. Das ist auch der Grund, weshalb ich ihn das Anchorage nenne; denn jedes sturmbewegte Fahrzeug kann hier frei einlaufen und ankern.“

„Es ist edel gesprochen —“ begann die Prinzessin Pasolini; aber die Worte wurden von einem abermaligen Ausbruch des Sturmes unterbrochen, welcher alle Fenster rüttelte und das feste Gebäude bis auf den Grund zu erschüttern schien.

„Fry, ich muß sagen, daß Du ein toll bist! Jede Glasscheibe im Hause wird zertrümmert werden, und ein unendliches Geld wieder herzustellen kosten, abgesehen von der Unannehmlichkeit,“ sagte Mrs. Stilton, sobald sie nach der letzten Erschütterung wieder zu Athem kommen konnte.

„Es hat keine Gefahr, Großmutter, diese alten Fenster haben schon schwerere Stürme ausgehalten, erwiderte der Admiral.

Dann wandte er sich an die Prinzessin und sagte mit leiser Stimme:

„Madame, meine Großmutter und meine Mutter sind altmodische Damen, und deßhalb hoffe ich, daß Sie mit ihrer Art und Weise Nachsicht haben werden.“

Das scharfe Ohr der alten Dame fing diese herabsetzende Entschuldigung auf, und sie erwiderte schnell:

„Hören Sie nicht auf den Knaben da, Madame Pasolini, wie alle jungen Leute, hält er sich für klüger als die älteren; aber die Zeit wird ihn eines Besseren belehren und ihm zeigen, daß die altmodischen Weisen am Ende die besten sind.“

Die Prinzessin öffnete erstaunt ihre großen blauen Augen, als sie von diesem grauhaarigen Veteranen wie von einem unerfahrenen Jüngling sprechen hörte; da sie sich erinnerte, daß es seine Großmutter war, welche so sprach, verneigte sie sich bloß und lächelte als Erwiederung — indem die Verneigung und das Lächeln in diesem Falle eine nicht compromittirende Antwort war.

„Und nun, Großmutter, alte und neue Weise stimmen darin überein, daß es rathsam sei, Madame Pasolini vor dem Thee in ihre Gemächer zu führen,“ sagte der Admiral.

„Freilich, freilich! Ich bitte um Verzeihung, Madame, aber der Donner und Blitz und Wind verwirren meinen Kopf so sehr. Oh!“ rief sie als ein neuer Ausbruch des Unwetters das Haus erschütterte.

Als das betäubende Getöse nachließ, wandte sich die alte Dame um und sagte:

„Kommt her, Broadsides, und führt diese Dame mit ihrem Mädchen in die Zimmerreihe im zweiten Stocke rechts. Und wenn Ihr sie eingerichtet habt, so führt sie in's Gesellschaftszimmer zum Thee — der Herr sei uns gnädig!“

Digitized by Google

Dieser letzte Ausruf wurde durch einen schrecklichen Blitzstrahl hervorgerufen, welcher das ganze Haus wie eine Feuersbrunst erfüllte, begleitet von einem rollenden, krachenden, betäubenden Donnerschlag, und einem brausenden Windstoß, der die Mauern über ihre Köpfe niederschmettern zu wollen schien. Es dauerte einige Minuten, ehe dieser wüthende Ausbruch sich beruhigte.

Und nun trat Mrs. Broadsides, welche hinter ihrer alten Herrin gewartet hatte, hervor, knixte und wies den Weg die große Treppe hinauf, zu der prächtigen Reihe von Gemächern, welche für den Empfang der Prinzessin hergerichtet worden waren.

In demselben Augenblicke kam Jessup aus irgend einem dunkeln Winkel, wo er gelauert hatte, hervor, bemächtigte sich seines Herrn und führte ihn weg auf sein Zimmer, um seinen nassen Reitrock gegen einen trockenen Abendanzug zu vertauschen.

Und die beiden alten Damen zogen sich in das Gesellschaftszimmer zurück, um die Rückkehr des Admirals und seines Gastes zu erwarten.

Die beiden alten Damen saßen fast eine Stunde in einem Schweigen tiefen Schreckens da, bis der wüthende Sturm sich in eine zeitweilige Ruhe geraft hatte. Dann sprach Mrs. Stilton:

„Ich weiß nicht, wie Jemand an einem solchen Abend den Muth haben kann, Thee zu trinken, aber er wird wahrscheinlich trotzdem verlangt werden; denn Jry geht wegen des ärgsten Sturmes nicht von seiner Gewohnheit ab, und was die Prinzessin betrifft, die kommt mir ganz eben so vor. Alse magst Du nur schellen, Abby, Kind."

Mrs. Brunton, welche dem Kaminglockenzuge am nächsten saß, gehorchte, und das Theegeschirr wurde hereingebracht und auf dem Tische geordnet.

Und bald darauf kam auch der Admiral zu ihnen, welcher, „trotz des Sturmes, der am Himmel heulte", eine sehr sorgfältige Abendtoilette gemacht hatte, und sein Neffe, Midshipman Valerius Brightwell, ein schöner, großer, dunkelhaariger junger Mann, welcher, wenn nicht im activen Dienst, zu Hause in Anchorage war.

Kaum hatten sie ihre Plätze eingenommen, als die Thür sich öffnete und die Prinzessin Pasolini eintrat, ihr goldenes Haar und helles Gesicht strahlend im Gegensatz zu dem reichen schwarzen Sammtkleide, welches ihre gewöhnliche Tracht war.

Man machte ihr sogleich Platz, der junge Midshipman wurde in gebührender Form vorgestellt, und die ganze Gesellschaft setzte sich zum Thee nieder.

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

— Paris, 26. Jan. Ein Schreiben aus Hongkong berichtet über einen Kampf, der zwischen chinesischen Seeräubern und dem französischen Kriegs-Dampf-Aviso Bourayne Statt gefunden. Dem Bourayne, der von Saigun abgesandt worden war, um den anamitischen Mandarinen die Artikel des Vertrags in's Gedächtniß zurückzurufen, den sie mit Frankreich abgeschlossen, begegnete Anfangs November in einer gewissen Entfernung von Hue fünf Dschunken von verdächtigem Aussehen. Jede derselben war mit 20 Kanonen bewaffnet. Man erkannte bald, daß man es mit chinesischen Seeräubern zu thun hatte. Ein heftiger, lang anhaltender Kampf entspann sich, die Piraten, die wußten, welches Schicksal sie erwartete, vertheidigten sich mit größter Hartnäckigkeit. Zuletzt wurden aber die Dschunken zum Rückzug gezwungen. Zweien derselben gelang es, eine in der Nähe gelegene kleine Insel zu gewinnen, wohin sich ein Theil ihrer Mannschaft rettete. Viele ertranken jedoch, und die beiden Dschunken selbst wurden genommen und verbrannt. Die drei anderen Dschunken konnten nicht schnell genug die Flucht ergreifen, und von den 300 Chinesen und Anamiten gelang es keinem Einzigen, zu entkommen. Der Kampf dauerte bis zum letzten Augenblick; die Dschunken wurden in Grund gebohrt und gingen mit ihrer ganzen Mannschaft zu Grunde. Der Kampf war ernstlich. Das Takelwerk der Bourayne wurde beschädigt, und mehrere Kugeln drangen in seinen Rumpf. 6 Matrosen und 1 Offizier wurden verwundet.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 19. Mittwoch, 12. Februar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Also mein Liebling ist todt? Gestorben als Ihr noch ein Kind waret, sagt Ihr? Und ihr junger Gatte, Euer Vater, hat er sie je vergessen, die um seinetwillen Alles aufgegeben hatte? Hat er je eine andere Frau an ihre Stelle gesetzt?" fragte das liebevolle Geschöpf, das Mädchen noch immer fest an ihren Busen haltend.

Nie; er widmete sich ihrem Andenken — er betrauerte sie, so lange er lebte."

„Wie kam es denn, mein Kind, daß Ihr so hülflos zurückgelassen wurdet?"

„Oh, mein armer Vater war unglücklich — er mußte sein Offizierspatent verkaufen — und — er wurde immer unglücklicher, bis er starb — im Mangel — und — fragt mich nicht mehr," sagte Annella zögernd und in Thränen ausbrechend.

„Ich verstehe; ich verstehe; dieses Wort „unglücklich" bedeutet sehr viel, ob es auf einen Mann oder eine Frau angewandt wird. Aber nun weint auch nicht mehr, mein Kind. Ein besseres Schicksal steht Euch bevor' wie ich hoffe, denn gewiß wird der Admiral nie die Vergehen der Eltern an dem Kinde heimsuchen. So, weint nicht mehr, es ist Alles gut, nun Ihr hier seid," sagte die Frau, indem sie die Thränen aus Annella's Auge wischte und sie wieder auf ihren Stuhl setzte.

„Aber sagt mir, wer ihr seid, die Ihr ein so warmes Interesse an meiner seligen Mutter und mir nehmt, und was für ein Ort dies ist, wo ich mich so behaglich fühle?" sagte Annella.

„Wer ich bin, und was für ein Ort dies ist? Wie, mein Kind, ist es möglich, daß Ihr nicht wißt, wo Ihr seid?"

„So wenig als die Todten."

„Hat je Jemand so etwas gehört! Und wie so seid Ihr denn hierher gekommen?

„Wie ich Euch schon sagte, ich versuchte Allworth Abbei zu finden, als ich von der Nacht und dem Gewitter überfallen wurde, und während ich wie ein armes verlorenes Kind umherwanderte, sah ich die Lichter dieses Hauses von Weitem scheinen, und sie führten mich darauf zu."

„Nun, der Herr segne des Admirals Lichter, denn sie haben endlich etwas Gutes gethan, indem sie seine eigene Enkelin nach Hause geführt haben!" sagte Mrs. Broadsides.

„Madame?" rief Annella, ihre Augen erstaunt aufsperrend.

„Nun, ist es glaublich, daß Ihr noch nicht wißt, daß Ihr in dem Anchorage seid, dem Wohnsitz Eures Großvaters, des Admirals Sir Ira Brunton?"

„Und ist es möglich, daß ich in dem Hause meines Großvaters bin, meines strengen und schrecklichen Großvaters, welcher meinen Vater und meine Mutter haßte und enterbt?" rief Miß Wilder.

„Ja, liebes Kind, aber er wird sie nicht mehr hassen; er darf ja die Todten nicht hassen, wißt Ihr; und er muß die Lebende lieben; und er soll Euch als seine Enkelin und einzige Erbin anerkennen und Euch an sein Herz nehmen, oder sonst soll er mich aus seinem Hause jagen," sagte die Frau.

„Und mich auch, was er wegen einer unbedeutenden Meinungsverschiedenheit wahrscheinlich nicht thun wird," sagte Mr. Jessup.

„Und mich!" sagte Tabitha.

Und dasselbe sagte auch Mr. Antonio.

Miß Wilder blieb noch immer starr vor Erstaunen.

Jetzt erhob sich die Frage, ob es besser sein würde, dem Admiral sogleich die Ankunft

Digitized by Google

seiner Enkelin mitzutheilen, oder die Meldung bis zum andern Morgen aufzuschieben.

Mrs. Broadsides, welche bei allem angenommenen Heldenmuth in Wirklichkeit sehr furchtsam war, war geneigt, die drohende Stunde so lange als möglich zu verschieben.

Miß Tabs stimmte ihr bei, besonders da der Admiral Gesellschaft bei sich hatte.

Aber Mr. Jessup sagte, die Sache müßte Miß Annella selbst überlassen werden, und er wurde in seiner Meinung von Mr. Antonio unterstützt. Und die Sache wurde ihr demgemäß überwiesen.

„Da ich von allen Häusern auf der Welt gerade in meines Großvaters Hause bin, so will ich auch keine Stunde ohne sein Wissen und ohne seine Bewilligung bleiben," sagte Miß Wilder.

„Das Mädchen hat Recht," sagte Mr. Jessup nachdrücklich.

„Dann hoffe ich, Ihr werdet hingehen und sie selbst melden, Jerry Jessup, da Ihr so zuversichtlich seid," rief Mrs. Broadsides.

„Und das will ich in dieser Minute thun," sagte Jessup.

„Und gebt Acht, wie euch der Herr die Nachricht aufnimmt. Ihr könnt ihm nur sagen, daß sie diese Nacht nicht aus diesem Hause geht, ohne daß ich auch gehe!"

„Ruhig, Frau; schreit nicht, bis Ihr getroffen seid. Wartet, bis ich zurückkomme," sagte Jerry indem er das Zimmer verließ.

Der Admiral war noch im Gesellschaftszimmer mit seiner Großmutter, seiner Mutter, der Prinzessin Pasolini und dem jungen Midshipman. Die Gesellschaft hatte den Thee beendigt und war um das Feuer versammelt, noch immer mit der Besprechung der Tragödie von Allworth Abbey beschäftigt, als die Thür sich öffnete, und Mr. Jessup erschien.

„Nun, Jerry?" fragte der ergraute Admiral aufblickend.

Mr. Jessup machte den Seegruß vor seinem vorgesetzten Offizier und antwortete:

„Wenn Ew. Gnaden erlauben, ich habe ein kleines Fahrzeug windwärts entdeckt, das Nothsignale gab."

„Nun?"

Ich lief nach ihm aus, und fand es im Sturme umhertreibend, obgleich beinahe voll Wasser gelaufen und bereit unterzugehen.

„Und was weiter?"

„Ich holte es ein, nahm Besitz und bugsirte es in den Hafen."

„Und was nun?"

„Wenn Ew. Gnaden erlauben, ich komme um zu rapportiren und Befehle deßhalb zu empfangen."

„Was für ein Fahrzeug ist es?"

„Wenn Ew. Gnaden erlauben, ein kleines Fahrzeug, fest gebaut, nett aufgetakelt, schnell segelnd bei günstigem Wetter, sollte ich denken, obgleich jetzt desto schlimmer durch die Abnutzung von Wind und Wellen."

„Gut, holt es längsseits, und laßt uns einen Blick darauf werfen," befahl der Admiral.

„Ja, Herr!" sagte Jerry, und eilte den Befehl zu befolgen.

„Was meint er nur? Ich kann den Mann nie verstehen, so wenig, als wenn er hebräisch spräche," sagte Mrs. Brunton.

„Der Henker hole den Burschen! er verwechselt das Gesellschaftszimmer mit dem Hinterdeck," sagte der Admiral lachend. „Er meint, daß ein junges Mädchen vom Gewitter überfallen und hier hereingetrieben worden ist, um Schutz zu suchen."

„Aber Du wirst doch keine Fremde in dieses Zimmer bringen, Jry?"

„Allerdings, wenn Madame Pasolini nichts dagegen hat."

„O gewiß nicht," erwiderte die Prinzessin mit einer anmuthigen Verbeugung.

„Dann wollen wir sehen, wie sie aussieht, und sie vielleicht der Pflege der Mrs. Broadsides übergeben," schloß der Veteran.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Jerry kam in Sicht, seine Prise hereinbugsirend, welche er als „Die Annella Wilder, London, Ew. Gnaden," anmeldete.

Der Admiral hörte den Namen nicht deutlich, heftete aber seine Augen auf das junge Mädchen, welches fest auf ihn zuging. Und als sie näher kam, öffnete er die Augen weit vor Erstaunen, bis er sie, als sie vor ihm stand, mit großer Bestürzung anstarrte, denn es schien ihm, als wenn seine lange verlorene Tochter vor ihm stände.

Eine Minute lang, welche ein Jahrhundert zu sein schien, blickten der alte Mann und das junge Mädchen einander schweigend

Digitized by Google

an, während alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft befremdet zuschauten, und dann brach der Admiral heraus:

„Liebe Anna! o mein Gott, ist es möglich? Ich hörte, Du wärest längst gestorben, Kind — Du und Deine kleine Tochter zusammen. Woher kommst Du? Du stehst in der That aus, als wenn Du aus dem Grabe kämest! Warum kommst Du jetzt hierher? Um mir Vorwürfe zu machen?"

„Großvater," sagte das junge Mädchen traurig, aber furchtlos, „die Anna, welche Sie anrufen, ist nicht hier, um sie mit ihrer Gegenwart zu kränken. Sie könnte nicht kommen, wenn sie wollte, vielleicht wollte sie nicht, wenn sie könnte; vor fünfzehn Jahren ging sie mit ihrem gebrochenen Herzen zum Himmel. Und ich ihre Tochter, die hier vor ihnen steht, bin weder freiwillig noch wissentlich hierher gekommen. Der Sturm draußen trieb mich, und die Lichter zogen mich hierher, ohne daß ich wußte, wohin ich kam. Und nun bin ich bereit fortzugehen, ohne zu sorgen, wohin ich gehe."

Während dieser Unterredung waren die beiden alten Damen von ihren Sitzen aufgestanden und mit Blicken tiefen Interesses näher gerückt. Die ältere sprach:

„O Fry, es ist der armen Anna Kind! Du wirst sie nicht gehen lassen! Sie ist meine Urenkelin; denke doch nur, Fry! Sie soll nicht gehen, oder, wenn sie geht, so will ich, mit meinen hundert Jahren, hinausgehen und mit ihr betteln!

„Ruhig, Großmutter, sei nur ruhig," erwiderte der Admiral.

Dann wandte er sich wieder zu Annella und sagte:

„Dein Vater?"

„Liegt in seinem Grabe," antwortete das Mädchen.

„Gelobt sei der Himmel dafür!" waren die Worte, welche auf den Lippen des Veteranen kamen; aber ein Blick auf das Gesicht seiner Enkelin unterdrückte seine Aeußerung.

„Wann starb er?" fragte er.

„Letzten Donnerstag," antwortete sie.

„Warum schrieb er mir alle diese Jahre nicht?"

„Großvater, wenn mein seliger Vater glücklich und in guten Umständen gewesen wäre, so würde er geschrieben haben; aber er war das Gegentheil von all diesem, und da wollte er nicht schreiben."

„Aber mein Blut floß in meines Kindes Adern! und wenn er unglücklich und erfolglos war, so hätte er mir schreiben sollen! Ich bin nicht von Stein!"

„Großvater, unglücklich war er nur im Verluste derer, welche Ihre Härte in's Grab jagte. Und jede Hülfe von Ihrer verzeihenden Hand, welche für ihre Rettung zu spät gekommen wäre, kam viel zu spät für seine Annahme! Großvater, er liebte ihre Tochter zu innig, um eine Wohlthat zu genießen, die sie nicht theilen konnte."

Admiral Sir Ira Brunton seufzte im Geiste, erwiderte aber nichts. Nach einigen Minuten des Schweigens, während dessen alle andern Glieder des Kreises in peinlicher Spannung zuschauten, fragte er;

„Wie so wanderst Du allein in dieser entfernten Gegend, so weit von dem Schauplatz des Todes Deines Vaters? Hatte er keine Freunde, die für sein verwaistes Kind sorgen konnten?

„Großvater, es ist eine lange Geschichte; aber ich will sie Ihnen erzählen, wenn Sie sie zu hören wünschen."

„Ja, aber setze Dich nieder; setze Dich auf den Stuhl neben Madame Pasolini. Und nun fahre fort," sagte der Admiral, sich in seinen Armsessel werfend.

Miß Wilder begann nun, gab eine kurze Geschichte von ihrem Lagerleben mit ihrem armen Vater; sie verweilte bei seinen Dienste im Krimkriege und in dem indischen Aufstande, berührte nur leicht den Umstand, welcher ihn zwang, sein Offizierspatent an verkaufen, und unterdrückte gänzlich die Thatsache, der unglückseligen Gewohnheit, welche seinen Untergang veranlaßt hatte.

Aber trotz des Zartgefühls, womit sie ihres Vaters Andenken behandelte, verstand der Veteran Alles.

Annella verschwieg auch den Vorfall mit dem Armeebegräbniß; verweilte aber dankbar bei der Güte ihrer Wirthin, und besonders bei der schönen, ausländisch aussehenden Miethe-rin, welche erst am Tage vorher in London

Digitized by Google

angekommen war und selbst einen so tiefen Kummer zu haben schien.

Etwas in der Art, wie das Mädchen ihre Wohlthäterin beschrieb, erweckte die besondere Aufmerksamkeit der Prinzessin Pasolini, welche mit großem Interesse das junge Mädchen zu befragen begann.

„Wann, sagten Sie, daß diese junge Dame in London anlangte?"

„Am Mittwoch Morgen."

„Wie war sie gekleidet?"

„In tiefer Trauer."

„Wollen sie nicht ihre persönliche Erscheinung beschreiben?"

„O ja; sie war so schön, daß es ein wirkliches Vergnügen ist, das zu thun. Sie war ziemlich klein und schlank, aber nicht mager. Sie hatte ein olivenfarbenes Gesicht, mit vollen hochrothen Lippen und großen sanften, dunklen Augen von langen schwarzen Wimpern beschattet, und mit zarten, pechschwarzen Brauen überwölbt, und ihr Haar war schwarz wie Gagat und in langen gewundenen Locken um den Kopf gekräuselt."

„Hatte sie ein kleines schwarzes Mal über dem rechten Auge?"

„Ja; und ein anderes an dem linken Mundwinkel."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ueber einen religiösem Fanatismus entsprungenen Exceß, welchen ultramontane Blätter bereits triumphirend erwähnten, berichtet die Bad. Land.-Ztg.: Auf Veranlassung des Altkatholiken-Comites Steinbach (im bad. Oberlande) war Prof. Michelis von Offenburg daselbst eingetroffen, um im Rathhaussaale öffentlich zu sprechen. Während nun in Gemeinschaft mit einigen Freunden und Verehrern der Gast ein Mittagsmahl einnahm, kam die Nachricht, daß Pöbelhaufen vor dem Rathhause sich gelagert, die es verhindern wollten, daß Prof. Michelis in den Rathhaussaal eintrete. Sofort wurde der Hause durch das Comite der Altkatholiken, den Bezirksrath und einen Gemeinderath von Steinbach aufgefordert, den Weg frei zu lassen, allein Hohngelächter und wildes Geschrei war die Antwort. Man schrie: Wir wollen nichts wissen von diesen Sectirern, Freimaurern, Ketzern 2c.; eher muß ganz Steinbach niederbrennen, ehe ihr in's Rathhaus kommt" und dgl. Selbst zwei Gendarmen, die zugegen, wurden beschimpft und wollte man denselben die Gewehre entreißen. Angefeuert wurde die tobende Menge durch die römische Geistlichkeit, welche vom nahen Kaplaneihause aus durch Beifallsbezeugung, Winken mit Tüchern, Kopfnicken und Lächeln zu immer gewaltthätigerem Auftreten einlud. Inzwischen waren aber auch die katholischen Männer von Baden, Lichtenthal, Rastatt, Bühl, Bühlerthol, Altschweier und Umgegend zu Hunderten erschienen, um dem Vortrage des Prof. Michelis anzuwohnen; auch diese wurden mit Geschrei empfangen, verhöhnt und gestoßen. Es warf sich nun die Frage auf, ob der Weg ins Rathhaus mit Gewalt zu erzwingen sei. Wenn es aber auch gelänge, den Durchgang zu erzwingen, war doch zu befürchten, daß der Vortrag im Rathhaussaale von außen durch Steinwürfe dennoch gestört werde; denn schon hatte der Hause eine Masse von Steinen und Schlosserhandwerkszeug beigeschafft, ebenso die Glockenseile in Beschlag genommen, um im Falle der Noth das fanatisirte Volk aus den umliegenden Ortschaften durch Sturmläuten herbeizurufen. Man stand daher von einem gewaltsamen Eindringen in den Rathhaussaal ab und zog sich in den Saal des Bürgervereins zurück, wo der Thatbestand in ein Protokoll aufgenommen und ein von den Anwesenden unterzeichneter Protest aufgesetzt wurde. Dieser Protest ist sofort dem Bezirksamt Bühl und dem Ministerium des Innern mitgetheilt worden. Während der der Aufnahme des Protokolls wurde der das Rathhaus umlagernde Pöbelhaufe durch den Kirchenmeßner mit Cigarren regalirt und wurde auch ein großes Faß Bier auf den Platz geschafft; kein Wunder also, wenn der Hause bis in die Nacht hinein versammelt blieb und durch Toben und Schreien die Früchte der ihm von seinen geistlichen Führern beigebrachten Bildung zeigte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 20. Freitag, 14. Februar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Es ist Eudora Leaton!" sagte die Prinzessin, den Admiral anredend.

„Es ist kein Zweifel, und ich werde der Polizei morgen Nachricht geben," erwiederte der Letztere.

„Mein Herr?" fragte Annella, indem sie ihren Großvater, sie wußte nicht warum, ängstlich anblickte.

„Nichts, mein Kind, wir glauben nur, daß die junge Dame, von welcher Du sprachst, eine Bekannte von uns ist. Und nun, mein Kind, Deine Blicke verrathen eine solche Müdigkeit, daß ich Dich in's Bett schicken muß. Großmutter, willst Du an die Glocke fassen?"

Mrs. Stilton that es, und Mr. Jessup erschien.

„Schickt Broadsides her, Jerry," sagte Mr. Brunton.

Die Haushälterin folgte dem Ruf.

„Broadsides, führt Miß Wilder in die früher von ihrer Mutter bewohnten Zimmer und seht Euch morgen nach einer verständigen Person als Kammermädchen für sie um," sagte Mr. Brunton.

Die Haushälterin knixte bejahend, führte Annella hinweg und sagte, indem sie vor ihr her die Treppe hinaufging:

„Sagte ich Ihnen nicht, mein Kind, wenn Sie sich hier befänden, so würde Alles gut sein, und nun sehen Sie, daß ich die Wahrheit sprach, denn jetzt ist Alles gut!"

14.

Inzwischen verbrachte Eudora ihre Tage in drückender Spannung und tödlichem Schrecken, und ihre Nächte in unterbrochenem Schlaf und schrecklichen Träumen, aus denen sie in nervösen Krämpfen aufzuschrecken pflegte. Mit jedem Tage nahm ihre Gesundheit unter diesem furchtbaren Drucke sichtlich ab.

Die Wirthin, welche ihre Krankheit übermäßigem Kummer um den Tod ihrer Eltern zuschrieb, versuchte jedes Mittel, sie zu trösten und zu unterhalten.

Am Morgen des fünften Tages ihres Aufenthaltes unter dem Dache brachte ihr die Wirthin einen Brief mit den Worten:

„Hier! Dies wird Ihnen gute Nachrichten bringen; vielleicht das Anerbieten einer Stelle in der Familie eines Edelmanns; wer weiß?" Und die Frau stemmte die Arme in die Seite und blieb stehen, offenbar begierig, an der guten Nachricht Theil zu nehmen.

Eudora ahnte, daß die verstellte Handschrift die Malcolm Montrose's sei, und öffnete den Brief mit zitternden Fingern. Er war ohne Datum und Unterschrift, und sehr kurz, indem er nur die Worte enthielt:

„Meine Theuerste! Bis jetzt steht Alles gut: Die Hunde haben die Spur verloren. Beantworte diesen Brief nicht; es möchte nicht sicher sein. Halte Dich verborgen und warte eine weitere Mittheilung ab."

Eudora steckte den Brief in ihren Busen, und wartete auf eine Gelegenheit, ihn zu vernichten.

„Also ist es keine gute Nachricht," sagte die Wirthin, indem sie Eudoras verstörtes Gesicht genau beobachtete.

„Er bietet mir keine Stelle an," erwiderte Eudora ausweichend und Über die Ausflucht tief erröthend.

„Nun, lassen sie es gut sein, mein Kind; vielleicht haben Sie morgen mehr Glück. Und nun lasse ich sie nicht mehr maulen. Sie müssen hinaus und einen Spaziergang machen."

Eudora dankte der Wirthin, lehnte aber

Digitized by Google

den Vorschlag ab und drückte sanft den Wunsch aus, allein zu sein, worauf das gute Geschöpf seufzte und sich zurückzog.

Sobald Eudora sich von der Aufmerksamkeit ihrer freundlichen Wirthin befreit sah, zündete sie ein Schwefelholz an, verbrannte ihren Brief im Kamin, warf sich dann auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und versank in das Schweigen einer dumpfen Verzweiflung.

Während sie so saß, ward ihre Aufmerksamkeit durch ein Klopfen an die Hausthür gefesselt.

Da sie in dem Zustande der Gefahr war, wo jeder Laut ihr Herz mit Schrecken erfüllte, stand sie still und horchte.

Sie hörte die Wirthin an die Thür gehen, sie öffnen und dann mit einem Tone des Erstaunens und des Unwillens sagen:

„Nun, was in aller Welt könnt Ihr hier bei mir oder in meinem Hause oder meiner Familie zu thun haben?“

„Wir kommen mit einem Verhaftsbefehl für Miß Eudora Leaton, welche angeklagt ist, ihres Onkels Familie vergiftet zu haben, und die jetzt in Ihrem Hause versteckt sein soll,“ erwiederte eine Stimme, welche Eudora, in tödtlichem Schrecken, für die des Criminalpolizeidieners Sims erkannte, der sie in Allworth Abbey in Gewahrsam gehabt hatte.

Obgleich beinahe sterbend, lehnte Miß Eudora sich doch über das Geländer hinaus, um weiter zu hören.

„Miß Eudora Leaton in meinem Hause, wirklich! Ihr müßt Euren Verstand verloren haben, Mann! Ich werde Euch wegen Verläumdung anklagen! Ist mein Haus vielleicht eine Herberge für Giftmischer?“ rief die Wirthin unwillig, indem sie die Arme in die Seite stemmte und mit ihrer umfangreichen Gestalt die ganze Thür ausfüllte.

„Natürlich nicht, Mum; Niemand sagt das oder meint das, und Niemand beschuldigt Sie, die Flüchtige wissentlich in Ihrem Hause zu verbergen —“

„Das wollte ich auch Niemandem rathen,“ fiel die Wirthin ein.

„Nun, es geschieht auch nicht. Aber Sie haben eine junge Dame hier wohnen, welche vorigen Mittwoch hier ankam — eine dunkle junge Dame in Schwarz gekleidet?“

„Ja; aber es gibt Hunderte über Hunderte von dunklen, schwarzgekleideten jungen Damen in London, und sie sind nicht alle Giftmischerinnen — das wolle Gott verhüten! Und diese bei mir ist nicht Eudora Leaton, noch ein anderer solcher Teufel; im Gegentheil, es ist Miß Miller, und ein Engel, das ist sie!“

„Aber trotzdem müssen Sie uns diese Miß Miller sehen lassen! dagegen können Sie doch nichts einwenden?“

„Ja, aber ich habe eine Einwendung. Ich habe eine ganz besondere Einwendung dagegen, daß eine beliebige Polizeiabtheilung in die Privatzimmer einer sittsamen jungen Dame in meinem Hause eindringt. Also sollten Sie lieber anders wohin gehen,“ sagte die Wirthin, mit ihrer großen Gestalt fortwährend den Weg versperrend.

„Es thut uns leid, daß wir Sie belästigen, aber wir müssen diese Miethe'in sehen,“ beharrte der Polizeidiener.

„Aber da meine Miethe'in zufällig eine junge Dame in Schwarz ist, so könnt Ihr sie vielleicht aus Irrthum in Verhaft nehmen, und das würde sie tödten.“

„Daß hat keine Gefahr, Frau Corder; wir sind beide mit Miß Eudora Leaton's Aussehen gut bekannt, da wir sie einen ganzen Tag und eine Nacht vor ihrer Flucht in Haft gehabt haben. Wir brauchen diese Miethe'in einen Augenblick zu sehen, um zu wissen, ob es Eudora Leaton ist, oder nicht. Wenn sie es ist, so müssen wir sie sogleich mitnehmen; ist sie es nicht, so werden Sie augenblicklich von unserer Gegenwart erlöst werden. Und nun hoffe ich, werden Sie uns an der Ausübung unserer Pflicht nicht länger verhindern.“

„Oh gewiß nicht — gewiß nicht! Sucht! sucht auf alle Art und Weise, wenn Ihr dem Wort einer ehrlichen Frau nicht trauen könnt!“ sagte die Wirthin. „Nur der Schicklichkeit halber müßt Ihr mich vorausgehen und es Miß Miller anzeigen lassen, ehe Ihr in ihre Einsamkeit hereinstürmt.“

„Gut, Mum; aber wir müssen Ihnen auf dem Fuße folgen, um Unfälle zu verhüten. Also zeigen Sie den Weg,“ erwiederte Sims.

Miß Eudora Leaton hörte diesen Schluß und wandte sich um mit dem wilden Instinct der Flucht oder des Verbergens, sie wußte nicht wie oder wo.

Digitized by Google

Die Wirthin ging die schmale Treppe hinauf voran und klopfte an Eudora's Zimmerthür. Es erfolgte keine Antwort. Da drängte sich der Polizeidiener vor die Wirthin und öffnete die Thür plötzlich.

Eudora stand in der Mitte des Zimmers, die Hände in stummer Bitte ausgestreckt, das Gesicht bleich vor Schrecken, die Augen angstvoll auf die Eindringlinge gerichtet.

„Sie ist es selbst," sagte Sims, in's Zimmer tretend.

„Ich wußte es, ehe ich sie sah," setzte sein Begleiter, ihm folgend hinzu.

„Sie ist es nicht! Ihr seid beide wie toll, das zu sagen, blos weil sie zufällig dunkles Haar und dunkle Augen wie dieser Eudorateufel hat! Ihr würdet am Ende auch meine Sally auf einen Verdacht festnehmen, wenn sie nicht zufällig hellfarben wäre," rief die Wirthin heftig.

„Die junge Dame kann ihre Identität selbst nicht leugnen. Sind sie nicht Miß Leaton?" fragte Sims das zum Tode erschrockene Mädchen.

„Nein!" schrie die Wirthin, ehe ihre Mietherin antworten konnte; „nein, ich sage Euch ja, es ist Miß Miller."

„Ich sprach ja mit Ihnen, Miß; ist nicht Ihr Name Eudora Leaton?" fragte Sims zuversichtlich.

„Ja ich bin in der That Eudora Leaton!" sagte das Mädchen mit sterbender Stimme, ließ den Kopf auf die Brust sinken und ihre zusammen geschlagenen Hände hülflos an der Seite niederfallen.

„Dann halten sie gefälligst Ihre Handgelenke her, Miß," sagte der Officiant, indem er ein Paar leichte stählerne Handschellen aus der Tasche zog, die durch eine kurze, glänzende Stahlkette verbunden waren.

Eudora gehorchte mechanisch, ohne die geringste Ahnung von dem was geschehen sollte.

„Es thut mir leid, Ihren Handgelenken diesen Schmuck anlegen zu müssen, Miß; aber wenn ein Gefangener ein so wunderbares Talent zur Flucht zeigt, wie Sie, ei, so müssen wir geeignete Vorsichtsmaßregeln ergreifen. Halten sie Ihre Hände gefälligst ein wenig höher, Miß Eudora — so!" sagte Sims, indem er die Schellen um ihre zarten Gelenke klappte; „so, gewiß hat Ihr Kammermädchen Ihre goldenen Armbänder, wenn Sie in Gesellschaft gingen, nie schneller angelegt, als ich diese. Und obgleich sie von Stahl sind, so sind sie doch so leicht und glänzend wie möglich, und Stahl ist jetzt sehr modern; und was die Kette betrifft, die sie verbindet, die sieht genau wie die Kette eines eleganten Arbeitsbeutels aus. Sie sehen, ich habe das Muster des Schmuckes mit Rücksicht auf die Zartheit der Trägerin gewählt," schloß der Mann, indem er die Fesseln sorgfältig befestigte.

„Und nun, Frau Corder," setzte er, sich an die Wirthin wendend, hinzu, „wollen Sie Miß Leaton's Hut und Shawl u. s. w. herbeischaffen und es ihr anlegen, während mein Kamerad einen Fiaker holt?"

Seit dem Geständniß Eudoras hatte die Wirthin als das wahre Bild stummer Bestürzung dagestanden.

Die Bitte des Polizeidieners brach den Zauber des Schweigens, der sie gefesselt hielt, sie brach in einen Strom von Thränen aus, indem sie schluchzend rief:

„Nun wer hätte das gedacht? Ich nicht, nein! Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ein Engel vom Himmel heruntergekommen wäre und es mir gesagt hätte! und ich kann es auch jetzt kaum glauben, wenn ich ihr unschuldiges Gesicht sehe! O mein Kind! sagen Sie, es war Alles ein Irrthum! sagen Sie, Sie sind nicht Eudora Leaton, und keine Giftmischerin, sonst brechen Sie das Mutterherz in meinem Busen!" rief sie, die Arme mit jammernder Zärtlichkeit nach dem unglücklichen Mädchen ausstreckend.

„O Frau Corder! Ich bin wirklich Eudora Leaton, aber keine Giftmischerin; so war der Herr im Himmel mich sieht und hört, keine Giftmischerin! Ihr reines und redliches Herz muß mich richtig lesen und verstehen! O kommen Sie, blicken Sie in meine Augen, tief hinunter in meine Seele, und sehen Sie, ob sie mit einem so gräßlichen Verbrechen befleckt ist!" sagte Eudora! ihre gefesselten Hände zusammengreifend und ihre Augen zu der Wirthin erhebend.

„Nein, gewiß nicht," rief diese; „wenn Sie Eudora Leaton sind, so sind Sie ungerecht beschuldigt! Ich setze mein Leben daran, daß Sie ungerecht angeklagt sind! Ich glaube,

Digitized by Google

Sie sind eben so unschuldig an dieser That, als meine Sally, das thue ich!"

„Ich danke Ihnen dafür! denn Sie glauben nur, was Gott weiß, daß es wahr ist! Ich bin unschuldig!" schluchzte Eudora.

In diesem Augenblick trat der andere Polizeidiener mit den Worten ein, daß der Wagen vor der Thür stehe.

Frau Corder ging ins Schlafzimmer und bald erschien sie wieder mit Eudoras Kleidungsstücken, und ordnete sie sorgfältig an der Person der Besitzerin, indem sie den Shawl so faltete, daß er die schimpflichen Fesseln verbarg.

Als Eudora bereit war, sank sie in die Arme ihrer braven Freundin, welche sie innig umarmte, und betete:

„O möge der Herr Dich von all Deinen Feinden und allen Deinen Leiden befreien, mein armer, hülfloser Schatz! und möge der Teufel selbst —"

„Still, still!" sagte Eudora, ihre Worte mit einem Kuß unterbrechend; „lassen Sie mich mit dem Klange des Segens, nicht des Fluchs in meinen Ohren davon gehen! Leben Sie wohl, liebe Freundin! Gott belohne Sie für all Ihre Güte gegen mich!"

Und Eudora entzog sich ihren Armen.

Die Wirthin sank schluchzend auf einen Stuhl. Eudora wurde, halb ohnmächtig, von den Polizeidienern fortgeführt.

Sie brachten sie die Treppe hinunter und setzten sie in den Fiaker, der sogleich nach dem Kingscroßbahnhof fuhr.

Sie kamen gerade zur rechten Zeit, um den gewünschten Zug zu benutzen. Eudora wurde eiligst in ein Coupé gebracht, wo sie rechts und links von den beiden Polizeidienern bewacht wurde.

Es war eine jammervolle Reise von etwa sechs Stunden. Die Polizeidiener waren persönlich freundlich gegen sie, und so oft der Zug hielt, boten sie ihr Speisen, Wein, Thee und Kaffee an. Aber sie schlug Alles aus, und saß in einer Erstarrung von Erschöpfung und Verzweiflung.

Es war nach neun Uhr, als der Zug in Abbeytown anlangte. Es war ganz finster, der Bahnhof war hell erleuchtet, und der gewöhnliche Haufe von Schaffnern, Fiakerkutschern und Müßiggängern war versammelt, um den Zug ankommen zu sehen.

Nur wenige Passagiere blieben in Abbeytown, so daß, als die Polizeidiener, die Gefangene zwischen sich führend, aus dem Coupé stiegen, — und Sims neben ihr stand und sie bewachte, während Nutt einen Fiaker holte — sie der Beobachtung des ganzen Haufens ausgesetzt waren, welcher sich um sie sammelte, die Personen schnell erkannte und hörbar zu flüstern begann, daß die berüchtigte Eudora Leaton, die Vergifterin der Familie ihres Onkels, da in Gewahrsam der Polizei sei und in der Begierde, ihr Gesicht zu sehen, sich gegenseitig schob, stieß und drängte.

Unter denen, welche mit mehr Theilnahme als Neugierde auf das unglückliche Mädchen geblickt hatten, war ein großer, schlanker Fremder, welcher einen Schnurrbart trug, in einen großen Mantel gehüllt war und eine Reisemütze tief über seine durchbohrenden Augen gezogen hatte. Er war allein in einem Wagen erster Classe gekommen und stand nun wartend auf dem Perron.

(Fortsetzung folgt.)

An den Steinbrüchen.

Was soll das Schießen bedeuten,
Das Donnern durch's stille Land?
Gilt's, wild Gethier zu erbeuten,
Ist eine Schlacht entbrannt?

Ja, sieh im Kampfe liegen
Dort Männer mit hartem Gestein,
Das einst aus der Tief' gestiegen
Im prasselnden Feuer schein.

Zu bauen bequeme Straßen,
Zu sorgen für Weib und Kind, —
Muß Mancher sein Leben lassen,
Ach Freude wird Leid geschwind!

Ich gehe vorbei und ziehe
Den Hut mit feuchtem Blick:
Gott schütz Euch spät und frühe,
Bring' froh euch nach Haus zurück!

— h —

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 21. Sonntag, 16. Februar 1873.

Eudora

oder

Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als der Fiaker den Blicken entschwunden, der Zug davon gefahren, und das Geräusch der Ankunft und Abreise vorüber war, wandte sich der Fremde an einen der am Bahnhofe Angestellten und sagte:

„Wer ist die junge Dame, die im Gewahrsam der Polizei angekommen ist?"

„Die, Herr? nun, eine höchst berüchtigte Verbrecherin, die eben in London ergriffen worden ist; mit Namen Miß Leaton, um so mehr Schade, denn es ist eine Adelige, die nun in Schande und Verderben enden wird."

„Miß Leaton! doch nicht von Allworth Abbey? nicht die Tochter des Lord Leaton?" fragte der Fremde.

„O nein; nicht die Tochter des Lord Leaton, sondern seine Nichte. Mein Gott, haben sie nicht davon gehört? Ich dächte, die Geschichte wäre über ganz England gegangen."

„Ich bin eben erst im Lande angekommen und weiß nichts von der Begebenheit, aber es interessirt mich, die Einzelheiten zu hören, wenn Sie mir die Gefälligkeit erzeigen wollen, sie zu erzählen."

„O ja, Herr, gewiß, mit großem Vergnügen," sagte der Mann.

Und in der That begann er mit großem Vergnügen einem ganz neuen Zuhörer die oft wiederholte furchtbare Tragödie von Allworth Abbei zu erzählen.

Der Fremde hörte mit dem größten Interesse zu. Am Schlusse der Erzählung sagte er:

„Die Umstände scheinen in der That diese junge Miß Eudora Leaton als die Verbrecherin zu bezeichnen; aber nach dem Blick, den ich von ihrem lieblichen Gesicht erhascht habe, ist sie die Letzte auf der Welt, die ich eines Verbrechens zeihen würde.

„O Herr, wir dürfen nicht nach dem Scheine urtheilen. Wer sah unschuldiger aus als William Palmer? Er hatte gerade das sanfteste und gutmüthigste Gesicht, das man je gesehen."

„Ich weiß nichts von dem Manne von dem sie sprechen; aber das Gesicht dieses jungen Mädchens ist gewiß nicht das einer Giftmischerin. Und nun möchte ich wohl, daß Sie mir alle Personen des Gesellschaftskreises zu Allworth Abbey zur Zeit von Lord Leatons plötzlichem Tode nennen."

„Ja, mein Herr; das ist leicht geschehen, denn es waren sehr wenige — Lord und Lady Leaton; ihr einziges Kind, Miß Leaton; ihre Nichte, Miß Eudora und ihr Gast, die Prinzessin Pasolini."

Und die Dienerschaft, können Sie mir die Mitglieder derselben bei Namen nennen?"

„O ja, Herr! seit jener schrecklichen Begebenheit ist jedes einzelne Mitglied dieses Hauses Jedermann bekannt," erwiderte der Mann, welcher sogleich begann und ein Verzeichniß aller männlichen und weiblichen Diener in und um Allworth Abbey gab.

„Hm," sagte der Fremde; und nach einigen Minuten tiefen Nachdenkens dankte er dem freundlichen Erzähler für seine Auskunft, steckte ihm eine Krone in die Hand und bat ihn, einen Fiaker herbeizuholen.

Der Mann berührte seinen Hut, eilte hinweg, und kehrte bald mit dem Fiaker zurück.

„Nach den Leaton Arms," sagte der Fremde, indem er in den Fiaker stieg und sich in die Kissen zurückwarf.

Indessen ward Eudora Leaton, in Gewahrsam der Polizeidiener, nach der Stadt gebracht.

Man hielt es schon für zu spät, um Eudora vor einen Gerichtsbeamten zu führen oder sie auch nur in das Grafschaftsgefängniß

Digitized by Google

zu bringen, welches schon seit mehreren Stunden geschlossen war.

Die Polizeidiener brachten sie deßhalb nach einem rohen, aber starken Stations- oder Stockhause, wo Betrunkene, Raufbolde, Diebe und andere nächtliche Ruhestörer bis zum Morgen eingesperrt wurden.

Eudora wurde in ein großes Steinzimmer geworfen, wo vergitterte Fenster hoch oben unter der Decke, und rohe eichene Bänke längs den Wänden angebracht waren. Dieser Raum war ohne Feuer, Betten und getrennte Zellen.

Er wurde etwa von einem halben Dutzend verworfener Weiber und verschiedenen Kindern eingenommen, von denen einige in dem starren Schlafe der Trunkenheit auf den Bänken ausgestreckt lagen, während andere, in flüchtiger Unterhaltung begriffen, unstät umhergingen.

Sobald Eudora ins Zimmer gebracht wurde, stellten sie ihre Gespräche ein, um sie anzustarren, als ob sie eine Erscheinung aus einer anderen Welt gewesen wäre.

Wahrlich, sie war ein seltsamer Gast an einem solchen Orte.

In einem Augenblick indeß schienen sie sich ihrer Persönlichkeit vergewissert zu haben und begannen ein eisriges Geflüster über ihre vermuthlichen Verbrechen und ihr wahrscheinliches Schicksal.

Sobald die Polizeidiener sich entfernt hatten, die starke eichene Thür verschlossen und verriegelt war, und sie sich unter diesen elenden Verworfenen allein sah, wurde ihre Seele von Furcht und Ekel ergriffen, und sie zog sich in den entferntesten Winkel der Halle zurück, wo sie sich auf die Bank niederkauerte und sich selbst überlassen, erhob Eudora ihr Gemüth zum Gebet; und da die Gebete der Unschuld immer Frieden bringen, so sank das arme Mädchen, trotz aller Schande, allen Jammers und Schreckens ihrer Lage, in eine eigenthümliche Ruhe und von dieser in tiefen Schlaf.

15.

Hell brach der Morgen durch die vergitterten Fenster des Gefängnisses. Die schräg durch die Eisenstangen fallenden Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen die elenden Insassen, von denen einige auf den Bänken ausgestreckt lagen, andere auf dem Fußboden kauerten, aber alle in tiefem Schlafe. Eudora, welche außerhalb des Bereiches der Sonnenstrahlen in ihrer entfernten Zimmerecke sorgfältig zugedeckt lag, schlief auch noch immer fest.

Einige Stunden vergingen, ohne daß die Ruhe des Gefängnisses durch irgend etwas gestört wurde, bis endlich das Fallen der Stangen, das Oeffnen der Thür und das Eintreten der Polizeidiener die Schläfer erweckte, welche ein einstimmiges Geschrei nach Speise und Trank und vor Allem nach Entlassung begannen.

Durch das Getöse erweckt, fuhr Eudora in die Höhe und blickte, ihre Lage nicht gleich begreifend, wild um sich; aber bald erwachte die Erinnerung mit allen ihren Schrecken und verwandelte sie fast zu Stein. Sie blickte auf ihre gefesselten Hände, ihre Gefängnismauern und ihre elenden Genossinnen, und fast erstarrte ihr das Blut in den Adern.

Die Polizeidiener waren gekommen, um die anderen Frauen und die Kinder vor die Obrigkeit zu führen.

Eine Stunde lang blieb Miß Eudora Leaton ganz allein, dann brachte ihr Sims etwas Kaffee und Brod, und rieth ihr freundlich davon zu genießen.

„Wie lange werde ich hier bleiben müssen?" fragte Eudora.

„Ihre Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter ist auf den Mittag festgesetzt. Früher kann sie nicht stattfinden, wegen der Zeugen, die zusammengebracht werden müssen."

„Danke. Wollen Sie den Kaffee niedersetzen und so freundlich sein, mir einen Krug Wasser zu verschaffen?"

Der Officiant nickte und holte die gewünschte Erfrischung, zog sich dann zurück und verriegelte die Thür hinter der Gefangenen.

Sobald Eudora Leaton, deren Reinlichkeitsgewohnheiten kein Unglück beseitigen konnte, wieder allein war, nahm sie Kämme, Bürsten und ein Handtuch aus ihrem Reisesack, wusch ihr Gesicht mit Hülfe des Wasserkruges, kämmte ihr schönes Haar und ordnete ihren Anzug, so gut sie es mit ihren gefesselten Händen vermochte. Dann trank sie den Kaffee und versuchte ihr Gemüth auf die ihr bevorstehende harte Prüfung vorzubereiten.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Um drei Viertel auf zwölf fielen die Riegel noch

Digitized by Google

einmal schallend nieder, die Thür wurde geöffnet, und die beiden Officianten traten ein, um sie vor das Untersuchungsgericht zu führen. Mit ihren gefesselten Händen setzte sie den Hut auf, konnte aber mit ihrem Shawl nicht fertig werden; Sims aber versah diesen Dienst mit Zartheit und Delicatesse, indem er den Shawl so faltete, daß er die Fesseln verbarg.

Dann wurde Miß Eudora dicht verschleiert von den beiden Polizeidienern hinaus und über die Straße nach dem Rathhause gebracht, wo die Gerichtsbeamten in einem Vorderzimmer ihre Sitzungen hielten.

Ein roher Haufen von Männern, Frauen und Knaben war vor dem Gebäude versammelt, in der Erwartung, im Vorbeigehen einen Anblick ihres Gesichtes zu erlangen. Aber die Polizeidiener eilten freundlich mit ihr durch den Haufen in die Halle.

Es war ein großes Steinzimmer, in der Mitte durch ein eisernes Geländer getrennt. Innerhalb dieses Geländers, hinter einem langen Tische, saßen drei Magistratsbeamte; der vorsitzende Richter, Sir Ira Brunton, nahm die Mitte ein, während zu seiner Rechten Squire Humphreys und zu seiner Linken Squire Upton saß. An dem einen Ende des Tisches saß der Schreiber, und an dem entgegengesetzten Ende stand die Zeugengruppe, bestehend aus Arzt Watkins, Arzt Hall, der Prinzessin Pasolini, zwei Chemikern, einem Polizeibeamten und der Dienerschaft von Allworth Abbey.

Dicht vor dem Tische stand Malcolm Montrose, blaß bekümmert und gebrochenen Herzens. Als er Eudora unter Bewachung eintreten sah, eilte er durch die kleine Oeffnung des Gitters auf sie zu und sagte mit leiser und hastiger Stimme:

„O Eudora! Erst vor einer Stunde hörte ich von Deiner Verhaftung — erst als der Sherifsbeamte in Allworth ankam, um die Zeugen vorzuladen; und ich bin sogleich hergeeilt, um zu sehen, was ich für Dich thun könnte."

„Du kannst nichts für mich thun, theurer Freund; mein Fall ist so verzweifelt, daß Niemand als Gott mir helfen kann."

„Aber, o Eudora —"

„Mein Herr, wir dürfen kein Gespräch mit der Gefangenen gestatteten," sagte Sims, indem er sie schnell in die unmittelbare Nähe der Gerichtsbeamten brachte.

„Stellt ihr einen Stuhl hin, Officiant, sie ist unfähig zu stehen," sagte Squire Upton das erschreckte und halb ohnmächtige Mädchen mit einer Empfindung anblickend, welche ohne den Abscheu, den ihr vermuthliches Verbrechen einflößte, hätte Mitleid sein können.

Sims stellte einen Stuhl dicht vor den Tisch, und Eudora fiel mehr darauf, als daß sie sich setzte.

Dann legte Sims den Verhaftsbefehl auf den Tisch und zog sich hinter den Stuhl seiner Gefangenen zurück.

Sir Ira Brunton setzte seine Brille zurecht, nahm den Verhaftungsbefehl auf, warf einen Blick darauf, und redete dann die Angeklagte kalt an:

„Wollen Sie so gut sein, Ihren Schleier zurückzuschlagen, Miß Leaton?"

Eudora gehorchte mit zitternden Fingern, und enthlößte ein Gesicht, so todtenähnlich in seiner Blässe, daß die, welche es sahen, entsetzt zurückfuhren und Ausrufe des Mitleids ausstießen, denn sie glaubten das Mädchen müsse sterben.

„Miß Leaton," fuhr Sir Ira Brunton fort, „der Verhaftsbefehl, den ich hier vor mir habe, beschuldigt Sie der Ermordung, durch Anwendung von Gift, der verstorbenen Lord und Lady Leaton und ihrer Tochter, der ehrenwerthen Agathe Leaton. Ich muß sagen, daß es mich tief schmerzt, eine Person von Ihrem Alter, Geschlecht und Range mit einem so verruchten Verbrechen belastet vor uns stehen zu sehen."

„Ich bin schuldlos; o mein Herr, Sie, der Sie mich gekannt haben, seitdem ich als eine Waise in dies fremde Land kam, sollten wissen, daß ich es bin."

„Gott gebe, daß es sich so herausstellt," sagte der Richter.

Und sogleich begann die Untersuchung. Zuerst wurde das Protokoll der Todtenschau verlesen, und dann wurden die Zeugen der Reihe nach vernommen.

Die Haushälterin Mrs. Bose, wurde aufgerufen, und gab ihr Zeugniß mit vielen Thränen und großem Widerstreben ab:

„Miß Eudora Leaton ist die Nichte des Lord Leaton, und nach Miß Agathe die nächste

Digitized by Google

17

Erbin der Besitzung. Miß Eudora hatte Lord Leaton während seiner verhängnißvollen Krankheit gepflegt, und alle Speisen und Getränke eigenhändig für ihn bereitet. Sie bereitete den Schlaftrunk, von welchem er zehn Minuten vor seinem plötzlichen Tode trank. Miß Eudora pflegte auch Miß Agathe während ihrer letzten Krankheit, welche in allen ihren Symptomen mit der des Lord Leaton übereinstimmte. Miß Eudora wachte bei Miß Agathe in der letzten Nacht ihres Lebens, und bereitete das Tamarindenwasser, von welchem sie gerade vor ihrem Tode trank. Lady Leaton trank vor ihrem plötzlichen Hinscheiden von demselben Getränk."

Squire Upton fragte:

„War der Krug, welcher dieses Getränk enthielt, zwischen der Zeit der Bereitung desselben und Miß Agathe Leaton's plötzlichem Tode aus der Verwahrung der Gefangenen gekommen?"

„Ich glaube nicht. Miß Eudora bereitete den Trank in dem Zimmer der Haushälterin und brachte ihn auf Miß Agathens Zimmer, wo sie (Miß Eudora) die Nacht hindurch wachte," erwiederte Mrs. Vose.

Einige andere von der Dienerschaft wurden vernommen, und Alle bestätigten mehr oder minder die Aussage der Haushälterin.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die „Metzer Zeitung" vom 9. Januar enthält folgenden Artikel: Der Soldat ist ein vom Weibe geborenes, zum Leiden erkorenes, kahlköpfig geschorenes, vom Lande gekommenes bei der Musterung genommenes, gleich anfangs geimpftes, dann manchmal geschimpftes viel Hunger habendes, an Kommißbrod sich labendes, Dauerlauf trabendes, im Gleichmarsch gehendes, auf Commando stillstehendes, langsam Schritt machendes, im Glied nie lachendes, Schweißtropfen vergießendes, rechts und links schließendes, Erbsensuppe genießendes, Einjährig bedienendes, 2 Groschen verdienendes, krampfhaft marschierendes, drei Winter lang frierendes, aus Verzweiflung kapitulirendes, endlich avancirendes, dann andere bestrafendes, auf Wache gern schlafendes, sich als höreres Wesen fühlendes, Zulage erhaltendes, Corporalschaft verwaltendes, dort unumschränkt schaltendes, Kriegsherrn hochhaltendes, Demokraten verachtendes, nach Köchinnen schmachtendes, sich nach Ruhe sehnendes und endlich Pension nehmendes, zum Policisten, Briefträger oder Nachtwächter sich bequemendes Individuum.'

[Was ist Katzenjammer.] Katzenjammer ist ein Mittelding zwischen Gesundheit und Krankheit, eine Fusion zwischen Hunger und Uebersättigung. Katzenjammer ist ein moralisches Ragout von Stumpfheit, Ueberfluß und Ueberdruß und noch nicht zum vollen Durchbruch gekommenen Besserungsvorsätzen. Katzenjammer ist die Empfindung der Unempfindlichkeit oder die Unempfindlichkeit der Empfindung. Der Katzenjammer ist der Leichenstein einer todtgeschlagenen Nacht, er ist die Reue des Magens, ein Janus, der zurückschaut auf die leeren Fleischtöpfe Egyptens und vorwärts blicken in die Zukunft mit der soliden halbglaublichen Devise: „Das thu' ich niemals wieder!" Katzenjammer ist eine Reaktion, die mit der Revolution des Appetits gebrachen hat; sie ist der Aschermittwoch eines lustigen Karnevals. Katzenjammer ist eine Seekrankheit, die einem Sturme folgt, er ist das Gewehrstrecken eines Individuums, das sich auf Gnade und Ungnade übergibt. Katzenjammer ist das Gefühl des Aufdenhundgekommenseins, das Gefühl, bei dem der Magen sich im Magen umdreht und einen Häring verlangt. Der Katzenjammer ist schließlich die gemischte Gesellschaft von Gefühlen und Empfindungen, welche man nur dann zu würdigen im Stande ist, wenn man trotz aller Philosophie und Moral einen ganz famosen, unbeschreiblichen Katzenjammer hat.

Man schreibt aus Frankfurt: Die im diesseitigen Zentralbahnhof zu legenden Schienen haben aneinandergelegt eine Länge von 17 geographischen Meilen. Nach dem Projekte haben die fünf Einsteighallen im Personenbahnhofe 25 Geleise.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 22. Freitag, 21. Februar 1873.

Eudora

oder

Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Der nächste Zeuge, der vernommen wurde, war der Hausarzt, Doctor Watkins, welcher aussagte, daß die Symptome der plötzlichen Krankheitsanfälle, welche nach einander mit dem Tode von Lord Leaton, Lady Leaton und Miß Leaton endeten, diejenigen waren, welche durch das Gift der St. Ignatius-Bohne hervorgerufen werden; — daß Spuren dieses Giftes bei der Besichtigung der Leichen und bei der Untersuchung des Getränkes, welches Miß Leaton bereitet, und wovon sie kurz vor ihrem Tode getrunken hätten, entdeckt worden seien; — und daß eine Quantität desselben tödtlichen Krautes in Miß Eudora Leatons Kommode gefunden worden sei.

Die Aussage des Doctors wurde von zwei Aerzten bestätigt, welche der Besichtigung der Leichen und der Untersuchung des Getränkes beigewohnt hatten, so wie auch von dem Polizei-Beamten, welcher den Verhaftsbefehl vollzogen und das Gift in Eudoras Besitz entdeckt hatte.

Der letzte Zeuge, welcher vernommen wurde, war die Prinzessin Pasolini, welche mit Ausnahme des von den Aerzten vorgebrachten wissenschaftlichen Beweises, sämmtliche vorhergehende Aussagen bestätigte.

Nachdem die Zeugenaussagen zusammengestellt waren, wurde die Gefangene gefragt, ob sie irgend eine Erklärung zu geben hätte, ehe das Gericht über ihren Fall entscheide.

Sich langsam erhebend, und mit sehr schwacher Stimme antwortete sie:

„Keine, die mir nützen wird, fürchte ich. Ich habe in der That meinen Onkel und meine Cousine während ihrer letzten Krankheit gepflegt."

„Angeklagte, Sie compromittiren sich ernstlich, wenn Sie diese Einräumungen machen. Sie müssen sich hüten, sich wieder blos zu stellen," sagte Squire Upton.

„Mein Herr, wenn ich überhaupt spreche, so kann ich nur die Wahrheit sprechen, und ich kann nicht glauben, daß die Wahrheit mir schaden kann. Ich wiederhole also, Ew. Gnaden, daß ich meinen Onkel und meine Cousine in ihrer letzten Krankheit pflegte. Ich bereitete mit meinen eignen Händen alle Speisen und Getränke, welche sie zu sich nahmen."

„Angeklagte, Angeklagte," sagte Squire Upton in einem Ton tiefen Mitgefühles, denn — trotz der entscheidenden Beweise gegen sie, war es unmöglich, in ihre unschuldigen Augen zu blicken, ohne einen Zweifel an ihrer vermutheten Schuld zu empfinden und zu wünschen, daß ihr die Wohlthat dieses Zweifels zu Theil werde — „Angeklagte, ich muß Sie noch einmal ernstlich warnen, daß Sie sich auf verhängnißvolle Weise selbst anklagen, was das Gesetz nicht von Ihnen verlangt. Die Gerechtigkeit gewährt selbst den Schuldigsten die Gelegenheit zur Freisprechung, welche zu vernichten der Verbrecher nicht verpflichtet ist."

„Mein Herr, ich bin keine Verbrecherin; und wenn die Wahrheit mir zum Verderben gereicht, so muß sie es. Ich bereitete ihre Speisen und Getränke, wie ich alles Andere zu ihrer Erleichterung und Annehmlichkeit that, weil ich sie so liebte, daß ich gern mein Leben hingegeben hätte, wenn das Opfer desselben das ihrige hätte retten können. Ich that keinen schädlichen Bestandtheil in irgend Etwas, das ich für sie bereitete. Und was das tödtliche Gift der St. Ignatiusbohne betrifft, woran sie gestorben sein sollen, und welches in meiner Commode gefunden wurde,

Digitized by Google

so weiß ich nicht, wie es dahin gekommen ist. Ich hatte es gewiß nie in meinem Besitz, wußte nie etwas von den Eigenschaften desselben, habe sogar noch nie von der Existenz desselben gehört! Und so wie ich die Wahrheit gesprochen habe, so möge der Herr mich aus dieser Gefahr erretten!"

Miß Eudora endigte mit sehr leiser Stimme, und am Schlusse ihrer kurzen Rede sank sie zitternd wieder auf ihren Stuhl. Ihre einfache Vertheidigung, mit den verhängnißvollen Einräumungen derselben, war natürlich schlimmer als nutzlos; und ihr ununterstütztes Ableugnen der Verzückung hatte nicht das Gewicht einer Feder gegen die zermalmende Masse der Beweise gegen sie.

„Hm! ich sehe nur ein Verfahren, das wir einschlagen können, und das ist, ihr den Prozeß zu machen. Was sagen Sie, Herr Humphreys? Was sagen Sie, Herr Upton?" fragte Sir Ira Brunton, auf seine Amtsgenossen zur Rechten und zur Linken blickend.

„Ich bedaure, mit Ihnen übereinstimmen zu müssen," sagte Mr. Humphreys.

„Es ist sehr traurig, sehr traurig; aber ich sehe keinen möglichen Ausweg," sagte Squire Upton, mit tiefem Mitleid auf das arme junge Mädchen blickend.

„Füllt den Verhaftsbefehl aus, Wallace," befahl Sir Ira Brunton.

Der Schreiber fertigte sogleich den Verhaftsbefehl für Eudora Leaton aus, und übergab ihn dem Polzeibiener Sims, mit dem Befehl, sie augenblicklich wegzuführen.

Bei diesem Gebote bleichte ein wildes Entsetzen die Wangen Miß Eudora's, welche in ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Besugnissen der Untersuchungsrichter, die Hände zusammenschlug, ihre weit aufgerissenen Augen mit dem flehentlichen Blicke der Verzweiflung erhob und sagte:

„O meine Herren, ich bin unschuldig! Haben Sie Mitleid mit mir!"

„Mein Kind," sagte der gutherzige Squire Upton, welcher die ihr beigemessene Schuld mehr als halb bezweifelte, „dies ist nicht entscheidend, wissen Sie. Wir sprechen kein Urtheil über Ihre Schuld oder Unschuld aus, wir schicken Sie nur vor einen höheren Gerichtshof, wo Sie vielleicht gänzlich freigesprochen werden. Inzwischen werden Ihre Freunde Ihnen ohne Zweifel Rechtsbeistand von dem größten juristischen Talente im Königreiche verschaffen, und dieses Talent wird sich der Aufgabe widmen, diese Umstände, welche gegen Sie zu sprechen scheinen, hinwegzuräumen; und wenn Sie, wie ich hoffe, wirklich unschuldig sind, so nehmen Sie Glauben und Geduld in Ihr Herz auf, beten Sie zu Gott und vertrauen Sie auf ihn wegen des Erfolges und Ihrer Befreiung."

Miß Eudora Leaton lauschte mit eifriger, athemloser Spannung auf diese Worte, aber ach! sie boten ihr nur wenig Hoffnung. Sie verbeugte sich in schweigender Anerkennung der Freundlichkeit der Untersuchungsrichter und wandte sich in ergebener Verzweiflung ihren Wächtern zu.

Malcolm Montrose, dem eine todtenähnliche Seelenangst auf die Stirn geprägt war, trat vor und sagte mit erstickter Stimme:

„Meine Herren, wenn irgend ein Bürgschaftsbetrag genügen würde, sie in Freiheit zu setzen —"

„Herr Montrose," sagte Sir Ira Brunton, „nicht die Königin von England könnte Bürgschaft für einen Gefangenen leisten, welcher des Verbrechens angeklagt ist, wegen dessen sie vor Gericht gestellt ist.

„Ach! Malcolm wußte dies so gut wie die Magistratsbeamten; er hatte nur in dem augenblicklichen Wahnsinn des Jammers und der Verzweiflung gesprochen.

Jetzt wandte sich Malcolm an die Angeklagte und sagte:

„Eudora, vertraue auf die Barmherzigkeit des Himmels, da auf Erden so wenig davon vorhanden ist. O, bete zu Gott, wie ich für Dich beten werde, und suche unter dieser schwersten Trübsal in diesen dunkelsten aller Tage auszuharren. Ich will heute Abend nach London gehen und mich des besten Rechtsbeistandes versichern, den ich Dir verschaffen kann. Morgen will ich ihn Dir bringen. O suche das Leben bis dahin zu ertragen."

„Herr Montrose," sagte Sir Ira Brunton, „die Angeklagte muß sogleich entfernt werden; wir warten, um noch andere Fälle zu untersuchen."

„Lebe wohl bis morgen, Eudora. Ehe Du die Gefängnißmauern erreichst, werde ich nach London eilen, um Deinen Rechtsbeistand zu

Digitized by Google

holen. Der Himmel sei mit Dir, höchst unschuldiges, tief gekränktes Mädchen."

Und ihre Hand innigst drückend, verließ er sie und eilte hinweg, um sich in den nächsten Zug zu werfen.

Eudora wurde von den beiden Officianten hinausgeführt, in einen Fiaker gesetzt und nach dem Gefängniß gefahren.

Das Gefängniß — am äußersten Saume der Stadt gelegen, war ein großes, finsteres, graues Steingebäute, von schmalen, vergitterten Fenstern durchbrochen und von hohen Mauern umgeben.

Das mit Entsetzen erfüllte Herz der armen und unglücklichen Eudora zog sich schaudernd zusammen, als der Fiaker vor dieser furchtbaren Feste hielt.

Die beiden Polizeidiener stiegen aus, ließen die Angeklagte aussteigen und zogen die Glocke an dem Gitterthor in der Mauer, welches sogleich von dem wachthabenden Thürschließer geöffnet wurde.

Das erschrockene, halb ohnmächtige Mädchen wurde in einen engen Hofraum geführt, und über denselben nach dem Haupteingange des Gefängnisses, einer niedrigen, schmalen, mit Eisen beschlagenen, eichenen Thür, zu welcher man auf sechs, in der Dicke der Mauer angebrachten, steinerner Stufen gelangte.

Hier zogen die Polizeidiener abermals die Glocke, und die Thür wurde von dem dort postirten Wächter geöffnet, welcher die Angekommenen in eine düstere Steinhalle eintreten ließ, wo ein Gefangenwärter sie empfing und sie schweigend nach einer Seitenthür zur Rechten brachte, welche in das Bureau des Kerkermeisters führte.

Hier erlaubte man dem umsinkenden Mädchen, sich zu setzen, während der Kerkermeister den Verhaftungsbefehl in Empfang nahm, ihren Namen in die Gefängnißbücher eintrug, einen Empfangschein für ihre Person ausstellte und die Polizeidiener entließ, welche sich sogleich entfernten.

Als sie fort waren, blickte der Kerkermeister mit der äußersten Theilnahme und tiefem Bedauern auf das, seinem Gewahrsam übergebene unglückliche Mädchen; und wohl hatte er Grund dazu, denn der Vater Eudora's war es, dessen gütige Bemühungen ihm die Anstellung verschafft hatten, die er jetzt bekleidete.

Er ging an einen kleinen Schrank in der Wand und schenkte ein Glas Sherry ein, brachte es ihr und nöthigte sie mit väterlicher Freundlichkeit, davon zu genießen.

Der kräftige Wein rief wirklich den schwachen Strom ihres Lebens zurück, und als Herr Anderson dies sah, sagte er:

„Seien Sie nicht zu niedergeschlagen, Miß Leaton. Hoffen Sie das Beste. Indessen, so lange Sie unter meiner Obhut stehen, will ich versuchen, Ihre Gefangenschaft so leicht zu machen, als es mit meiner Pflicht und Ihrem sichern Gewahrsam verträglich ist."

Ich danke Ihnen," hauchte Miß Eudora mit leiser Stimme und leicht überrasch tem Blick hervor; denn des armen Kindes abstracte Vorstellung von Kerkermeistern hatte darin bestanden, daß es schreckliche rächende Dämonen wären, die freilich die Gestalt von Menschen hätten, aber durch ihr verhaßtes Amt von der gewöhnlichen Menschengattung abgesondert wären. Und nun in diesem gefürchteten Ungeheuer einen gutmüthigen kleinen Mann zu sehen, welcher sanft sprach und sich freundlich benahm, war eine neue Entdeckung.

„Und nun will ich Sie in Ihre Zelle führen, wo Sie sich wenigstens niederlegen und die Ruhe genießen können, die Sie so sehr zu bedürfen scheinen. Ich will es Ihnen so behaglich machen, als die Umstände es erlauben; und da Sie nicht zur Strafe hier sind, sondern nur, um Ihren Prozeß abzuwarten, so können Ihnen manche Freiheiten gestattet werden, die denen, welche wegen Vergehen gefangen sind, versagt werden."

„Ich danke Ihnen," seufzte abermals das arme Mädchen, dessen gemartertes Gehi n keine andere Form der Erwiederung bild n konnte.

Eudora stand auf und folgte dem Kerkermeister, welcher sie in die Halle zurück, eine steinerne Treppe hinauf und einen Corridor entlang führte, an welchem von beiden Seiten vergitterte Thüren grenzten.

Etwa in der Mitte dieses Corridors stand er still, schloß eine Thür zur Rechten auf und führte die Angeklagte in eine steinerne Zelle, welche klein, aber reinlich war, ein vergittertes Fenster an der Hinterwand hatte

Digitized by Google

und mit einem Feldbett, einem hölzernen Tischchen und Stuhl versehen war.

„Ich bringe Sie hierher, Miß Leaton," sagte Herr Anderson, „weil das Fenster auf den Gefängnißgarten und hinaus über die Haide blickt, so daß Ihre Augen wandern können, wenn auch Ihre Füße es nicht vermögen. Und nun setzen Sie sich gefälligst nieder, während ich diese Handschellen abnehme."

Miß Eudora Leaton sank auf den einzigen Stuhl und hielt ihre Hände in die Höhe, während der Kerkermeister sie von den schmerzenden Fesseln befreite, welche noch lange nachdem sie entfernt waren, blaue Kreise an den Gelenken zurückließen, um zu zeigen, wie sie gedrückt hatten.

„Und nun will ich Ihnen eine der Schließerinnen holen, die Ihnen bringen soll, was Sie bedürfen. Und wenn irgend etwas — ich kann nicht sagen, Ihre Annehmlichkeit vermehren — aber doch Ihre Unbehaglichkeit vermindern kann, so lassen Sie es mir durch sie sagen, und wo möglich sollen sie erhalten, was Sie verlangen," sagte Anderson, indem er die Zelle verließ und die Thür verschloß.

Miß Eudora Leaton nahm Hut und Shawl ab, warf sich auf das schmale Bett, schloß die Augen, warf ihre Arme über ihren Kopf — fast mit einer Empfindung von Freude fühlte sie sich wieder frei — und überließ sich der natürlichen Lage einer kummervollen Niedergeschlagenheit.

Kaum hatte sie fünf Minuten so gelegen, als die Thür wieder geöffnet wurde, und eine Frau, gemein im Aeußern, aber höflich im Benehmen, in die Zelle trat, und einen Becken, einen Wasserkrug und ein Handtuch brachte und auf das Tischchen stellte.

Als Eudora diese Frau sich in der Zelle bewegen hörte, öffnete sie gleichgültig die Augen, ohne ihre Lage zu verändern.

Die Frau zeigte auf die Dinge, die sie gebracht hatte, und sagte:

„Herr Anderson wünscht zu wissen, ob sie noch etwas begehren?"

Eudora schüttelte schweigend den Kopf, und die Frau zog sich zurück und schloß die Gefangene wieder ein.

Sobald das Mädchen sich wieder allein sah, schloß sie die Augen, faltete die Hände, und erhob ihr Herz im Gebete zu Gott um Kraft, Trost und Befreiung.

16.

Wenn Allworth Abbey die älteste und finsterste, und das Anchorage die gebieterischste und freundlichste Besitzung in der Nähe von Abbeytown war, so war Edenlawn gewiß die schönste und reizendste in der ganzen Gegend.

Die drei Landsitze bilden einen rechten Winkel, von welchem Allworth Abbey die östliche, Edenlawn die südliche, und das Anchorage die westliche Spitze war.

Edenlawn war gleich weit, nämlich etwa drei Meilen von den beiden andern entfernt.

Das Wohnhaus war ein schönes, modernes Gebäude, von weißen Steinen, nach griechischer Bauart, und krönte den Gipfel eines grünen waldigen Hügels, welcher von den Ufern des lieblichen kleinen Sees Eden sanft heranstieg. Eine weite Durchsicht war von der weißen Fronte des Gebäudes nach der klaren Fläche des Sees zwischen den Bäumen gebrochen worden. Diese Durchsicht war in Terrassen angelegt, mit steinernen Stufen, welche in der Mitte von Höhe zu Höhe, von dem Hause bis zum See hinabführten. Sie war mit schönen Blumenbeeten, seltenen Buschpartien und herrlichen Bildsäulengruppen geschmückt.

Auf beiden Seiten dieser verzierten Strecke und hinter dem Hause standen die ehrwürdigen Wälder, wo die schönen alten Forstbäume durch den Eifer des Obergärtners, des alten Dary Denny, dessen Sorge für den Platz eine Arbeit ernster Liebe war, gut gestützt und frei von Unterholz gehalten wurden.

Und das war gut, denn sonst hätte dies Paradies, bei dem geringen Interesse, welches die Besitzerin, die ehrenwerthe Mrs. Elverton, daran nahm, in eine Einöde verfallen oder in eine Gehenna verwandelt werden können.

Denn dieses schöne Edenlawn, obgleich ein verhältnißmäßig neuer Platz, war ein Haus mit einer dunkeln Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 23. Sonntag, 23. Februar 1873.

Eudora

oder

Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Einige Jahre vor der Zeit, von welcher wir jetzt schreiben, heirathete der ehrenwerthe Hollis Elverton, einziger Sohn des Baron Elverton von Torg Castle in Yorkshire, während seines Aufenthaltes in Paris die schöne und stolze Athenie de la Compte, die Tochter jenes berühmten Generals de la Compte, welcher einen so hohen Rang in der Achtung des Exkönigs Louis Philipp und in dem Rathe einnahm.

Athenie de la Compte war eine schlanke Frau, mit rabenschwarzem Haar und flammenden schwarzen Augen, von herrschsüchtiger Gemüthsart und gebieterischer Erscheinung.

Gleich nach der Hochzeit trat das junge Paar eine längere Reise nach dem Continent an und kam erst nach Verlauf eines Jahres nach England.

Nach einer kurzen, in London verlebten Saison, wo die stattliche Schönheit der Mrs. Elverton großes Aufsehen erregt hatte, am Schlusse des Sommers brachte der junge Ehemann seine jugendliche Gattin nach seiner schönen Villa Edenlawn, welche von Lord Elverton für den Aufenthalt seines Sohnes und seiner Schwiegertochter erbaut, eingerichtet und ausgeschmückt worden war.

Einige Tage nach ihrer häuslichen Niederlassung daselbst traf eine auserlesene Anzahl eingeladener Gäste ein, welche zu einem mehrwöchentlichen Besuche von London gekommen waren.

Dann ließ Mrs. Elverton Einladungen zu einer großen Abendgesellschaft an den ganzen hohen und niederen Adel in der Nachbarschaft ergehen. Die Gesellschaft hatte einen großen Erfolg und bildete den Anfang einer Reihe von nachbarlichen Festlichkeiten.

Inmitten all dieses Glanzes fiel der Donnerschlag, welcher die stolze Athenie in den Staub warf und eine Wüste um sie her schuf.

An einem gewissen Abend waren Mr. und Mrs. Elverton und die Freunde, welche bei ihnen verweilten, spät von einer auf dem Anchorage gegebenen Mittagsgesellschaft zurückgekehrt. Die Gäste hatten sich für die Nacht in ihre verschiedenen Gemächer zurückgezogen; Mr. und Mrs. Elverton hingegen blieben, ihrer täglichen Gewohnheit gemäß, noch einige Minuten im Gesellschaftszimmer zurück, um die Ereignisse des Tages zu besprechen, ehe sie sich zur Ruhe begaben.

Während sie mit der Lebhaftigkeit der Jugend, der Liebe und der Freude zusammen sprachen und lachten, trat ein Bedienter ins Zimmer und meldete eine Fremde an, welche Herrn Elverton gebieterisch zu sprechen verlangte und sich nicht abweisen lassen wollte, obschon Carl ihr erklärt hatte, daß sein Herr zu einer so späten Stunde nicht mehr gestört werden dürfe.

Obgleich Herr Elverton einer der höflichsten Männer war, so konnte man doch nicht sagen, daß er so sehr aus Höflichkeit handelte, als vielmehr aus Neugier, wer diese zudringliche Fremde sein möchte, als er Carl befahl, die unzeitige Besucherin in das Bibliothekzimmer zu führen, wohin er sich selbst augenblicklich begab.

Die Fremde war eine Frau von majestätischer Erscheinung, deren hohe, gebieterische Gestalt in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt war, und deren unbekannte Züge unter einem dichten schwarzen Schleier verborgen waren. Das war Alles, was die Dienerschaft von ihr sah, als Carl sie in die Bibliothek führte, wohin ihr Herr Elverton sogleich folgte.

In gewissenhafter Erfüllung der Haupt-

Digitized by Google

pflicht seines Amtes legte Carl sein Ohr an das Schlüsselloch; aber seine Tugend ward durch keinen befriedigenden Erfolg belohnt. Er hörte nur einen leisen Ausruf des Erstaunens von seinem Herrn, eine gemurmelte Erwiderung der Fremden, und dann das Geräusch ihrer Tritte, die sich nach einem entfernteren Theile des Zimmers zurückzogen, wo die Worte ihres Gespräches gänzlich unhörbar wurden.

Der Scharfsinn und die Ausdauer des Herrn Carl waren wirklich einer besseren Sache und eines größeren Erfolges würdig. Er schloß die Augen, verstopfte die Oeffnung seines linken Ohres mit dem kleinen Finger und concentrirte seine fünf Sinne in das Gehör seines rechten Ohres, welches er an das Schlüsselloch klebte.

Ach, er konnte keine einzige Silbe dieser geheimnißvollen Unterredung verstehen; und die wenigen Laute, die er hörte, marterten nur seine Neugier — diese Laute waren von Zeit zu Zeit ein tiefes, halb ersticktes Stöhnen seines Herrn, und ein scharfes, höhnisches Lachen der Fremden.

Diese geheime Unterredung dauerte etwa eine Stunde, da hörte Carl die Tritte auf die Thür zukommen und hielt es für passend, sich von seinem Beobachtungsposten zu entfernen. Herrn Carl's Glieder waren aber von dem langen Knien so steif und starr geworden, daß das Aufstehen keine leichte Sache war, während zugleich die drohende Gefahr vorhanden war, daß er bei dem Acte des Horchens ertappt würde, wenn sein Herr die Thür öffnete.

Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung arbeitete er sich auf die Füße; und in diesem Augenblick, wie das Schicksal uns oft beglückt, wenn wir es am wenigsten von ihm erwarten, hatte er die Genugthuung, etwas zu hören. Es war die Stimme seines Herrn, welcher in einem Tone der Seelenangst sagte:

„Sie sind ein Teufel! Die Hölle hat nie einen schwärzeren ausgespien, um diese schöne Erde zu plagen!“

Und im nächsten Augenblick riß Herr Elverton die Thür auf und eilte — allein! davon. Er durchschritt die Halle, trat in das Gesellschaftszimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Carl starrte seinem Herrn nach und blickte dann rechts und links, vor sich und hinter sich, nach oben und unten, und sonst überall hin, um zu sehen, wohin die Fremde verschwunden war, aber vergebens, denn die Erde schien sie verschlungen zu haben.

Dann trat er in das Bibliothekzimmer, brachte das Gaslicht zu seiner ganzen Helle und durchsuchte jeden Winkel und jede Spalte, Alles vergebens. Endlich gelangte er zu dem Schlusse, daß die Fremde durch eine der Glasthüren, welche von der Bibliothek nach dem freien Platze führten, hinausgelassen worden sei.

Und nachdem er diesen Theil des Geheimnisses zu seiner Befriedigung gelöst hatte, drehte er das Gas aus, verschloß die Bibliothek und trat in die Halle zurück, gerade zur rechten Zeit, um einen gellenden Schrei und einen sehr schweren Fall im Gesellschaftszimmer zu hören, und Herrn Elverton herausstürzen und die Treppen hinauseilen sehen.

Voll Erstaunen und Schrecken eilte Carl in das Gesellschaftszimmer, wo er zu seiner weiteren Bestürzung Mrs. Elverton in tödtlicher Ohnmacht auf dem Boden ausgestreckt fand. Er rief eiligst die Haushälterin und die Kammerfrau herbei, welche in großer Angst ihrer Herrin zur Hülfe eilten.

Mrs. Elverton wurde auf ihr Zimmer getragen, wo alle Mittel angewandt wurden, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Aber als sie ihre Sinne wieder erlangte, geschah es nur um in die schrecklichste Raserei zu verfallen, in welcher ein so entsetzliches Unglück, ein so tiefer Jammer, eine so ungeheure Schmach zu Tage trat, daß den Hörern vor Grauen das Haar sich sträubte.

Die Haushälterin befahl Allen, das Zimmer zu verlassen, damit Niemand diese furchtbaren Enthüllungen hörte. Sie ließ auch Herrn Elverton ersuchen, an das Lager seiner Gattin zu kommen, aber der Herr des Hauses war nirgends zu finden. In ihrer Verzweiflung sandte sie Carl zu dem Hausarzte; aber es war beinahe Morgen, ehe Doctor Watkins Edenlawn erreichen konnte.

Bei seiner Ankunft begab er sich sogleich in das Zimmer der leidenden Dame, als er aber die erschreckende Beschaffenheit ihrer Raserein hörte, befahl er der Haushälterin, Niemanden zu Mrs. Elverton kommen zu

Digitized by Google

lassen, bis diese zum Bewußtsein gekommen wäre.

Während des Morgens nahm die Krankheit der Dame eine andere Gestalt an, und vor Mittag erblickte eine Tochter vorzeitig das Licht des Tages.

Aber Herr Elverton war nicht da, um seine Erstgeborene zu segnen; und obgleich man Boten nach allen Richtungen aussandte, um ihn zu suchen, so war doch keine Spur von dem Aufenthalte des vermißten Herrn des Hauses auszufinden.

Seit der Geburt ihres Kindes war Mrs. Elverton nicht wieder in Raserei verfallen, sondern lag in einer Art dumpfer Verzweiflung. Um sie aus diesem Zustande zu erwecken, wurde das Kind, ein schönes und gesundes, schön gekleidet zu ihr getragen. Aber die großen, schwarzen Augen der Mutter dehnten sich bei dem Anblick ihres Kindes vor Entsetzen aus, und schaudernd vor außerordentlicher Bewegung, wandte sie sich ab.

Als der Doctor sah, wie schrecklich die Mutter durch die Gegenwart des Kindes bewegt wurde, befahl er, es in die Kinderstube zu bringen, wo man es einer Amme zur Pflege übergab.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abend eines Verurtheilten.

Die Truppen eines Regiments im südlichen Deutschland wurden gemustert. Der General war zu diesem Zwecke aus der Hauptstadt herbeigekommen und versehlte nicht, das Regiment auf alle Art zu prüfen, denn der General hielt strenge Mannszucht und war ein alter Haudegen, der schon in mancher Schlacht gestanden.

Während der Chef im Begriffe stand, die Mannschaft zu entlassen, welche von früh Morgens an mit Wehr und Waffen ihre Manöuvers ausführte und nur eine Stunde zum Ausruhen erhalten, erschien plötzlich die Behörde eines Dorfes mit ihrem Seelenhirten.

Ernst und würdig nahte sich der Pater dem General und sprach einige Worte mit ihm, nach deren Aeußerung der General schnell den Kommandanten, so wie höhere Offiziere in den Kreis berief.

In banger Erwartung stand das Regiment unterm Gewehre. Der General biß die Lippen zusammen und rief: „Es kann nicht sein! Wenn es aber wäre, sein Tod ist gewiß; die Kugel treff' ihn ohn' Erbarmen und ich selbst will Standrecht halten!"

Mit starker Stimme kommandirte er jetzt Front, und als Alle unbeweglich dastanden, als eine Todesstille in den Reihen herrschte, sprach er: „Soldaten! Es ist eine Schandthat geschehen, die einer von Euch verübt haben soll. Gebrandmarkt ist das Regiement, wenn es sich als Wahrheit erweist, und fürchterlich sei die Strafe! Hört! Hört! Im nahen Dorfe Billingsheim ist ein Kirchenraub geschehen, der Kelch ist entwendet worden und hört! hört! ein Soldat, der die Uniform Eures Regiments trägt, ist beim Anbruch des Tages gesehen worden, als er über die Kirchhofmauer sprang. Mann für Mann den Tornister ab und aufgeschnallt!"

Im Nu waren die Tornister herunter, und geöffnet legte ein Jeder ihn vor sich hin. Der General nebst den Offizieren fing an der Spitze des Regiments an zu inspiziren und als er in die Mitte der Reihe kam, faßte ihn Entsetzen: im Tornister eines Soldaten fand sich der Kelch, welchen der Pater augenblicklich für den aus der Kirche entwendeten erkannte.

„Wie heißt Du? herrschte ihn der General an, aus dessen Auge der Zorn in seiner ganzen Macht hervorbrach.

„Joseph Ehrlich! Gefreiter im 12. Regiment!" erklang es von den Lippen des erstaunten Soldaten, dessen Gesicht wie eine Kalkwand wurde; zwei Schritte trat er hervor und rief: „Herr General! so wahr ein Gott im Himmel lebt, bei allen Heiligen, bei meiner Soldatenehre, ich habe den Kelch nicht gestohlen!

Ein allgemeiner Schrecken hatte sich sämmtlicher Kameraden bemächtigt. Joseph Ehrlich, ein braver Soldat, einer der besten und bravsten Männer im Regiment, nein, er konnte es nicht gethan haben! Selbst sein Hauptmann wollte ihn in Schutz nehmen und für ihn reden, aber hier, wo der Beweis so klar, hier mußte er verstummen und dem Befehl des Generals gehorchen, welcher befahl, den Mann augenblicklich festzunehmen und Haussuchung in seinen vier Pfählen zu halten, da

Digitized by Google

auch noch einige Geldstücke aus der Armenbüchse mit entwendet worden waren.

Unverzüglich wurde der Befehl des Generals vollzogen. Man denke sich die Schrecken des alten ergrauten Vaters, so wie der Mutter des armen Ehrlich, als sie ihren Sohn in Ketten geschlossen ankommen sahen! Barbara, die Verlobte Joseph's, welche sich zufällig im Hause befand, war einer Ohnmacht nahe und sank ihrem treuen Joseph vor die Kniee, als er im Beisein des geistlichen Herrn und eines seiner Vorgesetzten nochmals seine Unschuld betheuerte.

Von Geldmünzen wurde Nichts aufgefunden und der Offizier kommandirte: „Vorwärts Marsch!“

Aufgelöst in Thränen hing die gute alte Mutter am Halse ihres Sohnes, während Barbara im tiefsten, gräßlichsten Schmerze seine Kniee umfing!

„Herr Offizier!“ sprach zitternd der Vater „was ist das Loos meines Sohnes?“

„Die Kugel vor den Kopf!“ sprach der barsche Krieger und befahl der Wache, den Kirchenräuber mit Gewalt hinwegzureißen!

Es geschah. — Welch' eine furchtbare, herzzerreißende Scene!

„Mein Sohn, mein Joseph, ein Dieb! ein Kirchenräuber!“ jammerte der alte Vater. „Nein beim ewigen Lichte der Sonne, es kann nicht sein, dies hat mein Joseph nicht gethan!“

„Nimmermehr!“ rief die in Thränen aufgelöste Barbara. „Laßt mich hin vor seine Richter, damit ich ihr Herz erweiche und sie nicht einen Unschuldigen verdammen. Ach! warum ist der Kaiser so weit, daß ich mich ihm nicht zu Füßen werfen und ihn um Gerechtigkeit anflehen kann!

In aller Eile war ein Kriegsgericht zusammenberufen worden, denn der General wollte, daß ein solches Verbrechen nicht lange der verdienten Strafe harre. Joseph wurde vorgeführt und ihm bedeutet, die Wahrheit zu sagen. Er mußte den Diebstahl von sich abwälzen, denn er hatte ihn ja nicht verübt. Ein Betrug mußte dabei obwalten und mit aller Kraft seiner Rede suchte er sich bei seinen Richtern zu vertheidigen.

Wiewohl nun seine Vorgesetzten bestätigten, daß Joseph Ehrlich sich stets im Dienst als ein wackerer und braver Soldat bezeugt, so glaubte der General doch darin keinen Milderungsgrund zu finden und befahl dem Auditeur das Urtheil zu fällen, welches in Anbetracht des dringenden Verdachtes dahin ging, daß Joseph Ehrlich am andern Morgen nach soldatischem Brauch und kraft des Gesetzes erschossen werden solle.

Als Joseph dieß vernahm, blieb er ruhig und gefaßt, legte die Hand auf's Herz und rief im feierlichen Ton: „Wie Gott will; durchbohrt hier dieß Herz, das so heiß und glühend für mein Vaterland und für meinen Kaiser schlug, durchbohrt es mit den Kugeln meines Regiments, ich will nicht zittern, wenn meine Kameraden anlegen und das mörderische Rohr auf mein Herz richten, das frei von aller Schuld. Eines aber, Herr General! wenn der Tod auch Sie abruft nach jener großen Kaserne da droben, wo der große Lenker und Regierer einem Jeden gibt Generalpardon, und vergilt nach den gethanen Werken, da, Herr General! werde ich hervortreten, und die rothe Wunde auf meiner Brust wird sprechen: „Siehe, dieser Mann war unschuldig, aber Irren ist menschlich, nicht soll es Euch und Euren Richtern vergolten werden!“ Jetzt, meine Herren, ist's herunter vom Herzen! Hab' ich zu viel gesprochen, so verzeihen Sie mir, der innere Drang, eine innere, nie empfundene Kraft hauchte mir diese Worte ein. Vollbringen Sie den Spruch, den Sie gethan; mein letzter Ruf wird sein: „Es lebe der Kaiser! Es lebe das 12. Regiment!“

Stumm saßen die Richter über Leben und Tod in der Runde. Keiner regte sich, es war eine Todtenstille rings umher. Der General, ein Mann mit düsterem Blicke hob seine Augen empor und lenkte sie nach dem Kelche, welcher vor ihm auf dem Tische stand. Dann sah er nach dem Tornister herab, der den Raub geborgen, stand langsam auf und rief monoton: „Erschossen! Morgen, Früh sechs Uhr!“

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 24. Mittwoch, 25. Februar 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatten die in Edenlawn versammelten Gäste durch die im Haushalt herrschende Verwirrung, durch die Krankheit der Herrin und die Abwesenheit des Herrn erfahren, daß irgend ein großes Ereigniß, ein vernichtendes Unglück, ein unbegreifliches Entsetzen, die Familie plötzlich befallen hatte. Da sie von dem Arzte erfuhren, daß Mrs. Elverton nicht einmal in der Lage sei, ihre Abschiedsbesuche anzunehmen, so übertrugen sie ihm ihre Empfehlungen und reisten nach der Stadt zurück.

Mrs. Elvertons Genesung zog sich sehr in die Länge, aber obgleich sie während der Raserein ihres Deliriums oft die Namen ihres Gatten und ihres Kindes in Verbindung mit irgend einem unbegreiflichen Entsetzen ausgestoßen hatte, so erwähnte sie doch von dem Augenblicke ihrer Rückkehr zur Vernunft nicht ein einziges Mal auch nur deren Existenz.

Ihre Wärterin war verwundert, daß sie nie nach ihrem Gatten fragte, aber der Arzt warnte sie davor, ihre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken. Der Säugling gedieh ganz gut in der Kinderstube, aber Herr Elverton war noch nicht zurückgekehrt, und keine Erklärung seines Verschwindens war gefunden worden.

Es dauerte volle drei Monate, ehe Mrs. Elverton sich von ihrer schweren Krankheit hinreichend erholt hatte, um im Gesellschaftszimmer zu erscheinen, und o! wie anders als die stolze und schöne Frau, welche vor kurzer Zeit als geliebte und glückliche Braut nach Edenlawn gebracht worden war!

Die majestätische Gestalt war freilich noch dieselbe, aber jede Spur von Farbe war von dem classischen Gesicht entflohen und hatte es so weiß zurückgelassen wie dem gemeißelten Marmor, dem es glich. Die gebieterische Stirn war schmerzlich zusammengezogen, die stolzen Augen trübe, verschleiert, die spöttischen Lippen bitter gepreßt, und auf dem ganzen Gesichte waren die unauslöschlichen Zeichen einer unheilbaren Verzweiflung tief eingeprägt. Keiner, der sie vor drei Monaten gesehen hatte, konnte einen Blick auf sie werfen, ohne zu fühlen, daß irgend ein unaussprechliches Unglück ihr Leben vergiftet habe.

Ihre Freunde und Nachbarn, welche sich während ihrer Krankheit regelmäßig nach ihrem Befinden hatten erkundigen lassen, kamen jetzt herbei, um ihr zu ihrer Genesung Glück zu wünschen. Aber Mrs. Elverton weigerte sich, Besuche zu empfangen, und beauftragte den Arzt mit ihren Entschuldigungen.

Um diese Zeit kam Baron Elverton, von seinen amtlichen Pflichten in London eiligst abberufen, nach Edenlawn, um seiner Schwiegertochter einen kurzen Besuch abzustatten. Er war eine Stunde lang mit ihr in der Bibliothek eingeschlossen, und am Schlusse der Unterredung kam er — der verhärtete alte Richter von tausend Criminalprocessen — allein heraus, mit einem Gesichte, blaß wie der Tod, und bleiches Entsetzen wie Wahnsinn auf seine Stirn geprägt. Ohne nach seiner Enkelin zu verlangen, bestellte er einen Wagen, fuhr sogleich nach dem Bahnhof, und reiste noch in derselben Stunde nach London zurück. Er kam nie wieder nach Edenlawn, aber diejenigen, welche ihn kannten, versicherten, daß vierzehn Tage nach seinem flüchtigen Besuche daselbst Baron Elverton's Haare weiß wie Schnee geworden wären.

Monate wurden zu Jahren, und noch immer blieb das Geheimniß von Edenlawn ungelöst Von Herrn Elverton war keine Nachricht

Digitized by Google

eingetroffen. Mrs. Elverton gab keine Erklärung. Das unglückliche Kind, welches den Namen Alma erhielt, wuchs und gedieh an Gesundheit und Schönheit, und es wurde der Schatz, der Liebling und Abgott des Hauses, obgleich seine Mutter dabei beharrte, es als ein dreifach verfluchtes Geschöpf zu betrachten.

Ihre Kindheit verbrachte Alma in der Kinderstube, bis sie das siebente Jahr erreicht hatte, und dann wurde eine gebildete Erzieherin genommen, um ihre Erziehung zu überwachen, und sie wurde in das Schulzimmer gebracht.

Aber dieser Umzug brachte die kleine Alma ihrer Mutter nicht näher, welche fortfuhr, ihre Gegenwart zu meiden.

Als Alma etwa zehn Jahre alt war, erhielt Mrs. Elverton die einzige Nachricht von ihrem Gatten seit dem Tage seines seltsamen Verschwindens. Die Nachricht war in einem anonymen Briefe von St. Petersburg enthalten, welcher sein Verscheiden in dieser Stadt anzeigte. Mrs. Elverton schrieb sogleich an den englischen Gesandten am russischen Hofe um Gewißheit über die Sache zu erlangen; aber nach der sorgfältigsten Nachforschung bestand die ganze Auskunft, die sie erhielt, darin, daß ein Fremder, ein Engländer, Namens Elverton, in St. Petersburg gestorben war. Er hatte keine Papiere hinterlassen, die einen Aufschluß über seine Identität geben konnten; seine Wäsche und seine Koffer waren „H. Elverton“ gezeichnet. Und zu der Zeit, als diese Nachforschung angestellt wurde, war der Körper des Fremden schon zu lange beerdigt, um auch nur die kleinste Möglichkeit der Erkennung seiner Identität zu gewähren, selbst wenn er ausgegraben worden wäre, und unter diesen Umständen war die Heiligkeit des Grabes nicht verletzt worden.

Nie entdeckte Mrs. Elverton den Schreiber des anonymen Briefes. Sie hielt die Anzeige, welche sie erhalten hatte, für nicht verläßlich genug, um sie zu berechtigen, den Tod des Herrn Elverton zu veröffentlichen oder ihre Familie in Trauer zu kleiden. Doch dachten Diejenigen, welche mit den Gedanken der Dame am vertrautesten waren, daß sie im innersten Herzen an den Tod ihres Gatten glaubte und Befriedigung aus diesem Glauben schöpfte, denn man bemerkte, daß ihr Gesicht von dem Tage an, an welchem sie die Nachricht — ob wahr oder falsch — empfing, obgleich es seine ganze tiefe Schwermuth behielt, doch seinen unnatürlichen Ausdruck von Entsetzen und Verzweiflung verlor.

Noch immer fand sie kein Vergnügen an der Gesellschaft ihrer unschuldigen Tochter, noch immer besuchte sie keinen Ort des öffentlichen Gottesdienstes, empfing keine Gesellschaft und machte keine Besuche, als solche des Beileids in den Häusern der Trübsal, oder der Wohlthätigkeit in den Wohnungen der Armuth.

17.

Alma wuchs auf, so schön, wie einer von Raphaels Engeln; aber ihre Schönheit war von einem ganz andern Styl, als dem ihrer schönen Mutter. Alma glich den Patricierfrauen aus der Familie ihres Vaters. Ihre Gestalt war von feenhaften Verhältnissen, klein, schlank, zart und doch schön gerundet und sehr anmuthig. Ihre Züge waren vom feinsten griechischen Typus, ihre Gesichtsfarbe war außerordentlich weiß, mit der schwächsten Rosenfarbe auf Wangen und Lippen. Ihr Haar war von blaß goldener Farbe; ihre Augenbrauen und Wimpern von dunkelerer Nuance, beschatteten tiefblaue Augen voll ernster Gedanken. Ihre Schönheit war eine solche, welche die Freude eines Familienkreises und die Zierde einer Gesellschaft hätte bilden können. Aber die arme Alma! Ihr junges Leben verfloß in einer mehr als klösterlichen Abgeschiedenheit.

Kaum irgend eine Art des Daseins auf dieser Welt konnte so einsam und eintönig sein, wie das dieses schönen Mädchens auf Edenlawn — Edenlawn, ein Paradies zum Ansehen, eine Hölle zum Leben!

Nach der Abreise ihrer Erzieherin war Alma buchstäblich allein. Ihre Mutter, in der blinden Selbstsucht eines gehegten Kummers, wohnte abgesondert in ihrer eigenen Zimmerreihe, welche sie, außer auf den Ruf der Mildthätigkeit, nie verließ. Alma hatte weder Bruder noch Schwester, weder Freundin noch Nachbarin; sie war ganz ohne Gefährten, und ihr Leben daher einsamer als vielleicht das jedes andern Geschöpfes dieser Welt.

Mehr aus gelegentlichen Worten und zufälligen Andeutungen als aus deutlichen Er-

Digitized by Google

zählungen oder freiwilligen Mittheilungen von Seiten der Dienerschaft, hatte Alma so viel von der Geschichte des Hauses gesammelt, als die Dienstboten wußten. Und sie träumte, sann und grübelte über den Inhalt des Geheimnisses, welches ihre Familie umhüllte.

Ihr Vater! Was war es, das ihn am Abend vor ihrer Geburt in der Seelenangst des Entsetzens für immer aus seinem Hause getrieben?

Ihre Mutter! Was war es, das von Alma's Geburtsstunde an diese schöne und feurige Frau zu der kalten, harten Bildsäule, die sie jetzt zu sein schien, erstarrt?

Sie selbst! Was war es, das sie, einsam und ungeliebt, von dem ganzen Menschengeschlecht absonderte?

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abend eines Verurtheilten.

(Schluß.)

Wie ein Pulverfeuer verbreitete sich die Kunde und erregte im ganzen Regimente ein großes Mitleid für den Mann, der bisher den Ruf eines wackern Soldaten für sich gehabt. Hier und da vernahm man ein Murmeln, daß man zu schnell den Spruch gefällt, aber nur still und verborgen, denn der Soldat darf sich nicht mucksen, wenn es heißt: es ist Befehl!" Jedoch Wallmann, der alte ergraute Feldwebel, der dreißig Jahre im Regimente stand, der konnte seinen Grimm nicht unterdrücken, und als er seinen Hauptmann sah, ging er auf ihn zu und sprach: „Herr Hauptmann! halten zu Gnaden! ich kann heute nicht schweigen, der Ehrlich, über den man Standrecht gehalten, ist unmöglich so einer Schandthat fähig, das sage ich, Feldwebel Wallmann. Wer weiß, wie der Teufel die Hand im Spiele hat; kenne ja unser Regiment besser, wie mich selbst; 's hat so manchen Ludrian in seiner Mitte, Kerle, die noch vom letzten Feldzuge her das Plündern im Kopfe haben und sich für einen Schnaps mit dem Teufel um einen armen Sünder balgen. Diesen Hallunken wird's Herz an die Rippen pochen, wenn der arme Ehrlich auf den Sand niederkniet. Herr Hauptmann, lassen Sie mich acht Wochen einstecken oder auf die Latten legen, ich kann nicht anders, ich muß sagen: „Der Spruch ist übereilt! Joseph Ehrlich trägt keine Schuld." Machen Sie mit mir, Herr Hauptmann, was Sie wollen, ich kann nicht schweigen, ich rede, wie mir's um's Herz ist, und wenn der arme Ehrlich füsilirt wird, dann gehe ich zum Oberst und spreche: Herr Oberst, ich bitt' um meinen Abschied, halt's nicht länger aus Ja, dann packe ich meine sieben Sachen zusammen und gehe, soweit mich meine Füße tragen, werde nicht verhungern, und das morgen!"

Der Hauptmann zog seinen Bart durch die flache Hand, ergriff Wallmann's Rechte und murte: „Alter Knasterbart! mir wie aus der Seele gesprochen. Das Kriegsgericht war ein Bischen zu fix bei der Hand, 's ist aber immer das Kriegsgericht, deßhalb nicht raisonnirt, scheer er sich zum Teufel."

Auf der Hauptwache war es diesen Abend sehr still, keines der lustigen Lieder erklang. Mit gedämpfter Stimme sprachen die Soldaten zusammen und waren sämmtlich der Meinung, daß Ehrlich außer Schuld war. So brach die Nacht an. Der arme Ehrlich lag auf seinem Strohlager und betete zu Gott, daß er seine Richter erleuchten und seine Unschuld an den Tag bringen möge. Wennder dumpfe Ton der Glocken erklang, zählte er die wenigen Stunden, die er noch zu leben hatte. Kein Schlaf senkte sich in seine Augen, denn er gedachte seiner braven Eltern, gedachte seiner Barbara, die daheim saß und keine Thräne mehr hatte für das Unglück, das über sie und ihren armen Joseph gekommen.

Der Tag brach an, die Reveille ertönte, welche als Todtenmarsch an das Ohr des Eingekerkerten schlug.

Da rasselten die Schlösser an der Thür. „Der Profoß trat ein und rief: „Auf! es ist Zeit!"

Blutig erglänzte die Sonne am Himmel. Die Trommeln wirbelten abermals und das Regiment zog mit klingendem Spiele auf, um den schrecklichen Akt zu vollziehen. Als Joseph in's Freie trat, als er die Menge erblickte, die sich versammelt, um der Exekution beizuwohnen, da stürzte ein Mädchen aus den Reihen, flog auf den Armen zu und hing an seinem Halse.

Manche Thräne aus den Augen der Umstehenden floß hernieder und alte, graue Soldaten konnten nicht die Wehmuth unterdrücken,

Digitized by Google

die sich ihrer bei diesem Anblick bemeisterte.

Da erschien der General mit dem Stabe zu Pferde; die Trommeln erklangen, der Zug setzte sich nach dem Richtplatze in Bewegung. Der Morgenwind war kalt und scharf, die Fahnen flatterten im Winde und der Hauch der Luft trug die Töne des Todtenmarsches weit hinweg. Schon war man an der Richtstätte angelangt, schon rief der kommandirende Offizier die sechs Schützen auf, die dem Kameraden das tödtliche Blei in die Brust senden sollten, als plötzlich auf der entfernten Anhöhe mehrere Bauern erschienen, welche fortwährend den Ruf ertönen ließen: „Halt ein! Halt ein!“

Alles blickte nach den Rufenden hin, welche jetzt näher kamen. Nur mit Mühe athmend, erzählte der Richter des Dorfes dem General, daß man am Saume des Waldes einen Erhängten gefunden, der die Uniform des Regiments trage. An seinem Hute habe man hier diesen Zettel und in seinen Taschen die Münzen aus der Kirche gefunden.

Der General erfaßte den Zettel, hob ihn in die Höhe und las mit lauter Stimme:

„Kommandeur und ehemalige Kameraden!

Ich habe den Kelch gestohlen und ihn aus Furcht während der Raststunde beim Manöver in Ehrlichs Tornister gesteckt. Gnade, Gnade für ihn, er ist unschuldig. Mich aber trieb das böse Gewissen zum Selbstmord! Gott sei mir armen Sünder gnädig!

Ignaz Sturm,
genannt der schwarze Fritz.“

„Gnade! Gnade!“ erscholl es tausendstimmig durch die Reihen. Der alte Feldwebel trat aus Reih und Glied und fiel seinem Gefreiten um den Hals.

Die Fahnen des Regiments gruppirten sich um Ehrlich, der General sprang vom Pferde und reichte ihm die Hand, die er jedoch nur kurze Zeit hielt, denn Barbara, so wie Ehrlichs Vater und Mutter waren herbeigekommen und lagen in den Armen des wiederum Befreiten. Die Richter erkannten, wie voreilig sie gehandelt. Die Regimentsmusik erscholl und der Choral: „Nun danket Alle Gott!“ stieg feierlich empor, während das ganze Regiment mit entblößtem Haupte einstimmte und dem Lenker aller Dinge im Himmel dankte.

Fürwahr! Es war ein großer, feierlicher Augenblick und im Triumphe führte dann das Regiment seinen treuen, biederen Kameraden zurück, dem der Himmel bald Gelegenheit gab, die trübseligen Stunden zu vergessen. Der General erzählte dem Kaiser den Vorfall, welcher nach Anhörung desselben Anordnung gab, den Joseph Ehrlich seines Dienstes in Gnaden zu entlassen und ihm 500 fl. zur Einrichtung seiner Wirthschaft, wie zur Vermählung mit seiner treuen Barbara auszuzahlen.

Beides ist geschehen. Joseph Ehrlich lebte glücklich mit seinem Weibe und erzählte seinen Kindern von den Unglückstagen. Die Eiche, woran sich der Kirchenräuber erhängt, wird noch heutigen Tages die Hangeiche genannt.

Verschiedenes.

(Einfache Lösung.) In Paris befindet sich die Commission, welche über die Wiederaufrichtung der Vendôme-Säule zu berathen hat, in arger Verlegenheit. Es fragt sich: wen kann man hinaufsetzen mit der Voraussicht, daß er einige Zeit oben bleibe? Gegen Napoleon I. hat man Abneigung, Thiers will nicht hinauf, und ganz ohne krönende Statue will man die Säule doch auch nicht lassen.

Wir schlagen die folgende einfache Lösung vor: Man richte die Säule auf, versammle sämmtliche Kronprätendenten Frankreichs und veranstalte unter ihnen ein Säulenklettern. Wer zuerst oben ist, hat das Recht erworben, so lange oben zu stehen, bis er von selber wieder herunterkommt. Alsdann wird aufs Neue geklettert.

Als das Besitzthum eines Geizhalses abbrannte, schrieb Jemand über die Trümmer: Filzniederlage.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 25. Sonntag, 2. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Alma hätte ihre Mutter lieben und durch die Liebe derselben glücklich sein können; aber die kalte und zurückstoßende Atmosphäre, welche die Dame umgab, machte das Mädchen muthlos und schreckte sie zurück.

Aber ihren unbekannten Vater liebte Alma mit einer Liebe, welche die einer Frau überstieg; und das Geheimnißvolle, das über seiner plötzlichen Flucht, seiner langen Verbannung und seinem ungewissen Schicksal schwebte, diente nur dazu, diese Liebe stärker, tiefer und heftiger zu machen.

An die Bibliothek stieß ein kleines Cabinet, welches einst ihrem Vater gehört hatte, das aber ihre Mutter, so viel man wußte, niemals betrat. Hier hing ein lebensgroßes Portrait ihres Vaters, welches bald nach seiner Vermählung in London gemalt worden war. Es stellte einen Mann in seiner Jugendblüthe dar, von großer, wohlgebauter Gestalt, schönen Gesichtszügen, heller Hautfarbe, blauen Falkenaugen und goldbraunem Haar — einen Mann, von dem Alma ein kleines, weibliches Abbild zu sein schien.

In dieses Cabinet schaffte Alma ihren Arbeitstisch, ihre Staffelei, ihren Farbenkasten und ihre Bücher. Und hier, vor dem geliebten Bilde sitzend, brachte Alma am liebsten ihre Morgen mit Nadelarbeit, mit Zeichnen, Lesen oder Träumen von ihrem unbekannten Vater zu. Ihre Nachmittage wurden mit Wanderungen am Ufer des schönen Edensees unterhalb der Villa, oder mit Streifereien durch die alten Wälder hinter dem Hause zugebracht, und immer träumte sie dabei von ihrem unbekannten Vater und sehnte sich nach seiner Gegenwart und Liebe.

Alma war sehr pünktlich in dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, und zwar nicht nur aus religiösen Grundsätzen — obgleich diese selbst schon einen genügenden Beweggrund für sie gebildet hätten — sondern auch wegen der unbedingten Nothwendigkeit, die menschlichen Wesen wenigstens zu erblicken, mit denen sie keinen Verkehr haben konnte.

Nach der Abreise ihrer Erzieherin hatte Miß Alma allein den großen Kirchenstuhl der Familie Elverton inne, bis Lady Leaton, welche damals eben Wittwe geworden war, Mitleid mit dem einsamen Mädchen fühlte, und das ihr durch eine oberflächliche Bekanntschaft mit der ehrenwerthen Mrs. Elverton gewährte Vorrecht benutzend, Alma einlud, bei ihrer Familie zu sitzen. Es schien keine Einwendung gegen diesen Vorschlag möglich zu sein, und das vereinsamte Mädchen war nur zu froh, die freundliche Einladung anzunehmen und bei einer Gesellschaft junger Leute ihres eigenen Alters und Ranges zu sitzen. Diese Gesellschaft bestand jetzt aus Agathe und Eudora Leaton, und Malcolm und Norham Montrose.

Alma theilte ihrer Mutter diese Freundlichkeit von Seiten der Lady Leaton mit.

Mrs. Elverton machte keinen ausdrücklichen Einwand, schüttelte aber ernst den Kopf und sagte:

„Ich habe fast aufgehört, einen vergeblichen Krieg gegen das Geschick zu führen; doch möchte ich Dich vor einem Irrthum warnen, Mädchen, der verhängnißvoll für Dich sein würde! Es sind zwei junge Herren zum Besuch bei dieser Familie; ich rathe Dir, ihre Zuvorkommenheiten zu meiden, wie Du das ewige Verderben meiden würdest! Hüte Dich vor den Herren Montrose! Hüte Dich vor allen Männern! Denn Liebe und Ehe sind nicht für Dich, Alma!"

Alma wurde todtenbleich bei den schrecklichen

Digitized by Google

Worten ihrer Mutter, denn sie fühlte, daß die Warnung zu spät kam, wie es mit solchen Warnungen gewöhnlich der Fall ist.

Alma war allen Mitgliedern von Lady Leatons Familie und folglich auch dem Hauptmann Norham Montrose vorgestellt worden, auf welchen die frische und zarte Schönheit des holden jungen Mädchens sogleich einen tiefen Eindruck machte, während die glänzenden Aussichten der reichen jungen Erbin eine starke Anziehungskraft auf ihn ausübten.

Und Alma, deren einsames Herz sich nach Geselligkeit und Sympathie sehnte und schmachtete, wurde von der liebetönenden Simme und dem liebeglänzenden Blicke des schönen jungen Husaren zu leicht bezaubert.

Einige Wochen entschieden daher unwiderruflich das Geschick Almas — sie liebte, und liebte auf ewig!

Die leidenschaftliche Liebe eines so guten und schönen, mit einem so frischen und reinen Herzen begabten Geschöpfes gewonnen zu haben, war ein Triumph, wie er dem bezaubernden jungen Offizier noch nie zu Theil geworden war. Und was anfangs eine halb aus Bewunderung, halb aus Berechnung entsprungene Bewerbung bei ihm gewesen war wurde zuletzt eine rasende Leidenschaft, eine Verblendung, ein Wahnsinn! Man konnte kaum sagen, daß er in Almas Abwesenheit lebte. Die Welt bestand für ihn bald nur aus zwei Theilen — wo sie war, und wo sie nicht war; und die Zeit aus zwei Perioden — wann sie anwesend, und wann sie abwesend war. Er sah sie nur Sonntags in der Kirche, und die sechs Tagen, die dazwischen lagen, waren ihm „Räume zwischen Sternen."

Um die Hand dieser Erbin kühn bei ihrem Großvater und ihrer Mutter anzuhalten, wäre nichts Geringeres als Tollheit von Seiten eines jungen Offiziers gewesen, der nichts als seinen Sold hatte. Und doch, eben so sehr durch seinen übermüthigen Stolz als durch seine ungestüme Leidenschaft angereizt, schrieb Hauptmann Norham Montrose an Lord Elverton und Mrs. Elverton und um ihre Erlaubniß, sich um Miß Alma Elverton zu Edenlawn bewerben zu dürfen. Von Lord Elverton erhielt er eine höfliche, aber entschiedene abschlägige Antwort — von Mrs. Elverton eine scharfe und unbedingte Verweigerung.

Und hierauf wurde der armen Alma ihr einziger gesellschaftlicher Trost genommen, und es ward ihr verboten, zur Kirche zu gehen.

Wie zu erwarten war, brachte dieses Verbot mehr Nachtheil als Gutes hervor; denn während das junge Liebespaar sich vor der Erlassung desselben nur einmal wöchentlich in der Kirche in der Gegenwart Anderer getroffen hatte, kamen sie jetzt täglich allein in dem Gehölze hinter Edenlawn zusammen. Diese Zusammenkünfte hatten nicht auf Verabredung, sondern vielmehr durch Zufall begonnen. Alma, wie schon gesagt, pflegte täglich an dem Ufer des Sees unterhalb Edenlawn oder in dem Gehölze hinter dem Hause spazieren zu gehen.

Norham, der sie auf ihrem Sitze in der Kirche vermißte und sie in dem Hause ihrer Mutter nicht besuchen durfte, ging, da er sich nach ihrer Gesellschaft sehnte, wie die Sterbenden nach dem Leben, nach Edenlawn, und streifte durch das Gehölz, um nur in der Nähe der Wohnung seines Abgottes zu sein. Auf diesen Wanderungen begegnete er Alma.

Allerdings wandte Norham die ganze Beredsamkeit von Leidenschaft auf, um Alma zur Flucht nach Schottland zu überreden. Aber so traurig auch das häusliche Leben des unglücklichen Mädchens war, so hing sie doch so fest an ihrer kindlichen Pflicht, daß sie allen seinen Ueberredungen widerstand.

Es war ein lieblicher Sommernachmittag, und die sinkende Sonne warf ihre gerade gelben Strahlen durch das Geflecht der Waldbäume, jedes Blatt und jeden Zweig mit einer goldnen Flamme umsäumend.

Alma wandelte in dem Gehölz dahin, in jenem, geistigen Kampfe zwischen Pflicht und Neigung, oder vielmehr zwischen Gewissen und Nothwendigkeit, welcher die eine Hälfte unseres inneren Lebens in Anspruch nimmt.

Plötzlich hörte Alma die gefallnen Blätter und Zweige unter einem festen Tritte hinter sich brechen.

Ihr Athem stockte, ihr Herz zitterte, ihre Wange erröthete. Sie wartete auf das Herankommen der Fußtritte, drehte aber den Kopf nicht um.

„Ich habe vermuthlich die Ehre, mit Miß Elverton zu sprechen."

Digitized by Google

Die Stimme des Sprechenden war tief, voll und unaussprechlich traurig.

Alma stutzte, wandte sich um und schlug die Augen nieder, während ihr Gesicht von einer tiefen Röthe überzogen wurde.

Der Sprechende war ein großer, wohlgebauter, sehr schöner Mann von heller Gesichtsfarbe, und mochte etwa vierzig Jahre alt sein.

Während er Alma anredete, hielt er sein Haupt gänzlich entblößt und stand mit einem höflichen Anstand da, wie ihn das Mädchen nie gesehen hatte.

Sie war natürlich überrascht und sogar erschreckt über die unerwartete Erscheinung eines Fremden an diesem einsamen Orte und zu so später Stunde, aber abgesehen von diesen natürlichen Empfindungen lag etwas in der Erscheinung des Mannes, was sie mit einem Gefühle durchschauerte, das weder Ueberraschung noch Schrecken, sondern etwas unendlich Tieferes war.

„Ich habe vermuthlich die Ehre, mit Miß Elverton zu sprechen?" wiederholte der Fremde mit derselben anmuthigen Höflichkeit in Ton und Benehmen.

„Ja, mein Herr," hauchte das Mädchen mit heftig klopfendem Herzen hervor.

„Miß Elverton, lebt ihre Mutter noch?" fragte der Fremde.

Alma's Herzklopfen brachte sie dem Ersticken nahe. Ihr Athem kam schnell und keuchend. Sie warf den Arm um einen Baum, um sich zu halten, und lehnte den Kopf an die rauhe Rinde, während sie verstohlen noch einen Blick auf den Fremden warf.

Ja, das war derselbe edle Kopf, dessen glänzende, goldbraune Locken um die breite, weiße Stirn wehten; dieselben dunkelbraunen Augen mit dem Falkenblick; dieselbe griechische Nase, die kurze, stolze Oberlippe und das gerundete Kinn; dasselbe Gesicht, nur ein wenig älter, das täglich von dem Bilde in dem Cabinet auf sie herabblickte. Als Alma diese Wahrheit erkannte, war es ihr, als sei ihre letzte Lebensstunde gekommen, und als ob sie in einem Traume stürbe.

„Lebt Ihre Mutter noch?" wiederholte der Fremde.

„Meine Mutter lebt noch, wenn athmen leben heißt," antwortete Alma mit sterbender Stimme, und an allen Gliedern zitternd.

Die Augen des Fremden waren auf sie geheftet — lasen das Innerste ihrer Seele. Endlich sprach er:

„Mädchen, Deine Augen haben mich noch nie erblickt, und doch — erkennt mich Dein Instinct nicht?"

„O Gott, mein Herz!" keuchte das Mädchen, todtenblaß an den Baum gelehnt.

„Ja, Dein Herz erkennt ihn, den Deine Augen noch nie gesehen —"

„Mein Vater —"

„Still — kein solches Wort —"

„O mein Vater —"

„Still, still, kein Wort wie dieses, sage ich!" wiederholte Hollis Elverton mit einer Grabesstimme.

Aber seine Tochter, bleich wie der Tod, zitterte wie ein Blatt, und beinahe ohnmächtig von übermäßiger Aufregung, hatte sie ganz ihre Selbstbeherrschung verloren.

Entweder hörte oder verstand sie seine seltsamen Worte nicht.

Mit einem Blicke flehender Liebe streckte sie die Hände nach ihm aus und rief mit einer Stimme erschütternder Leidenschaft:

„Vater! o Vater! willst Du Dein Kind nicht umarmen?"

Die große Gestalt des Mannes zitterte wie ein vom Winde geschüttelter Baum, doch er wandte sein Gesicht ab und streckte seine Hand mit einer zurückweisenden Bewegung nach ihr aus.

Sie ließ die Arme mit einem Blicke voll Scham, Kummer und Erstaunen sinken, indem sie murmelte:

„Nie, so lange ich lebe, bin ich an einer Mutter Brust gedrückt worden, nie habe ich einer Mutter Kuß empfangen oder einer Mutter Liebe gekannt. Und mein Vater, nach dessen Gegenwart mein Herz sich alle Jahre meiner einsamen Jugend hindurch gesehnt hat — der Vater, dem meine Liebe alle Jahre seines langen Exils hindurch gefolgt ist — jetzt, im ersten Augenblicke unserer Zusammenkunft, stößt er sein Kind zurück und wendet sich ab! O Vater!" rief sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „was habe ich denn Böses gethan, daß mich meine beiden Eltern hassen?"

„Du hast nichts Unrechtes gethan, noch

Digitized by Google

hassen wir Dich, armes Mädchen!“ erwiederte Elverton mit bewegter Stimme.

„Was bin ich denn, daß die, welche mir das Leben gaben, sich schaudernd von mir abwenden, wie von einem verfluchten Ungeheuer?“

„Kind, Kind, laß Dein wildes Fragen! Es gibt Geheimnisse auf dieser Welt, welche vielleicht nie entdeckt werden, bis zu dem letzten furchtbaren Tage des Gerichtes, wo alles Verborgene klar werden wird.“

Hierauf trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein, während dessen sie mit traurigem, fragendem Interesse einander anblickten. Dann fragte Hollis Elverton mit sanfter Stimme:

„Welchen Namen hat man Dir gegeben, Kind?“

„Meine Mutter nannte mich nicht bei Namen, aber der gute Doctor gab mir den Namen Alma.“

„Dann hast Du die christliche Taufe nicht empfangen?“

„Nicht in der Kindheit — erst als ich alt genug war, um in dieser Hinsicht für mich selbst zu handeln; da stellte ich mich am Altar ein und empfing zu gleicher Zeit die Sacramente der Taufe und der Confirmation.“

„Und Deine Mutter?“

„Sie machte keine Einwendung, ermuthigte mich aber auch nicht. Sie war neutral in der Angelegenheit; aber Vater, habe ich recht gehandelt?“

Hollis Elverton seufzte tief auf, gab aber keine Erwiederung. Und abermals trat ein Stillschweigen ein, während sie einander mit demselben schmerzlichen Interesse beobachteten. Endlich brach sie den Zauber, indem sie mit thränenvoller Stimme fragte:

„Vater, wollen Sie mich nicht nach dem Hause begleiten und meine Mutter sehen?“

„Niemals!“ rief Hollis Elverton, während ein Krampf unaussprechlicher Seelenangst sein schönes Gesicht verzerrte.

„Ach Vater, wenn nicht um sie zu sehen, welcher Beweggrund hat Sie denn nach England zurückgeführt?“

„Zwei der stärksten, welche die menschliche Thätigkeit bestimmen können — die Liebe zu Jemand, den ich liebe, der Haß gegen Jemand, den ich hasse. Ich komme, um über ein Engelsmädchen zu wachen und es vom gänzlichen Untergang zu retten, und um ein teuflisches Weib in sein Verderben zu jagen!“

„Ihre Worte sind seltsam und schrecklich, mein Vater.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Sicherem Vernehmen nach befindet sich bei den Vorschlägen des Kölner Domcapitels für die üblicher Weise auf die neue große Domglocke zu prägenden Denksprüche nebst mehreren lateinischen Versen rein kirchlicher Bedeutung das nachfolgende dem Reichswappen angeschlossene Gedicht, welches den Ton der neuen Glocke wohl richtig treffen wird:

Die Kaiserglocke heiß ich,
Des Kaisers Ehren preis' ich;
Auf heil'ger Warte steh' ich,
Dem Deutschen Reich erfleh' ich,
Daß Fried' und Wehr
Ihm Gott bescheer!

Ich ruf' aus Donnermunde
Des Umschwungs Segenkunde.
Des Domes Krönung schalle,
Durch Deutschland widerhalle:
Gedenk' fortan,
Was Gott gethan.

Getheilt zu Todeswaffen
Hatt' mich der Feind geschaffen:
Geeint mich hebt zur Wolke
Die Lust am eignen Volke,
In jedem Klang
Der Einheit Sang!

Soll späten Enkeln klingen,
Der Väter Segen bringen.
Die einst mir horchend stehen,
Will ihrer Werth ich sehen.
In Gottes Hand
Das Vaterland!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 26. Mittwoch, 5. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Und ich kann Dir jetzt keine Erklärung derselben geben; ich bin sogar nur im Geheimen hier. Ich darf Dich nur heimlich sehen, und Du mußt mir Dein Ehrenwort geben, diese Zusammenkunft, oder auch nur die Thatsache meiner Rückkehr nach England niemals zu erwähnen.“

„Auch nicht gegen meine Mutter?“

„Auch nicht gegen sie; gegen sie am allerwenigsten!“

„O, mein Vater, hassen Sie sie so?“

„Sie hassen? — Deine Mutter hassen? — meine — o Gott, Alma! nein, ich hasse sie nicht; im Gegentheil —“

Hier brach seine Stimme, und seinen Mantel in die Höhe ziehend, verbarg er sein Gesicht in die Falten desselben.

„O, mein Vater! welches Entsetzen war es, das alle Bande der Liebe zwischen Euch so plötzlich zerriß? Vater — Vater, antworten Sie mir! — sagen Sie mir, daß es nicht Ihre Schuld, nicht meiner Mutter Schuld war!“

Hollis Elverton ließ die Falten seines Mantels von seinem Gesichte herabfallen und sagte finster, seine Tochter zum ersten Male unwillig anblickend:

„Wie kannst Du es wagen zu fragen, ob Deine Mutter schuldig war?“

„Ach, ich weiß es nicht. Ich bitte Sie und sie um Vergebung. Mein kurzes Leben ist durch dieses Geheimniß zu einer Einöde gemacht worden, Vater, und doch habe ich mich niemals meinetwegen beklagt, aber wenn ich weiß, daß ihr Leben ein einziger verlängerter Todeskampf ist, und jetzt den Todeskampf auf Ihre Stirn geprägt sehe, so werde ich halb wahnsinnig und denke — ich weiß nicht was.“

„Ich will Deine Frage beantworten, unglückliches Mädchen; und versichere Dir, in Gegenwart des hohen Himmels, daß unsere gewaltsame Trennung nicht durch Deiner Mutter Schuld veranlaßt werden ist. Eine reinere, bessere, edlere Frau, als Deine Mutter, hat nie gelebt,“ sagte Hollis Elverton.

„O Gott, ich danke Dir! — ich danke Dir! — ich danke Dir!“ rief Alma mit erschütternder Stimme, welche verrieth, wie schwer die Last des Zweifels gewesen, die auf ihrem Geiste gelegen hatte, und wie unaussprechlich das Gefühl der Erleichterung, nun da sie entfernt war.

„Du bist befriedigt?“ fragte Elverton.

„Ihretwegen, o ja; aber o mein Vater, sagen Sie mir, war diese Trennung auch nicht Ihre Schuld?“ rief sie, die Hände zusammenschlagend und ihn mit flehenden Augen anblickend.

„Nein, nein, auch nicht meine Schuld, Alma, ich schwöre es Dir, bei allen meinen Hoffnungen auf den Himmel! Wir lieben uns, wie Mann und Frau nur selten auf dieser Welt sich liebten,“ erwiderte Hollis Elverton mit hohler Stimme; „wir trennten uns, und bis zum jüngsten Gericht wird vielleicht nie bekannt werden, warum!“

„Ihr liebtet einander so innig; Ihr wurdet öffentlich unter den Glückwünschen, aller Eurer Freunde vermählt, Ihr kamet hierher nach Eurem schönen Wohnsitz, und in einem einzigen Moment, gerade auf dem Gipfel Eures Glücks, wurde Eure Verbindung durch einen Donnerschlag vom Himmel zerschmettert. Ihr trenntet Euch; o mein Vater, war das gut?“

„Es war gut!“ antwortete er.

Sie blickte in den finstern Kummer seines Angesichts und las darin, daß er in den

Digitized by Google

einfachen Worten seiner Erwiderung irgend eine furchtbare Wahrheit geäußert hatte. Wieder jammerte ihr Herz mit unauslöschlicher Liebe nach ihrem Vater. Sie streckte die Arme aus und näherte sich ihm mit flehentlichen Blicken, indem sie inbrünstig sagte: „O, wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, Sie zu sehen, so würden Sie mich ein wenig lieben.“ Aber er winkte ihr zurück zu gehen, und sagte mit mitleidigem Tone:

„Komm nicht näher, unglückliches Mädchen! Zwischen Dir und mir liegt ein tiefer Abgrund. Nichts mehr davon, wenn Du mein Angesicht je wiedersehen möchtest! Ich habe Dich zu einem bestimmten Zwecke aufgesucht, Alma. Setze Dich nieder, während ich ihn Dir erkläre. Setze Dich nieder, sage ich, da Du doch nicht stehen kannst,“ sagte Herr Elverton, auf den Stamm eines gefällten Baumes zeigend, welcher auf ihrem Pfade lag, und auf welchen Alma sogleich niedersank.

Mr. Elverton stand in geringer Entfernung, mit gekreuzten Armen, an eine Eiche gelehnt.

„Du weißt etwas von dieser Vergiftung im Großen zu Allworth Abbey?“ begann er.

„O ja, Vater,“ antwortete Miß Alma mit Schaudern.

„Wie viel weißt Du?“

„So viel, als durch die Todtenschau bekannt geworden ist.

„Und das — ist nichts — schlimmer als nichts, da es ein Gewebe von falschen Schlüssen ist! Was für eine Meinung hast Du Dir aus den durch die Todtenschau an den Tag gebrachten Thatsachen gebildet?“

„Ich kann gar keine Meinung darüberfassen.“

„Was hälst Du von der Schuld oder Unschuld des angeklagten Mädchen, Miß Eudora Leaton?“

„O, ich wage gar nicht, daran zu denken, der Gegenstand ist mir so schmerzlich —“

„Du hälst sie also für schuldig?“

„Ich wollte, beim Himmel, ich könnte sie für unschuldig halten, denn ich liebte sie. O, mein Vater, sie blickte mich immer so freundlich an, und in meiner Einsamkeit liebte ich sie,“ sagte Alma.

„Dann halte sie nur für unschuldig, denn sie ist es,“ sagte Hollis Elverton mit feierlichem Ernst.

„O, mein theurer Vater! Ist dies wirklich wahr?“ Ist meine arme Eudora unschuldig? O, beweisen Sie, daß ihre Seele schuldlos an diesem großen Verbrechen ist, und mein Herz wird nicht brechen — nein — selbst wenn sie dafür stirbt!“ rief Alma, indem sie aufsprang, seine Hand ergriff, und ihm lebhaft ins Gesicht blickte.

Es war das erste Mal, daß ihre Hände sich begegneten; und schaudernd schüttelte Mr. Elverton ihren Griff ab, indem er antwortete:

„Ja, es ist wahr.“

„Sind Sie dessen gewiß?“

„So gewiß, als ich einer Sache auf Erden sein kann.“

„Wie so sind Sie es? Was wissen Sie davon?“

„Ich weiß, daß Eudora Leaton unschuldig, und ich weiß, wer schuldig ist.“

„O mein Vater! können Sie das beweisen? wollen Sie es beweisen?“

„Ach! Alma, moralische Gewißheit ist kein gesetzlicher Beweis! Ich wiederhole, ich weiß, daß Eudora Leaton unschuldig, und ich weiß, wer schuldig ist; aber ich habe bis jetzt noch kein Mittel, die Schuld des Einen oder die Unschuld des Andern zu beweisen. Aber Du willst dem angeklagten Mädchen wohl, Alma?“

„O ja; o ja.“

„Und Du willst mein Wort für ihre Unschuld nehmen?“

„O ja! es ist ja so leicht zu glauben, was wir wünschen.“

„Dann mußt Du meine Stellvertreterin werden, indem Du Alles thust, was für dieses unschuldige, gekränkte und unglückliche Mädchen geschehen kann.“

„Gern, mein Vater.“

„So höre denn: — Obgleich Eudora Leaton die Erbin eines der größten Besitzthümer in diesem Lande ist, so befürchte ich doch, da sie minderjährig ist und unter gerichtlicher Vormundschaft steht, daß es ihr an der nöthigen Summe fehlt, um einen tüchtigen Anwalt zu ihrer Vertheidigung anzunehmen; und ihr einziger Freund, ihr verlobter Bräutigam, Herr Malcolm Montrose, ist, wie ich befürchte, so arm wie sie selbst, da er nichts, als ein kleines Einkommen von seiner Besitzung in den Hochlanden hat. Und es ist sehr zu wünschen, daß sie den besten Anwalt hat, der für Geld zu verschaffen ist; denn es heißt,

Digitized by Google

daß der Kronanwalt selbst von London kommen wird, um diesen sehr wichtigen Fall zu leiten. Deßhalb, Alma, da ich ein wesentliches Interesse an der Freisprechung dieses unschuldigen Mädchens und wo möglich der Ueberführung des Schuldigen habe, so muß ich Dir dieses Geld anvertrauen. Nimm es und suche ein Mittel zu finden, es morgen entweder — den Händen Malcolm Moulroje's, oder denen Eudora's zu übergeben; und sage einem oder dem andern, dem Du es übergiebst, daß es von einem Freunde komme, der an ihre Unschuld glaubt, und daß es bestimmt sei, zu ihrer Vertheidigung verwandt zu werden," sagte Hollis Elverton, indem er Banknoten von beträchtlichem Belaufe in Alma's Hände legte.

„Ich will es Miß Eudora Leaton selbst bringen, lieber Vater; ich kann das sehr gut thun, da Niemand danach fragt, wie ich meine Tage zubringe."

„Armes Mädchen! um so größer ist die Nothwendigkeit, daß Du Dich selbst leiten lernst, da Niemand da ist, Dich zu leiten. Aber richte meinen Auftrag an Eudora Leaton aus. Sage ihr, sie möge ihren Muth aufrecht erhalten, das beste hoffen und auf Gott vertrauen! Sage ihr, daß sie ihr eigenes Bewußtsein der Unschuld hat, sie zu stützen, einen unbekannten Freund, der für sie handelt, und eine gerechte Vorsehung, die über sie wacht."

„Ich will Ihren Auftrag getreulich erfüllen, mein Vater."

„Aber nicht als von mir kommend! Vergiß nicht, Mädchen, daß Du gegen Niemanden, wer es auch sei, meinen Namen erwähnen oder mein Dasein andeuten darfst! Jedermann außer Dir hält mich für todt, lasse sie in dieser Täuschung."

„Lieber Vater, vergeben Sie mir, aber die Täuschung ist auf Ihrer Seite. Die Welt hält Sie nicht für todt. Es ging ein Gerücht von Ihrem Tode, und wir erhielten auch einen Brief von St. Petersburg, der die vermeintliche Thatsache meldete; aber nach der sorgfältigsten Nachforschung kam meine Mutter zu dem Schlusse, daß es Jemand anders mit demselben oder einem ähnlichen Namen war, und —"

„Sie war indeß glücklicher in der Hoffnung, daß es war wäre, wie ich es auch beabsichtigte," sagte Hollis Elverton ernst. „Komm, Kind, unsere Unterredung ist beendet. Stehe auf und gehe weiter; ich will Dir folgen, bis wir die nördliche Pforte sehen können, und Dich dann verlassen," sagte Hollis Elverton, indem er bei Seite trat, um ihr den Pfad zu überlassen, und dann ihr nachging.

Schweigend gingen sie den schmalen Waldpfad hinauf. Als sie den Gipfel des Hügels erreichten und die nördliche Pforte vor sich sahen, stand Mr. Elverton still und sagte:

„Weiter brauche ich nicht zu gehen; eile nach Hause, aber triff mich hier eine Stunde früher morgen Abend. Gute Nacht."

„Gute Nacht, mein Vater," sagte Alma, die Hände flehend nach ihm ausstreckend.

Aber er schüttelte den Kopf, winkte mit der Hand, stürzte in den Wald und war ihr bald aus dem Gesichte entschwunden.

Sie sah ihm eine Weile sehnsüchtig nach und voll Betrübniß und Bestürzung wandte sie ihre Schritte dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der in Würzburg verstorbene General Frhr. v. Hartmann wurde geboren am 4. Februar 1795 zu Maikammer in der Rheinpfalz, erreichte sohin ein Alter von etwas mehr als 78 Jahren. Seit 28. October 1804 befand er sich als Gemeiner, Cadet, Corporal, Sergeant und Unterlieutenant in französischen Militär-Unterrichtsanstalten und war am 1. October 1811 zum Dienste beim Infanterie-Regiment des Großherzogs von Berg eingerückt, diente hierauf im 27. französischen Infanterie-Regiment als Oberlieutenant und wurde auf Ansuchen am 20. Februar 1816 entlassen. Am 13. Juli 1819 wurde er als Oberlieutenant im 10. bayr. Inf.-Regiment angestellt, am 12. October 1822 zur Pionier-Compagnie und am 27. Mai 1824 zum Generalstab versetzt; am 3. März 1826 wurde er zum funct. Hauptmann ernannt, am 26. October 1827 zur Aushilfe an das Kriegsministerium commandirt, am 21. Mai 1829 zum Hauptmann und am 29. November 1838 zum Major im Generalstab befördert. Seiner Verwendung im Kriegsministerium wurde er am 6. October

Digitized by Google

1842 enthoben und zum Adjutanten des Kronprinzen, nachherigen Königs Max II. ernannt; am 18. October 1844 zum Oberstlieutenant mit Beibehaltung der Adjutantenstelle, am 31. März 1848 zum Obersten und Flügeladjutanten des Königs Max II., am 28. November 1848 zum characterisirten General-Major und am 14. Juni 1849 zum wirklichen Generalmajor und Brigadier der 2. Infanterie Division befördert. Durch Formation wurde er am 1. October 1851 der 2. Infanterie-Brigade zugetheilt und erhielt am 19. März 1852 wieder die Benennung Flügeladjutant Sr. Majestät des Königs. Zum General-Lieutenant und General-Commandanten von Würzburg wurde er am 23. Februar 1861 befördert, übernahm am 25. Mai 1866 das Commando der 4. Armee-Division der mobilen Armee und nach beendigtem Kriege am 29. August 1866 wieder das General-Commando Würzburg. Am 28. April wurde er zum Inhaber des 14. Infanterie-Reg. (bis dahin vacat „Zandt") ernannt und am 8. Januar 1869 zum General der Infanterie und General-Commandanten von Würzburg befördert. — Als französischer Offizier machte er die Feldzüge von 1814 und 1815 mit, focht im Kriege gegen Preußen im Jahre 1866 als Commandeur der 4. bayr. Division bei Roßdorf und Dermbach und als General der Infanterie und Oberbefehlshaber des 2. Armeecorps führte er dasselbe im Jahre 1870 und 1871 im Feldzuge gegen Frankreich, an dessen glücklichem Ausgang er bekanntlich als erprobter Feldherr, trotz seines hohen Alters alle Strapatzen muthig ertragend, den rühmlichsten Antheil hat. Anläßlich seiner ausgezeichneten Commandoführung wurden ihm die ehrendsten Auszeichnungen zu Theil. Wegen seiner einsichtsvollen Leitung des Gefechtes bei Plessis-piquet am 19. September 1870 wurde er zum Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens ernannt, ferner vom deutschen Kaiser mit dem eisernen Kreuze I. Classe und am 8. März v. J. mit dem Orden pour le merite ausgezeichnet. Seine Brust schmückten außerdem noch acht der höchsten inländischen, sowie dreizehn ausländische Orden. Als ein Zeichen der besonderen Gnade des Königs wurde General v. Hartmann im Jahre 1871 vom Ritter- in den Freiherrnstand erhoben. Viele Städte (darunter sein Geburtsort und die Stadt Würzburg (auch einige pfälzische Städte) haben seine Verdienste um das erstandene Deutsche Reich durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts geehrt, und die Stadt München hat, um der Nachwelt den Namen des tapferen Heerführers zu überliefern, eine Straße nach ihm benannt.

Anläßlich des Ablebens des Generals v. Hartmann schreibt die „Südd. Post" u. A. Folgendes: „Nach dem Feldzuge von 1866 wurde General Hartmann wegen seines Nichteintreffens bei der Schlacht von Kissingen, die dadurch verloren ging, heftig angegriffen. Gegen den „Nürnb. Anzeiger" und den „Volksboten" fanden deßwegen Schwurgerichtsverhandlungen statt, ohne daß dadurch die Angelegenheit zu besserer Klärung kam, da der General, vom Kriegsministerium nicht entbunden, schweigen mußte, Später wurde die Angelegenheit von der „Südd. Post" wieder aufgegriffen und kam dieselbe in die Lage, aus authentischer Quelle constatiren zu können, daß Hartmann am Nichteintreffen ganz schuldlos war. Gegen ausdrücklichen Befehl war er sogar zweimal vorgerückt und erst das drittemal blieb er stehen, warf aber seinen Säbel weg mit den Worten: „Da möchte der Teufel General sein." In dem von ihm selbst herrührenden Angaben erklärte er, er möchte den Soldaten kennen, der es wagte, einem dreimaligen Befehl ungehorsam zu sein. Hartmann hatte es satt, in der öffentlichen Meinung immer als der schuldige Theil zu gelten. Es wurden die Aufsehen erregenden Enthüllungen der „Südd. Post" von keiner Seite dementirt, und wenn es zu einem neuerlichen Processe gekommen wäre, was merkwürdiger Weise nicht der Fall war, hätte Hartmann unter allen Umständen sein Schweigen gebrochen, wie uns bestimmt versichert wurde. Da kam eine Wendung durch Gottes Fügung, — der französische Krieg, und damit war der Sache ein Ende gemacht."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 27. Sonntag, 9. März **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sie trat ins Haus, gerade als die Schloßuhr acht schlug.

„Miß Alma, ich habe Sie gesucht; Milady, Ihre Mutter, wünschen, daß Sie gleich zu ihr kommen," sagte die alte Madelon, als sie Miß Elverton am Fuße der großen Treppe begegnete.

„Meine Mutter! meine Mutter hat nach mir geschickt! Bist Du dessen auch gewiß, Madelon?" fragte Miß Alma in großer Ueberraschung, denn noch nie in ihrem Leben war sie aufgefordert worden, vor ihrer Mutter zu erscheinen.

„Warum sollte ich nicht gewiß sein? Milady ließ mir sagen: Madelon, schicke Miß Elverton zu mir, sobald sie von ihrem Spaziergang im Garten hereingekommen," sagte die alte Frau.

„Gut, Madelon; ich will sogleich zu meiner Mutter gehen," erwiderte Miß Alma Elverton, indem sie, in Erstaunen verloren, die Treppe hinauf eilte nach jenen geheimen Gemächern, zu denen sie noch nie in ihrem Leben Zutritt erlangt, und in die sie nie einzudringen gewagt hatte.

Miß Alma stand vor der Thür still und klopfte leise.

Die tiefe, volle und vibrirende Stimme der Dame hieß sie eintreten.

Alma öffnete die Thür, trat über die verzauberte Schwelle und stand in den bisher verbotenen Gemächern.

Das Zimmer, in welchem sie sich befand, war eines der höchsten und geräumigsten des Hauses. Es war das Vorderzimmer einer prächtigen Reihe von Gemächern, welche für den ersten Empfang der Mrs. Elverton als Neuvermählte glänzend ausgestattet worden waren. Es lag gerade über dem Gesellschaftszimmer und hatte ein Bogenfenster, welches die Aussicht auf die Terrasse und den schönen See gewährte. Aber dieses Fenster war jetzt verhängt, und das Zimmer war für den Abend erleuchtet. Es war kostbar möblirt. Ein türkischer Teppich von den glänzensten Farben bedeckte den Fußboden. Die Chiffonieren, die Consolen, die Tische und Stühle, selbst das Getäfel und Holzwerk war von Rosenholz und Gold, wodurch das Ensemble einen besonders reichen Effect hervorbrachte. Die Polster der Stühle, der Schemel und Sophas waren alle von rothem Atlas und Gold.

Die Vorhänge an den Fenstern waren ebenfalls von rothem Atlas und Gold, mit inneren Behängen von feinen Spitzen. Die Wände waren mit herrlichen Spiegeln geschmückt, welche von der Decke bis an den Boden reichten und die Scenerie des Zimmers hundertfach vervielfältigte. Das Ganze wurde durch einen von der Mitte der Decke herabhängenden Kronleuchter erleuchtet.

Inmitten all dieses Lichtglanzes und dieser Farbengluth, in einem üppigen Stuhle, neben einem zierlichen Tischchen, saß eine Dame, welche unter allen Umständen sogleich die eifrigste Aufmerksamkeit eines jeden Beschauers fesseln mußte.

Sie war dem Anscheine nach etwa fünfunddreißig Jahre alt, von großer, regelmäßiger, stattlicher Gestalt, um welche die reichen Falten eines rothsammtnen Gewandes herabflossen. Ihre Züge waren von dem reinsten klassischen Typus. Ihre Gesichtsfarbe war todtenblaß, im Gegensatz zu ihren großen dunkeln Augen, den kohlschwarzen Augenbrauen und dem rabenschwarzen Haar, das in schweren glänzenden Flechten auf ihren Wangen lag.

„Komm hierher, Alma," sagte sie mit jener

Digitized by Google

tiefen, vollen, überfüßen Stimme, welche die Bruft Aller, die fie hörten, durchzitterte.

Alma trat näher und ſtand vor ihrer Mutter. Ihr Herz ſchlug heftig; ſie hoffte ſehnlichſt auf irgend einen Beweis der Zärtlichkeit von Seiten der Dame.

Eitle Hoffnung!

Mrs. Elverton nahm ein verſiegeltes Päckchen von dem neben ihr ſtehenden Tiſche, und es in der Hand haltend, während ſie mit ihrer Tochter ſprach, ſagte ſie:

„Alma, ich habe Dich rufen laſſen, um Dir einen geheimen Auftrag anzuvertrauen, den Du, denke ich, getreulich erfüllen wirſt.“

„O, Mama, wie glücklich machen Sie mich dadurch, daß Sie mir trauen! O ja, ich würde jeder Sache, die Sie mir anvertrauen, bis zum Tode treu bleiben!“ ſagte Alma.

„Genug. Ich glaube Dir. Kommen wir zur Sache. Ich habe ſoeben gehört, daß jenes unglückliche Mädchen wieder verhaftet und dem Gefängniſſe überliefert worden iſt. Ich habe die ſtärkſten Gründe, zu glauben, daß ſie unſchuldig, obgleich in großer Gefahr iſt. Es iſt nicht nothwendig, dieſe meine Privatgründe zu offenbaren, da ſie bei Richtern und Geſchwornen kein Gewicht haben würden. Aber ich habe das größte Intereſſe an der Freiſprechung dieſes Mädchens und womöglich an der Entdeckung des wahren Schuldigen. Ich fürchte, daß Eudora Leaton, obgleich eine reiche Erbin, ohne hinreichende Geldmittel iſt, um den beſten Anwalt anzunehmen, was immer ſehr koſtſpielig iſt. Deßhalb wünſche ich, Alma, daß Du morgen früh den geſchloſſenen Wagen nimmſt, nach dem Gefängniß hinüberfährſt und dieſes Päckchen in Eudora Leaton's Hände legſt. Sage ihr, es ſolle zu ihrer Vertheidigung verwandt werden, und ſei es von Jemandem geſchickt, für den bei dem Prozeſſe eben ſo viel auf dem Spiele ſtehe, als für ſie ſelbſt. Sage ihr aber nicht, von wem es kommt. Verſtehſt Du mich?“ ſagte die Dame, indem ſie das Päckchen in ihrer Tochter Hände legte.

„Ja, Mama, ich will Ihren Auftrag getreulich erfüllen.“

„So geh' denn.“

„Mama, wollen Sie mich nicht dies eine Mal in unſerem Leben umarmen?“ flehte Alma, die Arme ausſtreckend.

„Geh'! geh'! Mädchen, und verlaß mich! Iſt das der Vortheil, den Du aus dem erſten Beſuche ziehen möchteſt, den ich Dir erlaube?“ rief die Dame.

„Mama, vergeben Sie mir, ich gehe; gute Nacht,“ ſagte Alma ergeben, indem ſie ſich aus dem glänzenden Elend der Privatgemächer ihrer Mutter entfernte.

Miß Alma zog ſich auf ihr Zimmer zurück, voll Verwunderung darüber, daß ihre Eltern unbewußt ſo einmüthig in ihrer Beſorgniß um Eudora Leatons Freiſprechung waren, und daß ſie die Vertraute dieſer unerwarteten Einmüthigkeit ſein ſollte.

18.

Am andern Morgen erhob ſich Miß Eudora früh von ihrem ſchlafloſen Lager. Mit Hülfe des rohen Beckens und Waſſerkruges und des groben Handtuchs, welche von Mrs. Barton am Abend vorher auf das rauhe tannene Tiſchchen gelegt worden waren, verrichtete Eudora ihre einfache Toilette.

Eine Stunde ſpäter, während Miß Eudora beſchäftigt war, Troſt und Stärke in den Seiten einer ihr gebrachten Bibel zu ſuchen, öffnete ſich die Zellenthüre und eine verſchleierte Dame wurde von Frau Barton hereingeführt, welche die Thür ſogleich wieder verſchloß und ſich zurückzog.

Erſtaunt erhob ſich Eudora, um dieſe unerwartete Beſucherin zu empfangen.

Die Dame warf ihren Schleier zurück, und zeigte die Züge von Alma Elverton.

„Miß Elverton! Iſt es möglich! Sie hier?“ rief Eudora erſtaunt.

„Ja, Liebe, aber warum ſprechen Sie ſo kalt mit mir? Warum nennen Sie mich nicht Alma, wie früher?“ fragte die Beſucherin, indem ſie der Angeklagten die Hand reichte und ſie auf die Wange küßte.

„Warum? O das iſt ſchon ſo lange her!“ ſeufzte Eudora.

„Erſt zwei Wochen.“

„Nicht länger? Es kommt mir wie ein Jahrhundert vor; aber es iſt auch ſo vieles ſeitdem vorgefallen.“

„Hoffentlich nichts, das uns entfremden kann, Eudora?“

„Sie halten mich alſo für unſchuldig?“

Digitized by Google

„Ja," erwiderte die Besucherin, sich auf das Feldbett setzend.

„Und so kommen Sie mich zu besuchen. O das ist sehr gut von Ihnen."

„Ich komme auch, um Ihnen zu dienen. Ich komme als Abgesandte zweier Freunde, welche vorläufig unbekannt zu bleiben wünschen, die aber ein so persönliches Interesse an Ihrer Freisprechung nehmen, daß sie Ihnen diese Geldsumme senden und Sie bitten, dieselbe als ein Darlehen anzunehmen, das zur Honorirung eines Anwaltes für Ihre Vertheidigung angewandt werden soll," sagte Alma, und legte das Päckchen mit Banknoten in Eudoras Hand.

„Aber das ist sehr seltsam," bemerkte Eudora, das Geld anzunehmen zögernd.

„Und ist nicht Ihre Anwesenheit an diesem Orte sehr seltsam? Und ist nicht Alles, was Ihnen in den letzten zwei Wochen begegnet ist, ebenfalls seltsam?"

„O ja, ja; so seltsam, daß es mir mitunter gar nicht wirklich zu sein scheint; als wenn ich gestorben wäre und im Grabe schliefe, und diesen furchtbaren Traum träumte," erwiderte Eudora schaudernd.

„Dann nehmen Sie einen Zwischenfall des Traumes mit dem andern."

„Aber dieses Geld? Ich werde vielleicht nie im Stande sein, es zurückzuzahlen."

„Die Zurückzahlung wird nie verlangt werden. Diejenigen, welche Ihnen die Summe geschickt haben, beauftragen mich, Ihnen zu sagen, daß sie ein persönliches und streng egoistisches Interesse an Ihrer Freisprechung sowohl als an der Ergreifung des wahren Schuldigen haben."

„Dem Himmel sei Dank, daß es wenigstens Einige giebt, welche mich frei von dieser großen Sünde glauben!"

„Es gibt Viele; da aber der bloße Glaube an ihre Unschuld Ihnen bei Richter und Geschworenen nur wenig nützen würde, so ist es nothwendig, daß sie Ihnen auf jede werkthätige Weise beistehen," sagte Alma.

„Aber wer sind die Freunde, die mir diese Hülfe geschickt haben?" fragte Eudora.

„Ich darf nicht mehr sagen, als ich schon gesagt habe — daß es Personen sind, welche ein tiefes Interesse an der Freisprechung des Unschuldigen und der Anklage des Schuldigen haben."

„Aber was für eine Art von Interesse?"

„Ich kann ihnen nicht mehr sagen, als daß es so egoistischer Natur ist, daß es Sie berechtigt, jeden Beistand, den sie Ihnen leisten können, um Ihrer selbst willen anzunehmen, ohne irgend welche Verpflichtung gegen sie einzugehen."

„Das wird schwer sein — in der That unmöglich, denn ich muß sehr, sehr dankbar gegen diese unbekannten Wohlthäter sein," sagte Miß Eudora Leaton, indem sie die Gabe nicht länger zurückwies, sondern sie mit gemischten Gefühlen von Dankbarkeit und Demüthigung annahm.

Miß Alma Elverton wäre noch länger geblieben, aber man hörte die Fußtritte mehrerer Personen sich nähern, die Thür wurde aufgeschlossen und Herr Montrose, von einem fremden Herrn begleitet, wurde von dem Kerkermeister hereingeführt.

Alma küßte Eudora eiligst, hieß sie guten Muthes sein, ließ ihren Schleier über ihr Gesicht und eilte aus der Zelle, um nach Hause zurückzukehren, und ihre gefährliche Verabredung mit ihrem Vater zu halten.

„Miß Leaton, ich bringe Ihnen Herrn Fenton, welcher hier ist, um über ihre Sache zu berathen," sagte Herr Montrose, den Advocaten vorstellend.

Der Rechtsgelehrte verbeugte sich und die Dame erwiderte die Höflichkeit, gerade, als wenn die Vorstellung im Gesellschaftszimmer stattgefunden hätte.

Eudora nahm ihren Sitz auf dem Rande des Feldbettes und bot dem Fremden den einzigen Stuhl an, welchen er auch nahm. Malcolm setzte sich auf den kleinen Tisch und die Berathung begann.

„Heute ist Mittwoch. Die Assisen werden am Montag eröffnet. Können Sie uns wohl ein Exemplar der Proceßtabelle verschaffen, mein Freund?" sagte Herr Fenton, den Inspector anredend, welcher an der Thür harrte.

„Ich denke wohl, mein Herr," erwiderte der Beamte und eilte zu diesem Zwecke hinweg. In kurzer Zeit kehrte er zurück und brachte das verlangte Document, welches er dem Rechtsgelehrten übergab.

„Königin versus Geffe, Wilddiebstahl;

Digitized by Google

Königin versus Hetton, thätliche Mißhandlung ꝛc. „Königin — hm — hm — hm", las der Advocat, indem er mit den Augen das Verzeichniß durchlief, bis er an eine Zeile kam, bei welcher er ausrief:

„Hier haben wir's, der siebende Fall auf der Tabelle — Königin versus Leaton. Die Fälle, die dem unsrigen vorhergehen, sind unbedeutend und werden bald beseitigt sein. Der unsrige wird, sollte ich meinen, etwa Mittwoch Morgens an die Reihe kommen — heute in acht Tagen; also haben wir Zeit genug, die Vertheidigung vorzubereiten. Haben Sie eine Copie der bei der Todtenschau abgegebenen Zeugenaussagen?" sagte der Advocat, sich an Herrn Montrose wendend.

Malcolm zog zwei Papiere aus der Tasche, reichte sie Herrn Fenton und sagte:

„Hier in dem ersten Papier ist der Bericht der Todtenschau, welche über Lord Leatons Leiche saß, und in dem zweiten der Bericht derjenigen, welche über Lady Leatons und Miß Leatons Leichen saßen."

„Ja," sagte der Anwalt, indem er sie nahm und sich zur sorgfältigen Durchsicht derselben anschickte.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

(Aus der Illustr. Bayer. Volks-Ztg.)

I. Luft und Licht.

Die erste Bedingung, um gesund zu werden, ist, daß ein Kranker gesunde und reine Luft einathme. Aber was für eine Luft muß der Kranke auf dem Lande oft Tage und Nächte lang einathmen, wenn in den Krankenstuben die Fenster im Sommer wie im Winter ängstlich geschlossen gehalten werden, in Zimmern, in welchen im Sommer Schwärme von Fliegen denselben kaum zu einem wohlthätigen Schlafe kommen lassen, in denen im Winter ihn die übermäßige Hitze fast verschmachten läßt. In Krankheiten, wie in Nervenfiebern, Scharlach, Blattern, überhaupt in Krankheiten, welche auf Ansteckung durch die Ausdünstung oder die Abgänge der Kranken beruhen, sollte Tag und Nacht wenigstens durch ein Fenster frische Luft zugeführt werden können. Ebenso sind solche Abgänge der Kranken sogleich aus dem Krankenzimmer zu entfernen, die benützten Gefäße gut zu reinigen und im Nothfalle nach Anordnung des Arztes auch zu desinficiren, das heißt durch Beimischung eines chemischen Stoffes ihrer Ansteckungsfähigkeit zu berauben. Dadurch wird die von euch so sehr gefürchtete Ansteckung des Nervenfiebers (Typhus) die euch oft von der Pflege der nächsten Verwandten abhält, sehr vermindert, vielleicht ganz gehoben werden.

Wie der Kranke, um zu genesen, so bedarf der Gesunde der frischen Luft, um nicht krank zu werden. Daher lüftet im Sommer den ganzen Tag über eure Wohn- und Schlafzimmer, im Winter aber laßt doch wenigstens 1 bis 2 Stunden lang des Tages frische Luft durch die Fenster hineinstreichen, fürchtet euch nicht so ängstlich vor jedem Zuglüftchen.

Wie die Krankenzimmer, so sollen auch und fast noch fleißiger die Wochenbett-Zimmer gelüftet werden. Haltet überhaupt eure Wöchnerinnen nicht allzuwarm und sie werden weniger mit dem auf dem Lande so viel getroffenen Schweiß-Friesel behaftet sein, der meist nur durch zu warmes Verhalten und zu vieles Schwitzen künstlich von euch hervorgerufen wird. Dagegen lasset eure Frauen nach dem Wochenbette nicht zu früh aufstehen und zu früh schwere Arbeiten verrichten; denn durch zu frühes Aufstehen im Wochenbette entstehen Gebrechen, die ihnen ihr ganzes Leben hindurch die größten Beschwerden verursachen und durch welche sie in ihren Berufsgeschäften später vielfach gehindert sind, so daß sich die Ersparniß von einigen Arbeitstagen in der Folge durch wochenlanges Unwohlsein oder durch gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit rächt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 28. Mittwoch, 12. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Im Verlauf seines Lesens merkte er sich drei oder vier Puncte an, und am Schlusse wandte er sich zu seiner schönen Clientin und sagte:

„Sie wissen doch, Miß Leaton, daß Sie ganz offen gegen mich sein müssen, und daß Sie es mit vollkommener Sicherheit sein können. Mit einem Wort, es ist durchaus unumgänglich, daß eine Clientin so offen gegen ihren Anwalt ist, wie eine Patientin gegen ihren Arzt."

„Ja, ich weiß das; aber ich habe ihnen wirklich nichts zu sagen, als daß ich an den furchtbaren Verbrechen, die man mir beimißt, gänzlich unschuldig bin."

„Ich habe hier einige Bemerkungen über Punkte der Beweisführung gemacht, die zu unserer Vertheidigung benutzt werden können und über welche ich Sie zu befragen wünsche. Erstens also, in dem vor der ersten Todtenschau von Lady Leaton abgegebenen Zeugniß, sagte ihre Gnaden aus, daß sie in der Nacht von ihres Gatten plötzlichem Tode, während der Schlaftrunk auf dem Tischchen neben ihrem Bette stand, und sie sich in ihrem anstoßenden Ankleidezimmer befand und die Verbindungsthür zwischen den Zimmern offen gelassen hatte, das Rauschen eines seidenen Frauenkleides gehört und den Schatten einer weiblichen Gestalt längs der Wand des Zimmers ihres Gatten habe hingleiten sehen. Zweitens beweist das Zeugniß der verstorbenen Lady Leaton, daß Sie nicht selbst dieser unbekannte Eindringling gewesen sein können, da Sie gerade um dieselbe Stunde beschäftigt waren, ihr in ihrem eigenen Zimmer vorzulesen. Folglich muß der mitternächtliche Eindringling, der sich heimlich in Lord Leaton's Zimmer schlich und das verderbliche Kraut in den Schlaftrunk warf, irgend ein anderes Frauenzimmer gewesen sein. Ein Verdacht scheint auf sonst Niemand gefallen zu sein; aber haben Sie, in Ihren geheimen Gedanken, nicht irgend eine Idee, wer diese mitternächtliche Giftmischerin wirklich war?"

„Nicht die entfernteste auf der Welt," erwiderte Eudora.

„Hm — nehmen Sie sich Zeit — besinnen Sie sich."

„Ich habe mich besonnen, mein Herr, aber ohne Erfolg."

„Dann weder," sagte der Advocat, zu seinen Noten zurückkehrend; „in Ihrem eigenen vor der zweiten Todtenschau abgegebenen Zeugniß sagen Sie aus, daß Sie in der Nacht des plötzlichen Todes Ihrer Cousine, während Sie an ihrem Krankenbette wachten, sich einen Augenblick in leichten Schlummer verloren, aber beinahe unmittelbar darauf durch den Eindruck irgend einer fremdartigen Erscheinung im Zimmer erweckt wurden, und daß Sie in dem augenblicklichen Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen eine dunkel gekleidete weibliche Gestalt durch das Zimmer gleiten und in dem anstoßenden Gemache verschwinden sahen oder zu sehen träumten; daß Sie aber, als Sie sich ermuntert und jenes Zimmer und das angrenzende durchsuchten, keine Spur eines Eindringlings fanden. Ich möchte Sie nun fragen, ob Sie glauben, daß Sie um jene Stunde wirklich Jemanden im Krankenzimmer sahen oder nicht?"

„Ich war durch den plötzlichen Tod meiner Cousine so erschüttert, erschreckt und bekümmert, daß ich damals nicht bestimmt sagen konnte, ob ich jene Gestalt im Zimmer wirklich gesehen oder nur davon geträumt hatte; weil der Auftritt in dem Augenblick meines Erwachens

Digitized by Google

vorfiel, und weil meine Sinne durch den Schlummer verwirrt waren. Aber so oft ich seit jener Nacht über den seltsamen Zwischenfall während meiner Nachtwache nachgedacht habe, bin ich immer fester überzeugt worden, daß das, was ich sah, eine Wirklichkeit war.

„Mit einem Wort, daß in jener Nacht ein Frauenzimmer in Miß Leaton's Zimmer war?"

„Ja, ich glaube ernstlich, daß es so ist."

„Und daß dieses Frauenzimmer das Gift in den für Miß Leaton bereiteten Labetrunk warf?"

„Das fürchte ich in der That; denn als ich die Gestalt sah, schlich sie sich von dem Kaminsims weg, auf welchem der Krug mit Tamarindenwasser stand, auf die Thür zu, welche in mein eigenes Zimmer führte."

„Und konnte nicht dieses Frauenzimmer das Gift in Ihre Commode gelegt haben? Und können wir nicht auf diese Weise die Gegenwart desselben erklären?"

Eudora fuhr heftig auf und wurde todtenbleich. Die Idee einer solchen Tiefe der Bosheit hatte sich ihrem Geiste noch nie dargestellt, und jetzt schien sie die Seele selbst aus ihrem Körper zu stoßen.

„Meine Theorie dieses Falles ist, daß die heimliche Giftmischerin Maßregeln ergriff, um ihr eigenes Verbrechen erfolgreich zu verbergen und es auf Sie zu werfen. Und das ist auch unser Vertheidigungsplan."

„O Gott im Himmel! kann ein menschliches Wesen — kann ein Dämon so gräßlich boshaft sein!" keuchte Eudora mit erstickender Stimme hervor.

„Ja; ein Weib kann es sein. Aber besinnen Sie sich und sagen Sie mir, haben Sie keinen möglichen Verdacht, wer dieses Frauenzimmer gewesen sein kann?"

„Nein; ich habe nicht die entfernteste Idee."

„Gut; erstens muß es dasselbe Weib gewesen sein, dessen Schatten von Lady Leaton auf der Wand von Lord Leaton's Zimmer in der Nacht seines plötzlichen Todes gesehen wurde."

„Sie denken also, daß Lady Leaton's Eindruck, eine solche Gestalt gesehen zu haben, richtig war?"

„Das denke ich. Nun denken Sie noch einmal nach und sagen Sie mir, ob Sie keine Spur haben, die zu der Identität dieses Frauenzimmers führen kann?"

„Kann man nichts thun um auszumitteln, wer dieses Weib ist, wenn sie wirklich schuldig ist, und die Schuld auf sie zu werfen?" fragte Malcolm.

„Ja, vieles. Aber das erste und wichtigste, was geschehen muß, ist uns über unsern Verdacht vollkommen still zu verhalten, damit sie nicht aufmerksam gemacht wird. Das Nächste ist, die Dienste von zwei oder drei erfahrenen Entdeckungsbeamten in Anspruch zu nehmen, aber das wird kostspielig sein."

Malcolm's Antlitz umwölkte sich bei der Erinnerung an seine beschränkten Hilfsmittel.

Aber Eudora legte ihr Banknotenpäckchen in die Hände des Anwalts und sagte:

„Bitte, nehmen Sie aus diesem Packet so viel, als zu diesem Zwecke erforderlich sein mag, und übergeben Sie das Uebrige Herrn Montrose."

Der Anwalt zog zwei 50 Pfundnoten heraus und händigte den Ueberschuß dem erstaunten Malcolm ein.

Da dieses nicht die passende Zeit war, um die Geschichte dieses geheimnißvollen Darlehens zu erzählen, so blickte Eudora Malcolm blos an und lächelte, denn jetzt konnte sie lächeln, da die Gegenwart des Rechtsgelehrten, welcher zu ihrer Vertheidigung gekommen war, ihren Muth erfrischt und ihre Hoffnung gehoben hatte, wie das Gesicht des Arztes, welcher erscheint um zu helfen, den erliegenden und sterbenden Kranken ermuntert und wieder belebt.

Die Berathung wurde noch eine kleine Weile fortgesetzt, und dann nahm der Anwalt seine Papiere zusammen und entfernte sich, um seine Vertheidigung vorzubereiten.

Beim Abschiednehmen fand Malcolm Gelegenheit, einen Augenblick zurückzubleiben, um durch einen Blick die Frage anzudeuten, die er nicht stellen wollte.

„Ja, das Geld wurde mir durch Miß Alma Elverton gebracht, welche Du hier bemerkt haben mußt, als Du hereinkamst, obgleich sie sogleich ihren Schleier niederließ und sich zurückzog," sagte Eudora, so direct auf diese stumme Frage antwortend, als ob sie in Worten gestellt worden wäre.

„Ich bemerkte eine Dame hinausgehen, erkannte sie aber nicht als Miß Elverton. Also war es Alma, welche uns das Geld geliehen hat?"

Digitized by Google

„Nein; sie handelt als Bevollmächtigte von Personen, deren Namen zu erwähnen man ihr untersagt hatte, die aber versicherten, ein persönliches und sogar egoistisches Interesse an der Freisprechung des Unschuldigen und der Anklage der Schuldigen zu haben. Hatte ich Recht, dieses Darlehen anzunehmen?“

„Vollkommen. Es war eine Schickung Gottes! Aber wir müssen wo möglich ermitteln, wer Deine Wohlthäter sind. Die Kenntniß kann von dem größten Nutzen bei Deiner Vertheidigung sein. Und dies ist ein zweiter Dienst, den uns unsere Entdeckungsbeamten leisten müssen,“ sagte Malcolm. Dann, da er wußte, daß er nicht länger verweilen durfte, drückte er seiner Verlobten die Hand und sagte:

„Für jetzt lebe wohl, liebe Eudora. Ich werde wiederkommen und Dich so oft besuchen, als es mir erlaubt wird. Inzwischen möge Gott mit Dir sein.“

Mit diesen Worten ließ er ihre Hand los und verließ die Zelle, um dem Anwalt zu folgen.

19.

Es war schon spät am Nachmittage, als Alma Elverton, vom Gefängniß zurückkehrend, Edenlawn erreichte.

Da sie nicht wagte, sich unaufgefordert vor ihrer Mutter zu zeigen, ging sie direct auf ihr Zimmer, warf Hut und Mantel ab und schellte nach ihrer Dienerin.

Die alte Madelon erschien in ihrer hohen französischen Bonnenmütze.

„Willst Du zu meiner Mama gehen, Madelon, ihr sagen, daß ich von meiner Ausfahrt zurück bin, und sie fragen, ob ich zu ihr kommen soll?“ sagte Alma.

„Ich will gehen, Miß Elverton, aber Mylady ist — ist — was soll ich sagen?“ sagte die Bonne zögernd.

„Beunruhigter, kummervoller?“ meinte Miß Alma.

„Nein, finsterer. Mylady ist heute finsterer als je. Ich gehe nicht gerne zu ihr, aber ich will gehen.“

„Thue das, Madelon; sie wird sich freuen zu hören, daß ich zurückgekommen bin,“ sagte Alma.

„Ich weiß nicht. Miß Alma,“ sagte die alte Madelon mit einem Kopfschütteln, indem sie das Zimmer verließ.

Voll Besorgniß warf sich Miß Elverton in einen Armstuhl, um die Rückkunft der Bonne zu erwarten.

Beinahe eine Stunde verging, bis Madelon eintrat und sagte:

„Sie müssen entschuldigen, daß ich so lange ausgeblieben, Miß Alma, aber es war nicht meine Schuld, Mylady hat mich aufgehalten.“

„Und läßt sie mich endlich rufen?“

„Nein, nein, Miß Alma; sie sagen, Sie müssen speisen, und dann zu ihr kommen, und nicht eher.“

Alma machte eine Bewegung der Ungeduld. Es war schon spät, die Zeit flog schnell dahin. Die Stunde, zu welcher sie versprochen hatte, ihren unglücklichen Vater zu treffen, nahte schnell heran, und mit welcher Gefahr sie auch verbunden sein mochte, sie war entschlossen, ihre Verabredung zu halten.

„Ich habe keinen Hunger; ich will gar nicht speisen. Warum kann ich nicht gleich zu meiner Mutter gehen?“

„Mylady's Befehle — Miß Alma muß ruhen und muß essen, und dann kommen.“

„Aber ich bin weder müde noch hungrig. Kann ich nicht jetzt zur Mama gehen?“

„Nein, Mylady ist beschäftigt. Mylady schreibt Briefe. Sie will Miß Alma später sehen. Sie wird schicken, wenn sie ihr Kind verlangt.“

„Dann geh' nur, Madelon, ich kann wenigstens den Versuch des Mittagessens machen,“ sagte Miß Alma Elverton, ängstlich auf ihre Uhr blickend.

Es war fünf Uhr, und sie hatte versprochen, ihren Vater um sechs zu treffen. Es war also noch eine Stunde übrig. Es war vielleicht noch Zeit, ihre Verabredung zu halten. Sie hoffte ihr Mahl schnell abzufertigen, ihre Unterredung mit ihrer Mutter zu beschleunigen und dann nach dem Walde zu eilen.

Sie folgte der alten Madelon hinunter das Speisezimmer, wo ein einladendes kleines Mahl für sie bereitet war. Sie aß ein Stückchen Huhn und Gelee, und pflückte eine an einer Weintraube, als Madelon durch die Glocke abgerufen wurde, und sich beeilte, dem Rufe zu folgen, aber bald mit der Botschaft zurückkehrte, daß Alma sich nach dem Zimmer ihrer Mutter begeben möchte.

Miß Alma Elverton eilte sogleich hin. Sie

Digitized by Google

fand die schöne, majestätische, blasse Dame in dem schwellenden Stuhle neben dem prächtigen Tische inmitten der Düsterkeit und des Glanzes des hochrothen und goldenen Zimmers sitzen. Die stille Frau war ein Bild, von welchem das Boudoir nur den Hintergrund und den Rahmen bildete.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

(Aus der Illustr. Bayer. Volks-Ztg.)

II. Wohnung, Schlaf- und Wohnzimmer.

Zur Erhaltung der Gesundheit gehört außer frischer und reiner Luft, die der Landmann im Freien fast zu jeder Jahreszeit in Hülle und Fülle zu athmen bekommt, der Handwerker und Arbeiter aber weniger genießt, auch eine gesunde Wohnung, ein gesundes, trockenes und sonnig gelegenes Wohn- und Schlafzimmer. Auf dem Lande liegt das Schlafzimmer vielfältig zu ebener Erde, gegen das eben nichts einzuwenden wäre, wenn es nicht tiefer als die äußere Umgebung liegt und dadurch feucht und ungesund wird. Aber die meisten Schlafgemache der Landleute, besonders der Eheleute, sind hier zu Land, neben dem Stalle, bei Bauern neben dem Pferdestalle, bei Kleinbegüterten, sogenannten Söldnern, neben dem Rindviehstalle, von dem aus noch oft zu allem Ueberflusse ein Fenster in das Schlafzimmer geht. In solchen Schlafstuben ist die gegen den Stall gelegene Wand meist aber auch die andere Mauer von oben bis unten feucht, im Winter stehen beständig erbsengroße Tropfen daran und durchfeuchten herabrinnend den Boden auf mehrere Fuß in der Umgebung. In solch feuchten und dumpfen Kammern, die Jahr aus Jahr ein kaum 2 bis 3 mal gut gelüftet werden, bringt der Landmann drei Viertheile seines Lebens hin, athmet die feuchte modrige Luft, die durch die einströmende Stallluft gewiß nicht verbessert wird, und wundert sich zuletzt noch, warum er auf einmal krank wird.

Aber um kein Haar besser macht es der Bürger und Städter. In den schönen luftigen Zimmern stellt er seine bessern Möbel auf, hält auch von Zeit zu Zeit ein kleines Fest darin, kommt aber des Jahres keine zehnmal in dieselben. Er selbst dagegen bewohnt ein unscheinbares, düsteres, am Ende gar feuchtes, zu ebener Erde gelegenes Gemach und bringt da sein Leben hin, während die schönen Möbel die frische Luft genießen, oder das Gastzimmer, in dem vielleicht alle zwei Jahre ein Gast ein paar sonnige Tage verlebt, den schönsten und gesündesten Theil der Wohnung wegnimmt. Auch der Landmann hat in der Regel ein besseres Zimmer, in dem er seine Kästen mit dem Reichthum des Landes, der Leinwand, die neuen Betten und den Flachs aufspeichert. Diese nehmen bei ihm das beste Gemach des Hauses ein und für ihn und seine Kinder bleibt oft nur eine finstere Stube zum Wohnen oder eine feuchte Schlafkammer übrig.

Das heißt nicht für seine Gesundheit sorgen, das heißt der Mode seine Gesundheit, sein Leben opfern. In Zimmern, in denen eure Möbel und eure Leinwand verderben und modern würden, da modert auch eure Gesundheit, da athmet ihr den Keim der Krankheit Tag und Nacht ein, da entstehen Krankheiten, die ihr sonst nie bekommen würdet, wie die Hautwassersucht in Folge von Nierenleiden (Brightische Krankheit), wie ich euch an mehreren Beispielen nachweisen könnte. Aber auch andere Krankheiten entstehen aus dem Aufenthalte in solch ungesunden Räumlichkeiten, die zwar nicht immer das Leben kosten, doch auch recht lästig sind, wie Rheumatismen, eure sogenannten Flüsse und die Gicht, Zahnschmerzen und Kopfleiden aller Art.

Darum suchet trockene und luftige Wohn- und Schlafzimmer auf und ihr werdet auch verhältnißmäßig gesünder bleiben.

Ein junger Mensch rühmte sich in einer Gesellschaft, daß er gar nicht übel singe.

Sie haben recht, erwiederte ihm Jemand: Sie singen nicht übel, aber es wird einem dabei übel.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 29. Freitag, 14. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als die Tochter eintrat, erhob die Dame ihren matten Blick von dem Buche, in welchem sie las, und winkte Alma schweigend, den Stuhl auf der andern Seite des Tisches zu nehmen.

Das junge Mädchen gehorchte und wartete, daß ihre Mutter sprechen sollte. Aber die großen Augen der Dame waren wieder auf ihr Buch gefallen, und in einigen Augenblicken schien sie die Gegenwart ihrer Tochter vergessen zu haben.

Alma warf einen heimlichen Blick auf ihre Uhr. Es war halb sechs. Ihr Herz klopfte vor Angst. Sie wagte es, das Schweigen zu brechen, indem sie sagte:

„Ich habe ihren Auftrag getreulich erfüllt, liebe Mama."

„Ich will gleich mit Dir darüber sprechen, Alma", sagte die Dame, wandte ein Blatt ihres Buches um, und verfiel wieder in Stillschweigen.

Alma versank in Nachdenken. Sie hatte geheime Besorgnisse genug, die ihren Geist beschäftigten. Sie wünschte sehnlichst, ihre Verabredung mit ihrem Vater zu halten.

Die kleine Muscheluhr auf dem Kaminsims schlug sechs.

Alma erschrack und blickte auf. Die Stunde war gekommen.

„Mama, ich will gern einen Abendspaziergang machen. Wenn Sie es erlauben, will ich gehen und zurückkommen, wenn Sie Muße haben, sich mit mir zu beschäftigen," sagte das junge Mädchen verzweifelt.

„Bist Du so ungeduldig, Alma? „Nun, so will ich jetzt hören," sagte die Dame, indem sie ihr Buch schloß und es niederlegte.

„Nein, Mama, ich bin nicht ungeduldig; aber ich möchte wirklich lieber erst meinen gewöhnlichen Spaziergang machen und dann wieder zu Ihnen kommen," erwiederte Alma, während eine tiefe Röthe ihre Wangen überzog.

„Du hast eine lange Fahrt gemacht — genug frische Luft und Bewegung für einen Tag. Du kannst Deinen Spaziergang aufgeben; ja, Du mußt es."

Almas Farbe wechselte rasch.

Die Dame fuhr fort:

„Ich habe mein Buch zu Ende gelesen und bin ganz bereit; Dich zu hören; so nun sage mir, wie fandest Du Deine Freundin?"

Hierdurch nahm Almas Gedankengang eine andere Richtung an und sie antwortete:

„Furchtbar verändert, Mama — so dünn, so blaß, so von Kummer verzehrt, Sie würden sie nie wieder erkannt haben."

„Sie nahm das Darlehn ohne Widerstreben an?" fragte die Dame.

„Nein, sie hatte große Bedenklichkeiten; aber ich wandte die Gründe an, welche Sie mir angegeben hatten, und ich versicherte ihr, daß die, welche das Geld schickten, ein persönliches Interesse an ihrer Freisprechung hätten, weßhalb es nur billig wäre, daß sie ihren Theil an den Kosten ihrer Vertheidigung trügen."

„Du hattest Recht; aber wie nahm sie diese Erklärung auf?"

„Mit dem vertrauensvollen Glauben eines dankbaren Kindes — nur begierig, die Namen ihrer Wohlthäter zu erfahren, damit sie sie in ihren Gebeten erwähnen könnte."

„Warum sagst Du ihrer Wohlthäter, da doch nur ich es war?" fragte die Dame.

„Liebe Mama, wenn wir von Jemandem in der dritten Person sprechen, ohne auch nur das Geschlecht angeben zu wollen, so ge-

Digitized by Google

brauchen wir die Mehrzahl, weil wir keine gemeinschaftliche Person der Einzahl für beide Geschlechter haben. Und weil ich das Fürwort sie gebrauchte, glaubte sie, es wäre mehr als einer, und sprach von ihren Wohlthätern," antwortete Alma, über den nothwendigen Rückhalt tief erröthend.

„Gut, aber Du hast ihr den Namen doch nicht gesagt?"

„Nein Mama."

„Sprach sie von ihrem bevorstehenden Proceß? Ist sie beängstigt? Hat sie Hoffnungen? Sprich; sage mir mehr von ihr."

In Erwiderung auf diese Aufforderung, stattete Alma ausführlichen Bericht über ihren Besuch bei Eudora ab. Und während Alma die Seelenangst beschrieb, deren Beute das arme gefangene Mädchen war, konnte die Dame, die lange verlernt hatte, Thränen des Mitgefühls zu vergießen, nur den Kopf auf die Hände sinken lassen und stöhnen wie Jemand, der unter einer schweren Last von Gewissensbissen leidet.

Als Alma, ihre eigene Verlegenheit in Eudoras tiefem Leid vergessend, noch mit der Beschreibung der Zusammenkunft im Gefängnisse beschäftigt war, schlug die Uhr sieben.

„Sie erschrack, schlug die Hände zusammen und blickte bittend zu ihrer Mutter auf.

„Nun, es ist jetzt zu spät, um Deine Verabredung zu halten, Alma. Selbst wenn Hauptmann Montroje eine ganze Stunde über seine Zeit gewartet hätte, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er noch eine halbe Stunde warten wird, und so lange würde es dauern, bis Du den Ort der Zusammenkunft erreichtest," sagte die Dame.

„Mama!" rief das erschrockene Mädchen, bekümmert über diese Entdeckung ihrer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten, und ängstlich, daß diese Entdeckung sich auch auf ihre Begegnung mit ihrem Vater erstreckt hätte. Ueber den letzteren Punkt wurde sie indeß durch die nächsten Worte der Mrs. Elverton beruhigt.

„Ja, armes Kind, ich weiß Alles; Du bist gestern in den Wald gegangen, um Montroje zu treffen."

„Aber, Mama —"

„Nein, nein, armes Mädchen, ich tadle Dich nicht wegen der Vergangenheit, aber ich erlaube Dir, mich zu tadeln wegen der Vergangenheit und Zukunft, wenn Du Deinen Geliebten je wieder triffst."

„O Mama!" schluchzte Alma, indem sie näher trat und ihrer Mutter zu Füßen sank.

Aber Mrs. Elverton, mit einem Schauer des Widerwillens, rollte ihren Stuhl zurück und sagte:

„Alma, nimm Deinen Sitz wieder ein. Halte Dich so fern von mir als Du kannst, halte Dich so, daß Du in Hörweite bleibst, während ich mit Dir spreche."

Zitternd erhob sich Miß Alma Elverton und ging nach ihrem Stuhl zurück, wo sie mit bleichen Wangen und zusammengeschlagenen Händen saß, und die Augen sehnsüchtig auf das ernste, weiße Gesicht dieser seltsamen Mutter geheftet hielt.

„Alma," sagte die Dame kalt, „ich will keine Geheimnisse vorgeben. Ich erfuhr diesen Morgen von dem alten Gärtner Denny —, welcher um eine Unterredung mit mir bat, um eine Mittheilung zu machen, die er für seine Pflicht hielt — daß Du verschiedene Abende in dem Gehölze hinter dem Hause mit Hauptmann Montroje zusammenkamst. Hatte der alte Mann Recht, Alma?"

„Mama!" sagte Alma, ihr glühendes Erröthen mit beiden Händen zu verbergen suchend. „Ja, er sagte Dir die Wahrheit; aber o Mama, hören Sie meine Vertheidigung —"

„Jetzt nicht — nicht bis ich zu Ende gesprochen habe. Ich entließ den alten Manne mit Dank für seine Treue, und mit der Einschärfung des Schweigens, welche er gewiß um Deinetwillen befolgen wird; denn sei versichert, Alma, daß solche Zusammenkünfte den guten Ruf eines jungen Mädchens ernstlich bloßstellen," sagte die Dame.

„Mama! O lassen Sie mich erklären —" unterbrach sie Alma wieder, welche den in ihrer Mutter Worten liegenden Vorwurf nicht einen Augenblick ertragen zu können schien.

„Gleich — gleich; aber erst will ich Dir sagen, daß die Tage der Romantik und der Poesie, der Troubadours und Ritter und fahrenden Fräulein schon seit Jahrhunderten vorüber sind. Du kannst keine Romantik in Dein wirkliches Leben bringen, es sei denn auf Kosten Deines guten Rufes. Und ich möchte nicht, daß eine einzige verschwindende Wolke vor dem vorüberzöge, was so hell wie

Digitized by Google

ein klarer Sommertag sein sollte — denn es ist das einzige Helle in Deinem Leben, Alma!"

„Und mein guter Ruf soll hell bleiben, Mama! O vertrauen Sie mir und glauben Sie es!" sagte Alma.

„Nicht, wenn diese Zusammenkünfte sich wiederholen," erwiderte die Dame.

„Mama, ein Engel hätte bei unseren Zusammenkünften anwesend sein können, ohne Aergerniß auf seine himmlische Natur," betheuerte Alma glühend.

„Und doch würde selbst eines Engels Zeugniß nicht angenommen werden."

„O Mama!"

„Nein, ich zweifle nicht an Deinem Worte, Mädchen, auch tadle ich Dich nicht sehr; aber strenge rüge ich das Benehmen des Hauptmanns Montrose, welcher, als Mann von Welt, wohl wußte, wie ernstlich er Dich bloßstellte," sagte Mrs. Elverton.

„Mama! Mama! er ist nicht zu tadeln!" rief Alma.

„Nicht, daß er ein unerfahrenes junges Mädchen von hohem Range überredete, ihm Zusammenkünfte im Walde zu geben? Was willst Du sagen?"

„Mama, hören sie mich an! Hauptmann Montrose wünscht nichts Besseres, als Ihre Genehmigung, sich öffentlich um ihre Tochter zu bewerben. Er schrieb ihnen und schrieb meinem Großvater, und ersuchte dringend um diese Genehmigung; und seine Eröffnungen wurden von beiden zurückgewiesen!"

„Und mit Recht!"

„Und warum, Mama? Er ist doch gewiß ein Mann von alter Familie, von fleckenlosem Charakter und von guter Stellung! Warum wurden seine Anträge so kurz zurückgewiesen? Wenigstens sind Sie es mir schuldig, einen Grund anzugeben, Mama!" sagte Alma.

„Es sollte ein genügender Grund für Dich sein, Alma, daß weder Lord Elverton noch ich selbst es für gut fand, seine Bewerbung zu begünstigen."

„Aber er ist es nicht! Mein klopfendes Herz kann so nicht befriedigt werden!" sagte Alma.

„Dann habe ich Ihnen keinen andern Grund zu geben, Miß Elverton!" sagte Mrs. Elverton eiskalt.

„O Mutter, sprechen Sie nicht so kalt mit mir; wenn Sie wüßten, wie traurig mein Leben ist, würden Sie es nicht thun! Aber lassen Sie mich ein wenig von Norham mit Ihnen sprechen," bat Alma.

„In meiner Jugend und in meinem Vaterlande sprachen die jungen Damen nie von ihren Liebhabern, sondern erröthelen, wenn Andere sie nannten. Indeß weiß ich nicht, ob nicht einige Jahre Zeit und einige Meilen Entfernung die Sitten verändern können," sagte die Dame.

„Ich weiß nicht, Mama; aber wenn irgendwo junge Mädchen erröthen, wenn sie ihre Liebhaber nennen hören, so muß es sein, weil sie glücklich in ihrer Liebe sind; denn wenn es anders wäre, so dünkt mich, daß ihre Wangen erbleichen, nicht erröthen müßten".

„Und die Deinigen sollten zu Marmor erbleichen, Mädchen, bei dem Gedanken an Liebe oder Ehe!" sagte die Dame mit leiser, finsterer und trauriger Stimme.

Mrs. Elverton's Worte entgingen den Ohren Miß Almas, welche, nach vorn gebeugt, ihre Hände zusammenschlagend und ihre Stirn dringend auf das blasse Gesicht ihrer Mutter richtend, sagte:

„Mama, Mama, wollen Sie mich dieses einzige Mal ganz von Herzen mit Ihnen sprechen lassen?"

Die Dame antwortete nicht und die Tochter fuhr fort:

„O, lassen Sie mich offen mit Ihnen reden, meine Mutter! Mit wem kann ich sprechen, wenn nicht mit Ihnen? O, hören Sie mich! denn wer wird mich hören, wenn nicht Sie? wen habe ich auf der Welt als Sie? Und Mutter, wen haben Sie auf der Welt als mich? Zwischen welchen zwei Geschöpfen auf dem Weltall sollte Vertrauen herrschen, wenn nicht zwischen uns? — so getrennt wie wir von der ganzen Erde scheinen, so vereinzelt, so allein! Mutter, darf ich wenigstens einmal von Herzen mit Ihnen sprechen?"

„Sprich weiter, Alma, ich höre Dich!"

„Mama, ich wünsche, diese wenigen, sehr wenigen und größtentheils zufälligen Zusammenkünfte mit Norham im Walde zu erklären. Und um das zu thun, muß ich mit dem Anfang beginnen und von der gänzlichen — gänzlichen Abgeschiedenheit meines Lebens sprechen — der einem lebenden Tod gleichen-

Digitized by Google

den Abgeschiedenheit, welche, wie ich glaube, von dem Augenblicke meiner Geburt bis zur gegenwärtigen Stunde mein Loos geworden ist."

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

(Aus der Illustr. Bayer. Volks-Ztg.)

III. Nahrung, Speisen und Getränke.

Eine fernere Hauptbedingung zur Bewahrung der Gesundheit ist eine naturgemäße Zufuhr von Speisen und Getränken. Auch der Aermste bei uns wird so viel Nahrung finden, um seinen Hunger stillen zu können, und keiner erkrankt wohl, weil er zu wenig Nahrung zu sich nimmt, dagegen aber mancher, der zu viel auf einmal genießt.

Nicht gar selten findet man unter dem Mittelstande auf dem Lande und in der Stadt Hausväter und Mütter, die aus übertriebener Sparsamkeit in den ersten Jahren ihrer Ehe sich so schlecht nähren, daß sie es in späteren Jahren mit dem Verlust ihrer Gesundheit bezahlen müssen. Wenn sie einmal etwas erspart haben, wenn sie etwas Besseres zu genießen sich erlauben dürften, dann kann ihr Magen nichts mehr vertragen, sie leiden an langwierigem (chronischem) Magenkatarrh, an Wasserbrechen, bekommen mit der Zeit die sogenannte Magenverhärtung und sterben meist in den fünfziger Jahren. Wie oft habe ich schon gehört:

„Der und der, die und die haben ihr Lebtag nichts als saure Milch, nichts als Rührmilch (Buttermilch) und Sauerkraut gegessen, und jetzt, weil sie etwas haben, können sie nichts mehr genießen."

Genießet daher euren Verhältnissen gemäß eine gesunde Nahrung, besonders öfters etwas Warmes, gut gekochte Brodsuppen, Milchsuppen, leichten Kaffee, von Zeit zu Zeit auch eine Fleischsuppe, nicht immer kalte Sachen und besonders saure, die zuletzt den Magen verderben, Säure erzeugen und mit der Zeit die oben geschilderten Folgen für euch haben. Eier und Milch hat fast Jeder von euch, verkaufet sie nicht alle, sie sind die natürlichsten und auch die kräftigsten Nahrungsmittel außer dem Fleisch, das nicht allen zugänglich ist; brauchet deßhalb auch einen Theil davon für euch.

Solche, welche besser essen können und es auch thun, fehlen wieder vielfach darin, daß sie oft ganz entgegengesetzte Dinge, die der Magen nicht verträgt, zusammen essen, wie nach Milchspeisen und Milch grünen Salat oder Sauerkraut, Gurken und neues weißes Bier. Derartige Dinge passen nicht zusammen, es tritt eine Gährung im Magen ein, es bildet sich Säure, dadurch entstehen Sodbrennen, Magenkrampf, Wasserbrechen und später folgen schwere Magenleiden daraus. Die gleichen Leiden wie die eben geschilderten entstehen durch das Hinunterwürgen heißer Speisen, in Schwaben sind es die sogenannten Rohrnudeln, im Allgäu die Kücheln, in Oberbayern die Schmalznudeln, die vom Feuer weg glühend heiß verzehrt werden und sicher Mitursache der häufig vorkommenden Magenentzündung und von Magenkrebs sind.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Zwei lustige Herren gingen im September auf dem Felde spazieren und fanden am Wege einen Bauern sitzen, welcher ganz weiße Haare hatte. Sie fragten ihn spottend: ob auf dem Berge schon Schnee läge? „Freilich muß es dort schon Schnee geben," sagte der Bauer, „weil sich das Rindvieh bereits auf die Ebene heruntergezogen hat."

Zwischen dem alten Fritz und einer vornehmen Dame fand bei einer Audienz folgendes Gespräch statt: Fr. v. Sp. „Mein Gemahl behandelt mich sehr unhöflich." König: „Das geht mich nichts an." Fr. v. Sp. „Aber er lästert auch Eure Majestät." König: „Das geht Sie nichts an. Adieu!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 30. Sonntag, 16. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Man sollte doch vermuthen, daß ein Zustand, welcher mit Deiner Geburt angefangen, Alma, und bis zur gegenwärtigen Zeit gedauert hat — da Du keinen anderen gekannt haben kannst — zur zweiten Natur geworden sein muß."

„Das könnte man vielleicht denken; und das könnte vielleicht wieder eine solche zweite Natur, welche durch solche unnatürliche Umstände gebildet wurde, der ersten, ursprünglichen, von Gott geschaffenen Natur nicht so aufgezwungen werden. Sie mögen eine Puppe nehmen und sie unter einem umgekehrten Glase verschließen, und so lange sie eine Puppe bleibt, wird sie in ihrer Weise glücklich sein; wenn sie sich aber zu einem Schmetterling entfaltet und ihre Flügel ausbreitet, muß sie dann nicht vergehen und ersticken und sterben aus Mangel an Raum und Bewegung und Luft?"

„Was meinst Du damit, Alma?"

„Mama, als ich ein Kind war, war ich glücklich, wenn ich meine Puppen ankleidete und mit meinem Spielzeug spielte; als ich ein Schulmädchen war, war ich zufrieden, wenn ich meinen Studien oblag und mit meiner Erzieherin sprach; aber alle diese Dinge sind mit der Kindheit und dem Mädchenalter dahingeschwunden. Ich bin jetzt eine Jungfrau, mit all der Sehnsucht einer solchen nach menschlicher Gesellschaft, Sympathie und Liebe. O, wenn ich offen spreche, so kann ich es nicht hinwenden. Ich fühle zu jeder Stunde des Tages und in jeder Minute der Stunde, daß hier und hier etwas furchtbar unrecht ist!" sagte Alma, ihre Hand auf ihren Kopf und ihr Herz legend. „Und glauben sie mir, Mama, ich fühle, wenn dieser schreckliche Hunger des Herzens und Geistes nicht befriedigt wird, so muß Stumpfsinn oder Tod der Ausgang sein. Mama, ich war glücklicher während der Stunde, die ich mit der armen Miß Eudora in ihrer Gefängnißzelle zubrachte, als ich es in all den Jahren gewesen bin, die ich in diesem glänzenden lebendigen Grabe verbracht habe. Und warum, Mama, warum? Nur weil ich in jener elenden Gefängnißzelle im Verkehr mit einem anderen menschlichen Wesen war!"

„Komm zur Sache, Alma — was willst Du, daß ich thun soll?"

„Mama, Mama, haben Sie noch eine kleine Weile Geduld mit mir. Ich wollte sagen, daß es diese gänzliche, äußerste Abgeschiedenheit des Lebens und Herzens war, welche mich dem Entgegenkommen beinahe jedes Menschen, sei es Mann, Frau oder Kind, der meinen Pfad kreuzen mochte, so zugänglich machte — denn der Verschmachtende wird lieber Hülsen essen als umkommen; aber die Vorsehung sandte auf meinen einsamen Pfad einen edelgesinnten Mann, der mir an Geburt, Bildung und Stellung gleichsteht. Er lernte mich achten und gewann meine Achtung. Er bat um die Genehmigung meiner Eltern für seine Bewerbungen und seine Anträge wurden von ihnen zurückgewiesen. Er liebte mich, und so besuchte er häufig die Nachbarschaft meines Hauses, um nur in meiner Nähe zu sein. Von Kindheit an war ich gewohnt, mich in diesem Walde zu ergehen, wo er mir oft zufällig begegnete. Ich will Dich nicht täuschen, Mama, oder sagen, daß ich nicht stillschweigend gehofft habe, er möchte auch da gehen. Er that es, und wir trafen uns. Wir trafen uns als Verlobte, die sich heirathen werden, sobald sie beide ihre Mündigkeit erreichen; denn es muß eine Zeit kommen,

Digitized by Google

Mama, wo ich nach göttlichen und menschlichen Gesetzen frei sein werde, meine Hand dem zu geben, dem mein Herz schon lange geschenkt war — und ich habe versprochen, wenn diese Zeit kommt, Norham Montrose's Gattin zu werden, und ich gedenke mein Wort zu halten, Mama! Nun habe ich Ihnen Alles gesagt Mama!"

Es war unmöglich, daß das weiße Gesicht dieser Frau noch weißer werden konnte, aber jetzt schlich ein bleifarbenes Grau über ihre Züge, welche fast zu Stein zu erstarren schienen. Mit leiser, gleichmäßiger, ominöser Eintönigkeit wiederholte sie:

„Du hast mir Alles gesagt — was willst Du nun, daß ich thun soll?"

„O Mama, haben Sie Mitleid mit mir, nehmen Sie mich an Ihr Herz, schenken Sie mir Ihr Vertrauen, machen Sie mich glücklich — es wird Ihnen nur wenig kosten, das zu thun! Rufen Sie Norham Montrose zurück; geben Sie ihm Ihre Genehmigung, mich hier in Ihrem Hause zu besuchen!" bat Alma mit zusammengeschlagenen Händen und flehendem Blicke.

„Es freut mich, daß Du so offen gesprochen hast, Mädchen, denn nun kann ich Dir antworten; und Du mußt diese Antwort für so entscheidend und unveränderlich annehmen, als wenn die Worte durch die feierlichsten und bindendsten Eide besiegelt wären. Und meine Antwort ist diese — daß Du Hauptmann Montrose nie wieder sehen darfst!"

„O Mama, sagen Sie mir wenigstens, welche Einwendung Sie gegen ihn haben. Ist es seine Geburt, seine Stellung oder sein Charakter?" rief Alma.

„Keines von allem. Seine Geburt, seine Stellung und sein Charakter würden ihn vollkommen berechtigen, jedes junge Mädchen im Lande zu heirathen."

„Ist denn irgend eine Familienfehde zwischen seinem Hause und dem meinigen vorhanden, wie sie zuweilen Liebende trennen?"

„Eine Montague und Capulet Thorheit. Nein! Seine Familie und die Deinige sind immer die besten Freunde gewesen Kurz, weder Lord Elverton noch ich selbst, noch einer unserer Freunde hat die geringste persönliche Einwendung gegen Hauptmann Montrose selbst oder gegen Jemanden von seiner Familie. Diese Versicherung kann ich Dir geben, wenn sie Dir irgend eine Befriedigung gewähren kann."

„O gewiß — gewiß, Mama! Gott segne Sie für diese Anerkennung von Norham's Werth! O Mama, Sie haben mir gesagt, welches die Einwendung nicht ist — o sagen Sie mir, was sie ist! Vielleicht finde ich einen Weg —"

„Alma," unterbrach sie die Dame mit tiefer, leiser, finsterer Stimme, „vor vielen Monaten warnte ich Dich, daß Liebe und Ehe nicht für Dich seien; vor vielen Monaten warnte ich Dich, wenn Du dem schwersten Fluche entgehen wolltest, der eine Seele in's Verderben schleudern kann, die Freundschaft des Weibes und die Liebe des Mannes zu vermeiden — that ich das nicht?"

„Ja, das thaten Sie — das thaten Sie! aber warum, warum, meine Mutter?" fragte Miß Alma Elverton, die Hände noch immer fest zusammengeschlagen und ausgestreckt, und den Blick noch immer auf das Gesicht ihrer Mutter geheftet.

„Alma," fuhr die Dame mit einer Stimme von beinahe furchtbarer Feierlichkeit fort, „wenn ich dürfte, so möchte ich Dir gern die Qual ersparen, die Worte zu hören, die ich sprechen muß; aber das Schicksal ist stärker als ich — stärker als Alle!"

„Sagen Sie es, Mutter. O sagen Sie es! Wenn es etwas gibt, das ich wissen muß, lassen Sie es mich hören — achten Sie den Schmerz nicht!" bat Alma mit ihren zusammengeschlagenen Händen.

„Aber o! muß es meine Zunge sein, die Dir endlich sagt, daß Deiner Eltern Ehe das furchtbarste Unglück war, das zwei menschliche Wesen zermalmen konnte! Daß Deine Geburt ein Fluch für Hollis Elverton — ein Fluch für mich und ein noch tieferer Fluch für Dich war! Daß Deine Liebe, auf ein menschliches Wesen fallend, das finsterste Mißgeschick sein würde, das es treffen könnte, daß Deine Ehe mit irgend einem Manne die gräßlichste Katastrophe sein würde, die ihn vernichten könnte —"

Ihre schrecklichen Worte wurden durch einen wilden, halb unterdrückten Schrei Almas unterbrochen, welche ihr Gesicht einen Augenblick in ihre geöffneten Hände vergrub, und dann den Kopf erhebend rief:

Digitized by Google

„O Mutter, ich muß Marmor sein! — ja Marmor! Ich kann nicht Fleisch und Blut sein wie Andere, sonst würden Deine Worte mich tödten!“

„Und Du bist nicht Fleisch und Blut wie Andere! sondern etwas Verworfenes, Verfluchtes, das mit keinem andern menschlichen Wesen Herz und Hand verbinden darf!

„Aber warum, meine Mutter? Das ist es, was ich zu wissen wünsche, was ich wissen muß, was ich wissen will! Denn wenn Du ein Urtheil aussprichst, das mich in meinem achtzehnten Jahre zu dem lang lebenden Tode eines Daseins ohne Liebe, ohne Freundschaft, ohne Mitgefühl, ohne Gemeinschaft mit meiner Gattung verdammt, so muß, so will ich den Grund wissen, warum!“ rief Alma mit wilder und erschreckter Energie.

„Arme Unglückliche!“ murmelte die Dame, während etwas wie Mitleid in der kalten Eintönigkeit ihrer Stimme zitterte und die strenge Härte ihrer Züge unterbrach — „arme Unglückliche! Du stürzest blind in Dein Schicksal, gerade wie ich es that! Ja, selbst Deine Worte waren einst die meinigen. Alma, als vor achtzehn Jahren Hollis Elverton zu mir hereinstürzte, und in rasender Verzweiflung mir sagte, daß wir uns trennen müßten, dort und für immer, da fragte auch ich ihn in dem höchsten Grade der Angst und des Schreckens und rang ihm das warum ab — das warum, das mich zu dem lebendigen Tode des Wittwenstandes verdammte.“

„Und er sagte es Ihnen. Mein Vater bewahrte kein Geheimniß vor seinem Weibe.“

„Er sagte es mir. Es gibt Dinge, Alma, welche die Seele im Körper tödten und den Körper zu Stein verwandeln! Er sagte mir — er flüsterte ein schreckliches Wort in mein Ohr, das mich zu seinen Füßen niederwarf, wie ein Donnerkeil eine Bildsäule zu Boden streckt! Als ich mein Bewußtsein wieder erlangte, war er fort, und ich wußte, daß er nie wieder zurückkehren konnte, nie wiederkehren durfte!“

„Und doch liebte er Sie, meine Mutter?“ flüsterte Alma mit der halbunterdrückten Stimme des Schauders.

„Ja,“ murmelte die Dame.

„Und doch liebten Sie ihn?“

„Ja.“

„Und Ihre Ehe war glücklich bis zu jenem verhängnißvollen Abend?“

„Vollkommen glücklich.“

„Und doch — “

„Und doch trennten wir uns — ja, wie Schiffe zur See, welche im Nebel sich begegnen und stoßen und aneinander fliegen — Wracks, die dem Verderben geweiht sind! So vermählten wir uns, und so trennten wir uns.“

„War es recht?“

„Es war recht.“

„O Mutter, wie so war es recht? wie so konnte es recht sein, daß Sie und mein Vater, die einander so innig liebten, die einer des andern so würdig waren, und deren Ehe so glücklich an sich selbst war, und von Allen so laut gebilligt wurde, sich so plötzlich trennten — so gänzlich und auf ewig?“

Die Dame antwortete nicht, sondern wandte ihr Gesicht ab, um den forschenden Blick ihrer Tochter zu vermeiden.

„O Himmel!“ rief Alma, „es konnte doch nur ein Grund sein — irgend eine vorherige Verpflichtung oder ein Verlöbniß, oder, oder —“

Sie konnte es nicht über sich gewinnen, das andere Wort zu äußern, sondern ließ ihr Gesicht in die Hände sinken, während ihr Busen sich hob und fiel von jenem krampfhaften, thränenlosen Schluchzen, welches „das Leben aus unsrem jungen Herzen zu pressen“ scheint.

„Ich weiß, was Du sagen willst, Alma; aber Du irrst Dich, armes, unglückliches Mädchen! Es war weder eine vorherige Verpflichtung noch ein Verlöbniß oder eine Liebe, weit weniger eine Heirath, sei es auf Hollis Elverton's Seite oder auf der meinigen mit irgend einer dritten Person, deren Dasein unsere Ehe hätte ungültig machen können. Hollis Elverton war ein Junggeselle, und ich ein Mädchen, als wir uns vermählten, auch hatte keiner von uns je geliebt, bis wir uns trafen und liebten. Nein, Alma, es war keine frühere Ehe, welche die unsrige zerriß,“ sagte die Dame, indem irgend eine Erinnerung von ungewöhnlich heftigem Schmerz ihre bildsäulenähnliche Gestalt erschütterte.

„Dann im Namen des Himmels, der Erde und der Hölle, was war es?“ rief Alma mit erschreckender Heftigkeit.

„Ich habe Dir genug gesagt — genug.

Digitized by Google

um Dein Schicksal zu entscheiden. Mehr darf ich Dir nicht sagen!"

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

III. Nahrung, Speisen und Getränke.

(Schluß.)

Mit den Getränken spart der Landmann wie der Städter in der Regel nicht so wie mit der Kost, aber manchmal thut er des Guten zu viel, besonders geschieht dieses in der Regel an Sonn- und Feiertagen, und des andern Tages hat er dann einen schlechten Magen und einen wüsten Kopf. Würde er das zu Viel auf die Wochentage, an denen er schwere Arbeit verrichtet, vertheilen, so würde dieses zu seiner Kräftigung und Gesundheit beitragen, während er sich oft an einem Sonntage für sein ganzes Leben schadet. Man kann oft die Aeußerung hören: „wie würde uns dieses Glas Bier bei der Arbeit schmecken."

Nun, ihr könnt es ja so haben, trinkt an Sonntagen einige Glas Bier (oder Wein) weniger und ihr habt bei der Arbeit oder auf dem Felde einen erquickenden Trunk während der ganzen Woche, der euch auf einmal und im Uebermaß genossen, nur Schaden bringt und einen kranken Körper erzeugt.

Viele begnügen sich aber nicht mit dem Biere allein, sie müssen noch Schnaps (Branntwein) dazu trinken; dieses ist das Allerschlechteste und Schädlichste, was sie thun können. Alle die sich daran gewöhnen, ruiniren ihre Gesundheit, sie verderben sich den Magen, essen nichts mehr, trinken immer von Neuem und dadurch wird ihr Magen zuerst überreizt, und dann geschwächt, sie bekommen alle Morgen Erbrechen, können keine Kost mehr ertragen und sterben fast alle frühzeitig in dem besten Mannesalter.

Die sitzende Lebensweise und die sitzenden Berufsarbeiten bedingen bei einer großen Zahl der Menschen mancherlei Uebel und Krankheitszustände, von denen andere keine Ahnung haben, die stehend oder im Freien ihren Geschäften obliegen können. Hauptsächlich sind es die Näherinnen, zumal auf dem Lande, die durch die gebückte Haltung und das Tage lange Sitzen mit Magen- oder Brustleiden und andern Zuständen viel zu kämpfen haben. Viel trägt dazu bei, daß auf dem Lande die meist an der Wand befestigten Bänke übermäßig hoch, dagegen die Tische, an denen die Näherinnen arbeiten müssen, verhältnißmäßig zu niedrig sind, wodurch dieselben gezwungen werden, sich zu stark zu ihrer Arbeit gegen den Tisch zu beugen. Durch dieses Zusammenbücken des Körpers wird Magen und Brust zu sehr gedrückt, dauert diese Beschäftigung lange, so entstehen langwierige, schwer zu beseitigende Magenbeschwerden, selbst Lungenleiden, besonders bei schwächlichen Personen, wie man sie gar oft unter diesem Stande findet, und solche müssen dann überhaupt diese Beschäftigung aufgeben, wenn sie ein längeres Leben erreichen wollen. Suchet daher bei diesen Näharbeiten lieber einen niedrigen Stuhl oder Sessel auf und einen höhern Tisch, wodurch ihr dann in die Lage kommt, euren Oberkörper zu strecken und dadurch Magen und Brustorgane weniger zu belästigen.

Das Gesagte gilt aber auch den bessern Ständen, besonders den Erziehungs-Instituten und deren Zöglingen, die sich viel mit Nähen und andern feinen Arbeiten in sitzender Stellung beschäftigen, ebenso den Studirenden und allen mit Körper- oder Geistes-Arbeiten sitzend sich beschäftigenden Ständen. Darauf gehen auch die neuer Zeit empfohlenen Schulbänke und Tische hinaus, durch welche der gebückten Haltung der Schüler vorgebeugt werden soll, gegenüber den alten Schulbänken, wo die Schüler fast in liegender Stellung ihre schriftlichen Arbeiten besorgten. Schaffet daher nach und nach diese alten, fehlerhaft konstruirten (gedanten) und der Entwickelung der Schulkinder nachtheiligen Bänke ab und ersetzt sie durch die viel zweckmäßiger gebauten, die Haltung des Körpers verbessernden Schulbänke und Schultische, welche auch schon in vielen Schulen bei uns zum Nutzen der Kinder im Gebrauche sind.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 31. Mittwoch, 19. März **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ja, und ohne irgend einen Grund anzugeben, hast Du ein Urtheil der Ausstoßung und Acht gegen mich ausgesprochen, ein Urtheil, das mich von den Tröstungen der Religion und dem Verkehr mit der Gesellschaft ausschließt; ein Urtheil, das mich zu einem Schicksal verdammt, welches schlimmer, unendlich schlimmer ist als der Tod. Aber, Mutter, ohne einen Grund, der mein eigenes Urtheil überzeugt und mein eigenes Gewissen befriedigt, kann und darf ich dieses Urtheil nicht annehmen und mich diesem Schicksal nicht unterwerfen," sagte Alma.

„Unbesonnenes Mädchen, was willst Du damit sagen?"

„Ich meine, Mama, obgleich ich Deinen harten Befehlen gehorchen muß, so lange ich minderjährig bin, und wenn auch der Gehorsam mein Leben oder meine Vernunft zerstören mag, wie es leicht möglich ist, so muß ich doch, wenn ich frei bin, Mama, wie Jeder es zu irgend einem Zeitpunkt seines Lebens sein muß, mein versprändetes Wort einlösen, indem ich dem Norham Montrose meine Hand schenke, gegen den Sie, wie Sie selbst anerkennen, nicht die geringste persönliche Einwendung haben. Das ist Alles, was ich meine, Mama."

„Aber inzwischen willst Du oft mit ihm zusammentreffen und verkehren?"

„Nein, Mutter, ich will nicht suchen, ihn zu sehen; ich will ihn sogar zu meiden suchen."

„Aber wenn er sich in Deinen Weg würfe, oder Dir zufällig begegnete und mit Dir spräche, so würdest Du ihm antworten — würdest Dich mit ihm unterreden?"

„Ich wollte, ich könnte Ihnen versprechen, es nicht zu thun, Mama; aber o, ich könnte ein solches Versprechen nicht halten, glauben Sie mir, ich könnte es nicht," sagte Alma von Schluchzen erschüttert.

„Ich glaube Dir; und dieser Glaube zwingt mich endlich, das Wort zu sprechen — das Wort, welches Dich sogleich und für immer von ihm und allen anderen trennen muß — das Wort, welches in Dein Herz sinken und Dein Leben zernagen mag, bis Du so blutlos bist, wie ich es bin; oder das Dich auf einmal tödten — Dich todt vor mir niederstrecken mag! Sei es so; besser, Du stirbst, als daß Du lebst, um, um zu heirathen," sagte Mrs. Cloverton sich erhebend und ihrer Tochter nähernd, während wieder die Bleichfarbe des Todes sich über ihre bleichen Züge verbreitete.

Mit schrecklichen Herzweh erwartete Alma irgend eine tödtliche Mittheilung zu hören.

Mrs. Cloverton beugte sich nieder und flüsterte ihr ins Ohr.

Alma sprang auf die Füße, starrte mit weit aufgerissenen Augen und erbleichenden Wangen in wirrer Verzweiflung in ihrer Mutter Antlitz, als ob sie unfähig wäre, das volle Entsetzen ihrer Worte zu fassen, schlug dann die Hände wild an den Kopf, taumelte vorwärts und fiel bewußtlos zu Boden.

20.

Und wie verbrachte Eudora die wenigen angstvollen Tage, die dem Processe vorhergingen?

O Gott! wie viel kann das menschliche Herz ertragen und doch weiter leben! Wer kann den Grad von Kummer, Demüthigung und Schrecken berechnen, der das große Angstgewicht bildete, das ihr Herz beinahe zu Tode preßte?

Digitized by Google

Malcolm Montrose, Consulent Fenton, Herr Anderson und Frau Barton, alle bemühten sich, Eudora auf jede mögliche Weise zu trösten, zu erheitern, zu stützen und zu stärken. Selten wurde sie eine halbe Stunde während des Tages allein gelassen.

Die zärtliche Liebe ihres Verlobten verschaffte ihr Trost; das zuversichtliche Benehmen ihres Advocaten flößte ihr Hoffnung ein; die eifrige Freundschaft des Inspectors erfüllte sie mit Dankbarkeit, und die beständige Aufmerksamkeit ihrer Wärterin ließ ihr wenig Zeit für brütende Melancholie.

Und so vergingen die Tage, welche den verhängnißvollen Montag der Assisen-Eröffnung herbeiführten.

Dieses Montags, an welchem die Assisen eröffnet wurden, wird man sich in Abbeytown noch lange erinnern.

Alle Classen der Gesellschaft in allen Theilen des Landes, nahmen das lebhafteste Interesse an dem bevorstehenden Processe eines jungen, schönen hochgeborenen Mädchens wegen des abscheulichen Verbrechens der Vergiftung.

Alle Personen, die möglicher Weise das Haus verlassen konnten, kamen nach Abbeytown, um während der Abhaltung der Assisen daselbst zu verweilen und bei dem Processe gegenwärtig zu sein.

Schon am Abend vorher begannen die Gast- und Logirhäuser und selbst die Privatwohnungen sich mit einer stets wachsenden Menge von Gästen zu füllen.

Abbeytown war an dem verhängnißvollen Mittag, in der That voll bis zur Ueberfüllung. Jedes Haus, jede Straße, jede Durchfahrt war zum Ersticken mit Menschen besetzt. Alle Zugänge zum Gerichtsgebäude waren von Wagen, Pferden und Fußgängern versperrt.

In einem Theile des Saales, zur Rechten der Richterbank, war die ganze Familie von Anchorage versammelt, denn nicht nur der Admiral, Sir Ira Brunton, sein Neffe, der junge Lieutenant, seine Enkelin Annella, sein Gast, die italienische Prinzessin Pasolini, sondern sogar seine Mutter und Großmutter, die beiden alten Damen, waren gegenwärtig, durch das außerordentliche Interesse des bevorstehenden Processes herbeigezogen.

In dem allertiefsten Schatten eines Winkels hinter dieser Gruppe stand ein Mann allein, dessen Gestalt in einen langen dunkeln Mantel gehüllt, und dessen Gesicht von einem breitkrämpigen Hut beschattet war.

In einer geringen Entfernung, schweigsam und allein, stand Norham Montrose.

Und alle waren von der Menge so dicht zusammengedrängt, daß sie sich weder bewegen noch unterhalten, und kaum athmen konnten. Die ganze Versammlung schien so heftig gespannt auf den Beginn des Processes, daß sie kaum einmal den Blick von der Thür wegwandte, durch welche die Angeklagte in den Saal gebracht werden mußte. Um halb zehn erschienen die Richter.

Sobald der Lordoberrichter Baron Elverton und seine Amtsgenossen ihre Sitze eingenommen hatten, waren die Blicke der ganzen Versammlung auf die Richterbank gerichtet.

In der That war die Hauptgestalt daselbst, der vorsitzende Richter, Lordoberrichter Baron Elverton, durch sein erhabenes Amt und seine geheimnißvolle Familiengeschichte wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und an sich zu fesseln.

Baron Elverton war damals erst sechszig Jahre alt, obgleich er fünf und siebenzig oder achtzig alt zu sein schien. Seine ehemals große, massive und gerade Gestalt war jetzt gebeugt, eingeschrumpft und abgemagert, seine schönen, hohen, edlen Züge waren matt, eingefallen und eckig; sein einst üppiges kastanienbraunes Haar und sein Bart war jetzt dünn und weiß wie Schnee, auf seinem Gesicht, obgleich geistigen Stolz und bewußte Kraft ausdrückend, waren die unauslöschlichen Zeichen tiefen Leidens, von geduldigem Wohlwollen gemildert, eingeprägt.

Welches war aber die Natur dieses Leidens? War es unträstlicher Kummer über irgend ein schweres Mißgeschick, das die Erde nie gut machen konnte? Oder war es unauslöschliche Reue über irgend eine große Sünde, die der Himmel nie vergeben konnte?

Niemand wußte es und ahnte es auch nur. Doch als die Zuschauer auf dieses von Sorgen durchfurchte Antlitz blickten, sprachen sie flüsternd zusammen von jener seltsamen, schrecklichen, unerklärlichen Episode in seiner Familiengeschichte; der plötzlichen, furchtbaren mitternächtlichen Flucht seines Sohnes, der gänzlichen Entfremdung zwischen ihm und seiner Schwie-

Digitized by Google

gerrochter und der strengen Abschließung seiner Enkelin; und zum hundertsten Male fragte man sich verwundert, was diesen Mysterien wohl zu Grunde liegen könne. Für den Augenblick wurde selbst der bevorstehende Proceß über dieser Erörterung von Lord Elvertons Familiengeheimnissen vergessen.

Bald aber wurde die Aufmerksamkeit der Versammlung auf ihren ersten Gegenstand zurückgerufen.

Es wurde befohlen, die Angeklagte in den Saal zu führen.

Und noch einmal wandten sich alle Blicke und hefteten sich mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Thür, durch welche sie eintreten mußte.

Und all diese eifrige Neugier in der Menge war darauf gerichtet, ein einziges armes, zitterndes Mädchen zum Verhör auf Leben und Tod bringen zu sehen.

Man brauchte nicht lange auf das Schauspiel zu warten.

Die Thüren wurden geöffnet, und die Angeklagte ward zwischen dem Untersherif und der Schließerin hereingeführt.

Der erbarmungslose Blick dieser Hunderte von neugierigen Augen fiel nicht auf ein freches Weib — eine verhärtete Verbrecherin — sondern auf ein junges, schwaches, zartes Mädchen, schwarz gekleidet und tief verschleiert, welches mit zitternden Schritten und niedergeschlagenen Augen näher trat.

Hinter ihr ging Malcolm, dessen entstelltes Gesicht den Kampf der Seelenangst verrieth, die er um sie erduldete.

Sie wurde den Saal entlang in die Schranken geführt, wo von irgend einer freundlichen Hand ein Sitz für sie hingestellt worden war.

Auf einen Wink des Sheriffs trat die Wärterin ein und nahm an ihrer Seite Platz.

Malcolm stellte sich so nahe an die Schranken, als er nur konnte.

Als Eudora auf ihren Sitz niedersank, fiel ihr Haupt auf ihre Brust, ihre Hände sanken auf den Schoß, und ihre ganze Gestalt fiel zusammen und bebte zurück vor dem erdrückenden Blick dieser großen Versammlung.

Und doch, hätte das arme Mädchen aufblicken können, so hätte sie gesehen, daß mehr als ein Paar Augen sie mit einem Ausdruck betrachteten, der mehr Wohlwollen als bloße Neugier verrieth; selbst die des ehrwürdigen Richters waren in tiefem Mitleid auf sie gewandt.

Aber die Angeklagte wagte nicht, den Kopf zu erheben.

Sie hörte ein Gemurmel von Stimmen, ein Bewegen von Händen, ein Rascheln von Papieren, und dann die Stimme des Gerichtssecretairs, welcher ausrief:

„Eudora Leaton!“

Sie fuhr zusammen, als ob sie einen Schlag erhalten hätte, und warf unwillkürlich ihren Schleier zurück.

Und das schöne, bleiche, junge Gesicht ward der ganzen Versammlung sichtbar.

Ein Gemurmel des Mitleids bewegte sich, einem Luftzuge gleich, durch die bisher gefühllose Menge, und ein einziger halb unterdrückter Schrei wurde aus der Anchoragegesellschaft gehört.

Dieser Schrei rührte von Annella Wilder her, welche jetzt zum ersten Male die Identität zwischen ihrer Freundin Miß Miller und der angeklagten Eudora Leaton entdeckte.

„Höret auf das Verlesen der Anklage,“ fuhr der Schreiber, zu der Angeklagten gewandt, fort.

Eudora gehorchte, indem sie ihren erschrockenen Blick zu dem kalten, geschäftsmäßigen Gesicht des Sprechers erhob, welcher begann, das furchtbare Document zu verlesen, das er in der Hand hielt, und welches in folgerechten Klagepunkten darthat, wie die Angeklagte, Eudora Leaton, durch teuflische Wirksamkeit getrieben, mit vorbedachter Bosheit, zu gewissen darin namhaft gemachten Zeiten und Orten, durch die Anwendung gewisser giftiger und tödtlicher Kräuter, den Tod der ehrenwerthen Agathe Leaton ꝛc. herbeigeführt und bewirkt habe.

„Angeklagte vor den Schranken, erhebt Euch und haltet Eure rechte Hand in die Höhe,“ befahl der Schreiber, als die Vorlesung beendigt war.

Miß Eudora Leaton, bleich, matt und zitternd, gehorchte.

„Angeklagte, Ihr habt die gegen Euch erhobene Anklage gehört. Seid Ihr der Verbrechen schuldig oder nicht schuldig?“

„Nicht schuldig, wie ich am letzten Tage vor den furchtbaren Schranken Gottes antworten werde,“ sagte Eudora mit leiser, doch feierlicher Stimme, welche durch die Herzen

Digitized by Google

der ganzen Versammlung zitterte, als sie wieder auf ihren Sitz zurücksank.

Der Kronanwalt, welcher von London gekommen war, um diesen höchst wichtigen Rechtsfall zu verfolgen, erhob sich jetzt von seinem Platze, nahm die Anklageschrift aus den Händen des Gerichtssecretärs und schickte sich an, den Fall im Namen der Krone zu eröffnen.

Der Zeugenbeweis für die Anklage war im Wesentlichen derselbe, der bei der Todtenschau und bei der Voruntersuchung vorgebracht war. Er braucht hier nicht im Einzelnen wiederholt zu werden. Es genügt, anzuführen, daß die ersten Zeugen, welche vernommen wurden, die Arzneikundigen waren, welche der Besichtigung der Leichen und der Untersuchung des Tamarindenwassers beigewohnt hatten. Ihr Zeugniß bewies klar, daß die Verstorbenen an den Wirkungen der Ignatia gestorben waren, und daß das tödtliche Kraut ihnen in ihrem Getränke beigebracht worden war.

Und das schärfste Kreuzverhör dieser Zeugen durch den Kronanwalt der Angeklagten diente nur dazu, die Thatsachen noch mehr zu bestätigen, und sie dem Geiste der Geschworenen noch tiefer einzuprägen.

„Und so," sagte der Anwalt für die Krone, „kann der erste Punkt der Anklage — nämlich, daß die Verstorbenen durch Gift zu Tode kamen — als festgestellt betrachtet werden. Unsere nächste Sorge soll sein, zu beweisen, daß dieses Gift ihnen durch die Angeklagte vor den Schranken böswillig beigebracht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

(Bauarbeitergesuch.) Im Dresdener Calculator liest man Folgendes:

„Es werden Maurer und Zimmerleute unter folgenden Bedingungen gesucht: 1) Der Mann erhält 3 Thlr. Tagelohn nebst freier Beköstigung, Bier und Cigarren. 2) Die Arbeiter werden per Omnibus nach dem Bauplatz und von dort nach Hause gefahren. 3) Die Arbeit beginnt früh um 8 Uhr, wo die Leute Kaffee mit Sahne und Zucker erhalten. Wer Thee trinkt, kann sich Milch oder Rum dazu nehmen. Es wird dabei ein frischer Käsekuchen oder Semmel verabreicht. Wer sich dieselben schmieren will, erhält dazu Butter, Gänsefett, Fischthran oder Wagenschmiere, ganz nach Gusto. 4) Von 9½ bis 10 Uhr wird Thee mit Rum servirt. Dazu gibt es weiche Eier, Caviar, Sardellen, Cervelatwurst, rohen Schinken und Schweizerkäse. Der Polier liest dabei die Dresdener Nachrichten vor. 5) Von 12—2 Uhr wird zu Mittag gespeist. Hinsichtlich der ländlichen Verhältnisse kann nur Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, Braten und Salat, Mehlspeise, Butter, Käse und Brod gegeben werden. Der Mann erhält 3 Liter Lagerbier dazu und zum Dessert ein Glas Kümmel und Cognac. 6) Von ¼ bis 4 Uhr wird Kaffee getrunken, dazu frische Kuchen. 7) Um 6 Uhr ist Feierabend und wird ein Imbiß von kaltem Braten, Wurst, Schinken, Häringen, Bricken oder geräuchertem Lachs genommen, wozu der Mann 3 Liter Lagerbier oder eine halbe Flasche Doppelkümmel erhält. 8) Jeden Morgen werden pro Mann 8 Cigarren und ¼ Pfd. Rauchtabak, resp. Schnupftabak vertheilt; dazu ein Feuerstein und Schwamm. 9) Von 4—6 spielt eine Militärkapelle. Außerdem liegt ein Faß Bier zum beliebigen Gebrauche bereit. Wir hoffen, daß wir unter solchen Bedingungen die genügende Zahl Arbeiter finden, und daß dieselben sich nicht verleiten, zu striken.

Das Comite."

Ein Bauer wurde auf der Landstraße gebeten, eine umgeworfene Kutsche wieder aufrichten zu helfen. Er fragte, wer darin sitze. Man antwortete ihm: Drei Staatsräthe. Da sagte er, damit habe ich Nichts zu thun, mein Vater hat mir verboten, mich in Staatssachen zu mischen.

Rom, 1. März. Vor einigen Tagen wurde in Sicilien zwischen Castellermini und Cammarata bei Platono die Diligence angefallen, die von Girgenti nach Palermo fuhr. Die Räuber bemächtigten sich der Säcke, in denen die rekommandirten Briefe enthalten waren, und ließen die einfachen Briefe liegen. Noch weiß man nicht, wie die Reisenden bei dieser Scene davongekommen sind.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 32. Sonntag, 23. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Die über diesen Punkt vernommenen Zeugen waren die Dienstboten von Allworth Abbey, welche alle die Thatsachen bezeugten, daß Miß Eudora Leaton die beständige Pflegerin an den Krankenbetten der Verstorbenen gewesen sei; daß sie alle ihre Speisen und Getränke und besonders das Tamarindenwasser bereitet habe, und daß sie bei Miß Agathe Leaton zur Zeit ihres plötzlichen Todes gewesen sei.

Mit diesen Zeugen wurde von Herrn Fenton ein sorgfältiges Kreuzverhör angestellt, aber leider mit keinem günstigen Erfolge für seine unglückliche Clientin.

Schließlich zeigten die Polizeibeamten, welche den Haussuchungsbefehl zur Durchsuchung des Zimmers der Angeklagten vollzogen hatten, ein Päckchen mit grauen Beeren vor, wovon sie aussagten, daß sie es in einer Schublade ihres Schreibtisches gefunden hätten.

Die Arzneikundigen wurden wieder aufgerufen und erwiesen die Identität dieser Beeren mit der tödtlichen fabae sancti Ignatii in Ostindien, demselben tödtlichen Gifte, welches bei der Besichtigung der Leichen und der Auflösung des Tamarindenwassers entdeckt worden war.

Dies waren die letzten Zeugen, die von Seiten der Anklage vernommen wurden. Und wie es schon vorher der Fall gewesen war, das genaueste Kreuzverhör durch den Anwalt der Angeklagten hatte nur eine Bestätigung des Zeugnisses zur Folge.

„Und nun," schloß der Sachwalter der Königin, „kann der zweite Anklagepunkt — nämlich, daß das Gift, durch welches die Verstorbenen zu Tode kamen, ihnen böswillig von der Angeklagten vor den Schranken beigebracht wurde — als so klar bewiesen betrachtet werden, daß wir uns begnügen, den Fall für die Krone hiermit zu schließen."

21.

Herr Fenton erhob sich zur Vertheidigung. Er war viel zu klug, um seine Sache durch den Versuch zu schwächen, das zu leugnen, was unleugbar war. Er beschloß deßhalb, den ersten Punkt aufzugeben und alle seine Kräfte auf den Umsturz des zweiten und wesentlichen Punktes der Anklage zu richten.

Er begann damit, daß er die Thatsache zugeben wolle, daß die Familie Leaton durch Gift umgekommen sei, er leugne aber durchaus, daß dieses Gift ihnen durch seine Clientin beigebracht worden sei.

„Mögen die Geschwornen," sagte er, „auf Eudora Leaton blicken, wo sie sitzt, überwältigt von der Last des Jammers! Bemerken Sie, wie jung, wie zart, wie empfindsam sie ist. Kann Jemand auch nur für einen Augenblick annehmen, daß sie, ein junges Mädchen von sechzehn Lenzen, ein bloßes Kind an Jahren, eine Unmündige vor dem Gesetze, ein so gräßliches Verbrechen, wie die Vernichtung einer ganzen Familie, ersonnen und vollführt haben kann, um den Weg zu ihrer eigenen Beerbung ihrer Güter zu bahnen? Eine solche Annahme würde widersinnig sein.

„Ich will mir nicht den Schein geben," fuhr er fort, „als mißachtete ich die Maschen des Zusammentreffens, welche meine höchst unschuldige Clientin umschlingen.

„Gleich der armen verlorenen Taube, welche vom Sturme niedergeschlagen und in das Netz des Vogelstellers gerathen ist, ist sie in ein Gewebe von Umständen verwickelt, welches ihr zum Verderben gereichen kann, wenn nicht die gerechte Deutung einer einsichtsvollen

Digitized by Google

Jury dafür eintritt, sie von einem unverdienten Märtyrerthume zu erretten.

„Aber," fuhr er fort, „ich habe eine Theorie, die ich zur Erklärung dieser Umstände anwenden werde, und welche, wie ich überzeugt bin, meine Clientin in der Seele der Geschworenen und jedes Billigdenkenden unter den Anwesenden entlasten muß.

„Ehe ich weiter gehe, will ich einige Auszüge aus den Acten der Todtenschaujury über diesen Fall vorlesen."

Hier nahm Rechtsanwalt Fenton aus den Händen seines Schreibers einige Documente, aus denen er den Theil der von der verstorbenen Lady Leaton abgegebenen Zeugenaussage laut vorlas, in welchem sie erklärte, den Schatten einer weiblichen Gestalt an der Wand des Zimmers ihres Gatten gesehen, und das Rauschen eines weiblichen Gewandes auf dem Boden desselben gehört zu haben, einige Augenblicke ehe er den verhängnißvollen Schlaftrunk zu sich genommen, welcher in seiner Todesnacht auf dem Tischchen neben seinem Bette gestanden habe.

Dann wandte sich der Advocat zu einem andern Theile der Acten, und verlas die von der verstorbenen Miß Leaton abgegebene Zeugenaussage, worin sie erklärte, daß zu derselben Zeit, in welcher ihre Mutter das Geräusch in ihres Vaters Zimmer gehört und den Schatten daselbst gesehen, Eudora neben Agathens Bett gesessen habe, mit dem vergeblichen Versuche beschäftigt, die ruhelose Kranke durch Vorlesen einzuschläfern.

Schließlich verwies er auf das Protocoll der zweiten Todtenschau und verlas die von Eudora Leaton abgegebene Zeugenaussage, in welcher sie erklärte, daß sie, während sie in der Nacht des Todes ihrer Cousine an ihrem Bette gewacht, in einen leichten Schlummer gefallen sei, aus welchem sie durch den Eindruck eines sich im Zimmer umher bewegenden Gegenstandes erweckt worden sei, und in dem Augenblicke als sie ihre Augen geöffnet, habe sie eine Gestalt durch die zu ihrem eigenen Zimmer führende Thür schleichen sehen; als sie aber der Gestalt gefolgt, habe sie das nächste Zimmer leer gefunden und deßhalb geglaubt, daß ihre halberwachten Sinne sie getäuscht hätten.

„Der Zeugenbeweis, welchen ich soeben verlesen habe," fuhr Rechtsanwalt Fenton fort, indem er die Documente in die Hände seines Schreibers zurückgab, „ist so bedeutsam, so erheblich, so wesentlich für die Sache der Gerechtigkeit, daß, hätte man ihm den gebührenden Einfluß auf die Todtenschaujury gestattet, kein solch grausamer Verdacht auf Eudora Leaton hätte fallen können, wie der, welcher sie zum Verhör um ihr Leben gebracht hat. Und nun wenigstens muß dieses Zeugniß, wenn es gebührend erwogen wird, dieses höchst unschuldige Mädchen gänzlich entlasten. Aus diesem Zeugniß, meine Herren Geschworenen, schöpfe ich die ganze Theorie dieser so geheimnißvollen Kette von Verbrechen, und diese Theorie möchte ich unternehmen, zu Ihrer vollkommenen Ueberzeugung, als die einzig richtige festzustellen.

„Die ganze Familie Leaton ist durch die Hand des Giftmischers umgekommen. Wahr — leider! schrecklich wahr! Aber wer ist denn dieser Giftmischer? Wer anders als jener nächtliche Besucher, der sich wie ein grausamer Meuchelmörder in Agathe Leatons Zimmer geschlichen und während ihre Wärterin schlummerte, das Gift in ihren Trunk geworfen hatte, und dessen Unheil drohende Gestalt die erwachende Wärterin wegschleichen und in der Dunkelheit verschwinden sah? Wer als jener mitternächtliche Eindringling, der in der zeitweiligen Abwesenheit der Lady Leaton wie ein böser Geist an Lord Leatons Lager schlich und das tödtliche Kraut in seinen Trunk fallen ließ, und dessen raschelndes Gewand Lady Leaton wie die schleppende Flügel eines Dämons über den Boden fegen hörte, und dessen dunkeln Schatten sie gleich der schwindenden Gestalt eines solchen schnell längs der Wand hingleiten sah?"

„Aber," fuhr Rechtsanwalt Fenton fort, „wer war dieser Teufel in Menschengestalt? Nicht Eudora Leaton, welche, wie das Zeugniß der verewigten Agathe Leaton beweist, um diese Stunde an einem andern Orte beschäftigt war. Wer war es denn? Nur Gott weiß es! Aber wer es auch gewesen sein mag, es war Einer, der, als er den Untergang der ganzen Familie Leaton beschloß, auch den Tod Eudoras entschieden hatte! Einer, der bei der Ausführung des grausamen Vernichtungsplanes, während er den Tod von Lord und

Digitized by Google

Lady Leaton und ihrer Tochter bewerkstelligte, Maßregeln ergriff, die Schuld auf Eudora Leaton zu ihrem Verderben zu werfen. Derselbe Teufel, welcher in tiefer Mitternacht in Agathe Leatons Zimmer schlich und die tödtliche Ignatia in ihren Kühltrank mischte, legte, als er durch Eudoras Zimmer schritt, das verhängnißvolle Kraut in ihren Schubkasten, um diesen Verdacht auf sie zu werfen! Es war ein höchst teuflischer Plan, nur der verfluchten Geister des Tophet würdig.

„Dies," schloß er, „sei seine Theorie von den Mordthaten, eine Theorie, von deren Richtigkeit er aufs innigste überzeugt sei — eine Theorie, die er die Geschworenen dringend ersuchte, reiflich zu erwägen, ehe sie ein junges, liebenswürdiges und gebildetes Frauenzimmer, ein zartes, empfindsames, edles Wesen, ein schwer gekränktes, höchst unglückliches und dennoch höchst unschuldiges Mädchen der tiefen Schande einer peinlichen Verurtheilung, dem unaussprechlichen Elend eines vernichteten Namens und dem entsetzlichen Märtyrerthum eines öffentlichen Todes weihten!"

Der Kronanwalt setzte sich nieder, wirklich, nicht berufsmäßig von seinen Empfindungen überwältigt.

Der Einfluß dieser Anrede auf die unglückliche Angeklagte war sehr heilsam; sie flößte ihr Hoffnung ein; sie belebte ihren sinkenden Muth; sie befähigte sie, aufzublicken und zu athmen.

Die Wirkung auf die Zuschauer war an ihrem veränderten Gesichtsausdruck zu erkennen. Sie betrachteten die arme junge Angeklagte nicht länger mit Blicken des Abscheues, sondern mit Augen voll Mitleid.

Der Lordoberrichter Baron Elverton erhob sich, um die Beweise auf beiden Seiten zusammenzufassen und die Geschworenen anzureden.

Jedes Auge wandte sich jetzt auf das edle, ernste und schmerzdurchfurchte Gesicht des ehrwürdigen Richters, und jedes Ohr strengte sich an, die Worte seiner Anrede zu erfassen, denn Jeder glaubte, daß aus dem Geist seiner Rede die Geschworenen ihre Meinung schöpfen und die arme Angeklagte ihr Schicksal empfangen würde.

„Meine Herren Geschworenen," begann er, „Sie haben die Anklage gehört, die gegen die Angeklagte vor den Schranken vorgebracht worden ist. Sie haben gehört, wie diese Anklage von dem gelehrten Anwalt der Krone geschickt entwickelt und von den von ihm aufgerufenen Zeugen stark unterstützt wurde. Sie haben auch gehört, wie dieselbe von dem ausgezeichneten Anwalt der Angeklagten beredt verworfen und durch die von ihm vorgebrachten Beweise einigermaßen angegriffen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

IV. Pflege der Haut, Waschen und Baden.

Das kalte Wasser, als Waschmittel oder als Bad gebraucht, trägt ungemein viel zur Stärkung und Kräftigung der Gesundheit bei und ist auch für den Kranken ein großes Labsal, in vielen Krankheiten sogar ein wichtiges Heilmittel.

Warum gibt es so viele Halsleiden jetziger Zeit, warum verträgt der Landmann, der Dienstbote insbesondere, die Kälte so schlecht, warum hält er im Winter seine Wohnstube viel zu warm, warum tauchen die Dienstboten ihre frierenden Hände immer in warmes Wasser?

Warum haben dieselben immer aufgesprungene Hände, warum hat manches Mädchen, das sonst so eitel auf sein hübsches Gesicht ist, zur Winterszeit ein so rissiges aufgesprungenes Gesicht, so rauhe Haut, warum entzündete Finger? Warum sind Landleute in der Regel viel empfindlicher gegen die Kälte als mancher schwächliche und weichliche Städter? Warum leiden sie so häufig an Rheumatismen, an sogenannten Flüssen?

Auf alle diese Fragen ist die Antwort: weil sie das kalte Wasser so sehr fürchten, weil sie sich meist warm waschen.

Waschet außer Gesicht und den Händen auch den Hals mit kaltem Wasser und ihr werdet selten mit Halsleiden geplagt sein, waschet auch manchmal die Brust mit kaltem Wasser und ihr werdet weniger Erkältungen

Digitized by Google

und den darauf folgenden Krankheiten ausgesetzt sein. Gewöhnet besonders eure Kinder daran, daß sie sich nicht warm waschen, geht nach und nach bei ihnen vom warmen zum kühlen, und dann allmählich zum kalten Wasser über und sie werden kräftiger und gesünder werden. Werfet die sogenannten Wärmer, die Ofensteine, die man in vielen Häusern antrifft, zum Fenster hinaus, waschet eure Hände, wenn sie erstarrt sind, mit frischem Wasser oder reibt sie mit Schnee und trocknet sie dann ab und ihr werdet schneller warm werden und keine erfrorenen Finger davontragen, die keine Kälte mehr leiden können.

Vielfältig wird jetzt geklagt, daß die Menschen körperlich schlechter, das heißt schwächlicher würden. Unter Anderm liegt der Grund hiefür auch viel in dem Mangel an gehöriger Pflege der Haut, in Unterlassung der Waschung des Körpers und der Bäder.

Die Alten (Griechen und Römer) hatten großartige öffentliche Bäder, wo Reich und Arm Zutritt hatte, und die frühern Bader hatten die Verpflichtung, Badestuben zu unterhalten, für welche Verpflichtung die Gemeinden entweder Holz und Getreide oder einen Geldbeitrag liefern mußten. Jetzt sind wohl die meisten dieser Badegelegenheiten auf dem Lande eingegangen, und nur ältere Leute wissen sich noch ihrer zu erinnern.

Aber das Bedürfniß nach Bädern ist geblieben und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben sehen besonders wir Aerzte ein. Wie nothwendig wären Bäder für den Landmann, der zur Zeit des Sommers im Staub und Schweiß besonders beim Abladen des Heues und Getreides fast erstickt und ebenso für den Arbeiter, der mit staubenden Arbeiten und Staub erzeugenden Dingen in geschlossenen Räumen wochenweis beschäftigt ist? Und doch kommen beide oft Jahre lang nicht zu einem allgemeinen Bade.

(Schluß folgt.)

(Gereimter Speisezettel.) Auf einer kürzlichen Excursion des Wiener Männergesangvereins kamen die lustigen Sänger auch nach Passau, wo im Speisesaal des Hotels ihnen folgender Reim entgegenlachte:

Mit der Suppe zu beginnen,
Hat von jeher gut geschienen;
Gleich entsteht ein Wohlbehagen,
Wenn sie milde liegt im Magen.

Wacker greift er dann zum Werke,
Kommt des Rindfleischs edle Stärke;
Doch vom Ochsen muß es sein
(Von der Kuh schmeckt's gar nicht fein.)

Ringsum der Kartoffeln Pracht,
Drob die Gurke sauer lacht.

Habt ihr dann ein Lied gesungen,
Naht der Wirsing schon, mit Zungen
Zart umkränzt, so wie mit Schinken,
Die Euch so hold entgegenblinken.

Alles übertrifft an Glanz
Aber weit die stolze Gans,
Die Compot und Kopfsalat
Gnädigst im Gefolge hat.

Nach dem rohen Fleischgenuß
Macht der Kuchen sanft den Schluß,
Und dazu noch Käs und Butter:
Wohl bekomm's das ganze Futter.

Verschiedenes.

[Wölfe in Siebenbürgen.] Am 25. v. M. wurde bei Csomortan (Csik) ein Fußgänger bei hellichtem Tage auf der Fahrstraße von zwei Wölfen überfallen. Er vertheidigte sich gegen die hungrigen Bestien mit seinem festen Hagebuttenstocke, bis ein Wagen herankam, vor dem die Wölfe das Weite suchten. Der Angefallene sank im Augenblicke seiner Errettung, vom Kampfe erschöpft, bewußtlos nieder und wurde zur Pflege ins genannte Dorf gebracht, dessen Richter die ganze Gemeinde sofort zur Treibjagd auf die Wölfe aufbot. Beide Wölfe wurden noch am selben Tage erlegt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 34. Freitag, 28. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als Malcolm am andern Morgen die Zelle Eudoras betrat, lag diese auf der Außenseite des Bettes, das Gesicht in das Kissen vergraben, während die Schließerin an ihrer Seite stand.

„Wie befindet sie sich?" hauchte der Besucher mit dem unterdrückten Tone tiefen Wehes hervor.

„O mein Herr, sie hat nicht ein Wort gesprochen noch einen Bissen gegessen seit ihrer Verurtheilung. Sprechen Sie mit ihr, mein Herr, vielleicht wird sie Ihnen antworten," sagte Frau Barton.

„Sprechen Sie mit ihr; sagen Sie ihr, daß ich hier sei," bat Malcolm mit stockender Stimme, indem er sich bemühte, eine äußerliche Fassung zu bewahren.

Die Frau beugte sich über das zerschmetterte Mädchen und flüsterte:

„Liebe Miß Leaton, Ihr Cousin, Herr Montrose, ist hier, um Sie zu besuchen. Wollen Sie sich nicht umwenden und ihn ansehen?"

Der Name Malcolms brach den Zauber dumpfer Verzweiflung, der sie gefesselt hielt. Aufspringend nahm sie die Hände ihres Cousins in die ihrigen, blickte ihm mit flehender Seelenangst ins Gesicht und rief:

„O Malcolm, errette mich von diesem Schicksal! Niemand wird mich retten, wenn Du es nicht thust!"

Montrose fiel neben dem Bett auf die Knie nieder, beugte seinen Kopf auf ihre ihn umklammernden Hände und antwortete mit gebrochener Stimme:

„Eudora, Alles, was Menschen thun können, soll geschehen, um Dich zu retten! Ich würde mein Herzblut vergießen, um Dich zu befreien!"

„Malcolm," rief sie, seine Hände fortwährend umklammernd, wie der Ertrinkende sich an die letzte Planke klammert, und mit weit aufgesperrten und zwischen wildem Schrecken und wahnsinniger Hoffnung flammenden Augen in sein niedergebeugtes Antlitz blickend, „Malcolm, ich habe das nicht gethan, wofür sie sagen, daß ich sterben muß! Du weißt, daß ich es nicht gethan habe! O es muß gewiß ein Mittel geben, es zu beweisen — irgend ein Mittel, das Du finden kannst! O Malcolm! suche — suche eifrig, mich von diesem Schicksal zu erretten! O denke nicht, daß ich feige bin, Malcolm! Es ist nicht der Tod, den ich fürchte. Ich würde mich nicht fürchten, in meinem Bette zu sterben, mit meiner lieben Freundin an der Seite, wie die süße Agathe starb! Aber gehängt zu werden! eines gewaltsamen, mühsamen, schimpflichen Todes zu sterben, während das ganze Volk nach mir blickt — o, um des Himmels willen, Malcolm, errette mich von solchem rasend machenden Entsetzen!"

„Eudora! Kind! Geliebte! Du brauchst nicht so ernst in mich zu dringen. Ich würde meinen Körper zum Verbrennen hingeben, wenn das Dich retten könnte! und Alles, was menschliche Kraft vollbringen kann, soll versucht werden, um Dich zu befreien. Ich bin nicht müßig gewesen seit Deiner Verurtheilung Schon habe ich einen Plan ins Werk gesetzt. wodurch ich Dir zu nützen hoffe!" sagte Malcolm.

„O Malcolm, treuer Freund, ehe Du hereinkamst, fürchtete ich, daß auch Gott mich verlassen habe, aber jetzt denke ich nicht so. Dein Plan, theurer Freund, worin besteht er?" fragte Eudora.

Malcolm Montrose hatte ihr von seiner

Digitized by Google

Mission nach London nichts mitzutheilen gedacht, um keine falschen Hoffnungen in ihr zu erwecken; aber es war unmöglich, ihre peinliche Angst vor Schmerz und Schande zu sehen oder ihr dringendes Flehen um Trost und Befreiung zu hören, ohne sogleich zu antworten und ihr Hoffnung zu gewähren.

„Ich habe eine Bittschrift entwerfen lassen, wodurch die Krone ersucht wird, den Urtheilsvollzug zu verschieben, so lange es ihrer Maj. beliebt; ich werde das Gesuch morgen nach London bringen und dem Minister des Innern vorlegen. Wenn er es günstig aufnimmt, wie ich hoffe und vertraue, so gewinnen wir Zeit, dies dunkle Geheimniß zu erforschen, den Verbrecher zu entdecken, und Dich zu befreien."

„O Malcolm, denkst Du, daß er es thun wird?" rief Eudora mit zusammengeschlagenen Händen.

„In vierundzwanzig Stunden werde ich es wissen, meine Theuerste. Ich werde den ersten Zug nach London, der um zehn Uhr abgeht, benutzen. Ich kam hierher, um Dich vor meiner Abreise zu sehen, und Dich dringend zu bitten, auf Gott zu vertrauen, zu ihm zu beten und Deinen Muth aufrecht zu halten, bis ich zurückkomme."

„Wirst Du lange fortbleiben?" fragte Miß Eudora.

„Zwei oder drei Tage vielleicht; aber ich will Dir mit jeder Post schreiben und Dir telegraphiren, so wie ich eine günstige Antwort erlange."

„O, möge Gott Dein Unternehmen segnen!" rief Eudora, die Hände inbrünstig zusammenschlagend.

„Amen. Und nun, meine Theure, ich habe nur noch zwanzig Minuten, um zu dem Zuge einzutreffen. Lebe wohl für jetzt, und möge der Vater der Vaterlosen und der Gott der Unschuldigen über Dich wachen," sagte Malcolm Montrose, und hob mit ehrerbietiger Zärtlichkeit ihre Hände an seine Lippen, ehe er die Zelle verließ.

Eine halbe Stunde später dampfte Malcolm mit der Bittschrift in der Tasche in dem Expreßzuge nach London.

Es wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, daß Herr Montrose mit einer Bittschrift an die Krone um einen Aufschub oder eine Verwandlung von Eudora Leaton's Urtheil nach der Hauptstadt gegangen war; aber kein menschliches Wesen, das den Gegenstand erörterte, glaubte auch nur einen Augenblick, daß sein verzweifeltes Unternehmen von Erfolg sein könne.

23.

Als Malcolm eine Woche fort, und Eudoras Leben durch die langsame Pein verschobener Hoffnungen beinahe erschöpft war, saß sie Morgens in ihrer Zelle, in Gefahr noch einmal in die todesähnliche Erstarrung der Verzweiflung zu versinken, als die Thür von dem Inspector geöffnet wurde, welcher meldete:

„Jemand, der Miß Leaton zu sprechen wünscht," und sich zurückzog.

Eudora sprang auf in der Erwartung, Malcolm Montrose zu sehen, aber sie fand sich einer Fremden gegenüber, einem noch sehr jungen, zarten, anmuthigen Mädchen, in tiefe aber elegante Trauer gekleidet und dicht verschleiert; und selbst als die Fremde den Schleier zurückwarf, vermochte Eudora nicht, in dieser elegant gekleideten jungen Dame Annella Wilder, des trunkenen Hauptmanns halb verhungerte Tochter, zu erkennen, mit der sie sich in der ärmlichen Londoner Wohnung befreundet hatte.

„Sie kennen mich nicht, Miß Miller — ich meine Miß Leaton — und ich — oh!" begann Annella, aber ihre Selbstbeherrschung verlierend, brach sie in Thränen aus und warf sich in Eudoras Arme, welche durch langes, schweres Leiden geschwächt, sich auf ihren Stuhl setzte, und das Mädchen an ihren Busen ziehen wollte, Annella aber sank auf den Boden und ließ, heftig schluchzend, ihren Kopf auf Eudoras Schooß fallen.

Miß Leaton konnte diese außerordentliche Bewegung nicht begreifen. Sie erinnerte sich der unglücklichen Kasernenerziehung Annella's, ihrer äußersten Dürftigkeit nach ihres Vaters Tode und ihrer wilden Flucht aus London; und da sie nun die Kostbarkeit ihrer Kleidung sah und mit dem Wechsel ihrer Verhältnisse, gänzlich unbekannt war, wurde ihr Gemüth von der traurigsten Furcht für Annella erfüllt. Sie band leise den Hut ihrer Besucherin los und legte ihn auf das Bett und streichelte sanft den niedergebeugten Kopf, während sie mit leiser Stimme fragte:

Digitized by Google

„Was fehlt Ihnen, liebe Annella? Ich bin von meinem eigenen Leid nicht so gänzlich überwältigt, als daß ich nicht vielleicht im Stande wäre, Sie zu trösten. Sagen Sie mir, in welcher Noth Sie sind, und wenn ich Ihnen selbst auch nicht sehr lange helfen kann, da ich vielleicht nächsten Mittwoch sterben muß, so kann ich Sie doch Jemandem hinterlassen, der Ihnen um meinetwillen ein Bruder sein wird."

„O Miß Leaton, sagen Sie nichts mehr! Jedes Wort, das Sie sprechen, geht durch mein Herz, wie eine Lanze!" rief Annella, in noch heftigeres Schluchzen ausbrechend.

„Nein, sagen Sie das nicht! Ich wünsche nur, Ihnen Gutes zu erweisen. Sagen Sie mir die Natur der Schwierigkeit, in der Sie sich befinden," sagte Eudora, das weinende Mädchen sanft liebkosend.

„O ich selbst befinde mich in keiner Schwierigkeit; mit mir persönlich steht es gut genug, und weit besser als ich es verdiene, der Himmel vergebe mir! Und selbst wenn es nicht so wäre, wie könnte ich an mein unwürdiges Selbst denken, während Sie in so schrecklicher Noth sind!" rief Annella.

„Dann weinen Sie nicht um mich, gutes Mädchen; es kann ja nichts nützen, sehen Sie."

„O, aber Sie wissen nicht, wie viel Ursache ich zum Weinen habe — ja, blutige Thränen, Eudora; denn ich bin es, die es gethan hat! ich! ich!"

„Sie? — was gethan?" fragte Miß Eudora erstaunt.

„Sie verrathen, wie Judas seinen Herrn, Elende, die ich bin! Ich wollte, ich würde gehängt!" rief Annella.

„Sie? — mich verrathen? Ich verstehe Sie nicht im geringsten."

„Ich habe die Polizei auf ihre Spur gebracht, schlechte Verräther in die ich bin! Ich sagte ihnen, wo Sie zu finden wären! Ich lieferte Sie aus!"

„Aber — wie konnten Sie wissen, daß ich Eudora Leaton war, die man verfolgte?" fragte Eudora.

„Ich wußte es auch nicht! So unheilbar schlecht war ich auch nicht! Vielleicht kannte auch Judas all das Böse nicht, das er that, als er seinen Herrn verrieth. Hätte ich es gewußt, so hätte ich eher meine eigene Zunge abgebissen, als daß ich es gesagt hätte. Aber ich wußte ja von Ihnen schwatzen und Sie beschreiben und Alles sagen, was ich von Ihnen wußte, bis ich Verdacht erweckte, und da gingen sie hin und nahmen Sie gefangen; und das war der Lohn, den Sie für Ihre Güte gegen mich erhielten. O ich wollte, daß mich Jemand erdrosselte, denn ich bin zu schlecht und zu elend, um zu leben," rief Miß Annella mit strömenden Thränen und erstickendem Schluchzen.

„Aber, armes Mädchen, wenn Sie nicht wußten, was Sie thaten, so haben Sie sich nichts vorzuwerfen," sagte Eudora, freundlicher ihr herabhängendes Haar streichelnd, denn die ganze Zeit über lag Annellas Haupt in dem Schooße der Verurtheilten.

„Ja, ja, das habe ich; das Gewissen ist der wahre Richter, und es versichert mir, daß Unwissenheit keine Entschuldigung ist, und daß der Instinct mich hätte schweigen lehren sollen. Ich bin hierher gekommen, Ihnen dies zu gestehen, Miß Leaton; Ihnen zu sagen, wie schlecht ich gewesen bin; nicht aber Sie zu bitten, mir zu verzeihen. Ich will nicht, daß Sie das thun; ich wünsche nicht einmal, daß Gott es thut — ich möchte viel lieber bestraft werden," rief Miß Wilder.

„Liebes Mädchen, sprechen sie nicht so wild. Sie haben nichts gethan was Verzeihung verlangt. Wenn Sie unwissentlich die Ursache meiner Gefangennahme waren, so war es nicht Ihre Schuld."

„Wenn Sie aber umkommen sollten, so würde mir zu Muthe sein, als wenn ich ihre Mörderin wäre. Aber Sie sollen nicht umkommen! Ich höre, daß Herr Montrose in London ist und die Krone um einen Aufschub ersucht. Hoffentlich wird es ihm gelingen, aber wäre es auch nicht der Fall, hören Sie, Miß Leaton, Sie sollen nicht umkommen! Ich schwöre es vor dem hohen Himmel!" rief Annella, sich die Augen trocknend und aufblickend.

„Sie müssen mich für unschuldig halten, sonst würden Sie nicht mit solcher Zuversicht sprechen."

„Halten! Ich weiß, daß Sie es sind; und wenn es jedem Andern mißlingt, ich will Sie retten — ich will es, und wenn ich dafür sterben sollte! Ich verpfände meiner Seele Seligkeit dafür!"

Digitized by Google

„Ach! armes Kind, sehen Sie diese dicken Mauern und schweren Schlösser; wie könnten Sie mir helfen?"

„Ich weiß noch nicht wie, aber ich weiß, daß ich es irgendwie will — so wahr der Herr mich hört, ich will es!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Engel.

Kennst du die Engel, die für dieses Leben,
Wenn bitt'rer Schmerz das arme Herz bewegt,
Der güt'ge Gott dem Menschen mitgegeben,
Bis man ihn starr in's kühle Grab gelegt?
Kennst du die Engel, die uns freundlich winken,
Wenn uns das Unglück zu erdrücken droht;
Die uns begleiten, bis wir sterbend sinken?
Die beiden Engel heißen — Schlaf und Tod!

Hier kniet ein Kind — aus seinem Auge weichen
Will nicht des Schmerzes bitt're Thränenfluth;
Es kniet ja bei des Vaters, bei der Mutter Leichen,
An deren Brust noch gestern es geruht.
Heut' steht's allein! Was es geliebt auf Erden,
Der eine Engel hat es ihm geraubt.
„Herr!" — betet es — „o laß' bald Abend werden,
Denn meines Glückes Baum ward früh entlaubt!"

Dort steht verkannt ein Jüngling und betrogen
Um seines Lebens höchstes, schönstes Gut —
Die Lieb', die Freundschaft haben ihn belogen,
Der Freiheit floß umsonst sein edles Blut.
Nun weilt er fern vom lieben Heimathlande,
Und finst'rer Schmerz durchfurcht sein Angesicht.
„Zurück!" — ruft's laut in ihm. — Ach, der Verbannte,
Er hört den Ruf, doch — folgen darf er nicht.

Die Jungfrau hier, in ihren goldnen Locken
Den schönsten Schmuck, den größten Myrthenkranz;
Das Herz voll Glück, denn schon hört sie die Glocken,
Ihr leise rufen zu dem Hochzeitstanz.
Da sieht sie plötzlich, wie mit diesen Blüthen
Treuloses Spiel ein list'ger Frevler treibt,
Und es entflieht — Glück, Hoffnung, Ehre, Frieden,
Indeß der Schmerz ihr — mit der Liebe bleibt.

Und dort das Antlitz gramentstellt zerrissen,
In das kein Eing'ger ohne Grauen blickt? —
Das ist die Schuld! Die Züge, die's Gewissen
In des Gefall'nen edel Antlitz drückt.
„Ist dann des Mitleids Born, o Gott! versieget?"
So stöhnt der Mensch. „Bin ich verflucht?
Ist's nicht genug, daß hier im Staube lieget
Dies elend Ding, das jeden Schmerz versucht?

Da schweben sanft die beiden Engel nieder;
Hier kehrt der Schlaf, der Tod kehrt dorten ein.
Der Schlaf — bringt Trost, der Tod bringt Ruhe wieder,
Nach kurzer Trübe beide Sonnenschein.
Ein lichter Traum, von Engelshand geboren,
Gibt Kind und Jungfrau wiederum zurück,
Der Tod dem Jüngling und dem Mann, was sie verloren —
Die Eltern, Liebe, Vaterland und Glück.

Verschiedenes.

Eigenthümliche Industrie. Ein elegant gekleideter Mann betritt einen Berliner Gasthof, den Rheinischen Hof in der Friedrichsstraße, am Abend um elf Uhr. Er läßt sich ein Zimmer anweisen. Am andern Morgen klingelt er heftig und anhaltend. Der Aufwärter wird von ihm, der im Bette liegt, angefahren, wo die Kleider blieben, die er dem Hausknecht zum Ausbürsten vor die Thür gelegt. Der Hausknecht findet keine Kleider. Man sucht und sucht — vergeblich. „Ich bin doch nicht ohne Kleider hereingetreten!" ruft der im Bette Liegende. Nun wird der Wirth gerufen, besorgt einen neuen Anzug und zahlt noch Geld dazu, nur damit der Gast Stillschweigen gelobt. Erst als in drei bis vier Hotels die Sache wiederholt sich zugetragen hatte, löste sich das Räthsel. Der Gauner trug einen Bindfaden bei sich und ließ mit demselben seinen Anzug hinab; unten wartete ein Genosse von ihm darauf. Im Rheinischen Hofe begann der Spuck, im Hotel de Rome unter den Linden fand er sein Ende.

Auf der Roseninsel unweit Possenhofen wurden neue Pfahlbauten entdeckt. Eine große Menge interessanter Gegenstände, wie Hammer und Beile aus Hirschhorn, Feuersteinmesser, Lanzenspitzen, Nadeln und Messer aus Bronze sind bereits aufgefunden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 35. Sonntag, 30. März 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ich nehme den Willen für die That, und bin Ihnen eben so dankbar, als wenn Sie im Stande wären, Ihr Wort zu halten; und vor Allem danke ich Ihnen, daß Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich für schuldlos zu halten. O liebes Mädchen, ich bin von dem Gefängnißcaplan, der mich für schuldig hält und auf mein Geständniß dringt, so gemartert worden. Es ist so betrübend, von einem so guten Manne für ein solches Ungeheuer gehalten zu werden."

„Gut ist er, und doch hält er Sie für schuldig? Dann weiß er eine weiße Taube nicht von einer schwarzen Krähe zu unterscheiden, was eben so viel heißt, als daß seine Ehrwürden, mit seiner Erlaubniß ein Narr ist. Aber in der That sind die meisten der guten Leute, die ich kenne, wirklich Narren. Es scheint, als wenn die Natur in der Vertheilung ihrer Gaben so unparteiisch wäre, daß sie selten dasselbe Individuum mit Klugheit und Güte zugleich beschenkt. Da sind meine drei Großeltern, ich meine den Großvater und die beiden Großmütter, alle mit solchen guten Herzen, aber sehen Sie! solchen schwachen Köpfen. Jedermann kann ihren Kopf um und um drehen, wie der Wind die Wetterhähne dreht. Sehen Sie! Sie sollen selbst urtheilen. Beim Proceß, als der anklägerische Kronanwalt Sie schmähte, riß er sie so mit sich fort, daß sie Sie zuletzt für einen vollkommenen Bosheitsteufel hielten. Dann, als ihr Anwalt Sie vertheidigte, riß er sie mit sich fort, bis sie Sie für einen verfolgten Cherub hielten. Als dann der Richter beide Seiten zusammenfaßte, wurden sie von entgegengesetzten Meinungen hin und her gezogen, und konnten sich nicht entscheiden, ob Sie ein Engel oder ein Teufel wären. Endlich als die Geschworenen ihren Wahrspruch abgaben, entschieden Sie gemächlich, daß Sie das Letztere wären, und so gingen sie zufrieden nach Hause zum Abendessen und zu Bette. Sehen Sie! und da verlangt man, daß wir unsere Alten immer achten sollen!"

„Allerdings, liebe Annella," sagte Eudora Leaton.

„Dann ist zu wünschen, daß Sie immer achtungswerth wären."

„Annella, Sie erschrecken mich, Kind; das Alter muß man ehren."

„Kann's nicht ändern. Ich habe kein Krümchen von Ehrfurcht in meinem Character; es rührt alles von meiner Kasernen-Erziehung her, denke ich."

„Das denke ich auch, armes Mädchen; aber Sie scheinen ja Freunde gefunden zu haben, Miß Annella."

„Freilich habe ich das; drei Großeltern, sagte ich Ihnen."

„Wer denn?"

„Das will ich Ihnen erzählen. Als ich Allworth-Abbey ausfindig zu machen suchte, an wen gerathe ich, als an einen alten Diener, halb Matrose, halb Kammerdiener, der mich unrechtmäßig auf Privatgrund ertappt und mich vor seinen Herrn schleppt, wie eine Landstreicherin vor einen Bürgermeister; und als ich meine Geschichte erzählte, wer kommt in dem alten Herrn zum Vorschein, als mein eigener Großvater, welcher in dem schönen Hause, den Anchorage, mit zwei andern alten Damen, auch meinen Großmüttern, wohnte."

„Dem Anchorage; dann müssen Sie von Sir Ira Brunton und seiner Familie sprechen?" sagte Eudora.

„Ganz recht. Er haderte mit meinen Eltern und verstieß sie, aber er nahm mich

Digitized by Google

auf, als er mich über seine Schwelle gezogen fand. Soll ich Ihnen alle Einzelheiten erzählen? Würde es Sie interessiren?"

„Gewiß, sehr," sagte Eudora, ihre eigene furchtbare Lage in ihrer Theilnahme für Annella's Schicksal vergessend.

Das Mädchen begann und erzählte ihre Abenteuer, wie sie dem Leser schon bekannt sind.

Die Erzählung entriß die Verurtheilte der Betrachtung ihrer eigenen Leiden, und am Schlusse derselben reichte sie Annella die Hand und sagte:

„Ich bin sehr froh um Ihretwillen, liebes Kind."

„Aber ich bin es nicht," rief Annella, auf den Grund ihres Kummers und ihrer Gewissensbisse zurückkommend. Ich wäre lieber in London geblieben und hätte Alles erlitten, was ich am meisten fürchtete — die Gemeindeanstalt, eine rohe Herrin, Bettelarmuth, Alles eher, als hierherzukommen, um Sie zu verrathen. Aber es war nicht meine Absicht, Eudora, o zewiß nicht! Ich wäre lieber gestorben, als Sie in diese Noth zu bringen. Aber ich ahnte nicht einmal Ihre Identität, bis ich Sie im Gerichtssaal erkannte, und auch da wußte ich noch nicht, daß ich eine Hand bei Ihrer Gefangennahme gehabt hatte, bis ich an dem Abend nach Hause kam, und Tabitha Tabe, die Kammerjungfer, mir sagte, daß es Alles meine Schuld sei; daß sie durch mein Geschwätz die Spur zu Ihrem Versteck gefunden hätten; und o, Eudora, ich fühlte, daß sie die Wahrheit sagte, und es war mir, als ob man mich mit einem Knüttel zu Boden geschlagen hätte, und seitdem bin ich krank. Wenn ich wohl gewesen wäre, glauben Sie, daß ich so lange weggeblieben wäre?"

„Nein, liebe Annella, aber es wundert mich, daß Sie überhaupt die Erlaubniß bekommen haben, mich zu besuchen."

„Das glaube ich; es war sehr schwierig. Zuerst bat ich meinen Großvater, mich herzubringen, aber er weigerte sich und fuhr mich noch oben drein an; dann wartete ich eine Gelegenheit ab, setzte meinen Hut auf und ging geraden Weges hierher, und der Inspector wollte mich ohne Erlaubniß des Sheriffs nicht einlassen; dann ging ich hin und spürte den Sheriff auf und bat ihn, mir einen Erlaubnißschein zu geben, Sie zu besuchen, und er brüllte: nein, als hätte er mir den Kopf abreißen wollen, weil ich ihn gebeten hatte, und dann ging ich zu dem Gefängnißcaplan und erzählte ihm, welch eine gütige Freundin Sie gegen mich gewesen wären, und was für eine Verrätherin ich gegen Sie gewesen wäre, und bat und flehte ihn, mir einen Erlaubnißschein zu verschaffen, und er bekam ihn vom Sheriff und gab ihn mir, und so bin ich hier. Aber ich bin nicht umsonst gekommen, Eudora. Ich sagte, Sie sollen nicht umkommen, und Sie sollen es nicht, so wahr der Himmel mich hört," setzte Annella leise flüsternd hinzu, indem sie eifersüchtig über ihre Schulter nach Frau Barton blickte, welche sich dicht in die entfernteste Ecke der kleinen Zelle drückte, um so weit entfernt zu sein, als es ihre Pflicht erlaubte.

„Worauf wartet diese Frau hier? Es ist sehr roh. Warum geht sie nicht fort und läßt uns allein?" fragte Annella flüsternd.

„Mein Kind, es ist ihre Pflicht, zu bleiben. Ich darf nicht einen Augenblick allein gelassen werden."

„Nun, das ist wahrscheinlich gut gemeint, da Sie in so tiefem Elend sind; aber Sie sind ja jetzt nicht allein; ich bin bei Ihnen, also kann sie gehen. Sagen Sie ihr, daß sie gehen solle."

„Sie irren sich, mein liebes Kind; es geschieht nicht aus Güte, sondern der Sicherheit halber, daß ich so bewacht werde, und Frau Barton darf mich nicht verlassen, selbst wenn ich sie darum bitte."

„Aber ich wünsche, ins Geheim mit Ihnen zu sprechen; ich will nicht, daß sie jedes Wort hört, das wir sagen," rief Annella mit nachdrücklichem Geflüster.

„Aber es darf Niemand so mit mir sprechen, und sie ist gerade zu dem Zwecke hier, Alles zu hören, was wir zu sagen haben," erwiderte Miß Eudora.

„Aber das ist sehr hart."

„Es ist die unabänderliche Regel, und da es eine weise Regel ist, und in allen Fällen wie der meinige angewandt wird, so kann ich mich gar nicht darüber beklagen."

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgeschlossen, Frau Barton herausgerufen, und ihre Stellvertreterin hereingelassen.

Digitized by Google

Die Neuangekommene war eine finstere Frau, die ihren Sitz mit der stumpfen Gleichgültigkeit einer Person einnahm, die schon lange gegen ihr grausames Amt abgehärtet war.

Annella, die um Eudoras willen vor diesem weiblichen Drachen nicht frei zu sprechen wagte, hatte doch nicht das Herz, Abschied von ihrer Freundin zu nehmen. Sie setzte sich neben sie auf das Feldbett, nahm schweigend ihre Hand und hielt sie fest. Sie blieb so lange als sie nur irgend konnte, und dann beim Abschied versprach sie, wenn sie die Erlaubniß erhielte, Eudora am folgenden Tage wieder zu besuchen.

Nach der Entfernung ihrer Besucherin tauchte die volle Wirklichkeit ihrer furchtbaren Lage vor Eudoras Geist auf und überwältigte sie, und in der Ermattung der Verzweiflung sank sie auf das Bett nieder.

Eudora hatte noch nicht viele Minuten so gelegen, als die Thür noch einmal aufgeschlossen, wieder ein „Freund Miß Leaton zu besuchen" angemeldet wurde, und Malcolm Montrose die Zelle betrat.

Alles andere vergessend, fuhr Eudora in die Höhe, sprang ihm entgegen und rief:

„O Malcolm, kommst Du endlich? Welche lange Zeit bist Du fort geblieben! Gott segne Dich, ich bin so froh Dich zu sehen! Aber o, Malcolm! wird man mich leben lassen? Schnell sage es mir?"

Malcolm konnte ihr nicht antworten; er drückte ihre Hand mit unbewußt grausamer Gewalt, während er in stummem Jammer das Gesicht abwandte.

Miß Leaton sah ihn mit plötzlichem Schrecken an, und in der auf seine Stirn geschriebenen Agonie las sie die Wahrheit. Ihr klopfendes Herz wurde still wie der Tod; ihre geröthete Wange ward bleich wie Marmor, und sie sank auf ihren Sitz und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

Malcolm setzte sich an Eudoras Seite, nahm eine ihrer Hände in die seinige und versuchte zu sprechen; aber seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Dann, mit der wunderbaren Stärke, welche selbst der schwächsten Frau in der schrecklichsten Noth kommt, beherrschte sie ihre eigene Aufregung, und da sie ihm dem Schmerz ersparen wollte, die verhängnißvolle Nachricht auszusprechen, sagte sie ruhig:

„Ich muß sterben."

Er drückte ihre Hand in stummer Verzweiflung, und kein weiteres Wort ward zwischen Ihnen gesprochen. Sie saßen mit umklammerten Händen neben einander, bis die Stunde des Gefängnißschlusses sie trennte. Dann stammelte Malcolm beim Abschiede mit gebrochener Stimme hervor:

„Ich will Dich morgen wiedersehen."

Sie antwortete: „Komme." Und so schieden sie.

An demselben Abend war es in der ganzen Stadt bekannt, daß das Gesuch um Aufschub oder Verwandlung von Eudora Leaton's Urtheilsspruch verworfen worden war; daß jede Hoffnung ihr Leben zu retten aufgegeben, und daß die auf Mittwoch Morgen angesetzte Hinrichtung gewiß vollzogen würde.

24.

Am nächsten Morgen, während Malcolm Montrose durch das Fehlschlagen seiner letzten Hoffnungen niedergeschmettert, in seinem Privatzimmer im „Leatonwappen" saß, wurde die Thür plötzlich aufgerissen, und ein junges Mädchen, in Trauer gekleidet, mit einem Gesicht blaß wie der Tod und schrecklich aufgeregtem Benehmen, trat eilig ins Zimmer.

„Also Ihr Gesuch an den Staatssecretär des Innern hat keinen Erfolg gehabt!" waren die ersten hastigen Worte, welche die Besucherin ausstieß, indem sie ihren Schleier zurückwarf und sich vor Herrn Montrose stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

V. Das gesunde Kind, Ernährung und Pflege desselben.

Viel, sehr viel, wird noch bei der Ernährung der Neugebornen, sowie der Kinder unter einem Jahre überhaupt gefehlt, und Hunderte von Kindern müssen diesen Mangel an richtiger und naturgemäßer Pflege mit ihrem Leben bezahlen. — Auch in Frankreich ist die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre

Digitized by Google

sehr groß. Dies gab erst kürzlich der Akademie der Medicin Veranlassung, die Ursachen dieser großen Sterblichkeit der Neugebornen anzugeben. Unter andern wurden bezeichnet: Die Unterlassung des Selbststillens; die Unwissenheit in den gewöhnlichsten Regeln der Ernährung und körperlichen Erziehung der Kinder im Verein mit den Vorurtheilen aller Art, dann die künstliche Auffütterung und deren Schwierigkeiten in der Ausführung und der Mangel an ärztlicher Hilfe im Beginne von Gesundheitsstörungen.

Als Mittel, um diesen Ursachen vorzubeugen, oder sie zu bekämpfen, wurden unter andern folgende hervorgehoben. Begünstigung des Selbststillens durch Unterstützung an bedürftige Mütter und Erweckung des Gefühls der mütterlichen Pflichten bei den wohlhabenden Müttern; dann Verbreitung der Grundsätze und Regeln einer guten Gesundheitslehre und insbesondere einer verständigen Ernährung in der ersten Kindheit.

Wie wenige Mütter auf dem Lande und in der Stadt nähren ihre Kinder an der Brust, und doch ist diese die erste und natürlichste Nahrungsquelle für das Kind in den ersten Lebensmonaten. Die Unterlassung des Stillens geschieht aber nicht bloß immer wegen mangelnder Milch oder andern natürlichen Hindernissen, sondern gar vielfach aus falscher Scham, aus Eitelkeit oder Bequemlichkeit von Seite der Mütter. Statt dieser ersten Nahrung wird dem Kinde der Schnuller (sog. Nuller oder Zapfen) in den Mund gedrückt. Dieser wird bei vielen noch mit schlecht gekochtem Brei oder Muß gefüllt, oder sie kauen auch gar weißes oder schwarzes Brod und füllen aus ihrem Munde damit diese Leinwandfetzen an. Beides ist gleich eckelhaft und unverdaulich für das Kind und sollte endlich doch einmal aufgegeben werden.

Müssen es in Gottes Namen Schnuller sein, so füllt sie mit geriebenem gutgebackenen Brode, Semmeln oder sogenanntem Schnullerbrode.

Diese sind doch den Kindern nicht geradezu schädlich und das Kind kann noch einigermaßen einen Nahrungssaft daraus entnehmen. Doch sind sie im Ganzen unnöthig und selbst schädlich, denn dadurch, daß sie mit dem Speichel des Kindes beständig vermischt sind, bildet sich in ihnen leicht Säure und durch diese bekommen die Kinder die Mundfäule, das sog. Kurves oder böse Mäulchen, das man bei Kindern ohne Schnuller fast gar nicht findet, und das in vielen Fällen, wenn sich diese weißen Massen, die aus Pilzen oder Schwämmchen bestehen, in hohem Grade ausbreiten, den Tod des Kindes zur Folge hat. Die Hauptnahrung auf dem Lande besteht noch immer in dem Mehlbrei oder Muß, das gut bereitet und bei jeder Mahlzeit gut gekocht, die Kinder oft noch leidlich ernährt. Aber wie Viele verstehen das Muß recht zu bereiten, wie oft mißräth es selbst denen, die damit umgehen können, und wie wird es verabreicht?

Bei Manchen besteht, kaum sollte man es glauben, die Unsitte, den Brei oder das Muß für den ganzen Tag zu kochen und ihn höchstens bei der einzelnen Mahlzeit wieder aufzuwärmen. Dieser Brei verdirbt sehr schnell, besonders zur Sommerszeit und ist dann für das Kind unverdaulich und höchst verderblich. Und noch eins: Einige haben noch immer die abscheuliche Gewohnheit, den Brei vorher in ihrem eigenen Mund herumzubalgen und dann erst aus ihrem Munde dem Kinde zu reichen, angeblich, daß das Kind den Bissen nicht zu heiß bekömmt.

(Schluß folgt.)

Sieben Gründe.

Sieben Gründe gibt's für's Trinken:
Freundes Ankunft: Nummer eins,
Zwei: wenn schöne Mädchen winken,
Drei: ein Becher guten Weins,
Vier: ein Trinklied hoch zu achten,
Fünf: ein trockner Gaum im Mund,
Sechs: die Furcht vor künft'gem Schmachten,
Sieben: — jeder and're Grund!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 36. Mittwoch, 2. April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Malcolm seufzte und sah diesen sonderbaren Eindringling erstaunt an.

„Und Sie behaupten, den ernstlichen Wunsch zu hegen sie zu retten, und konnten doch Ihren Zweck nicht erreichen?" rief das Mädchen mit bitterer und verächtlicher Ironie.

„Ich hätte mein Leben für das ihrige hingegeben; ich würde es noch jetzt hingeben, wenn die Hingabe sie retten könnte!" stöhnte Malcolm in tiefer Bitterkeit der Seele.

„Und doch ist es Ihnen nicht gelungen, auch nur einen kleinen Aufschub ihres Urtheils zu erlangen!"

„Weil," sagte Malcolm Montrose kummervoll, „der Staatssecretair wegen der Krankheit des Richters, der den Fall in Untersuchung hatte, nicht im Stande war, ihn über den Gegenstand zu Rathe zu ziehen."

„Also muß sie wohl am Mittwoch ihre Strafe erleiden?"

Malcolm stammelte mit erstickter Stimme:

„Ja!"

„Und sie geben vor, sie zu lieben, und doch sagen Sie das? O Mann, Mann, Sie lieben sie nicht! Aber ich liebe sie, und ich sage, sie soll nicht sterben!" rief das Mädchen mit leidenschaftlichem Ernst, welcher den jungen Mann veranlaßte aufzufahren und erstaunt zu ihr aufzublicken.

Es war klar, daß er seine seltsame Besucherin für wahnsinnig hielt.

„Sie soll nicht sterben, ich wiederhole es!" sagte das Mädchen in Erwiderung auf seinen erstaunten Blick.

„Wer sind Sie, junges Frauenzimmer, die Sie ein so ernstes Interesse an dem Schicksal dieser unglücklichen Dame zu nehmen scheinen?" fragte Malcolm.

„Eine, die es viel zu ernst meint, um Eudora Leaton ihrem unverdienten Schicksal zu überlassen; eine, die sie trotz Richter, Geschworenen, Kerkermeister und Sheriff retten wird," erwiderte die Besucherin.

„Ach, armes Mädchen!" seufzte Malcolm, überzeugt, daß er eine mitleidige, junge Wahnsinnige vor sich habe.

„Sehen Sie her, Herr Montrose. Ich bin nicht von Sinnen, obgleich Ihre Blicke das zu sagen scheinen, und obgleich ich, wenn der Kummer je einem den Verstand zerrüttet hat, wahnsinnig sein müßte!"

„Aber wer sind Sie denn, junge Dame, die Sie so freundlich bekümmert sind —"

„Was liegt daran, wer ich bin?" unterbrach ihn die Besucherin ungeduldig. „Ich bin Annella Wilder, die Enkelin des Admiral Brunton! aber das ist nicht von der geringsten Bedeutung. Was von der äußersten Wichtigkeit ist, ist mein Auftrag hier, einen Plan für Eudora Leatons Befreiung mit ihnen zu ersinnen!"

Annella hielt inne, um Athem zu holen, denn die ganze Zeit über hatte sie mit ungestümer, dringender leidenschaftlicher Heftigkeit gesprochen; als Malcolm sie aber noch immer mit einem festen, fragenden und mißtrauischen Blicke betrachtete, brach sie wieder ungeduldig heraus:

„O ich sehe, Sie denken noch immer, ich sei wahnsinnig! aber ich bin es nicht. Ich bin nur nervös, bekümmert und aufgeregt; und bin mir sehr gut bewußt, daß ich das bin? Wie könnte ich anders sein? Ich habe seit ihrer Verurtheilung nur wenig geschlafen, und seit die letzte Hoffnung auf einen Aufschub fehlschlug, gar nicht mehr. Ich habe Nacht auf Nacht wachend gelegen und Pläne zu ihrer Befreiung ersonnen. Und Plan auf

Digitized by Google

Plan hat durch mein Gehirn gewogt, bis ich vor Aufregung und Mangel an Schlaf fast toll geworden bin. Deßhalb wundert es mich kaum, daß Sie mich für wahnsinnig halten; aber jetzt müssen Sie doch sehen, daß ich es nicht bin."

„Junge Dame, ich danke Ihnen aus der Tiefe eines höchst dankbaren Herzens für das Interesse, das Sie an Miß Leaton nehmen, deren Unglück doch gewiß ihr einziger Anspruch auf Ihre Theilnahme ist; denn Sie sind ihr doch wahrscheinlich fremd und können die Vortrefflichkeit ihres Charakters nicht kennen," sagte Malcolm.

„Nicht? Da irren Sie sich. Sie ist keine Fremde für mich, sondern die theuerste Freundin, die ich auf der Welt habe!" rief Annella Wilder und erzählte sogleich mit wenigen heftigen Worten die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Eudora.

Die ganze Zeit über hatte Annella vor Malcolm Montrose gestanden, während er sitzen geblieben war.

Er verstand sie jetzt und besann sich. Er stand auf, nahm ihre Hand, führte sie mit achtungsvoller Zartheit zu einem Sitze, und sagte abbittend:

„Ich bitte Sie um Vergebung, Miß Wilder, aber dieses schwere Mißgeschick hat mich gänzlich entmannt und mich sogar die gewöhnlichen Höflichkeiten des Lebens vergessen machen."

„Ich weiß," sagte Annella, „aber verschwenden Sie keine Worte der Entschuldigung an mich, das verlange ich nicht, ich verlange Ihre augenblickliche Mitwirkung zu einem Plane für Eudora's Befreiung."

„Gutes Mädchen," sagte Malcolm, „ich danke Ihnen in Eudora's Namen, aber ich fürchte sehr, daß jeder Plan, den Sie entwerfen möchten, sich in der Ausführung unmöglich erweisen muß."

„Lieben Sie sie wirklich und können Sie von Furcht und Unmöglichkeit in Beziehung auf irgend einen Plan für Eudora's Befreiung sprechen?" fragte Annella.

„Miß Wilder, ich sagte Ihnen, daß ich freudig ihr Leben mit dem meinigen erkaufen würde, wenn ich könnte; aber auf irgend einen Plan zu ihrer Rettung, liebes Mädchen, kann ich nur wenig Hoffnung haben."

„Warum?"

„Ach, Miß Wilder! haben Sie an die Stärke jenes Gefängnisses und die Wachsamkeit und Unbestechlichkeit der Beamten gedacht?"

„Die Stärke des Gefängnisses ist eine harte, wirkliche Thatsache, die ich nicht leugnen kann; die Wachsamkeit seiner Beamten ist ebenfalls dem oberflächlichen Beobachter klar; aber ihre Unbestechlichkeit — bah! Voltaire oder Salomo oder Robinson Crusoe oder sonst Jemand hat gesagt, daß Jeder erkauft werden könne, wenn man ihm nur seinen eigenen Preis bezahlen will! Nun, wie so wissen Sie, daß die Beamten unbestechlich sind? Ist irgend Jemand vollkommen? Sind Sie es? Die einzige Frage ist, haben Sie Geld genug, den Kerkermeister zu bestechen, daß er ihre Flucht unterstützt?"

„Ich glaube nicht. Dann ich glaube nicht, daß irgend eine Summe ihn bestechen würde."

„Sie lieben sie bei Weitem nicht! Aber wie viel Geld haben Sie?" fragte Annella mit lebhafter Heftigkeit.

Malcolm schwieg einen Augenblick und antwortete dann:

„Ich könnte fünftausend Pfund aufbringen."

„Ei, damit könnte man einen Erzbischof oder einen Premierminister erkaufen, um wie viel mehr einen Kerkermeister!"

„Sie haben eine schlechte Meinung vom menschlichen Character."

„Habe ein Recht dazu. Das einzige menschliche Wesen mit dem ich genau bekannt bin — und das bin ich selbst — weiß ich, verdient, an den Pranger gestellt zu werden, und alle übrigen, einige ausgenommen, sollten gehängt werden! Aber stellen Sie den Kerkermeister mit dem Anerbieten von fünftausend Pfund auf die Probe. Diese Summe wird für einen Mann in seinen Verhältnissen ein unwiderstehlicher Anlaß sein — besonders wenn Sie ihn von dem überzeugen, was ich für die Wahrheit halte — daß er eine verdienstliche Handlung begeht, wenn er einem unschuldigen Mädchen zur Flucht verhilft."

„Wirklich, Ihre Schlüsse haben eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich. „Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm", und ich bin geneigt, Ihre Idee zu ergreifen. Welches ist der Rettungsplan, von dem Sie wünschen, daß der Kerkermeister bewogen werde, ihn zu unterstützen?"

Digitized by Google

„Ich sagte bestochen, ihn zu unterstützen. O, es ist ein sehr einfacher. Ich gehe dicht verschleiert nach dem Gefängniß. Ich gedenke, mit Eudora die Kleider zu wechseln, und sie in meinem Kleide, Mantel, Hut und Schleier hinausgehen zu lassen, während der Kerkermeister unter dem einen oder andern Vorwande die Wächterinnen nach einem andern Theile des Gebäudes lockt, so daß sie ungestört hinausgehen kann. Und Sie könnten einen geschlossenen Wagen irgendwo in der Nähe haben, sie hineinsetzen und sogleich nach der Seeküste fahren, wo Sie schon ein Fischerboot gemiethet haben müssen, um sie fortzubringen. Mittlerweile, wenn sie kommen, um nach ihr zu sehen, finden sie mich!"

„Aber wissen Sie, gutes Mädchen, selbst wenn Ihr Plan gelingen sollte, was Ihre eigene Strafe für die Unterstützung der Flucht einer Gefangenen sein würde?" fragte Malcolm.

„Nein, ich kümmere ich mich nicht darum. Hängen könnten sie mich nicht, und selbst wenn sie es könnten, so würde ich nach ein wenig Hängen nicht fragen zum Besten einer Freundin!" sagte Miß Wilder munter, denn ihr Muth hob sich mit der zuversichtlichen Hoffnung des Erfolges.

„Man würde Sie lebenslänglich deportiren."

„Nun, mögen sie das thun, wenn es ein Trost für sie wäre für das Entkommen Eudora's! Das würde mir nur eine freie Ueberfahrt nach Australien verschaffen, und ich wünsche, die Welt zu sehen. Botany Bay ist gewiß nicht der schlimmste Platz auf der Oberfläche der Erde. Man sagt, die Verurtheilten sind dort in sehr kurzer Zeit im Stande, sich mit einem glänzenden Vermögen zurückzuziehen. Mit einem Worte, ich würde vor Freude außer mir sein, um Miß Lealons willen hinübergeschickt zu werden. Der Wechsel ist die Würze des Lebens, und das wäre eine der Würzen!" sagte Annella, denn durch Malcolms offenbare Beruhigung hob sich ihr Muth.

„Ihr Plan soll versucht werden," sagte Herr Montrose ernst, „um so eher, als ich nicht glaube, daß Sie wirklich dadurch in Nachtheil gerathen könnten. Aber sind Sie gewiß, selbst wenn Sie den Kerkermeister gewinnen, daß Sie den Muth haben, Ihre eigene Rolle durchzuführen? Bedenken Sie, daß Ihre eigene Rolle die gefährlichste von allen ist. Meine Hand würde kaum darin gesehen werden. Der Kerkermeister mit fünftausend Pfund, könnte leicht das Land verlassen, aber Sie würden in der Zelle gefunden werden und müßten der —"

„Der Musik des Lärms trotzen, den sie erheben würden! Ich weiß es — ich fürchte mich nicht. Vorwärts nur! Ich will meine Rolle schon spielen!" sagte Annella.

Sie verließen sogleich das Hotel und gingen eilenden Schrittes nach dem Gefängnisse, zeigten die Erlaubniß des Sheriffs vor und wurden augenblicklich eingelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

V. Das gesunde Kind, Ernährung und Pflege desselben.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Ich frage euch: möchtet ihr auch eine Speise zu euch nehmen, die ein Anderer oder eine Andere schon vorher im Munde gehabt hat? Gewiß nicht. Pfui also, schämt euch und gebt doch einmal diese garstige Unsitte auf. Denn der Speichel vieler Personen ist scharf und den Kindern ungesund, bringt Säure und Gährung in den Brei, der hier den Kindern gereicht wird.

Bei dieser Ernährungsweise mit diesem schlechten Mehlbrei seht ihr bald euer Neugebornes, das zuerst kugelrund und dick war, in kurzer Zeit abmagern: es wird zwar immer viel essen und Dutzendmal hört man die Klage von euch: „ich weiß nicht, mein Kind ißt so viel und wird immer magerer und elender," aber eben weil es diese Nahrung nicht verdaut, bekommt es Erbrechen, Abweichen, ein altes Gesicht voller Runzeln, einen dicken unförmlichen Bauch und spindeldürre Beinchen und stirbt zuletzt an Abzehrung. Und wer hat dann diesen Tod auf sich? Niemand anderer als ihr mit eurer unvernünftigen Ernährungsweise!

In den ersten 2 bis 4 Monaten sollt ihr dem Kinde zur Speise und

Digitized by Google

zum Getränke nichts anderes geben als Milch, in den ersten 2 Monaten mit Wasser vermischt, später die Milch für sich ohne Wasser.

Reicht die Milch allein dem Kinde nicht aus, so gebt ihm Anfangs nur Mittags, später auch zweimal des Tages ein dünnes gut ausgekochtes Müßchen (Brei) von geriebenen gut gebackenen Semmeln (Wecken) oder anderem nicht saurem weißen Brode, nebenbei gute mit 1/3 abgekochtem Wasser verdünnte Milch zu trinken und es wird gedeihen und gesund bleiben.

Sollte das Kind das Muß (wohlverstanden das Reibmuß, nicht euren Mehlbrei), was selten der Fall sein wird, nicht vertragen, so paßt eine magere Fleischsuppe. Um die Kinder an dieje zu gewöhnen, muß sie im Anfange ganz leer und sehr wenig gesalzen sein, ja ihr könnt im Anfange selbst etwas Zucker daran thun. Später, wenn das Kind die Fleischsuppe verträgt und dasselbe kräftiger wird, gebt ihr sie schwach gesalzen mit Brod verkocht oder mit Reis oder Gerste gekocht. Die Körner desselben müssen sich aber leicht durch ein Tuch durchdrücken lassen und deßhalb gut aufgeschwollen sein, auch dürfen die Reis- und Gerstensuppen nicht zu dick sein, sie müssen eben Suppen und kein Muß sein.

Die Kleidung des Kindes sei weich, warm und jeder Zeit vollkommen ausgetrocknet, der Kopf werde kühl gehalten, Häubchen brauchen die Kinder keine, so lange sie in ihren Betten liegen, dieselben beschränken den Haarwuchs und geben Anlaß zu verschiedenen Kopfausschlägen. Unterleib und Füßchen haltet besonders warm, weil sonst die Kinder sich leicht erkälten, und Leibschmerzen (Kolik, Grimmen) bekommen, die euch und den Kindern dann viele schlaflose Nächte bereiten.

Zum Gedeihen des Kindes trägt die Reinlichkeit sehr viel bei, zu dieser gehört vor Allem das fleißige Wechseln der Wäsche. Laßt die durchnäßten Windeln nicht bloß am Ofen trocken werden, wie man es manchmal noch sehen kann, um sie dann wieder zu benützen, sondern waschet sie jedesmal gehörig aus und dann trocknet sie wo möglich im Freien, nicht in dem Zimmer, in welchem das Kind oder ihr selbst wohnen und schlafen müßt.

Ebenso reinigt den behaarten Kopf des Kindes von den harten Krusten, den Schuppen, denn diese verhindern die Ausdünstung, geben Anlaß zu Ausschlägen und zur Ansammlung von Ungeziefer. Weicht die Schuppen mit warmem Wasser auf und reibt dann warmes Oel oder meinetwegen auch frisches Rindschmalz ein und sie lösen sich dann leicht ab. Gebt auch die abergläubische Furcht auf, daß die Kinder sterben würden, wenn ihr denselben die Nägel vor einem Jahre schneiden würdet. Dadurch plagt ihr nur die Kinder selbst, sie zerkratzen sich das Gesicht, bekommen Wunden an den Ohren und auf dem Kopfe, die sie sehr beläftigen und ihnen den Schlaf rauben.

(Schluß folgt.)

Kirchheimbolanden, 27. März. Ein interessanter Proceß wurde vor hiesigem Landgericht ausgetragen. Bei einem der letzten Treibjagen flüchtete ein Reh in hiesige Stadt und zwar in den Hofraum der Wtw. Fischer. Die Jagdpächter verlangten die Herausgabe des Rehes, welche auch erfolgte, nachdem einer derselben der Frau gegenüber für Befriedigung ihrer allenfallsigen rechtlichen Ansprüche Garantie zu leisten versprach. Da die Jagdgesellschaft aber die von der Frau beanspruchte Entschädigungssumme nicht zahlte, so wurde letztere klagbar und das Gericht entschied auch dahin, daß Frau Fischer rechtliche Eigenthümerin des Rehes sei und verurtheilte den verklagten Jagdpächter Herrn Ph. Schach zur Zahlung des von Ersterer beanspruchten Betroges von 11 fl.

Ein Buchdrucker, der ein Adreßbuch herausgab, bemerkte, daß ihm noch die Hausnummern einer Straße fehlten, und beauftragte seinen neuen Burschen, ihm diese Nummern zu bringen. Zwei Stunden später wurde der Bursche von der Polizei arretirt, weil er von den Häusern die Nummernschilder abzureißen suchte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 37. Freitag, 4. April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Während sie eine Minute in der Halle auf einen Schließer warteten, der sie begleiten sollte, fragte Annella mit athemlosem Geflüster:

„Werden Sie nach Ihrer Unterredung mit dem Inspector gleich zu Eudora kommen?"

„Gewiß."

„Aber es wird eine der Wärterinnen bei ihr sein, und Sie können vor keiner von beiden davon sprechen, wie soll ich denn erfahren, ob Ihre Aufforderung von Erfolg gewesen ist?"

„Durch mein Gesicht! Könnte ich, mit aller Selbstbeherrschung meiner Natur, wohl die Freude unterdrücken, die sie darauf lesen würden, wenn es mir gelungen, oder die Verzweiflung, die Sie darin sehen würden, wenn es mißlungen wäre?"

„Aber es darf Ihnen nicht mißlingen. Es wird Ihnen gewiß gelingen," sagte Annella ungeduldig.

In diesem Augenblicke kam ein Schließer mit einem Schlüsselbunde herbei.

„Seien Sie so gut, dem Inspector zu sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, und führen Sie dann diese junge Dame zu Miß Leaton," sagte Montrose.

Der Beamte verbeugte sich, öffnete eine Seitenthür und meldete:

„Ein Herr, der den Inspector zu sprechen wünscht."

Dann berührte er seinen Hut vor Miß Wilder und führte sie die Treppe zu der obern Abtheilung hinauf, wo die Zellen der Verurtheilten lagen.

Inzwischen trat Malcolm in das Bureau des Inspectors, welcher mit Schreiben beschäftigt an einem Pulte saß, aber sogleich aufstand und mit einem ernsten Ausdrucke des Mitgefühles und der Achtung seinem Besucher entgegenging.

„Herr Montrose, Sie sehen noch immer so erschöpft und krank aus, was auch nicht zu verwundern ist. Sie würden es besser für Ihre eigene Person ertragen, ich weiß das, mein Herr, aber dennoch müssen Sie auszuharren suchen, schon um ihretwillen. Die Zeit führt den bittersten Kummer sowie die süßesten Freuden mit sich fort. Noch einige Tage, und dieser ganze Schmerz wird für Sie und für sie auf immer vorüber sein. Wenn sie schuldlos ist, wie ich es hoffe, und ungerecht duldet, wie ich fürchte, daß sie es muß, so wird Gott sie in einer andern Welt reichlich entschädigen. Wenn alles vorbei ist, müssen Sie reisen, und Zeit, Philosophie und Religion werden die Wunden Ihres Herzens heilen. Setzen Sie sich hierher, Herr Montrose, und erlauben Sie mir, Ihnen etwas anzubieten," sagte der Inspector, indem er seinem Gast einen gepolsterten Armstuhl hinsetzte und auf den Schrank zuging, wo er Getränke für dergleichen Erfordernisse aufbewahrte.

„Ich danke Ihnen — nein, ich bedarf nichts der Art. Aber ich wünsche eine geheime Unterredung mit Ihnen zu haben, Herr Anderson. Wollen Sie so freundlich sein, den Schlüssel in dieser Thür umzudrehen, damit wir nicht gestört werden?" fragte Malcolm, sich in den Armstuhl setzend.

Der Inspector that mit einigem Erstaunen, was man von ihm verlangte, zog dann einen Stuhl herbei und setzte sich neben Malcolm, indem er sagte:

„Worin kann ich Ihnen dienen, Herr Montrose?"

„Zuerst, indem Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß das, was in dieser Unterredung zwischen uns vorgeht, als streng geheim und vertraulich betrachtet werden soll. Ich stelle

Digitized by Google

das Verlangen nicht um meinetwillen, sondern wegen einer anderen Person — einer jungen Dame."

„Miß Leaton?" fragte der Kerkermeister zweifelhaft.

„Einer andern jungen Dame, die Ihnen fremd ist und es auch mir bis diesen Morgen war," erwiderte Malcolm.

Der Inspector schwieg einen Augenblick und antwortete dann:

„Nun, Herr Montrose, ich habe hinreichendes Vertrauen auf die Redlichkeit Ihrer Gesinnung, um zu glauben, daß Sie mir keine Unterredung anvertrauen oder geheim zu halten zumuthen würden, deren Mittheilung meine Pflicht wäre, und so haben Sie mein Versprechen, daß Alles, was in dieser Unterredung zwischen uns vorgehen mag, streng geheim bleiben soll."

„Und das auf ihr Wort und ihre Ehre?" fragte Malcolm.

„Auf mein Wort und meine Ehre, ja," erwiderte der Inspector."

„Anderson, ich habe gehört, daß der Vater Eudora's ihr Gönner und bester Freund war?" sagte Montrose.

„Ich verdanke ihm Alles, was ich auf dieser Welt besitze," erwiederte der Inspector.

„Und deßhalb müssen Sie Mitleid für sein unglückliches Kind empfinden?"

„Als wenn es mein eigenes wäre — ja, das thue ich."

„Und Sie glauben die Tochter eines so guten Mannes frei von dem häßlichen Verbrechen, wofür sie zum Sterben verurtheilt ist?"

„Ich weiß nicht; ich bin geneigt, sie dafür zu halten."

„Also wenn Sie geneigt sind, sie für unschuldig zu halten, wie können Sie die bevorstehende Hinrichtung in einem andern Character als dem eines Justizmordes betrachten?"

Der Inspector stand schnell von seinem Sitze auf und ging in großer Aufregung im Zimmer auf und nieder.

Herr Montrose, durch die Stärke seines Vorsatzes sicher gemacht, beobachtete den aufgeregten Inspector.

Endlich nahm dieser seinen Sitz wieder ein, wischte sich die Stirn ab und sagte:

„Warum sagen Sie mir das alles, Herr Montrose? Ich habe sie nicht verhört und nicht verurtheilt, und werde den Spruch des Gesetzes nicht an ihr ausführen. Zugegeben, daß ihre Hinrichtung ein Justizmord sein mag, ich werde ihn nicht begangen haben, und ich kann ihn nicht hindern."

„Sie können ihn hindern!" sagte Malcolm nachdrücklich.

„Ha!" rief der Kerkermeister, verlegen aufblickend.

„Ich sage, Sie können ihn hindern! Sie können verhüten, daß dieses große Unrecht geschieht — daß dieses große Verbrechen begangen — dieses unschuldige Mädchen hingerichtet werde! Und wenn Sie es nicht verhindern, so werden Sie selbst ein Mitschuldiger an der Ermordung der verwaisten Tochter ihres Wohlthäters!" rief Malcolm.

Der Inspector blickte den Sprechenden mit Erstaunen und Verlegenheit an, welche nur noch des weiteren Elements der Furcht bedurfte, um vollkommene Bestürzung zu werden.

„Ich — ich soll dieses alles verhindern? Um des Erlösers willen, Herr Montrose, sagen Sie mir wie. Ich bin ein armer Mann, mit Frau und Kind, aber ich wollte freudig Alles opfern, was ich auf dieser Welt besitze und als Bettler hinausgehen, wenn ich sie dadurch von dem schrecklichen Schicksal, das ihrer wartet, erretten könnte!" betheuerte er.

„Edles Herz! kein Opfer wird von Ihnen verlangt werden. Eudora Leaton's Freunde würden nie dulden, daß Sie um ihretwillen einen Verlust oder eine Kränkung erlitten. Nein, Anderson! Sie werden zu gleicher Zeit Ihres Gönners Kind retten und sich bereichern!" rief Malcolm, indem er des Inspectors braune Hand ergriff und drückte.

Anderson wurde wo möglich noch verlegener als vorher. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, richtete seinen Blick auf die Erde und blieb still. Da Malcolm bemerkte, daß er für jetzt keine Erklärung geben würde, fuhr Malcolm fort, indem er fragte:

„Wie viel ist Ihr Posten werth?"

„Ein kleiner Gehalt nebst freier Wohnung," erwiderte der Kerkermeister, froh über eine Frage, auf welche er eine gerade Antwort geben konnte.

„Wie viel können Sie davon ersparen?"

„Zwanzig Pfund jährlich, wenn Alles glücklich geht."

Digitized by Google

„Dann würden Sie unter den günstigsten Umständen fünf Jahre gebrauchen, um hundert Pfund zu ersparen, zehn um zweihundert bei Seite zu legen und fünfundzwanzig, um fünfhundert Pfund anzuhäufen?“

„Ganz recht, wenn Alles gut mit mir ginge; sonst könnte ich nichts ersparen und vielleicht sogar in Schulden gerathen.“

„Ja. Nun, Anderson, wenn Sie in der höchst gerechten Sache der Errettung der verwaisten Tochter Ihres Wohlthäters von unverdientem Tode Ihren Beistand leihen wollen, so zahle ich Ihnen fünftausend Pfund in harten englischen Sovereigns baar aus — eine Summe, welche Sie und Ihre Familie in diesem oder jenem anderen Lande für den Rest Ihres Lebens unabhängig machen wird!“ sagte Malcolm, gleich zur Sache kommend, ob gleich mit unsicherer Stimme und gerötheter Wange.

„Guter Gott, mein Herr!“ rief der Inspector zurückfahrend, indem ihm das Blut ins Gesicht strömte.

„Sie willigen ein?“ fragte Malcolm mit leiser Stimme.

„Ich habe nie von so etwas geträumt!“

„Die Summe ist groß, es ist alles, was ich aufbringen kann, sonst sollte sie verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht werden! Ich würde zwanzigtausend — hunderttausend — eine Million geben, wenn ich sie hätte — wie ich mein Leben hingeben würde, wenn ich es könnte, um Eudora zu retten.“

„Und ich würde nicht einen Pfennig verlangen, um sie zu retten, wenn ich es ehrlich thun könnte. Wie könnte ich sie retten?“

„Malcolm ergriff sein Handgelenk, beugte sich an sein Ohr und erzählte in lebhaftem, nachdrücklichem Geflüster seinen einfachen Plan zu Eudoras Rettung.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

V. Das gesunde Kind, Ernährung und Pflege desselben.

(Schluß.)

Am besten wird die Reinlichkeit gefördert durch tägliches Baden des Kindes. Ein Kind, das nicht fleißig gebadet wird, riecht übel, wird leicht wund, und fratt, gebadet schläft es gut, es ist ihm wohl und es gedeiht gut.

Das Badwasser wird aber von solchen, denen das feinere Gefühl in den Fingern in Folge schwerer und harter Arbeiten mangelt, in der Regel zu warm angerichtet. Dieses ist ein großer Fehler, der außer den Schmerzen den Kindern sehr nachtheilig werden kann, indem durch zu heiße Bäder der Kinnbackenkrampf der Neugeborenen entsteht, eine äußerst gefährliche und tödtlich verlaufende Krankheit der Kinder. So starben vor ein paar Jahren in der preußischen Stadt Elbing eine Zeit lang auffallend viele Kinder an Kinnbackenkrampf, der sonst nicht oft beobachtet wird; und nach langem Hin- und Herrathen und Suchen nach der Ursache dieser Erscheinung, fand man den Grund derselben in zu heißen Bädern, welche eine Hebamme in dieser Stadt anwandte, da sie die Höhe der Temperatur (Wärme und Kälte) des Badwassers nicht richtig zu schätzen wußte. Als man sie nun mit dem Thermometer (Wärmemesser) in der Hand die Bäder zurichten ließ, kam auch kein Fall von dieser Krankheit bei den Kindern vort mehr vor. Also seid vorsichtig, besondero solche, deren Gefühl für Wärme und Kälte durch Arbeit abgestumpft ist und laßt andere empfindliche Hände das Bad vorher betasten.

Das Wasser soll in den ersten Wochen von der natürlichen Blutwärme sein, später kann man die Kinder immer kühler baden und nach 6 bis 8 Monaten wäre es gut, die Kinder an kalte Waschungen zu gewöhnen, dadurch würde ihre Haut gekräftigt und sie gegen Erkältungen abgehärtet, wodurch so leicht Katarrhe, Schnupfen und andere Krankheiten entstehen. Lasset aber auch die Kinder nicht zu lange im Bade und reibt sie nach demselben gehörig ab, denn durch dieses Reiben wird die Hautthätigkeit bei dem Kinde sehr befördert und dasselbe vor zu schneller Abkühlung und Verkältung bewahrt. Dann setzt das Baden des Kindes so lange fort, als es euch bei euern Geschäften und Lebensverhältnissen nur immer möglich ist, denn durch das Bad wird das Kind auch noch über das erste Lebensjahr hinaus immer am besten und

Digitized by Google

sicherſten gereinigt.

Leichtes Schaukeln in der Wiege iſt zwar nicht immer ſchädlich, doch zur Beruhigung des Kindes nicht nothwendig, denn es werden gar viele Kinder ohne Wiege aufgezogen. Aber geradezu ſchädlich iſt das heftige und unnatürliche Hin- und Herwerfen in der Wiege, wie es oft vorkommt, beſonders wenn man älteren Kindern das Wiegen anvertraut; die Kinder werden wohl ruhig, weil ſie förmlich betäubt werden, Schwindel und oft ſelbſt Erbrechen bekommen. Was würdet ihr dazu ſagen, wenn man es euch ſo machte? Können Viele von euch nicht einmal das Fahren gut vertragen, es wird ihnen übel und ſie erbrechen ſich, viel weniger könnten ſie noch heftigere und ſtärkere Erſchütterungen, wie das Wiegen und ſtarke Schaukeln ſolche ſind, ertragen. Und das arme, hilfloſe Kind muß es ſich gutwillig gefallen laſſen, wie ihr oder eure größern Kinder es hin und her werft, aber es muß dieſes nicht ſelten mit einer Unpäßlichkeit bezahlen.

Nun weiß ich gar wohl, daß viele Mütter denken und ſagen werden: „Das haben wir Alles ſchon gewußt, bevor der Herr Doctor es uns ſagt,“ und doch ſage ich es, denn ich kenne ſolche, die es nicht wiſſen und noch mehrere, die es wiſſen und doch nicht thun, und eben dieſen ſei das Geſagte beſonders geſagt und ans Herz gelegt.

Unſere Zeit.

Falſche Freunde, falſche Thränen,
Falſche Wechſel, falſche Bonds,
Ein Gebiß von falſchen Zähnen,
Falſche Zöpfe und Chignons.

Falſche Münze, falſche Scheine,
Falſcher Frauen große Schaar,
Falſches Bier und falſche Weine,
Falſche Kriegsgerichte gar.

Falſche Kaſſenbücherſchreibung,
Falſche Zeugen, falſcher Eid,
Falſche Größe-Fabricirung,
Schmählich falſche Frömmigkeit,

Falſche Schenkel, falſche Waden,
Falſches Wangenincarnat.
Falſche Scham in hohen Graden,
Falſches Actienfabricat.

In der Oper falſch geſungen,
Quell von falſchem Mineral,
Böſer Menſchen falſche Zungen,
Falſche Wähler, falſche Wahl.

Falſche Steine und Juwelen,
Falſches Silber, falſches Gold,
Falſcher Pathos, falſche Seelen,
Kurzum falſch, was ihr nur wollt.

Falſche Perle, falſche Ringe,
Falſche Herzen weit und breit,
Alle dieſe falſchen Dinge
Sind ein Zeichen unſ'rer Zeit.

Sonntag, 29. März. Vergangene Nacht drohte hieſiger Stadt großes, ſchreckliches Brandunglück. Zwei wegen Diebſtahls und Landſtreicherei ſchon mehrmals beſtrafte jugendliche Verbrecher im Alter von 12 und 15 Jahren kamen geſtern Abend hierher in der Abſicht, die Stadt an verſchiedenen Stellen in Brand zu ſetzen und die Zeit der Verwirrung und Zerſtreuung zum Stehlen zu benützen. An 9 Plätzen, meiſtens Scheuern und Stallungen, an wenig begangenen Winkeln gelegen, ſuchten dieſelben ihren böſen Gedanken zur Ausführung zu bringen, was ihnen aber in Ermangelung von genügend brennbarem Stoff zum größern Theil mißlang; nur an zwei Stellen kam das Feuer zum vollſtändigen Ausbruch und Nachts 10 Uhr und Morgens 5 Uhr wurde Feuer allarmirt, das aber, Dank der ſchnellen Hilfe auf ſeinem Heerd erſtickt werden konnte. Wäre der erſte Brand nicht ſo bald bemerkt worden, hätte eine ſchreckliche Brandſtätte entſtehen können. Die Brandſtifter, welche Brüder und Söhne armer Eltern ſind und in einem benachbarten Orte wohnen, wurden heute früh verhaftet, ſind ihrer That im weitgehendſten Sinne geſtändig und bezeichneten alle die Stellen, wo ſie ihr Unweſen trieben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 38. Sonntag, 6. April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Während er sprach, hörte der Inspector mit niedergeschlagenen Augen zu, und am Schlusse seiner Worte antwortete er nichts.

„Was haben Sie dazu zu sagen? Wollen Sie das Geld nehmen nnd sie retten?" fragte Malcolm.

„Herr Montroje, ich wiederhole, ohne einen Pfennig dieses Geldes zu nehmen, würde ich sie freudig retten, wenn ich es ehrlicher Weise thun könnte, aber dem Plane, den Sie vorschlagen, oder irgend einem Plane zur Flucht eines Gefangenen meine Unterstützung zu leihen, würde ein schwerer Vertrauensbruch sein."

„Ein rechtmäßiger, wenn es je einen solchen gegeben hat," rief Malcolm.

„Ja, wenn es je einen solchen gegeben hat; aber kein Vertrauensbruch könnte je rechtmäßig sein, Herr Montroje. Ich darf nicht! o Himmel! ich darf keinen Vertrauensbruch begehen — ich darf keine ehrlose That verüben!" sagte Anderson, den strömenden Schweiß von seiner Stirn wischend.

„Gedenken Sie Eudoras Vater und all seiner brüderlichen Güte gegen Sie, und erbarmen Sie sich seines verwaisten Kindes in seinem unaussprechlichen Elend. Bedenken Sie, wie theuer das Leben in ihrem zarten Alter ist; wie hart es ist, zu siebenzehen Jahren zu sterben, und einen so entsetzlichen Tod — einen Tod öffentlicher Schande. Wie ihr junges Herz beben muß in Angst und Schrecken. Stellen Sie sich vor, wie süß das Geschenk des Lebens für sie sein würde; wie ihre Seele vor Freude hüpfen würde, es zu empfangen; wie sie Sie segnen würde; wie sie Ihnen danken würde; wie sie für Sie beten würde alle Tage des Lebens hindurch, das sie Ihnen zu verdanken hätte — und wie Sie sich in dem Gefühl freuen würden, daß die Schuld der Dankbarkeit gegen Ihren Wohlthäter abbezahlt sei durch die Rettung des Lebens seines Kindes, das ohne Sie in einem vorzeitigen, ehrlosen Grabe modern würde! Anderson, bedenken Sie, wie in diesem Augenblick der Geist ihres verklärten Vaters sich vom Himmel niederbeugt, um zu hören, was Sie sagen werden!" schloß Malcolm feierlich.

„O Montroje, sprechen Sie nicht weiter! Alles was Sie gesagt haben, hat mein eigenes Herz mir schon eindringlicher vorgestellt, als Sie sprechen konnten! Aber ich darf dies nicht thun. Ich darf meine Seele nicht mit Schande beflecken!" rief der Inspector, und dann brach er, ein Mann wie er war, in Thränen aus, ging hin und stützte seine Ellbogen auf sein Pult, ließ sein Gesicht auf seine offenen Handflächen fallen und weinte bitterlich.

Aber auch darum wollte Malcolm Eudoras Sache noch nicht aufgeben.

Er ging an Andersons Seite, legte seinen Arm über seine Schulter und setzte mit der ganzen leidenschaftlichen Beredsamkeit der Liebe und des Kummers seine Unterredung fort. Ob mit Erfolg, wird man sehen.

25.

Indessen hatte Annella die Zelle Eudora's betreten, welche sie auf der Außenseite des Bettes, mehr einer ausgelegten Leiche als einem lebenden Wesen gleichend, ausgestreckt fand. Frau Barten saß neben ihr.

Annella nickte der Wärterin zu, und dann näherte sie sich Miß Eudora mit jener unterdrückten Miene der Ehrfurcht, mit welcher man dem Tode oder tiefer Trübsal nahe tritt und flüsterte:

Digitized by Google

„Wie fühlen Sie sich heute Morgen?"

Eudora, deren Augen mit ihrer linken Hand bedeckt waren, streckte die rechte aus und drückte die Annella's schweigend, gab aber keine andere Antwort.

Annella setzte sich neben das Bett, nahm die kleine abgezehrte Hand der Verurtheilten und hielt sie schweigend in der ihrigen, sie zuweilen zärtlich drückend oder küssend, während sie in athemloser Spannung auf das Erscheinen Malcolm's wartete.

Mehr als zwei Stunden vergingen in diesem schweigenden, traurigen Jammer, und noch immer erschien Malcolm nicht. Und nun schien jede schwindende Minute mit bleiernem Fuße auf Annella's sinkendes Herz zu treten, das jeden Augenblick schwerer, ängstlicher und ungeduldiger wurde.

Endlich hörte man nahende Fußtritte, die Zellenthür ward aufgeschlossen und Malcolm wurde von dem Schließer, der sich wie gewöhnlich zurückzog, hereingeführt.

Annella sprang ihm entgegen und hob ihre Augen, ausgedehnt und flammend von brennender Angst, zu seinem Gesicht empor.

Sie las das Todesurtheil Eudora Leatons darin.

„Er hat seinen Zweck verfehlt!" sagte sie zu sich selbst, in dem sie schaudernd auf den nächsten Sitz sank, wo sie während des übrigen Theiles der Unterredung, wie in eine furchtbare Erstarrung verzaubert saß, den Ellbogen auf dem kleinen Tische ruhend, das Kinn auf die Fläche ihrer Hand gestützt, das Gesicht weiß wie der Tod, die Lippen auf einander gepreßt, die Augen zusammengezogen, glänzend, und dem Scheine nach auf irgend eine weit entfernte, eingebildete, furchtbare Scene geheftet, in welcher sie sich vielleicht als die Haupthandelnde sah.

Malcolm Montrose ging indessen schnell an Miß Wilder vorüber, sank auf seine Knie neben dem Bette, nahm Eudora's blasse Hand und fragte mit einem leisen Tone ehrerbietiger Zärtlichkeit.

„Wie befindet sich meine theuerste Eudora jetzt?"

„Fest ergeben, lieber Malcolm, wenn ich nur allein dulden könnte! — weniger an mein Schicksal denkend, als an Deinen Kummer, wenn mit mir Alles vorüber sein wird," erwiderte Miß Eudora, die Augen öffnend und sie mit einem Ausdruck zärtlichen Mitleids auf sein Gesicht heftend.

Er konnte den Blick dieser süßen Augen nicht ertragen. Er beugte sein Haupt auf ihre Hände, und es bedurfte seiner ganzen Stärke, um die steigende Qual seines Busens zu verhindern, in Schluchzen auszubrechen.

„O Himmel!" rief Malcolm, „welche Seelenqual ist es, mich so gänzlich machtlos zu fühlen, Dich zu retten oder Dir zu helfen, selbst mit der Aufopferung meines Lebens und meiner Seele, die ich freudig hingeben würde, um Deinetwillen!"

Miß Eudora Leaton zog ihre Hand unter seinem Gesichte weg, ließ sie über seinen gebeugten Kopf gleiten und strich sanft sein Haar, während sie sagte:

„Alles, was menschliche Macht thun konnte, mich zu retten, hast Du gethan. Möge dieser Gedanke Dich aufrecht halten!"

„Aber zu denken, daß ich nichts mehr thun kann!"

„Ja, liebster Freund, Du kannst noch viel thun, mich zu trösten."

„Ah, Eudora, wie — wie kann ich Dich trösten oder Dir helfen?"

„Nun, die noch wenigen übrigen Tage meines Lebens komm so oft zu mir und bleibe so lange, als man es erlauben wird."

„Das will ich gewiß; aber oh! wie wenig kann es Dir nützen!"

„Es wird mir so viel nützen, als ich jetzt zu schätzen fähig bin. O, Malcolm! Du weißt nicht, wie sehr ich jene kostbaren Tage bedaure, die umsonst in London verloren wurden, während sie bei mir hätten zugebracht werden können."

„Und ich auch, Theuerste; aber dennoch würde ich noch unglücklicher sein, als ich jetzt bin, wären nicht jene Tage angewandt worden, wie sie es wurden, jedes mögliche Mittel zu versuchen, um einen Aufschub zu erlangen."

„Ich weiß es; deßhalb ist es auch unnütz, sie zu bedauern."

„Und nun, Theuerste, was gibt es noch, das ich für Dich thun kann?"

„Versprich mir, liebster Malcolm, wenn der letzte Tag meines Lebens kommt, daß Du in meiner Todesstunde bei mir sein willst. Sie wird mir nicht so entsetzlich scheinen, wenn

Digitized by Google

ich Dich neben mir habe und meinen Abschiedsblick von Deinem freundlichen Augen nehmen kann."

„Ich verspreche es, Eudora," sagte Malcolm, seinen Kopf über ihre Hand neigend und sie an seine Lippen drückend, indem er sich wandte, die Zelle zu verlassen.

Er sah sich nach Annella um, welche noch immer wie durch Zauber gefesselt dasaß.

„Kommen Sie, Miß Wilder, die Zeit ist vorbei, und Sie müssen mit Herrn Montrose fortgehen," sagte die Wärterin, indem sie des Mädchens Schulter berührte, um ihre Aufmerksamkeit zu erwecken.

Annella fuhr aus ihrer Erstarrung auf und erhob sich, um zu gehorchen; aber ehe sie die Zelle verließ, wandte sie sich zu Eudora Leaton und rief in eifrigem, heftigem, athemlosem Geflüster:

„Ergeben Sie sich nicht in den Tod! Halten Sie ihren Muth aufrecht — blicken Sie vorwärts auf Leben und Freiheit! Denn ich schwöre es beim Himmel und bei allen meinen Hoffnungen auf Seligkeit, daß Sie gerettet werden sollen!"

Miß Eudora schienen diese Worte nichts mehr und nichts weniger als die des Wahnsinnes zu sein — der Ausdruck einer mitleidigen, durch das Mitgefühl bis zur Raserei getriebenen Seele. Aber ehe sie nur bedacht hatte, was sie darauf antworten sollte, war die Sprecherin verschwunden.

Miß Wilder holte Malcolm Montrose in der Vorhalle ein; aber sie sprach erst, als sie ganz außerhalb den Gefängnißmauern waren, und zwar ohne den Ton des Vorwurfes, den Malcolm in ihrer Stimme zu hören erwartete. Sie sagte blos:

„Also Sie haben ihren Zweck wieder verfehlt?"

„O Gott! ja. Ich that Alles, was ein Mensch nur konnte, um ihn zu überreden! Ich rief seine Liebe zu ihrem Vater an, sein Mitleid mit ihr selbst, seine Rücksicht auf sein eigenes Interesse, jeden Beweggrund, der auf die Seele des Menschen wirken kann — aber vergebens! Er war weder durch Geld zu verlocken, noch durch Barmherzigkeit zu bewegen. Er macht es zu einer Gewissenssache, „das Vertrauen nicht zu verrathen", wie er es nannte! Und wenn ein braver Mann — ein Mann wie Anderson — das Gewissen zu seinem Standpunkt nimmt, so können Sie eben so gut versuchen, den Helvellyn zu entwurzeln, als ihn von seiner Stellung zu bewegen!"

„Erbarmungsloses Ungeheuer!" rief Annella Wilder.

„Nein, nein, das war er auch nicht; er weinte, wie ein Kind, indem er es mir abschlug; aber seine letzten Worte waren: „Herr Montrose, ich darf meine Seele nicht mit Schande beflecken, und Sie, als Mann von Ehre, sollten nicht wagen, mich dazu zu drängen." Was konnte ich darauf erwidern? Nichts. Und ich ging mit gebrochenem Herzen von ihm Miß Wilder, haben Sie keine Vorwürfe für mich?"

„Nein! Man sagt, daß Dinge ohne Hülfe auch ohne Bedauern sein sollten, und wenn sie es nicht, so müssen Sie abgeändert, statt bedauert zu werden," sagte Annella mit einem so seltsamen Tone, daß ihr Begleiter sich umwandte um sie anzusehen, und zurückfuhr, als er sah, wie sie ihre Lippen heftig von den auf einander gepreßten Zähnen riß, und wie ein wilder Dolchstrahl aus den zusammengezogenen Pupillen ihrer halbgeschlossenen Augen schoß.

„Was wollen Sie sagen, Annella?" fragte er in unbestimmtem Schrecken.

„Nichts, das ich Ihnen oder irgend Jemand anzuvertrauen gedenke, dessen Freundschaft ein so kaltes Ding ist, daß er nicht Seele sowohl, wie Körper für einen Freund in der äußersten Noth auf's Spiel setzt!" sagte Annella bitter.

„Das ist ein sehr bitterer Vorwurf, den ich nicht verdiene, Miß Wilder," sagte Malcolm traurig.

„So? Gute Leute, wie Sie und Herr Anderson, die um einen Freund zu retten, keinen Punkt des Gewissens gefährden würden, mögen ihn für bitter halten — ich halte ihn für gerecht; aber ich bin ja auch nicht gut, wie Sie wissen. Ich bin nur — mit Geist, Körper und Vermögen, auf Leben, Tod und Ewigkeit — meinen Freunden ergeben, oder vielmehr meiner Freundin, denn ich fühle nur für eine."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

VI. Das kranke Kind.

In der Behandlung kranker Kinder ist seit 15 bis 20 Jahren ein großer Schritt zum Bessern geschehen, doch bleibt noch viel zu thun übrig. Leider kann man hie und da noch Aeußerungen hören wie folgende: „was läßt sich mit einem Kinde anfangen, wenn es krank ist," oder, „es ist am besten versorgt, wenn es ein Engel im Himmel ist." Diese und ähnliche Aeußerungen sind nicht nur recht dumm und unvernünftig, sondern auch eines christlichen Hausvaters oder Hausmutter unwürdig.

Einmal läßt sich mit Niemand leichter umgehen, Niemand leichter Arznei beibringen als einem Kinde bis zu zwei Jahren, denn es hat noch keine eingebildete Abneigung gegen Arznei, es hat noch keine Vorurtheile, keine Gelüste u. s. w., die den Aerzten so häufig bei der Behandlung der Erwachsenen hindernd entgegentreten.

Dann aber ist es eure heilige Pflicht und Schuldigkeit, sowie eure Kinder zu nähren und zu pflegen, ihnen auch in Erkrankungsfällen jede mögliche ärztliche Hilfe zu Theil werden zu lassen; stirbt auch das Kind in der Behandlung des Arztes, denn Alles können auch diese nicht heilen, so habt ihr doch die Beruhigung, eure Pflicht redlich erfüllt zu haben.

Nicht gar selten, zumal auf dem Lande kommt es vor, daß gewissenlose Mütter ihren kleinen Kindern, wenn sie aus irgend einer Ursache, die entweder auf einer natürlichen, oder krankhaften Anlage beruht, sehr unruhig sind und Tag und Nacht schreien, sogenannten Magsaamen (Mohnsaamen und dessen Kapseln) abkochen und diesen Thee den Kindern zur Beruhigung beibringen. Wissen denn diese Mütter nicht, daß sie damit ihren Kindern Gift eingeben, daß sie dadurch das ohnehin schwache Leben der Kinder vollends untergraben? Schreit das Kind aus irgend einer natürlichen Ursache, so ist diese leicht zu ermitteln und bei gutem Willen auch bald zu heben. Ist aber keine natürliche Ursache vorhanden, warum das Kind so viel schreit, so wenig Schlaf hat, so besteht diese meist in einer Erkrankung des Kindes, diese zu ermitteln aber ist Sache des Arztes und nun ist es die Pflicht der Eltern, dafür zu sorgen, daß dem Kinde Hilfe geschafft werde. Manchmal ist es nur ein kleines Uebel und kann auf leichte und wohlfeile Weise gehoben werden. Mit eurem Getränkchen aber erreicht ihr nichts: ist die Wirkung des Mittels vorüber, so geht die Unruhe und der Jammer des Kindes von Neuem an. Macht ihr nun mit eurem Mittel fort, so gefährdet ihr das Leben des Kindes in hohem Grade; stirbt es zwar nicht immer, so behält es doch für sein späteres Leben die größten Nachtheile: es bleibt in seiner Entwickelung zurück, wird dumm und geistesbeschränkt und euch trifft die schwere Verantwortung für diese Krankheitszustände.

Gar vielfältig sind die Beschwerden der Kinder und eine sorgsame Pflege von Seite der Mütter kann vielen derselben selbst abhelfen. So erzählte mir eine Hebamme, daß sie einmal in einem vornehmen Hause ein Kind beobachtet habe, das fürchterlich geschrieen habe; man that Alles, um das Kind zu beschwichtigen, selbst ärztliche Hilfe besserte nichts, bis man das Bettchen des Kindes genau untersuchte und man nun in demselben eine Nadel fand, die im Bette versteckt mit der Spitze gegen das Kind gekehrt war und es so sehr beläftigte.

(Fortsetzung folgt.)

München. Der Konflikt mit den hiesigen dem Verbande angehörigen Setzer- und Druckergehilfen ist nun in die zweite Woche getreten. Von den 139 Feiernden sind, wie ich höre, fünfzehn schon im Beginn voriger Woche aus dem Verbande ausgetreten und haben in Folge dessen ihre Stellen behalten, 33 sind abgereist (die Mehrzahl nach Wien), so daß noch circa 90 feiernde Buchdruckergehilfen sich hier befinden. Aus der Verbandskasse erhält jeder Ledige 5 fl., jeder Verheirathete ohne Kinder 6 fl. und jeder Verheirathete mit Kindern 7 fl. die Woche Unterstützung.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 39. Mittwoch, 9. April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Annella, es liegt etwas in Ihren Worten und Ihrem Benehmen, das mich mit Schrecken um Ihretwillen erfüllt. Ich fürchte, Sie wollen irgend eine verzweifelte That versuchen, die anstatt Eudora zu nützen, nur Sie selbst in's Verderben stürzen wird. Welches ist der Plan, den Sie im Sinne haben?" fragte Malcolm mit ernster Freundlichkeit.

„Ich will ihn Ihnen nicht sagen, Herr Montrose; in Zukunft werde ich allein in dieser Sache handeln; dann wird, wenn meine That ein Vergehen ist, meine Person allein dafür leiden; und wenn es eine Todsünde ist, so wird meine Seele allein dafür untergehen," erwiderte Annella mit düsterer Festigkeit.

„Nun, Miß Wilder," sagte Montrose feierlich, „welches auch ihre eigenen Gedanken sein mögen, diese eine Bitte muß ich ernstlich an Sie richten — daß Sie Miß Leaton kein weiteres Wort über ihre Rettung sagen. Es würde jetzt die größtmögliche Grausamkeit sein, ihre Gedanken durch eitle Rettungshoffnungen zu verwirren und sie zu hindern, ihr Gemüth in den Zustand der frommen Ergebung und Fassung zu versetzen, welchen ihre furchtbare Lage so wünschenswerth macht. Deßhalb muß ich um Ihr Schweigen gegen sie, wenigstens über diesen Gegenstand, dringend bitten."

„Sie haben mein Versprechen. Ich will kein weiteres Wort über ihre Rettung zu ihr sagen," antwortete Annella.

Sie gingen eine Weile schweigend weiter, bis sie an einen Punkt kamen, wo ihr Weg sich trennte — indem der Pfad zur Rechten nach dem Anchorage führte, und der zur Linken in die Stadt ging. Annella blieb plötzlich stehen und sagte:

„Unsere Wege trennen sich hier, und ich muß nach Hause eilen, damit meine längere Abwesenheit keine Nachfragen veranlaßt; aber ehe ich gehe, Herr Montrose, habe ich Ihnen etwas zu sagen, und wenn Sie Eudora wirklich lieben und sich nach ihrer Befreiung sehnen, so werden Sie auf das merken, was ich sage."

„Annella, ich bin ganz aufmerksam," sagte Malcolm.

Sie blickte die Straße auf und nieder und ringsumher, um zu sehen, ob Jemand im Bereiche des Gehöres sei, und als sie den ganzen Weg leer fand, ergriff sie plötzlich Malcolms Hand, hielt sie mit krampfhaftem Druck fest, starrte ihm mit heftiger Bewegung ins Gesicht, trat dicht an ihm heran und flüsterte mit athemlosem Ungestüm:

„Handeln Sie ganz so, wie Sie gehandelt haben würden, wenn unser Plan gelungen wäre."

„Wie?"

„Treffen Sie alle Anstalten zur Flucht, gerade wie Sie sie getroffen hätten, wenn der Inspector hätte bestochen werden können, Eudoras Flucht zu gestatten."

„Ich begreife Sie nicht. Was meinen Sie."

„Dummkopf! ich meine dies — gehen Sie heimlich hin und machen Sie ein kleines Fahrzeug ausfindig; miethen Sie es und lassen Sie es in der Nähe dieses Theiles der Küste vor Anker liegen, damit es zu jeder Minute in Bereitschaft sei; haben Sie stets ein kleines Ruderboot am Strande, das Sie jeden Augenblick an das Schiff bringen kann; halten Sie Ihr schnelles Pferd im Schatten des Dickichts unter der Mauer auf der Rückseite des Gefängnisses angebunden, und Sie selbst gehen jede Nacht vor dem Vorderthore des Gefängnisses auf und nieder, gerade wie Sie in der ersten Nacht nach Eudoras Verurtheilung thaten, und so erwarten Sie, was

Digitized by Google

das Schicksal Ihnen senden wird; und dann, wenn Sie Eudora vor sich stehen sehen, bleiben Sie nicht stehen, um zu fragen, wie sie dahin gekommen ist, sondern fangen Sie sie in Ihren Armen auf, eilen Sie mit ihr nach dem Dickicht, setzen Sie sie vor sich aufs Pferd, galoppiren Sie an den Strand, setzen Sie sie in das Boot, rudern Sie ums Leben nach dem Schiffe und gehen Sie unter Segel nach irgend einem fremden Hafen," sagte Annella.

„Treues Mädchen, bist Du wirklich wahnsinnig?" rief Malcolm.

„Nein," rief Annella mit erschreckender Energie, „nur erhaben über Zweifel, Furcht und Selbstsucht. Versprechen Sie mir zu thun, was ich verlange!"

„Nun, diese Anstalten zu treffen wird nicht schaden, wenn sie auch nicht nützen mögen. Ja, Annella, ich verspreche es," antwortete Malcolm Montrose.

„Und Sie wollen sogleich ans Werk gehen?"

„Das will ich."

„Dann soll Eudora gerettet werden!"

26.

Am zweiten Tag Morgens, als Malcolm Montrose vor einem ungekosteten Frühstück saß und geduldig auf die Stunde wartete, in welcher er Eudora besuchen konnte, wurde die Thür plötzlich aufgestoßen, und unangemeldet stand Annella vor ihm.

Er fuhr wirklich vor Entsetzen über ihr Aussehen zurück.

Sie war, wie an den vorhergehenden Tagen, schwarz gekleidet, und ihr Gesicht war durch die Wirkung der lang fortgesetzten, langsamen Entkräftung ihrer Kindheitsjahre immer blaß und abgezehrt gewesen. Aber jetzt brannten zwei hochrothe Flecken in den Vertiefungen ihrer Wangen, und ihre Augen glühten wie Feuer in ihren eingesunkenen Höhlen. Sie schien von einem verborgenen Fieber oder verhaltenen Wahnsinn verzehrt zu werden.

„Welches sind Ihre Pläne, Annella?" fragte Malcolm mit so vieler Ruhe als er annehmen konnte, heimlich hoffend, daß sie vielleicht ihre frühere Weigerung, sich ihm anzuvertrauen, vergessen habe und ihm jetzt, wie selbstverständlich, eine Mittheilung mache werde.

Aber Annella hatte ein gutes Gedächtniß und einen festen Willen. Sie erwiderte:

„Ich wiederhole, daß ich es Ihnen nicht sagen werde! Ich will es Niemandem sagen! Ich will allein handeln! Wenn meine That ein Verbrechen ist, so soll meine Person allein dafür büßen! Wenn es eine Sünde ist, so soll meine Seele allein dafür einstehen! Wenn der Plan mißlingt — was er nicht wird — so will ich allein den Tadel tragen! Gelingt er — und das wird er — so sollen Sie allein die Ehre gewinnen!"

„Die Ehre, von wem?"

„Von Eudora natürlich, für die Rettung ihres Lebens! von Niemandem sonst, denn Keiner als sie, Sie und ich selbst soll je erfahren, daß sie gerettet ist! Alle Anderen sollen glauben, daß sie umgekommen sei!"

„Mein liebes Kind, Sie reden irre!" sagte Malcolm.

„Das thue ich nicht, selbst wenn ich wiederhole, daß Eudora gerettet werden soll, während die ganze Welt, außer uns dreien, glauben soll, daß sie umgekommen sei!"

„Miß Annella, Sie sprechen von Unmöglichkeiten!"

„Ehe drei Tage über unseren Köpfen dahin gegangen sind, werden Sie finden, daß ich diese Unmöglichkeiten in Gewißheiten verwandelt habe!" antwortete Annella.

Malcolm ließ sein Haupt auf die Brust sinken und blieb einige Augenblicke in tiefen und ängstlichen Gedanken. Dann blickte er auf und sagte:

„Ich habe vergebens mein Gehirn angestrengt, um zu errathen, worin ihr Plan bestehen mag; aber ich kann es nicht ermitteln; ich kann mir nicht einmal vorstellen, was es ist."

„Nein; ich denke nicht," erwiderte Annella Wilder.

„Sie träumen doch wohl nicht von einer solchen Unthunlichkeit, ihren Platz einzunehmen und an ihrer Stelle zu sterben?" fragte Malcolm Montrose.

Annella Wilder stieß ein leises, geheimnißvolles, unnatürliches Gelächter aus, indem sie erwiderte:

„Nein; denn das wäre in der That unmöglich; obgleich ich, wenn es anders sein könnte, es gern versuchen würde, da es so viel

Digitized by Google

leichter ist, selbst zu sterben, als eine theure Freundin sterben zu sehen! Aber das ist nicht mein Plan, denn er würde, wie Sie sagen, unthunlich sein. Ich würde in einer Stunde erkannt werden. Außerdem würde der Versuch eines solchen Planes die Mitwirkung ihrer Wärterinnen erfordern, welche, wie Sie wissen, weder umsonst noch für Geld zu gewinnen sind. Nein, Herr Montrose, was ich thue, soll ohne die Hülfe, die Begünstigung, ja selbst ohne das Mitwissen irgend einer Seele innerhalb oder außerhalb des Gefängnisses vollführt werden! Es soll von mir ganz allein vollführt werden!" sagte Annella.

„Aber Ihre Pläne sind ganz unerklärlich, und Ihr Zweck, durch Ihre eigene Thätigkeit allein die Gefangene frei und wohlbehalten aus den Gefängnißmauern zu schaffen, scheint ganz unmöglich zu erreichen."

„Ich werde ihn erreichen."

„Es ist mir ein Räthsel."

„Lassen Sie es noch einige Tage ein solches bleiben. Aber ich bin nicht hierher gekommen, um Räthsel aufzugeben oder zu lösen; ich kam, um Ihnen zu sagen, daß man mir bis zu dem Abend vor der festgesetzten Hinrichtung den Zutritt zu Eudora untersagt hat, daß es gut sein wird, eine kleine Veränderung in unsern Anstalten zu treffen."

„Wie so?"

„Nun, da ich vor Dienstag Abend nicht ins Gefängniß kommen kann, so kann ich Eudora auch vor dieser Zeit nicht herausbringen."

„Und was dann?"

„Ei, dann würde es völlig nutzlos sein, daß Sie das schnelle Pferd jede Nacht in dem Dickicht angebunden halten, oder daß Sie Ihre eigene Ruhe durch Wachen in der Nähe des Gefängnisses verlieren. Und es wäre nicht nur nutzlos, sondern unvorsichtig, da es Aufmerksamkeit erwecken und den Erfolg meines Anschlages gefährden könnte."

„Was wünschen Sie also von mir?" fragte Malcolm Montrose, vielmehr in der Absicht, ein wenig Kenntniß von ihrem Plane zu erlangen, als in etwaiger Hoffnung auf den Erfolg desselben.

„Ehe ich Ihnen sage, was ich von Ihnen verlange, muß ich wissen, ob Sie schon gethan, wozu Sie sich verbindlich gemacht haben?" fragte Annella.

„Sie wollen fragen —?„

„Ob Sie das Fahrzeug gemiethet haben, das sie wegführen soll, wenn sie wohlbehalten außerhalb der Kerkermauer ist?"

„Noch nicht."

„Sie versprachen es doch! Sie dürfen Ihr verpfändetes Wort nicht brechen!" rief Annella Wilder.

„Ich habe nicht die Absicht, Ihnen meine Zusage zu brechen, liebe Annella. Es kann in keiner Weise schaden, das Fahrzeug, wovon Sie sprechen, zu miethen; und es ist meine Absicht, mich heute nach einem solchen umzusehen. Was zunächst?"

„Nun, wenn Sie das Schiff gemiethet haben, das in der Nähe der Küste vor Anker liegen soll — angeordnet haben, daß das kleine Boot immer angebunden am Strande treibt, rathe ich Ihnen, sich so still zu verhalten, und so viel Ruhe zu genießen, als Sie von jetzt bis Dienstag Abend können; denn ich versichere Ihnen, Sie werden ihre ganze Gesundheit und Kraft und Geistesgegenwart bei dieser Gelegenheit gebrauchen. Dann am Dienstag Abend, gegen elf Uhr, haben Sie ihr schnelles Pferd im Dickicht in Bereitschaft, und Sie selbst warten in der Nähe des Thores, und wie ich schon sagte, wenn Sie Eudora Leaton in Ihren Armen finden, so zögern Sie ja nicht, um eine Frage zu stellen oder hinter sich zu blicken, sondern fliehen Sie, wie Lot dem brennenden Sodom entfloh!"

„Ich werde Alles so einrichten," sagte Malcolm.

„Das genügt; ich weiß, daß Sie Ihr Wort halten werden; und nun da ich Ihr Versprechen habe, so will ich Ihnen sagen —"

„Ihren Plan?"

„Nein! Aber warum ich Ihnen diesen Plan nicht anvertrauen kann, Herr Montrose; — weil, wenn ich Ihnen oder einem andern menschlichen Wesen die Beschaffenheit meines Planes mittheile, er nie ausgeführt werden könnte, und Eudora sterben müßte."

„Aber sehen Sie nach der Uhr! die Stunde Ihres täglichen Besuches im Gefängnisse naht heran, und ich will Sie nicht länger aufhalten. Grüßen Sie Eudora und erklären Sie ihr, warum ich nicht zu ihr kommen kann. Leben Sie wohl. Vergessen Sie nicht!"

Und mit diesen Worten ergriff Annella seine

Digitized by Google

Hand, ließ sie wieder fallen und verschwand aus dem Zimmer, während Malcolm noch immer unter dem Einfluß ihres Zaubers blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.
VI. Das kranke Kind.

(Fortsetzung.)

Derartigen Zufällen kann eine sorgfältige Mutter vorbeugen, andere Beschwerden kann sie aber nicht selbst beseitigen.

Glaubt ja nicht, wie es so oft geschieht, daß alle Krankheiten der Kinder unter einem Jahre und auch später vom Zahnen herrühren müssen. Wohl tritt häufig Abweichen, sog. Durchbruch (Diarrhöe) beim Zahnen auf, aber es ist ein großer Unterschied zwischen dieser ungefährlichen und oft sogar wohlthätigen, weil ableitenden Diarrhöe und der oft so gefährlichen und tödtlichen Diarrhöe in Folge von Verdauungsstörungen und Entzündung der Darmschleimhaut des Kindes, die bald in Form grünlicher mit Wasser vermischten Fetzen, bald mit zerbackten dem Eigelb ähnlichen Massen und mit Schleimabgang auftritt. Ein derartiges Abweichen ist nie gering zu achten und frühzeitig auch ärztliche Hilfe dagegen zu suchen, weil im Anfange die Hilfe am ersprießlichsten und erfolgreichsten ist, bevor Abmagerung und allgemeine Verdauungsschwäche bei dem Kinde eingetreten sind.

Ebenso sind die sogenannten Gichter oder Fraisen (Convulsionen) nur in seltenen Fällen Folgeerscheinungen des Zahnens und meist liegen denselben tiefere Ursachen zu Grunde, deren Beseitigung nur der umsichtigsten Behandlung des Arztes möglich wird, und es genügt nicht, wenn ihr bloß da und dorthin wallfahrten schickt und beten laßt, ihr müßt auch sonst noch eure Schuldigkeit thun, das heißt, dahin gehen, wo menschlicher Weise Hilfe zu erwarten ist, ihr müßt dem Kinde ärztliche Hilfe verschaffen. Ihr müßt dann aber nicht glauben, daß mit einem Säftchen oder Mixturchen das Kind schon kurirt sei, dazu gehört nicht bloß Arznei, sondern meist Umänderung der Ernährungsweise, wie ich sie in Nro. V. angegeben habe, oder wie sie der Arzt für den Zustand des Kindes passend erachtet.

Katarrh und besonders etwas rauher Husten kleiner und auch größerer Kinder hängen ganz und gar nicht mit dem Zahnreiz zusammen und sind wohl zu beachten, denn durch Austragen oder Laufen und Rennen der Kinder bei rauher und scharfer Luft sind schon öfter Lungenentzündungen oder Halsbräune (häutige Bräune) daraus entstanden.

Bemerkt ihr, daß ein Kind, auch wenn es älter, vielleicht 4 bis 10 und mehr Jahre alt ist, etwas hart schluckt, gar aus dem Munde riecht, sonst blaß aussieht und verstimmt ist, so versäumt es ja nicht demselben in den Mund zu schauen, und sobald ihr etwas Verdächtiges darin seht, wie weißliche Fetzen, gleich einen Arzt um Rath zu fragen. Denn die in neuerer Zeit vielfältig auftretende Diphtherie (brandige Bräune) hat oft einen sehr versteckten Anfang und ist, frühzeitig erkannt, auch bald beseitigt. Ist die Krankheit weiter fortgeschritten, so ist sie sehr gefährlich und ärztliche Hülfe kommt dann meist zu spät.

Vielfach hört man sagen: „Das Kind zahnt durch die Glieder," was soll das heißen? Wohl nichts anderes, als das Kind leidet an den Gliedern. Aber Zahnen durch die Glieder, das ist etwas ganz Unmögliches, Zähne können nicht durch die Glieder kommen, sondern die Erscheinungen, die ihr mit dem Ausdrucke „durch die Glieder zahnen" bezeichnet, treten eben zur Zeit des Zahnens auf und sind Zeichen einer schweren Erkrankung des Kindes. Diese Krankheit nennt man die englische Krankheit (Rhachitis) und sie besteht in einer allgemeinen Erkrankung der Knochen und zeichnet sich durch Erweichung und Zerbrechlichkeit der Knochenmasse aus. Sie entsteht meist durch schlechte unpassende Nahrung und Aufenthalt der Kinder in kalten, dumpfen und feuchten Wohnungen, oder beruht auf erblicher Anlage.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 40. Freitag, 11 April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als Malcolm ins Gefängniß kam, wurde er sogleich in die Zelle geführt, wo er Eudora, wie am vorhergehenden Tage, auf dem Bette ausgestreckt fand. Frau Barton hatte die Wache. Als Malcolm näher trat und die kleine abgezehrte Hand ergriff, die sie ihm darreichte, sah er, daß sie merklich bleicher, magerer und schwächer war, als am Tage vorher.

Diese zunehmende Schwäche war nicht nur in der Abmagerung ihres Gesichtes und ihrer Gestalt erkennbar, sondern auch in den schwachen Tönen ihrer Stimme und den langsamen Bewegungen ihrer Hände. Als Malcolm dies bemerkte, brach es ihm das Herz.

Einige Augenblicke lang getraute sich Keines von beiden zu sprechen, aber endlich brach Eudora das Schweigen durch die Frage:

„Weißt Du nicht, warum Annella seit zwei Tagen nicht hier gewesen ist?"

„Die Gerichtsbeamten glauben, daß ihre Besuche Dich beunruhigen, Liebe," antwortete Malcolm.

„Ach, ich dachte mir wohl, daß sie ihre Besuche untersagen würden, das arme Kind! Sie ist so unbesonnen in ihrem Eifer für mich. Weißt Du, Malcolm, daß sie sogar versuchte, Frau Barton hier zu bestechen, daß sie sie die Kleider mit mir tauschen ließe, so daß ich in den ihrigen fliehen könnte? Hat sie es Dir gesagt?"

„Nein, das hat sie mir nie gesagt; aber ich weiß, sie würde sich jeder Gefahr auf Erden für Dich aussetzen, Theuerste, deßhalb bin ich auch nicht überrascht, das zu hören."

„Ich möchte wohl wissen, ob der Versuch den Beamten zu Ohren gekommen ist, und ob das der Grund war, daß man ihren Besuchen Einhalt that?"

„Nein, Miß — oh nein, da Niemand da war, der es sagen konnte, als ich, und ich habe keinen Wink davon fallen lassen," beeilte sich Frau Barton zu sagen

„Nein, das war nicht der Grund, liebe Eudora, es war, weil man sie für zu jung und zu flüchtig hielt, um Dir durch ihre Besuche Nutzen zu bringen, und man auch fürchtete, daß sie Dich beunruhigen möchten," sagte Malcolm.

„Und werde ich sie nicht mehr sehen?" fragte Eudora.

„O jo; Annella sprach diesen Morgen in meiner Wohnung vor, um mir zu sagen, warum sie Dich seit zwei Tagen nicht besucht hat, und um Dir ihre Grüße zu senden, nebst der Versicherung, daß sie am Dienstag kommen würde, da sie des Sheriffs Erlaubniß dazu erlangt hat."

Eudora schaudert, denn sie erinnerte sich, daß Dienstag der letzte Tag des ihr noch bewilligten Lebens war, und sie wußte, daß Annella's nächster Besuch auch ihr letzter sein würde.

Die Gnadenstunde flog schnell dahin, und Malcolm erhob sich um zu gehen. Er beugte sich nieder und drückte seinen Abschiedskuß auf Eudora's Stirn. Er getraute sich nicht zu sprechen; er dachte, wie schnell der Sand ihres Lebens ablief. Nur noch ein ruhiger Besuch, und dann — die furchtbare Abschiedsunterredung vom Dienstag Abend — und dann, wenn nicht Annellas unbekannter Plan gelänge — was er nicht zu hoffen wagte, — Tod für Eudora, und endlose Verzweiflung für ihn selbst! So drückte er schweigend seinen Abschiedskuß auf ihre Stirn und ging davon.

Annella hatte sich in den letzten wenigen Tagen, wo ihr der Besuch im Gefängniß unter-

Digitized by Google

agt war, auf das Anchorage und dessen unmittelbare Umgebung beschränkt, wo ihre glühenden Wangen, ihre flammenden Augen und ihr fieberhaftes Benehmen die ernste Besorgniß ihrer Verwandten erweckten.

Aber an dem letzten Tage achtete Niemand auf Annella. Alle Hausgenossen schienen von einer Art halb unterdrückten Wahnsinns ergriffen zu sein, im Hinblick auf die am nächsten Morgen aufzuführende Tragödie — jene furchtbare Tragödie, in welcher das Leben eines jungen Mädchens zur Sühne eines gräßlichen Verbrechens geopfert werden sollte.

Sie hatten Miß Eudora Leaton alle gekannt, und selbst die, welche sie für schuldig hielten, fühlten sich von dem Entsetzen ihres kommenden Schicksals, nun da es herannahte, erschreckt und bedrückt.

Annella war seit dem Frühstück nicht gesehen worden. Als aber die Familie sich um zwei Uhr zum zweiten Frühstück versammelte, wurde sie gerufen und erschien mit wieder so tief gerötheten Wangen und so glänzenden und ruhelosen Augen, daß Mrs. Stilton ausrief:

„Das Kind steht dicht am Rande einer Gehirnentzündung!“

Und sie schickte sie nicht nur gleich zu Bett, sondern ging selbst hin um zu sehen, ob ihr Befehl auch befolgt wurde.

Annella leistete keinen Widerstand; aber sobald ihr Kopf auf dem Kissen lag und ein mit Essig angefeuchtetes Löschpapier auf ihre Stirn gelegt war, sagte sie:

„Nun, Großmama, wünsche ich weiter nichts, als daß man mich schlafen läßt, und wenn Madame Pasolini so freundlich sein will, Tabitha heraufkommen und bei mir sitzen zu lassen, so wird es mir ganz gut gehen.“

„Aber warum Thabitha? warum nicht Dein eigenes Kammermädchen?“ fragte die alte Dame.

„Weil ich mein eigenes Mädchen hasse, und Thabitha liebe ich — und — mein Kopf thut mir weh, wenn ich noch mehr davon spreche.“

„Gut, gut, mein Baby, es soll alles geschehen, wie Du es willst,“ sagte die willfährige alte Dame, indem sie die Thür leise schloß und sich entfernte.

Einige Augenblicke vergingen, und dann wurde die Thür eben so leise geöffnet, und Tabitha trat mit leichtem Tritte ins Zimmer. Sie ging erst geräuschlos an die Fenster und machte sie durch Schließung der Wetterläden ganz dunkel, und schlich dann leise an das Lager, um zu sehen, ob Annella schliefe.

„Ich bin wach, liebe Tabitha, obgleich ich gern einige Stunden schlafen und mich stärken möchte, wenn ich kann. Wie viel Uhr ist es?“

„Halb drei, Miß Wilder.“

„Sehr gut; tauche ein Handtuch in diesen eisigen Essig und lege es mir auf den Kopf, und lasse mich wo möglich bis fünf Uhr schlafen. Dann wecke mich, Tabitha.“

„Wäre es nicht besser, wenn ich Sie ausschlafen ließe, Miß?“

„Nein; wenn Du Eudora Leaton lieb hast, so wecke mich um fünf Uhr.“

„O Miß, sprechen Sie jetzt nicht von ihr es macht mich beinahe wahnsinnig.“

„Still! Sie soll gerettet werden, wenn Du mich um fünf Uhr wecken willst. Indessen muß ich ruhig liegen und schlafen, wenn ich kann, sonst werde ich wahnsinnig!“

„Aber ist denn — ist denn eine Hoffnung da, sie zu retten? O Miß, wenn ich dächte, daß es so wäre, so wäre ich beinahe bereit, mein Leben dafür hinzugeben.“

„Es ist eine Hoffnung da — ich kann es Dir jetzt nicht erklären. Vor fünf Uhr kann ich nichts thun. Bis dahin muß ich mich zu beruhigen suchen! Tabitha, willst Du mir gehorchen?“

„Ja, Miß, gewiß,“ sagte sie, indem sie die Serviette in eisigem Essig aufeuchtete, sie auf Annella's glühenden Kopf legte und dann schweigend ihren Sitz neben dem Bette einnahm.

Miß Annella schloß die Augen und lag still wie der Tod, aber ob sie schlief oder nicht, konnte Tabitha in dem verdunkelten Zimmer nicht ermitteln.

Stunde auf Stunde verfloß, und Tabitha war nahe daran, selbst einzuschlafen, als das Schlagen der kleinen hellklingenden Muscheluhr auf dem Kaminsims sie aufschreckte.

„Es ist fünf Uhr, Miß Annella,“ sagte sie leise, sich über das ruhige Mädchen beugend.

„Dann gehe und bringe mir meinen Thee und sage, daß ich besser sei, daß ich aber diesen Nachmittag nicht herunterkommen werde und diesen Abend nicht gestört zu werden wünsche.

Digitized by Google

Und höre, Tabitha, sage kein Wort von dem, was zwischen uns vorging, ehe ich mich zum Schlafen anschickte," murmelte Annella, ohne ihre Lage zu verändern oder auch nur die Augen zu öffnen. Sie schien jedes Atom ihrer Kräfte zu einer einzigen Endanstrengung aufzusparen.

„Nein, Miß; ich werde gar nichts von dem sagen, was zwischen uns vorgegangen ist, wenigstens noch nicht," antwortete Tabitha Tabs, indem sie das Zimmer verließ, um den Befehl zu befolgen.

Zur gehörigen Zeit erschien sie wieder mit dem Theebrett, auf welchem Annella's kleines Zimmertheegeschirr zierlich geordnet war.

Annella stand auf, wusch sich Gesicht und Kopf, ordnete ihr Haar und ihren Anzug und trank dann ihren Thee. Darauf rief sie Tabitha an ihre Seite und sagte:

„Ich bin gewiß, daß Du Eudora Leaton liebst —"

„Ja, das thue ich! Ich würde mein Leben für sie hingeben," sagte Tabitha zu schluchzen beginnend.

„In diesem Falle würdest Du also Niemand verrathen, der ihr zu helfen, sie zu trösten, oder sogar sie zu retten versuchte?"

„Eher würde ich mir die Zunge abbeißen! Das habe ich doch wohl bewiesen!"

„Ja. Ich glaubte immer, daß Du von ihrer ersten Flucht von Allworth Abbei mehr wußtest, als Du zu sagen beliebtest. Nun denn, Tabitha, höre mich an. Ich habe Erlaubniß, Eudora zu besuchen, um diesen Abend den letzten Abschied von ihr zu nehmen. Ich habe auch einen Plan im Sinne, um sie gerade in dieser späten Stunde zu befreien."

„Gott, Miß Annella! was kann das sein, und könnten Sie es je durchführen — und würde sie das Gesetz nicht bestrafen, wenn Sie es thäten?" fragte Tabitha.

„Ich kann es Dir nicht sagen, es ist genug für Dich zu wissen, daß ich sie heute Abend besuchen werde, aber mein Besuch im Gefängniß darf nicht bekannt werden — meine Abwesenheit vom Hause darf nicht einmal geahnt werden, damit sie nicht zu einer Entdeckung führen kann, deßhalb mußt Du mich zur Hinterthür hinauslassen, Tabitha, und Du mußt in diesem Zimmer bleiben, und wenn Jemand kommt, um nach mir zu fragen, so mußt Du ihn mit irgend einem Vorwande abfertigen; und heute Abend gehe hinaus und schließe die Thür hinter Dir ab, so daß Niemand ins Zimmer kommen und mich vermissen kann. Und wenn Du wieder heraufkommst, bringe eine Schale mit Haferschleim mit, als wenn ich sie nöthig hätte. Bitte um Erlaubniß in meinem Zimmer zu schlafen, um mich diese Nacht zu pflegen; aber unter keiner Bedingung lasse Jemand ander hereinkommen. Du verstehst Das, Tabitha?

„Jedes Wort, Miß Annella."

„Gut, nun höre meine letzten Worte. Wenn die ganze Familie sich zurückgezogen hat, und das Haus ruhig ist, und Jedermann schläft, so schleiche Dich aus diesem Zimmer, schließe die Thür hinter Dir ab, nimm den Schlüssel mit, schleiche die Treppe hinunter und zum Hause hinaus und warte an dem unteren Parkthore auf mich. Kannst Du das thun?"

„Gewiß, Miß Annella."

„Aber Du siehst ja schon jetzt erschrocken aus."

„Es ist genug, um einen zu erschrecken, aber ich will es thun."

„Und nun, was thun sie jetzt alle unten?"

„Die ganze Familie ist um das große Piano versammelt, und hört Madame Pasolini spielen und singen — Gott helfe Ihnen! und die Dienstboten sind alle im Gesindezimmer beim Essen."

„Das ist gut! Es ist gerade die rechte Zeit, daß ich mich unbemerkt aus dem Hause schleichen kann. Verschließe die Thür und komme mit mir Tabitha."

Sie verließen das Zimmer, schlichen die Hintertreppe hinunter und zur Hinterthür hinaus.

Annella flog über die Lichtung, durch den Park, hinaus auf die Dünen und auf die Landstraße. Sie eilte einen kleinen Weg entlang und bog dann in einen Seitenpfad, der durch ein enges, bewaldetes Thal führte, welches zwischen zwei Erhöhungen der Dünen lag und auf Abbeytown zu führte. Sobald sie sich außer dem Bereiche der Entdeckung und Verfolgung befand, und sicher im Dickicht verborgen war, setzte sie sich nieder, um Athem zu schöpfen und das heftige Klopfen ihres Herzens zu stillen.

Gewiß würde Tabitha Tabs, hätte sie die

Digitized by Google

Zeichen der Aufregung und beinahe des Wahnsinnes in Annellas Gesichtsausdruck bemerkt, nicht eingewilligt haben, daß sie das Haus verließ. Aber die Dunkelheit des Schlafzimmers und der schmalen Hintertreppe hatte die Sehkraft des Frauenzimmers verdunkelt, und die angenommene Ruhe und Selbstbeherrschung Annellas hatte ihre Vorsicht entwaffnet.

Aber jeder Wanderer, der des Weges gekommen wäre und Annella Wilder gesehen hätte, wie sie mit glühenden Wangen, funkelnden Augen und ruhelosem, wahnsinnigem Wesen dasaß, würde sich berechtigt gefühlt haben, sie auf seine eigene Verantwortlichkeit in Obhut zu nehmen und als irrende Wahnsinnige ihren Freunden zu überliefern.

Aber dennoch besaß Annella bis jetzt noch eine seltsame, selbstregelnde Macht, welche sie in den Stand setzte, diese häufig wiederkehrenden Anfälle der Aufregung zu beherrschen.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.
VI. Das kranke Kind.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Krankheit schwellen die Knöchel an, die Hand- und Fußgelenke sind wie doppelt, später, wenn das Kind gehen lernt und die Glieder gebraucht, krümmen sich diese, die Kinder bekommen sogenannte Säbel- oder Sichel-Beine, eben so verbiegen sich die Wirbelsäule und die Rippen, die Kinder wachsen aus, bekommen einen Höcker (Buckel). Im Anfange dieser Krankheit haben die Kinder große Schmerzen in den Knochen und schreien oft ohne daß man sie berührt, besonders des Nachts, lassen sich gar nicht anfassen, wollen die Glieder nicht gebrauchen und bleiben lieber liegen; zugleich magern sie ab, werden traurig, verlieren den Appetit, ihr Gesicht wird blaß, die Haut gelb und erdfahl.

Es ist also dieses Gliederzahnen eine sehr ernst zu nehmende Krankheit, welche bei weiterem Fortschreiten derselben ungemein üble Folgen für die ganze Lebenszeit des befallenen Kindes hat. Sobald ihr also derartige Erscheinungen an euren Kindern bemerkt, müßt ihr darüber den Rath eines Arztes einholen. Dieser wird dann über die Ernährungsweise des Kindes, über den Aufenthalt desselben im Freien, über Bäder und Arzneien euch den nothwendigen Aufschluß geben, der in der Hauptsache darin bestehen wird, daß er euch empfiehlt, dem Kinde Milch, magere Fleischsuppen zu verabreichen, fleißigen Aufenthalt im Freien, also gute reine Luft und Sonnenlicht zu verschaffen und innerlich längere Zeit den Leberthran nehmen zu lassen.

Durch diese Mittel wird das Kind genesen, während es bei eurem Zuschauen zum Krüppel würde. Luft und Licht habt ihr umsonst, Leberthran kann sich auch der Aermste beschaffen.

Früher und auch jetzt noch ließen viele Leichenschauer fast alle kleinen Kinder entweder an Gichtern (Fraisen) oder an Brand sterben und diese bestärkten euch noch in eurem Ausspruche, den man täglich hören kann: „Das Kind hat einen Brand," oder, ist das Kind an irgend einer Krankheit gestorben, „das Kind hat einen Brand im Leib gehabt." Dies hört man besonders, wenn die Kinder bald nach dem Ableben blaue Flecken auf Bauch und Rücken oder an den Füßen bekommen. Diese Flecken sind aber eine natürliche Folge des Todes und erscheinen je nach einer Krankheit des Kindes oder je nach der Temperatur Wärme oder (Kälte) bald früher oder später. Und einer Brand ist etwas so Unbestimmtes wie euer Gliederzahnen und dient nur dazu, euch etwas weiß zu waschen, wenn ihr in der Krankheit eures Kindes nicht eure Pflicht erfüllt und demselben nicht die nöthige ärztliche Hilfe habt zu Theil werden lassen. Leider haben euch diese Leichenschauer diesen Irrthum nicht benommen, weil sie es oft selber nicht besser wußten.

Aber der Krankheiten und der Todesursachen gibt es bei den Kindern wie bei den Erwachsenen gar viele, und nur der verständige Arzt weiß sie zu erkennen und richtig zu behandeln, daher geht in allen Fällen zu diesen und nicht zu alten Weibern und nichtswissenden Pfuschern

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 41. Sonntag, 13. April 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sie saß ruhig in dem kühlen Schatten des Waldes, bis der Hauch desselben in ihre Seele gedrungen war und für den Augenblick wenigstens ihr Fieber beruhigt hatte.

Dann stand sie auf und schlug den Weg nach dem Gefängnisse ein.

Mit dem Erlaubnißschein in der Tasche, wurde sie sogleich eingelassen.

„Ist Herr Montrose heute hier gewesen?" war die erste Frage, welche sie an den sie führenden Schließer richtete.

„Nein, er wird erst um sechs Uhr kommen," antwortete der Mann.

„Sehr gut; gehen Sie voran.

Sie wurde in die Zelle eingelassen, wo sie Eudora an dem kleinen Tische sitzend und mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigt fand. Als sie die Besucherin sah, streckte sie ihre Hand aus, nahm die Annellas, zog diese zu sich, küßte sie und sagte:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich noch einmal besuchen, liebes Mädchen. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr, Annella! Alle dunkeln Wolken sind vor meinem Geiste geschwunden, und ich fühle mich wunderbar wohl. Und nun fange ich an zu verstehen, wie es kam, daß Johanna Grey und Anna Boleyn und so viele andere junge und furchtsame Frauen im Stande waren, dem unverdienten Tode mit solcher Festigkeit entgegen zu gehen. Ich denke, die Stärke kommt am äußersten Ende durch das Geschenk Gottes." Und mit diesen Worten setzte sich Eudora auf die Seite des Bettes, um den einzigen Stuhl ihrer Besucherin abzutreten.

Annella traute ihrer Zunge nicht zu sprechen. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen das Licht, damit Eudora die Verstörung ihres Gesichtes nicht sähe.

Das Todesschweichen des jungen Mädchens überraschte und beunruhigte Eudora, welche ein Mitgefühl darin wahrnahm, zu tief und schmerzlich, um in Worten ausgedrückt zu werden.

Endlich wurde das schwache Schlagen einer fernen Glocke gehört. Als der letzte Schlag der sechsten Stunde erklang, sprang Miß Annella Wilder auf, warf ihre Arme um Miß Eudoras Hals, preßte sie an ihren Busen, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und murmelte mit sterbender Stimme:

„Herr Montroje wird im Augenblick hier sein; ich will nicht hier bleiben und ihre Zusammenkunft stören. Adieu — adieu!" und eilte aus der Zelle.

Selbst dies vermochte die fast übernatürliche Ruhe Eudoras nicht zu stören, und indem sie blos sagte: „Ich will jetzt ruhen," legte sie sich auf das Feldbett.

Frau Barton nahm ihren gewöhnlichen Sitz in dem Winkel der Zelle ein.

Einige Augenblicke vergingen, und dann hörte man Tritte nahen. Die Thür wurde geöffnet, und Malcolm Montrose, von dem Inspector, der sich sogleich zurückzog, eingelassen, betrat die Zelle. Malcolms Gesicht war furchtbar bleich und trug alle Zeichen des äußersten Seelenschmerzes. Es war augenscheinlich, daß er sich großen Zwang anthat, und eine blos äußerliche Stärke zeigte, die jeden Augenblick zusammenbrechen konnte.

Auch sie, obgleich jetzt so ruhig, war so abgezehrt, bleich und todähnlich schön, daß sie mehr einem Geiste der Luft, als einem Wesen von sterblichem Stoffe ähnlich sah.

Als er sich näherte, streckte sie eine dünne, blaue, blasse, durchsichtige Hand aus, ergriff die seinige und zog ihn zu sich heran. Sie

Digitized by Google

blickten einen Augenblick mit unsäglicher Liebe und unausſprechlichem Jammer einander aufmerkſam in's Geſicht, und dann verſagte ihm ſeine Stärke gänzlich, und er fiel an ihrer Seite auf die Knie nieder, vergrub ſein Geſicht in ſeinen Händen, brach in Schluchzen aus und weinte ſo bittere Thränen, wie ſie nur, gleich Tropfen des Lebensblutes, durch den höchſten Grad des Seelenſchmerzes aus dem Herzen des Mannes gepreßt werden können.

Sie legte ihren Arm um ſein niedergebeugtes Haupt, zog es an ihren Buſen und hielt es da ſanft, während ſie murmelte:

„Lieber Malcolm, ich weiß, daß es Dein Herz grauſam martert. Du könnteſt es mit Feſtigkeit ertragen, wenn Du ſelbſt es ſtatt meiner wärſt. Um mein Schickſal allein härmſt Du Dich; und Dein Kummer iſt das Einzige, was mich betrübt. Aber weine nicht ſo bitterlich; bedenke, daß alle meine irdiſchen Leiden in einigen kurzen Stunden vorüber ſein werden. Und wenn es die Art meines Todes iſt die Dich erſchreckt, bedenke, daß Hunderte, eben ſo jung und ſo unſchuldig wie Deine Eudora, ein eben ſo dunkles Schickſal erduldet haben. Und denke, daß mir Kraft verliehen iſt, meinem Geſchick entgegen zu gehen, und überlege, daß es morgen um dieſe Stunde für Eudoras befreiten Geiſt daſſelbe ſein wird, als wenn ſie in einem Bette von Purpur und feinem Linnen, von hülfreichen Freunden umgeben, geſtorben wäre. Und nun blicke auf, theurer Freund. Wir haben nur noch eine Stunde zuſammen zu verleben, und ich möchte, daß Du Dich zu beruhigen und mir zuzuhören ſuchteſt, denn ich habe einige Dinge, die ich Dir aufzutragen wünſche."

Während Miß Eudora ſprach, erſchütterte das Schluchzen, das aus Malcolms gemartertem Buſen hervorbrach, ſeine ganze Geſtalt. Aber mit einer faſt übermenſchlichen Anſtrengung dämpfte er den Sturm des Seelenſchmerzes und zwang ſich, ruhig zu ſein.

Es trat ein Schweigen von einigen Augenblicken zwiſchen Ihnen ein, und dann ſprach Miß Leaton:

„Und nun, Malcolm, die Bitten, die ich an Dich zu richten habe, und die Du gewiß ohne ein Verſprechen gewähren wirſt."

„Sei überzeugt, daß alle Deine Wünſche mir in dieſem Augenblicke ſo heilig, wie die Gebote Gottes ſind."

„Der Himmel ſegne Dich, theurer Malcolm."

„Was wünſcheſt Du, das ich thun kann, Eudora?"

„Einen Plan ausführen, den Ich erfüllen würde, wenn ich leben dürfte."

„Sie hielt einen Augenblick inne, als wenn ſie zweifelhaft wäre, wie ſie ihre Mittheilung beginnen ſollte, und dann ſagte ſie endlich:

„Ich war die Erbin von Allworth Abbey, Malcolm, und nach mir biſt Du der alleinige Erbe. Du wirſt ſehr reich ſein, Malcolm, denn wie ich höre, wird die Verwirkung nicht geltend gemacht werden."

„O Eudora! kannſt Du in dieſem Augenblick an dieſe Dinge denken?"

„Ja; ich kann an Alles denken, woran gedacht werden muß. Bitte, laß mich fortfahren. Du wirſt reichliche Mittel haben, Gutes zu thun. Um meinetwillen wünſche ich, daß Du eine Vorſehung werdeſt für jene arme Wittwe, bei der ich im Borough wohnte, und für ihre dreizehn Kinder — welche Familie! und ſie war bereit, vierzehn daraus zu machen, und ſogar fünfzehn, indem ſie des Hauptmanns verwaiſte Tochter und auch mich behalten hätte, wenn es nöthig geweſen wäre. Hier findet ein ſchrecklicher Kampf mit der Welt ſtatt, um das tägliche Brod für all jene hungrigen jungen Geſchöpfe zu gewinnen; und gut und tapfer führt ſie ihn durch! Nun, lieber Malcolm, da ich feſt überzeugt bin, daß es keine Frau auf dieſer Welt gibt, die des Beiſtandes würdiger wäre, ſo wünſche ich, daß Du ihr keine bloß vorübergehende Unterſtützung leiſteſt, ſondern eine ſolche dauernde Hülfe, um ihr ſelbſt und ihren Kindern eine gemächliche Unabhängigkeit für das Leben zu verſchaffen. Ich hörte ſie ſagen, daß das Haus, welches ſie bewohnt, zu verkaufen ſei. Kaufe es und ſchenke es ihr; erneuere das Hausgeräth und verſieh den Laden mit Vorräthen. Es wird nur einige hundert Pfund koſten, die Du gar nicht vermiſſen wirſt — aber welch ein Vermögen wird es für ſie und ihre Kinder ſein!"

„Wenn es Tauſende koſtete, liebe Eudora ſo ſollte es geſchehen, und nicht nur, weil ſie gut verwendet ſein würden, ſondern weil Du es wünſcheſt."

Digitized by Google

„Ich weiß es. Nun, wenn Du sie auf die angegebene Weise behaglich eingerichtet hast, so ermittle zunächst, was für Gewerbe oder Berufsarten sie wünscht, das ihre Söhne und Töchter ergreifen, und zahle die für ihre Lehrzeit erforderlichen Summen. Das wird sie für ihr ganzes künftiges Leben versorgen und die gute Mutter von einer großen Sorgenlast befreien."

„Es soll geschehen, Eudora, und zwar in Deinem eigenen Namen, so daß Jahre lang, nachdem Du ein Engel im Himmel geworden bist, die Wittwe und ihre Kinder Dein Andenken segnen werden."

„O, wohl fühle ich das Bedürfniß, daß mich Jemand segne."

„Viele werden das thun, theuere Heilige. Und nun, was soll ich noch mehr thun? Sprich alle Deine Wünsche aus; sage mir Alles, was ich für Dich thun kann, denn alle Deine Befehle zu befolgen, wird das einzige Mittel sein, mich vor dem Wahnsinn zu schützen — der einzige Zweck, für welchen ich das Leben ertragen werde — außer einem! ja, außer einem!"

„Ich wünsche weiter gar nichts, theuerer Freund!"

„Weiter nichts? Du verlangst nichts für Dich selbst — nichts für Dein eigenes Andenken! Selbst in dieser äußersten Stunde sind alle Deine Gedanken, auf das Wohl Anderer gerichtet. Ja, theuere Heilige, obgleich Du in Deiner süßen Selbstverläugnung es nicht verlangt hast, so leiste ich Dir doch hier ein feierliches Versprechen, einen bindenden Eid, ein heiliges Gelöbniß! Hier, mit meiner Hand auf Deinem Märtyrerhaupte — hier zu Deinem unschuldigen Herzen sprechend — hier im Angesichte des allsehenden Gottes — verpfände ich mein ganzes Leben, mein Vermögen und meine Ehre für den einen heiligen Zweck, den wahren Verbrecher zu entdecken, Dein Andenken von jenem Makel freizusprechen und Deine Unschuld über allem Zweifel festzustellen!" sagte Malcolm, sein Gelöbniß durch einen Kuß auf ihre Stirn feierlich besiegelnd.

„Dank, Dank für diese Hingebung, theuerster Freund. Und nun sage mir freundlich gute Nacht und gehe."

„So schnell — ist es gekommen?" keuchte der junge Mann, indem alles Blut in seinen Adern in seinem Laufe umzukehren und mit zerstörender Gewalt sich auf sein Herz heranzuwälzen schien. „Muß ich Dich verlassen?"

„Es ist mein eigener Mund, der Dich gehen heißt, theuerer Malcolm. Gehe, so lange uns noch einige Selbstbeherrschung bleibt; gehe und überlasse mich Gott."

In demselben Augenblick erschien auch ein Wärter an der Zellenthür. Er sprach nicht, aber das bloße Ereigniß seines Erscheinens daselbst verkündigte ihnen, daß der Augenblick der Trennung gekommen war. Sie hob ihn auf und warf sich an seinen Busen. Er preßte sie in dem unaussprechlichen Schmerze einer letzten Umarmung an sein Herz. Einen Augenblick standen sie so, dann erschlafften ihre Arme, und sie sank ohnmächtig auf ihr Kissen zurück.

Malcolm Montrose, geblendet, schwindelnd und betäubt von Verzweiflung, taumelte aus der Zelle.

Die Vorhalle, nur hier und da in weiten Zwischenräumen durch Lampen auf hohen Wandleuchtern erhellt, war sehr finster. Als er in die Dunkelheit dahinstürzte, fühlte er sein Handgelenk plötzlich von einer dünnen feurigen Hand ergriffen, während ein wildes, heißes Geflüster in sein Ohr drang und sagte:

„Seien Sie diese Nacht an dem verabredeten Orte auf Ihrem Posten!"

Der brennende, drahtähnliche Griff, die heftigen, stechenden Töne waren die Miß Annella Wilders. Aber ehe Malcolm Montrose auf ihre Worte erwidern konnte, ja beinahe ehe er sie erkannt hatte, war sie spurlos verschwunden.

Und in der nächsten Minute ward er von dem Wärter eingeholt, der nur zurückgeblieben war, um die Thür zu verschließen, und der ihn jetzt die Treppe hinunter begleitete und das Gefängniß verlassen sah.

Er hörte das große Thor mit lautem Schalle schließen, den Schlüssel umdrehen, die Riegel in ihre Fugen schieben, die Stangen an ihre Stellen fallen, und er wußte, daß das Gefängniß für die Nacht geschlossen war.

Wo aber war Annella?

Er blickte die Landstraße auf und nieder und überall umher, in der Erwartung das seltsame Wesen zu sehen, welches seiner

Digitized by Google

muthung nach das Gefängniß vor ihm verlassen haben mußte, und mit der er, da die Verzweifelnden und Wahnsinnigen nach dem schwächsten Schatten der Hoffnung greifen, sich zu unterreden wünschte. Aber er blickte vergebens umher; sie war nirgends sichtbar.

Noch halb betäubt, blind und schwindlich vor Verzweiflung ging er nach der Stadt, holte sein Pferd aus dem Stalle, ritt langsam durch das Gehölz, bis es ganz dunkel war, dann band er sein Pferd in dem Dickicht hinter dem Gefängniß fest, ging um das Gebäude herum und nahm seine Wanderung und Wache vor den Vorderthoren wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.
VI. Das kranke Kind.

(Schluß.)

Behandelt eure Kinder, wenn sie größer geworden, nicht als Waare und bedauert sie, wenn sie krank werden oder sterben, nicht bloß deßhalb, weil sie euch schon so und so viel haben an die Hand gehen können. Dies ist unnatürlich. Sie sollten euch als eure Kinder lieb sein und ihr sollt für sie in Krankheiten sorgen, ob sie euch bis jetzt etwas oder nichts geholfen haben, ob sie euch eine Last oder ein Vortheil sind, es sind eure Kinder und ihr müßt sie erziehen, nähren und pflegen in gesunden und kranken Tagen.

Ihr sollt sie aber auch nicht zu früh und über ihre Kräfte anstrengen, denn ein Unterschied ist zwischen Thätigkeit und Ueberarbeitung. Durch Ueberanstrengung verkümmern die Kinder in ihrer körperlichen Ausbildung, bleiben in ihrem Wachsthume zurück, es entstehen Krankheiten, Gebrechen und Mißbildungen, durch welche sie in spätern Jahren für euch erst recht zur Last und Strafe für dieses zu frühe Anhalten zur Arbeit werden.

Ebenso sollen in Städten die Kinder nicht zu frühe und zu lange zur Arbeit in Fabriken verwendet werden. Die Kinder auf dem Lande sind in Gottes freier Natur und genießen frische gesunde Luft, diese Fabrikkinder aber sind in staubigen mit verschiedenen schädlichen Dünsten gefüllten Räumen eingeschlossen, athmen stundenlang schlechte Luft, meist in gleicher Haltung und Stellung des Körpers, ohne Abwechslung die gleiche Arbeit verrichtend. Deßhalb sind auch die Nachtheile für dieselben um so größer und frühes Siechthum unter der Gestalt von Lungenleiden und Abzehrung macht sich bei ihnen bemerkbar.

Sucht überhaupt für Groß und Klein frühzeitig ärztliche Hilfe, denn die erste Hilfe ist immer die beste Hilfe, sie verhütet schweres Erkranken und der Arzt wird leichter Herr der Krankheit; und schickt nicht erst zum Arzte, wie es noch gar häufig geschieht, wenn der Tod schon dem Kranken auf der Zunge liegt und der Arzt bloß den Todtenschein unterschreiben darf.

Wie bei den Kindern auf das Zahnen, so werden bei Frauen auf die sogenannte Mutterkrankheit vielerlei Krankheiten geschoben. Erkrankt eine Frau in den mittlern oder vorgerückten Jahren, zur Zeit des Aufhörens des Monatsflusses, so ist immer „die Mutter" daran schuld, aber auch bei den ältesten Frauen muß „die Mutter" an ihren Krankheiten Schuld sein. Die verschiedenartigsten Krankheiten, Magenleiden aller Art vom Magenkrampf bis zur Magenverhärtung (Magenkrebs) hinauf, Leberkrankheiten und Unterleibsleiden der verschiedensten Art werden dieser „Mutter" in die Schuhe geschoben. Damit, weil selbstverständlich gegen diese Mutterkrankheit nichts hilft, wie ihr sagt, verräumt ihr die beste Gelegenheit noch zu rechter Zeit nach eurem Leiden umschauen zu lassen und diese Leiden machen während dieser Zeit Fortschritte und können zuletzt nicht mehr geheilt werden. Es giebt wohl Mutterkrankheiten, eigentlich Gebärmutterleiden und mit diesen zusammenhängende Krankheiten, aber diese sind ganz andere Zustände, als die ihr unter eurer Mutterkrankheit versteht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 42. Mittwoch, 16. April 1873.

Eudora

oder

Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

28.

Malcolm Montrose schritt vor den Gefängnißmauern auf und nieder. Der Himmel war „blind von einem doppelten Dunkel" von Nacht und Wolken. Das riesige Gebäude selbst schien nur ein schwärzerer Schatten in dem schwarzen Schauplatz. Aber nicht finsterer war die Nacht außerhalb als die Seele innerhalb des einsamen Wachenden. Warum ging er da? Nicht nur, weil er es Miß Annella versprochen hatte. Auch nicht mit der schwächsten Hoffnung die Märtyrerin zu retten, die, ihr Schicksal erwartend, zwischen diesen starken Mauern lag. Nein, sondern um in ihrem Jammer in ihrer Nähe zu sein, um bei ihr zu wachen, wie wir bei den Todten wachen. Wer kann die Seelenqual dieser finstern Nachtwache bemessen?

Die tieftönende Glocke auf einem der Thürme schlug jede Stunde nach der Reihe, und jeder Schlag fiel wie der Klang einer Todtenglocke auf sein Ohr und Herz. Gerne hätte er gewußt, ob auch sie sie hörte, oder ob der Himmel Sie in dieser letzten Stunde mit Schlaf gesegnet habe. Wenn dieß der Fall wäre, wollte dann der Himmel, daß sie nie wieder erwachen möchte zu den Schrecken des Morgens.

Während diese marternden Gedanken seinen Busen zerfleischten, erhob er den Blick nach dem östlichen Flügel des Gebäudes, in welchem sie lag, und erschrack, als er die Fenstergitter gegen ein von innen scheinendes helles röthliches Licht klar abgezeichnet sah!

Was war die Ursache, daß die tiefe Finsterniß dieses massiven Gebäudes, welches einen Augenblick vorher nur eine formlose Masse von Schatten schien, die gegen den mitternächtlichen Himmel aufgeschichtet waren, jetzt so ominös erleuchtet war? War sie krank? sterbend? Der Himmel, in seiner Barmherzigkeit, gebe, daß es so sei.

Aber während er mit angehaltenem Athem hinstarrte, verdunkelte sich die erleuchtete Gitterreihe plötzlich und spie Wolken dunklen Rauches, von Flammenzungen durchbohrt, hervor. Das Gefängniß stand in Flammen.

O Himmel! sie konnte vielleicht dem ihr bevorstehenden Schicksal entgehen, aber nur indem sie durch die furchtbarste aller Todesarten umkam – indem sie mit hundert andern durch Feuer umkam!

Malkolm stürzte ans Thor, faßte den eisernen Griff der Glocke, welche mit dem Zimmer des Thürhüters in Verbindung stand und zerrte heftig daran.

Noch einen Augenblick, und die große Gefängnißglocke erschallte vom Thurme und erweckte durch ihren tief tönenden Donner alle Schläfer der Nachbarschaft, während das Geschrei: Feuer! Feuer! in jedem Tone des Schreckens, der Angst und Verzweiflung den Bewohnern des brennenden Gebäudes entfuhr.

Noch einen weiteren Augenblick, und Haufen von halb bekleideten Männern und sogar Frauen, welche in der Finsterniß der Nacht aus den Tiefen der Erde hervorgesprungen zu sein schienen, kamen auf das Gebäude zugeströmt. Die großen Pforten wurden geöffnet — wann, wie, oder von wem wußte Malcolm kaum. Verwirrt durch seinen Jammer, wurde er von der Menge fortgeführt und weiter gestoßen, bis er sich in der großen Halle des Gefängnisses fand.

Drinnen wie draußen herrschte der furchtbarste Schrecken. Wärter, Schließer und Thürhüter, durch den entsetzlichen Feuerlärm aus tiefem Schlafe aufgeschreckt, eilten hierhin und dorthin, wie ihrer Sinne beraubte Menschen.

In der Abtheilung, wo Miß Eudora's

Zelle lag, war die Finsterniß tief, und der Rauch erstickend. Malcolm, welcher dahin geeilt war, konnte die Luft kaum einathmen. Während er blind auf ihre Thür zutappte, von welcher her er die Stimme der Wärterin „Feuer!“ und „Hülfe!“ schreien hörte, fühlte er mehr zwei Gestalten sich in der Dunkelheit begegnen, als daß er sie sah.

„Seid Ihr das, Nally?“ fragte die Stimme der ersten, welche Malcolm als die des Inspectors erkannte.

„Ja, Herr!“ erwiderte eine heisere, rauh erstickte Stimme.

„Dann nehmt diesen Schlüssel und laßt die verurtheilte Gefangene heraus. Legt ihr diese Handschellen an und bringt sie eiligst nach dem festen Zimmer im westlichen Flügel. Laßt sie in dieser Verwirrung nicht entkommen. Ich muß nach den Unglücklichen oben sehen,“ sagte der Inspector mit bewegter Stimme, indem er nach dem anderen Ende der Halle eilte.

Malcolm Montrose tappte weiter, sich so nahe wie möglich an der Gestalt haltend, welche er noch immer vor sich her gehen eher fühlte als sah. Noch immer kam das Geschrei „Feuer!“ und „Hülfe!“ aus der Zelle der Verurtheilten, welche jetzt, wie die Halle pechschwarz war. Malcolm kam zugleich mit der anderen an der Zellenthür an. Er hielt gespannt den Athem an, aber die unsichtbare Gestalt neben ihm athmete schnell und heftig, als sie da zusammen standen.

Ein Schrecken des Erstaunens durchfuhr Malcolm, als er diesen heißen Athem auf seiner Wange fühlte. Einen Augenblick, und die Zellenthüre wurde aufgeschlossen und aufgerissen, und Frau Barton, wahnsinnig vor Angst, stürzte an ihnen vorbei, um ihre Flucht aus dem brennenden Gebäude zu bewerkstelligen. Einen andern Augenblick, und die geheimnißvolle Gestalt, welche sich in die Finsterniß der Zelle gestürzt hatte, kam wieder heraus und ließ eine leichte Last an Malcolms Brust fallen, während sie heftig flüsterte:

„Sie ist gerettet! Fliehen Sie um ihr Leben und das ihrige; blicken Sie nicht hinter sich!“

„O Himmel! es war Annellas Stimme! Und sie hatte ihr Wort gehalten!

Aber er fühlte, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte. Die leichte Gestalt des Mädchens fest in seinen Arm drückend, eilte er durch die Dunkelheit und den erstickenden Rauch dahin, die Halle entlang, und die Treppe hinunter, und hinaus in die freie Luft. Der Rauch, die Finsterniß und der Schrecken begünstigten ihn. Er durchschritt unbemerkt die Grenzen des Gefängnisses und eilte auf das Dickicht zu, wo sein Pferd festgebunden war. Indem er sich durch den dunkeln Haufen draußen drängte, hörte er viele Bemerkungen.

„Das Feuer brach in dem Garderobezimmer des Gefängnisses aus, wo die Kleidung und das Bettzeug aufbewahrt wird,“ sagte Einer.

„Niemand weiß, wie es ausbrach,“ sagte ein Anderer.

„Sie haben alle Gefangenen gerettet, die armen Unglücklichen,“ rief eine Frau.

„Sie werden auch das Feuer bald bewältigen,“ bemerkte ein Mann.

Niemand achtete auf Malcolm, welcher mit seiner geliebten, in ein dunkles Tuch gehüllten Last dahin eilte. Alle Augen waren auf das brennende Gebäude gerichtet, auf dessen Mauern die inzwischen angekommenen Feuerspritzen reichlich spielten.

Malcolm Montrose erreichte das Dickicht in Sicherheit. Er setzte sich einen Augenblick nieder, um Eudora Leaton ruhen zu lassen, und enthüllte ihr Gesicht, um ihr Luft zu verschaffen. Er glaubte, sie wäre in Ohnmacht gefallen, aber das war nicht der Fall. Sie war bleich und schwach und biegsam, aber sie athmete und war bei Bewußtsein. Sie war die erste, welche sprach. Ihren Blick zu dem seinigen erhebend, fragte sie:

„Was ist das alles? Was ist denn vorgefallen?“

„Ich weiß es selbst kaum. Frage nach nichts, Geliebte, sondern sammle all Deine Kräfte, um mit mir zu fliehen.“

Malcolm Montrose setzte Miß Eudora sanft auf eine Bank, wo sie sich an einen Baumstamm lehnen konnte. Er führte sein Pferd an die Stelle, bückte sich und hob sie auf den Sitz vor sich, und ritt langsam und vorsichtig, bis er aus dem Gehölze war. Dann gab er seinem Pferde die Sporen und galloppirte schnell nach der Seeküste zu. Als sein Pferd dahin flog, wandte sich Malcolm um, um nach dem Feuer zu sehen, und war beruhigt, als er sah, daß die Flammen wirklich

Digitized by Google

im Stadium des Erlöschens waren. Mit leichterem Herzen galoppirte er den Strand entlang, bis er endlich die Bucht erreichte, wo das von ihm gemiethete Fahrzeug vor Anker lag.

Der Tag dämmerte jetzt und bei seinem schwachen Lichte unterschieden sie das kleine Boot am Ufer, und das Schiff in geringer Entfernung vom Lande liegend.

Malcolm Montrose, das Pferd seinem Schicksal überlassend, setzte Eudora in das Boot, stieß ab, nahm die Ruder und ruderte schnell auf das Schiff zu.

Der Capitän war auf dem Verdeck, bereit, seine Passagiere zu empfangen, welche er für ein Paar „treuer Liebender" hielt, die entflohen, um sich zu vermählen.

„Die arme junge Dame, aber sie ist ja furchtbar schwach," sagte er, indem er Eudora aus Malcolms Armen empfing und sie in die Cajüte trug, wo er sie auf das Bett niederlegte.

„Das ist sie; aber Ruhe und Sicherheit werden sie wieder herstellen. Wann können Sie segeln?"

„Diesen Augenblick; die Fluth hat sich gewandt."

„Anker auf!" schrie der Capitän, aufs Verdeck eilend.

Der Anker wurde aufgewunden, die Segel vor dem Winde entfaltet, und das kleine Schiff segelte hinaus auf das blaue Meer.

(Fortsetzung folgt.)

μ. Kindergarten und Kleinkinderschule.

Allen Eltern wird, oder sollte wenigstens die Erziehung ihrer Kinder, die Obsorge für deren gesunde, körperliche wie geistige Entwickelung die erste und höchste Pflicht sein. Allen Elternherzen wird es der größte Ersatz für die gebrachten Opfer sein, wenn die Kinder den Eltern zur Ehre und Freude, Andern zum Segen heranwachsen.

Keine Frage ist, daß dies am besten in der wahren und ächten Erziehungsstätte, in der Familie ermöglicht wird; die Mutter kennt und leitet am besten das Herz des Kindes. Aber leider gibt es auch Mütter, welche sich dieser, ihrer heiligsten Pflicht entschlagen, um dem Vergnügen nachzugehen. Andere Eltern haben zwar den besten Willen, die Erziehung ihrer Kinder bestmöglichst zu leiten; aber es fehlt ihnen entweder die Fähigkeit dazu, oder die Sorgen für das tägliche Brod lassen ihnen keine Zeit. Zur Erziehung solcher sich selbst überlassener Kinder schuf das Bedürfniß der Gegenwart den Kindergarten und die Kinderschule. Dieselben sind aber nie und nirgends dazu bestimmt, die Familie zu *ersetzen*, sondern nur dazu, dieselben in dem schweren Werk der allseitigen Jugendbildung, der zweckmäßigen Entwickelung des Kindes zu *unterstützen*, da auch die liebevollsten Eltern in Folge anderweitiger geschäftlicher oder häuslicher Inanspruchnahme in der Regel nicht im Stande sind, ihre Kinder leiblich und geistig so zu fördern, wie es die Kindesnatur verlangt. Dazu fehlen oft genug der einzelnen Familie nicht nur die Beschäftigungsmittel und die Zeit, sondern auch jene, über die elterliche Erfindungsgabe hinausliegende *theoretische* und *praktische Befähigung* mehreren Kindern in einer Familie die der jeweiligen Entwickelungsstufe des einzelnen Kindes angemessene Beschäftigung zu ermitteln. Und selbst wenn alles dies vorhanden wäre, so gebräche noch die größere Gemeinschaft, in welcher sich das Kind als Glied wohl, ja selig fühlt; es fehlte noch die Möglichkeit, das Kind nach allen Seiten anzuregen, es der Beschränkung der einzelnen Familie nach deren vielleicht ausschließlicher Richtung zu entrücken und es als Glied einem größeren Ganzen einzuverleiben. Der *Kindergarten* dient aber gerade in dieser Beziehung in vorzüglichem Grade zur Entwickelung der geselligen Tugenden des Kindes: der Liebe, der Verträglichkeit, der Mittheilsamkeit. Er erweckt in dem Kinde Selbstvertrauen, da sich das Kind an Genossen messen lernt. Er ist geeignet, schon vor dem schulpflichtigen Alter den Spruch Rückert's als Wahrheit einleuchtend zu machen: Getheilte Freud' ist doppelt Freude! Nun möchte vielleicht gegen die Errichtung von Kindergärten ein anderer Einwand gemacht werden: „die frühzeitige intellektuelle Entwicklung des Kindes könnte leicht schädliche Frühreife zur Folge haben, oder das Kind möge sogar für den nachfolgenden Schulunterricht erschlafft oder abgespannt werden." Allein auch diese

Digitized by Google

Vorhalte vermag der Kindergarten, wenn er ist, wie er sein soll, siegreich aus dem Felde zu schlagen mit der einzigen Bemerkung, daß er einer Schule im gewöhnlichen Sinn des Wortes möglichst unähnlich sein soll. Die letztere hat es mit der Aneignung einer gewissen Summe von Kenntnissen zu thun, wobei das Meiste von Außen kommt. Beim Kindergarten aber ist die Kindesnatur, ihr Wesen und Wollen das Bestimmende, und die geistige Eigenart des Kindes von 3—6 Jahren allein bestimmt für die entsprechend gebildete verständige Kindergärtnerin den Bildungsstoff, der nichts mehr sein soll, als das beaufsichtigte, stufengemäß fortschreitende Spiel, an dem der Geist des Kindes erwachen und wachsen soll. Spielend soll das Kind seine Umgebung auffassen, die Gegenstände nach ihren verschiedenen Seiten kennen, vergleichen und unterscheiden lernen. In passender Abwechslung von Sitzen und Stehen, Springen und Tanzen, Singen und Tummeln, im Aufbauen und Zerlegen, in der Bildung von Figuren und Formen, nach Vorlagen oder nach eigener Phantasie soll das Kind Geist und Körper, Auge, Ohr und Hand üben, aber nicht ermüden. Letzteres zu verhüten ist angelegentliche Sorge der Kindergärtnerin.

Ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, das Kind anzuhalten, daß es das Ganze und Einzelne anschaut, daß es richtig hört, das Erfahrne in kleine Sätze kleidet, das Leben in seiner Vielgestaltigkeit, die Thätigkeit der Menschen und Thiere nachahmend, in seinen Geist aufnimmt und damit eine geistige Regsamkeit in die Familie bringt, welche keine Langweile, die schlimmste Gesellschafterin unserer Kinder, aufkommen läßt. Der Kindergarten ist eine Spielschule, die dem Kinde nie eine Last werden kann. Derselbe ist aber damit noch mehr; er ist eine Arbeitsstätte, wo das Kind schon seine Händchen brauchen lernt und Lust am eigenen Schaffen erwirbt. Damit wird erst der Kindergarten eine rechte Vorschule des Lebens, das heutzutage aufmerksames Betrachten, Klarheit und Zweckmäßigkeit im Thun und Lassen, Urtheil, Sprachgewandtheit, Gestaltungsgabe erheischt. Unsern Kindern eine solche Ausfüllung ihrer schönen Jugendzeit im Kreise fröhlicher Genossen zu vermitteln an der Stelle dumpfen Hinbrütens, geistlosen mechanischen, sich täglich in einer Form wiederholenden Spieles, oder bei kräftigen Naturen zügelloser Zerstörungslust: sollte das nicht eine würdige Aufgabe aller Eltern sein, die an dem geistigen und leiblichen Gedeihen ihrer Kinder ein reges Interesse haben, und deßhalb dem Schlendrian abgegen, sobald sich ihnen die Ueberzeugung aufdrängt, daß es geistreich zu handhabende Beschäftigungsmittel gebe, welche in dem Kinde den Geist in ähnlicher Weise wecken, wie der Stahl dem Steine das darin gebunden liegende Feuer entlockt? Neben der intellektuellen Förderung der Kleinen verspricht aber der Kindergarten auch die Erwärmung des kindlichen Herzens für das Schöne in der Natur, sowie eine Bereicherung des deutschen Familienlebens.

Das Interesse für die Errichtung von Kindergärten wächst darum auch allseits immer mehr, und wird damit die Aussicht eröffnet, daß der Familienerziehung eine für alle Fälle, für die höheren Stände, wie für die arbeitenden Classen erwünschte Ergänzung dargeboten werde.

Der Sinn für das Gute und Neue wird ja wohl auch in der Stadt Kufel nicht fehlen und nicht zu befürchten sein, daß man einer Anstalt mit Vorurtheil entgegen tritt, welche Allerorts sofort für sich gewonnen hat.

Damit in Verbindung steht die Kleinkinderschule. Dies ist eine nach den Forderungen der neuen Pädagogik und auf Grund der liebevollen Erforschung des Kinderwesens durch Fröbel organisirte Anstalt, welche sich von anderen dieser Art objektiv hauptsächlich durch ihre zahlreichen und bildenden Beschäftigungsmittel und subjektiv durch eine Lehrerin unterscheidet, welche eigens für den geistweckenden Umgang mit Kindern vorgebildet ist.

Der bekannte Zauberkünstler Agoston hat Lent's schwimmenden Zirkus angekauft und läßt denselben zu einem schwimmenden Zauberpalast umbauen, um sodann die verschiedenen Städte des Rheins und vielleicht auch des Mains zu besuchen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 43. Freitag, 18. April 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

29.

Das Schiff war nach einem kleinen und entfernten Hafen an der Küste Frankreichs bestimmt, aber es machte nur eine langsame Fahrt gegen den Wind.

Malcolm ließ Eudora in der Cajüte schlafen, und ging auf das Verdeck, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Während er auf dem vorderen Theil des Schiffes stand, bemerkte er einen Mann, der ihm den Rücken zuwandte und mit auf die Brust gesenktem Kopfe in einer Stellung tiefer Niedergeschlagenheit an den Mast lehnte. Etwas in den allgemeinen Umrissen und dem Aussehen dieses Mannes schien Montrose theils bekannt, theils beunruhigend. Unfähig, seinen Instinct in Betreff dieses Fremden zu zergliedern, winkte er den Capitän zu sich heran und fragte in einem Tone des Mißvergnügens:

„Wer ist dieser Mann? Wie kommt es, daß Sie einen anderen Passagier aufgenommen haben, da ich doch über den alleinigen Gebrauch des Fahrzeuges mit Ihnen übereingekommen bin?"

„Ei, Herr, es ist kein Passagier, sondern ein Matrose, den ich in Abbeyport aufgegriffen habe, um einen meiner Leute, der zu krank für diese Fahrt ist, zu ersetzen," antwortete der Capitän.

„Wie heißt er?"

„Anton More."

„Anton More!" wiederholte Malcolm zu sich selbst, indem er auf den Fremden zuging und — Antonio Morio, dem soi-disant Seneschall der Prinzessin Pasolini, gegenüberstand!

„Selbsterhaltung ist das erste Naturgesetz. Was haben Sie zu sagen, warum ich Sie nicht ins Meer schleudern sollte, Signor Antonio?" sagte Malcolm.

„Dieses, Herr Montrose, — daß ich, so wahr mir Gott helfe, weder Sie noch die süße junge Dame in der Cajüte verrathen will," antwortete der Mann, nicht in gebrochenem Englisch, sondern mit einem so guten einheimischen Accent, daß es seine Muttersprache sein konnte.

„Warum sind Sie hier?"

„Das ist mein Geheimniß. Die Folter würde es mir nicht abpressen. Schleudern Sie mich ins Meer, wenn es Ihnen gefällt, Herr Montrose! Es wäre mir eben so lieb, wenn Sie es thäten!" Ich werde Ihnen nichts mehr sagen."

Gedankenvoll ging Malcolm von diesem Manne hinweg, welcher, wie er bemerkte, blaß wie der Tod war, und aussah, als wäre er kürzlich von einer fast tödtlichen Krankheit erstanden.

„Der Wind erhebt sich," sagte der Capitän, ich befürchte wir bekommen einen Sturm."

Malcolm hoffte nicht und ging hinunter, um Eudora einige Erfrischungen zu bringen, wie sie das Fahrzeug eben darbot. Nachdem sie davon genossen hatte, drückte sie den Wunsch aus, aufs Verdeck zu gehen, und Malcolm unterstützte sie beim Hinaufsteigen.

„O, theurer Freund, wenn Du das Entzücken begreifen könntest, sich im weiten Raume zu bewegen, die freie Luft zu athmen und noch einmal das endlose Meer und den unbegrenzten Himmel zu sehen!" rief Eudora Leaton, auf das Lager von Teppichen und Kissen sinkend, das Malcolm Montrose auf dem Verdeck für sie bereitet hatte.

Er setzte sich zu ihren Füßen nieder und fing an, von ihrer künftigen Bestimmung zu

Digitized by Google

sprechen, und daß es nothwendig sei, sich gleich nach ihrer Ankunft ehelich zu verbinden, und daß sie dann nach Amerika gehen und das Leben zusammen beginnen wollten.

Eudora lauschte in stiller Wonne.

Aber während ihres Gespräches erhob sich der Wind schnell und peitschte die Wellen zur Wuth. Das kleine Schiff fing an, so schwer zu rollen, daß Eudora zur Sicherheit hinunter geschickt wurde. Malcolm führte sie in die Cajüte hinunter. Der Wind war jetzt so stark, daß man die Segel einziehen mußte, und man hörte die Stimme des Capitäns an der Spitze der Cajütentreppe schreien:

„Um Gotteswillen, Herr Montrose, kommen Sie herauf und helfen Sie uns, oder wir sind verloren."

Malcolm sicherte Eudora so gut er konnte und eilte auf's Verdeck, um Hülfe zu leisten.

Der Sturm kam schnell heran. Der Himmel war jetzt dunkel wie die Nacht. Die schaumbedeckten Wellen schossen wie schäumende Rosse vor dem Peitschen des Windes dahin.

Das kleine Schiff, auf seiner Bahn zurückgetrieben, mußte vor dem Sturme laviren und vor Topp und Takel leußen, gerade auf die Küste zu, von der es erst vor einigen Stunden abgefahren war. Den ganzen Nachmittag wurde die kleine Barke, tapfer um ihr Leben kämpfend, vor Wind und Wellen dahingejagt.

Als es Abend wurde, verfinsterte sich der Himmel zu einer noch schwärzeren Farbe, und der Sturm nahm an Heftigkeit zu. Malcolm Montrose leistete alle Hülfe, die er leisten konnte, ging aber gelegentlich hinunter, um Eudora zu beruhigen.

„Ich fürchte mich nicht, lieber Malcolm. Wie könnte auch Jemand, der das erlebt hat, was ich erlebt habe, vor irgend Etwas sich fürchten, das auf dieser Welt geschehen kann? Geh auf's Verdeck und hilf das Schiff retten, und denke nicht mehr an mich," war ihre beständige Antwort.

Ach! sie wußte nicht, daß sie schnell an die englische Küste zurückgetrieben wurden, der sie schon furchtbar nahe waren.

Die Nacht war jetzt dunkel wie das Grab. Kein Lichtstrahl war zu sehen, als das phosphorescirende Funkeln der Wellen. Weiter — weiter — stürzte das kleine Schiff durch die schwarze Wuth des Sturmes dahin. Die Mannschaft hatte alle Herrschaft über dasselbe verloren und wartete nur auf den Tod, während es stoßend und schlagend dahin wirbelte, bald in den schwarzen Wellen vergraben, bald gen Himmel geschleudert, und immer vorwärts auf die dem Winde gegenüberliegende Küste getrieben. Während das Schicksal so drohte, hatte Malcolm Eudora aus der Cajüte geholt und sie so fest an sich gebunden, so daß er seine Glieder zum Kampfe mit den Wogen frei ließ. Und so erwarteten sie ihr Schicksal. Endlich kam es. Das Schiff ward langsam auf eine mächtige Welle gehoben und mit einem betäubenden Stoße auf den Sand geworfen und in demselben Augenblick kämpfte Alles um sein Leben in den schwarzen und wüthenden Wellen.

Malcolm war ein tüchtiger Schwimmer, aber er konnte sich nie erklären, wie er und seine Gefährtin in dieser schrecklichen Nacht das Ufer erreicht hatten.

Er wußte nur, daß er, während das schwarze Chaos noch immer über ihn her tobte, sich betäubt und erschöpft hoch auf dem Strande fand, mit der triefenden Gestalt Eudoras in seinen Armen.

Fischer von den Klippen oben eilten mit Laternen herunter, um den schiffbrüchigen Seeleuten Beistand zu leisten.

Zwei von diesen kamen auf ihn zu, bemühten sich mit schlichten Worten des Mitgefühls um ihn und seine ertrunkte Eudora und trugen sie nach einer Hütte auf der Klippe.

„Sie ist todt! ganz todt!" wehklagte Malcolm mit einer Stimme der Verzweiflung, die wie Befriedigung klang, als er auf die stille kalte Gestalt blickte, welche des Fischers Frau auf das rohe Hüttenbett gelegt hatte.

„Das ist sie nicht, Herr; wir wollen sie gleich wieder zu sich bringen, wenn sie in's andere Zimmer gehen und sie uns überlassen wollen," sagte die Frau.

Malcolm begab sich in die Küche, wo der Fischer ihn mit einem trockenen Anzuge und einem Glase Branntwein versah, welcher seine Würze durch den Durchgang durch das Zollhaus nicht verloren hatte.

Darauf, während Malcolm vor dem Küchenfeuer saß und ängstlich auf einen Bericht über Miß Eudora's Zustand wartete, zündete der

Digitized by Google

Fischer seine Laterne wieder an und ging hinaus um zu sehen, welche fernere Hülfe er den Leidenden leisten könnte.

Nach einer Abwesenheit von einer halben Stunde kehrte er zurück, setzte sich neben seinen Gast und fragte:

„Wie viele sind Ihrer an Bord des Fahrzeuges wohl gewesen, Herr?"

Malcolm nannte ihm die Zahl.

„Nun, dann sind sie alle lebendig gelandet."

„Gott sei gedankt!"

„Ja; aber ob sie alle gerettet sind, das ist eine andere Sache, Herr. Einige von ihnen sind arg beschädigt, und einer ganz besonders, der arme Bursche! beinahe getödtet, sollte ich denken. Er liegt in der nächsten Hütte.

Malcolm Montrose äußerte einige Worte des Mitgefühles, aber sein ganzes Herz war bei Miß Eudora. Er konnte an Niemand anders denken. Endlich erschien des Fischers Frau und erlöste ihn von seiner Angst. „Die junge Dame sei zu sich gekommen," sagte sie, „und habe nach dem Herrn gefragt, und als man ihr sagte, daß er wohlbehalten sei, habe sie einen beruhigenden Trunk genommen und sei eingeschlafen. Und könnte der Herr wohl etwas Besseres thun als ihrem Beispiele zu folgen? Es sei ein gutes Bett im Zimmer oben, welches seiner Gnaden herzlich gerne zu Dienste stände."

Malcolm dankte der Frau und folgte dem Manne, welcher ihn die Treppe hinauf in eine bescheidene Dachstube führte, wo er sich auf ein hartes Bett hinstreckte. Aber ungeachtet der Ermüdung und Erschöpfung seines Körpers, hielt ihn die Aufregung und Angst seines Gemüthes doch bis gegen Morgen vom Schlafe zurück, als er durch ein lautes Klopfen an seine Thür aufgeschreckt wurde. Es war der Fischer, welcher eintrat und sagte:

„Entschuldigen Sie, Herr, aber ist Ihr Name vielleicht Herr Montrose?"

„Ja, was gibts?" fragte Malcolm.

„Nun Herr, der arme Mann, der vorige Nacht so arg beschädigt wurde, daß wir denken, er stirbt, ist sehr begierig, Sie zu sehen."

„Welcher ist es? Wie heißt er?"

„Antony More."

„Antonio Morio!" rief Malcolm, aus dem Bette springend und sich eiligst anschickend, den Sterbenden zu besuchen, welchen er zehn Minuten später auf einem ärmlichen Lager in der nächsten Hütte liegend fand.

„Was kann ich für Sie thun?" fragte Malcolm Montrose, sich neben den sterbenden Mann setzend.

„Erst schicken sie alle diese Leute aus dem Zimmer, da unsere Unterredung eine geheime sein muß," antwortete Morio oder More, wie wir ihn von nun an nennen werden.

Malcolm gab der Familie des Fischers ein Zeichen, welche sich nur aus dem Gesichtskreise zurückzog, um sich draußen an passenden Horcherposten aufzupflanzen.

„Sie sagen, die arme junge Dame sei vom Schiffbruch gerettet. Ist es wahr?

„Ja."

„Es freut mich, dessen gewiß zu sein; denn wenn sie nach Frankreich entkommen oder in den Wellen umgekommen wäre, so wäre ich gestorben und hätte kein Zeichen von mir gegeben. Ich wäre der Freundin treu geblieben, die mich ins Verderben gestürzt hat, und hätte sie auch dieses Verderben mit dem Tode vollendet und mich als das letzte Opfer ihrer bösen Leidenschaften geopfert. Aber nun, da jenes arme Mädchen an diese Küste geworfen ist, um für die Verbrechen einer Anderen zu leiden, und da ich dem Tode nahe bin, so wage ich nicht, das Geheimniß, das sie retten könnte, mit ins Grab zu nehmen, oder mit ihrem unschuldigen Blute auf meiner Seele meinem Richter entgegenzutreten!"

Malcolm beugte sich über den Sterbenden und lauschte mit angehaltenem Athem, fürchtend eine Frage zu stellen oder eine Bemerkung zu machen, damit er das auf seinen Lippen zitternde Geständniß nicht zur Rückhielte.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung

für Gesunde und Kranke.

VII. Impfen und Impfstoffnehmen.

Im Allgemeinen herrscht gegen das Impfen wenig Abneigung und die meisten von euch bringen ihre Kinder ohne Widerrede und zur rechten Zeit, um sie impfen zu lassen.

Vor dem Abimpfen, dem Stoffnehmen besteht dagegen eine fürchterliche Scheu und mancher Bezirksarzt weiß da ein Lied

Digitized by Google

zu singen. Aber was ist es denn eigentlich um das Stoffnehmen so Fürchterliches. Das kleine Bläschen anstechen verursacht dem Kinde nicht den mindesten Schmerz, wie ihr euch schon hundertmal selbst überzeugt haben werdet, wenn ihr euch eine Blase an einem Finger oder an einer Zehe oder Ferse aufgestochen habt, und mit dem Anstechen ist das eigentliche Heldenstück vorüber. Das Eintauchen der Impfnadel in die wässerige Flüssigkeit (Impflymphe), die von selbst ausfließt, kann natürlich noch weniger schmerzen, als das Anstechen selbst. Ihr habt doch schon oft gesehen, wie die kleinen Kinder halbe Stunden lang ruhig sitzen bleiben, spielen und lächeln, wenn man ihre Gedanken durch irgend etwas von dem eigentlichen Geschäfte abzulenken vermag.

Was ist es nun, daß ihr euch gar so dagegen wehret und euch oft hinter eure Männer verschanzet, als ob diese auch dagegen wären? Schadet es denn dem Kinde, von dem der Impfstoff genommen wurde, habt ihr ein solches Kind je einmal krank werden sehen? Impfstoff muß man nothwendiger Weise haben und jedes von euch will doch sein Kind geimpft haben. Wer soll also den Stoff hergeben? Hier gilt der Grundsatz: Einer für Alle und Alle für Einen. Jedes hat den gleichen Vortheil und auch die gleiche Verpflichtung.

Dann schadet das Stoffnehmen nicht nur nicht, es hat auch den Nutzen, daß die Impfblattern (Impfpusteln, Schutzpocken), wenn sie geöffnet werden, den Kindern weniger Schmerzen machen, daß die Umgebung (der Arm) viel weniger sich entzündet und anschwillt, als bei Kindern, denen sie nicht angestochen werden. Es ist dies blos ein lächterliches Vorurtheil, das ihr in jetziger Zeit endlich fallen lassen dürftet. Vielleicht daß mit der Zeit die Impfung von Arm zu Arm in Abnahme kommt, wenn sich das Impfen mit der in neuerer Zeit gebrauchten Glycerin-Lymphe bewährt. Doch müßte man da auch noch immer verständige Mütter haben, die ihre Kinder hergäben, um von ihnen den Stoff sammeln zu können, doch würden dazu wenige Kinder genügen und Dutzend andere Kinder wären mit dem Stoffnehmen verschont und das Geschäft für die Bezirksärzte wäre um Vieles erleichtert, was ihnen auch wohl zu gönnen wäre.

Laßt euch aber auch nicht über den Nutzen der Impfung selbst irre machen. Denn das Impfen schützt allein vor Blattern; seit geimpft wird haben wir lange nicht mehr die fürchterlichen Blattern-Seuchen (Epidemien) wie früher und wenn wirklich Blattern auftreten, so verläuft die Krankheit unter einer und mildern Form, die viel weniger gefährlich wird und nur in seltenen Fällen tödtlich endet.

So theilt von der vorjährigen Blattern-Epidemie in Paris Professor Fauvet seine Erfahrungen mit, die er im dortigen großen Krankenhause gemacht hat: Von 28 gar nicht Geimpften starben 21, also 75 vom Hundert; von 247 in der Kindheit Geimpften starben 19, sonach 7 vom Hundert. Von diesen 247 Geimpften waren 12 wiederholt geimpft (revaccinirt), sie genesen sämmtlich. Dies sind gewiß schlagende Beweise von der Schutzkraft der Impfung: Von den Nichtgeimpften starben 75 Procent, von den Geimpften nur 7 Procent und von den Revaccinirten starb aber gar kein Einziger.

Die fast ganz gleichen Erfahrungen machte man in Köln in der vorjährigen Blatternn-Epidemie, wo von 1679 erkrankten Personen 360 starben. Unter diesen Erkrankten waren 23 Ungeimpfte, 1567 Geimpfte, 89 wiederholt Geimpfte, von diesen 89 Revaccinirten starben nur 5, welche aber 15, beziehungsweise 16, 36, 38 und 48 Jahre vor ihrem Tode, also nicht rechtzeitig revaccinirt worden waren. Von den 23 Ungeimpften starben 16, darunter 14 Kinder unter einem Jahre.

(Schluß folgt.)

Paris. In Faubourg du Temple wurde kürzlich ein Dieb eigener Art verhaftet. Dieser Dieb war nämlich ein Hund, der bei einem Hutmacher einen Hut gestohlen und sich dann davon gemacht hatte. Er wurde aber von einigen Polizeidienern festgenommen und da mehrere andere Händler der Straße versicherten, daß derselbe ebenfalls Diebstähle begangen hatte, so schloß man daraus, daß sein Herr thn auf das Stehlen abgerichtet habe.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 44. Sonntag, 20. April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Die Theologen haben alle Unrecht, wenn sie den großen Urheber alles Bösen für ein männliches Wesen halten — er ist ein weibliches. Satan ist ein Weib — ich bin dessen gewiß, und mancher andere Mann muß es auch wissen. Eine böse Frau übt einen Zauber über des Mannes Sinne aus, und dann eine Macht über seine Seele, welche teuflischer Magie gleicht. Der Mann mag sie kennen, sie verachten, sie hassen, aber er kann ihr nicht entfliehen. Zuweilen geräth er in Raserei und tödtet sie und läßt sich dafür hängen, und findet in der Freiheit, selbst um diesen Preis erkauft, eine unendliche Erleichterung. Eine solche Gewalt erlangte ein unglückseliges Weib über mich. Jahre lang bin ich ihr Betrogener, ihr Sclave, ihr Werkzeug gewesen. Sie ist mein Gott gewesen, denn auf ihr Gebot habe ich alle Gesetze des Göttlichen gebrochen — alle! Auf ihr Gebot wäre ich —"

„Zum Tode gegangen, wie zu einem Fest!" sagte Malcolm.

Der Mann hielt vor Erschöpfung inne; aber nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr er fort:

„Warum sie das Haus Leaton vernichten wollte, weiß ich nicht, aber ich wurde ihr blindes Werkzeug in dieser Vernichtung —"

„Nennen Sie mir diese Frau!" rief Malcolm Montrose.

„Das kann ich nicht; ich kenne weder ihren Namen noch ihr Vaterland. Sie führt ein halbes Dutzend verschiedene Namen und spricht mit gleicher Leichtigkeit ein halbes Dutzend neuere Sprachen —"

„Sie meinen die italienische Prinzessin Pasolini?"

„Ich meine das geheimnißvolle Weib, dem es gelungen ist, sich bei einigen arglosen Provinzfamilien betrügerischer Weise als diese erlauchte Dame einzuführen. Ich traf sie zuerst vor vielen Jahren in Rom, wo ich im Gefolge des englischen Gesandten, und sie in dem Hofhalt der Prinzessin Gentilleschа Pasolini war. Als der Palazzo Pasolini von dem Pöbel niedergebrannt wurde, entwendete sie die Familienjuwelen und Papiere, und floh mit mir nach Paris, wo es ihr mit Hülfe ihrer Documente gelang, in Lord Leatons zurückgezogenem Zirkel für die erlauchte Dame zu gelten, welche wirklich in dem brennenden Palaste umgekommen war. Sie begleitete sie nach England und zog mit in ihrem Gefolge nach sich. Sie wissen was folgte. Warum sie das ganze Geschlecht ihrer Wohlthäter von der Oberfläche der Erde vertilgen wollte, habe ich nie erfahren. Sie gebrauchte mich, ohne mir zu trauen oder vertraute sich mir nur so weit an, als es durchaus nothwendig war. Und als sie meiner nicht weiter bedurfte, wandte sie ihre todtbringenden Kräfte gegen mich, um mich aus dem Wege zu schaffen. Der Tod wurde mir hinterlistig, langsam und vorsichtig bereitet; aber dennoch wußte ich, daß es der Tod war, und daß er von ihrer Hand kam. Selbst da stand ich noch zu sehr unter dem Einfluß ihres Zaubers, um sie anzuklagen; aber ich entkam ihr und floh um mein Leben, als ich mich auf dem Schiffe einschiffte. Urtheilen Sie, wie froh ich war, daß das arme unschuldige Mädchen ebenfalls entkam!"

„Aber um dieser jungen Dame Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen, sehen Sie wohl ein, daß dieses Geständniß eidlich vor einem Gerichtsbeamten, in der Gegenwart von Zeugen, mit jedem einzelnen Umstande abgelegt und niedergeschrieben werden muß."

„Ich weiß das und habe schon den Auf-

Digitized by Google

trag gegeben, die geeigneten Personen herbeizurufen," stöhnte der Mann, welcher jetzt gänzlich erschöpft zu sein schien.

Malcolm gab ihm zu trinken. Und einige Minuten später langte ein Friedensrichter in Begleitung seines Schreibers in der Hütte an. Ein Gerichtsbeamter in einem volkreichen District ist an erschreckende Offenbarungen gewöhnt. Deßhalb saß dieser würdige Richter ganz ruhig während der schrecklichen Erklärung, die der Sterbende eidlich bekräftigte, und die von dem Schreiber niedergeschrieben wurde. Das Document wurde von Antony Nore unterzeichnet und von Malcolm Montroie und noch einem Andern als Zeugen unterschrieben.

Dann wurden die erforderlichen Verhaftsbefehle erlassen, und der Gerichtsbeamte nahm seinen Abschied, ließ aber einen Constabler zur Bewachung des sterbenden Zeugen zurück, der nach dem Ausspruche des Arztes fortbewegt werden konnte.

Malcolm eilte nach der Hütte, wo Eudora lag, um sie mit der Nachricht von der Entdeckung, die ihren ehrlichen Ruf vollständig rechtfertigen sollte, zu trösten.

30.

Das ganze Gespräch in Abbeytown drehte sich um das Ereigniß im Gefängniß. Es wurde als gewiß ermittelt, daß das Feuer im Kleiderzimmer entstanden war. Aber die Flammen waren gelöscht worden, ehe dem Gebäude irgend ein wesentlicher Schaden zugefügt war. Niemand war beschädigt, und Niemand wurde vermißt, außer Eudora Leaton, von der man annahm, daß sie in den Flammen umgekommen, oder in der Verwirrung entkommen war.

Annella Wilder, welche bei ihrer Rückkehr aus dem Gefängniß in ein hitziges Fieber verfallen war, raste auf ihrem Fieberbette von Feuersbrünsten und Stürmen, und tödtlichen Gefahren durch Feuer und Fluth.

Der Admiral war zwischen der Sorge um die Wiederherstellung seiner Enkelin und dem Verlangen nach der Liebe der Prinzessin Pasolini getheilt! Ja, trotz seiner eigenen bitteren ehelichen Erinnerungen seiner sechzig Jahre und der beständigen Aufsicht der beiden Sibyllen war „dieser Knabe" der leibeigene Sclave der Prinzessin geworden. Zu der Schönheit, den Talenten und dem blendenden Zauber des Weibes kamen noch andere starke Gründe für diese Bethörung. Der Admiral hatte, wie die meisten durch sich selbst emporgestiegenen Menschen, eine tiefe Verehrung vor erblicher Größe. Und ihr angenommener Titel „Prinzessin", wenn er auch nur den schlecht erklärten Rang einer italienischen Prinzessin vorstellte, goß einen Heiligenschein über die Pasolini, der ihren Werth hundertfach erhöhte.

Dann war der Admiral von herrischer Gemüthsart, und ihre gefahrvollen Abenteuer bezauberten seinen Geist. Er war auch außerordentlich gutherzig, und ihre unglücklichen Schicksale rührten sein Herz.

So geschah es, daß der ergraute Admiral in der Vertiefung des Bogenfensters zu den Füßen der „Prinzessin" kniete, als die Officianten mit dem Befehle zur Verhaftung ihrer „Hoheit" erschienen.

Die „Prinzessin" war ungläubig ruhig; die Hausleute waren erstaunt; der Admiral war wüthend. Es sei ein Irrthum, eine Abgeschmacktheit, eine Gewaltthätigkeit; aber die verfolgte Prinzessin sei in England, dem Lande bürgerlicher und religiöser Freiheit, dem Himmel sei Dank! und es sollte ihr Gerechtigkeit zu Theil werden, so sagte er.

Er ließ seinen eigenen Wagen vorfahren, um sie vor den Untersuchungsrichter zu bringen und bestand darauf, sie zu begleiten. Die Officianten erhoben keine Einwendung gegen diese Veranstaltungen und stellten nur die Bedingung, die übrigen beiden Sitze in dem Wagen einzunehmen, um ihre Gefangene im Auge zu behalten. Auf diese Weise wurde die soi-disant Prinzessin nach dem Stadthause gebracht, wo die Untersuchungsrichter gerade ihre Sitzung hielten. Das Verhör nahm eine sehr lange Zeit in Anspruch, doch sprachen die Umstände so deutlich gegen die Abenteuerin, daß sie sogleich in Anklagezustand versetzt wurde.

Und an demselben Tage ward ein Bericht über das Verfahren, nebst einem Gesuche zu Gunsten Eudora Leatons, welche fälschlich überführt sei, ihres Onkels Familie vergiftet zu haben, und seit dem Brande vermißt werde, an den Staatssecretär des Innern abgefertigt. Dieses hatte einen Aufschub des Urtheile zur Folge, bis der Proceß der Madame Pasolini

Digitized by Google

das Zeugniß, auf welches hin sie angeklagt war, bestätigt oder widerlegt haben würde.

Die Assisen waren noch im Gange, und der Proceß ward für einen nahen Tag angesetzt.

Zu Jedermanns Ueberraschung überlebte Antony More seine schweren Verletzungen und war im Stande, als Zeuge gegen sie in dem Gerichtshofe zu erscheinen. Sein Zeugniß war klar, entscheidend, und wurde durch als Beweise vorgebrachte Thatsachen bestätigt. Der Proceß nahm drei Tage in Anspruch, nach deren Verlauf die sich so betitelnde Prinzessin überführt und verurtheilt wurde. Sie empfing ihr Urtheil mit der kaltblütigen Selbstbeherrschung, welche sie während des ganzen Gerichtsverfahrens an den Tag gelegt hatte. Einmal nur verrieth sie eine augenblickliche Bewegung. Während ihrer kurzen Gefangenschaft hatte sie häufig den Besuch einer ältlichen Frau erhalten, deren Beziehungen zu ihr unbekannt waren. Bald nachdem Sie in die Zelle der Verurtheilten gebracht worden war, wurde sie von dieser Frau besucht, an deren Busen sie sich in einem vorübergehenden Ausbruch des Gefühles warf.

„Thue nichts unbesonnenes, Mutter — meine tief gekränkte Mutter. Bewahre Dein Geheimniß — denn ich werde Dich nie verrathen!"

Im nächsten Augenblick war sie so ruhig und selbstbeherrschend wie immer, aber die Wärterin hatte ihre Worte überhört.

Als die Besucherin wieder fortgegangen war, wurde die Gefangene von den Frauen sorgfältig untersucht, aber man fand kein Werkzeug der Selbstvernichtung bei ihr und erlaubte ihr endlich, sich niederzulegen und unter den Augen der Wärterin zu ruhen.

In der auf die Verurtheilung der fremden Abenteuerin folgenden Nacht saß der Lordoberrichter Baron Elverton allein in seinem Zimmer im „Leatonwappen" und grübelte über den unerklärlichsten Criminalproceß nach, den er je geleitet hatte; denn obgleich die Schuld der Angeklagten zur Ueberzeugung der Geschworenen festgestellt worden war, so war doch ihr Beweggrund zu der That noch immer ein tiefes Geheimniß.

Eifersucht, Rache, Habsucht Ehrgeiz, die gewöhnlichen Anreizungen für solche Verbrechen, fehlten in diesem Falle gänzlich, und warum sie die Familie ihres Wohlthäters ausgerottet hatte, war noch immer ein Räthsel.

Während der Baron über diesen Gegenstand grübelte, wurde die Thür geöffnet und ein Besuch angemeldet.

Es war eine Frau von majestätischer Erscheinung, in tiefe Trauer gekleidet und dicht verschleiert. Sie näherte sich dem Tische, an welchem er saß, und warf ihren Schleier zur Seite. Und oh, welch ein Gesicht wurde da offenbart!

Es war ein feines Gesicht, das noch immer die Spuren großartiger Schönheit trug, aber es war die vom Donner getroffene Schönheit des gefallenen Erzengels!

„Wieder!" rief der Baron mit einem Schauder des Entsetzens, als er ihren dunkeln, glänzenden, jetzt von dem Feuer des Wahnsinnes flammenden Augen begegnete.

„Ja, wieder! zum dritten und letzten Male seit Ihrer Sünde stehe ich heute vor Ihnen. Baron Elverton erwiederte die Fremde.

„Im Namen des Himmels! was wollen Sie von mir?"

„Resumiren — gerechter Richter!"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, außer daß es irgend eine neue Teufelei sein muß!"

„Wissen Sie, wen Sie heute zum Tode verurtheilt haben?"

„Nein, außer daß es eine Abenteuerin mit einem halben Dutzend verschiedener Namen war, die eher auf das Rad geflochten zu werden, als eine mildere Todesart verdient!"

„Ah, sie war sehr gottlos, nicht wahr?"

„Eine falsche, teuflische Verrätherin, die ihre Wohlthäter vernichtete, und ohne auch nur einen scheinbaren Beweggrund zu der That zu haben!"

„Aber vielleicht konnte sie nicht umhin. Verrätherei und Undankbarkeit waren erblich bei ihr, waren in ihrem Blute, waren ihr bei der Geburt zuertheilt."

„Welche dunkle Meinung lauert jetzt unter Ihren Worten?"

„Hören Sie mich an, Baron Elverton, während ich es Ihnen sage. Vor mehr Jahren, als ich zu zählen Lust habe, war die sündige Frau, die Ihnen jetzt zum letzten Male gegenüber steht, ein sündenloses Kind — das einzige Kind eines armen alten verwittweten Landpfarrers. Sie wurde siebzehn Jahre alt, die

Digitized by Google

Erzieherin Ihrer kleinen Schwestern. Sie sahen und bewunderten ihre Schönheit. Sie machten sie zu Ihrer Gattin durch eine geheime Heirath."

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

VII. Impfen und Impfstoffnehmen.
(Schluß.)

(Aehnliche Beobachtungen kann jeder Arzt bei Blattern-Seuchen machen.) In diesem Sinne sprach sich in diesen Jahren die medicinische Fakultät in Leipzig in Folgendem aus:

1) Die Einimpfung der Kuhpocken gewährt einen fast unbedingten Schutz gegen die Menschenpocken (Blatternkrankheit) falls nicht etwa zufällig bereits vor der Einimpfung die Ansteckung mit den Blattern stattgefunden hat. 2) Dieser Schutz erstreckt sich jedoch nicht auf die ganze Lebenszeit, sondern es pflegt die Empfänglichkeit für die Blattern, wenn auch in gemildertem Grade, sich allmählig wieder einzustellen. 3) Deßhalb ist die Wiederholung der Impfung (Revaccination) nach Ablauf von höchstens 10 Jahren, bei Auftreten der Blattern unter allen Umständen dringend anzuempfehlen. Also schützt das Impfen nicht für immer von den Blattern, deßhalb muß man nach Verlauf von 10 Jahren noch einmal sich impfen lassen und deßhalb ist die Revaccination (Wiederholung der Impfung) eingeführt und es wird z. B. bei Entlassung aus der Feiertagsschule, in Instituten, beim Militär und überhaupt wenn irgend wo die Blattern auftreten, revaccinirt, d. i. wiederholt geimpft. Und alle Aerzte und Nichtärzte, die früher über die Impfung heidenmäßig schimpften, in Württemberg und Frankreich, in Stuttgart und Paris, hatten nichts Eiligeres in den letzten Blattern-Epidemien zu thun, als sich über Hals und Kopf impfen zu lassen, weil sie den Nutzen der Impfung einsehen lernten und sich vor Ansteckung fürchteten.

Daß aber die Blattern im höchsten Grade ansteckend sind, ist durch die Erfahrung und die Wissenschaft schon längst nachgewiesen und besteht hierüber kein Zweifel mehr. Trotzdem findet man unter den Landleuten und selbst in den Städten Viele, die es nicht glauben wollen und diese setzen sich durch die Besuche der Kranken oder durch die Benützung der Kleider und Betten von Blatternkranken der Gefahr aus, ebenfalls von den Blattern befallen zu werden. Die Blattern kommen nicht aus der Luft angeflogen, wie es noch in vielen Gegenden geglaubt wird, sondern entstehen durch die Berührung (Contagium), den Umgang mit andern Blatternkranken, deren Kleider, Betten ꝛc. Wegen dieser großen Ansteckungsfähigkeit werden von den Behörden derartige Blatternkranke von andern abgesperrt, werden Warnungstafeln vor ihren Häusern angebracht, werden die Leichen ohne alle Begleitung zur Erde bestattet und die vom Kranken gebrauchten Gegenstände zum Theil vernichtet, zum Theil durch chemische Stoffe vor dem weitern Gebrauche ihrer Ansteckungsfähigkeit beraubt, d. i. desinficirt. Durch strenges Abschließen und Entfernthalten von allen Blatternkranken wird die Blatternseuche in jedem Orte schnell ihr Ende erreichen, wie ich mich schon öfter überzeugte auf dem Lande, wo die Leute aus eigenem Antrieb streng sich von den Blattern-Kranken entfernt halten und selbst darauf achteten, daß Keines mit dem Andern in Berührung kam. Seid deßhalb nicht so sorglos, befolgt gern und willig die polizeilichen Vorschriften, die nur euer eigenes und eurer Mitbürger Wohl bezwecken. Tragt den Keim der Ansteckung nicht weiter, ihr seid es euch und euren Angehörigen so wie euren Mitbewohnern schuldig, daß ihr wegbleibet von solchen Kranken, wenn ihr auch persönlich keine Scheu vor der Krankheit hättet, die außer ihren sehr lästigen und höchst peinlichen Erscheinungen in vielen Fällen, besonders bei Ungeimpften oder nicht wiederholt Geimpften den Tod nach sich zieht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 45. Mittwoch, 23. April **1873.**

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„O Weib! warum rufst Du nach all diesen Jahren diese Thorheiten zurück?" rief Baron Elverton.

„Um es zum Ende zu führen! Sie machten Harriot Newton durch eine heimliche Heirath zu Ihrer Gattin, aber es fehlten noch einige Monate an Ihrer Volljährigkeit, und die Ehe war nicht bindend, wenn Sie nicht beliebten, sie nach Erlangung Ihrer Mündigkeit gültig zu machen. Ach! ehe diese Zeit herankam, hatten Sie Ihre „niedrige" Heirath bereut und waren des geringen Weibes, dessen Frieden Sie zerstört hatten, überdrüssig geworden. Als Ihr Geheimniß entdeckt ward, demüthigten Sie sich vor Ihrem beleidigten Vater; Sie versprachen, das „Mädchen" nie wieder zu sehen; sie duldeten es, daß sie mit Schande zurückgeschickt wurde, um das Herz ihres Vaters zu brechen, denn der arme alte Mann hielt das Haupt nie wieder aufrecht; er starb, ehe seine Tochter Mutter ward —"

„Harriot, ich war damals noch ein Knabe —"

„Ein Knabe mit dem verhärteten Herzen eines ergrauten Sünders! Ihr Vater starb; Sie gelangten in den Besitz Ihrer Güter; und ich, mit meiner Tochter in den Armen, warf mich Ihnen zu Füßen und flehte Sie an, uns als Ihr Weib und Kind anzuerkennen. —"

„Und da wollte ich es thun, Harriot."

„Ja, für einen Augenblick ließ sich die Natur lauter hören, als das Geschrei des Stolzes, des Ehrgeizes, der Selbstsucht; Sie wollten nachgeben, Sie wollten uns an unsern Platz in Ihrem Herzen wieder einsetzen, aber man hinderte Sie daran!"

„Ja, ich wurde verhindert!"

„Und wer war es, der Sie hinderte, diesen Act der Gerechtigkeit zu vollziehen? Ihr Busenfreund und Vertrauter, Henry Lord Leaton! Er war es, der in jenem Augenblick Ihrer bessern Gefühle seine Hand auf Ihre Schulter legte und Sie bat, inne zu halten und sich zu bedenken; der Ihnen sagte, daß die Ehe mit einer untergeordneten Frau eine Schlinge und ein Fluch für Beide sei; daß ich untauglich für die Lebenssphäre sei, zu welcher Sie mich emporheben wollten; daß Sie durch eine solche Ehe erniedrigt und elend, und ich in eine falsche Stellung gebracht und unglücklich werden würde; der Sie bat, sich des Schicksals der „Lady von Burleigh" zu erinnern und sich warnen zu lassen, und Ihnen rieth, uns zu verstoßen und für uns zu sorgen! „Für uns sorgen!" Ich glaube, selbst er sah, daß ich eher mein Kind in meinen Armen langsam verhungern sehen, als daß ich eine Krumme von dem Vater genommen hätte, der sich weigerte, es als seine rechtmäßige Tochter anzuerkennen!" rief die Frau, während ihre Augen plötzlich erglühten.

„Er war ein edelgesinnter ehrenhafter Mann; er meinte es gut mit Ihnen und mit mir."

„Besonders mit mir und meinem Kinde, die er einem Leben des Elends, der Entehrung und der Schande weihte! sagte die Frau mit vernichtendem Hohn. „Genug! mit seinem Rath und seiner Hülfe gelang es Ihnen, Ihre jugendliche Ehe ungültig zu erklären und Ihr Weib und Kind von sich zu stoßen! Noch einmal wurden wir von ihrer Thür gewiesen. Ich verfiel in eine langwierige Krankheit, während welcher, wie ich glaube, meine Seele den Körper verlassen und der Geist eines Teufels dafür eingezogen sein muß. Denn als ein liebendes, duldendes, vergebendes Weib war ich in jenes Fieber verfallen, und als die Rächerin meines eigenen Geschlechts, die Vernichterin des Ihrigen stand ich wieder auf."

Digitized by Google

Lordoberrichter Baron Elverton wußte, daß Harriot's Worte die Raserei des Wahnsinnes waren, und doch schienen sie sein Blut gerinnen zu machen.

Harriot fuhr fort:

„Gab es nicht genug gefallene Engel in diesem Pandämonium einer Welt, daß Sie des armen alten Piarrers kleinen Tochter hätten entbehren können? Welche Entschuldigung hatten Sie für ihr Verderben? Liebe? Pah! Die Liebe zerstört ihren Gegenstand nicht! Leidenschaft? Die Leidenschaft ist ein Bestandtheil der Seele, und Ihre Seele war schon in Ihrer Kindheit in Selbstsucht erstickt! Sie sollten einen einzigen Strahl menschlicher Liebe und Leidenschaft empfinden, der schon vom Knabenalter an ein Ungeheuer von Egoismus gewesen ist! Aber ich bin nicht hergekommen, um Schmähungen auszustoßen — ich kam her, um meine Rechnung für immer mit Ihnen abzuschließen. Genug daß ich mich von jenem Krankenbette als ein Geist erhob, der zu jedem bösen Werke bereit war! Jede Thür war mir verschlossen — jede Straße verödet, außer der, welche zu Tod und Verderben führt! Ich gedenke nicht, Baron, Sie mit dem Lebenslaufe einer verlornen Seele zu unterhalten. Ich war nicht fern von Ihnen an jenem herrlichen Tage, als Sie Lady Elfrida Gaunt zum Altare führten; und mein Fluch der zum Himmel stieg, unterbrach den Hochzeitssegen. Ich war auch an jenem andern stolzen Tage in Ihrer Nähe, als Freudenfeuer loderten und Glocken läuteten und Ochsen gebraten wurden zu Ehren der Taufe Ihres Erben, und mein Fluch neutralisirte den Segen des Säuglings. Da drückte ich mein eigenes verstoßenes Kind an mein Herz und stieß einen Rachseschwur aus gegen zwei Männer und ihr ganzes Geschlecht, und sollte es mir auch eine lange Lebenszeit kosten, ihn zu lösen. Wie lange ich Sie heimlich verfolgte, wie oft es mir fehlschlug, brauche ich hier nicht zu erzählen. Eines Tages befand ich mich in Paris, unter verwandten Geistern, wo sich mir eine Laufbahn öffnete; wo das Böse zu einem vollständigen Arbeitssystem organisirt ist, das seine Verfassung und seine Gesetze hat — seine Regierungsformen und Bildungsschulen — seine lieblichen Mädchen und schönen Knaben, welche zu vollendeten Frauen und Männern erzogen werden, um die Sirenen und Satyren der Gesellschaft zu werden. Ich wurde ein Glied dieser geheimen Bande. Man nannte mich schön und begabt. Ich ging auf die Bühne, nicht aus Nothwendigkeit, sondern um meinen Verkehr mit einer gewissen Gattung reicher Tropfe zu erleichtern, denn ich blieb noch immer ein dienstpflichtiges Mitglied der geheimen Gesellschaft. Jahre vergingen, und ich ward eine Berühmtheit. Endlich traf ich den bejahrten und abgelebten General de la Comte. Er bot mir seine Hand, und ich nahm sie an. Er hatte eine Tochter, die nur wenige Monate jünger war als die meinige. Er starb im zweiten Jahre unserer Ehe, mir die beiden Mädchen hinterlassend. Als diese jungen Frauenzimmer ein heirathsfähiges Alter erreicht hatten, erschien Ihr Sohn, zum Mannesalter herangewachsen, in Paris —"

Hier hielt das Weib inne und blickte aufmerksam in das bleiche Gesicht des alten Baron Elvertons; dann sagte sie mit einem schrecklichen Lächeln:

„Aber Sie kennen die Geschichte —"

„Weib des Belial, ja!"

„Aber Sie wissen nicht, wen Sie heute zum Tode verurtheilt haben."

„Ha! In dieser wiederholten Frage liegt etwas mehr, als was das Ohr trifft! Wen meinen Sie?"

„Ihre eigene Tochter! Sie, die ohne Ihre schwarze Treulosigkeit jetzt als Erbin von Elverton in Ihren Hallen gebieten würde, anstatt als verurtheilte Verbrecherin in einer Gefängnißzelle zu liegen!"

„Großer Gott! Das ist ganz entsetzlich! Aber dann — aber dann — wenn diese Geschichte wahr ist, so war ja die Mittheilung, welche Sie meinem unglücklichen Sohne in jener verhängnißvollen Nacht machten, die ihn als einen Flüchtling und einen über die Oberfläche der Erde irrenden Wanderer in Wahnsinn aus seinem Hause jagte und das freundliche Haus in eine Gehenna der Reue und Verzweiflung verwandelte, falsch — muß gänzlich falsch gewesen sein!" sagte der Lordoberrichter in unbezwingbarer Aufregung zwischen dem Entsetzen, das er fühlte, als man ihm sagte, daß die Verbrecherin, die er eben zum Tode verurtheilt, seine eigene verstoßene

Digitized by Google

Tochter sei, und der Freude, die sich seiner bei dem Gedanken bemächtigte, daß ein anderer und ein tieferer Fluch von seinem Hause genommen sei.

Sein Zustand zwischen diesen beiden außerordentlichen widerstreitenden Empfindungen grenzte an Wahnsinn.

„Ah!“ murmelte die Frau vor sich hin, mit einem Ausdruck der Verlegenheit und des Aergers, der über ihre feinen Züge glitt, indem sie mit der Hand über ihre Stirn strich, „ich wollte diesen Umstand nicht verrathen; aber mein Gehirn, ich bin nicht wohl!“

„Harriot!“ rief der Baron, über alle Maßen aufgeregt, indem er aufstand und seine Hand auf ihre Schulter fallen ließ, „Harriot, wenn Du auf Gottes Vergebung in Deiner Sterbestunde hoffst —“

„Ich hoffe nicht auf seine Verzeihung!“ unterbrach ihn das Weib.

„Sage mir, wer ist es, die zum Tode verurtheilt dort in der Zelle liegt?“ fragte der Baron Elverton, ohne die Unterbrechung weiter zu beachten.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt! Ihre Tochter und die meinige! Die rechtmäßige Erbin von Elverton, wenn Gerechtigkeit geübt worden wäre!“

„Und sie, die mein Sohn heirathete —“

„Auch dieses Geheimniß habe ich wider meinen Willen verrathen! nehmen Sie es hin, da Sie es haben! Ihres Sohnes Gattin ist die Tochter des verstorbenen Generals de la Compte von seiner ersten Frau, und stand deßhalb nicht innerhalb des nach dem Ehegesetz verbotenen Verwandtschaftsgrades. Unsere Tochter war nie vermählt; sie war zu einem andern Schicksal bestimmt, ihrer Mutter Willen zu vollziehen, ihrer Mutter Kränkung zu rächen. Zu diesem Zwecke behielt ich sie stets in meiner Nähe, gewann ihr ganzes Herz, nahm ihren Willen gefangen, beherrschte ihren Geist. Alles, was sie auf dieser Welt gethan hat, ist für mich, und oft blind, von ihr gethan worden. Sie hatte nur eine menschliche Neigung — Kindesliebe. Heute stand die Tochter vor des Vaters Angesicht, um das Todesurtheil zu empfangen. Aber das Urtheil war — unverdient!“

„Weib, was sagst Du mir!“

„Sie war schuldlos an dem Tode der Leatons!“

„Wer war denn der Mörder?“

„Ich!“ schrie die Wahnsinnige. „Ich, die Rächerin! Ich, die ich in derselben Stunde, als ich mich von Ihrer triumphirenden Bosheit abwandte, mein verstoßenes Kind an mein blutendes Herz gepreßt — ich, die ich in derselben Stunde, welche mich von einer Frau zu einem Teufel umwandelte, einen Schwur gegen zwei Männer mit ihrem ganzen Geschlechte ausstieß, und meine Seele dem Satan verkaufte für die Macht, das Werk zu vollführen! Hätte mich nicht der Satan am Ende im Stiche gelassen, so wäre das Geschlecht der Leaton's in Blut und Schmach erloschen. Das der Elverton's hätte in Elend und Schande gelebt — schlimmer als Tod und Verderben.“

„Weib, Du rasest wild! Kommen Sie zu Sinnen — sammeln Sie sich, erklären Sie sich: Sie sagen, Ihre Tochter sei schuldlos; Sie seien die Verbrecherin; wenn das nicht ein bloßer Kunstgriff ist, um die Zwecke der Gerechtigkeit zu vereiteln, wie erklären Sie denn das klare Zeugniß des Antony More hinweg, welcher schwur, daß er von der sogenannten Prinzessin Pasolini dazu verwandt worden sei, die Kräuter herbeizuschaffen, von denen die Leatons starben!“ fragte Lord Elverton, welcher inmitten all der gewaltigen Aufregung, die den Busen des Mannes erschütterte, die geistige Ruhe des Richters bewahrte.

(Schluß folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

VIII. Hundswuth und Wuthkrankheit beim Menschen.

Eine schreckliche und unheilbare, aber in jüngster Zeit leider nicht so gar selten vorkommende Krankheit, die Wuthkrankheit beim Menschen, giebt mir Veranlassung auch über die Hundewuth etwas zu sagen.

Die Hundswuth wurde früher gewöhnlich auch mit dem Namen Wasserscheu bezeichnet, weil man allgemein annahm, das sicherste Kennzeichen der Wuth beim Hunde sei die Abneigung desselben gegen das Wasser, was aber durchaus falsch ist. Der wüthende Hund

Digitized by Google

ist nicht wasserscheu, er kann nur wegen Zusammenschnürrung des Schlundes das Wasser oft nicht hinunterschlucken. Daher ist es sehr gefährlich zu glauben, ein Hund, der Wasser saujt, könne nicht wüthend sein.

Um gerade die Wuthkrankheit beim Menschen zu verhüten, ist es äußerst wichtig, daß wir die Kennzeichen der Hundswuth auch in ihrem Anfange genau kennen lernen. Herr Bouley, Professor an der ehemaligen kais. Veterinärschule (Thierarzneischule) zu Alfort in Frankreich hat diese am besten beschrieben, und wer sich für die Sache weiters interessirt, kann das Schriftchen für sechs Kreuzer im Verlage von Tob. Dannheimer in Kempten beziehen, es ist auch meines Wissens von der königl. Regierung zur allgemeinen Verbreitung empfohlen. Ich will die wichtigsten Zeichen daraus hervorheben:

1) Die ersten Erscheinungen eines Hundes, der wüthend ist, geben sich zu erkennen durch eine düstere, mürrische Laune und auffallende Unruhe. Der Hund verändert alle Augenblicke seine Lage, er kommt von einem Familiengliede zum andern und blickt Jedes unverwandt an, als ob er Hülfe gegen seine Leiden suche.

2) Dann kommt bei dem Hunde eine Art Delirium (Irrsinn) hinzu und er glaubt Geräusche zu hören, fährt plötzlich auf und schnappt in die Luft, wie es ein gesunder Hund thut, wenn er nach einer Fliege hascht, oder ein anderes Mal fährt er auf und heult gegen eine Wand hin.

3) Später nimmt die Unruhe des Hundes zu, er geht, kommt, streicht unaufhörlich von einer Ecke zur andern, steht auf und legt sich nieder, verändert fortwährend seine Stellung, wühlt unabläßig in seinem Lager herum, hat nirgends Ruhe. In dieser Zeit nimmt die Zuneigung der Hunde zu ihrem Herrn zu, was sie durch Belecken der Hände und des Gesichts bezeugen. Und gerade das ist das Gefährlichste und man kann hier nicht genug warnen und zurufen: mißtrauet ja einem solchen zutraulichen Hunde, der zugleich obige auffallende Erscheinungen zeigt.

4) Im weitern Verlauf der Krankheit sieht man die Hunde die vielfältigsten ungenießbaren Gegenstände fressen, wie Teppiche in den Zimmern, Decken, Polster, Holz, Streu, Erde, selbst Glas und Steine. Anhäufungen von Geifer im Maul ist kein nothwendiges Zeichen der Hundswuth, wie man allgemein annimmt.

5) Bei vielen ist die Mundhöhle sogar trocken und dann macht der Hund mit seinen Vorderfüßen zu beiden Seiten der Kinnbacken Bewegungen, wie man sie bei einem Hunde sieht wenn zwischen dessen Zähnen ein Bein stecken geblieben ist. Also sei man sehr auf der Huth vor einem Hunde, der schwer schlingt oder gar nicht schluckt und man sei äußerst vorsichtig, wenn man ihm dabei Hilfe leisten wollte.

6) Das Bellen der wüthenden Hunde ist das Hauptmerkmal der Wuth, die Stimme eines tollen Hundes ist immer verändert und so eigenthümlich, daß wer dieses düstere Heulen ein- oder zweimal gehört hat, es in seinem Leben nie wieder vergißt und er sicher sagen kann, daß dasselbe nur von einem tollen Hunde ausgestoßen werde.

7) Eine höchst sonderbare Eigenthümlichkeit des Wuthzustandes ist, daß der Hund unter der Einwirkung der heftigsten Schmerzen stumm bleibt. Der wüthende Hund bleibt stumm, man mag ihn stoßen, stechen, selbst brennen.

8) Sobald ein wüthender Hund ein Thier seiner Gattung, einen andern Hund sieht, so stürzt er sich auf ihn und wenn er ihn erreichen kann, **so beißt er ihn mit Wuth.** Der Anblick eines andern Hundes ruft bei ihm den Ausbruch des Wuthanfalles hervor.

9) Häufig entweicht der Hund und verschwindet aus dem Hause beim ersten Auftreten der Wuth und kehrt in andern leider nur zu häufigen Fällen wieder zurück in das Haus seines Herrn. Aber wehe dem, der sich dem aufs Aeußerste abgemagerten und mit Schmutz und Blut bedeckten Hunde mitleidig nähert.

10) Ist die Krankheit so weit vorgeschritten, daß man sie als eigentliche Wuth bezeichnen kann, dann ist sie auch nicht mehr zu verkennen und durch Ausbrüche der Raserei hinreichend gekennzeichnet.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 46. Freitag, 25. April 1873.

Eudora
oder
Die falsche Prinzessin.

Aus dem Englischen.

(Schluß.)

„Antony More war ein Narr und ein Thier; der Sclave einer Sclavin; das bloße Werkzeug derer, die nur das Werkzeug ihrer Mutter war. Ich gab meiner Tochter eine Karte, auf welcher der Name des Krautes stand, das ich haben wollte. Ich sagte zu ihr: „Gib diese Karte deinem Hunde Antony und sage ihm, er solle sich heimlich das Kraut verschaffen und es Dir bringen, wenn Du es bekommst, lasse es mir heimlich zukommen." Dies geschah. Nachher ließ sie mich bei verschiedenen Gelegenheiten in der Nacht heimlich in's Haus; und so ward das Werk vollführt, und die letzte Leaton wäre für die Ermordung der anderen auf dem Schaffot umgekommen, hätte mich nicht der Satan gerade zuletzt im Stiche gelassen! Es war nothwendig, uns Antony Mores zu entledigen; aber ich war nicht schnell genug dabei. Er bekam Wind und entfloh, und Sie kennen den Ausgang — ein Schiffbruch, ein Geständniß, und Agne's Verhaftung, Proceß und Verurtheilung. Aber Agnes ist schuldlos! schuldlos sogar an der Entwendung der Juwelen und Documente der Prinzessin Gentilesche Pasolini, welche mir während der Unruhen zur Verwahrung übergeben worden waren; und erst nach dem Brande des Palastes und dem Tode der Prinzessin wurden sie von mir zur Förderung unserer Pläne verwandt. Uebrigens, was Agnes auch gethan haben mag, sie wußte nie mit Gewißheit, wozu ich der Faba Sancti Ignatii bedurfte, oder zu welchem Zwecke ich mich in der Nachbarschaft verborgen hielt und nur in der Stille der Nacht Einlaß in die Abtei verlangte. Der Tölpel, Antony More, beklagte sich, daß sie ihn nicht in ihr Vertrauen zog! Wie konnte sie das, da sie ihm nichts zu vertrauen hatte? Aber sie ist schuldlos und darf nicht umkommen! Sie ist das einzige menschliche Wesen, das mir stets treu war; aber sie darf nicht für mich sterben! Baron Elverton, ich kam hierher, um mich als die Vertilgerin der Familie Leaton anzuklagen! Sie kennen ihre Pflicht; thun Sie sie!"

„Ja, ob Sie nun wahnsinnig oder bei Sinnen sind, jedenfalls ist es nothwendig, daß Sie in Gewahrsam gegeben werden. Und morgen soll diese Sache untersucht werden. Wenn ihre unglückliche Tochter sich wirklich schuldlos erweisen sollte, so muß ihr auf jede für mich oder für Sie daraus entspringende Gefahr hin Gerechtigkeit werden! Und Ihnen, unglückliche Frau! bleibt nur die Aussicht auf das Todesurtheil oder das lebendige Grab des Bedlam!" sagte der Baron Elverton, indem er die Glocke zog und die betreffenden Beamten herbeizurufen befahl.

Und zehn Minuten später befand sich die Frau im Gewahrsam der Polizei.

Am andern Morgen wurden Nachforschungen in's Werk gesetzt. Sie kamen zu spät, um dem unglücklichen, blinden Werkzeuge der Rache einer Mutter zu nützen! Die soi-disant Prinzessin Pasolini wurde todt in ihrem Bette gefunden. Ein kleiner Medaillonring, welcher eng an ihrem Finger paßte, war offen; aber anstatt des Miniaturbildes einer Freundin oder der Locke eines Geliebten, enthielt er nur eine kleine Glashöhlung, von welcher man, nachdem man sie einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen, vermuthete, daß sie ein gewisses tödtliches Gift enthalten habe, von dem ein Tropfen hinreichte, um augenblickliche Auflösung zu bewirken.

In gebührender Zeit wurde die Schuldige vor Gericht gebracht und erlitt die Strafe ihrer Verbrechen."

Als die durch diese späteren Ereignisse ver-

Digitized by Google

anlaßte stürmische Aufregung sich etwas gelegt hatte, wurden Malcolm Montrose und Miß Eudora Leaton in der Dorfkirche in der Stille vermählt.

Miß Annella Wilder, welche von ihrer schweren Krankheit genesen war, diente als Brautjungfer. Norham Montrose versah das Amt des Brautführers.

Nach der Trauung reisten sie sogleich nach Southampton, um von da nach Indien zu segeln, wo Malcolm Montrose eine hohe amtliche Anstellung erhalten, und wo er, zum Zwecke der gänzlichen Wiederherstellung von Eudora's Gemüthsruhe, ihren künftigen Wohnsitz aufzuschlagen beschlossen hatte.

Bis zur Stunde ihrer Abreise hatte ein einziger Kummer auf Malcolms Seele gelastet. Dieser Schmerz blieb zwar unausgesprochen, doch fand er seinen beredten Ausdruck in dem ernsten Blicke, den er in Annellas Augen warf, als er ihr die Hand zum letzten Abschied drückte. Sie verstand ihn und beantwortete seinen Blick, indem sie sagte:

„Ich weiß, was Sie sagen möchten, wenn Sie es wagten! aber Sie irren sich bedeutend. Ich habe das Gefängniß nicht in Brand gesteckt! Selbst um Eudoras kostbares Leben zu retten, würde ich nicht das Leben von hundert anderen gefährdet haben. Nein, so verzweifelt auch mein Rettungsplan war so verbrecherisch war er nicht! Wie mein, ursprünglicher Entwurf beschaffen war, ist jetzt unnöthig zu sagen, da ihm der Zufall zuvorkam. Es ist genug, wenn ich zugebe, daß ich mich in jener Nacht in dem Gebäude verborgen hatte, um meinen Rettungsplan auszuführen, als der Feuerlärm mich so gut wie Andere erschreckte. Mein erster Gedanke war Eudora und ihre Rettung, und ich stürzte durch die schwarze und erstickende Vorhalle, in welcher ihre Zelle lag, als ich auf den Inspector stieß, welcher, in der doppelten Finsterniß der Nacht und des dichten Rauches, mich für die einzige Person hielt, die ein Geschäft dort haben konnte — Nally, die alte Schließerin dieser Abtheilung. So erlangte ich Besitz von dem Schlüssel der Zelle und war im Stande, mein Wort gegen Sie zu halten. Ich that es ohne Verbrechen. Nehmen Sie diesen Trost mit nach Indien."

„Gott segne Sie, Annella!" rief Malcolm, mit einem Gefühle unendlicher Erleichterung tief aufathmend, indem er ihr die Hand drückte und Lebewohl sagte.

Das lang getrennte Paar von Edenlawn — lang getrennt durch die grausamste Täuschung — wurde endlich wieder vereiniget. Die Welt, welche weder die Ursache ihrer Trennung noch die ihrer Wiedervereinigung kannte, schrieb beides der Laune zu; aber die glückliche Familie von Edenlawn kümmerte sich wenig um diesen Mißverstand.

Mit der vollen Zustimmung ihrer beiderseitigen Freunde wurden Norham Montrose und Alma Elverton vermählt, und schlugen auf den Wunsch aller Betheiligten ihren Wohnsitz zu Edenlawn auf, wo Almas „Herzenshunger" endlich völlig befriedigt ist, denn in ihr ist der Kreis menschlicher Liebe vollständig. Sie lebt in dem reichen Genusse der sie allerseits in Fülle umgebenden Liebe. Sie ist der Mittelpunkt der Familie, der Liebling aller Herzen und Augen, der Trost selbst des ernsten alten Mannes, welcher, zurückgezogen vom amtlichen Leben, seine Zeit mit Lesen, Beten, Betrachtungen und Thaten der Barmherzigkeit verbringt, und der weniger Stolz auf Alma als seine Erbin und künftige Baronesse von Elverton ist, als er sie als gute und liebenswürdige Frau zärtlich liebt.

Die letzte Vermählung, von der wir zu berichten haben, ist die des Lieutenant Valerius Brigstwell von der königlichen Marine mit Miß Annella Wilder, welche ganz kürzlich stattfand.

Frau Corder und ihre dreizehn Kinder sind durch Eudoras Freigebigkeit in einen Zustand der Behaglichkeit versetzt. Die würdige kleine Wittwe ist die Eigenthümerin des nett eingerichteten Hauses und mit Vorräthen versehenen Ladens, in welchem sie glücklich lebt und ein blühendes Geschäft treibt. Ihre älteren Kinder sind bei einträglichen Gewerben in die Lehre gegeben, und die jüngeren in guten Schulen untergebracht. Mrs. Corder war immer, selbst in ihrem Trübsal, so glücklich gewesen, daß man sie jetzt in ihrem Wohlstande kaum glücklicher nennen konnte.

Allworth Abbey bleibt unbewohnt, dicht verschlossen und unter der Obhut der Haushälterin, welche es vorzieht in dem Pförtnerhäuschen zu wohnen und auch nicht durch

Digitized by Google

Bestechung zu bewegen ist, das Innere des Gebäudes zu zeigen — nein, selbst nicht den neugierigsten und zudringlichsten Reisenden.

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

VIII. Hundswuth und Wuthkrankheit beim Menschen.

Besonders sind es die Anfangszeichen der Hundswuth, die ich unter Ziffer 1 bis 5 aufgeführt habe und das eigenthümliche veränderte Bellen des Hundes, auf die ich euch besonders aufmerksam machen möchte und vor denen ich euch nicht genug warnen kann, gerade weil während der Dauer dieser Erscheinungen der Hund immer in der Nähe und im Hause seines Herrn sich bewegt und aufhält und dadurch Verletzungen der eigenen Leute am leichtesten vorkommen können.

Die Wuthkrankheit beim Menschen, die schrecklichste aller Krankheiten, von der Keiner je genesen ist, entsteht also durch den Biß eines wüthenden Hundes. Die Krankheit ist bei uns in Bayern seit einigen Jahren leider sehr häufig vorgekommen.

So wurden nach Kreis-Medicinal-Rath Dr. Ad. Mair in Ansbach von 1863 bis 1868 4000 wüthende oder wuthverdächtige Hunde angemeldet, von diesen wurden 826 Menschen gebissen und davon sind 69 das Opfer der Wuthkrankheit geworden. Vom 1. Oktober 1867 bis 30. September 1868, also in einem Jahre, sind in Bayern 21 Personen, 13 männliche und acht weibliche an der Wuthkrankheit gestorben. Hievon treffen auf Oberbayern 3, Niederbayern 5, die Pfalz 2, Oberpfalz 4 und Mittelfranken 2, Schwaben 5 Todesfälle an dieser fürchterlichen Krankheit.

In Frankreich wurden nach einem Berichte des oben angeführten Professors Bouley 320 Personen in Zeit von 6 Jahren, von 1863 bis 1868 von wüthenden Hunden gebissen, von diesen Gebissenen wurden 129 von der Wuth ergriffen und diese starben alle, 128 erkrankten nicht, von 63 Fällen weiß man nichts Genaues. Bei der Mehrzahl der Gebissenen brach die Krankheit innerhalb der ersten 60 Tage aus, bei einer kleinen Zahl später, bei einer Person sechs Monate nach der Verletzung, dies war der späteste Zeitpunkt des Ausbruches der Wuthkrankheit nach stattgehabtem Bisse.

Die beste Behandlungsweise, wenn man das Unglück hat, gebissen zu werden, besteht nach allen bis jetzt aufgezeichneten Erfahrungen in der kräftigen und frühzeitigen Aetzung der Bißwunde, am besten mit dem Glüheisen (Ausbrennen); wurde diese frühzeitig und energisch, d. i. kräftig gemacht, so wurde nur eine kleine Zahl der Gebissenen von der Wuthkrankheit ergriffen. Haben die Gebissenen keinen Arzt zur Hand, so würde sich nach Bouley das Aussaugen und Ausdrücken der Wunde, Anlegen einer Ligatur, d. i. einer Binde, welche die Wunde von dem gesunden Körpertheile abschließt, Anwendung eines beständigen Bades, in irgend einer Flüssigkeit (z. B. mit Wasser verdünntem Weingeist oder Branntwein) empfehlen und Erfolg erwarten lassen.

Eine sichere Wahrnehmung aber war nach Ausweis der oben angeführten statistischen Tabellen, daß Keiner von den Gebissenen, welche sich sofort und lange genug einer energischen ärztlichen Behandlung unterzogen hatte, von der Wuth befallen wurde.

Verschiedenes.

Eine Mordgeschichte, wie sie nicht schauerlicher gedacht werden kann, wird dem „Ung. Llord“ aus Belgrad mitgetheilt. Der einzige 10 Jahre alte Sohn eines Belgrader Fleischhauers spielte mit andern Schulkindern im Garten, als er plötzlich auf dem im Keimen begriffenen Salate eine Schaar von Truthühnern gewahrte, die dem Nachbarn, dem griechisch nicht-unirten Prota gehörten. Der „kleine David“ warf mit einer solchen Geschicklichkeit, einen Stein nach ihnen, daß er unglücklicherweise den größten Truthahn des Priesters niederstreckte. Erschrocken lief der Kleine zu seinem Vater und gestand weinend seine That. Der Vater tröstete ihn mit der Versicherung, daß er dem Pfarrer zwei der schönsten Truthühner als Entschädigung kaufen werde, küßte das

Digitized by Google

Kind und hieß es ruhig in die Schule gehen. Das geschah. — Nach kaum einer halben Stunde pochte Jemand an der Schulthüre und — herein trat der beschädigte Prota, sprach einige Worte mit dem Lehrer und zog mit eigenen Händen seines Nachbars Knaben aus der Bank, nahm dessen Kopf zwischen seine Beine und ließ vom Lehrer auf den wehrlosen Knaben Hiebe auf Hiebe mit der daselbst noch üblichen „Schulzuchtruthe“ appliziren. Da trat der Vater des Kindes ein und sah den letzten Hieb des Schulmannes auf sein Kind fallen, welches noch immer in jener Stellung mit dem Kopfe zwischen den Beinen des hochwürdigen „Bratenfreundes“ lag; er zog sein Kind zu sich und — welcher Schrecken! — das Kind war bereits eine Leiche, es war unter den Beinen des herzlosen Priesters erstickt. „Ihr Mörder meines Kindes!“ donnerte er ihnen zu, zog sein großes Taschenmesser heraus und stach es mit solcher Heftigkeit zuerst in die Brust des Prota und dann in die des Lehrers, daß Beide sogleich todt niedersanken. „Nun will ich gerne sterben,“ sprach er, warf sich auf die Leiche seines Kindes, weinte, umarmte und küßte es und machte auch seinem Leben ein Ende, indem er sich die Kehle durchschnitt.

Das unheimliche Räthsel, welches sich an den Namen Anna Böckler knüpfte, hat einer Meldung der „Pr. Litt. Z.“ zufolge eine traurige Lösung gefunden. Nach einer an einen Königsberger Polizeibeamten aus Schwibus angelangten Mittheilung ist das unglückliche Kind in der eigenen Scheune des Domänenpächters Böckler unter dem Heu als Leiche vorgefunden worden. Zur Zeit ihres Verschwindens, am 23. Juni v. Jrs., heißt es in dem Bericht, wurde daselbst gerade Heu eingefahren, und sie mag während der Vesperzeit, als die Arbeiter ruhten, im Heu gespielt und in die Tiefe gefallen, oder vielleicht eingeschlafen und dann mit Heu beworfen worden sein.

Vom ältesten Sohne des Deutschen Kronprinzen erzählt die „Gerichtszeitung“: „Seit der Rückkehr des Kronprinzen in die Residenz ist es besonders die Fürsorge für seine Familie, welcher sich der hohe Rekonvaleszent mit Vorliebe unterzog. So hat derselbe, um sich über die Fortschritte und die Ausbildung seines ältesten Sohnes ein kompetentes Urtheil zu verschaffen, den Prinzen in seinem Palais in seiner und des prinzlichen Gouverneurs Gegenwart von dem Direktor und zwei Professoren des Joachimsthal'schen Gymnasiums, dessen besonders strenge Ansprüche in Bezug auf klassische Bildung ihm bekannt sind, prüfen lassen. Wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, ist das Examen des Prinzen Friedrich Wilhelm so glänzend ausgefallen, daß nicht nur Seitens der Lehrer, sondern auch von Seiten des Kronprinzen die vollste Zufriedenheit über die Leistungen des Prinzen ausgesprochen wurde; der Kronprinz äußerte dabei den Wunsch, das Examen durch dieselbe Kommission wiederholt zu sehen. Auf die an den Direktor gerichtete Frage, in welche Klasse er den jungen Prinzen nach dessen Fähigkeiten aufnehmen würde, erhielt der Kronprinz die Antwort: „In die Untersekunda.“ Der Prinz, welcher bekanntlich schon Offizier im 1. Garderegiement ist, hätte sonach durch seine Qualifikation zum Secundaner resp. zum einjährig-freiwilligen Dienst auch in wissenschaftlicher Beziehung (in militärischer erhält er bekanntlich noch besonderen Unterricht) die Berechtigung, dem Offizierstande anzugehören.“

Frankfurt, 23. April. Nachdem seit Montag Abend keinerlei Ruhestörungen mehr vorgefallen sind, hat der größte Theil der gestern hier aus Homburg, Mainz und Wiesbaden eingerückten Truppen heute Nachmittag die Stadt wieder verlassen. Da sich am Dienstag Abend vor dem Offenbacher Bahnhof in Sachsenhausen eine enorme Anzahl von Menschen, schwerlich in harmloser Absicht, gesammelt hatte, die der Aufforderung einer Dragoner-Patrouille, auseinander zu gehen, nicht Folge leistete, so sahen sich die Dragoner genöthigt, die Menge durch scharfes Durchreiten zu sprengen. Wir haben nicht von Verwundungen durch die Waffe gehört, wohl aber von sehr unbeliebsamen Bekanntschaften mit Pferdehufen und flacher Klinge.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 47. Sonntag, 27. April **1873.**

*) Der Doppelgänger.

(Humoreske.)

von **Rudolph Müldener.**

Eines Morgens — es war im April des Jahres 1747 — sah man die Mitglieder der Marseiller Bühne, auf den Anfang der Probe wartend, vor dem Theatergebäude auf- und abspazieren. Sie hatten sich, je nach Zufall und Neigung, in einzelne Gruppen aufgelöst; die Einen plauderten, sie verhandelten die Tagesneuigkeiten, kritisirten die Vorübergehenden, besprachen neue Stücke, während Andere im Gehen eifrig ihre heutigen Rollen memorirten, vielleicht in der Absicht, in zwei Minuten Dasjenige nachzuholen, was eine durchschwärmte Nacht sie hatte versäumen lassen.

Der erste Liebhaber und der Regisseur plauderten mit der niedlichen Soubrette, einer lebhaften, kecken Blondine; ein junger Mann, in welchem man, nach seiner ziemlich abgetragenen Kleidung und der etwas wegwerfenden Vertraulichkeit, welche die übrigen Schauspieler sich gegen ihn erlaubten, zu schließen, ein nicht gerade hervorragendes Mitglied der Bühne vermuthen durfte, hörte dem Gespräche zu, ohne sich an demselben anders als durch eine flüchtig hingeworfene Bemerkung zu betheiligen.

Allein so wenig Beachtung der junge Mann auch bei seinen Collegen fand, so fordert er doch in diesem Augenblick die unsrige.

Herr Felix Dogard — dies war der Name des Schauspielers — hatte das Theater von Jugend auf leidenschaftlich geliebt und diese Liebe zur Kunst, die er mit künstlerischem Berufe verwechselte, hatte ihn endlich zur Bühne geführt, wo er indessen keine Lorbeeren erntete.

Es fehlte ihm nicht an äußeren Mitteln, sein Wuchs war tadellos, seine Züge waren regelmäßig, selbst schön, sein Organ war rein und voll, es mangelte ihm nicht an Geist, auch besaß er Tournure, nur nicht da, wo sie ihm am nöthigsten gewesen — auf der Bühne — und bei alledem war er nur ein schlechter Schauspieler!

Aus diesem Grunde hatte er auch entweder nur an unbedeutenden Wanderbühnen, oder an dem großen Theater zu Marseille nur in untergeordneten Rollen Engagement gefunden und beständig mit Noth und Sorge kämpfend, von Gläubigern verfolgt, vom Publikum mißhandelt, hielt nur die Elasticität seines heiteren und glücklichen Naturells, sein wahrhaft beneidenswerther Leichtsinn, welcher ernste Sorgen nicht kannte, ihn aufrecht.

Nach beendigter Probe, bei welcher Herr Dogard einige ziemlich unhöfliche Verweise Seitens des Regisseurs wegen schlechten Memorirens hatte hinnehmen müssen, machte der Director dem Bühnenpersonale die Mittheilung, daß es ihm gelungen sei, den berühmten Lekain, den größten und, nach Voltair's Ausspruch, den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler der Franzosen, zu bewegen, in Marseille Gastrollen zu geben.

„Heute empfing ich einen Brief von Herrn Lekain," nahm der Director das Wort, „worin derselbe mir anzeigt, daß unangenehme Verhältnisse seine Ankunft noch um acht Tage verzögern, und mich ersucht, den Theaterdirector in Aix, dem er gleichfalls Gastrollen zugesagt, von dieser Verzögerung zu benachrichtigen, was ich in diesem Schreiben hier gethan; Sie, Herr Dogard," wandte der Director sich an diesen, „werden dasselbe gefälligst noch heute zur Post besorgen."

Dogard hatte große Lust, dem Director den Brief in's Gesicht zu werfen; allein er besann sich und schwieg.

Auf der Straße indessen, wo Niemand ihn hören konnte, machte unser Künstler seinem gerechten Unwillen Luft.

*) Der Nachdruck ist nur nach vorherigem Benehmen mit dem Verleger gestattet.

Digitized by Google

„Denkt denn der Director, ich sei sein Diener, daß er mich zwingen will, die Briefe für ihn auf die Post zu besorgen, oder glaubt er vielleicht ein Recht dazu zu haben, weil ich in meinen elenden Rollen zuweilen Briefe auf die Bühne trage?“

Bei diesen Worten erbrach er den Brief, und nachdem er ihn gelesen, zerriß er ihn in tausend Stücke, dem Director aber meldete er' daß sein Schreiben pünktlich besorgt sei.

„Am andern Morgen zeigte der Theaterdiener und Requisiteur dem Director an, daß Herr Dogard, wie er so eben von dessen Hauswirth erfahren, während der Nacht nicht nach Hause gekommen und, aller Wahrscheinlichkeit nach, durchgegangen sei.

„Durchgegangen?“ fragte der Director. „Warum nicht gar? Glaubt der Thor vielleicht anderswo ein besseres Engagement zu finden? Er mag's versuchen. Hat er Schulden?“

„Und das nicht wenige.“

„Nun, dann ist die Sache erklärlich! Meinetwegen mag er zum Teufel gehen: Vorschuß hat er nicht, er ist zu entbehren!“

Herr Felix Dogard wanderte unterdessen, einen derben Knotenstock in der Hand, zu Fuß — denn der bescheidene Zustand seiner Börse untersagte ihm die Reise mit Extrapost — heiter und wohlgemuth auf dem Wege nach Aix.

Daselbst machte er dem Theaterdirector seinen Besuch.

„Sie erwarteten mich heute,“ sagte er mit liebenswürdiger Unverschämtheit, „und Sie sehen ich bin pünktlich, pünktlich trotz eines ärgerlichen Unfalles, der mich betroffen und mich in meiner Reise bedeutend aufgehalten hat.“

„Ihr Name, wenn ich bitten darf?“ fragte der Director etwas erstaunt.

„Lekain.“

„Lekain! Ah! Bitte tausendmal um Entschuldigung!“ antwortete der Director mit einer tiefen Verbeugung. „Sie verzeihen, daß ich Sie so ohne alle Umstände, aber — “

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ unterbrach ihn Dogard. „Sie konnten nicht vermuthen, daß ich in einem so elenden Aufzuge zu Ihnen kommen würde“ — bei diesen Worten betrachtete er mit wehmüthigem Blicke den Verfall seiner mehr als bescheidenen Kleidung — „aber das Unglück verfolgte mich auf meiner Reise. Zwischen Avignon und Orgon überfiel mich Gaspard de Besse mit seiner Bande und dieser elende Brigand raubte mir nicht nur all' mein Geld — ungefähr zwanzigtausend Livres — sondern auch meine ganze Garderobe im Werth von zehntausend Francs. Mein Wagen ist zerbrochen und ich mußte ihn zurücklassen; mein Poltron von einem Bedienten ist entflohen und darum erscheine ich in einem Aufzuge vor Ihnen, der sich eher für einen Bettler, als für einen renommirten Künstler schickt.“

Der Director drückte seinem Gaste sein tiefstes Bedauern aus über den Unfall, der ihn betroffen, sprach viel über Unsicherheit der Landstraßen, klagte über Theilnahmslosigkeit des Publikums und schloß seinen eben so langen als langweiligen Sermon, indem er Herrn Lekain einen bedeutenden Vorschuß auf sein Honorar anbot.

Als Dogard, nachdem er aus dem von ihm zerrissenen Briefe ersehen, daß Lekain dem Theaterdirector in Aix persönlich unbekannt sei, den abenteuerlichen Plan faßte, die Rolle seines berühmten Collegen zu spielen, da hatte er sich über die Bedeutung dieses Schrittes keine Rechenschaft gegeben. Sein Ehrgeiz trieb ihn, er wollte glänzen, wollte sein Talent auf einem anderen Schauplatze unter günstigeren Auspicien zur Anerkennung bringen, wollte wenigstens einmal in der Bewunderung des Publikums sich sonnen, jenes Publikums, das er, nach der Weise vieler Schauspieler, zu verachten affectirte und nach dessen Beifall er doch lechzte.

Was kümmerten ihn nach einem Triumpfe, wie derjenige, welchen er träumte, die möglichen Folgen seines Schrittes? Mochte er zu Grunde gehen, immerhin, sein Künstlerruf wenigstens war gerettet!“

Namentlich lag ihm eine Geldprellerei fern; seine Gage war mehr als ärmlich, allein freudig hätte er sich mit einem noch geringeren begnügt, wenn man ihm dafür bessere Rollen gewährt, und zu seiner Ehre müssen wir gestehen, daß er einen Augenblick zweifelte, ob er es wagen dürfe, den ihm gebotenen Vor-

Digitized by Google

schuß zu acceptiren, so daß nur die Nothwendigkeit, seiner einmal angenommenen Rolle treu zu bleiben, ihn zu der Annahme desselben zwang.

So strich er hundert Louisd'or dankbar ein und empfahl sich.

Indessen verscheuchte der Anblick des Goldes, welches er mit wahrhaft kindischer Freude immer und immer wieder durch die Finger gleiten ließ, bald alle seine Scrupel. Mit hundert Louisd'or in der Tasche glaubte er ein Krösus zu sein.

„Habe ich meine Rolle nicht gut gespielt?" flüsterte er, sich vergnügt die Hände reibend. „Ich sagte es ja: nur Kühnheit führt zum Ziele! Edle Frechheit, verlaß mich nicht!"

In jener Periode, wo die Bevölkerung, ohne Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, die Politik im Großen und Ganzen vertrauensvoll den Händen der Gewalthaber überließ, war das Theater das einzige öffentliche Element, auf welches sich naturgemäß all' das Interesse concentrirte, welches heute theilweise von der Politik, der Deputirtenkammer und den Gerichtshallen absorbirt wird.

Das Theater hatte daher für das Volksleben der damaligen Zeit auch eine ungleich höhere Bedeutung als heute und man sah damals das Publikum mit einem Eifer, einer Leidenschaft, die uns jetzt fast kindisch erscheinen dürfte, für ein Stück oder einen Schauspieler Partei ergreifen, als handle es sich um die wichtigsten Staatsinteressen.

Bei diesem allgemeinen Interesse am Geschick der Bühne war die Existenz eines Theaters, namentlich bei einem für theatralische Schaustellung so leidenschaftlich eingenommenen Volke, wie dem französischen, auch eine in pekuniärer Beziehung gesicherte, und wenn die Gage der Schauspieler auch keineswegs eine so fabelhafte Höhe erreicht hatte, wie heute, so war die Leitung und Uebernahme eines Theaters doch meist eine gute Speculation, während sie jetzt oft eine schlechte ist.

Die reiche und gebildete Aristokratie sicherte den Bestand einer Bühne in materieller Hinsicht, in welchem sich allabendlich die gewandtesten Journalisten, die gewiegtesten Kritiker, die ganze Schaar literarisch gebildeter Abbé's versammelten, die eigentliche Kritik vertrat, welche mit einer so geistvollen Gerechtigkeit und mit einer Kenntniß geübt wurde, wie wir sie in unserer heutigen Theaterkritik nur selten finden.

Alles dies ist anders: die Journalisten und und Kritiker sind vom Parterre in die Logen hinaufgestiegen und die Aristokratie kehrt dem eigentlichen Schauspiel den Rücken zu, nur noch ein mattes Interesse für die Oper bewahrend, welche hinwiederum damals ungleich tiefer stand als heute.

Unter diesen Umständen war die Ankunft Lekain's ein Ereigniß, welches sich, eben so wie das Gerücht von seinem Abenteuer mit Gaspard de Besse und dessen Bande, pfeilschnell in Aix verbreitete, und von allen Seiten empfing der Künstler ehrende Beweise der Theilnahme und der Auszeichnung: der Chevalier von Castellane stellte seine Dienerschaft zu seiner Verfügung, ein anderer bot ihm seinen Wagen an, ein Dritter offerirte ihm eine Wohnung.

Gleichwohl verursachte diese Auszeichnung unserem Pseudo-Lekain eine schlaflose Nacht.

Als er sich jetzt, nach dem ersten Schritte auf seinem Pfade, von jenen Netzen umstrickt fühlte, die er selbst um sich gezogen, als er das Auffehen erkannte, welches sein Erscheinen erregte, da fühlte er sich fast erdrückt von dem Gewichte seiner usurpirten Größe. Die Theilnahme, welche Persönlichkeiten, die er auf der Stufenleiter socialer Rangordnung als unendlich über sich stehend zu betrachten gewohnt war, ihm widmeten, eine Theilnahme, welche mit seiner bisher so verlassenen Lage so grell contrastirte, erschreckte ihn, und vielleicht war es mehr diesem Umstande, als seinem natürlichen Taktgefühle zuzuschreiben, daß er alle diese ihm so freigebig gemachten Anerbietungen zurückwies.

Er hatte sich für heute auf sein Zimmer beschränkend, den ersten Gasthof des Ortes bezogen und am andern Morgen, nach einem reichen Frühstück, eilte er zur Probe.

Das Theater war ziemlich hübsch, gleichwohl betrat Dogard dasselbe nicht ohne Herzklopfen. Wie leicht konnte nicht ein Mitglied der Bühne, welches Lekain vielleicht in Paris gesehen, seinen Betrug enthüllen? Jetzt erst, da die Gefahr, in welche er sich so leichtsinnig gestürzt, ihn in Wirklichkeit bedrohte, wurde

Digitized by Google

ihm das Frevelhafte, ja das Verbrecherische seines Handelns klar, doch gleichviel, er konnte nicht mehr zurück.

Nachdem er sich jedoch überzeugt, daß eine Entdeckung nicht so leicht zu befürchten stehe, so gab ihm diese Gewißheit schnell all' seine Sicherheit zurück und da er das Coulissenfieber längst überwunden hatte, auch seine Rolle vollkommen kannte, so zog er sich noch gut genug aus der Affaire.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

IX. Wiederbelebung Ertrunkener.

Im Sommer ist die Zeit, in der erfahrungsgemäß die meisten Todesfälle durch Ertrinken vorkommen, nämlich die Zeit zum Baden, obwohl man zu jeder Jahreszeit ertrinken kann. Ich will noch kurz über die Hilfe sprechen, die man solchen Unglücklichen zu Theil werden lassen kann. Vorerst muß ich euch aber warnen, das früher allgemein übliche Verfahren bei Ertrunkenen, das man auch heut zu Tage von Gebildeten und Ungebildeten häufig noch empfehlen hört, ja nicht mehr anzuwenden, ich meine nämlich, daß ihr einen solchen Unglücklichen nicht mehr auf den Kopf stellet, um das verschluckte Wasser zu entleeren. Durch dieses Verfahren würdet ihr ihn geradezu tödten, wenn er noch nicht todt wäre, denn dadurch würde bei demselben zu starker Blutandrang zum Gehirn und damit Gehirn-Blutschlag eintreten. Das etwaige Wasser, das der Ertrunkene verschluckt hat, befindet sich in seinem Magen und hat dort keine gefährliche oder gar tödtliche Wirkung mehr und wird später, wenn der Verunglückte zu sich kommt, schon von selbst durch Erbrechen entleert.

Da man die Erfahrung gemacht hat, daß Ertrunkene, wenn sie auch längere Zeit, 20 und selbst 30 Minuten unter Wasser gelegen waren, durch lange und umsichtige Belebungsversuche wieder zum Leben zurückgebracht wurden, so wird es unsere Pflicht sein, dann Belebungsversuche anzustellen, wenn wir den Zeitpunkt nicht genau kennen, in welchem der Verunglückte in's Wasser gekommen ist oder wenn nicht schon deutliche Todeszeichen an demselben wahrzunehmen sind.

Die Hauptsache ist, daß das Athmen wiederkehrt. Um dieses einzuleiten wird der Verunglückte, wenn er nicht schon nackt ist, aller beengenden Kleidungsstücke entledigt, auf den Boden, wo er gefunden wurde, gelegt. Unter den Nacken (Genick) desselben und zwischen die Schulterblätter wird ein zusammengerollter Rock oder ein anderes gerade vorhandenes Kleidungsstück, im Nothfalle auch ein Stück Holz oder was im Augenblicke zur Hand ist, gelegt, so daß der Kopf etwas höher zu liegen kommt; die Arme werden etwas vom Körper ab nach auswärts gestreckt. So läßt man den Ertrunkenen 1—2 Minuten auf dem Rücken liegen, nun dreht man ihn, so daß der Körper auf Brust und Unterleib zu liegen kommt, der Kopf und das Gesicht etwas seitwärts schaut, immer auf der angegebenen Unterlage, die Arme können jetzt gestreckt an den Körper angelegt werden. Nach einiger Zeit dreht man den Körper wieder auf den Rücken und führt so abwechslungsweise fort, bis Athem eintritt oder bis man sich von der Erfolglosigkeit der Belebungs-Versuche überzeugt. Nebenbei kann man Hände und Füße mit Flanellappen oder Kleidungsstücken, die man eben zur Hand hat, reiben, um den Blutlauf in diesen äußerlichsten Theilen wiederherzustellen.

Dieses Wenden und Drehen vom Rücken auf die Brust und Bauch und umgekehrt ahmt den natürlichen Athmungsproceß am besten nach: auf dem Rücken liegend dehnt sich der Brustkorb am besten aus und entspricht einer Einathmung, durch Wenden auf die Brust und Unterleib wird der Brustkorb wieder zusammengedrückt und entspricht der Ausathmung. Dieses Wenden muß ruhig und langsam, ohne ängstliche Hast oder Uebereilung geschehen. Diese sogenannte englische Methode ist von höchster Stelle zur Belebung Scheintodter und Ertrunkener empfohlen worden, die wenigsten aber kennen sie.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 48. Mittwoch, 30. April 1873.

Der Doppelgänger.

(Humoreske.)

von **Rudolph Müldener.**

(Fortsetzung.)

Die Stadt Aix war ein für eine Theaterdirection ganz günstiger Platz, die Stadt war durch Gewerbthätigkeit mannigfacher Art wohlhabend, der Adel der Umgebung war reich, und Bad und Universität zogen Fremde aus weiter Ferne heran.

Das Haus war bei Dogard's erstem Auftreten zu Erdrücken überfüllt, namentlich wimmelte es von jungen, strebsamen Studenten.

Das damalige Publikum suchte im Theater nichts als den reinen Kunstgenuß; für uns aber ist das Theater nicht blos ein Tempel der Kunst, sondern das Leben selbst, repräsentirt vermittelst der Kunst in seinen hervorragenten Erscheinungen: es ist eine Welt im Kleinen, in der die Welt im Großen sich treu wiederspiegelt, und darum eben fordern wir von einem Drama vor Allem Wahrheit: Naturwahrheit in der Anlage und Entwickelung des Stückes, psychologische und historische Wahrheit der Charaktere, Lebenswärme in ihrer Darstellung.

Das damalige Publikum indessen stieß sich nicht im Mindesten an diese galanten Römer, diesen von Liebe und Eifersucht verzehrten Mithridates, diesen Titus, der wie ein Höfling Ludwigs XVI. von Liebe schwatzte, diesen Cäsar in Perrücke und in galonirtem Atlaskleide, der, liebeschmachtend, seine Siege einer Buhlerin zu Füßen legte: — man fand, was man suchte, die vollendete Schönheit der Form, der äußeren Erscheinung.

Allmählig indessen war die Kunst in Künstelei ausgeartet; die Poesie war im Regelzwange erstarrt und die difficultés vaincue, die stricte Beobachtung der drei Aristotelischen Einheiten, die sich aus der Natur der griechischen Bühne mit Nothwengigkeit ergeben, für die moderne Bühne indessen alles Sinnes entbehren, galt dem Dichter für das Höchste. — Und wie die Poesie im Joche des Classicismus, so erstarrte die Sprache im Regelzwange der Akademie und darum erscheint uns selbst die Form der classischen Tragödien Corneile's und Racine's und ihrer zahllosen Nachahmer äußerst eintönig, obwohl meisterhaft, wenn man die Form nur aus sich selbst beurtheilt.

Und wie der Dichter das Leben der Correctheit und der Glätte so opferte der Schauspieler die innere Wahrheit seines Spieles einem hergebrachten Pathos auf, der an derselben Eintönigkeit litt, wie die Alexandriner des Poeten.

So war es eine Zeitlang um die tragische Schauspielkunst der Franzosen gar übel bestellt, während es mit der eigentlichen Comödie allerdings etwas besser stand. Der leichte, ungezwungene Ton des Lustspiels ließ eben jenen hohlen Pathos nicht aufkommen, der, unausstehlich, wie er ist, Voltaire einst veranlaßte, bei der ersten Aufführung der Zaire die Rolle derselben einer Debütantin, der Mademoiselle Gossin, anzuvertrauen, weil dieselbe eine Theaterroutine nicht zu vergessen brauchte, welche sie nicht besaß.

Inmitten dieses allgemeinen Verfalles der französischen Schauspielkunst leuchtete Lekain's Stern um so heller. Das nur auf Naturwahrheit berechnete Spiel dieses großen Mimen war es eben, welches Voltaire, als er Lekain zuerst auf der Bühne des Hôtel Jabach gesehen, den Ausruf entriß: „Dieu soit beni! Je rencontre enfin un être, pui m'a emu et attendri même en recitant d'assez mauvais vers!"

Dogard war, obschon er Lekain nie gesehen, durch Kritiken mit dem Wirken seines Vorbildes bekannt genug und da er es, trotz einer mehrjährigen Theaterlaufbahn, nie zur Routine gebracht, welche ihn, wenn nicht zu einem

Digitized by Google

guten doch wenigstens zu einem brauchbaren Schauspieler gemacht haben würde, so zog er vor, sich in der Auffassung und Darstellung seiner Rolle lediglich von seiner eigenen Eingebung leiten zu lassen und so gelang es ihm denn auch, durch sein Spiel eine Wirkung zu erzielen, die alle seine Erwartungen übertraf.

Ohne zu untersuchen, wie viel von dem ihm gespendeten Beifalle auf seine Leistung, wie viel davon auf Rechnung seines usurpirten Namens kam, fühlte sich Dogard von demselben begeistert und gehoben, seine selbst gewählte Rolle riß ihn hin und so feierte er einen Triumph, den er selbst in seinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten haben würde.

Der entzückte Director, dem der bedeutende Gewinn, den er aus Lekain's Leistungen zog, als angenehme Perspective vorschwebte, erschöpfte sich in tausend Schmeicheleien gegen seinen Gast, während die übrigen durch ihn verdunkelten Mitglieder der Bühne den frechen Eindringling voll aufrichtiger Christenliebe zu allen Teufeln wünschten.

Die von dem reicheren Theile des Publikums damals gesuchtesten Plätze waren die sogenannten Banquets zwischen den Coulissen. So störend nun auch eine solche Einrichtung, wonach ein Theil des Publikums sich auf der Bühne befand, für den Schauspieler sowohl, als für das Publikum war, da sie alle Illusion zerstörte, so war es doch Lekain, unterstützt durch die Freigebigkeit des Herzogs von Lauraguais, der diesem Zwecke sechstausend Francs opferte, nur erst wenige Jahre früher gelungen, diesen Mißbrauch für Paris abzuschaffen, aber in der Provinz hatte derselbe sich ungestört erhalten.

So sah sich auch Dogard nach beendigter Vorstellung, die ein donnernder Hervorruf würdig krönte, schnell von einer Schaar junger Adeliger, Inhaber der ersten Plätze umringt, die ihn, trotz seines Widerstrebens, in ein Hôtel führten, wo ein köstliches Souper ihrer wartete. Mochte die Geistlichkeit jener Tage dem Schauspieler immerhin ein Begräbniß in geweihter Erde versagen, so hatte doch die sogenannte gute Gesellschaft ihn längst emancipirt und Männer vom höchsten Range schätzten es sich zur Ehre, mit den Ausgezeichneten unter ihnen auf vertrautem Fuße zu stehen.

Dogard mochte also wollen oder nicht, sein Sträuben half ihm nichts, er mußte mit.

Der Champagner, der bei dem Souper reichlich strömte, übte an unserm Dogard seine belebende Kraft, und da er frei war von dem Fehler schlechter Schauspieler, die, statt Leben in ihre Rollen zu tragen, ihre Rollen in das Leben tragen, so waren alle Anwesenden der Meinung, daß sein glänzender Geist den europäischen Ruf ihres Gastes vollkommen rechtfertige. Heiter und fröhlich, wie er war, jagte ein Witz, ein Bonmot das andere und zuletzt fing Dogard auch an, von Paris, das er nie gesehen, womit indessen zahlreiche Beschreibungen ihn bekannt gemacht und, mit Lekain's Lebensverhältnissen durch die Bühnentradition zur Genüge vertraut, von seinen dortigen Bekanntschaften zu erzählen: er sprach von dem Herzoge von Lauraguais und anderen Herren des Hofes, die er seine Freunde nannte, von dem schmeichelhaften Empfange, der ihm von Friedrich II. zu Theil geworden, von seinen Reisen nach Ferney und seinem Umgange mit Voltaire und das Alles in einer gewissen nachlässigen Weise, frei von Geckenhaftigkeit und Prahlerei, die nicht erlaubte, die Wahrheit seiner Worte in Zweifel zu ziehen.

Später setzte man sich zum Spieltische. Die Herren spielten, treu der Gewohnheit des damaligen französischen Adels, der einen seine Mittel weit übersteigende Aufwand zu entfalten, und sich nicht eher um seine Angelegenheiten zu bekümmern pflegte, als bis er sich, zum Vortheil seiner Intendanten, gänzlich ruinirt sah, sehr hoch. Dogard konnte sich dabei natürlich nicht ausschließen und so pointirte er mit einer Verwegenheit, die nur seinem Glücke gleichkam.

Als er am Abend sein Geld überzählte, fand er, daß er dreihundert Louis'dor gewonnen habe und, von Wein und Beifall berauscht, flüsterte er seelenvergnügt:

„Es ist doch nichts leichter, als ein großer Mann zu sein!“

Am andern Morgen frühstückte unser Pseudo-Lekain bei dem Director, der Alles aufbot, um seinem Gaste den Aufenthalt in Aix so angenehm als möglich zu machen.

„Offen gestanden, mein theurer Herr Lekain,“

Digitized by Google

ergriff der Director, der, irren wir nicht, Landrol hieß, das Wort, „ich habe mir, ehe ich Sie gesehen, ein ganz anderes Bild von Ihnen entworfen; man erzählte mir, Sie seien klein, dick und häßlich, und ich begreife nicht —"

„Ah! das ist leicht zu begreifen," unterbrach ihn Dogard wegwerfend. „Ein kleiner Kritikus, Namens Marmontel, dessen holperige Verse ich getadelt, hat aus Rache dieses Gerücht ausgesprengt; glücklicher Weise brauche ich mich indessen nur zu zeigen, um diese Verläumdung auf's Eclatanteste zu widerlegen."

Als Dogard Nachmittags seine Wohnung betrat, überreichte ihm der von ihm angenommene Lohnlakai mehrere Briefe, die man während seiner Abwesenheit für ihn abgegeben hatte. Darunter waren zierliche rosenrothe, süß duftende Billets, deren Arom schon im Voraus seinen Geist berauschte. Die schönsten und elegantesten Damen sandten ihm, getrieben von dem Wunsche, seine persönliche Bekanntschaften zu machen, und begünstigt durch die damalige Freiheit im Umgange beider Geschlechter, Einladungen zu.

Dogard war närrisch vor Freude; die Berühmtheit seines usurpirten Namens verschaffte ihm einen Genuß, den er bisher noch nicht gekannt, denn noch war es dem armen, verachteten Schauspieler, trotz seiner warmen Empfänglichkeit für weibliche Anmuth, nicht gelungen, einem Frauenherzen zärtliche Gefühle einzuflößen.

Mag man sagen, was man will, die Ehre ist nichts Innerliches, sie ist etwas Aeußeres: so wie man einen Mann schätzt, so fühlt er sich.

Ein kurzer Sonnenblick des Glückes hatte genügt, um alle die liebenswürdigen, selbst glänzenden Eigenschaften zu entfalten, die im Drucke der Armuth und der Niedrigkeit unbemerkt verkümmert waren: — Dogard besaß Geist und Talent, seit man an seinen Geist und sein Talent glaubte.

Eine zweite Vorstellung war mit gleichem Erfolge gekrönt, wie die erste; Dogard, der arme, ausgepfiffene Histrione, war der Löwe des Tages geworden.

Drei Tage später finden wir Dogard in einem eleganten Boudoir, das mit Blumen geschmückt und von tausend Wohlgerüchen durchströmt war. Neben unserm Künstler, den die Freude verklärt zu haben scheint, sitzt Madame de Champagnac, eine junge Wittwe von höchstens vierundzwanzig Jahren. Sie ist eine eben so zarte, als schöne Gestalt; ein edles Profil, ein blendend weißer Teint, eine lilienreine Stirn, ein rosiger Mund, eine kleine Hand und ein niedlicher Fuß zeichnen sie aus, und, um ihr Portrait zu vollenden, wollen wir noch hinzufügen, daß Dogard, noch gefesselt von ihrer Anmuth, bereits viel zu tief in ihre schmelzend blauen Augen geschaut, als daß er nicht hätte ernstlich in sie verliebt sein sollen.

Madame de Champagnac besaß fünfzehn Tausent Livres Rente und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß dieser Umstand ihren Reizen in Dogard's Augen noch eine besondere Anziehungskraft verlieh.

Dogard hatte einige Tage früher im Salon des Herrn de Castellane ihre Bekanntschaft gemacht, und, geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, welche die liebenswürdige junge Wittwe ihm erwies, um Zutritt in ihrem Hause angehalten, welchen sie ihm leicht gewährte.

Kühn gemacht durch seine bisherigen Erfolge, ermuthigt durch das Wohlwollen, mit welchem sie ihn empfing und von dem er wenigstens einen Theil auf Rechnung seiner Persönlichkeit glaubte setzen zu dürfen, hatte Dogard endlich das Geständniß seiner Liebe gewagt — und hatte Erhörung gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

IX. Wiederbelebung Ertrunkener.

(Schluß.)

Ist das Athmen in Gang gebracht, so ist der Verunglückte auch gerettet und nun kann man demselben einen Löffel Wein, etwas warme Fleischsuppe oder Kaffee einflößen und ihn zu besserer Pflege in ein geeignetes Haus bringen, wo er dann vollständig genesen wird.

Digitized by Google

X. Sympathie und andere Wunderkuren.

Zur Warnung, wie man in Krankheiten nicht verfahren soll, will ich einzelne Fälle aus dem täglichen Leben ausführen.

So krasser Aberglaube und starres Festhalten an gewisse sympathetische Kuren, wie es anderwärts wohl noch vorkommen mag, wo das Umwickeln eines Stuhlbeines für irgend einen Schaden am menschlichen Fuße helfen soll u. s. w. herrscht zum Glück nicht in unserer Gegend, doch wären auch andere hübsche Beispiele von dergleichen Wunderkuren zu erzählen, namentlich aus dem Gebiete der Sympathie.

Denn der Glaube an solche sympathetische Mittel ist noch immer groß; fast für alle Leiden zumal für äußere „Gebrechen und Schäden" gibt es auf dem Lande sein entsprechendes sympathetisches Heilmittel und besondere Heilkünstler, der Eine kann das Blut stillen, der Andere den Schmerz nehmen, ein Dritter den Brand u. s. w.

Manches sympathetische Mittel ist ziemlich einfach in seiner Wirkungsweise und würde in anderer Form ohne die geheimnißvolle Einhüllung dieselben Dienste leisten. So binden Viele bei Hühneraugen eine schwarze Waldschnecke auf die betreffende Stelle; begreiflicher Weise dürfen sie, um die Schnecke nicht in den ersten fünf Minuten zu zerquetschen, nicht ihre gewöhnlichen harten und engen Schuhe oder Stiefel darüber anziehen, sondern müssen zu dieser Zeit brav barfuß gehen, weichere Schuhe von Tuchenden oder Filz anziehen. Würde man einem solchen Menschen rathen, er solle seine harten und engen Schuhe ablegen, weichere Schuhe tragen, Fußbäder machen, um die Hühneraugen zu erweichen und sie dann auszuschneiden, so werde er diese verlieren; er würde uns nie glauben und lieber seine Waldschnecke 3—4 Wochen umbinden und dann im Ganzen doch das thun, was wir ihm ohne den sympathetischen Zauber angerathen haben.

So verhält es sich mit so vielen dieser unerklärlichen Wunderkuren. Auf diese Weise benützte ein Arzt auch einmal diesen Glauben an die Sympathie zu seinem Zwecke, den er ohne diesen nicht erreicht hätte. Ein Bauer litt längere Zeit an bedeutenden Schmerzen an einem Fuße, der Arzt hielt kalte Bäder in diesem Falle für gut, und sagte nun dem Kranken, er solle auf einen Holzspahn mit rother Farbe einen Kreis machen, ihn trocken werden lassen und dann diesen Spahn sammt dem rothen Kreise sich an den leidenden Theil des Fußes im kalten Wasser, d. h. im Bade halten, und dieses alle Tage thun, bis der rothe Kreis am Spahn ausgelöscht sei. Der Kranke that es gewissenhaft und siehe, er genas! Ob er aber dem kalten Bade (statt dem rothen Kreise auf dem Spahn) seine Heilung zuschrieb? Gewiß nicht. Der Arzt hätte ihm lange kalte Sitzbäder anrathen können, er hätte keine genommen, aber in Verbindung mit dem sympathetischen Zeichen ging's dem Bauern leichter ein und er folgte pünktlich.

Andere Krankheitsfälle, wo immer mehr oder weniger Sympathie-Mittel mit unterlaufen, sind nachstehende:

1. Der sogenannte Wurm am Finger, oder auch die Nassel genannt in hiesiger Gegend.

Viele von euch bekommen das Jahr hindurch einen bösen Finger, besonders Dienstmägde, den sogenannten Wurm am Finger; wochenweis sieht man euch solche mit unförmlichen Verbänden und Tüchern umwickelte Finger herumtragen, bald bei dem, bald bei einem andern Pfuscher, bei sogenannten Wurmtödtern herumfahrend. Dadurch kommt es, daß ihr erstens ungemein lang und viel Schmerzen ausstehen müßt, zweitens viele Wochen, selbst Monate lang keine Arbeit verrichten könnt, und drittens nach Wochen langen Leiden bei diesen Heilkünstlern meist ein Glied des Fingers durch Eiterung verliert und einen steifen und zeitlebens unbrauchbaren Finger davon traget. Ja ich mußte schon einen solchen vernachlässigten Finger gar abnehmen, um weiteren Zerstörungen der Hand vorzubeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 49. Freitag, 2. Mai 1873.

Der Doppelgänger.

(Humoreske.)

von **Rudolph Müldener.**

(Fortsetzung.)

„Sie reichen mir also Ihre Hand, Madame, und machen mich dadurch zum Glücklichsten der Erde," sagte er freudestrahlend, „aber bestehen Sie, grausame Göttin, noch immer darauf, daß ich dem Theater, das heißt, einer Laufbahn entsage, auf der ich mir Ruhm und Ehre erwerbe?"

„Gewiß," antwortete Frau von Champagnac mit einem reizenden Lächeln; „ich bin sehr egoistisch gesinnt und möchte Ihr Herz mit Niemanden theilen, selbst nicht einmal mit der Kunst!"

„Madame, ich schätze mich glücklich, Ihnen meine Laufbahn zum Opfer zu bringen," erwiderte Dogard, der, so angenehm ihm im Grunde das übrigens ganz natürliche Verlangen der jungen Frau sein mußte, da er jetzt endlich zu begreifen anfing, daß sein Ruf nur ein ephemerer sein könne und daß er schnell genug in sein früheres Nichts zurücksinken würde, doch sich in ihren Augen ein Verdienst erwerben wollte aus einem Entsagen, das ihm jetzt, wo Reichthum und Liebe ihm winkten, nur wenig Ueberwindung kostete. „Allein," fuhr er fort, „wenn ich der Kunst entsage, so muß ich auch den Namen Lekain wieder ablegen und meinen wahren Namen Dogard annehmen."

„Wie? Lekain?"

„Ist nur mein Theater-, Dogard mein Familienname."

Dieses Bekenntniß, Dogard fühlte es, war die härteste Probe, welcher er die Liebe der jungen Frau unterwerfen konnte: die Gattin Lekain's nun, das war etwas in der Welt, der Name Dogard aber war eben so unbekannt, als der Lekain's berühmt, und die Augen des jungen Mannes hingen in athemloser Spannung an den Lippen der hübschen Frau, die jetzt sein Geschick entscheiden sollten.

„Nun, Ihr Name kann mir gleichgültig sein," erwiderte Madame de Champagnac nach augenblicklichem Zögern. „Ich reiche Ihnen meine Hand, weil ich an der Art und Weise, wie Sie Ihre gestrige Rolle erfaßt (irren wir nicht, so war es die Rolle des Orosmane in Voltair's Zaire) erkannt, daß Ihr Herz edel ist und gut, daß Sie einer großen Leidenschaft fähig sind, und meine Liebe zu Ihnen zu schätzen wissen werden. Also Sie entsagen dem Theater für immer —"

„Verzeihung! Ich habe mich contractlich verpflichtet, hier sechs Gastrollen zu geben und bin erst zwei Mal aufgetreten; ich muß meine Verpflichtungen erfüllen."

„Sei es; dann aber verbinde uns der Segen der Kirche."

Dogard ergriff die Hand der jungen Frau und führte sie an seine Lippen. —

Die Nachricht von der Verlobung des Schauspielers Lekain mit der Frau von Champagnac flog wie ein Lauffeuer durch ganz Aix und ward zum Donnerschlag für einige dreißig junge Herren, die den löblichen Vorsatz gefaßt, mit dem Gelde der liebenswürdigen Wittwe ihre enormen Schulden zu bezahlen.

Glücklicher Dogard, wer hätte das gedacht!

Dogard war zum vierten Male aufgetreten und das Haus, wie gewöhnlich, zum Erdrücken überfüllt. Als unser Künstler nach beendigter Vorstellung nach Hause ging, redete ihn mitten auf der Straße ein Diener an, dessen Livrée er nicht kannte

„Mein Herr wünscht Sie zu sprechen; darf ich bitten, einzusteigen?" fragte der Lakai und zeigte auf den Wagen, der geöffnet vor ihm stand.

„Wie heißt Dein Herr und was will er von mir?"

Digitized by Google

„Was er will? Ich weiß es nicht. — Ist Ihnen gefällig, Platz zu nehmen?"

Dogard, ein leichtes Blut, ein fröhliches Herz, überlegte nicht lange: seit alle seine Abenteuer so angenehmer Natur, hatte er die Furcht vor dem Abenteuerlichen so ziemlich verloren, um dafür einen unerschütterlichen Glauben an sein günstiges Gestirn einzutauschen.

Er sprang in den Wagen und befand sich bald darauf in einer entlegenen Straße vor einem alten finsteren Gebäude.

Dogard folgte dem voranschreitenden Lakai durch den Hausflur und trat in einen kleinen Salon, der durch Wachskerzen ziemlich hell erleuchtet war.

Ein Offizier, ein hübscher Mann in reichgestickter Uniform trat ihm entgegen; Dogard erkannte in ihm den Chevalier de Beaumont, dem er acht Tage früher im Landsknecht eine bedeutende Summe abgenommen! zugleich fiel sein Auge auf zwei blitzende Degen, die kreuzweise auf einem Seitentische lagen, und dieser Anblick, verbunden mit dem etwas unheimlichen Aussehen des Hauses, dämpften bedeutend seine Keckheit.

„Mein Herr," begann der Offizier, „ich habe vor acht Tagen eine nicht unbedeutende Summe im Landsknecht an sie verloren, das verzeihe ich Ihnen."

„Wie mein Herr, halten Sie mich vielleicht für einen falschen Spieler?" fragte Dogard entrüstet.

„Ich sage das nicht," antwortete der Chevalier, „aber so viel weiß ich, ich spiele nie wieder mit einem Manne, der ein so unverschämtes Glück hat. Doch, wie gesagt, Ihr Glück im Spiel verzeihe ich Ihnen, nicht aber Ihr Glück in der Liebe. — Ist es wahr, daß Sie Madame de Champagnac heirathen wollen?"

„Gewiß!"

„Das darf nicht geschehen, denn ich habe ältere Ansprüche an Frau von Champagnac."

„Pardon!" erwiderte Dogard. „Meiner Ansicht nach kann hier von Ansprüchen nicht die Rede sein, da jede Frau zweifelsohne das Recht hat, einen ihrer Anbeter vorzuziehen, und da Alles, was eine Frau uns gewährt, nur als eine Gunstbezeugung betrachtet werden darf."

„Ich will darüber nicht mit Ihnen streiten," antwortete der Offizier, „aber Sie haben die Wahl, entweder Madame de Champagnac zu entsagen, oder mir Genugthuung zu geben."

Bisher habe ich nur die Rosen meiner Stellung gekostet, jetzt kommen die Dornen, dachte Dogard. Was thun? Mich schlagen? — Ich habe in meinem Leben noch keinen Degen in der Hand gehabt, als höchstens auf dem Theater — aber Frau von Campagnac hat fünfzehntausend Livres Rente! —

„Sie sind vielleicht zu feig, ein Duell anzunehmen, dessen ein Mann, wie ich, einem Schauspieler würdigt?" fragte Herr von Beaumont, indem er unserm Künstler näher auf den Leib rückte.

„Morgen werde ich Ihnen Satisfaction geben."

„Nein, in diesem Augenblicke — auf der Stelle!" schrie der Chevalier, dessen Eigenliebe durch den Gedanken, von einem Schauspieler ausgestochen zu sein, tief verwundet worden war."

„Aber wir haben ja keine Zeugen," antwortete Dogard.

„Zeugen sind unnöthig; wir schlagen uns, bis Einer von uns todt."

Bleich und zitternd ergriff Dogard einen Degen, den Herr von Beaumont ihm bot; wenn es möglich gewesen wäre, würde er gern eine anständige Entfernung von einigen Meilen zwischen sich und seinem Gegner bewerkstelligt haben; da das aber nicht anging, so beschloß er, sich muthig zu schlagen, denn nur Kühnheit konnte ihn retten, und der Gedanke an Frau von Champagnac und deren fünfzehn Tausend Livres Renten verliehen ihm einen Heldenmuth, der keinen mehr als ihn selbst überraschte.

Dogard schlug sich und war glücklich genug, seinem Gegner eine derbe Schmarre in das Gesicht zu zeichnen. Herr von Beaumont, durch diesen Unfall noch mehr gereizt, drang wüthend auf ihn ein, hatte aber das Unglück, sich in der Hitze des Kampfes die rechte Hand an dem Degen seines Gegners zu verwunden, was dem Kampfe natürlich ein Ende machte.

Dieser Vorfall blieb begreiflicher Weise kein Geheimniß und Dogard hatte alle Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu sein; seine Freunde ehrten ihn ob seines Heldenmuthes doppelt

Digitized by Google

und Frau von Champagnac liebte ihn wo möglich um so mehr, seit sie erfahren, daß ihr künftiger Gatte nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein Bayard ohne Furcht und Tadel sei.

Acht Tage später hielt vor dem Wirthshause „Cheval blanc“ ein eleganter Reisewagen. Ein kleiner, dicker Mann in einfacher Reisekleidung sprang aus der Karosse und näherte sich der Thüre des Wirthshauses, an der ein Theaterzettel angeheftet war. Mit grenzenlosem Erstaunen las der Fremde die pomphafte Ankündigung:

„Sechste Vorstellung
des berühmten Herrn Lekain.“

Der Zettel schloß:

„Bei dem ungeheuren Erfolge, den der „berühmte Herr Lekain bis heute errungen „und bei der großen Schaar der Zuschauer „die den Vorstellungen dieses unvergleichlichen Künstlers beizuwohnen pflegen, sieht „sich die Direction genöthigt, die Kasse „schon um Mittag zu eröffnen.“

Der Fremde wandte sich an den Wirth des Gasthauses und begehrte ein Zimmer.

„Leider kann ich nur noch über ein Zimmer verfügen,“ antwortete derselbe, „meine sonstigen Räumlichkeiten hat der berühmte Lekain, der seit Kurzem bei mir eingekehrt ist, mit Beschlag belegt.“

„Lekain!“ murmelte der Fremde. „Also Lekain wohnt hier?“ setzte er hinzu. „Nun, so geben Sie mir das Zimmer, Herr Wirth.“

Das Zimmer lag im dritten Stockwerke; Lekain, oder vielmehr Dogard, bewohnte das zweite.

(Schluß folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

X. Sympathie und andere Wunderkuren.

(Fortsetzung.)

Das Leiden, das ihr an eurem Finger habt, ist aber kein Wurm, der getödtet werden kann, laßt euch doch nicht so an der Nase herumführen von diesen Sprechern, sondern es besteht in einer Entzündung und Eiterung des Fingers, die bald nur oberflächlich, bald tiefer geht und darnach kürzere oder längere Zeit dauert und richtig behandelt (erweichende Breiumschläge und baldige Eröffnung) in der Hälfte Zeit heilt und dann nie Nachtheil für den Gebrauch des Gliedes zurückläßt. Der Eiter ist es, das ist der Wurm, der zuletzt selbst den Knochen zerstört, und der soll frühzeitig heraus, ehe er eine so tiefe Zerstörung bewirken kann.

2. Wechselfieber oder kaltes Fieber.

Fast das gleiche Verfahren wird von Vielen eingehalten bei dem Wechselfieber, dem sogenannten kalten Fieber. Da heißt es allgemein: „Der und der kann helfen“ und meist sagen diese Wunderdoktoren: „Der Kranke muß es vorher längere Zeit haben, bevor sie es tödten dürfen.“ Aber alles dieses sind leere Redensarten, denn weder können solche ein Wechselfieber heilen, noch ist es richtig, daß es vorher recht lange gedauert haben müsse, bevor man es unterdrücken dürfe. Denn bei allen andern Krankheiten, das weiß Jeder von euch, je bälder man ihr Herr wird, um so besser ist es für den Kranken und für den Geldbeutel desselben. Bei dieser Krankheit aber ist es ganz besonders wichtig und gut, daß sie bald geheilt wird, weil sie im Körper des Kranken, je länger sie dauert, um so schwerere Veränderungen, wie Vergrößerung der Milz, Verschlechterung des Blutes, daher bleiche, abgestandene, gelbliche Hautfarbe und zuletzt Wassersucht herbeiführen kann.

Also suchet baldige Hilfe bei der rechten Quelle, sobald ihr euch durch 2- bis 3maliges Erscheinen der Frostanfälle von dem Vorhanden sein des Wechselfiebers (kalten Fiebers überzeugt habt, und ihr werdet bald davon befreit sein und wieder euren Geschäften nachgehen können, während ihr bei dem frühern Verhalten Monate lang einen siechen Körper, der zu keiner Arbeit taucht, herumgetragen habt.

3. Sogenannte Leibschäden.

Unterleibsbrüche, sogenannte Leibschäden kommen sehr häufig vor, sie sind, so lange sie beweglich sind, d. i. von selbst zurückgehen-

Digitized by Google

nicht gefährlich. Doch ist dabei immer eine gewisse Vorsicht zu beachten, schwere Arbeiten ohne ein Bruchband sind nur mit äußerster Vorsicht zu vollführen, ebenso ist unvorsichtiges und rasches Heben von Lasten oder Springen über Gräben, von Wagen herab ꝛc. zu vermeiden. Spart daher nicht die kleine Auslage für ein Bruchband, weil ihr ohne ein solches in fortwährender Gefahr für euer Leben schwebt. Aber trotz aller dieser Vorsicht klemmt sich doch zuweilen ein derartiger, vorher beweglicher Bruch ein, d. h. er geht nicht mehr zurück, oder es erscheint plötzlich ein solcher schmerzhafter Leibschaden, ohne daß man vorher Kenntniß davon hatte und dann ist die größte Gefahr vorhanden. Zu den Schmerzen im Unterleib stellt sich meist bald Erbrechen ein und dann dürft ihr keine Zeit mehr mit Hausmitteln versäumen, sondern müßt gleich zum Arzte schicken.

Früher war das Erste, was man bei einem solchen schmerzhaften Bruche zu thun wußte, warme Umschläge in Form von Breiumschlägen, Hafendeckeln oder andern warmen Dingen zu machen, und es mag manchmal auch gerade nicht geschadet haben; aber doch ist die Erleichterung und das Zurückbringen des Bruches nicht diesen warmen Umschlägen zu verdanken gewesen, sondern mehr der geeigneten Lagerung im Bette, wodurch auch wirklich viele Brüche von selbst zurückgehen. Diese warmen Umschläge, die man zwar noch von manchen Aerzten anwenden sieht, sind aber in den meisten Fällen nachtheilig. Denn bekanntlich dehnt die Wärme die Körper aus, selbst harte, feste Körper, wie Glas u. s w., am meisten dehnt aber die Wärme die Gase, d. i. die Luftarten aus, und hier hauptsächlich die im Darm angehäufte Luft, die Darmgase aus; sie vergrößert also den Umfang des vorgefallenen Darmes und erschwert somit die Zurückbringung desselben. Die Kälte aber bewirkt das Gegentheil, die Kälte zieht zusammen, am kräftigsten diese im Darme enthaltene Luft und dadurch verkleinert sich der Bruch und ist leichter durch die Bruchpforte zurückzubringen.

Auf diese physikalischen (Natur-) Gesetze gestützt, wenden deßhalb jetzt die meisten Aerzte die Kälte in der Gestalt von Eis- oder Kaltwasserumschlägen auf den Bruch selbst an und viele Brüche sind dadurch glücklich noch zurückgebracht worden, welche nach der frühern warmen Behandlung der Zurückbringung widerstanden hätten und mittelst des Bruchschnittes, einer immer lebensgefährlichen Operation, hätten operirt werden müssen und deßhalb in vielen Fällen unglücklich geendet hätten. Wenn also in solchen Fällen euch euer Arzt Kälte anräth, so widersetzt euch seinen Anordnungen nicht, laßt das Vorurtheil, daß hier nur Wärme angewendet werden dürfe, fallen, und ihr werdet gut dabei fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Nach dem „Schwiebuser Kreisblatt" hatten wir gemeldet, die Leiche der vermißten Anna Böckler sei auf dem Heuboden des elterlichen Hauses gefunden worden. Die „Deutsche Freie Zeitung", welche sich direkt an den Vater des Kindes wendete, hat von diesem die Antwort erhalten, daß die Leiche nicht aufgefunden, auch überhaupt noch keine Spur des vermißten Kindes ermittelt werden ist. Die Nachricht russischer Blätter, Anna Böckler sei in Livland entdeckt worden, hat sich gleichfalls als falsch erwiesen. (Asch. Ztg.)

Die Nachweise von Lawes und Gilbert in England, daß der Wassergehalt des Fleisches mit fortschreitender Mästung bedeutend abnimmt und daß ein Pfund Rindfleisch eines gut gemästeten Ochsen fast so viel Nahrstoffe enthält als zwei Pfund von ungemästeten Ochsen, haben durch neuere Versuche volle Bestätigung gefunden. Donach leuchtet das Unzweckmäßige einer polizeilichen Fleischtaxe ohne Rücksicht auf Qualität ein, denn sie nöthigt den Consumenten häufig, für ein Pfund Fleisch den doppelten Werth zu zahlen, und verleidet dem Viehzüchter die Lust zur Erziehung guten Mastfleisches, weil er durch die Taxe beim Verkauf nicht genügend entschädigt wird.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 50. Sonntag, 4. Mai **1873.**

Der Doppelgänger.

(Humoreske.)

von **Rudolph Müldener.**

(Schluß.)

Kaum hatte der Fremde sich in seinem Zimmer umgesehen, so stieg er, noch in Reisekleidung, die Treppe hinunter, um Herrn Lekain seinen Besuch abzustatten.

Er klopfte an die Thür.

„Herein!" tönte es ihm entgegen.

„Habe ich die Ehre, Herrn Lekain zu sprechen?" fragte der Fremde.

„Was wünschen Sie?" fragte Dogard, ohne vom Sopha aufzustehen.

„Mein Herr," nahm der Fremde das Wort, „ich bin Schauspieler der Provinz und habe Ehrgeiz. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine Stelle aus einer meiner Rollen vorzutragen, und wenn ich so glücklich wäre, Ihren Beifall zu gewinnen, so dürfte es mir durch Ihre gütige Vermittelung leicht möglich werden, in der Comédie française zu debütiren."

Und damit deklamirte der Fremde jene Verse, womit Tancred die Mauern seiner Vaterstadt Syrakus begrüßt:

„ A tous coeurs bien nés la patrie est chère etc."

Dogard erbleichte, zitterte und sank auf die Kniee nieder.

„Wahrhaftig, Sie sind Lekain!" rief er aus. „Verzeihen Sie einem Unglücklichen!"

Und in der That, der unscheinbare Fremde war Niemand anders als Henry Louis Lekain, dessen Ruf damals das ganze gebildete Europa erfüllte.

„Nein!" rief Dogard aus, „hier zu Ihren Füßen ist mein Platz, und ich werde ihn nicht eher aufgeben, bis Sie mir verziehen. — Ach ich habe schwer genug gegen Sie gefehlt, indem ich einen Namen usurpirte, den ganz Frankreich mit Bewunderung nennt."

„Und was vermochte Sie dazu?"

„Ach, mein Herr, das ist eine lange und traurige Geschichte!"

Und damit entwarf er in wenigen Worten ein Bild seiner verlassenen Lage. Er sprach von dem Ehrgeize, der ihn verzehrt und ihn endlich veranlaßt habe, die sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, um sich wenigstens einmal jene Geltung und Anerkennung zu verschaffen, nach welcher er gedürstet. Lekain begriff die Gefühle des jungen Mannes, denn auch ihm hatte das Geschick nicht immer günstig gelächelt, auch er hatte mit Hindernissen gerungen, und als Dogard nun anfing, ihm die mannigfachen Abenteuer zu erzählen, die in Aix ihm aufgestoßen, wobei seine natürliche Heiterkeit, sein frischer Lebensmuth selbst seine Zerknirschung besiegten, da schwebte ein wohlwollendes Lächeln um seine Lippen. — Dogard hatte gefrevelt, allein in ihm selbst lebte noch ein so gesunder, kräftiger Kern, der nöthigenfalls selbst mit seiner Thorheit versöhnte.

„Nun, Alles in Allem," antwortete Lekain, eben so edel als Mensch, wie groß als Künstler, „so ist die Sache nicht so schlimm, als ich gedacht. Sie haben Erfolg gehabt, vielleicht wäre mir nicht so viel zu Theil geworden. Sie haben die Gunst der Damen errungen, haben Ihren Nebenbuhler ausgestochen und ihn im Duell besiegt, und ich habe mithin keine Ursache, mich über Sie zu beklagen."

„Sie verzeihen mir also?"

„Von ganzem Herzen!"

„Dann aber," erwiderte Dogard, indem er eine kleine Cassette vor ihn niedersetzte, „geruhen Sie wenigstens das Honorar anzunehmen welches Landrol Ihnen für Ihr Gastspiel bestimmt und das er mir aufzwang."

„Und was bleibt denn für Sie?"

„Ein unverhoffter Gewinn im Spiel hat mir mehr gegeben, als ich je besaß."

Digitized by Google

„Behalten Sie das Geld,“ erwiderte Lekain, „es gehört Ihnen, denn Sie haben es erworben. Welche Rollen spielen Sie heute?“ fragte er, Dogard's Danksagungen unterbrechend.

„Vendome.“

„Ah! das ist meine beste Rolle! Wohlan, ich werde das Theater besuchen, um meinen Doppelgänger zu sehen.“

Als nach beendigter Vorstellung Dogard in wenigen Worten von dem Publikum Abschied nahm und für die zahlreichen Beweise der Theilnahme dankte, die ihm geworden, da erreichte der Enthusiasmus seinen Gipfel: ein endloser Beifallssturm erschütterte das Haus.

Dogard aber eilte in Lekain's Loge, wo er denselben ernster und nachdenklicher antraf, als er erwartet haben mochte. Vielleicht berechnete der Mimme in diesem Augenblicke den Werth jenes Beifalles, der dem Schauspieler das Höchste gilt und den das Publikum so oft an die Mittelmäßigkeit verschwendet, während die ächte Begeisterung vergeblich darnach ringt.

„Sie wollen dem Theater entsagen?“ fragte Lekain den Eintretenden.

„Ja.“

„Nun, das ist gut; die dramatische Kunst wird an ihnen wenig verlieren. Es fehlt Ihnen nicht an Feuer, wohl aber an Darstellungstalent.

Wir kennen Dogard's Glauben an sein Talent, den seine jüngsten Erfolge schwerlich erschüttert haben mochten; gleichwohl verschluckte er die Pille und schwieg.

„Noch eins!“ setzte Lekain hinzu, „es würde mir angenehm sein, die Bekanntschaft der Frau von Champagnac zu machen, mit der Sie sich, wie Sie sagen, demnächst verbinden werden. — Wollen Sie mich vorstellen?“

„Mit Vergnügen; allein,“ fragte Dogard zögernd, „unter welchem Namen soll ich Sie präsentiren?“

„Nun,“ versetzte Lekain lächelnd, „wenn Sie meinen Namen adoptirten, so darf ich als Revanche wohl auf wenige Stunden den Ihrigen annehmen.“

„Gewiß; Sie sind also mein Cousin Dogard, nach Ihrer Wahl Schauspieler des Theaters von Marseile oder Comédien ordinaire du roi.“

„Ich ziehe das Letztere vor.“

„Wahrhaftig!“ sagte Lekain, als er an der Seite seines Begleiters die kleine Gesellschaft verließ, welche sich fast allabendlich im Salon der Frau von Champagnac einzufinden pflegte, „Ihre Wittwe ist reizend und Sie, mein Theurer, sind ohne Zweifel ein Schooßkind des Glückes.“

Etwas minder schmeichelhaft aber war das Urtheil der Frau von Champagnac über ihren Gast.

„Ce Monsieur Dogard, votre bon cousin,“ sagte sie zu ihrem künftigen Gatten, geärgert durch die Schweigsamkeit, welche Lekain im Privatleben eigen war, „c'est un homme bien morose et bien melancolique.“

„Aber er ist ein großer Künstler!“ wandte Dogard ein.

„Ah, allez donc, mon ami, c'est pour rire. Un homme d'une telle figure, d'une voix si lourde, d'une physiognomie si laide et grossière est jamais un grand acteur!“

Am andern Morgen reiste Lekain nach Marseille; Dogart trat an demselben Tage mit Frau von Champagnac zum Altar. Wenn wir der Tradition Glauben schenken dürfen, so hielt Herr Dogard diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens, weil er an demselben eine Frau — und fünfzehn Tausend Livres Renten gewonnen.

Lekain war eine zu bedeutende Persönlichkeit, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in zu hohem Grade in Anspruch nahm, als daß die Mystifikation, welche Herr Felix Dogard sich erlaubt, seiner Frau lange hätte verborgen bleiben können. Wir wissen nicht, auf welche Weise er ihr die Wahrheit beigebracht, doch scheint die Zärtlichkeit ihres Gatten Madame Dogard schnell über das Mißgeschick getröstet zu haben, nicht Lekain's, das heißt eines Mannes Frau geworden zu sein, den sie selbst so plump und häßlich gefunden. Thatsache ist, daß sie Aix mit ihrem Gatten verließ, um sich in der Gegend von Nantes niederzulassen.

Digitized by Google

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

X. Sympathie und andere Wunderkuren.

(Fortsetzung.)

4. Rothlauf.

Auch gegen Rothlauf, sei es im Gesicht oder an den Füßen gibt es vielerlei Hilfsmittel und Heilkünstler, die es alle natürlich so lange dauern lassen müssen, bis sich die Natur auf eine oder andere Weise selbst hilft.

Die Einen wollen schon dem Erscheinen des Rothlaufes vorbeugen, indem sie in ihrer Wohnung Turteltauben halten. Diese zwar harmlosen Thiere tragen aber doch gewiß nicht zur Beförderung der Gesundheit ihrer Futtergeber bei, indem sie durch ihre Ausdünstung immerhin die Luft des Wohn- und Schlafzimmers verschlechtern; sie können aber auf keinen Fall das Erscheinen des Rothlaufs hintanhalten, wie sich diejenigen, die trotz der Turteltauben das Rothlauf schon öfter bekommen haben, wegen einer ihrem Körper innewohnenden Neigung zu Rothlauf, oft genug schon überzeugt haben werden. Beim Bestehen des Rothlaufes muß schnell ein Geldstück herhalten, zugleich aber wird der leidende Theil mit blauem Zuckerpapier eingehüllt, überdieß mit Mehl bestreut und von besonders Klugen und Erfahrenen wird noch eine todte Blindschleiche übergebunden. Welchem aber von diesen Mitteln die meiste Zauberkraft innewohnt, wissen sie selbst nicht, denn nebenbei wird doch noch ein warmes Kleiekissen (sog. Kirschsäckchen) oder sonst was angewendet. Würden sie das warme Kleiesäckchen allein und fleißig angewendet haben, so hätten sie nicht die Schmerzen auszustehen gehabt, die das harte Geldstück, das steife Zuckerpapier oder gar die Blindschleiche durch ihren Druck auf das ohnehin schon schmerzhafte Glied ausübt, wovon ich mich vielfach durch die Striemen und Eindrücke dieser Gegenstände an dem kranken Theile überzeugen konnte, die noch lange nach Entfernung dieser nichtsnutzenden Dinge zurückblieben.

Sucht euch ärztlichen Rath: einfaches Rothlauf heilt leicht und oft von selbst, Gesichtsrose und weit ausgedehntes Rothlauf an andern Körperstellen ist immer eine schwere Erkrankung und kann, wenn im Anfang vernachlässigt, später sehr gefährlich und selbst tödtlich werden.

5. Krampfadern und Blutung aus denselben.

Bei Blutungen aus Krampfadern, besonders an den Füßen der Frauen, trifft der Arzt diese meist ohnmächtig an, nachdem irgend ein Wunderdoktor, ein sogenannter Blutstiller, seinen Hocus pocus gemacht oder andere oft recht unpassende Blutstillungsmittel angewendet wurden, wie Aufbinden von Spinngeweben, selbst von Roßmist u. s. w. Die Blutung hat in der Regel etwas nachgelassen, weil die Kranken ohnmächtig geworden, oder sie dauert sammt diesen Kunststücken und dem Verbande fort, wenn auch nicht in dem Grade wie anfangs, aber sammt dem würde der Kranke zu sehr geschwächt und zuletzt Blutleere eintreten, wenn nicht die rechtzeitige und passende Behandlung eingeleitet würde.

Bei Mangel aller andern Hilfe ist das Aufdrücken des Daumens oder eines Fingers auf die blutende Stelle, das erste und einfachste Mittel, denn dadurch wird das blutende Gefäß, die meist nur Rabenkiel große spritzende Pulsader geschlossen und damit ist die Blutung gestillt. Dieses Aufdrücken des Fingers, das entweder durch den Mann oder eine andere befreundete Person geschieht, kann bis zur Ankunft eines Arztes fortgesetzt werden, oder wenn dieses zu lange dauert, bindet man eine größere Münze, meinetwegen auch ein Goldstück, einen besonderen Vorzug hat es nicht, oder einen andern festen Gegenstand, in einen Leinwandfleck gewickelt, fest über die blutende Stelle. Dabei läßt man die Kranken liegen, legt den leidenden Fuß hoch auf ein Kissen oder Polster und wartet ruhig die Ankunft des Arztes ab.

Dasselbe Verfahren ist einzuschlagen bei Blutungen nach Verwundungen, Schnitt- und Stichwunden, wo statt der Münze ein dicker Leinwandbausch anzuwenden und nebenbei noch die Kälte ein Hauptunterstützungsmittel zur Blutstillung ist in Form von kalten Wasserumschlägen oder Eis, wenn man es gerade haben kann.

Digitized by Google

6. **Gliederkrankheit**, akute Gicht, akuter Gelenkrheumatismus.

Ist diese Krankheit einmal deutlich ausgesprochen vorhanden, alsbald kann man hören: „Diese Krankheit kann kein Doktor kuriren" und ihr habt schon eure bestimmten Leute, die euch davon helfen können und der Arzt wird entlassen. Aber wie wird euch geholfen, nach wochenlangen Schmerzen und Leiden tragt ihr in der Regel verkrüppelte Finger und Glieder davon. Warum kann euch der Doktor nicht helfen? Weil ihr keine Geduld habt, weil ihr meint, wenn ihr einen Doktor habt, müsse die Krankheit auch schon weggeblasen sein, der Doktor könne sie gleich mitnehmen. Bringt ihr dieselbe bei Pfuschern etwa bälder an? Und doch hat man jetzt ganz bestimmte Mittel, wodurch der Schmerz alsbald beseitigt und die Krankheit gegen früher in viel kürzerer Zeit geheilt wird. Nie aber werdet ihr bei frühzeitiger Behandlungsweise diese verkrümmten Finger mehr sehen, wie sie früher so häufig nach akuter Gicht waren noch jetzt manchmal nach eurer Behandlungsweise zurück bleiben.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Bei einem am Stadtgerichte in Berlin jüngst zum Austrag gekommenen Processe, in welchem ein Steinträger, der durch Mangelhaftigkeit des Gerüstes Schaden gelitten und arbeitsunfähig geworden war, auf Schadloshaltung geklagt hatte, ist nach der Ger.-Ztg. als Sachverständiger darüber, was ein Steinträger verdient, ein hiesiger Baumeister vernommen worden. Derselbe hat zu Protokoll gegeben, daß ein derartiger Arbeiter täglich 1500 Steine tragen kann, meist aber nur 1200 trägt und somit täglich 5 bis 6 Thaler verdient; er zahle auf seinen Banten dem Steinträger wöchentlich circa 30 Thaler aus. Dem Klageantrag auf 5 Thl. Entschädigung pro Tag mußte unter solchen Umständen natürlich Statt gegeben werden. Die Volksz. ein demokratisches Organ, knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Daß wir jedem Arbeiter seinen Lohn gönnen, versteht sich von selbst. Daß Jeder das Recht hat, seine Arbeit so hoch anzuschlagen als es ihm beliebt, ist nicht minder ein Grundsatz, welchen wir im vollsten Sinne des Wortes respektiren. Das Bedenkliche solcher Erscheinung liegt nicht in dem Faktum selber, sondern in der unabweisbaren Konsequenz derselben. Diese Konsequenz lautet nämlich dahin: wenn ein Zustand um sich greift, wo rein körperliche Kräfte einen Lohn gewinnen, den geistige Arbeiten, Geschicklichkeit der Hand, Fleiß und Uebung nicht zu erschwingen im Stande sind, so steht uns eine Zeit der Verwüstung des Geistes und Vernachlässigung von Fähigkeit und Fleiß und Uebung bevor," worin wir anstatt vorwärts zu schreiten, einen Rückschritt in Kultur und Civilisation machen."

Nachstehendes, aus Mühlhausen i. E. berichtet, klingt ziemlich tröstend, wenn es nur wiederum zutrifft: „Wie sich alte Leute erinnern, kam ein solches Erfrieren der Reben (wie in diesem Jahre) auch im Jahre 1811 vor, wo es dann bekanntlich noch einen Wein gab, welcher an Qualität noch in keinem Jahrgang dieses Jahrhunderts übertroffen wurde. Die Hoffnung, daß es auch dieses Jahr guten Wein gebe, ist deßhalb noch nicht aufzugeben; schlechter gegegen ist die Aussicht auf eine quantitativ gute Ernte."

Der „Fackeltanz", welchen die preußischen Minister bei der Hochzeitsfeier am Berliner Hofe aufführten, ist, wie die „Neue Preußische Zeitung" bemerkt, ein einfacher Umgang im langsamsten Tempo, etwa eine Polonaise: er ist auch nichts Besonderes, sondern einfach jener uralte Ehrentanz, bei welchem das junge Ehepaar durch die Gesellschaft sich durchtanzte. Im Mittelalter gab man an fürstlichen Höfen diesem Tanze ein höheres „Splendeur", indem man dabei Fackeln vortrug. Das ist im brandenburg'schen Hause Sitte geblieben. Sonst trugen die höchsten Ministerialien des Herrscherhauses die Fackeln, jetzt — die Staatsminister.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 51. Freitag, 9. Mai **1873.**

Das vergrabene Testament. *)

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

I.

Der Baronet und seine Tochter.

Der Landsitz Wilchester Towers war in den Tagen seiner Blüthe einer der schönsten in ganz Kent. Seine Parks waren bekannt wegen ihrer Ausdehnung und ihrer geschmackvollen Anlage, die Gärten und Gewächshäuser wegen ihrer Auswahl von Früchten und kostbaren Pflanzen, die Ländereien wegen ihrer Fruchtbarkeit und das ehrwürdige Schloß selbst sowohl wegen seines Adels, seiner Pracht, als auch wegen seiner fast verschwenderischen Gastfreundschaft.

Aber, wie gesagt, die Tage seiner Herrlichkeit waren vorüber.

Die Wege, Plätze und Lustgärten waren fast gänzlich der Natur überlassen, welche Alles in ein üppiges Grün von wildem Gesträuch und Unkraut gehüllt hatte. Die Wirthschaftsgebäude wurden malerisch in ihrem Verfall und die Ländereien verloren ihren alten gutenRuf.

Das Schloß war ein nach dem Styl des Zeitalters der Königin Elisabeth erbautes, stattliches Gebäude, an dessen beiden Enden sich große, viereckige Thürme befanden, von denen der eine, der die Hauptwohnungen enthielt, erst in neuerer Zeit gebaut worden war, während der andere, der „graue Thurm" genannt, bereits drei volle Jahrhunderte gestanden hatte und einst der Hauptsitz seines Eigenthümers gewesen war.

Der alte Thurm wurde längst nicht mehr bewohnt, ausgenommen von einer alten Frau, welche ihr ganzes Leben lang den Besitzern des Gutes gedient hatte und mit einer seltenen Liebe und Ehrfurcht an dem verfallenen Thurme hing.

Der gegenwärtige Besitzer von Wilchester Towers war Baronet Archibald Wilchester. Er war Witwer und Vater von zwei Kindern, von denen das älteste, sein Sohn und Erbe, in Indien, das jüngste, ein Mädchen von zwanzig Jahren, aber daheim und sowohl Herrin in ihres Vaters Hause, als auch der Liebling seines Herzens war.

Es war an einem stürmischen Nachmittag im November, als Miß Wilchester in ihrem Privatgemach stand, im Begriff, ihre Toilette für das Mittagsmahl zu beenden. Sie war ein liebenswürdiges junges Mädchen, einfach und reizend, mit regelmäßigen, griechischen Gesichtszügen, in denen sich theils Anmuth und Milde, theils Uebermuth und Stolz malten; ihr kleiner Kopf saß stolz auf einem schneeweißen, schlanken Hals, ihre Augen waren von einer bronzeartigen Farbe, verdunkelten sich jedoch tief bei der geringsten Gemüthsaufregung, — es waren große, sanfte, geistreiche, liebevolle Augen, voll Feuer und Glanz, oder bezaubernder Sanftmuth, wie gerade die Launen des Mädchens erforderten. Sie war brav, großmüthig, voll Witz, Anmuth und Geist, und im Besitz jenes wahren Zartgefühls, welches nur reinen und edlen Naturen eigen ist.

So war Rosamunde Wilchester, die einzige Tochter des Besitzers von Wilchesters Towers.

Ihr Kleid von hellrother Seide fiel hinter ihr in schweren Falten auf den Teppich und schimmerte in der Gluth des Kaminfeuers. Eine Kette von in Gold eingefaßten Rubinen schmiegte sich um ihren Hals und ihre zierlichen Handgelenke umgaben Armspangen mit kostbaren Juwelen.

„Ich bin nun ganz fertig, Bessy," sagte Miß Wilchester, sich von ihrer Kammerjungfer einem hübschen kentischen Mädchen, zurückziehend. „Ich will in das Gesellschaftszimmer gehen. Ist Papa zu Hause?"

*) Der Nachdruck ist nur nach vorherigem Benehmen mit dem Verleger gestattet.

Digitized by Google

„Nein, Miß," erwiderte das Mädchen, „Sir Archy ist hinuntergegangen zu dem Administrator und wird vor einer halben Stunde nicht zurück sein."

„Dieser abscheuliche Administrator," sagte Miß Wilchester mit einem Seufzer, indem ein dunkler Schatten über ihr heiteres Gesicht zog. „Ich wünschte, Papa entledigte sich seiner, denn ich traue diesem Menschen nicht, Bessy."

Bessy, welche in ihrer Stellung als Dienerin auch zugleich auf sehr vertraulichem und freundschaftlichem Fuße zu ihrer Herrin stand, theilte die Meinung derselben.

„Es wird schon dunkel," sagte Rosamunde unzufrieden. „Wie der Wind heult! Das ist so recht ein Spaziergang zum Administrator. Ich wundere mich, daß Papa zu dieser Stunde dahin gegangen ist."

Sie trat an's Fenster machte die schweren Vorhänge ein wenig zurück und blickte hinaus.

Unten im Thale, eine Meile entfernt, lag das hübsche Dorf Wilchester, und in geringer Entfernung an der Straße, welche direkt von dem Schloß nach dem Dorfe führte, das einfache Wohnhaus Amos Hadd's, des Administrators und Vertrauten Sir Archibald's. Er hatte vierzig Jahre in jenem Hause gelebt und während dieser Zeit im Dienste der Wilchester's gestanden. Der Vater des jetzigen Baronets hatte unbeschränktes Vertrauen in ihn gesetzt und in seiner Sterbestunde seinem Sohne anempfohlen, dasselbe zu thun.

Rosamunde verfolgte mit ihren klaren Augen die Straße bis zu den dunkeln Umrissen des Hauses, konnte jedoch die Gestalt ihres Vaters nicht entdecken. Sie ließ die Gardine fallen, entließ Bessy und ging in ihr Boudoir, wo sie still und gedankenvoll in einem Lehnstuhl Platz nahm.

Kaum hatte sie ihre zierlichen Füße auf die Kaminplatte gesetzt, als ein hastiges Klopfen an die Thür hörbar wurde und auf ihr „Herein" der Gegenstand ihrer Besorgniß, ihr Vater, hereintrat.

Sir Archibald Wilchester war kaum fünfzig Jahre alt, hübsch und vollkommen, mit einem Gesicht, welches natürliche Freundlichkeit und Gutmüthigkeit ausdrückte. Die leichten Furchen auf seiner hohen, breiten Stirn, sowie die Blässe seiner Wangen zeigten deutlich, daß er manchen Kummer und manche Sorge in seinem Herzen verbarg.

Als er eintrat, rieb er sich kräftig die Hände, ein gewöhnliches Zeichen innerer Unruhe.

Das junge Mädchen sprang bei seinem Eintreten auf, ging ihm entgegen und erfaßte seine kalten Hände mit den ihrigen.

„Wie müde und erschöpft Du aussiehst, lieber Papa!" sagte sie zärtlich, ihn nach dem Stuhl führend, den sie so eben verlassen hatte. „Ich dachte gerade an Dich und freue mich, daß Du kommst. Bist Du nicht wohl?"

Der Baronet sank auf den Stuhl zurück und streckte seine Hände nach der lodernden Flamme aus, indem er sagte:

„Doch, ich bin ganz wohl, Rosamunde. Die Wahrheit ist," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „ich war drüben bei Hadd und bin ein wenig niedergeschlagen; das ist Alles."

„Es scheint mir, lieber Papa, als ob Du in der letzten Zeit immer niedergeschlagen wärest, wenn Du mit Hadd zusammen gewesen bist," bemerkte Rosamunde, sich neben ihren Vater auf einen Stuhl setzend. „Ich hasse diesen Menschen, Papa. Warum entläßt Du ihn nicht?"

„Das ist leichter gesagt, als gethan," erwiederte Sir Archy, wie er gewöhnlich genannt wurde. „Du vergißt, mein Liebling, daß Hadd schon vierzig Jahre in seinem Amte gewesen ist. Mein Vater fand ihn in London. Er war der Sohn eines Pfarrers und befand sich damals auf einer Universität. Da seine Mittel ihm nicht erlaubten, weiter zu studiren, und er auch keine besonders große Lust dazu hatte, brachte ihn mein Vater mit auf das Schloß und machte ihn zu seinem Geschäftsführer. Er ist, wie Du weißt, unser Administrator lange, lange Zeit gewesen —"

„Meiner Ansicht nach nur zu lange," unterbrach ihn Rosamunde.

„Ich bin nicht erfahren in geschäftlichen Angelegenheiten," fuhr Sir Archy fort, „ebenso wenig, wie mein Vater es war, der mir kurz vor seinem Tode noch ganz besonders an's Herz legte, Hadd die sehr verwickelt gewordenen Geschäfte fortführen zu lassen, da ich durch seine Entlassung viel verlieren würde."

„Wie sollten des Großvaters Geschäfte verwickelt geworden sein, wenn Hadd sie in Ordnung gehalten hätte?" fragte Rosamunde.

Digitized by Google

„Ich bilde mir nicht ein, etwas von diesen Sachen zu verstehen, aber ich meine, Hadd hätte dafür sorgen müssen, daß sie nicht so schwierig geworden wären."

„Freilich hätte er dafür sorgen müssen," bemerkte Sir Archy. „Sie waren klar und einfach, wie ich gehört habe, als sie in seine Hände gelegt wurden."

Rosamunde schwieg eine Weile, während ihre Blicke auf dem bleichen Gesicht ihres Vaters hafteten. Plötzlich sagte sie in ernstem Tone:

„Papa der Großvater befand sich auf dem Gipfelpunkt der Wohlhabenheit, als er Amos Hadd von London hierher brachte. War es nicht so?"

„Ja!" antwortete Sir Archy verwundert.

„Darauf, Jahre später, entstanden die Verwicklungen. War es nicht so?"

„Ja!"

„Und Du bist immer tiefer und tiefer in dieses Chaos von Verwicklungen gerathen, seitdem Du diesen Besitz übernommen hast, Papa?"

Der Baronet nickte bejahend.

„Hast Du jemals Hadd's Geschäftsführung mit der allmähligen Abnahme des Vermögens verglichen, Papa?" fragte Rosamunde sanft.

Sir Archy fuhr zusammen; er warf einen scheuen Blick in Rosamunden's klare Augen und seine Wangen röthteten sich, als er sagte:

„Rosamunde, Du mußt etwas von unsern Familienangelegenheiten vermuthet haben vor diesem Augenblick. Ich habe Deinem klaren Verstand nicht halb genug Vertrauen geschenkt. Warum stehst Du die Sache so schlimm an? Weißt Du, was Deine Worte bedeuten?"

Rosamunde rückte auf ihrem Stuhl und verfiel in ein kurzes Schweigen, um ihre Gedanken zu sammeln.

„Nun, Papa," sagte sie endlich ruhig und ohne dessen Frage zu beachten, in ihrer vorigen Weise fortfahrend, „meinst Du nicht, daß es weit genug gegangen ist — diese Nachricht Deinerseits?"

„Wie so, Rosamunde?" fragte Sir Archy, durch diese Worte auf's Neue erschreckt.

„Denkst Du, ich sei blind, Papa? Seit Monaten habe ich Dich einen geheimen Kummer tragen sehen, den zu theilen Du mir nicht erlauben wolltest," sagte Rosamunde ernst.

„Es ist nicht meines Bruders Abwesenheit, welche Dich so drückt, denn er ist schon zwei Jahre fort, und es hat Dir anfangs wenig Schmerz gemacht. Dein Kummer kommt von der Furcht und Sorge, daß Markus' Erbe schwer mit Schulden belastet werden wird, nicht wahr? Sprich' frei mit mir über die Ursache, lieber Papa. Ich bin kein so schwachsinniges Mädchen, welches sich scheut, Deine Sorgen tragen zu helfen. Laß' mich Alles wissen."

Der Ernst, in welchem sie sprach, gab ihr ein würdiges, gebieterisches Ansehen, welches ihr gar wohl anstand und worüber ihr Vater zu einer anderen Zeit gelächelt haben würde; jetzt aber gestattete er es ohne Bemerkung.

„Rosamunde," sagte er mit steigender Unruhe, „Du hast Dir schlimme Muthmaßungen gemacht von dem Geheimniß meines Kummers, aber von dem ganzen Unglück, welches mich getroffen, kannst Du Dir keinen Begriff machen. Du schreibst Hadd den Verfall unseres Vermögens zu und ich glaube, Du hast Recht."

„Du wirst ihn also entlassen?"

„Das geht nicht so leicht. Wilchester Towers, obgleich es lange Zeit unserer Familie gehörte, ist doch kein Fideicommiß."

„Was hat das mit der Entlassung des Administrators zu schaffen?"

„Wie kann ich Dir die Wahrheit auseinandersetzen, Rosamunde?" sagte der Baronet mit einem unterdrückten Seufzer. „Du weißt, daß mein Vater ebenso verschwenderisch lebte, wie seine Vorfahren; Du weißt, daß ich in derselben Weise fortlebte, bis vor zwei Jahren, als Markus abreis'te. Ich mußte diese Lebensweise einstellen, denn ich war tief in Schulden gerathen — und jetzt bin ich so weit, daß ich unsere ererbte Heimath meinen Creditoren überlassen muß."

Rosamunden's Gesicht entfärbte sich, sie war wie betäubt.

„Wo ist Dein Hauptcreditor?" fragte sie nach einer Weile mit schwacher Stimme.

„Mein Administrator Amos Hadd," erwiederte der Baronet leise, indem er die Augen niederschlug, um den Blicken seiner Tochter nicht zu begegnen. „Er gewährte meinem Vater und mir Vorschüsse. Ich weiß nicht, woher er das Geld nahm, aber er muß es von seinem Gehalt erspart haben, welches

Digitized by Google

immer sehr bedeutend war. Er hat Anspruch auf jede Ruthe Land, welche mir gehört."

„Und Markus?"

„Er muß den wahren Stand der Geschäfte erkannt haben, obgleich er vorgab, es wäre einzig und allein die Sehnsucht nach Abenteuern, welche ihn nach Indien trieb. Er warnte mich vor Hadd, aber seine Warnung kam zu spät. Er ist nun arm, ganz arm!"

„Aber Papa, Du mußt träumen! Das Schloß verlassen — die Heimath der Wilchesters seit Jahrhunderten! Und Markus arm? Unmöglich!"

Der Baronet bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; das Blut wallte heftig in seinen Adern, der Athem stockte.

Im nächsten Augenblick hatte Rosamunde ihren eigenen Schmerz überwunden; sie sprang an ihres Vaters Seite und preßte sein Haupt an ihre Brust.

„Papa, lieber Papa!" rief sie mit weicher Stimme. „Es ist also Alles wahr? Sei nicht so traurig. Thränen würden uns nicht helfen. Armer, lieber Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

X. Sympathie und andere Wunderkuren.

(Schluß.)

Derartige Beispiele könnte ich noch mehrere anführen und jeder Arzt weiß deren genug aus seiner Praxis.

Eine bedeutende Krankheit, ein tief sitzendes Leiden, erfordert immer auch eine längere Zeit zur Kur, deßhalb heißen solche Krankheiten auch chronische, d. i. langwierige, im Gegensatz zu den akuten, d. i. schnell verlaufenden, wie Lungenentzündung, Gedärmentzündung u. s. w. Habt daher mehr Geduld, haltet bei einem Arzte, der euch und eure sogenannte Natur (Constitution) kennt, der euch seit Jahren beobachtet hat, aus, lauft nicht von einem Arzte zum andern, noch weniger von einem Pfuscher zum andern. Nicht jede Krankheit ist mit ein paar Mixturen beseitigt. Wollt ihr einen zweiten Arzt zu Rathe ziehen, wie es die hohen Herren thun, so nehmt einen, zu dem ihr Vertrauen habt oder den euch euer bis jetzt behandelnder Arzt räth, diese berathen sich über euer Leiden (halten Consilium) und ihr fahrt viel besser, als wenn ihr bald bei dem, bald bei einem andern Arzte seid und dann mitten in der Kur davon lauft und bei keinem aushaltet, bis ihr wirklich geheilt seid. Denn so häufig kann man hören: „ich bin schon bei so und so viel Aerzten gewesen und keiner hat mir helfen können." Ebendeßhalb hat euch keiner helfen können, weil ihr keinem lange genug ausgehalten habt, um die Wirkung seiner Behandlung abzuwarten. Darum trifft es auch hie und da zu, daß ihr nach diesen Irrfahrten endlich einem Pfuscher in die Hände fallt, bei dem ihr dann bis zu Ende aushaltet und bei dem ihr in günstigen Fällen auch zuletzt genest, nachdem die Aerzte dem Uebel zum größten Theil schon abgeholfen haben und das dann auch vollkommen gehoben worden wäre, wenn ihr bei dem Arzte geblieben wäret. Dadurch entsteht der große Ruf, das Renommée der Pfuscher, daß nur die seltenen günstigen Heilungen ausposaunt werden, die bei weitem zahlreichern und erfolglosen Kuren derselben von euch wohlweislich verschwiegen und verheimlicht werden.

Laßt euch aber schon gar nicht von herumziehenden Quacksalbern, Geist-, Tropfen- und Liqueur-Verkäufern anführen und anlügen, denn da seid ihr allemal betrogen, sie nehmen euch das Geld ab, gehen davon und lassen euch euer Leiden.

Zuletzt, wenn ihr die beste Zeit zum Helfen durch Hin- und Herprobiren versäumt habt, kehrt ihr doch in der Regel zu eurem Arzte zurück, der eure Natur und eure Leiden am besten zu beurtheilen versteht, und euch, wenn es überhaupt möglich ist, auch heilen wird.

Kitzingen, 2. Mai. In dem nahen Neuselshofe mußte heute an einer Kuh der Kaiserschnitt vorgenommen werden. Das Kalb wog ohne Fell 165 Pfund, das Fell 22 Pfund. Die Kuh hatte ein Gewicht von 4 Zentnern.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 52. Sonntag, 11. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ich bin nicht besorgt um mich selbst," versetzte der Baronet, „sondern um Dich und Markus. Es war thöricht von mir, so unbedingtes Vertrauen in Hadd zu setzen, nein, schlimmer als thöricht — verbrecherisch. Könnte ich die Strafe dafür allein tragen, ich würde sie nicht so hart fühlen; aber meinen Sohn um sein Erbe beraubt, meine Tochter arm und hülflos in die Welt hinausgestoßen zu sehen — o, das ist zu schrecklich!"

„Vater, bist Du auch gewiß, daß die Sachen so schlecht stehen, wie Du sagst?" fragte das Mädchen, noch immer ungläubig.

„Ganz sicher, Rosamunde. Ich bin in der letzten Zeit täglich bei Hadd gewesen und habe mit ihm die Bücher durchgesehen, — denn hier konnte ich es nicht thun; heute haben wir unsere Nachforschungen beendigt, und ich bin überzeugt, daß ich tief in seiner Schuld stehe, so tief, daß nur ein Wunder uns retten kann."

Rosamunde wurde todtenbleich und ihr Vater fühlte, wie ihre Glieder zitterten, aber nur einen Moment, im nächsten hatte sie ihre volle Ruhe und ihren Muth wieder.

„Gewiß, Papa," sagte sie mit tiefer, ernster Stimme, „Hadd hat Dich betrogen."

„Ja, Rosamunde, ich weiß es, er muß mich betrogen haben; aber ich habe keine Beweise für seine Schurkerei."

Rosamunde wandte ihr Gesicht ab und starrte in die lodernde Flamme.

„Hadd Amos hat Dich in diesen Zustand gedrängt, um selbst von dem Schlosse Besitz zu ergreifen."

Der Baronet nickte stumm.

„Armer Vater! Armer Markus!" murmelte Rosamunde.

„Mache mir keine Vorwürfe, mein Kind!" rief Sir Archy. „Ich habe mir bereits selbst genug solche gemacht, mehr als meine Kinder mir je machen könnten. Gott sei Dank, daß Markus nicht hier ist und unser Unglück nicht zu theilen braucht."

„Wir müssen das Schloß verlassen, wie es scheint; aber wohin sollen wir gehen? — Du nanntest auch mich arm, Papa; hat etwa Hadd Ansprüche auf das kleine Vermögen, welches mir meine Mutter hinterließ?

„Nein, durchaus nicht. Ich hatte das ganz vergessen, denn es ist zu unbedeutend. Deine Mutter war die jüngste von fünf Schwestern und ihr Antheil war nicht groß, obgleich ihr Vater ein reicher Graf war. Du hast etwa fünfhundert Pfund Rente jährlich und das Häuschen in Schottland — das ist Alles, und es ist jedenfalls zu wenig für ein Mädchen, das so ist wie Du, es reicht nicht zu unserer Versorgung aus. Markus muß sich um eine Anstellung bemühen oder in der Armee bleiben, und ich — vielleicht wäre es das Beste, Hadd zu bitten, mich als s e i n e n Administrator anzustellen," fügte er mit bitterer Ironie, hinzu. „Es scheint sich besser zu lohnen, Administrator zu sein, als Herr des Schlosses."

Sir Archy lachte bei den letzten Worten bitter, worauf ein kurzes Schweigen folgte, das der Baronet brach, indem er in verändertem Ton fortfuhr:

„Rosamunde, das Schlimmste habe ich Dir noch nicht erzählt."

Das Mädchen sah, daß ihr Vater todtenbleich war und daß plötzlich ein schrecklicher Kummer schwer sein Herz drückte.

„Was ist es, Papa?" flüsterte sie. „Ist es vielleicht, daß wir das Schloß bald verlassen müssen?"

Der Baronet nickte stumm.

„Wie bald, Papa?"

Digitized by Google

Ein Fieber schien plötzlich Sir Archy zu durchschauern. Er blickte nicht auf, als er mit tiefer Stimme flüsterte:

„Er giebt uns eine Woche Zeit, in welcher wir das Schloß verlassen müssen, Rosamunde."

„Eine Woche!" wiederholte das Mädchen erstaunt.

„Das ist Alles. Er wird uns nicht gestatten, außer unsern Kleidern irgend etwas mitzunehmen — nicht ein Buch, nicht ein Bild, nicht ein Stück von unserem prachtvollen ererbten Mobiliar."

„Aber, Papa!" rief Rosamunde, und ihre sonst so weiche Stimme klang scharf vor Schmerz, „nur eine Woche? Das ist ja unmenschlich, barbarisch!"

„Ich habe vernünftig mit ihm gesprochen und mich mit ihm gestritten," sagte Sir Archy; „ich habe Deinetwegen protestirt, Rosamunde", und seine Stimme zitterte, „aber sein Herz ist härter als Stein. Wenn wir in einer Woche nicht friedlich gehen, wird er uns gerichtlich hinaussetzen lassen — und unser Name wird von einem Ende des Landes zu dem andern klingen!"

„Wir wollen in Frieden gehen," sagte Rosamunde ruhig, ihre eigene Qual unterdrückend. „Wir wollen ihm keine Gelegenheit geben, seine Freude über unser Unglück zu zeigen."

„Du hast Recht, Rosamunde," sagte Sir Archy. „Wir wollen in Frieden gehen. Und dann —"

Er wurde unterbrochen durch ein Klopfen an die Thür. Rosamunde stand auf und öffnete dieselbe. Ein Diener in Livrée stand vor ihr und überreichte ihr auf einem silbernen Präsentirteller einen Brief, indem er mit einer tiefen Verbeugung sagte:

„Ein Billet von Mr. Hadd für Sir Archy, Miß Rosamunde."

Diese nahm den Brief und näherte sich ihrem Vater, welcher die Worte des Dieners gehört hatte und sein Haupt erhob, so daß sich sein blasses, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes erfülltes Gesicht den Blicken seiner Tochter zeigte. Er streckte die Hand aus und öffnete das Couvert.

„Es ist mir ganz unklar, Rosamunde," sagte er mit zitternder Stimme, als er das Billet flüchtig übersehen hatte. „Ich kann keinen Sinn herausfinden. Lies' Du es."

Rosamunde entsprach dem Wunsche ihres Vaters und las:

„Sir Archibald Wilchester!

Seit unserer Unterredung vor einer Stunde habe ich einen Plan ersonnen, nach welchem Sie noch Herr und Eigenthümer von Wilchester Towers bleiben können. Ich werde mir die Freiheit nehmen, nach Tische auf dem Schloß einzusprechen, um Ihnen einen Plan mitzutheilen, welcher, wie ich zu hoffen wage, Ihren Beifall finden wird.

Achtungsvoll Ihr

Amos Hadd."

Rosamunde zerknitterte das Papier und hielt es über das Feuer, während sie gedankenvoll zusah, bis es vollständig verbrannt war, dann sagte sie:

„Was für einen Plan mag er sich ausgedacht haben, Papa? Es ist ein Plan, von dem er für sich jedenfalls Vortheil erwartet, das ist gewiß!"

Sir Archy war unfähig, auf diese Frage zu antworten, aber er sah besorgter aus, als je zuvor. Er schwieg, bis plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein Diener meldete, daß Mr. Hadd in der Bibliothek sei und den Baronet zu sprechen wünsche.

Sir Archy stand auf und gab seiner Tochter den Arm mit der höflichkeit der alten Schule, und Beide begaben sich nach der Bibliothek. Rosamunde war entschlossen, der Berathung beizuwohnen.

II.

Des Administrators Vorschlag.

Sir Archy's Schritte wurden langsamer, als er sich der Bibliothek näherte, und ein Zittern überkam ihn, denn neue Befürchtungen stiegen in ihm auf. Er blieb stehen, ergaß Rosamunde's Arm fester und seine blauen Augen verriethen vollkommen seine Besorgniß.

„O, mein Liebling, mein Liebling!" murmelte er. „Ich befürchte, daß Hadd etwas weit Werthvolleres begehrt, als das Schloß. Ich habe eine furchtbare Ahnung —"

„Lieber Papa, laß' uns das Schlimmste auf einmal wissen," unterbrach ihn Rosamunde, indem sie ihn mit ihren liebevollen, ruhigen Augen aufmunternd anblickte. „Laß' uns gehen und hören, was der Administrator will."

Digitized by Google

„Ich will allein gehen," erwiederte Sir Archy. „Geh' Du zurück in Dein Zimmer, mein Kind; ich werde zu Dir kommen, sobald Hadd fort ist."

Er ließ Rosamunde's Arm los und machte eine Bewegung als ob er sie sanft fortstoßen wollte.

„Wenn mein Bruder hier wäre, würde ich nicht daran denken, der Zusammenkunft zwischen Dir und Hadd beizuwohnen," wendete Rosamunde bestimmt ein, „aber da er abwesend ist, gehe ich nicht von Deiner Seite. Ich muß darauf bestehen, mit Dir hinein zu gehen, denn vielleicht könntest Du einen Zeugen nöthig haben. Es ist möglich, daß ich so glücklich bin, durch mein kleines Vermögen den Administrator für eine etwas längere Frist zu gewinnen. Ich kann diesen Menschen nicht leiden und werde deßhalb nicht zugeben, daß Du jetzt, in dem Moment, der unser Schicksal entscheiden wird, ihm allein entgegentrittst. Ich werde Dir eher eine Hülfe als ein Hinderniß sein," fügte sie schmeichelnd, aber doch mit Entschiedenheit hinzu.

Sir Archy fühlte sich zu schwach, gegen ihre Entschlossenheit anzukämpfen; oder vielleicht hoffte er selbst mehr Muth zu gewinnen, wenn er seine Tochter so fest und unverzagt sehe.

„So komm' denn, Rosamunde," sagte er kurz. „Möglich, daß Hadd etwas ganz Anderes verlangt, als was ich befürchte. Deine Anwesenheit kann vielleicht von sehr großem Nutzen sein."

Er zog ihren Arm wieder in den seinigen und bemühte sich, seinem Gesicht den Ausdruck der Ruhe zu geben und seine gewöhnliche Haltung anzunehmen. Beide schritten dann im Corridor weiter und traten in die Bibliothek ein.

An einem Tische, das Auge auf ein illustrirtes Blatt gerichtet, saß Mr. Hadd, der Administrator Sir Archy's.

Er stand auf, als der Baronet mit seiner Tochter eintrat, näherte sich einige Schritte und verbeugte sich bemüthig.

Er war mehrere Jahre älter als Sir Archy; augenscheinlich hatte er sein sechzigstes Jahr überschritten. Er war ein dünner hagerer, aber kräftiger Mann — in Ausdruck und Charakter der lebendige Gegensatz von dem freundlichen und edlen Baronet. Sein langer, schmaler Kopf war spärlich mit grauem, struppigem Haar bedeckt, unter den dichten Augenbrauen verbargen sich ein Paar kleiner, stechender Augen, die stets blinzelnd und suchend umherirrten, und ein ebenfalls grauer, kurzer Bart umrahmte seine Backen. Seine farblosen Lippen waren fest zusammengepreßt, ausgenommen, wenn ein gezwungenes Lächeln den Mund verzog.

Obwohl er von guter Herkunft war und auch eine gute Erziehung genossen hatte, besaß er doch nicht die Miene eines Gentlemans. Er war nicht nur unbarmherzig, listig und selbstsüchtig, sondern auch verrätherisch und gemein. Sir Archy's Vater war sein Wohlthäter gewesen zu einer Zeit, wo er fast ohne Freund und ohne Mittel war. Und wie hatte er diese Wohlthaten belohnt? — Durch jahrlange, planmäßige Betrügerei. Sir Archy hatte ihm das unumschränkteste Vertrauen geschenkt, welches er unter dem Scheine der strengsten Ehrlichkeit und Ergebenheit dazu benutzte, des Baronets Reichthum zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten, bis er ihn endlich gänzlich ruinirt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Unterfränkischer Heerdenbrief

an den Herrn Bischof Johann Valentin von Reißmann zu Würzburg.

Geliebter Seelenhirt!

Du hast bei Beginn der heiligen Fastenzeit einen Brief an uns gerichtet, der uns vielfach an die Zeiten der Apostel gemahnt. Nicht in gekünstelten Worten, sondern mit der schlichten Sprache der galiläischen Fischer redest Du zu uns, indem Du uns, abhold der verderblichen Cultur der Jetztzeit mit dem zutraulichen „Ihr" anredest, gibst Du uns zu erkennen, daß Du auch von uns dieselbe Sprache geführt haben willst.

Und so vernimm denn, geliebter Seelenhirte, welche Eindrücke und Gefühle Dein Brief bei uns hervorgerufen hat. Du nennest an der Spitze des Briefes Dich selbst einen „Hochwürdigsten Herrn Herrn". Wir wollen nicht daran erinnern, daß die deutsche Sitte der Bescheidenheit es verbietet, sich selbst einen Herrn Herrn und gar einen Hochwürdigsten zu nennen, denn es ist uns nicht unbekannt,

Digitized by Google

daß Du von dem Augenblicke, in welchem Du einem auswärtigen Fürsten den Vasalleneid geleistet, aufgehört hast, ein Deutscher zu sein; aber Du solltest doch die Worte der hl. Schrift kennen, welche da sagt: Die Hoffart ist Gott und den Menschen verhaßt (Sirach 10, 7 und 15), und ein anderes Mal: Gott widerstrebt den Hochmüthigen, den Demüthigen aber gibt er seine Gnade. Und Christus selber sagt: Niemand ist gut, als Gott allein (Luk. 18, 19). Du nennest Dich so gern, wie alle Bischöfe, einen Nachfolger der Apostel, aber Du beherzigest nicht, was diese Apostel gelehrt haben. „Du lehrest Andere, aber Dich selbst lehrest Du nicht (Röm. 2. 21). Weißt Du nicht, daß Paulus sagt: Niemand von Euch soll mehr von sich halten, als sich gebührt (Röm. 12. 3), und wiederum: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch bescheiden gleich den Niedrigen (das. 16). Du aber nennest Dich in tadelnswerther Unbescheidenheit in dem Majestätsplural „Wir" und suchest Dich hierin an Selbstschätzung den weltlichen Herrschern gleichzustellen, denen Du doch weder an Macht noch an Würde vergleichbar bist.

Noch mehr aber hat es uns betrübt, aus Deinem Hirtenbriefe zu ersehen, daß Du es mit der Wahrheit nicht so genau nimmst, wie es einem Gesalbten des Herrn, einem Nachfolger der Apostel, geziemt. Du nennest Dich von des hl. apostolischen Stuhles Gnade Bischof von Würzburg. Solltest Du nicht wissen, wer Dich zum Bischofe von Würzburg gemacht hat? Deine Obrigkeit, welche von Gott ist (Röm. 13. 1), hat im Jahre 1817 mit jener Behörde, welche Du den heiligen Stuhl nennest, ein Concordat abgeschlossen, nach dessen Bestimmung in Art. IX. in Bayern auf ewige Zeiten die Erzbischöfe und Bischöfe von dem Könige ernannt werden. So bist denn auch Du, geliebter Hirte, von Seiner Majestät dem Könige von Bayern zum Bischofe von Würzburg ernannt, von demselben Könige ist Dir in einem Staatsgebäude eine Dienstwohnung eingeräumt, auf seinen Befehl wird Dir aus der Staatskasse Dein Gehalt gezahlt, und Du bist daher Bischof von Würzburg nicht durch des heiligen Stuhles, sondern durch Seiner Majestät des Königs von Bayern Gnade und Barmherzigkeit. Mögest Du dies stets bedenken und dieser von Gott gesetzten Obrigkeit immerdar und in Allem gehorsam sein, denn sie führt das Schwert nicht umsonst (Röm. 13. 4).

Du hast ferner auch jener gedacht, von Denen Du sagst, sie nennten sich mit Unrecht die Anhänger des alten Glaubens, ja Du zeihest sie sogar der Lüge. O, der Verblendung! Siehst Du denn nicht, daß Du hiemit Dich selbst der Lüge beschuldigest, denn Du selbst hast vor dem 18. Juli 1870 ganz dasselbe geglaubt, was Jene, die sich Bekenner des alten katholischen Glaubens nennen, auch heute noch glauben. Aber leider hat es Gott in seiner unerforschlichen Weisheit und Langmuth zugelassen, daß Du und viele Andere von dem Glauben der Väter abfielen und an die Stelle des Wortes Gottes das Wort eines sündigen Menschen setzten, damit erfüllt werde, was der heilige Apostel Paulus vorhergesehen hat, wenn er sagt, „es werden in diesen Zeiten Etliche vom Glauben abfallen und anhängen den verführerischen Geistern und den Lehren der Teufel, die in Gleisnerei Lügenredner sind und Brandmal in ihrem Gewissen haben." (1. Timoth. 4. 1—2).

Endlich erwähnest Du noch im Allgemeinen der Fastengebote. Du hast Dich zwar nicht so mit dem Einzelnen befaßt, wie Dein Amtsbruder in Wien, welcher des Schweinefetts besonderer Erwähnung thut, aber dennoch mahnt uns Dein Hinweis auf das Fasten zur Vorsicht, denn der heilige Apostel Paulus warnt ausdrücklich (1. Timoth. 4 3) vor denen, die da gebieten, die Speise zu meiden, die Gott geschaffen hat, denn alle Creatur Gottes sei gut, und nichts verwerflich, was mit Dank empfangen wird. Und dasselbe lehrt ja auch Christus, wenn er sagt (Mark. 7. 18. u. ff.): Nicht was in den Menschen hineingeht, verunreiniget ihn, sondern was herausgeht: Gotteslästerung, Hoffart, Unvernunft." Und so rufen auch wir Dir mit dem Apostel Paulus zu (1. Tim. 4. 7): Entschlage Dich der ungeistlichen und altweiberischen Fabeln, und übe Dich selbst in der Gottseligkeit. Amen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 53. Mittwoch, 14. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Die hauptsächlichsten Leidenschaften dieses Mannes waren Geiz, Ehrfurcht und Liebe zu seinem Sohne, einem jungen Menschen von fünfundzwanzig Jahren, die einzige Frucht seiner kurzen Ehe. Die Mutter, Tochter eines Landpfarrers aus der Nachbarschaft, starb bei der Geburt ihres Sohnes, welcher, wahrscheinlich der Charakterähnlichkeit wegen, der Abgott seines Vaters geworden war. Es war für ihn, was er in den letzten Jahren so heimtückisch gestohlen, es betraf ihn, was er gerade jetzt dachte, als er sich fast sclavisch vor dem Baronet und seiner Tochter verbeugte.

Vor Miß Wilchester hegte der Administrator im Geheimen die lebhafteste Bewunderung. Ihre edle Gestalt, ihre bewundernswerthe Schönheit, verbunden mit ihrer Intelligenz und hohem Adel, machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn.

„Dies ist eine unerwartete Gunst, Miß Rosamunde," sagte er in schmeichelndem Tone, in welchem er sie stets anredete, „ich kam jedoch in Geschäftssachen hierher."

„Ich werde mich nicht in Ihre geschäftlichen Angelegenheiten mischen," versetzte Rosamunde stolz, mit einer geringschätzigen Bewegung ihres kleinen Kopfes. „Sprechen Sie so frei, als ob ich nicht hier wäre, Mr. Hadd. Ich besitze meines Vaters Vertrauen."

Sie ließ den Stuhl, welchen Hadd vor sie hinstellte, unbeachtet und ging nach dem Kamin, wo sie sich auf einen Lehnstuhl niederließ und den Kopf auf ihre Hand stützte.

Hadd wandte sich zu dem Baronet.

„Ist es Ihr Wunsch, Sir Archy," fragte er, „daß Miß Rosamunde genau von der Situation unterrichtet werden soll?"

Der Baronet, blaß und sorgenvoll, jedoch seine Achtung gebietende Haltung bewahrend, nickte bejahend.

„Ich habe meine Tochter mit dem Stand meiner Angelegenheiten bekannt gemacht," sagte er, durch eine Handbewegung andeutend, daß der Administrator seinen Sitz wieder einnehmen möge, während er sich selbst zu Rosamunde setzte und zwar so, daß ihr Gesicht den Beobachtungen Hadd's entzogen war. „Ich habe kein Geheimniß vor ihr."

„Das ist vielleicht ebenso gut," sagte Hadd mit einem bedeutungslosen Lächeln. „Im Grunde freut es mich, Sir Archy, daß Sie Miß Wilchester in Ihr Vertrauen gezogen haben. Es ist ein harter Schlag für Sie, Miß Rosamunde," fügte er hinzu, seinen langen Hals ausstreckend, um des Mädchens Gesicht zu erforschen. „Sie lernen sehr früh den Wechsel des menschlichen Glückes kennen. Erst gestern sprachen Sie davon, daß Sie nach London gehen und die Saison daselbst bei Ihrer Tante, Lady Rastleigh, zubringen wollten —"

„Seien Sie so freundlich, Mr. Hadd, Ihre Bemerkungen an mich zu richten und dieselben auf die Geschäfte zu beschränken," unterbrach ihn Sir Archy mit unverkennbarem Stolz.

Hadd biß sich vor Aerger in die Unterlippe und ein gehässiger Blick schoß aus seinen kleinen Augen, aber ruhig erwiederte er:

„Ich wollte nur Gewißheit haben, ob Miß Rosamunde gänzlich in die Sache eingeweiht ist. Ich bitte um ihre Verzeihung, wenn ich sie beleidigt haben sollte. Ich werde ferner nur zu Ihnen sprechen, Sir Archibald. Miß Rosamunde weiß also, daß ich auf alle Ihre Besitzungen Beschlag gelegt habe, daß Wilchester Towers mit seinen sämmtlichen Einkünften sowohl, als mit seinen alten Traditionen mir gehört?"

Es schien, als ob diese Thatsache ihm besonders behagte und als ob er die Seele des

Digitized by Google

Baronets bis in die tiefsten Tiefen damit martern wollte.

„Ja, sie weiß Alles!“ erwiederte Sir Archy kalt.

„Sie haben ihr klar gemacht, Sir Archibald,“ fuhr Hadd fort, wiederum seinen Kopf ausstreckend, um auf die schweigend am Kamin sitzende Rosamunde zu blicken, „daß die Parks, die Gärten, die Landstellen, das Schloß ohne Vorbehalt mir überliefert werden müssen, daß für Ihren Sohn Markus kein Pfennig bleibt und daß Sie und Ihre Tochter das Schloß verlassen müssen — in einer Woche, mit leeren Händen und leeren Taschen, — daß Sie damit Ihre gesellschaftliche Stellung verlieren und daß Sie einer Zukunft voll drückender Armuth entgegengehen?“

Das unheimliche Feuer, welches auf's Neue aus seinen Augen sprühte, zeigte deutlich, mit welchem innerlichen Vergnügen er seine vornehmen Zuhörer peinigte.

Ein Schaudern, welches Rosamunde's Glieder durchzuckte, verursachte ein leises Rascheln ihres seidenen Kleides, was Hadd jedoch nur als ein Zeichen erkannte, daß sie seine grausamen Worte gehört habe.

„Kommen Sie zur Sache, Mr. Hadd!“ rief der Baron entrüstet und seine Augen funkelten vor Zorn. „Wenn Sie nur hierher gekommen sind, um über meinen Ruin zu spotten, wäre es das Beste, daß Sie sogleich wieder gehen. Ich will keine fernere Unterredung mit Ihnen haben!“

Er stand auf und wollte seine Tochter hinwegführen, aber Hadd, welcher fürchtete, durch die höhnenden Auslassungen seiner Sache geschadet zu haben, nahm plötzlich eine ernste Miene an und ersuchte den Baronet durch eine Handbewegung, seinen Platz wieder einzunehmen, indem er bemerkte:

„Was ich sagte, war eine Einleitung zu dem, was unmittelbar darauf folgen sollte und gehörte zur Sache. Ich komme nun zu dem eigentlichen Zweck meines Besuchs. Sie haben meinen Brief erhalten, Sir Archy, worin ich Ihnen mittheilte, daß ich einen Plan gemacht habe, nach welchem Sie sowohl im Besitz des Schlosses, als auch im Besitz ihrer Stellung unter der Aristokratie des Landes bleiben können?“

Der Baronet rückte unruhig auf seinem Stuhle und bejahte die Frage.

„Erlauben Sie mir denn, Sir Archy, endlich zum Ziele zu kommen. Ich habe Miß Wilchester längst im Stillen beobachtet und bewundert —“

„O Himmel!“ rief der Baronet, und in seiner Stimme lag der Ausdruck des größten Widerwillens, denn er sah seine schlimmsten Befürchtungen durch die Worte des Administrators zur Wahrheit werden. „Unsere Zusammenkunft mag hiermit zu Ende sein. Lieber würde ich meine Tochter sterben sehen, als daß ich sie Ihnen zum Weibe gäbe, Amos Hadd.“

Hadd runzelte die Stirn, dann lachte er laut auf.

„Sie sind gar zu heißblütig, Sir Archy,“ sagte er kühl. „Heißblütigkeit ist von jeher ein Fehler der Wilchesters gewesen. Ich habe noch nicht um Miß Rosamunde's Hand angehalten; ich bin zu alt zum Heirathen, und habe auch keine Neigung, ein junges Weib zu nehmen, die Ansprüche machen würde, welche den Interessen meines Sohnes zuwider wären. Ich trachte nicht nach der Hand, um die sich schon so Mancher von unserer hohen Aristokratie vergebens bemüht hat.“

Sir Archy athmete erleichtert auf. Die Zweifel, welche ihn in athemloser Spannung gehalten, schwanden, und über seine todtbleichen Wangen flog ein Hauch natürlicher Farbe. Die nächsten Worte des Administrators trafen ihn wie ein Schauer eiskalten Wassers.

„Also ich bin nicht so ehrsüchtig für mich selbst,“ fuhr Hadd fort, einen verstohlenen Blick auf den Baronet werfend; „ich bekenne jedoch einen wohl zu entschuldigenden Ehrgeiz für meinen Sohn. Er ist jung und hübsch, gut erzogen und an ein vornehmes Leben gewöhnt; er ist auf einer Universität gewesen, ist gereis't und hat viel mit der Noblesse verkehrt, welche ihn für einen Abkömmling einer hochgestellten Familie und für sehr reich hält; er bekommt all' mein Geld, er wird Herr von Wilcheiter Towers werden und wird natürlich auch heirathen.“

Der Baronet brannte innerlich bei diesen Worten, äußerlich war er kalt und ruhig.

„Mein Sohn,“ sprach der Administrator weiter, nicht recht gewiß über die Gesinnungen

Digitized by Google

seiner Zuhörer, „hat Alles gelernt, was zu der Stellung, die er nun bald einnehmen wird, erforderlich ist. Er ist, wie ich bereits sagte, hübsch. Es sind fünf Jahre her, daß Sie ihn nicht gesehen, Sir Archy, und seine Reisen haben ihn vollkommen gereift und ihm ein distinguirtes Air gegeben — so habe ich es von einem meiner Freunde gehört, welcher ihn im letzten Sommer in Wien gesehen hat. Nun, um endlich zu der Hauptsache zu kommen, ich wünsche eine Verbindung meines Sohnes, Jason Hadd, mit Ihrer Tochter, Miß Wilchester. Das ist mein Plan, Sir Archibald."

Der Baronet sprang auf und trat vor Hadd.

„Das Schloß gehört mir, wenigstens noch bis morgen!" rief er im höchsten Zorn und mit flammendem Auge. „Geht! Geht sofort! Ich will meine und meiner Tochter Ohren Euren schamlosen Beleidigungen nicht länger aussetzen. Eine Heirath meiner Tochter mit Eurem Abkömmling, Ihr verrätherischer Schurke! Dieser Gedanke könnte mich in Versuchung führen, Euch hinauszuwerfen, wenn ich meine Hände an Euch beflecken möchte. Aber geht, rasch, sonst lasse ich Euch durch meine Diener hinauswerfen!"

Die ganze Verachtung und heftige Entrüstung, welche sich ungestüm in Sir Archy's Brust drängten, waren ausgedrückt in seinen Worten, Blicken und Geberden. Der bloße Gedanke an eine Verbindung seiner unschuldigen, hochherzigen Rosamunde mit Jason Hadd, wie er sich seiner erinnerte, war hinreichend, ihn zur Raserei zu bringen. Er streckte seine Hand aus und zeigte mit dem Finger auf die Thür; sein blasses Gesicht erhöhte das Feuer seiner blauen Augen und verlieh ihnen einen Ausdruck, welcher den Administrator zittern machte.

Derselbe erhob sich mürrisch; sein Aerger zeigte sich in zwei hochrothen Flecken auf seinen Wangen und in dem finstern Blick seiner Augen.

„Gut, Sir Archy," sagte er kalt, während die Röthe seiner Wangen immer lebhafter wurde. „Sie werden morgen mehr von mir hören. Gute Nacht!"

In diesem Augenblick legte Rosamunde ihre weiße Hand auf ihres Vaters Arm und sagte mit ruhiger, klarer Stimme:

„Lieber Papa, laß' uns hören, was Mr. Hadd sonst noch zu sagen hat. Du weißt, das Anhören kann nichts schaden, und er hat uns seinen Plan noch nicht vollständig mitgetheilt. Laß' ihn erzählen, welche Vortheile uns die von ihm beabsichtigte Verbindung bringt. Wir werden nichts gewinnen, wenn wir ihn so fortschicken, Papa."

„Die junge Lady ist weise für ihr Alter," sagte der Administrator, seinen Mund zu einem widerlichen Lächeln verziehend. „Wollen Sie noch hören, was ich zu sagen habe, Sir Archy?"

Rosamunde blickte ihren Vater so bittend an, daß dieser nicht widerstehen konnte und dem Administrator durch eine stolze Handbewegung befahl, fortzufahren.

Mr. Hadd warf sich wieder schwerfällig auf seinen Sessel und begann ruhig mit einem gefälligen Lächeln:

„Ich sprach von meinem Sohne. Seit der Geburt Ihrer Tochter, Sir Archibald, habe ich mich mit der Hoffnung und Erwartung herumgetragen, daß Beide einst ein Paar werden würden. Die Wilchester sind eine der ältesten und stolzesten Familien in England; einer der Wilchesters schlug die Würde eines Pairs aus, wie ich gehört habe. Ich bin frei genug, zu bekennen, daß Jason trotz seines Reichthums niemals in die aristokratische Gesellschaft aufgenommen werden würde, es wäre denn, daß sein Verlangen durch eine Heirath, wie ich sie beabsichtige, gestützt würde, und deßhalb werbe ich für ihn um Miß Wilchester. Er ist bereits von meinen Vorhaben in Kenntniß gesetzt und wird morgen hier ankommen, um sein Glück selbst zu versuchen. Er liebt Miß Wilchester von ganzem Herzen und hat sein Leben lang nach der Ehre gestrebt, ihr Gatte zu werden."

Sir Archy verharrte in stolzem Schweigen.

„Sie umgehen die Hauptpunkte Ihres Anerbietens, Mr. Hadd," sagte Rosamunde. „Was gewinnen mein Vater und mein Bruder durch die vorgeschlagene Heirath?"

„Viel — sehr viel — Alles, Miß Rosamunde!" rief Hadd ungestüm, erfreut über die Ruhe, mit welcher das Mädchen seine Vorschläge aufnahm, und gab der Hoffnung Raum, daß seine lang genährte Ehrsucht und seine schönsten Hoffnungen am Ende doch noch erfüllt würden. „Es ist nichts, was ich nicht thun würde, wenn Sie auf meine Wünsche eingehen. Ich

Digitized by Google

gestehe, daß edles Blut und vornehme Verbindungen, die mir fehlen, in meinen Augen tausend Mal mehr werth sind, als der Reichthum, den ich besitze. Daß mein Sohn möchte sagen können: „Meine Tante, Lady Rastleigh," „Mein Cousin, der Marquis von Clermont," und „Meine Frau, welche Miß Wilchester, die Tochter Sir Archibald Wilchesters von Wilchester Towers," das ist meine Hoffnung viele, viele Jahre lang gewesen. Ich muß ferner zugeben, daß ich eine Sehnsucht darnach habe, mich auch selbst mit meinen vornehmen Verwandten brüsten zu können. Daher verspreche ich, Miß Rosamunde, daß wenn Sie meinen Sohn heirathen wollen, Sir Archy dem Namen nach Herr des Schlosses bleiben soll, daß ich das frühere Gedeihen des Gutes wiederherstellen würde, daß ich die große Gastfreundschaft, welche das Schloß so berühmt machte, wieder einführen werde und daß Mr. Markus, Ihrem Bruder, lebenslänglich eine hübsche Jahresrente gesichert werden soll — eine Rente, hinreichend, ihm ein behagliches, standesgemäßes Leben zu verschaffen — kurz die Existenz eines Gentlemans.

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

XI. Furcht vor den Krankenhäusern.

In der Regel fürchten sich solche, die vom Lande in die Stadt kommen, wie Dienstmädchen und Gesellen ꝛc., wenn sie erkranken, gar sehr vor dem Krankenhause. Aber auch solche, die Jahre lang in Städten leben, sind von dieser Furcht befangen und bleiben in Erkrankungsfällen lieber in den schlechtesten Verhältnissen und fallen sich und den Ihrigen in solchen Fällen lieber zur Last, als daß sie eine solche öffentliche Heil-Anstalt aufsuchen.

Worauf beruht nun dieses Vorurtheil, diese Scheu vor dem Krankenhause? Meist heißt es und die Einen sagen es den Andern nach: „Da wird man gebadet, da bekommt man kalte Bäder." Was ist es denn so Schreckliches um ein Bad, (und in gar vielen Fällen wird gar kein Bad verordnet). Anfangs entsteht wohl ein leichter Schauer, wenn man von der wärmern Luft in das um einige Grade kühlere Wasser kommt, dann folgt aber bald das wohlthätige Gefühl, das Wohlbehagen nach, das Jeder empfindet, der zur Sommerzeit ein Bad nimmt. Die Wohlthätigkeit und den großen Nutzen der kalten Bäder und der Waschungen in verschiedenen Krankheiten ꝛc. haben wir schon früher kennen gelernt und sind auch allgemein anerkannt.

Bei Andern wieder heißt es: „man bekommt nichts zu essen." Falsches Vorurtheil! Im Anfange jeder fieberhaften Krankheit fehlt der Appetit und ihr könnet draußen in der Privatpflege eben so wenig essen, als ihr es im Krankenhause könnt. Später bei Nachlaß des Fiebers und je nach dem Zustande der Krankheit bekommt ihr in Krankenhäusern so viel zu essen, als ihr bedürft und meist bessere Kost, Braten und Weine, als ihr bei euren Eltern und Dienstherrschaften bekommen würdet. Denn was der Arzt anschafft, das muß her, ob es theuer oder wohlfeil ist; die Aerzte sind in dieser Beziehung unabhängig von den Krankenhaus-Verwaltungen, haben also auch kein persönliches Interesse, ob viel oder wenig aufgeht, sondern wollen ihre Kranken gesund machen, koste die Kur viel oder wenig.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

München, 4. Mai. Gestern sind hier die ersten Kirschen zu Markt gebracht worden; das Pfund kostet blos zwei Gulden.

Gerolzhofen, 22. April. Gestern fühlte sich plötzlich ein 21 Jahre altes Mädchen unwohl und herbeigerufene ärztliche Hülfe konstatirte leider die schrecklichen Zeichen der Wasserscheu. Wie man sich erzählt, wurde dieses Mädchen vor Kurzem von ihrem eigenen Hunde lediglich im Gesichte, in welchem sich vielleicht eine unbedeutende Schürfung befand, abgeleckt und heute Nacht erlitt die Unglückliche den Tod unter den schrecklichsten Qualen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 54. Freitag, 16. Mai **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Nachdem Sie Ihre beleidigenden Vorschläge gemacht haben," sagte Sir Archy verächtlich, „werden Sie so gütig sein, sich zu entfernen, Mr. Hadd. Weder mein Sohn Markus noch ich werden einen Pfennig annehmen, welcher der Kaufpreis für meiner Tochter Erniedrigung ist; weder mein Sohn noch ich werden Luxus und Wohlleben für einen solchen Preis erwerben. Ich bin bereit, die Mittheilungen zu empfangen, welche Sie mir morgen etwa zu machen belieben und ich werde auch bereit sein, das Schloß zu verlassen, wenn das Gesetz entschieden hat."

„Ist dies auch Miß Wilchester's Ansicht?" fragte der Administrator, dem das Blut wieder in die Wangen trat.

Rosamunde erhob sich von ihrem Stuhl; sie war blaß, aber ruhig, ihr Gesicht drückte feste Entschlossenheit aus und zeigte, daß ihr Geist furchtlos und unerschrocken blieb.

„Papa," sagte sie mit tiefer Stimme, ihre Hand wieder auf ihres Vaters Arm legend, „willst Du die Sache, wie sie Mr. Hadd so eben dargelegt hat, in meinen Händen lassen?"

„Gewiß, Rosamunde! Aber lautet Deine Antwort nicht ebenso, wie die meinige?"

„Nicht so ganz, Papa. Vertraue meinem Urtheil und meinem guten Verstand. Du wirst mein Verfahren schließlich billigen."

„Sie werden also meinen Vorschlag acceptiren, Miß Rosamunde?" versetzte Hadd vergnügt.

„Durchaus nicht," erwiederte Rosamunde stolz. „Wie kann ich ein Anerbieten acceptiren, welches nur durch einen Vermittler gemacht ist?"

„Dann weisen Sie mich ab?"

„Auch das nicht, Mr. Hadd. Ich möchte nur erst angesprochen sein, ehe ich mich entschließe. Lassen Sie Ihren Sohn nach Hause kommen, lassen Sie ihn uns besuchen, lassen Sie ihn selbst um mich werben. Ich wünsche ihn zu sehen und ihn kennen zu lernen, ehe ich meine Entscheidung kund gebe. Sie müssen mir drei Monate Zeit lassen, während welcher Zeit Ihr Sohn nicht von Liebe und Heirath zu mir sprechen darf, wohl aber uns im Schlosse besuchen kann. Nach Ablauf dieser Zeit mag er, wenn er mich noch heirathen will, seinen Antrag machen. Bis dahin dürfen Sie jedoch meinen Vater in keiner Weise belästigen und dürfen kein Wort laut werden lassen über eine möglicherweise eintretende Verwandschaft zwischen Ihnen und uns. Dies sind die Bedingungen, die ich Ihnen stelle und die Sie nun annehmen oder verwerfen können, wie es Ihnen beliebt."

Sie stand hoch aufgerichtet vor Hadd, in dessen Augen sie niemals so schön gewesen war, als jetzt, und er hatte nie größeres Verlangen gehabt, sie als seine Schwiegertochter begrüßen zu können, als in diesem Augenblick.

„Ich nehme Ihre Bedingungen an, Miß Rosamunde," sagte er mit einer unterthänigen Verbeugung. „Drei Monate lang mögen die Dinge bleiben, wie sie gewesen sind. Ich will ein ergebener Administrator sein, bereit, die geringsten Befehle meines Herrn, Sir Archibald, zu erfüllen. Mein Sohn wird Ihnen seine Aufwartung machen und Ihr Herz zu gewinnen suchen. Am Ende dieser drei Monate wird die Frage wieder an Sie gestellt werden zur endgültigen Entscheidung."

„Ich werde dann bereit sein," versetzte Rosamunde fest.

„Bedenken Sie, daß wenn Ihre Entscheidung nicht günstig für meinen Sohn ausfällt, oder Ihr Vater in der bestimmten Zeit meine Ansprüche auf seine Besitzungen nicht befriedigen kann — das Eine oder das Andere — in

Digitized by Google

jedem Falle werden Sie und die Ihrigen Bettler sein!" sprach Hadd aufstehend, um sich zu empfehlen. „Es wird gut sein, diese Thatsache im Gedächtniß zu behalten. Doch noch eins!" fügte er hinzu. „Jason wird morgen mit dem ersten Zuge von London kommen. Ich werde ihn im Laufe des Tages nach dem Schloß bringen. Und nun erlaube ich mir Ihnen einen guten Abend zu wünschen, Miß Rosamunde, Sir Archibald."

Er verbeugte sich und schritt hinaus, mit einer so wichtigen Miene, als ob er sich bereits vereinigt fühlte mit der Familie, der er so lange gedient und die er nun an den äußersten Rand des Ruins gebracht hatte.

III.

Vater und Sohn.

Die Nacht war kalt und feucht hereingebrochen und ein starker Wind wehte, als Amos Hadd von Wilchester Towers herunterkam und durch die Allee der Straße zuschritt. Die Blätter fielen bei jedem Windstoß von den Bäumen und raschelten dann und wann, von einem Wirbelwind aufgerührt, in großen Massen an ihm vorüber. Der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, durch welche nur wenige matte Lichtstrahlen drangen, so daß die einzelnen Gegenstände der Landschaft nur in ihren äußersten Umrissen zu erkennen waren.

In der Mitte der Allee blieb der Administrator stehen und schaute zurück, indem ein triumphirendes Lächeln über sein Gesicht glitt und aus seinen Augen volle Befriedigung leuchtete.

„Endlich!" murmelte er, seine Arme über der Brust zusammenschlagend, „endlich stehe ich dicht vor dem Ziel, welches ich vierzig Jahre lang zu erreichen getrachtet habe! Ich kam als ein armer Jüngling an diesen Platz, abhängig von der Güte und dem Mitleid des letzten Baronets; — in drei Monaten werde ich an seiner Stelle herrschen, und sein Sohn, Sir Archy, wird der Abhängige sein. Das ist gut!" rief er laut mit höhnischem Gelächter. „Das Regiment der stolzen Wilchesters ist seinem Ende nahe und das Regiment der Hadds nimmt seinen Anfang!"

Wieder lachte er, aber in seiner stillen, geräuschlosen Weise, das seine innere Befriedigung ausdrückte. Dann streiften seine Blicke gierig über die stattlichen Gebäude mit ihren großen, majestätischen Thürmen und ruhten lange auf dem alten „Grauen Thurm," in welchem ein Fenster matt erleuchtet war. Es war das Kammerfenster der alten, hundertjährigen Bettine, welche mit den Fledermäusen und Dohlen in dem verfallenen Thurme wohnte.

„Die alte Hexe," sagte der Administrator verächtlich. „Wenn ich das Schloß übernommen habe, werde ich sie in das Arbeitshaus schicken, wohin sie schon vor fünfzig Jahren hätte gehen sollen. O, das wird hier große Veränderungen geben in den nächsten Monaten! Sir Archy kann mich noch nicht ergründen."

Bei diesen Worten drehte er sich um und setzte seinen Weg durch die Allee fort. Als er an das Thor kam, öffnete er dasselbe, ohne den Wärter zu wecken, mit einem Schlüssel, welchen er aus seiner Tasche zog, und schritt dann auf der Straße rasch seiner Wohnung zu.

Hier habe ich die längste Zeit gewohnt, dachte er, als er durch die schmale Thür in das Haus trat. Und wenn ich dieses Haus verlasse, lasse ich für immer jede Unterwürfigkeit hinter mir. Es kommt mir jetzt bei meinen angenehmen Aussichten weniger unbehaglich vor als gewöhnlich.

Er legte in dem Vorsaal seinen Ueberrock ab und ordnete sein zerzaustes Haar, wobei er bemerkte, daß die Thür des Gesellschaftszimmers halb offen stand und daß ein heller Schein und eine angenehme Wärme aus demselben strömte. Dieses Zimmer war gewöhnlich verschlossen und auch kein menschliches Wesen im ganzen Haushalt hatte das Recht, sich darin aufzuhalten; der Administrator selbst zog es vor, seine Freistunden in dem kleinen Arbeitszimmer zu verbringen.

Ein Besuch, dachte Hadd. Es ist besser, ich gehe sogleich zu ihm und schaffe ihn wieder von hier fort.

Er ging nach der Thür, riß dieselbe auf und blieb verwundert am Eingang stehen, als er die sorglos auf dem Sopha vor dem Kamin ausgestreckte Gestalt eines jungen Mannes sah. Im nächsten Augenblick verklärte sich sein Gesicht und freudig rief er aus:

„Jason! Ist es möglich? Ich erwartete Dich erst morgen."

Er eilte vorwärts und streckte beide Hände zum Willkomm aus.

Sein Sohn stand auf und kam ihm entgegen, empfing aber die zärtlichen Begrüßungen seines Vaters, als ob sie ihn ärgerten.

„Wie sehr Du Dich verändert hast in den fünf Jahren Deiner Abwesenheit!“ rief der Administrator mit Bewunderung. „Du hast mich gut belohnt für all' die Ausgaben, welche ich Deinetwegen gemacht habe. Dies ist einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens!“

Er betrachtete seinen Sohn ernst und aufmerksam und seine Bewunderung wurde immer größer, obgleich nichts Anziehendes, nichts Vornehmes in der Erscheinung des jungen Mannes war. Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, groß und schlank, aber kräftig; sein Gesicht war bleich, sein Haar beinahe flachsfarbig, und die Spitzen seines langen, blonden Backenbartes fielen auf die Schultern; seine Augen waren hellblau, aber sein Blick war nicht frei und offen. Er war modern gekleidet. Diamanten glänzten auf seiner Brust und werthvolle Ringe an den Fingern seiner rechten Hand. Es schien offenbar, als wolle er durch äußeren Glanz ersetzen, was die Natur ihm an Männlichkeit versagt hatte. Beim ersten Anblick hätte man ihn für einen Modenarren halten können, ein schärferer Beobachter jedoch mußte bald entdecken, daß er viel von seines Vaters hartem, abstoßendem Charakter geerbt hatte.

„Ja, ich schmeichle mir selbst, daß ich nicht so schlecht aussehe,“ erwiederte er auf seines Vaters Bemerkung in gezogenem Ton, welcher den Stutzern eigen ist. „Und Du hast Dich nur wenig verändert, Vater. Setze Dich und laß' uns zusammen plaudern.“

„Du mußt doch erst etwas essen, Jason,“ sagte der Administrator, nach dem Glockenzug gehend.

„Ich habe bereits gegessen,“ versetzte Jason, sich wieder auf das harte Sopha werfend. „Ich kam hier an, als Du so eben nach dem Schloß gegangen warst und machte mich gleich heimisch. Was macht Sir Archy?“

Hadd zog einen Stuhl dicht an das Sopha, setzte sich und sagte in vertraulichem Ton:

„Was seine körperliche Gesundheit betrifft, so befindet er sich ganz wohl; aber sein Gemüth ist sehr erregt; ich halte ihn für elend und desperat genug, daß selbst seine schlimmsten Feinde befriedigt sein könnten.“

„Und was ist die Ursache?“ fragte Jason.

„Ganz einfach das,“ erwiederte der Administrator frohlockend, „daß alle meine Pläne nahe daran sind, mir einen herrlichen Genuß zu verschaffen. Du bist stets mein Vertrauter gewesen, Jason; Du weißt, daß ich die vielen Jahre hindurch immer vorwärts gestrebt habe; Du weißt, daß ich von der Stunde an, da mich der letzte Baronet als einen unvermögenden, armseligen Burschen hierher brachte, unablässig darnach getrachtet habe, Herr von Wilchesters Towers zu werden. Es war eine schwere Aufgabe, aber ich bin jetzt am Ziele.“

Von Jason's Gesicht strahlte das Frohlocken seines Vaters zurück.

„Sir Archy ist also in Deine Schlinge gefallen?“ fragte er. „Er vermuthet nicht, daß Du seinen Vater und ihn selbst all' diese Jahre hindurch betrogen hast?“

„Vermuthet? Nicht im Geringsten. Er sowohl, wie sein Vater, waren gleich Thoren, die in ihrem Vertrauen und in ihrer Zuversicht blind sind. Alles, was Amos Hadd vorschlug, wurde gethan. Und dafür ist Sir Archy am Rande seines Ruins!“

(Fortsetzung folgt)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

XI. Furcht vor den Krankenhäusern.

(Schluß.)

Wieder Andere sagen: „In Krankenhäusern wird Alles operirt, wird viel geschnitten.“ Bei diesen ist es die Furcht vor dem Messer, das sie abschreckt, Aber auch hier haben sie Unrecht. Denn es wird nicht mehr und nicht weniger geschnitten. als in der Privatpraxis; wenn es der Fall erfordert, operiren auch die Aerzte draußen in der Stadt und auf dem Lande, es gibt eben Leiden und Krankheiten, bei denen es ohne Operation nicht abgeht. Ist dieses aber der Fall, so seid ihr in den Krankenhäusern gewiß nicht in schlechten Händen. In der Regel sind in den großen Spitälern und Krankenanstalten die besten, wissenschaftlich und praktisch gebildetsten Aerzte thätig, auf die ihr unbe-

Digitized by Google

dingtes Vertrauen setzen dürft. Meist sind auch die Kranken je nach den Krankheiten, innerliche oder äußerliche, Haut- oder andere Krankheiten, besondern Aerzten übergeben. Diese beschäftigen sich Jahre lang mit denselben Krankheitsformen und gewinnen in den einzelnen Krankheiten (dies nennt man Specialitäten, die Aerzte Specialisten) auch größern Erfahrung, als sie andere praktische Aerzte erlangen können, die sich mit allen Fächern der Medizin zu gleicher Zeit abgeben müssen. Es ist dies ja auch im gewöhnlichen Leben der Fall, je öfter Jemand dasselbe Geschäft verrichtet, desto besser kennt er sich aus, desto schneller arbeitet er und desto besser und schöner wird die Arbeit. Darum sind Krankenhausärzte, wenn auch nicht geschickter, doch geübter und erfahrener als andere Aerzte, weil ihnen dieselben Krankheiten öfter zu Gesicht kommen, als Privatärzten, die innere Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe zugleich treiben.

Das begreift doch Jeder von euch, daß nicht jeder Arzt in allen Fächern gleich geschickt sein kann, denn jeder hat wohl ein Lieblingsfach, auf das er mehr Fleiß und Aufmerksamkeit verwendet und in dem er dann auch mehr leistet, als in einem andern. In den Krankenhäusern sind die Fächer abgetheilt, jeder Arzt behandelt diejenigen Krankheitsformen, zu denen er mehr Vorliebe und mehr Geschick besitzt, und deßhalb sind die Kranken in solchen Anstalten besser bedient, als außerhalb derselben. Dann aber findet ihr nirgends die zarte und aufmerksame Pflege, wie sie euch von Seite der barmherzigen Schwestern oder anderer dem Krankendienste sich widmenden Frauen zu Theil wird, die selbst die heimathliche Pflege in vielen Fällen noch weit übertrifft.

Daher weg mit dieser albernen Furcht vor dem Krankenhaus, sie ist unbegründet und beruht auf lauter Vorurtheilen. Die Engländer, die überhaupt das am meisten praktische Volk der Welt sind, theilen dieses Vorurtheil nicht; man weiß in England die eben von mir geschilderten Vortheile der Spitalbehandlung wohl zu schätzen, und dort suchen nicht blos die Armen und die Dienstboten die Krankenhäuser auf, sondern auch solche, bei welchen der Geldpunkt nicht in Betracht kommt, eben weil sie glauben, und nicht mit Unrecht, daß sie in den Krankenhäusern den besten ärztlichen Rath bekommen. Deßhalb genießen die englischen Spitäler auch einen ganz andern Ruf, als bei uns in Deutschland.

Verschiedenes.

Aus Hamburg wird folgende Nachricht mitgetheilt, welche dazu dient, auf unsere heutigen socialen Zustände ein eigenthümliches Licht zu werfen: „Auf eine von der Annoncenfirma Haasenstein und Vogler für eine Hamburger Druckerei in den gelesensten Blättern Deutschlands erlassene Annonce, wonach Lehrer, welche sich zu Setzern in Buchdruckereien ausbilden wollen, gesucht werden, haben sich nach dem „Rh.-K." dort 84 Reflectanten gemeldet, unter denen 3 Doctoren der Philosophie." Diese Thatsache, welche eventuell dem Buchdruckerstande ganz schätzenswerthe Elemente zuführt, legt den Beweis ab, daß heutzutage die Entlöhnung geistiger Arbeit weit unter der der körperlichen steht. Wenn selbst Männer, die langjährige und mühevolle Studien absolvirt und den Doctorgrad erlangt haben, sich entschließen können, der Wissenschaft Ballet zu sagen, um eine mehr mechanische Arbeit zu betreiben, so genügt dies, um zu zeigen, daß sie einfach wegen schlechter Bezahlung gegenüber den heutigen Preisen nicht existiren konnten und daß die körperliche Arbeit der Existenzfrage besser genügt. Die Arbeiter haben es allseitig und in allen Branchen verstanden, durch passiven Widerstand ihre Löhne in die Höhe zu treiben, nur die Lehrer, die Gelehrten und Beamten können nicht gleichen Schritt halten mit dem Steigen aller Preise. Möge auch für diese bald ein guter Stern leuchten!

Bellinzona, 8. Mai. Eine Barke mit 17 Personen, welche diesen Morgen von Magadino Locarno übersetzen wollte, wurde von einem Sturm überrascht und ging auf der Höhe des See's unter. Sechszehn Personen kamen elendiglich ums Leben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 55. Sonntag, 18. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ich kann nicht begreifen, wie Du das möglich gemacht hast," bemerkte Jason gedankenvoll. „Sir Archy war so reich, und seine Renten so enorm! Er mußte doch wissen, daß er nicht die Hälfte seines Einkommens gebrauchte."

„Wie sollte er es wissen?" rief Hadd mit einem boshaften Lachen. „Ich war seines Vaters vertrautester Freund in Geschäftssachen und als dieser starb, empfahl er seinem Sohn, daß auch er mir das unumschränkte Vertrauen schenken sollte. Sir Archy versteht nichts von Geschäften und wenn er sich einmal den Anschein gab, als verstände er etwas davon, da machte ich einen solchen Wirrwar, daß er mir gern Alles überließ und blindlings meiner Ehrlichkeit ebenso sehr vertraute, wie seiner eigenen. Er hat stets wie ein Prinz gelebt; er hat Geld an den Häusern seiner Pächter verschwendet, daß sie als Modell hingestellt werden können; er hat eine Schule für arme Kinder in dem Dorfe errichtet und ein Asyl für alte Frauen, welche Anstalten er fortwährend unterstützt hat; und, als ob dies nicht genug wäre, jeder Bettler in der Provinz, den Sir Archy für bedürftig hält, weiß, daß er zu Wilchester Towers Geld und Speise erhalten kann. In meinen Rechnungen," fügte er bedeutungsvoll hinzu, „steht eine schöne Summe unter der Rubrik: „„Für mildthätige Zwecke.""

„Ich verstehe!" sagte Jason. „Doch sicherlich können die Almosen, so ausgedehnt sie auch sein mögen, seine enormen Renten nicht verzehren."

„Nein! Du hast Recht! Ich habe ihn Jahre lang überredet, Geld in verschiedene Bergbaue und sonstige Spekulationen einzusetzen und er willigte ein, die Einzelheiten mir überlassend. In den letzten zwanzig Jahren ist nicht ein Bergwerkunternehmen zu Grunde gegangen, hat nicht eine Bank fallirt und nicht einmal ein Projekt irgend einer Art fehlgeschlagen, bei welchem ich Sir Archy nicht klar gemacht hätte, daß er dabei so und so viel Geld verloren hätte und habe dann den besagten Betrag mir gut geschrieben."

„Wie geschickt Du bist!" rief Jason. „Aber hat er niemals die Wahrheit erfahren? Hat er niemals gedroht, Dich zu entlassen?"

„Zuerst glaubte er, daß ich einfach wenig Glück habe, dann verbot er mir fernere Spekulationen; aber er hat niemals ernstlich versucht, die Wahrheit meiner Angaben zu erforschen. Einmal sagte er mir, er wolle die Zinsen niedriger stellen. Statt dessen habe ich den letzten Pfennig von den Pächtern erpreßt, ihren beabsichtigten Beschwerden durch die Drohung vorbeugend, daß sie dann ohne Weiteres von ihren Landstellen vertrieben würden. Um aber dem Baronet nicht zuwider zu sein, habe ich nur ein Drittel der Zinsen an ihn entrichtet. Ich kann Dir jedoch nicht die Hälfte meiner Entwürfe und Ausführungen, uns zu bereichern, erzählen, es genügt, zu sagen, daß Alles gelungen und daß unsere Börse wohlgefüllt ist aus dem Schatz Sir Archy's."

„Aber sein Sohn?" fragte Jason. „Ist Markus Wilchester denn ebenso blind und vertrauensvoll wie sein Vater?"

„Nein," erwiederte Hadd, und tiefe Furchen lagerten sich auf seiner Stirn. „Markus sieht scharf, zu scharf. Er hat mich längst des Betrugs verdächtigt und seinen Vater vor mir gewarnt, aber Sir Archy schenkte seinen Verdächtigungen keinen Glauben. Vor zwei Jahren sagte Markus zu Sir Archy, daß er nicht länger zu Hause bleiben und seinen Vater und seine Schwester ausplündern sehen könne; wenn ich jedoch entlassen würde, wolle er zu

Digitized by Google

irgend einer Beschäftigung greifen, um es dadurch zu ermöglichen, die mißlichen Verhältnisse der Familie wieder zu bessern. Sir Archy wollte nicht nachgeben und so trat Markus in ein marschfertiges Regiment und ging mit diesem nach Indien. Er ist nun Capitain Wilchester."

„Und uns aus dem Wege!" setzte Jason hinzu.

„Ja! Ich habe doch so meine eigenen Wege," sagte der Administrator selbstgefällig. „Ich machte heute Sir Archy mit seiner gefährlichen Lage bekannt; ich sagte ihm, daß er in einer Woche das Schloß verlassen müsse. Er ist ein großmüthiger Idiot gewesen, aber er ist endlich erwacht. Ich ließ ihn mit dieser Ankündigung gehen, damit er über sein nahes Verderben nachdenken könne. Nach Tisch ging ich hinüber nach dem Schloß und machte Sir Archy ein Anerbieten."

„Ein Anerbieten!" rief Jason, sein Gesicht ein wenig abwendend.

„Als ob Du nicht wüßtest, was ich meine, Du schlauer Fuchs!" versetzte Hadd im besten Humor. „Ich machte ihm den Vorschlag, daß er sein Leben lang nomineller Herr von Wilchester Towers bleiben könnte, wenn er in eine Heirath seiner Tochter mit Dir willigte."

Ein unbehaglicher Ausdruck flog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Ah, Miß Rosamunde!" sagte er. „Ich habe nicht einmal daran gedacht, mich nach ihr zu erkundigen!"

„Du hast wirklich nicht an Deine zukünftige Frau gedacht?" rief Hadd verwundert. „Aber ohne Zweifel hast Du früher oft an sie gedacht. Du hast, seitdem Du alt genug warst, das Geheimniß zu bewahren, alle meine Pläne für Dein Wohl erkannt. Du bist für diese Verbindung erzogen worden; deshalb wünschte ich, daß Du Dir durch Deine Reisen im Auslande die feineren Sitten aneignen solltest. Und," schloß er, seinen Sohn wohlgefällig betrachtend, „ich weiß wirklich nicht, welchen Fehler die stolze Rosamunde Wilchester an Dir finden könnte."

„Sie ist also stolz? Wie sieht sie aus?"

„Sie ist ein schönes, geistreiches Mädchen und besitzt eine aufopfernde Liebe zu ihrem Vater und ihrem Bruder. Sie hat ihrer Mutter Zartheit und Feinheit und ihres Vaters edlen Charakter. Kurz, sie ist ein hübsches, gutherziges Mädchen mit klarem Verstand; — aber sie hat einige Schwächen, von welchen Du sie curiren mußt: Sie besucht die Armen, das mußt Du verhindern; sie blickt auf mich mit Zorn und Verachtung, das mußt Du ihr abgewöhnen."

„Aber warum soll ich sie überhaupt heirathen?" fragte er, unruhig auf dem Sopha hin- und herrückend. „Warum wüßt Du nicht von dem Schloß Besitz ergreifen und Sir Archy und das Mädchen gehen lassen?"

„Weil erstens das ganze Land davon sprechen und mich beschuldigen würde, den Baronet betrogen zu haben; nicht Einer würde mir die Thür öffnen und mich in seine Gesellschaft aufnehmen, überall würde ich ausgeschlossen werden wie ein räudiger Hund; — und weil zweitens ich mich selbstmit der Familie Wilchester zu verbinden wünsche; die Wilchesters sind geehrt und geachtet, so weit ihr Name bekannt ist. Es wird für Dich ein großer Vortheil sein, Miß Rosamunde Wilchester zu heirathen."

Wieder rückte Jason unruhig auf dem Sopha hin und her, wieder flog ein Schatten über sein Gesicht.

Der Administrator, welcher seines Sohnes Frage beantwortet hatte, ohne sie völlig begreifen zu können, wurde jetzt aufmerksam und starrte den jungen Mann betroffen an.

„Willst Du Miß Wilchester nicht heirathen?" fragte er.

„Das habe ich gerade nicht gesagt," erwiederte Jason; „aber ich erinnere mich ihrer kaum. Sie hat mich auch nie leiden mögen, und — und ich habe ein Mädchen gesehen, das ganz und gar für mich passen würde."

Hadd's Gesicht flammte plötzlich vor Wuth.

„So! Hast Du wirklich?" rief er mit fast zitternder Stimme. „Wo denn?"

„In Deutschland," antwortete Jason ruhig, ohne seine Augen zu erheben. „Sie ist schön und ich liebe sie!"

„Hast Du Dich in irgend einer Weise festgemacht?" fragte Hadd mit erzwungener Ruhe. „Bist — bist Du mit ihr verheirathet?"

Jason schwieg einen Augenblick, sein Gesicht wurde blaß und aus seinen Augen leuchtete Unwille, als er aufblickte und trotzig erwiederte:

„Nein, ich bin nicht mit ihr verheirathet!"

Digitized by Google

Der Administrator stand auf und streckte drohend seine Hand aus, indem er wild und mit finsterem Blick rief:

„Hör', was ich Dir sage! Deine Heirath mit Rosamunde Wilchester ist mein Streben so viele Jahre hindurch gewesen. Wenn Du das nun vereitelst, wenn Du eine andere Liebe aufkommen läßt zwischen Dir und ihr, werde ich Dich gänzlich im Stich lassen; ich werde Dich enterben und meinen Reichthum Fremden überlassen — das schwöre ich Dir!"

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung

vor dem Zuchtpolizeigericht Kaiserslautern als Appellinstanz in Sachen der Eheleute Strumpfweber Martin zu Kusel gegen den katholischen Pfarrverweser Deckenbrock zu Kusel, wegen Beleidigung.

Am 13. Mai 1873.

Der Gerichtshof bestand diesmal aus den Herren Bezirksgerichtsrath Osthelder (als Präsident), Bezirksgerichtsrath Erbelding und Bezirksgerichtsassessor Damm. Die klägerischen Eheleute sowohl, wie Beklagter, waren persönlich erschienen, und wurden außerdem assistirt: Erstere durch Herrn Anwalt Gros, Letzterer durch Hrn. Anwalt Frenckel. — Belastungszeugen waren 9 geladen, wovon einer, der Bischof von Speyer, nicht erschienen war; Entlastungszeugen 10, die sämmtlich erschienen waren.

Der Präsident des Gerichtshofes ermahnte die Zeugen, sich bei ihren Aussagen durchaus an die Wahrheit zu halten und sich nicht durch Leidenschaft oder ihre politische Stellung, nicht durch Sympathien für die eine oder die andere Seite verleiten zu lassen, von der Wahrheit abzuweichen, und machte sie auf die Bedeutung des Eides in seiner kirchlichen, moralischen und strafrechtlichen Beziehung aufmerksam.

Der Vertreter der Kläger, Hr. Anwalt Gros, recapitulirte den bisherigen Gang des Prozesses und verlas die bereits von der vorigen Verhandlung her bekannten Actenstücke, u. A. auch nochmals den Wortlaut der bischöflichen Strafsentenz, sowie das Begleitschreiben des bischöflichen Ordinariats hiezu, welches die Ueberschrift führt: „Bigamie der Katharina Koch betr." und fuhr dann fort:

„Von den geladenen Belastungszeugen ist einer, der Bischof Haneberg von Speyer, nicht erschienen, trotzdem er rechtzeitig geladen ist und ihm auch die Gebühren im Betrage von 21 fl. durch den Gerichtsvollzieher vorher angeboten wurden. Als Entschuldigung gab er an, daß es ihm unmöglich sei zu erscheinen, da er heute mit Firmeln beschäftigt sei. Dieser Zeuge hat aber gerade für die Kläger große Wichtigkeit, da ihm die Frage vorgelegt werden soll, ob die Strafsentenz, wie sie jetzt vorliegt, auch wirklich ursprünglich so abgefaßt worden ist. Der Herr Bischof hat es für gut befunden nicht zu erscheinen. Der Grund, den er hiefür angegeben, daß er mit Firmeln beschäftigt sei, erscheint mir jedoch nicht genügend. Am 5. Mai bereits ist er geladen worden, und es ihm gewiß auch schon durch die Presse bekannt geworden, daß er geladen werden solle. Es hat deshalb fast den Anschein, als ob er absichtlich eine Tagfahrt auf heute anberaumt habe, um einen Grund für sein Nichterscheinen zu haben. Sollte deshalb den Klägern das Recht zustehen, einen Strafantrag dieserhalb zu stellen, so stelle ich den förmlichen Antrag: „Diesen Zeugen wegen seines Nichterscheines in die gesetzliche Strafe zu verfällen." (Das Gesetz sieht hiefür eine Geldstrafe bis zu 100 Franken vor.)

Der Vertreter des Beklagten, Hr. Anwalt Frenckel verlas, um den Standpunkt des Bischofs in dieser Frage zu kennzeichnen, noch einen Erlaß, des bischöflichen Ordinariats vom 27. März, also nach der Gerichtsverhandlung I. Instanz. Darin heißt es, daß das bischöfliche Ordinariat zum Pfarrverweser Deckenbrock das Vertrauen hege, daß er, wie in I. Instanz, so auch in II. Instanz die Sache mit Besonnenheit und priesterlicher Würde vertreten möge; „Ihre Sache," heißt es in diesem Erlaß, „die im gegebenen Falle eigentlich Sache des Bischofs sei." Es wird ihm darin die Erlaubniß ertheilt, die Strafsentenz vorzulegen, die „ein rein kirchlicher Act ohne Beziehung auf das bürgerliche Leben sei." Hieraus könne man deutlich ersehen, welche Stellung der Bischof als Zeuge einnehme.

Digitized by Google

Auf eine Anfrage des Präsidenten erklären die Kläger, daß sie zwar auf die Vernehmung des Bischofs nunmehr verzichten, aber eine Bestrafung desselben wegen seines Nichterscheinens wünschen.

Hr. Anwalt Gros bittet um einen förmlichen Beschluß des Gerichtshofes über seinen Strafantrag.

Hr. Staatsanwalt Böcking: Der Herr Bischof hat an die Staatsbehörde ein Schreiben gerichtet, wonach er vom 6. bis zum 18. und wiederum am 23. und 24. Mai Firmungstermine festgesetzt hat. Ich halte diese Entschuldigung für genügend, um ihn von einer Strafe loszusprechen. Falls seine Vernehmung noch nothwendig werden sollte, könnte ja die weitere Verhandlung vertagt werden; die Kläger haben ja aber selbst auf die Abhör des Zeugen verzichtet. Die Kläger sind ja aber auch im Sinne des Gesetzes gar nicht berechtigt, einen Strafantrag zu stellen; dies ist vielmehr lediglich Sache der kgl. Staatsbehörde im Interesse der öffentlichen Ordnung.

Der Präsident verkündet das Urtheil des Gerichtshofs dahin, daß, da der Zeuge genügend entschuldigt erscheine und die Kläger auf seine Abhör verzichtet haben, das Gericht es nicht für angegeben erachte, eine Strafe für das Nichterscheinen auszusprechen.

Es wird nunmehr zur Vernehmung der Zeugen geschritten. Erster Zeuge ist der Amtsvorgänger des Verklagten, katholischer Pfarrer Lauer, jetzt in Landstuhl. Derselbe erklärt, daß er keinen Aufschluß darüber geben könne, ob und wie die Straffentenz in der Kirche zu Kusel verlesen worden, da er damals schon in Landstuhl gewesen sei.

Hr. Anwalt Gros: Der Herr Zeuge hat angeblich die Straffentenz schon in Händen gehabt, ehe er auf seine neue Stelle kam und hat dieselbe 14 Tage lang liegen lassen, ohne sie zu verlesen. Ist das richtig?

Zeuge Lauer: Die Straffentenz ist verfaßt in Speyer um 9. Januar; zur Unterschrift kam sie am Montag den 12. Januar; am 13. Januar aber kam ich schon von Kusel fort. Sie war an meine Adresse nach Kusel gerichtet, die Post änderte den Ort Kusel in meinen jetzigen Aufenthalt „Landstuhl" um und sandte mir den Brief dorthin nach. (Zum Beweis hiefür präsentirte Zeuge das betr. Couvert.) Mir selbst wäre es im Interesse meines Nachfolgers lieber gewesen, wenn ich sie noch hätte verkündigen können, weil er dann aller Unannehmlichkeiten überhoben gewesen wäre.

Hr. Anwalt Frenckel richtet an den Zeugen die Frage, ob er die Sentenz verlesen haben würde, wenn er noch im Amte gewesen wäre.

Hr. Lauer: Ich hätte sie verlesen.

Hr. Frenckel fragt, ob er sich nach den Satzungen der katholischen Kirche hiezu verpflichtet gefühlt hätte.

Hr. Lauer: Ja.

Hr. Anwalt Gros fragte den Zeugen, ob das vorhin verlesene Schriftstück denselben Inhalt gehabt habe, wie das ihm zugestellte.

Hr. Lauer: Ja, es lautet ganz so, wie es in meinen Händen war.

Kläger Martin: In dieser Straffentenz heißt es, daß meine Frau von ihrem Seelsorger mehrere Mahnungen erhalten habe, mich zu verlassen. Sie habe aber keine solche Mahnung erhalten.

Hr. Lauer: Darüber Aufschlüsse zu geben, bin ich nicht verpflichtet; hiefür bin ich allein meiner bischöflichen Oberbehörde gegenüber verantwortlich; ich will indeß so viel mittheilen, daß der Vater der Katharina Koch schon öfter seiner Tochter wegen bei mir Rath geholt hat. Er sagte mir dabei u. A., daß seine Tochter schon wieder ein ähnliches Verhältniß eingegangen sei. Ich sagte: eine solche Ehe sei unmöglich. Ich schrieb nach Tuttlingen, um mich nach den früheren Verhältnissen des Martin zu erkundigen, und theilte dem Vater, nachdem die Nachricht eingelaufen, die betr. Stelle des katholischen Kirchenrechts mit, um sie seiner Tochter mitzutheilen und sie von diesem Verhältniß abzuhalten. Sie war damals nicht persönlich bei mir; ich ließ sie aber durch ihren Vater warnen.

Hr. Gros: In der Straffentenz heißt es aber doch, sie sei persönlich da gewesen.

Hr. Lauer: Das war später, nachdem sie schon geheirathet hatte.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 56. Mittwoch, 21. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung
von Ed. Wagner.

(Fortsetzung.)

Jason's Gesicht wurde noch bleicher. Er wußte, daß sein Vater es meinte, wie er es sagte und daß er auch Wort halten würde. Er hatte ganz seines Vaters Geldgier, und Armuth schien ihm viel schlimmer als irgend ein Verlust an Liebe.

„Wenn mich das Mädchen haben will, so will ich es wohl heirathen!" rief er in gänzlicher Verwirrung. „Du darfst nicht denken, daß ich selbst einen Narren aus mir machen will. Ich will Rosamunde schon morgen einen Besuch abstatten und in dem ersten passenden Moment ihr meinen Antrag machen."

Des Administrators Arm sank an seine Seite. Er athmete erleichtert auf und nahm seinen Sitz wieder ein.

„Du erschreckest mich, Jason," sagte er, sich vor die Stirn schlagend. „Ich fürchtete, Du hättest eine Barrière zwischen Dich und Rosamunde gesetzt. Du mußt morgen Deine Aufwartung in dem Schloß machen und sobald als möglich den zärtlichen Liebhaber spielen. Ich habe Sir Archy eine Frist von drei Monaten bewilligt, nach deren Ablauf Rosamunde wählen soll zwischen Dir und dem unbedingten Ruin."

„Es ist keine Frage, was sie wählen wird," sagte der junge Mann, indem er seine Augen bedeckte.

„Gewiß nicht! Sie wird Dich mit Freuden nehmen!"

„Und nach unserer Heirath," forschte Jason, „was dann?"

„Dann werden wir, Du und ich, gemeinschaftlich Besitzer von Wilchester Towers sein," erwiederte Hadd, vergnügt im Zimmer auf- und abgehend.

Das Versprechen, welches ich Sir Archy gegeben," fuhr der Administrator, nachdem er wieder Platz genommen, fort, „war leeres Geschwätz. Worte kosten ja nichts, wie Du weißt. Er wird bald nach der Trauung erfahren, wie viel ein Versprechen werth ist. Ich will seinen Geist brechen und will ihn seine Abhängigkeit fühlen lassen. Ich werde mein eigener Administrator sein und er soll ein jährliches Taschengeld haben. Ich werde den Namen Wilchester Towers umändern in Hadd Towers. Die ganze Herrlichkeit der Wilchester's soll sich verwandeln in die der Hadd's. Ich werde große Festlichkeiten veranstalten, werde wie ein Prinz leben und das ganze Land soll hinter mir herlaufen. Wird das nicht ein glänzendes Ende von meiner Jahre langen Knechtschaft sein?"

„Gewiß wird es das," sagte Jason freudestrahlend. „Aber der Capitän Wilchester?"

„Der kann in Indien bleiben, bis das Klima ihn tödtet. Er wird nie einen Pfennig von mir bekommen."

„Es ist besser, wenn er wegbleibt," sagte Jason nachdenkend; denn er möchte verwegen genug sein, all' Deine kleinen Diebereien auszuspioniren um der Ausführung unserer Pläne vorzubeugen. Du hast eine kräftige Stütze, Macht und Ansehen im Lande zu gewinnen, an mir, Vater! Verlasse Dich darauf, und Du wirst Dich in Deinen Erwartungen nicht täuschen. Ich habe kein Verlangen, enterbt zu werden," setzte er lachend hinzu.

„Wenn ich keinen Sohn hätte, würde ich das Mädchen selbst geheirathet haben," sagte Hadd. „Es ist wahr, daß es eine schwierige Sache wäre, den Baronet aus seiner Stellung zu treiben, wenn er den Kampf mit mir aufnähme. Meine Bücher sind zwar in guter Ordnung, aber die öffentliche Meinung würde mit Sir Archy sein und die meisten Leute würden nicht glauben, daß er auf natürliche Weise und durch seine Schuld zum Bankerott

Digitized by Google

gekommen sein könnte. Diese Heirath ist der einzige Weg, Alles in Sicherheit zu bringen. Ich muß mich vor einem Prozeß hüten. Kann ich mich also auf Dich verlassen, Jason?"

Er beobachtete seinen Sohn mit einem scharfen, durchdringenden Blick. Jason warf den letzten Rest seiner seltsamen Unruhe von sich, begegnete dem Blick seines Vaters offen und rief in einem Tone der Entschelbung:

„Du kannst Dich auf mich verlassen, Vater. Ich werde des Mädchens Zuneigung gewinnen, wenn dies möglich ist, und ich will sie heirathen, ob sie mich liebt oder nicht. Ich erwarte ungeduldig den Morgen, der mir gestattet, meine zukünftige Braut zu sehen.

IV.

Die Bewohnerin des Grauen Thurmes.

Sir Archy wartete in einer Art Betäubung, bis die letzten Tritte seines Administrators draußen verhallt waren, dann wandte er sich zu seiner Tochter, indem er in einem Gemisch von Bitterkeit und Verzweiflung leidenschaftlich ausrief:

„Rosamunde! Rosamunde! Was soll dies Alles bedeuten? Du kannst doch nicht gesonnen sein, den Sohn dieses Schurken zu heirathen? Ich würde tausendmal lieber Dich und Markus als Bettler sehen, wie Hadd drohte, als Dein unschuldiges Leben an das Jason Hadd's — welcher, wie ich mich sehr gut erinnere, ganz seinem Vater gleicht — und als Deine reine Seele gefesselt an die jenes Elenden. Sage mir, Rosamunde," setzte er ruhiger hinzu, seine Hand unter ihr Kinn legend und ihr Gesicht gegen das Licht wendend, „warum verschiebst Du die Beantwortung des infamen Antrags Hadd's?"

„Einfach deshalb, lieber Vater," erwiderte das Mädchen sanft und mit einem Blick ruhiger Entschlossenheit; „weil wir vor allen Dingen Zeit gewinnen müssen und weil wir durch diesen Aufschub nicht schon morgen das Schloß zu verlassen brauchen. Wir wissen nicht, was sich in drei Monaten zu unserem Gunsten ereignen mag. Auf diese Weise haben wir die verhängnißvolle Stunde unserer Abreise jedenfalls hinausgeschoben und haben Zeit, uns mit unseren Aussichten vertraut zu machen und mit dem Schicksal auszusöhnen."

„Das werden wir nie können," versetzte Sir Archy kopfschüttelnd. „Aber Du hast recht gehandelt, meine liebe Rosamunde. Ich fürchtete, daß Du wirklich daran dachtest, mich durch diese Heirath zu retten. Jason Hadd war ein erbärmlicher Schuft, ehe er fortging — ein gemeiner Bursche — und Zeit und Reisen bessern solche Naturen selten."

„Vielleicht hat er sich gebessert," sagte Rosamunde, bestrebt, sorglos zu erscheinen. „Vielleicht verliebe ich mich in ihn, Papa, und dies würde Dich gänzlich aller Sorgen und Mühen entheben. Du weißt, daß mein Herz frei ist, daß ich niemals geliebt habe, auch mit keinem Manne zusammentraf, den ich hätte lieben können; wäre es nun nicht möglich, daß ich in Jason Hadd mein Ideal verwirklicht fände? Doch wir wollen nicht weiter über den Gegenstand sprechen, Papa, da die bloße Voraussetzung Dich unglücklich macht. Aber was können wir thun? Können wir nicht Geld leihen, um Hadd zu befriedigen?"

„Auf welche Sicherheit?" fragte Sir Archy mit Bitterkeit zurück. „Die Besitzungen werden kaum Hadd's Forderungen befriedigen. Ich will kein Geld borgen, welches ich niemals zurückzuzahlen hoffen kann. Er mag Alles nehmen, was ich habe, wenn er will, aber ich werde niemals einen Schilling borgen, um ihn zu bezahlen."

„Gibt es sonst nichts, was wir thun können, Papa?" fragte Rosamunde, einen Seufzer unterdrückend.

Sir Archy schwieg einen Augenblick, dann führte er Rosamunde nach ihrem Stuhl zurück und setzte sich neben sie.

„Es gibt nur einen Ausweg, Rosamunde," flüsterte er, „nur einen, aber er ist fast unmöglich. Mein Kind, Du hast doch von der verlorenen Wilchester Erbschaft gehört — von dem vergrabenen Testament?"

„Das vergrabene Testament!" wiederholte Rosamunde rasch. „Ich habe wohl von einer verborgenen Erbschaft gehört, aber ich hielt es für eine Legende, wie deren von alten Häusern und von alten Familien erzählt werden. Wie ist die Geschichte, Papa?"

Sir Archy rückte noch näher an sie heran und nahm ihre Hand in die seinige.

In diesem Augenblick wurde ein Geräusch

in der Vorhalle hörbar, dem sogleich ein anderes, als ob Jemand an der Thür herumtappte, folgte.

Sir Archy fuhr auf bei dem Gedanken, daß Hadd zurückkehre; da wurde jedoch die Thüre geöffnet und eine alte Frau trat langsam ein. Es war die alte, ausgediente Bewohnerin des Grauen Thurmes. Sie war beinahe hundert Jahre alt — eine abgezehrte, gebeugte Gestalt, gestützt auf einen zierlich geschnitzten Stab; ihre Kleidung war nach der Mode vor vielen Jahren. Die runzelige Haut ihres Gesichts sah aus wie altes, vergilbtes Pergament, die wenigen Haarlocken, welche unter ihrer Kappe hervorhingen, waren weiß wie Schnee, aber ihre Augen waren noch hell und klar, glänzend wie Gagatkugeln, und ihr Ausdruck sagte deutlich, daß ihr Verstand noch ungeschwächt war.

„Ihr Name war Bettine und sie war mit der hübschen, rothwangigen Bessy, Miß Wilchesters Mädchen, verwandt, wie überhaupt mit der ganzen Dienerschaft des Hauses.

Sir Archy und Rosamunde waren überrascht bei diesem ungewöhnlichen Besuch, denn die gute Frau verließ um diese Stunde selten den Grauen Turm.

„Komm' näher, Bettine," sprach der Baronet mit einem erzwungenen Lächeln, welches schlecht zu seinem bleichen, sorgenvollen Gesicht paßte. Dieß ist ein unerwartetes Vergnügen. Setze Dich.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung

vor dem Zuchtpolizeigericht Kaiserslautern als Appellinstanz in Sachen der Eheleute Strumpfweber Martin zu Kusel gegen den katholischen Pfarrverweser Deckenbrock zu Kusel, wegen Beleidigung.

Am 13. Mai 1873.

(Fortsetzung.)

2) Die ledige Christine Bordollo von Kusel, 51 Jahre alt, welche die Hauptbelastungszeugin in erster Instanz war, erklärt, sie müsse das, was sie in I. Instanz ausgesagt, zum Theil widerrufen, da sie sich nicht so „bestimmt" aussprechen könne. Auf die Frage des Präsidenten, ob der bischöfliche Erlaß, den sie vorhin verlesen gehört, vom Pfarrer in der Kirche gelesen worden sei, erklärt sie: Sie glaube, daß dies das Schriftstück sei, wisse aber nicht positiv, ob darin das Wort: „Ehebrecherin" oder „ehebrecherisches Verhältniß" vorgekommen sei. Ob vorher gepredigt worden sei, wisse sie auch nicht; ebenso wenig, worüber gepredigt worden sei, da es schon zu lange her sei. Auch ist ihr nicht mit Bestimmtheit erinnerlich, ob auch die Ueberschrift des Schriftstückes: „Wir Daniel Bonifacius" und die Unterschrift des Bischofs mit verlesen worden sei. Auf die Frage durch wen die Martin'schen Eheleute die Vorgänge in der Kirche erfahren hätten, antwortet sie: „Wahrscheinlich doch durch den Herrn Pfarrer."

3) Johann Georg Schardt, Fuhrmann in Kusel, erklärt, daß er in der Kirche gewesen sei, als der Pfarrer ein Schriftstück verlesen, worin gestanden habe, daß die Eheleute Martin in einem ehebrecherischen Verhältnisse leben. Ob dies dasselbe Schriftstück ist, was vorhin verlesen wurde, weiß er nicht genau; ebenso wenig weiß er, worüber der Pfarrer vorher gepredigt hat, noch ob der Pfarrer vor oder nach der Verlesung etwas hinzugefügt hat; doch erinnerte er sich, daß die Ueberschrift und Unterschrift (Wir, Daniel Bonifacius ꝛc.) verlesen wurde.

4) Fräulein Walpurga Gaus, Erzieherin bei Herrn Benzino, war in der Kirche, als das Schriftstück verlesen wurde, und erinnert sich soviel daraus, daß darin gesagt wurde, daß Frau Martin, so lange sie in dem ehebrecherischen Verhältniß lebe, mit dem Kirchenbann belegt sei. Ob der Erlaß gerade wörtlich so verlesen wurde, wie er heute vorliegt, kann sie sich nicht mehr erinnern; doch sei die Ueberschrift und Unterschrift mit verlesen worden. Worüber gepredigt wurde, weiß sie nicht mehr; doch habe die Predigt keinen Bezug auf den vorliegenden Fall gehabt.

5) Jacob Hemm, Maurer von Kusel, war an dem betreffenden Sonntag in der Kirche. Der Pfarrer habe gesagt, er hätte etwas von dem Bischof von Speyer, worauf er das vorhin verlesene Schriftstück ablas. Nachdem er es verlesen, habe er es zusammengelegt und sei von der Kanzel heruntergegangen. Auch die Ueber- und Unterschrift sei mit verlesen worden. Ob die Eheleute Martin in der Kirche waren, weiß er nicht; auch

Digitized by Google

nicht, worüber gepredigt wurde, noch ob die Predigt Bezug auf den Fall hatte.

6) Carl Jacob Ludwig, Schreiner in Kusel, weiß aus eigener Anschauung gar nichts, sondern nur, was die Leute, die aus der Kirche kamen erzählt haben. Hiernach seien die Martin'schen Eheleute als ehebrecherische Leute aus der Kirche ausgestoßen worden. Eine alte Frau, die in der Kirche gewesen, habe ihren Kindern erzählt, die Frau Martin sei „eine doppelte Ehebrecherin"; der Pfarrer habe es gesagt. Auch im Wirthshaus seien ähnliche Ausdrücke gebraucht worden. ‚So sei der Jacob Hemm sehr entrüstet über die Worte des Pfarrers gewesen und habe hinzugefügt: „Man müsse sich schämen, als katholischer Christ noch in die Kirche zu gehen, wenn die Leute so heruntergesetzt würden."

Jacob Hemm erklärt auf Befragen des Präsidenten, er wisse nicht mehr genau, was er im Wirthshause gesagt habe. Der Pfarrer habe blos das Schriftstück vorgelesen.

7) Jacob Langguth, Geometer in Kusel erklärt: Am Abend des Tages, nachdem die Sache vor dem Landgericht in Kusel verhandelt worden, sei in der Wirthschaft des Herrn Häberle viel darüber gesprochen worden. Es sei dort gesagt worden, daß die Zeugen mit der Sprache nicht recht heraus gegangen wären. Da habe Jacob Hemm gesagt: „Mich hätte man als Zeugen nehmen müssen; ich hätte Alles gesagt, ich hätte es dem Pfarrer bewiesen." Auf die Frage des Präsidenten, was Hemm denn habe beweisen wollen, antwortete der Zeuge: „daß der Pfarrer gesagt habe, die Koch sei eine Ehebrecherin und nicht würdig, der katholischen Kirche anzugehören, und noch viel mehr. Hemm habe noch hinzugefügt: „Ich thäte mir so etwas auch nicht gefallen lassen, daß der Herr Pfarrer meinen Hausfrieden in dieser Weise störte." — Die Entrüstung über das Vorgehen des Pfarrers sei eine allgemeine gewesen.

8) Carl Jung, Schneider in Kusel, war an jenem Abend gleichfalls in der Wirthschaft von Häberle. Es sei von dem Prozeß die Rede gewesen und gesagt worden, daß die Zeugen nicht recht ausgeholt hätten, so daß der Landrichter ihnen die Worte förmlich herausdrücken mußte. Da habe der Hemm gesagt: „Wenn man mich als Zeugen genommen hätte, ich hätte Alles gesagt." Der Pfarrer habe, so sagte Hemm, nicht nur das Wort „Ehebrecherin", sondern noch andere Ausdrücke gebraucht, so daß man sich schämen müsse, als Katholik noch in die Kirche zu gehen. — Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß Hemm davon nichts mehr wisse, sagte Zeuge: „Ja, das ist so Gebrauch in Kusel, daß man allerlei erzählt, die Sachen ausschmückt, die Leute aufreizt und aushetzt, und wenn die Sache dann vor Gericht kommt, weiß man nichts mehr davon."

Es wird nunmehr zur Vernehmung der vom Verklagten geladenen Entlastungszeugen geschritten.

1) Jacob Marx, Lehrer von Rammelsbach, war an jenem Sonntag in der Kirche. Nach der Predigt verlas der Pfarrer das Schriftstück und hat weder vorher, noch nachher etwas beigefügt. Die Predigt, welche er vorher hielt, hatte als Grundtext das Evangelium von den Aussätzigen.

2) Jacob Waldecker, Nagelschmied in Kusel, erklärt gleichfalls, daß der Pfarrer den bischöflichen Erlaß wörtlich vorgelesen und nichts hinzugefügt habe.

Eine gleiche Aussage machen 3) Bauschaffner Schmeißer von Kusel; 4) Lehrer Külps und 5) Tabaksspinner Lieb.

6) Wittwe Eisle erinnert sich noch daran, daß die Ehefrau Martin excommunicirt wurde, weil sie in einem ehebrecherischen Verhältnisse lebe; ob das Excommunicationsdecret wörtlich so gelautet hat, wie das heute verlesene, weiß sie nicht bestimmt mehr.

Eine gleiche Aussage macht 7) die geschiedene Frau Fries von Edenkoben, während die Zeugen 8) Schiefferdecker Bodlenner, 9) Schneider Ringel, und 10) Färber Deibel von Kusel mit aller Bestimmtheit behaupten, daß der vorhin verlesene Erlaß wörtlich mit dem übereinstimme, was der Pfarrer von der Kanzel verlesen, und daß derselbe Nichts hinzugefügt habe.

Das Zeugenverhör war hiermit beendet, und es folgte das Plaidoyer der Anwälte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 57. Freitag, 23. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Er rückte einen Lehnstuhl an den Kamin und führte die alte Frau so ehrerbietig, als ob sie eine Herzogin wäre, nach demselben. Bettine hatte seiner Familie ihr ganzes Leben lang treu gedient und er war deßhalb bemüht, ihre alten Tage so angenehm als möglich zu machen.

„Es ist eine kalte Nacht, Bettine," sagte Rosamunde, als die alte Frau ihre dürren Hände an die helle Flamme hielt. „Habt Ihr Eure Enkelin Bessy diesen Abend gesehen?"

„Ich bin ihre Ur-Ur-Großmutter, Miß Rosamunde," verbesserte die Alte lächelnd. „Ich war ihrer Großmutter Großmutter. Bessy ist die erste Trägerin meines Namens in dieser langen Familienlinie, ebenso wie Sie, Miß Rosamunde, die erste Namensträgerin sind vor der, deren Namensträgerin ich war vor mehr als achtzig Jahren. Achtzig Jahre! und es scheint mir nur ein Tag zu sein."

„Achtzig Jahre!" wiederholte Rosamunde; „das ist eine lange, lange Zeit, Bettine."

„Nicht so lang, wenn man auf sie zurückblickt," sagte die Alte. „Ich hatte vergangene Nacht einen Traum, welcher mir Alles aus jener Zeit so lebhaft in das Gedächtniß zurückgebracht hat, als wäre es gestern gewesen. Mir träumte von der Lady Wilchester, welcher ich zuerst diente und deren Namen Rosamunde war. Ich habe den ganzen Tag über meinen Traum gegrübelt und habe ihn als eine Warnung angesehen. Deßhalb bin ich gekommen, Ihnen, Miß Rosamunde und Sir Archy, denselben zu erzählen."

„Eine Warnung, Bettine!" sagte Sir Archy, sein Gesicht ein wenig nach dem Schatten wendend. „Was hast Du denn geträumt?"

Die Alte seufzte und antwortete:

„Mir träumte, Sir Archy, daß meine Lady zu mir kam und an mein Bett trat. Sie schien, wie sie gewöhnlich war, erhaben und stattlich, aber in ihrem Gesichte lag tiefe Betrübniß als sie sagte: „„Geh' zu Sir Archy und Rosamunde und warne sie. Es kommt schweres Trübsal über die Wilchesters. Der Schatz ist nöthig. Bringt das lange verborgene Vermächtniß hervor. Durchsucht den Grauen Thurm, sucht.““ Da erwachte ich plötzlich, ein Fröstseln lief über meinen ganzen Körper und ich erschrack vor einer Fledermaus, welche durch das offene Fenster in mein Zimmer gekommen war. Mir war sehr bange, Sir Archy. Es werden wunderbare Veränderungen stattfinden. Es scheint mir, als ob etwas sehr Schlimmes im Anzuge ist — etwas, was dem Hause Wilchester Unheil und Wehe bringt."

Sie sprach in dem feierlichen Tone einer Prophetin, aber in dem Blick, mit dem sie ihre Zuhörer betrachtete, lag eine gewisse Aengstlichkeit

„Seltsam!" murmelte Sir Archy. „Sehr seltsam!"

„Der Traum ist seltsam," flüsterte Rosamunde. „Er ist mir unerklärlich."

„Es ist nichts neu unter der Sonne!" sagte Bettine, ihre natürliche Stimme wieder annehmend, „Sie sind das vollkommene Ebenbild Derjenigen, deren Namen Sie tragen — der Lady Rosamunde Wilchester. Ich sehe, Miß Rosamunde, daß Sie ihre Juwelen tragen; ich erinnere mich recht gut, wie diese übergeben wurden und wie sie lächelte und erröthete, weil sie ein Geschenk ihres Geliebten waren. Und nun sind sie ein altes Erbstück."

„Ich weiß, daß ich ihr ähnlich bin," sagte Rosamunde sanft. „Ich habe mich oft mit ihrem Portrait in der Bildergallerie verglichen."

„Sie haben dasselbe Haar, dieselben Augen, dasselbe Lächeln und denselben Ausdruck. Es scheint mir, als ob sie wiedergekommen sei in

Digitized by Google

ihrer ganzen jugendlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit. „„Die Geschichte wiederholt sich,““ habe ich sagen hören, und ich glaube, Miß Rosamunde, da Sie ihr so ähnlich sind, werden Sie auch ihr Schicksal haben. In Ihrem Leben wird sich das Leben der Lady Wilchester wiederspiegeln.“

„War ihr Leben angenehm, Bettine?“

Die gute Alte blickte zärtlich in des Mädchens frisches Gesicht, als sie antwortete:

„Ihr Leben begann in angenehmer Ruhe, wurde dann stürmisch und trübe, aber nach einer Weile legte sich der Sturm und ihr Leben ward ein langer sonniger Feiertag. Mag denn auch das Ihrige ein solches sein, wenn Sie den Sturm überstanden haben. Ich war ihre Milchschwester und Magd. Sie heirathete jung und wurde bald Wittwe; mit dem neunzehnten Jahre heirathete sie in die Familie der Wilchesters. Ich wurde die Erzieherin ihr Kinder, obgleich auch ich früh heirathete. Als meine Kinder älter wurden und die Kinder meiner Lady ihre Wärterin verließen, um einem Hauslehrer und einer Gouvernante übergeben zu werden, erhielt ich die Stelle als Haushälterin, welche ich bis vor zwanzig Jahren verwaltete, wo ich durch die gegenwärtige Haushälterin, die eine meiner Nachkommen ist, abgelöst wurde. Seitdem habe ich einsam in dem Grauen Thurme gelebt. Wie Viele habe ich während der achtzig Jahre in diesem alten Hause kommen und gehen sehen! Ich sah meine gute Lady in ihren besten Jahren in's Grab legen; ich begrub ihren Gatten, ihre Kinder, ihre Kindeskinder. Es ist Alles wie ein Panorama an mir vorübergezogen, Miß Rosamunde, wie sie gekommen und gegangen sind, die Kinder meiner Lady und meine eigenen Nachkommen!“

Sie blickte starr in die helle Flamme, als ob da die Beantwortung der Frage, die sie so sehr beunruhigte, zu lesen wäre.

„Dies waren die Tage,“ fuhr sie nach einer Weile seufzend fort, „wo die Wilchesters die glänzendste und reichste Familie war in der ganzen Provinz. Es ist nun Alles anders geworden. Ich vermuthe, daß unrechte Dinge mit Sir Archy vorgegangen sind. Wo ist das große Vermögen der Wilchesters? Irgend Jemand muß es bekommen haben.“

„Ich bin thöricht und schwach gewesen, Bettine,“ sagte der Baronet mit dumpfer Stimme. „Ich habe zu viel Vertrauen gehabt und habe meine Kinder arm gemacht.“

„Es ist sonderbar,“ murmelte Bettine mit einem wirren Blick. „Da hat ein Betrug stattgefunden. Und Mr. Markus ist in der Armee und nach Indien gegangen; es scheint mir, daß er lieber zu Hause sein sollte bei seinem Vater und seiner Schwester. Ich habe Nachkommen in Indien und auch in Amerika, die alle rechtschaffen und gut sind; und die Nachkommen meiner Lady sind in die besten Familien England's verheirathet und alle ehrenwerth und geehrt; „aber Mr. Mark,“ fügte sie hinzu, ihre hin- und herschweifenden Gedanken sammelnd, „Mr. Mark, mein Liebling und die größte Freude in meinem hohen Alter, irrt als einsamer Wanderer auf der Erde umher. Was Schlimmeres kann passiren? Und was Anderes könnte meine gute Lady in meinem Traume gemeint haben? Warum ist gerade jetzt das vergrabene Testament so sehr nöthig? O, könnte es nur gefunden werden!“

„Rosamunde hat mich, ihr die Legende zu erzählen,“ sagte Sir Archy. „Erzähle Du uns, Bettina. Sieh' zu, ob Du Dein Gedächtniß verschärfen und uns einige neue Thatsachen geben kannst.“

Die alte Bettine blickte den Baronet scharf an und seufzte.

„Papa wollte mir gerade die Sage von dem verborgenen Schatz erzählen, als Du kamst,“ bemerkte Rosamunde. „Ist etwas Wahres daran, Bettine?“

„Es ist so wahr, als ich lebe!“

„Wer verbarg ihn? — und wo?“

„Meine Lady verbarg ihn,“ antwortete die Alte. „Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, so gut ich kann, Miß Rosamunde. Ich sagte Ihnen, daß meine Lady meine Milchschwester und meine Herrin war. Ich nahm Antheil an ihrem Unterricht durch eine Gouvernante, weil dadurch ihr Fleiß mehr angespornt werden sollte und ich war ihre Freundin und Gesellschafterin — so, wie Bessy es zu ihnen ist. Meine Lady heirathete, als sie siebzehn Jahre alt war, einen alten, reichen General — einen von Gicht geplagten, mürrischen, eifersüchtigen Mann, mit dem sie ein Jahr lang ein schreckliches Leben führte. Dies war die stürmische Periode ihres Lebens. In jedem

Mann, welcher sie anredete, vermuthete ihr Gemahl einen Liebhaber. Ich könnte schreckliche Geschichten von seiner Grausamkeit und ihren Leiden erzählen. Nach einem Jahre starb er und setzte sie als alleinige Erbin seines ganzen großen Vermögens ein. Unter seinem Nachlaß befand sich auch eine große Menge prächtiger Juwelen, welche er von Indien mitgebracht hatte und die, wie man sagte, einem eingebornen Prinzen gestohlen waren."

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung

vor dem Zuchtpolizeigericht Kaiserslautern als Appellinstanz in Sachen der Eheleute Strumpfweber Martin zu Kusel gegen den katholischen Pfarrverweser Deckenbrock zu Kusel, wegen Beleidigung.

Am 13. Mai 1873.

(Fortsetzung.)

Es ergriff nunmehr das Wort der Vertreter der Kläger, Hr. Anwalt Gros: M. H. Richter! Die katholische Kirche legt sich unter Anderem die Eigenschaft einer streitenden bei, sie nennt sich ecclesia militans; und in der That ist sie dies in hohem Grade. Wir sahen sie in letzter Zeit einen Kampf beginnen und fortführen, der gegen die moderne Staatsidee, gegen Staat und Familie gerichtet ist, soferne diese der geistlichen Oberherrschaft nicht willfährig sind. Die leitenden Prinzipien finden sich niedergelegt im Syllabus in der Encyclica; die Krone wurde ihnen aufgesetzt durch das Unfehlbarkeitsdogma. Die Lehren und Grundsätze, welche hier verkündet werden, müßten, wenn sie zur Durchführung kämen, die Grundfesten des Staates erschüttern und untergraben. Wenn der Staat deßhalb den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen hat, so befindet er sich im vollen Rechte, ja man kann sagen, er begeht nur einen Act der Nothwehr. Schon hat sich die Gesetzgebung der Sache bemächtigt: das Jesuitengesetz, der Kanzelstrafparagraph wurden erlassen, um den geistlichen Uebergriffen ein Ziel zu setzen, und eben ist man im Begriffe, die Sache noch mehr an der Wurzel zu fassen durch den Erlaß der Kirchengesetze. Der Hauptzweck derselben ist, eine bessere Bildung der katholischen Geistlichen, eine humane Erziehung derselben herbeizuführen und ihnen mehr Duldsamkeit beizubringen. Hoffen wir deshalb für die Zukunft das Beste; aber auch jetzt schon muß das Gesetz, soweit wie möglich, alle kirchliche Uebergriffe ahnden und die Kirche in ihre Schranken verweisen.

Der vorliegende Fall bietet ein fractes Beispiel von geistlicher Unduldsamkeit. Ein friedfertiger Bürger von Kusel, ein fleißiger und geachteter Mann, protestantischer Religion, war in erster Ehe mit einer Katholikin verheirathet. Die Ehe war für ihn keine glückliche, mußte vielmehr nach fünfjähriger Dauer geschieden werden; der Grund lag in der Person seiner Frau. Er verheirathete sich später wieder mit einer Katholikin; die Ehe wurde in aller Form Rechtens nach den bestehenden Gesetzen abgeschlossen und auch von einem protestantischen Geistlichen sanctionirt. In dieser zweiten Ehe fand nun Martin das Glück, das ihm in seiner ersten Ehe versagt war. Er lebte glücklich und friedfertig mit seiner Frau, und wurde im Januar d. J. durch die Geburt eines Knaben erfreut, der protestantisch getauft wurde. Als der katholische Geistliche dies erfuhr, war Feuer im Dache. Hierher rührt Alles. Der Grund zu dem Erlasse, um den es sich hier handelt, liegt nicht etwa in dem Verhältnisse der beiden Ehegatten, weil die Katholikin den Protestanten geheirathet hat, sondern einzig darin, weil Martin sich nicht herbeiließ, das Kind in der katholischen Religion erziehen zu lassen. Sofort nach der Taufe des Kindes wurde auf Anstiften des damaligen katholischen Pfarrers von Kusel jener Erlaß gefertigt; wahrlich ein ganz merkwürdiges Schriftstück. Es macht fast den Eindruck, als ob man dem Schriftstück den Aerger ansähe, in dem es geschrieben; es ist ganz warm aus der Feder des Bischofs von Speyer geflossen. Nicht weniger als 4 Mal kommt darin der Ausdruck: „ehebrecherisch, ehebrecherisches Verhältniß" vor; man scheint sich in diesen Ausdrücken an hoher Stelle ganz besonders zu gefallen. Ja noch mehr: „Eine freche Verletzung der ehelichen Bande" wagt man diese bürgerlich sowohl, wie kirchlich legal abgeschlossene Ehe zu nennen; die Krone aber wird aufgesetzt dadurch, daß man behaup-

Digitized by Google

tet; „diese Ehe sei nicht nur allem göttlichen, sondern auch menschlichem Gesetze zuwider", während doch kein vernünftiger Mensch daran zweifeln kann, daß die Ehe nach menschlichem Gesetz zu Recht bestehi. Man könnte sich vielleicht vom kirchlichen Standpunkte aus gefallen lassen, wenn gesagt würde „nach göttlichem Recht", aber wie man sagen kann, sie sei auch dem menschlichen Gesetze" zuwider, das verstehen wir kaum. — Und dieser Erlaß wurde verkündet in öffentlicher Kirche vor einer großen Menschenmenge! Ob der Beklagte selbst noch Zuthaten hinzugefügt hat, das zu beurtheilen, m. H. Richter, überlasse ich Ihrem weisen Ermessen. So ganz ohne Zuthat scheint es nicht gegangen zu sein. Der Zeuge Marx wenigstens hat ausgesagt, daß Beklagter vor der Verkündigung eine kleine Predigt gehalten hat, welcher er das Evangelium von den Aussätzigen als Text zu Grunde legte. Es ist nun eine sehr nahe liegende Vermuthung, daß diese Predigt in einem gewissen Zusammenhang mit dem Verlesen des Schriftstücks gestanden hat; wenigstens wurde der Gedanke nahe gelegt, daß man es auch hier mit Aussätzigen zu thun habe. — In dem Erlaß wird ferner die wiederholte directe und dringende Aufforderung an die Frau Martin gerichtet, ihren Mann, mit dem sie in der glücklichsten Ehe lebt, zu verlassen; ihn auf die Seite zu schaffen oder in irgend einer Weise zu entfernen, um nicht länger mehr in der Sünde zu verharren. Eine legitime Geschlechtsverbindung wird mit einem Worte bezeichnet, das noch unter dem „Concubinat" steht, sie wird für ein Verbrechen, für Ehebruch erklärt. So wurde das Schriftstück verfaßt und publizirt.

Die Abfassung und Publication des Schriftstücks ist aber auch im vollen Bewußtsein von der Gravität des Vorwurfs, der den Eheleuten Martin darin gemacht wird, geschehen; denn auf Unzurechnungsfähigkeit wird doch wahrscheinlich keine von den Personen Anspruch machen wollen, die bei der Auffassung und Verkündigung betheiligt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Wie schwer vertilgbar der Aberglaube in den unteren Volksschichten trotz der aufklärenden Einflüsse der Tagespresse ist, davon hier ein Beispiel: In dem anderthalb Meilen von Osche (Kreis Marienwerder) entfernten Dorfe Syroslaw lebt ein glückliches Ehepaar. Da klopft eines Tages der Schnitter Tod an die Thür und zerreißt das Band der Liebe, die Ehegattin stirbt dahin. Leider vergaß man, die Leiche mit der unter unsern Leuten sonst üblichen Mitgift, als da sind: Fischernetz, Geld, Steine u. dgl., zu versehen; es wurde daher für ganz natürlich gehalten, daß dieselbe sich nun als Vampyr durch das Blut der Verwandten sättigen mußte. Die Schwester der Verstorbenen stirbt. Man ist überzeugt, daß diese das erste Opfer der Todten sei und daß auch bald andere Glieder der Familie an die Reihe kommen werden. Da erfaßt den nachgebliebenen Ehemann lauter Graus; trotz der Liebe zu seiner verstorbenen Gattin möchte er doch noch gern eine Zeit lang die Freuden des irdischen Lebens genießen. Aber wie ist da zu helfen? Es ist nur eine Möglichkeit vorhanden; dem Ungeheuer, ein solches ist nämlich die verstorbene Ehehälfte, muß der Kopf abgestochen werden. Gedacht, gethan. Doch welcher Schrecken erfaßt unsern lebenslustigen Ehemann! Als er eines Nachts mit noch drei beherzten Männern die Leiche ausgräbt, den Sarg öffnet und der Verstorbenen mit einem Spatenstiche den Kopf vom Rumpfe trennen will, da, — o schrecklicher Augenblick! — erscheint es den Leichenschändern, daß die Tode im Sarge sich aufrichtet. Entsetzen ergreift sie, in wilder Flucht stürzen sie fort auf die Straße. Aber der Versuch muß noch einmal gemacht werden, vielleicht thut eine Art bessere Dienste als ein Spaten. Sie begeben sich noch einmal an das Grab, und während jetzt drei Mann die Leiche halten, übernimmt der vierte, natürlich der beherzteste von allen, die Hauptarbeit, schlägt mit der Axt wirklich den Kopf ab und legt ihn zu Füßen in den Sarg. So war denn nun das vermeintliche Rettungswerk vollbracht, man schloß den Sarg, gab dem Grabe wieder seine alte Form und ging beruhigt nach Hause. Leider bekam aber die Polizei von der Geschichte Wind. Die Sache wurde dem Staatsanwalt angezeigt und derselbe ließ vor wenigen Tagen die Leiche ausgraben. Wahrscheinlich werden jetzt unsere Helden zu Nutz und Frommen ihrer Aberglaubensgenossen über ihren Wahn genügende Aufklärung erhalten.

— Schwetzingen, 14. Mai. Dieser Tage hat ein Mann aus einem benachbarten Dorfe bei der hiesigen Einnehmerei folgende schriftliche Eingabe gemacht: „Ich habe eine Brennerei errichtet und wünsche geeicht zu werden, da ich dieser Tage zu brenne beginne."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 58. Freitag, 23. Mai **1873.**

Verhandlung

vor dem Zuchtpolizeigericht Kaiserslautern als Appellinstanz in Sachen der Eheleute Strumpfweber Martin zu Kusel gegen den katholischen Pfarrverweser Deckenbrock zu Kusel, wegen Beleidigung.

Am 13. Mai 1873.

(Fortsetzung.)

Untersuchen wir nun die rechtliche Frage, ob in den oben erwähnten Ausdrücken des Schriftstückes objectiv eine Beleidigung liegt, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß hier eine objective Beleidigung in optima forma vorliegt. Der Vorwurf des Ehebruchs, der gegen Mann und Frau gemacht wird, ist doch gewiß ein sehr schwerer; und in dem als Begleitschreiben vom bischöflichen Ordinariat beigegebenen Schriftstück wird das eheliche Verhältniß der Eheleute Martin „Bigamie" genannt. Nach Artikel 171 und 172 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich wird Ehebruch mit Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren, beziehungsweise mit Gefängniß bestraft; und ältere Strafgesetze verhängten sogar die Todesstrafe über die Schuldigen. Daß also der Ausdruck „ehebrecherisches Verhältniß" eine Herabwürdigung in den Augen der Mitbürger enthält, darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren. Der Vorwurf des Ehebruches ist überhaupt der gröblichste Vorwurf, den man einer Ehefrau machen kann; eine gröbere Herabwürdigung in den Augen der Mitbürger giebt es kaum und das Strafgesetz legt, wie bemerkt, eine schwere Strafe auf diese Handlung. Der Ausdruck enthält also unzweifelhaft eine objective Beleidigung im Sinne des Gesetzes.

Untersuchen wir nun die Frage, ob auch subjectiv eine Beleidigung vorliegt, und ob sich der Pfarrer durch die Verkündigung des Aktenstückes einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hat, so finden wir, daß der Pfarrer jedenfalls im vollen Bewußtsein des Verletzenden des gemachten Vorwurfes gewesen ist. Denn jeder verständige Mensch muß wissen, daß ein solcher Vorwurf verletzen muß. Und es genügt zur Strafbarkeit einer Beleidigung, daß die Beleidigung im Bewußtsein des Verletzenden, das darin liegt, ausgesprochen wird. Wenn die Beleidigung dermaßen ist, daß Jeder, der sie hört, eine Beleidigung darin erblicken muß, so ist die Absicht der Beleidigung genügend nachgewiesen. Dies ist aber nicht einmal nothwendig vom Standpunkte des jetzigen Strafgesetzbuches, da hier nicht nur eine Ehrenkränkung, sondern sogar eine Verleumdung, und zwar eine schwere Verleumdung vorliegt Die betr. §§. des deutschen Strafgesetzbuches lauten:

„§ 286. Wer in Beziehung auf einen Anderen eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu zweihundert Thalern oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre, und wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft.

§ 287. Wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Anderen eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geignet ist, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängniß bis zu zwei Jahre und, wenn die Verleumdung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Gefängniß nicht unter einem Monat bestraft."

Digitized by Google

Hiernach ist derjenige, welcher eine ehrverletzende Thatsache behauptet oder verbreitet, strafbar und der Thäter nur dann straflos, wenn die Wahrheit dessen, worauf sich der Vorwurf erstreckt, nachgewiesen wird. Die Sache hätte deshalb eigentlich in erster Instanz schon vor das Forum des Zuchtpolizeigerichts gehört, da es sich nicht um eine einfache Beleidigung, sondern um eine qualificirte d. i. verleumderische Beleidigung handelt. Wenn nun aber ein gröberer Reat vorliegt, so schließt das majus doch jedenfalls das minus in sich; wer eine Verleumdung begeht, macht sich auch einer Beleidigung schuldig, dies sind Delicte derselben Art. Es ist deshalb gar nicht zu untersuchen, ob die Absicht der Beleidigung vorhanden ist. So viel steht fest: der Beklagte hat, wenn auch in fremdem Auftrage, die Kläger verletzt und herabgewürdigt. Die Zeugen haben uns gesagt, daß allgemeine Entrüstung in Kusel herrschte, daß Jedermann darüber empört war. Das ist genug.

Man wird sich nun heute hinter den Auftrag verschanzen wollen, den der Bischof von Speyer dem Beklagten ertheilt hat. Nach den heutigen Zeugenaussagen scheint es sicher zu sein, daß der Erlaß so Wort für Wort verlesen wurde, wie er sich in Gerichtshänden befindet. Aber dieser Auftrag kann unmöglich den Beschuldigten entlasten. Er müßte wissen, daß der Erlaß Beleidigungen enthält, er müßte prüfen, ob der Vollzug des Auftrags gesetzlich erlaubt sei oder nicht. Wenn Jemandem eine unerlaubte Handlung zugemuthet wird, so ist er nicht verpflichtet, sie zu vollziehen, und wenn er sie doch vollzieht, so macht er sich mit seinem Auftraggeber schuldig; wir haben hier also eigentlich zwei Reate, die von dem Anstifter und dem Vollzieher der strafbaren Handlung vollzogen sind. Wenn sonach auch der Anstifter der Handlung, der Bischof, sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hat, so kann dies den Beklagten, den Vollzieher der Handlung, nicht entlasten.

Man wird sich in zweiter Linie hinter das kanonische Recht verstecken. Man wird sagen: „Die Ehefrau Martin ist Katholikin; der Vorfall muß deshalb nach dem katholischen Kirchenrecht beurtheilt werden, und was die katholische Kirche lehrt, darf auch öffentlich verkündet werden.“ Schon dies ist nicht einmal ganz richtig. Es ist schon an und für sich ein Uebergriff, wenn der Katholicismus lehrt, daß sich die katholische Kirche die Jurisdiction anmaßen dürfe über Protestanten, die ihr gesetzlich nie zusteht; es ist schon ein Uebergriff, wenn sie sich anmaßt, zu untersuchen, ob eine Ehe, die nach protestantischem Kirchenrecht abgeschlossen und gelöst worden ist und die auch civilgesetzlich aufgelöst ist, noch fortbesteht. — Ueber die Streitfrage, ob der katholischen Kirche das Jurisdictionsrecht zusteht oder nicht, läßt sich ein angesehener Kirchenrechtslehrer, Richter, folgendermaßen aus: „Vielfach bestritten wird die Frage, ob ein Katholik sich mit einer protestantisch Geschiedenen wieder verheirathen dürfe, dennoch muß das Gegentheil behauptet werden. Die Kirche kann dies zwar mißbilligen; aber ein gültig geschiedener Protestant muß als ledig gelten; die katholische Kirche hat kein Recht, zu urtheilen, über die äußeren Verhältnisse von Angehörigen einer anderen Kirche.“ — Die katholische Kirche hat also kein Recht über Protestanten; und wenn sie sich dasselbe anmaßt, so ist dies eine Handlung, zu der ihr eine Berechtigung nicht zuerkannt werden kann.

Man wird sich ferner auf die Verfassung berufen, welche volle Religionsfreiheit gewährt, sowie die Befugniß, Religionsverfasse zu verkünden. Jede Freiheit hat aber ihre Grenzen; auch die Freiheit der katholischen Kirche muß deshalb innerhalb gewisser Schranken gehalten werden. Ich habe hier zufällig die Augsb. Allg. Zeitung vom 11. Mai in der Hand, in welcher es in einer kirchenpolitischen Abhandlung heißt: „Freiheit ist niemals Ungebundenheit, auch die kirchliche Freiheit ist begrenzt.“ Dieser Satz ist gewiß vollkommen richtig. Auch die Lehren der Kirche können nur mit einer gewissen Mäßigung verkündet werden; sie dürfen vor allen Dingen nicht mit den allgemeinen Staatsgrundgesetzen in Widerspruch gerathen, sie dürfen nicht die bürgerlichen Gesetze illusorisch zu machen und über den Haufen zu werfen suchen. Wenn die katholische Kirche z. B. den Grundsatz aufstellen wollte: „Jede Ehe, die ein Katholik mit einer Protestantin abschließt, sei ein nullum,“ so dürfte dieser Grundsatz wohl gelehrt und verkündet werden; aber nicht in

Digitized by Google

solchen Ausdrücken, wie dies hier geschehen ist; man dürfte sich nicht erlauben, das eheliche Verhältniß „ehebrecherisch", „eine freche Verletzung der ehelichen Bande" zu nennen. Man dürfte nur sagen: „Nach unserer Auffassung ist dies Verhältniß unerlaubt;" man dürfte wohl seine Mißbilligung aussprechen, müßte sich aber solcher Worte enthalten. Da dies nicht geschehen, sind die Eheleute Martin beleidigt worden. Der erste Richter hat nun, nach den Bestimmungen der Artikel 185 und 186 des deutschen Strafgesetzbuches auch eine Strafe gegen Beklagten ausgesprochen wegen Beleidigung des klägerischen Ehemanns, der Protestant ist; aber nicht wegen Beleidigung der katholischen Ehefrau, weil diese sich als Katholikin gefallen lassen müsse, dass gegen sie die Ausdrücke des canonischen Kirchenrechts gebraucht würden. Eine solche Unterscheidung erscheint mir nicht zulässig. Wenn überhaupt eine Beleidigung vorliegt, so sind beide Eheleute beleidigt. Sehr richtig hat der erste Richter den Satz aufgestellt: „Ein Ehebruch zwischen Ehegatten ist überhaupt nicht denkbar; wenn er aber denkbar wäre, so müßten beide Ehegatten dabei betheiligt sein."

Ich bitte deshalb, die Appellation der Eheleute Martin für begründet zu erklären, die des Beklagten aber abzuweisen; subsidiarisch aber, das Urtheil erster Instanz gegen Beklagten wegen Beleidigung des Martin aufrecht zu erhalten." Die Appellation für die Ehefrau ist von deren Ehemann eingereicht worden, wozu derselbe nach Art. 195 des Strafgesetzbuches vollkommen berechtigt war, indem es dort heißt: „Sind Ehefrauen 2c. beleidigt worden, so haben sowohl die Beleidigten, als deren Ehemänner 2c. das Recht, auf Bestrafung anzutragen." Hat der Ehemann aber das Recht der Antragstellung, so hat er auch das Recht der Appellation für seine Ehefrau.

Aus allen diesen Gründen erlaube ich mir, an den Gerichtshof folgenden Antrag zu stellen:

„Es möge dem königl. Zuchtpolizeigericht gefallen, die Appellation des Beschuldigten als ungerechtfertigt abzuweisen; die der Eheleute Martin aber als begründet anzunehmen, und demgemäß den Beschuldigten auch der Beleidigung der Ehefrau Martin für schuldig zu erklären und in die gesetzliche Strafe, sowie zu den Kosten beider Instanzen zu verurtheilen, den Klägern auch das Recht zuzuerkennen, das Erkenntniß auf Kosten des Beschuldigten zu veröffentlichen."

Zum Schluß will ich noch darauf aufmerksam machen, daß Beklagter selbst in einer Erklärung, welche er in einem zu Kusel erscheinenden Blatte, dem „Pfälzer", veröffentlicht hat, sein Unrecht eingesteht, indem er dort sagt: Es ist nicht wahr, daß ich eine gemischte Ehe „hocus pocus" genannt habe; übrigens erkläre ich, daß ich jede gemischte Ehe, die einzusegnen für einen katholischen Pfarrer zwar nicht erlaubt ist, die aber von einem protestantischen Pfarrer abgeschlossen ist, falls kein sonstiges Ehehinderniß vorhanden ist, als zu Recht bestehend anerkenne."

Hierauf erwiederte der Anwalt des Verklagten Hr. Frenckel: M. H. Richter! Ich bin weit entfernt davon, meinem Herrn Collegen auf das Gebiet der hohen Politik zu folgen und von der Encyclica, Syllabus und Unfehlbarkeit zu sprechen. Wir stehen hier auch durchaus nicht auf dem Standpunkt des sogenannten Neukatholizismus, sondern auf altkatholischem, auf urkatholischen Boden. Es ist deshalb ein vergebliches Bemühen, diese Angelegenheit auf ein Gebiet zu verpflanzen, wohin sie gar nicht gehört. Der Fall ist einfach der: Was die katholische Kirche vom dogmatischen Standpunkte aus aufgestellt und von Alters her gelehrt hat, was vom Bischof von Speyer als Prinzip angewandt wurde, das zu verkünden war die Pflicht des Verklagten als katholischer Geistlicher, da es ihm von seinem vorgesetzten Bischof aufgetragen wurde. — Nicht nur das kanonische Recht, auch schon das Evangelium selbst setzt die Ehe als Sacrament ein. Die Ehe repräsentirt hiernach ein gleiches Verhältniß zwischen Mann und Frau, wie zwischen Christus und der Kirche; es ist sonach unlösbar. Nun ist es allerdings richtig, daß die protestantische Kirche und das protestantische Kirchenrecht andere Grundsätze in dieser Beziehung aufstellen: Hier gilt die Ehe nicht als Sacrament, nicht als unzerstörlich, indem in gewissen Fällen ihre Auflösung zugelassen wird. Mein Herr College hat nun aufgestellt: „Wenn nun auch der katholischen Kirche ein Urtheil zustehe über die innerhalb der Kirche

Digitized by Google

stehenden Katholiken, so dürfe sie ihre Jurisdiction doch nicht ausüben gegen Andersgläubige. Ich habe hier ein Kirchenrecht, das auf freiestem Boden steht, von dem bekannten Professor Schulte, früher in Prag, jetzt in Bonn. Dieser sagt ganz klar und prägnant: „Es könne nicht bezweifelt werden, daß die Kirche gegen ihre Angehörigen Strafsentenzen erlassen und nach Maßgabe der kirchlichen Auffassung vollziehen könne. Andersgläubigen gegenüber sei dies aber unerlaubt. Wenn aber der Andersgläubige in Verbindung trete mit einem Katholiken, so müsse er sich gefallen lassen, daß die Kirche auch ihn mit in Mitleidenschaft zieht.“ So lehrt einer der freisinnigsten Kirchenrechtslehrer. Dieser Standpunkt entspricht auch durchaus dem unserer Verfassungsurkunde, indem es dort im Tit. IV. § 9 Alin. 5 ausdrücklich heißt: „Die geistliche Gewalt darf in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werden; und die weltliche Behörde darf in rein geistliche Gegenständen der Religionslehre und des Gewissens sich nicht einmischen, als in soweit das oberhoheitliche Schutz- und Aufsichtsrecht eintritt, wonach keine Verordnungen und Gesetze der Kirchengewalt ohne vorgängige Einsicht und das Placet des Königs verkündet und vollzogen werden dürfen“; und in dem zur Ergänzung dieses Artikels erlassenen Religions-Edict vom 26. Mai 1818 heißt es in § 38: „Jeder . . . . . öffentlichen Kirchengesellschaft kommt unter der obersten Staatsaufsicht . . . . . die Befugniß zu, nach der Formel und der von der Staatsgewalt anerkannten Verfassung ihrer Kirche, alle inneren Kirchenangelegenheiten anzuordnen. Dahin gehören die Gegenstände: a) der Glaubenslehre; . . . . . c) der Kirchendisciplin; . . . . . h) die Ausübung der Gerichtsbarkeit in rein geistlichen Sachen . . . . .; und der § 40 desselben Edicts bestimmt: „die Kirchengewalt übt das rein geistliche Correctionsrecht nach geeigneten Stufen aus.“ Diese Grundsätze sind sanctionirt durch das Concordat von 1817, welches zwischen dem Könige von Bayern und dem Papste abgeschlossen wurde. Hier wird in Art. XII d. unter denjenigen Rechten, deren Ausübung den Bischöfen „vermöge ihres Hirtenamts kraft der Erklärung oder Anordnung der canonischen Satzungen nach der Kirchendisciplin zusteht,“ ausdrücklich genannt: „Gegen jeden der Gläubigen, welche sich der Uebertretung der Kirchensatzungen und der heiligen Canen schuldig machen, kirchliche Censuren anzuwenden.“

Wir stehen also hier im gegebenen Falle durchaus auf dem Boden unserer Kirchenverfassung. Wenn der Bischof von Speyer von einer katholischen Frau erfährt, daß sie mit einem geschiedenen Ehemann, dessen erste Ehe nach den Lehren der katholischen Kirche noch zu Recht besteht, eine Ehe eingeht, die nach den Lehren der katholischen Kirche „ein ehebrecherisches Verhältniß“ ist, und er dieserhalb eine Kirchenstrafe verhängt, so muß sich die Katholikin dieser Strafe fügen; und die in diesem Falle verhängte Strafe ist noch dazu die mildeste, die ausgesprochen werden konnte: Die excommunicatio minor; es konnte auch die excommunicatio major verhängt werden.

In der bischöflichen Strafsentenz wird aber überall nur von der Ehefrau gesprochen und deren Verhältniß vom kirchlichen Standpunkt aus als „ehebrecherisch bezeichnet; vom Mann oder den Eheleuten ist nirgends die Rede; eine Beleidigung des Ehemanns ist also nicht gefallen, und der erste Richter mußte eine sehr künstliche Deduction anwenden, um eine solche herauszufinden.

Aber selbst der protestantische Ehemann müßte sich die Folgen gefallen lassen, welche ein solches Verhältniß nach sich zieht. Es ist Geschmacksache, ein solches Verhältniß einzugehen, das derartige Conflicte nach sich zieht. Eine ganz andere Frage ist, ob es für den Staat nicht besser wäre, solche Conflicte im Wege der Gesetzgebung für die Zukunft zu verhüten; so lange wir aber unsere bestehende geistliche Gesetzgebung haben, läßt sich gegen das Vorgehen des Bischofs und des Pfarrers nichts einwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 59. Sonntag, 25. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Rosamunde griff unwillkührlich nach den Rubinen an ihren Handgelenken.

„Diese Rubinen gehörten zu jenem Schatz, aber da waren auch Diamanten von unschätzbarem Werth, Rubinen, passend für eine orientalische Königin, und andere Edelsteine von seltenem Werthe. Im neunzehnten Jahre heirathete meine Lady Sir Chester Wilchester und lebte mit ihm viele Jahre glücklich und zufrieden. Er starb ein volles Jahr vor ihr. Ihr Sohn war damals in einem fremden Lande und da meine Lady etwas furchtsam war und auch entsprungene Zuchthaussträflinge die Umgegend beunruhigten, kam sie auf den Gedanken, all' ihre Edelsteine und ihr flüssiges Geld bis zur Rückkehr ihres Sohnes zu verbergen. Sie hatte aber auch noch einen anderen gewichtigeren Grund. Des Generals Neffe nämlich, ein frecher schlechter Mensch, war wüthend über das Testament seines Onkels und hatte sie schon vor Jahren verfolgt, in der Hoffnung, daß sie ihm endlich einen Theil des großen Vermögens des Generals abtreten werde. Nach Sir Chester's Tod kam er in die Nachbarschaft und verschiedene Male auch auf das Schloß, sich den Eintritt zu meiner verwittweten Lady erzwingend."

„We verbarg sie denn das Geld, Bettine?" fragte Rosamunde.

„In dem Grauen Thurm. Sie nahm meinen jüngsten Sohn, einen Maurer, mit sich und ging nach dem Grauen Thurm. Beide trugen die Edelsteine und einen großen Haufen Geld, Alles in Goldmünzen, genug, um ein Dutzend Könige auszulösen. Meine Lady theilte mir ihr Geheimniß nicht mit, damit es mir keine Sorge machen sollte. Meine Lady und mein Sohn waren zwei oder drei Tage beschäftigt, ohne daß Jemand, außer mir, von ihrem Vorhaben etwas gewußt hätte, und am Ende dieser Zeit war die Arbeit vollendet und des Generals Schätze sicher verborgen."

„Aber wo?"

Die Alte schüttelte traurig ihren Kopf und erwiederte:

„Ach, wenn ich es nur wüßte! Eine Woche nach der Vergrabung stürzte mein Sohn von einem Pferde und starb auf der Stelle, sein Geheimniß mit sich in das Grab nehmend. Der Sohn meiner Lady, der neue Baronet, war in einem entfernten heidnischen Lande, wo die Post langsam und unsicher war. Er kam ein Jahr später, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhalten hatte, in seiner Heimath an und fand seine Mutter, meine theure Lady, ebenfalls todt."

Hat sie denn niemals von dem Platze gesprochen, wo sie ihre Schätze verborgen hielt?" forschte Rosamunde.

„Als sie starb, ließ sie mich zu sich rufen, um mir ihr Geheimniß zu offenbaren. Mit Mühe brachte sie noch die Worte hervor: „„Meines Sohnes Erbe — der Graue Thurm — sage —"" damit verfiel sie in Schlaf und erwachte nie wieder. Der Tod hatte sie überrascht."

„Aber hat noch Niemand nach dem Gelde gesucht?" fragte Rosamunde weiter.

„Ja Miß. Der neue Baronet, meiner Lady Sohn, hat den Grauen Thurm durchsucht, aber wir fanden keine Spur von dem Schatz und er meinte, es müsse ein Mißverständniß von mir sein; seine Mutter hätte wahrscheinlich, da seine Renten so bedeutend waren, die Juwelen verkauft und Land dafür angekauft. Jedoch hat jeder neue Besitzer des Schlosses nach dem Schatz gesucht. Auch Sir Archy hat manche Nacht suchend in dem Grauen Thurm zugebracht, besonders in der letzten Zeit," und sie warf einen flüchtigen Blick nach dem Baronet.

Digitized by Google

„In der letzten Woche hörte ich ihn Stunden lang in der stillen Nacht mit den Möbeln rücken und an den Wänden pochen und hämmern. Er muß in sehr großer Geldverlegenheit sein, daß er solches thut."

Rosamunde warf einen raschen Blick nach ihrem Vater, aber sein Gesicht war abgewandt. Seine Gestalt schien unbeweglich wie eine Statue.

„Das ist eine erfreuliche Mittheilung, Bettine," sagte Rosamunde gedankenvoll. „Wenn sie doch wahr wäre! Wenn wir dieses Vermächtniß aus seinem Grabe hervorholen könnten, würde das Gut von Schulden befreit werden und seinen früheren Glanz wieder bekommen, Markus könnte die ihm gebührende Stellung einnehmen und Papa würde glücklich sein, während ich — während ich —"

Sie sprach die letzten Worte wie träumend, und eine wild aufsteigende Röthe überfloß ihre Wangen.

„Und Sie, liebe Rosamunde, könnten von Liebe träumen," ergänzte die Alte lächelnd, die plötzlich aufsteigende Röthe nach ihrer eigenen unvergessenen Erfahrung deutend. „Vielleicht wird die Erbschaft doch noch gefunden, denn ich glaube, daß mir mein Leben so lange erhalten bleibt, bis sie entdeckt ist. Um den verborgenen Schatz zu bewachen, schlug ich das hübsche Landhäuschen, welches mir Sir Archy anbot, aus und zog den alten Grauen Thurm vor. Ich will dort bleiben, bis der Schatz gefunden ist, oder bis ich sterbe!"

Die alte treue Dienerin der Wilchesters erhob sich von ihrem Stuhl und blieb, schwer auf ihren Stab gelehnt, neben Rosamunde stehen.

„Miß Rosamunde," sagte sie mit Nachdruck, „ich habe Sie und Sir Archy gewarnt vor der kommenden Trübsal, wie es mir in meinem Traum gesagt war. Die Warnung ist Ihnen gegeben, weil der Kummer Sie um so schwerer treffen wird, da Sie noch jung sind. Aber Sie werden brav und standhaft sein denn, es fließt reines, edles Blut in ihren Adern. So schwer auch der Kummer ist, den Sie zu tragen haben, verlieren Sie nur die Hoffnung nicht, denken Sie daran, daß es immer dunkel ist, ehe der Tag anbricht. Vielleicht wird sich Ihr Schicksal in dem gefährlichsten Augenblick wenden durch die Entdeckung der verlornen Erbschaft."

Sie legte ihre knöcherne Hand auf Rosamundens Haupt und murmelte einen Segen über die Namenserbin ihrer ersten Lady, deren Vermächtniß ein verhängnißvolles Dunkel umgab.

Rosamunde stand auf und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Segen der hochbetagten Frau. Sir Archy erhob sich ebenfalls. — —

„Bettine," sagte er, ihre Hand erfassend, „Dein Traum wird zur Wahrheit. Eine schwere Zeit für mich und meine Kinder ist im Anzuge. Ich habe mich zu sehr auf die Ehrlichkeit meines Administrators verlassen, und er hat mich ruinirt. Ich werde Rosamunde bitten, mir diese Nacht in dem Grauen Thurm suchen zu helfen; aber es muß im Geheimen geschehen, denn Hadd weiß die Geschichte von dem vergrabenen Vermächtniß und hat gedroht, mich aus dem Schlosse zu jagen, wenn ich darnach suche. Er will es selbst haben. Ohne diese Drohung würde ich den Grauen Thurm bis auf den Grund niederreißen. Willst Du uns suchen helfen, Bettine? Du kannst vielleicht einige vermauerte Cabinette oder längst vergessene Gewölbe angeben."

„Ich will mit Ihnen gehen, Sir Archy," sagte Bettine. „Aber Viele haben vor Ihnen gesucht und vergebens."

„Doch Keiner bedurfte des verborgenen Schatzes so sehr als ich," erwiderte der Baronet. „Er würde mich von Tod und Verzweiflung retten, Markus von bitterer Armuth und Rosamunde vor diesem Allem, oder vor einem noch schlimmeren Schicksal. Ja, wir müssen ihn finden. Die Vorsehung wird uns bei unserm Suchen unterstützen. Wir wollen suchen, wie Keiner vor uns gesucht hat. Wir wollen noch ein wenig warten, bis die Hausgenossen schlafen, und dann an's Werk gehen! Gebe Gott, daß es nicht vergebens sein möge!"

V.

Eine Lebensfrage.

Das Dorf Wilchester, eine Meile von dem Schlosse entfernt, lag in einem anmuthigen Thale, umgeben von kleinen Hügeln, welche herrliche Landhäuser und grüne Felder, oder liebliche Waldungen zierten. Auf einem dieser Hügel, sichtbar von jedem Theile des Dorfes, erhob sich aus der Mitte seiner grünen An-

Digitized by Google

lagen das Schloß Wilchester Towers; auf den entgegengesetzten oder angrenzenden Höhenlagen andere reizende Villen, die Sitze vornehmer Familien, von denen einige von höherem Rang, aber von keinem so alten Geschlechte waren, als die Wilchester.

Das Dorf war klein und hatte nur zwei Straßen, die sich einander kreuzten und die Ober- und Unterstraße genannt wurden.

An der Unterstraße, in der Nähe des Bahnhofs, lag der Gasthof des Dorfes, der „Braune Bär," in dessen Gastzimmer an dem Nachmittage desselben Tages, an welchem das Vorhergegangene sich ereignete, zwei Fremde, die so eben mit dem Zug angekommen waren, an einem gedeckten Tische saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung

vor dem Zuchtpolizeigericht Kaiserslautern als Appellinstanz in Sachen der Eheleute Strumpfweber Martin zu Kusel gegen den katholischen Pfarrverweser Deckenbrock zu Kusel, wegen Beleidigung.

Am 13. Mai 1873.

(Fortsetzung.)

Es stand ja der Klägerin frei, wenn die Neigung zu ihrem Manne über die Neigung zu ihrer Religion hinausging, ihre Religion zu verlassen und ihrem Manne dahin zu folgen, wo er seinen Gott verehrt; sie hätte dann allerdings keinen Anspruch mehr gehabt auf die Segnungen der katholischen Kirche, hätte aber auch nicht ihren Fluch zu fürchten gehabt. — Es ist ganz allein Sache der katholischen Kirche, ob sie solche verirrte Schafe in der Heerde dulden will; wenn die Schafe den Stall aber zu unbequem finden und unter dessen Dache auf die Dauer nicht mehr verweilen wollen, so steht es ihnen ja frei, denselben zu verlassen; thun sie das nicht, so müssen sie sich auch das Unbequeme gefallen lassen.

Objectiv hat sich also Beklagter sicherlich keiner Beleidigung schuldig gemacht; aber auch nicht subjectiv; jede Beleidigung lag ihm fern. Beklagter hatte nicht einmal das Vergnügen, die klägerischen Eheleute vor der Gerichtsverhandlung erster Instanz zu kennen. Dazu kommt, daß mein Client auch gar keinen Einfluß auf den bischöflichen Erlaß ausgeübt, noch weniger denselben aus Antipathie gegen die Kläger hervorgerufen hat. Mein Client war erst einige Tage in Kusel als Seelsorger thätig, als er den Befehl vom bischöflichen Ordinariat erhielt, die Strafsentenz zu verlesen. Diesem Befehl hat er einfach Folge geleistet, da er nach dem Kirchengesetze hiezu verpflichtet war. Schulte sagt in seinem Kirchenrecht: „der Geistliche hat seinem vorgesetzten Bischof unbedingt Folge zu leisten mit Bezug auf Alles, was das Kirchengebiet umfaßt." Daß der Bischof sich aber hier innerhalb seiner Machtstellung bewegt hat, die ihm nach dem kanonischen und weltlichen Rechte zustand, unterliegt keinem Zweifel; nach dem kanonischen Recht konnte sich also mein Client des bischöflichen Befehls nicht entziehen. Schwartze sagt in seinem Commentar zum deutschen Strafgesetzbuch: „Der Befehl eines Vorgesetzten gegen einen untergebenen Beamten schließt die Zurechnungsfähigkeit aus, wenn die Rechtswidrigkeit der Handlung nicht von vornherein offenbar ist." Wenn der Unterbeamte also einen ihm von seinem Vorgesetzten zugegangenen Befehl ausführt, der ihm von vornherein nicht als gesetzwidrig erscheint, so ist er nicht strafbar, selbst wenn er durch Ausführung des Befehls ein positives Strafgesetz verletzt. — Diese Frage ist in diesem Sinne kürzlich auch vom Landgericht zu Coblenz entschieden worden. Ein Förster hatte einen Rehbock geschossen auf Befehl seines Oberförsters, weil dieser Akazien beschädigte. Das Gericht wies die Klage des Jagdpächters gegen den Förster ab und erkannte demselben auch nicht einmal eine Civilentschädigung zu, weil der Förster nur den Befehl seines Vorgesetzten ausgeführt hatte.

Subjectiv hatte also mein Client nicht entfernt die Absicht der Beleidigung; er hatte einfach den bischöflichen Erlaß verlesen, welcher das eheliche Verhältniß der Kläger so bezeichnet, wie das Gebot der Kirche es vorschreibt; er hat auch, wie alle Zeugen bestätigen, kein Wort seinerseits hinzugefügt. — Wenn nun mein Herr College so weit geht, aus der Predigt, die mein Client auf Grundlage des Textes des Evangeliums jenes Sonntags

Digitized by Google

gehalten hat, einen Zusammenhang mit der Vorlesung jenes Schriftstücks zu suchen, so ist das — Angesichts der Zeugenaussagen — doch sehr gewagt. Es ist aber auch gar nicht von Gewicht, denn wir sind nicht geladen wegen der Predigt, sondern deshalb, weil angeblich die Ehefrau Martin „Ehebrecherin“ und ihr Verhältniß mit dem Ehemann Martin „ehebrecherisch“ genannt worden ist.

Mein Client hätte gewiß die Pflicht, die er erfüllt hat, gern seinem Vorgänger überlassen, der den Fall ursprünglich nach Speyer berichtet hat, es hat ihm gewiß keine große Freude gemacht, hiemit als Seelsorger zu debutiren; dies ist am allerwenigsten von meinem Clienten anzunehmen, dessen ganze Persönlichkeit doch wahrlich nicht den Eindruck macht, daß ihm eine solche unangenehme Amtshandlung zur Freude gereichen könne. Er hat nur seine amtliche Pflicht erfüllt.

Ich stelle deshalb den Antrag: „Die Berufung meines Clienten für begründet zu erklären und unter Aufhebung des ersten Urtheils denselben von Strafe freizusprechen, sowie die Berufung der Kläger als unbegründet abzuweisen.“

Die Frage, ob die Appellation der Ehefrau Martin, die von ihrem Ehemann ohne Vollmacht eingelegt worden, von der Frau als rite eingelegt zu betrachten ist, überlasse ich der Beurtheilung des Gerichts. Mein Client hat jedenfalls kein Interesse daran, eine Unzulässigkeitserklärung der Appellation herbeizuführen, da es ihm im Gegentheil angenehm sein muß, die Sache nach allen Seiten hin am Gerichtshofe entschieden zu sehen. Das Vorgehen des Bischofs von Speyer war entschieden correct, wenn auch nicht gerade klug; mein Client hat aber nicht anders handeln können, und befand sich der Ehefrau Martin gegenüber jedenfalls innerhalb seiner amtlichen Grenze. Ich darf deshalb wohl erwarten, daß der Gerichtshof meinem Antrag stattgeben wird.

Hierauf ergriff das Wort der Beklagte, Pfarrverweser Deckenbrock: M. H. Richter, ich wiederhole, daß ich nichts weiter gethan habe, als daß ich einem Befehle des mir vorgesetzten Bischofs nachgekommen bin. Und warum bin ich dem Befehle des Bischofs gefolgt? Im Jahre 1872 wurde der Abt Haneburg von Sr. Majestät dem König von Bayern zum Bischof von Speyer ernannt, vom Papst bestätigt und ist seitdem im Besitz des bischöflichen Stuhles von Speyer. Bei seiner Inthronisation habe ich in Gemeinschaft mit mehr als Hundert Geistlichen vor den Augen der höchsten königlichen Regierungsbeamten dem Bischof den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet. Seit dieser Zeit wurde weder von Seite dessen, der mir den Bischof vorgesetzt, noch von Seite der competenten Behörde ein Wort laut, woraus ich schließen konnte, daß ich dem Bischof nicht mehr Folge leisten dürfe, oder daß ich seine Befehle zur Prüfung einer anderen Behörde unterbreiten müsse, oder daß ich sie kritisiren dürfe. Der Bischof ist mein Vorgesetzter in kirchlichen Dingen, ich bin sein Untergebener. Es ist eine natürliche, vernünftige und allgemein gültige Regel, daß ein Unterbeamter dem Oberbeamten Folge zu leisten hat. Ein angesehener Abgeordneter des preußischen Landtages hat kürzlich den Ausspruch gethan: „Er halte es für undenkbar, daß, wenn ein Hauptmann von seinem General einen Befehl erhält, dieser erst untersucht, ob der Major denselben billigen würde.“ Gestützt auf diese Grundregel habe auch ich mir die Frage, ob der Bischof berechtigt sei, eine solche Strafsentenz zu erlassen, zum Zwecke der Nichterfüllung nicht gestellt und nicht stellen dürfen; denn es ist undenkbar, daß ich als Unterbeamter mich dem Oberbeamten widersetzen oder seine Anordnungen kritisiren konnte. M. H. Richter! Können Sie sich einen Bischof denken, welcher das Recht hat, einem Pfarrer Befehle geben zu dürfen, wenn der Pfarrer das Recht haben sollte, Kritik zu üben und die Befehle nicht zu befolgen? Was wäre ein solcher Bischof? Ich bin deshalb der Ansicht, daß von einer Strafe gegen mich keine Rede sein kann; denn aus der Ausübung eines Rechtes oder aus der Erfüllung einer Pflicht kann keine Strafe erwachsen. Alle Rechtsautoritäten sind dieser Ansicht. Ich bitte deshalb, den von meinem Herrn Anwalt gestellten Antrage stattzugeben.

(Schluß folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 60. Mittwoch, 28. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Der Hervorragendste dieser Beiden war ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, groß und stark gebaut — ein Muster männlicher Schönheit und Anmuth. Seine breite Stirn deutete auf einen klaren Verstand, seine großen, blauen Augen leuchteten scharf und durchdringend, wie die Augen eines Adlers; sein Mund, leicht beschattet von einem Schnurrbart, obwohl der Ausdruck eines empfindsamen Gemüths und fast weiblicher Milde um ihn spielte, war doch fest in allen seinen Linien und ohne einen Zug von weiblicher Schwäche und Weichlichkeit. Sein blondes Haar hing ungezwungen zurück und ließ die Stirn frei, deren Weiß seltsam mit dem Braun des unteren Gesichtstheils contrastirte.

In der Erscheinung des jungen Mannes lag die Würde eines Edelmannes und es war sicher, daß er auch den wahren Adel besaß — den Adel des Geistes, des Herzens und der Seele.

Sein Begleiter bot den lebhaftesten Gegensatz zu all' diesen Vorzügen. Er gehörte dem Anschein nach der niedrigen Klasse der Gesellschaft an; aber es lag ein offener Blick in seinen Augen und ehrlicher Ausdruck in seinem rauhen, blühenden Gesicht, und dieses mochte ein Grund sein, weßhalb die Beiden in einem augenscheinlich intimen Verhältniß zu einander standen.

Der junge Gentlemann nannte sich Hugo Chandos und sein Begleiter war sein Milchbruder und Bedienter, Martin Kroß.

„Ich kann nicht essen, ich bin zu aufgeregt," sagte Hugo, den Tisch verlassend und zum Fenster gehend, von welchem er eine Strecke der Straße übersehen konnte. „Meine Adern sind wie mit Feuer angefüllt. Ich bin neugierig, Martin, ob ich nicht auf der Schwelle einer Entdeckung stehe, welche auf meine Zukunft nicht unbedeutend einwirken würde."

„Ich weiß nicht, erwiderte Martin, dessen Treue gegen seinen Herrn durchaus nicht in Frage gestellt werden durfte. „Ich muß gestehen, Mister Hugo, daß ich nicht recht weiß, warum wir eigentlich hierher gekommen sind. Gestern kamen Sie in unser Haus, hatten eine lange Unterredung mit der Mutter, ihrer alten Amme, und heute Morgen sagten Sie mir, daß ich mich zur Reise fertig machen sollte. Nun sind wir hier, in einem Gasthofe, wo vielleicht mein Großvater mit seinem Postwagen angehalten hat, als noch keine Eisenbahnen existirten, aber, wie gesagt, ich weiß nicht, weßhalb wir hier sind."

Hugo lächelte und setzte sich am Fenster nieder, dann zog er aus der Brusttasche seines Rockes ein dünnes Packetchen alter Briefe, sorgfältig mit einem Band zusammen gebunden, hervor.

„Ich will Dir die ganze Geschichte, so weit ich sie selbst kenne, erzählen Martin," sagte er. „Du weißt, daß ich meine Eltern, so lange ich denken kann, niemals gesehen habe. Damit hat die Reise zu schaffen."

Martin legte Messer und Gabel auf den Teller und wandte sich mit dem Gesichte nach seinem Herrn.

„Um Dir meine Geschichte klar zu machen," begann Hugo nach einer Pause, „wird es nothwendig sein, Dich an Einiges zu erinnern, was Du bereits weißt. Du weißt, daß deine Mutter, die gute Margaretha Kroß, meine Amme und Pflegemutter war, Du und ich sind beinahe von gleichem Alter und verlebten unsere Jugendjahre zusammen; wir erhielten dieselben Lehren und dieselbe Pflege. Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, wurde ich von Deinem Vater in eine bessere Schule gebracht. Diese verließ ich später, um in Harrow und Oxford zu

Digitized by Google

studiren. Ich wurde immer reichlich mit Geld versorgt — mit mehr, als ich gebrauchte. Ich führe einen ehrlichen Namen, doch ich bin nicht gewiß, ob es mein ehrlicher Name ist. Ich erkenne die Thatsache an, daß Jemand bis hierher freundlich über mich gewacht hat, aber ich habe keine Ahnung, wer es ist."

„Das weiß ich alles, M. Hugo," versetzte Martin.

„Aber Du weißt nicht, mein guter Freund, welche Sehnsucht ich gehabt habe, das Geheimnißvolle meines Daseins zu enthüllen. Ich weiß, daß hier ein Geheimniß obwaltet, denn Deine Eltern wichen den Fragen stets aus, die ich in Betreff meiner Abkunft an sie richtete. Zweifel, Befürchtungen und Hoffnungen stiegen abwechselnd in mir auf. Ich bin jetzt allein durch's Leben gegangen und habe Qualen erlitten, wovon Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Nachdem ich das Gymnasium verlassen, entschloß ich mich, da ich nicht wußte, wie lange die geheimnißvolle Geldbewilligung andauern würde, die Rechte zu studiren. Ich bin nun so weit, um zu einem Amte zugelassen zu werden; ich bin in der Lage, der Welt ohne Bangen in's Angesicht schauen, auf eigenen Füßen stehen zu können und das Geheimniß meines Lebens zu erforschen."

Er sprach die letzten Worte in so ernstem Ton und seine Augen leuchteten so entschlossen, daß wohl anzunehmen war, es könne ihn in seinem Vorhaben nichts irre machen.

„Gestern," fuhr der junge Mann fort, „drang ich entschieden in Deine Mutter, mir Alles zu erzählen, was sie wußte, denn ich hatte ein Recht dazu und mein Fordern hatte den gewünschten Erfolg, während frühere Bitten fruchtlos geblieben waren; — sie erzählte mir Alles was sie von mir wußte. Schade nur, daß es so wenig ist."

Er seufzte und starrte auf die Straße und auf die vorübergehenden Fußgänger; aber er war so in Gedanken vertieft, daß er nichts sah und hörte.

Nach einer kurzen Pause wurde er von seinem treuherzigen Begleiter aus seinen Träumereien aufgerüttelt.

„Wie?" sagte dieser verwundert; sollte die Mutter nicht Alles wissen, was Ihre Vergangenheit betrifft? Sie muß doch gewußt haben, wer Ihre Eltern waren, sonst würde sie Sie nicht angenommen haben. Sicherlich — verzeihen Sie mir, Mr. Hugo — kamen Sie nicht aus dem Findelhause?"

Hugo lachte in einer Weise, welche die Befürchtungen seines Milchbruders verscheuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung

vor dem Zuchtpolizeigericht Kaiserslautern als Appellinstanz in Sachen der Eheleute Strumpfweber Martin zu Kusel gegen den katholischen Pfarrverweser Deckenbrock zu Kusel, wegen Beleidigung.

Am 13. Mai 1873.

(Schluß.)

Hr. Anwalt Gros: Der Beschuldigte hat sich auf den Eid berufen, den er der kirchlichen Behörde geleistet, und behauptet, daß er dem Bischof unbedingten Gehorsam geschworen habe. Er folgert daraus, daß er, dem Bischof gewissermaßen wie ein Offizier seinem General unbedingt gehorchen müsse. Allerdings ist der Kampf, den die kathol. Kirche gegenwärtig gegen den modernen Staat führt, militärisch organisirt; so aber ist die Stellung der Geistlichen bei uns nicht, daß die unteren Geistlichen wie Soldaten ihren Oberen unbedingt gehorchen müssen. Sie haben vielmehr zu prüfen, ob das, was man ihnen zumuthet, erlaubt oder unerlaubt ist; und wenn eine Handlung, die man von ihnen verlangt, ungesetzlich ist, so dürfen sie dieselbe nicht ausführen, selbst wenn sie vom Bischof anbefohlen wird. Der Eid, den sie geleistet haben, verlangt keinen blinden Gehorsam. Wenn z. B. ein Bischof einem Pfarrer den Auftrag gäbe, einen Erlaß zu publiciren, der gegen den § 130 a. des Strafgesetzbuches, den sogenannten Kanzelparagraphen verstößt, durfte er diesen denn vielleicht ungestraft verkündigen? Sicherlich nicht. Der einzig richtige Standpunkt ist deshalb der: in jedem Einzelnen Falle muß der Untergebene untersuchen, ob die Handlung, die man ihm zumuthet, strafbar ist. Wenn dies der Fall ist, so ist sowohl der Anstifter zu strafen, wie der Beauftragte, der ihm Folge geleistet hat. Auf die Jagdgeschichte, die mein Herr College erzählt hat, will ich nicht weiter eingehen, da sie auf den gegebenen Fall durchaus nicht paßt.

Digitized by Google

Der gegnerische Anwalt hat seine Deductionen hauptsächlich auf die Bestimmungen unserer Verfassung begründet. Der Art. 50 der zweiten Verfassungsbeilage sagt nun aber: „daß die christliche Gewalt in ihrem eigentlichen kirchlichen Wirkungskreise nicht gehemmt werden, und daß die königliche weltliche Regierung in rein geistliche Gegenstände des Gewissens und der Religionslehre sich nicht einmischen solle, als in so weit das königliche oberste Schutz- und Aufsichtsrecht dabei eintritt." Wenn also ein Geistlicher sich eine Verletzung der Strafgesetze gegen Privatpersonen schuldig macht, so muß ihm von Seiten der weltlichen Macht der nöthige Schutz gewährt werden; ebenso wenig darf ein Geistlicher unbedingt Lehren verkündigen ohne Rücksicht darauf, ob sie für Andere beleidigend sind oder nicht. Es heißt vielmehr im §. 62 der II. Verfassungsbeilage: „die Religions- und Kirchengesellschaften müssen sich in Angelegenheiten, die sie mit anderen bürgerlichen Gesellschaften gemein haben, nach den Gesetzen des Staates richten, und in §. 64 d. werden unter den weltlichen Gegenständen, über welche der Staatsgewalt allein die Gesetzgebung und die Gerichtsbarkeit zusteht, die „Ehegesetze" ausdrücklich bezeichnet. Wenn der Staat also sagt: „die betr. protestantisch abgeschlossene Ehe ist gültig", so hat auch die katholische Kirche sie anzuerkennen, und darf sich hierin nicht über den Staat stellen, und wenn sie es nicht thut, so hat die betheiligte Privatperson den Anspruch auf Schutz von Seite des Staates gegen die Anmaßungen der Kirche und das Recht auf Ahndung der Beleidigungen, die ihr dadurch von der Kirche und ihren Organen zugefügt werden. Der §. 69 der II. Verfassungsbeilage bestimmt sogar, daß auch die Criminalgerichtsbarkeit über Geistliche nur den einschlägigen königlichen weltlichen Gerichten zukommt." Hierdurch sind auch Bestimmungen des alten kanonischen Rechts alterirt; und doch ist das moderne Gesetz in Geltung. Ebenso ist der vorliegende Fall nicht nach dem kanonischen Kirchenrecht des Alterthums zu beurtheilen, sondern einfach darnach, ob nach unseren modernen Rechtsbegriffen eine Beleidigung der Eheleute Martin vorliegt. Wenn dies der Fall ist, so haben die Eheleute Martin ein Recht darauf, den Schutz des Staates zu verlangen, und dieser hat die Pflicht, ihnen denselben zu gewähren.

Hr. Anwalt Frenckel bleibt bei der Richtigkeit seiner Deductionen stehen. Der § 64 des Religionsedicts erkläre allerdings die Ehegesetze als weltliche Gegenstände, füge aber hinzu: „insofern sie den bürgerlichen Vertrag und dessen Wirkungen betreffen." Diese würden aber im gegebenen Falle durchaus nicht bestritten. Die Ehe als bürgerlicher Vertrag mit ihrer Wirkung gehöre allerdings nicht zu den inneren Kirchenangelegenheiten; dies beweise aber für die heutige Sache nichts, wo es sich nur um die Ausübung der inneren Kirchendisciplin handle. Durch die Bestimmung des § 64 d. sei die Bestimmung des Concordats und der Verfassung durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Kirche Kirchenstrafen verhängen und die Kirchenzucht selbstständig aufrecht erhalten dürfe. Diese Frage sei nur nach kirchlichem kanonischem Rechte zu beurtheilen. Er sei deshalb nicht widerlegt, sondern halte seinen Antrag aufrecht.

Der Vertreter der königl. Staatsbehörde, Herr Staatsanwalt Böcking will sich weder auf politische, noch kanonische Erörterungen einlassen; wir stehen lediglich auf dem Gebiet des Strafgesetzbuches und allein dieses kann in Betracht kommen. Das vom Vertreter des Beklagten erhobene formelle Bedenken, ob der Ehemann berechtigt gewesen sei, für seine Ehefrau ohne specielle Vollmacht Appellation einzulegen, hält er Angesichts der klaren Bestimmung des § 195 des Strafgesetzbuches für durchaus hinfällig, da hiernach bei Beleidigungen der Ehemann der natürliche und gesetzliche Anwalt der Ehefrau sei.

Was die Sache selbst anbetrifft, so sei es unzweifelhaft, daß dem Ehemann unter keinen Umständen, selbst nach kanonischem Recht, der Vorwurf des Ehebruchs im vorliegenden Falle gemacht werden dürfe. Die Ehe, die er geschlossen, sei nach den Lehren seiner Kirche und nach bürgerlichem Rechte eine vollständig legitime Ehe. Die Frage sei deshalb einfach die, ob der animus injuriandi gegen den Ehemann genügend dargethan sei. Nach dem Bildungsgrad des Beschuldigten müsse aber unzweifelhaft angenommen werden, daß er von der rechtswidrigen Behauptung des Ehebruchs

Digitized by Google

und von der ehrenkränkenden Folge dieser Behauptung überzeugt sein mußte. Dies ist aber genügend, um den animus injuriandi im Sinne des § 85 des Str.-Ges.-B. festzustellen.

Wenn sich nun der Beschuldigte darauf beruft, daß er im Auftrage seines Oberen gehandelt habe, so ist dem entgegenzuhalten, daß er nicht zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist, sondern daß er es ablehnen muß, wenn ihm etwas Unerlaubtes, ein Verstoß gegen die Strafgesetze zugemuthet wird. Dadurch, daß er das Schriftstück mit dem Bewußtsein des ehrenkränkenden Charakters desselben publicirt, hat er die Beleidigung ausgesprochen, und kann sich durch den Befehl seines Oberen nicht decken.

Was die Beleidigung der Ehefrau Martin anbetrifft, so mag allerdings auf der einen Seite dem Beschuldigten das Recht der kirchlichen Disziplin vor Augen gestanden haben. Ich glaube deshalb, daß hier auf Grund des § 193 des Strafgesetzbuches der animus injuriandi in stärkerer Weise festgestellt werden müßte, als bei der Beleidigung gegen den Ehemann, gegen den Beklagter das Recht der kirchlichen Censur nicht hatte. § 193 sagt nämlich, daß tadelnde Urtheile, ... ingleichen Aeußerungen, welche zur Ausführung oder Vertheidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigten Interessen gemacht werden, sowie Vorhaltungen und Rügen der Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen . . . . . und ähnliche Fälle nur insofern strafbar sind, als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht. Es steht nun aber unzweifelhaft fest, daß die kathol. Kirche das Recht der geistlichen Censur über ihre Angehörigen hat. Aber diese darf nicht so weit gehen, daß die der betreffenden Person durch staatliche Gesetze gewährleisteten Rechte angegriffen werden. Was den betreffenden Personen staatlich garantirt ist, vor allen Dingen die Freiheit ihrer Person, dahin darf die kirchliche Censur nicht greifen; hiehin gehört auch das Recht, daß man nicht beleidigt werden darf. Durch Urtheile des obersten Gerichtshofs ist denn auch festgestellt, daß auch durch Ausübung der kirchlichen Censur Beleidigungen vollzogen werden können. Es ist deshalb im gegebenen Falle zu prüfen: „Ist der Thatbestand einer Beleidigung gegeben oder nicht?“

Objectiv ist es ganz zweifellos, daß die gebrauchten Ausdrücke den Thatbestand der Beleidigung im Sinne des § 185 des Str.-Ges.-B. enthalten; (die §§ 186 und 187 kommen heute nicht zur Sprache). Bezüglich des subjectiven Thatbestandes aber glaube ich, daß der erste Richter mit vollkommenem Rechte getrennt, und die Beleidigung des Ehemanns und der Ehefrau von zwei verschiedenen Seiten angesehen hat. Der Beschuldigte weder, noch sein Vorgesetzter haben das Recht der kirchlichen Censur gegen den Ehemann in Anspruch zu nehmen, und wenn trotzdem von einem „ehebrecherischen Verhältnisse“ gesprochen wird, so wird, wie der erste Richter mit vollem Rechte annimmt, nicht nur der Ehefrau, sondern auch dem Ehemann Ehebruch vorgehalten. Die Beleidigung gegen den Ehemann ist deshalb jedenfalls strafbar.

Bezüglich der Ehefrau muß aber, wie oben schon erwähnt, der § 193 des Str.-Ges.-B. in Betracht gezogen werden, wonach derartige tadelnde Urtheile oder Aeußerungen zu Wahrnehmung berechtigter Interessen nur strafbar sind, wenn die Absicht der Beleidigung schon aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter denen sie geschah, hervorgeht. Im vorliegenden Fall hat nun aber Beklagter Nichts weiter gethan, als den bischöflichen Erlaß vorgelesen. Wenn in diesem Erlaß nun auch verschiedene Ausdrücke vorkommen, die nicht vollständig am Platze waren, so ist daraus auf eine Absicht der Beleidigung gegen die katholische Ehefrau im Sinne des § 193 noch nicht zu schließen. Ich glaube demnach, daß das Urtheil erster Instanz in beiden Theilen zu bestätigen, und Beklagter nur der Beleidigung des Ehemanns Martin für schuldig zu erklären ist. — Dagegen ist der Antrag der Kläger gerechtfertigt, daß im Urtheil auch das Recht zur Publication des Urtheils, soweit es die Beleidigung des Ehemanns betrifft, ausgesprochen werde.

Die Verhandlung wurde hierauf geschlossen; nach kurzer Berathung verlagte der Gerichtshof den Urtheilsspruch auf Dienstag, den 27. Mai Vormittags 9 Uhr. (Siehe im Pfälzer.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 61. Freitag, 30. Mai 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Meine Herkunft mag nicht viel ehrlicher sein, Martin," sagte er, „aber sie ist denn doch etwas romantischer. Höre. Deine Mutter stand eines Abends — es waren in diesem Frühjahr gerade zweiundzwanzig Jahre — vor der Hausthür ihrer Wohnung, einem abgelegenen Häuschen in Kensigton, und wartete, Dich auf den Armen tragend, auf die Rückkehr Deines Vaters von der Arbeit, während in dem Zimmer der Thee bereit stand. Es war bereits dunkel geworden und der Schein des Kaminfeuers fiel durch die offene Thür auf die Straße. Während Deine Mutter so dastand, kam ein Mann, der ein kleines Kind in seinen Armen trug, die Straße daher, blieb vor dem Häuschen Deiner Mutter unentschlossen stehen und trat dann plötzlich herein. Deine Mutter eilte, um ein Licht anzuzünden, aber er sagte ihr, daß sie es nicht thun sollte. Er erkundigte sich nach ihrem Namen, der Beschäftigung ihres Mannes und der Zahl ihrer Kinder. Dann sagte er, daß die Mutter seines Kindes todt sei und daß er für dasselbe eine Amme suche. Er bat die Mutter, das Kind zu sich zu nehmen und bot ihr eine anständige Summe für ihre Dienste. Sie nahm sein Anerbieten sogleich an, obwohl sie ihr gutes Glück etwas bezweifelte; sie erhielt ihren ersten Jahresgehalt sofort ausbezahlt und das Geschäft war fertig. Der Fremde drückte dann das Kind an seine Brust und seine Thränen fielen auf das kleine Gesicht. Deine Mutter sagte, daß der Mann sicher der Vater des Kindes war, denn als er dasselbe in ihre Arme gelegt und sich allein entfernt hatte, kam er noch zweimal zurück, um das Kind wieder und wieder zu küssen und zu sehen, ob es noch ruhig sei. Er ging fort, Martin, und Deine Mutter sah ihn niemals wieder."

„Und dieses Kind waren Sie, Mr. Hugo?"

„Ja, Martin, ich war das Kind, und jener Mann, mein Herz sagt es mir, war mein Vater. Er sandte jedes Jahr eine bedeutende Summe Geldes zu meiner Versorgung an Deine Mutter. Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, ordnete er an, mich in eine bestimmte Schule zu schicken. Jeder der Briefe, die regelmäßig jährlich kamen, enthielt eine größere Summe als der vorige. Genaue Instruktionen, betreffend meine Studien und mein Leben, begleiteten jede Geldsendung. Kurz, jener Mann — mein unbekannter Vater — ist mein unsichtbarer Schutzgeist gewesen, welcher mich bisher geleitet und geführt und all' diese Jahre hindurch über mich gewacht hat. Deine Mutter beantwortete seine Briefe nie, weil sie seine Adresse niemals erfahren hat. Er schrieb niemals an mich und niemals, bis gestern, habe ich seine Handschrift gesehen."

„Ich möchte wohl wissen, wie er aussieht," sagte Martin gedankenvoll.

„Deine Mutter sagte, daß, da sie ihn nur beim Scheine des Feuers gesehen, sie ihn nicht genau beschreiben könne, glaubt aber, daß ich sein getreues Ebenbild bin Er war schwarz gekleidet und erschien wie ein Mann aus den vornehmen Kreisen, wie sich Deine Mutter ausdrückte. Ich weiß, er ist mein Vater und es ist kein Zweifel, daß er mich liebt. Er muß auch noch leben, sonst würden die Briefe und die Geldsendungen nicht bis jetzt fortgesetzt worden sein. Aber warum hat er mich nie zurückgefordert? warum ist er nie gekommen, um mich zu sehen? Warum hat er sich mir nie zu erkennen gegeben? Das sind die Fragen, welche mich jetzt beunruhigen?"

„Aber was hat unsere Reise hierher mit der geheimnißvollen Persönlichkeit zu schaffen?" fragte Martin.

Digitized by Google

„Dieses hier," erwiederte Hugo, „sind die Briefe, welche er an Deine Mutter schrieb. Alle, außer einem, tragen den Poststempel „London," dieser eine aber ist gestempelt „Wilchester." Du siehst also, Martin, ich habe einen schwachen Leitfaden, an welchem ich mich halten kann. Ich könnte in London immerfort suchen, ohne eine Spur von ihm zu finden; hier aber kann ich vielleicht auf einen glücklichen Erfolg rechnen Der Wilchester Brief ist vom vorigen Jahre und, gleich all' den andern, mit „Chandos" unterschrieben. Nun habe ich vor allen Dingen nach einem Gentleman dieses Namens zu forschen. Es ist möglich, daß dies blos ein angenommener Name ist. Nun, das muß die Zukunft lehren. Deine Mutter sagte, daß er diamantene Hemdknöpfe auf der Brust und an den Manschetten trug; dieses sowohl, als seine Unterstützungen für mich lassen annehmen, daß er reich ist. Seine Handschrift ist die eines wohlerzogenen feinen Mannes. Ich muß mich also gewiß unter den höheren Ständen nach ihm umsehen. Ich werde mein Leben der Verfolgung dieser Sache widmen Ich will wissen, ob ich ein Recht habe an den Namen, welchen ich trage — ob ich überhaupt ein Recht auf einen Namen habe."

Das Gesicht des jungen Mannes wurde blaß bei dem bloßen Gedanken, möglicherweise zu entdecken, daß seine Abkunft eine schimpfliche sei.

„Und ich will Ihnen suchen helfen, Mr. Hugo!" rief Martin. „Wir wollen zusammen wirken. Ich verspreche Ihnen, daß ich mein Leben ihrem Dienste widmen will."

Hugo ergriff die Hand seines Milchbruders und drückte sie innig.

„Laß' den Wirth hereinkommen, Martin," sagte Hugo. „Ich will damit beginnen, ihn zu fragen, ob ein Chandos in der Nachbarschaft ist. Ziehe die Glocke."

Martin eilte, zu gehorchen und schellte lustig, indem er rief:

„Die Geschichte fängt an, mich zu interessiren. Das Geheimnißvolle und Romantische haben wir bereits und wer weiß, ob wir nicht auch noch Reichthum und Ehre finden."

VI.

Das nächtliche Suchen.

Die Nacht war hereingebrochen und in Wilchesters Towers herrschte tiefe Stille. Die Tritte der Diener im Corridor waren verhallt und Licht und Feuer war in jedem Zimmer erloschen, ausgenommen in der Bibliothek, wo Sir Archy, Rosamunde und die alte Bettine noch in ernster und geheimer Berathung verweilten. Der Baronet schritt in fieberischer Ungeduld auf und nieder; Rosamunde saß vor dem Feuer, übergossen von dem Schein der hellen Gluth, und ihre Augen folgten den Bewegungen ihres Vaters. Die alte Bettine war in tiefe Träumerei versunken.

Plötzlich wurde die Stille durch das Schlagen der Uhr auf dem Kaminsims unterbrochen.

„Elf Uhr!" sagte der Baronet, stillstehend. „Es ist Zeit, an's Werk zu gehen. Bist Du noch gesonnen, mit mir zu gehen, Rosamunde?"

„Gewiß, Papa," erwiderte Rosamunde. „Ich kann Dir vielleicht viel helfen. Mache eine Laterne und Werkzeug bereit, während ich hinaufgehe, um mein Mädchen zu entlassen und meine Kleider zu wechseln. Ich werde sogleich wieder hier sein."

Damit eilte sie in ihre Zimmer. Diese kamen ihr jetzt, im Gegensatz zu der Arbeit, welche sie vor sich hatte, weit angenehmer vor als je. Sowohl das Boudoir, als das Ankleidezimmer waren behaglich erwärmt. Vor dem Kamin, in welchem noch einige Kohlen glimmten, stand ein Lehnstuhl, ein sauberes, weißes Nachtkleid darüber gebreitet, und ein Paar Pantoffeln von weißem Sammet befanden sich daneben, ihrer Besitzerin harrend.

Bessy saß, an den Kamin gelehnt, auf dem dicken Teppich und war eingeschlummert. Bei dem Eintritt ihrer Herrin sprang sie erschreckt auf.

„Du kannst zu Bette gehen, Bessy," sagte Rosamunde rasch. „Ich werde mich so bald noch nicht zur Ruhe begeben."

„Ihr Bett ist erwärmt, Miß Rosamunde," erwiderte das Mädchen schläfrig, „und Ihre Nachtkleider liegen bereit. Gute Nacht!"

Rosamunde erwiderte freundlich ihren Gruß und das Mädchen begab sich nach ihrer Kammer. Dann vertauschte Rosamunde ihr hellfarbiges Kleid mit einem andern, warf einen Mantel um, setzte einen Hut auf, und eilte darauf, nachdem sie noch die Thüren ihrer Zimmer verschlossen hatte, zurück in die Bibliothek, wo ihr Vater schon auf sie wartete.

Digitized by Google

„Komm' mein Liebling," sagte er, die Laterne und die zu ihrem Vorhaben nöthigen Geräthschaften unter einem alten Mantel, den er dann unter der Brust zuknöpfte verbergend; „wir haben mehrere Stunden vor uns, in denen wir unser Glück versuchen wollen. Verschließe die Bibliothek."

Sie traten in den schwach erleuchteten Corridor und blieben einen Augenblick stehen, während Rosamunde die Thür verschloß und den Schlüssel in ihre Tasche steckte.

„Wir wollen durch das Schloß gehen, statt über den Hof. Wir müssen vorsichtig sein, denn wenn Hadd unsere Absicht merken sollte, würde er sie vereiteln. Er hat den verborgenen Schatz für seinen Sohn bestimmt. Kommet!"

Leise, wie Diebe, schlichen sie durch den Corridor, durch große, leere Zimmer, geisterhaft erleuchtet von dem matten Schein der Laterne, welche Sir Archy jetzt unter seinem Mantel hervorgezogen und Rosamunde übergeben hatte. Ihre eigenen Gestalten warfen schwere Schatten rings umher — Schatten, welche der erfinderische Geist des Mädchens zu einer andern Zeit für scheußliche Gespenster gehalten haben würde. Diejenigen Zimmer des mächtigen Gebäudes, welche dem Grauen Thurm am nächsten lagen, waren seit Jahren nicht mehr benützt worden; sie standen daher leer, seitdem mit der Abnahme des Reichthums auch die Gastfreundschaft des Hauses aufgehört hatte. Dicker Staub lag auf dem Fußboden und der kalte Novemberwind drang durch die zerbrochenen Fenster, seufzend und klagend, wie gebannte Geister.

„Der Wind hallt jetzt an diesen alten Mauern wider, wie in jener schönen Zeit, als ich noch ein Knabe war, das fröhliche Gelächter," sagte Sir Archy traurig.

„Ja, Rosamunde, unser Glück war damals strahlend. Hättest Du nur das Haus der Wilchesters in seiner vollen Pracht sehen können. Welche stolzen Gestalten belebten einst diese Räume, in denen nun der Wind tobt! Welche Juwelen blitzten und welche fröhlichen Stimmen erschallten hier, wo nun Alles verödet und mit Staub bedeckt ist."

„Es kann Alles wieder so werden Papa," erwiderte Rosamunde. „Die Geschichte wiederholt sich, wie Bettine sagte. Wenn wir den Schatz, welchen wir suchen, finden, können wir die alte Zeit wiederkehren lassen; mehr als das, unser Glück wird getheilt werden von unsern Pächtern und den Armen des Dorfes."

Endlich kamen die drei auf einen langen, breiten Corridor, welcher das Schloß mit dem Grauen Thurm verband. Sie durchschritten rasch diesen öden Raum, denn der Wind saus'te hier heftig, und gelangten an eine massive eichene Thür. Der Baronet öffnete dieselbe und sie traten in den Grauen Thurm.

Das Vorzimmer, in dem sie sich jetzt befanden, war einfach nach altem Styl möblirt. An den feuchten Wänden hingen zerrissene Tapeten, der Fußboden war, wie überall, auch hier mit dickem Staub bedeckt und klang unter den Fußtritten hohl und dumpf, die Mobilien, massiv und altmodisch, hatte die Zeit geschwärzt, die kleinen Fenster waren dicht mit Epheu bewachsen und die Glasscheiben mit dickem Schmutz bedeckt.

„Bettine's Zimmer ist das zunächst belegene," sagte der Baronet, auf die ihnen gegenüber befindliche Thür deutend. „Ich glaube, es ist besser, wenn wir diese Kammern nicht durchsuchen und lieber hinunter in die Keller und in den alten Kerker gehen."

„Warum in die Keller?" fragte Rosamunde, die Laterne hochhaltend und herumleuchtend.

„Weil sie ein passender Platz sind, einen Schatz darin zu verbergen," erwiderte Sir Archy. „Mein Vater hat schon daselbst gesucht und mein Großvater ebenfalls."

„Ihr Mißerfolg sollte uns eine Lehre sein, Papa," wendete Rosamunde ein, indem sie ihre Augen forschend umherschweifen ließ. „Hast Du jemals diese Wände untersucht?"

„Ja, und auch den Fußboden; aber meine Untersuchung war etwas oberflächlich, da ich nicht glaubte, das Geld in diesen Kammern hier zu finden."

(Fortsetzung folgt.)

Belehrung
für Gesunde und Kranke.

XII. Leichenhäuser und ihre geringe Benützung.

In großen Städten, in denen schon seit

Digitized by Google

Jahrzehnten eigene Leichenhäuser bestehen, in welchen die Todten gleich nach dem Hinscheiden bis zu ihrer Beerdigung untergebracht und beigesetzt werden, weiß man es nicht anders und Niemand widersetzt sich dieser wohlthätigen gesundheitspolizeilichen Verordnung. Anders verhält es sich in kleinen Städten und Märkten, in denen zwar in neuerer Zeit Leichenhäuser erbaut werden müssen und auch zum Theil schon bestehen. Dort werden meist nur Arme oder solche, die in öffentlichen Krankenhäusern sterben, untergebracht, bei den Andern besteht noch immer ein Vorurtheil gegen die Benützung dieser Häuser. Wie lästig aber ist es oft in Privathäusern, besonders bei sehr beschränkten Räumlichkeiten, wenn ein Leichnam einige Tage dort liegt, wie störend ist es im Geschäfte? Wie wird getrachtet, den Verstorbenen doch sobald als möglich unter den Boden zu bringen, wie wird der Leichenschauer und die Geistlichkeit besonders auf dem Lande drangsalirt, daß die Beerdigung ja recht bald stattfinden dürfe.

Und dann wie nachtheilig ist es für euch, wenn ihr 2mal 24 Stunden in der nächsten Nähe der Leiche zubringen, essen, wohnen und schlafen müßt, zumal in ansteckenden Krankheiten, wodurch die Weiterverbreitung der Krankheit unter euch begünstigt wird.

Eben wegen dieser Nachtheile für eure eigene Gesundheit sind die Leichenhäuser da und wird von hoher Stelle auf die Einrichtung derselben immer mehr gedrungen.

Trotz eurer eingebildeten Furcht vor einem Todten könnt ihr es doch nicht über euch bringen, die Leichen außer dem Hause aufzubewahren und benützt so wenig diese für euch so wohlthätige Anstalt der Leichenhäuser, blos weil es noch nicht Mode, weil blos Arme bis jetzt dort beigesetzt sind. Möchten doch die Vernünftigen von euch mit dem guten Beispiele vorangehen, die Andern würden dann schon nachfolgen, wenn sie die Nützlichkeit und die Vortheile solcher Leichenhäuser aus der Erfahrung kennen lernten.

Sektionen der Leichen.

Noch tiefer eingewurzelt und schwerer auszurotten, als alle bis jetzt erwähnten Gebräuche und Vorurtheile, ist selbst bei den gebildetern Ständen die Abneigung gegen die Sektion ihrer Verstorbenen; nur sehr Wenige gibt es, die sich dieses Vorurtheils entschlagen können. Einige wollen die Sektion nicht zulassen aus Liebe gegen ihre theuren Verstorbenen; ich ehre diesen Grund, sehe aber nicht ein, wie die Liebe hier verletzt wird. Wollen sich ja auch die hohen und allerhöchsten Stände von der Todesursache ihrer Theuren Aufschluß verschaffen durch die Sektion. Es ist dies gerade ein Akt der Aufmerksamkeit und Fürsorge, die sich selbst so zu sagen über das Grab hinaus erstreckt. Es wird damit erst dem so schwer Vermißten, dem wir das Leben nicht erkaufen konnten, auch noch nach dem Tode die letzte Aufmerksamkeit erwiesen, bevor er dem Grabe überliefert wird.

Wünschen doch viele Verständige selbst noch bei Letzzeiten, daß ihre Körper nach dem Hinscheiden sezirt (geöffnet) werden, theils zur Beruhigung der Hinterbliebenen, theils aus Furcht vor dem Lebendig- oder Scheintodtbegrabenwerden.

Und wie viele Belehrung für die Nachwelt, wie viel Aufschlüsse für Andere schöpfen die Aerzte aus den Sektionen, so daß wir es den kommenden Geschlechtern schuldig sind, durch Ueberwindung dieses Vorurtheils der Wissenschaft und die Erfahrung zu unterstützen und zu bereichern.

Auch hierin mögen die Einsichtsvollern vorangehen und durch Belehrung und Aufklärung dazu beitragen, daß wenigstens in einzelnen besonders wichtigen und für die Aerzte wünschenswerthen Fällen in der Stadt und auf dem Lande Leichen oder einzelne Theile derselben untersucht werden dürfen. Hierin können sehr viel die Herren Geistlichen und Lehrer thun, da sich viele bei denselben noch zuletzt Rath erholen, wenn der Arzt durch Bitten und Vorstellungen aller Art ihr Vorurtheil wankend gemacht hat und sie dadurch in etwas entgegenkommender geworden sind

Ein Witzbold erklärte den Unterschied zwischen einem Mädchen und einem Lichte folgendermaßen: „Ein Licht wird geputzt, daß es nicht ausgehen soll; ein Mädchen geht aber nur aus, wenn es geputzt ist."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 62. Sonntag, 1. Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Wir müssen jetzt handeln, als ob wir es glaubten. Ich schlage vor, Papa, daß wir diese Nacht dieses und Bettine's Zimmer durchsuchen. Was meinst Du, Bettine?" fragte Rosamunde, sich an die Bewohnerin des Thurmes wendend.

Bettine fuhr aus ihren Träumereien auf, in welche sie so eben versunken war.

„Ich dachte gerade an die alten Zeiten," erwiederte sie. „Ich versuchte, all' meine Erinnerungen wach zu rufen, die uns etwa beistehen könnten. Ich habe niemals geglaubt, daß das Legat in den Kellern verborgen sei. Jeder hat dort gesucht, den Thurm selbst aber aus einer mir unbegreiflichen Ursache unberücksichtigt gelassen. Die Wilchesters haben vor vielen Jahren in den Kellern alle Steine aufgerissen und die Mauern genau durchforscht, und auch Mr. Hadd, der Administrator, hat vielen Fleiß auf dieses Geschäft da unten verwendet."

„Mr. Hadd!" rief der Baronet verwundert.

„Ja, Sir. Mr. Hadd hat mehr als eine Nacht arbeitend in dem Grauen Thurm zugebracht," sagte Bettine, mit den Augen blinzelnd. „Er ahnte nicht, daß ich, in der Dunkelheit verborgen, jede seiner Bewegungen belauschte. Er hat, wie alle andern Sucher, nie etwas gefunden, aber er glaubt fest, daß der Schatz dort verborgen ist."

„Wenn Einer, wie Mr. Hadd, so emsig darnach sucht, muß er gewiß fest an das vergrabene Testament glauben," sagte Sir Archy, indem sein bedeutungsvoller Blick dem Rosamunde's begegnete.

„Wir verschwenden Zeit," sagte Bettine. „Ich kann nicht mit arbeiten, Sir Archy, aber ich kann vielleicht Plätze ausfindig machen, wo sich eine Belohnung der Mühe am meisten erwarten läßt. Ich hatte einmal einen Traum, daß der Schatz in einem dieser schweren Tische entdeckt wurde, aber ich habe mich im Geiste so viel mit diesem Gegenstand beschäftigt, daß ich sehr häufig davon geträumt habe. Ich will die Laterne halten, während Sie Beide arbeiten."

Rosamunde übergab die Laterne der alten Bettine und machte sich mit ihrem Vater sogleich an's Werk.

Das Erste war, dem Wink der Alten folgend, daß sie jedes Stück Mobiliar sorgfältig prüften. Die Schubladen wurden aus den Tischen gezogen, die Polster auf den Stühlen mit langen Nadeln probirt, in der Hoffnung, in einem bisher unverdächtig erschienenen und daher undurchsucht gelassenen Winkel eine Spur von dem Schatz zu entdecken.

Die erste Stunde des Suchens hatte zu keinem Resultat geführt.

„Nun laß' uns die Wände untersuchen," sagte Rosamunde, deren Muth nicht im Geringsten geschwächt war, heiter. „Es ist wahrscheinlich, daß sie schon Jemand vor uns untersucht hat, doch ein kleines Plätzchen kann vernachlässigt worden sein."

Sir Archy nahm den Hammer und klopfte prüfend an die Wände; aber sie waren massiv und kein hohler Klang ließ einen geheimen Behälter vermuthen.

„Der Kamin ist groß," sagte die alte Bettine, „aber es ist nichts darin verborgen. Sir Archy's Vater hat einmal alle Steine aufgerissen."

„Ich habe dort ebenfalls bereits nachgesehen," versetzte der Baronet. „Es bleibt hier also nichts mehr zu durchsuchen übrig; laßt uns nach Bettine's Kammer gehen."

Bettine ging voraus und öffnete die Thür ihres Gemachs. Es war ein niedriges, geräumiges Zimmer mit kleinen Fenstern und

Digitized by Google

kolossalem Kamin, auf welchem ein Holzfeuer lustig brannte. Der eichene Fußboden war schwarz wie Ebenholz und glänzte wie ein Spiegel. In einer Ecke stand, mit schweren Gardinen behängt, ein hoch aufgethürmtes Bett, und vor dem Feuerherd war ein moderner Lehnstuhl, welchen Rosamunde der alten Frau zu ihrem Geburtstage geschenkt hatte, placirt. Neben dem Stuhl stand ein kleiner Tisch, auf dem ein Glas Glühwein sich befand; über dem Feuer dampfte ein kleiner Theekessel und eine Wildpastete war zum Aufwärmen auf den Herd gestellt.

„Bessy brachte mir diese Sachen, weil sie befürchtete, ich möchte hungrig werden," sagte Bettine etwas verlegen und als ob sie sich damit entschuldigen wollte. „Ich bekomme oftmals Hunger in der Nacht, Sir Archy. Alte Leute müssen öfter essen als jüngere. Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Nein, nein, Bettine," erwiderte der Baronet, sich in dem behaglichen Zimmer umsehend. „Du hast eine recht hübsche Wohnung, aber es muß hier doch sehr einsam für Dich sein. Du würdest am Ende doch besser thun, das Häuschen, welches ich Dir versprochen habe, anzunehmen und dort mit Deinem Urenkel gemeinschaftlich zu leben."

„Nie, nie, Sir Archy!" erklärte die alte Frau aufgeregt, und fügte dann mit bittender Stimme hinzu: „O, Sie werden mich doch nicht aus dem alten Grauen Thurm — nicht aus diesem Zimmer jagen? In dieses Gemach kam einst meine junge Herrin, die Lady Rosamunde, als glückliche Braut. Hier wurden fast alle ihre Kinder geboren. Hier habe ich vor achtzig Jahren meine glücklichsten Tage verlebt. Ich werde sterben, Sir Archy, wenn sie mich von diesem Zimmer, an welches sich all' diese schönen Erinnerungen knüpfen, hinwegnehmen und mich in ein modernes Haus setzen. Gewiß, es würde mich tödten, wenn ich von hier entfernt würde."

Sie blickte zu dem Baronet auf mit ihren schwarzen Augen, in denen ein Paar Thränen glänzten. Sie hatte seit Jahren nicht geweint, aber jetzt weinte sie beinahe. Ihre dünnen mageren Hände umschlossen krampfhaft den Stab, und in dem Ausdruck ihres Gesichts lag ihre ganze Besorgniß.

Sie hatte in den Worten des Baronets etwas mehr gefunden, als den Wunsch ihr eine Erleichterung zu verschaffen; sie hatte dieselben aufgefaßt, als ob ihr ferneres Verbleiben in dem Grauen Thurm in Frage gestellt werden sollte.

„Du sollst nicht von hier entfernt werden, Bettine," erklärte Sir Archy bestimmt. „So lange Wilchester Towers in dem Besitz der Wilchesters bleibt, sollst Du Deine Heimath hier haben. Sollte es aber in andere Hände übergehen dann wollen wir es zusammen verlassen."

„Wird dieser Tag jemals kommen, Sir Archy?" fragte mit zitternder Stimme die Alte.

„Er ist nahe," erwiderte ernst der Baronet, „es sei denn, daß ich das vergrabene Vermächtniß finde. Ich suche nicht aus Habgier nach Lady Rosamunde's Vermächtniß, sondern um meine Kinder, meine Ehre und meinen Namen zu retten. Amos Hadd, mein Administrator, hat, wie ich Dir schon sagte, Forderungen an mich, welche ich kaum mit meinem gesammten Eigenthum decken kann."

„Amos Hadd!" versetzte die alte Bettine. „Ich habe diesem Menschen nie etwas Gutes zugetraut. Die Wilchesters kommen in Armuth! O, das ist ein trüber Tag! Wir müssen den Schatz auffinden, Sir Archy; vielleicht ist er in dieser Kammer verborgen. Hätte mein Sohn nur so lange gelebt, daß er mir hätte sagen können, was er in dem Grauen Thurm gethan und wo er gearbeitet hat."

„Starb Lady Rosamunde in diesem Zimmer?" fragte Sir Archy.

„Nein, Sir. Sie bezog den Haupttheil des Schlosses, nachdem hier drei ihrer Kinder geboren waren, aber sie hatte stets eine Vorliebe für dieses Zimmer. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie ihre Schätze hier verbarg."

„Dieses Zimmer sorgfältig zu durchsuchen, ist eine Arbeit für eine ganze Nacht," sagte Sir Archy, indem er mit dem Hammer an die massiven Wände klopfte; „doch es muß geschehen."

„Es existiren eine Menge Geschichten von diesem Zimmer," sagte die alte Bettine, sich vor dem Feuer niedersetzend, während Sir Archy und Rosamunde emsig in ihrer Arbeit fortfuhren. „Ich habe gehört, daß früher

Digitized by Google

eine geheime Treppe aus diesem Zimmer in einen langen, unterirdischen Gang mit einem geheimen Kerker führte. Es war eine dumme Geschichte, aber ich erinnere mich, daß sich meine Lady sehr dafür interessirte. Sie ließ einen alten Diener der Familie zu sich kommen, welcher ihr die Geschichte erzählen mußte, und auch, wie der Graue Thurm vor etwa dreihundert Jahren sowohl zur Vertheidigung, als auch als Wohnung benutzt wurde. Es war irgendwo Krieg um jene Zeit, sagte man, und Leben und Eigenthum waren in Kent nicht so sicher, wie heutzutage, deshalb verbarg die Familie ihre Schätze in dem geheimen Kerker. Meine Lady sprach zu ihrem Gemahl, Sir Chester Wilchester, davon, aber ich habe nie gehört, was er dazu sagte. Wahrscheinlich hat er darüber gelacht. Ich glaube aber doch, daß geheime Gänge und Räume unter dem Grauen Thurme sich befinden."

„Sie sind in gefährlichen Zeiten gebaut," erwiederte Sir Archy, welchem viel von dem Geschwätz der Alten entgangen war, „und laufen in verschiedenen Richtungen unter dem Schlosse hin und haben verschiedene Ausgänge. Ich kenne sie alle; aber sie sind seit langer Zeit nicht gebraucht worden. Was die geheime Treppe von diesem Zimmer aus betrifft, so glaube ich nicht daran, denn die Mauern sind alle massiv mit Steinen und Kalk gebaut; auch ist kein geheimer Kerker unter dem Grauen Thurm. Ich kenne die Gefängnisse des Schlosses sehr gut."

Er näherte sich dem Herd und prüfte die Steine sorgfältig.

„Das ist eine unnöthige Arbeit, Sir Archy," sagte Bettine. „Ich kam einige Tage, nachdem der Schatz vergraben war, hierher, und habe an dem Herd keine Spur einer Veränderung entdeckt. Das Geld und die Juwelen sind sicher nicht darin verborgen."

„Es wäre aber doch möglich," erwiederte Sir Archy, in seiner Arbeit inne haltend, um ein wenig zu ruhen. „Die Lady Rosamunde nahm einen Maurer, um ihr bei der Verbergung ihres Schatzes behülflich zu sein."

„Mein Sohn war ebenso wohl ein Zimmermann," entgegnete Bettine. „Ob er nun als solcher oder als Maurer bei dem Geschäft thätig gewesen ist, kann ich nicht sagen."

Sir Archy setzte seine Arbeit an dem Kamin und an den Wänden fort, während Rosamunde die Mobillen untersuchte, wobei ihr Bettine mit Rathschlägen und Anweisungen zur Seite stand.

Stunden waren verflossen, ohne daß die harte Arbeit durch eine Entdeckung belohnt worden wäre.

„In diesem Zimmer ist nichts zu finden," sagte endlich Sir Archy, dessen Gesicht blaß und kummervoll aussah und dessen Augen trübe vor sich hinblickten. „Diese Arbeit einer Nacht ist aber nicht umsonst gewesen, Rosamunde, denn wir haben den Kreis, in welchem wir weiter suchen müssen, enger gemacht."

„Es ist schon spät," erwiederte Rosamunde müde, einen Blick nach der Uhr werfend. „Es ist drei Uhr. Wir müssen unsere Arbeit einstellen, Papa. Wir müssen zu Bett gehen, um Kräfte für die nächste Nacht zu gewinnen."

„Ja, wir wollen gehen," sagte Sir Archy seufzend. „Ich will die Geräthschaften hier lassen, daß wir sie morgen Nacht gleich bei der Hand haben. Es sind drei Stockwerke in dem Thurm, von denen jedes zwei Zimmer enthält. Heute haben wir das eine durchsucht, morgen nehmen wir das andere. Mag der Himmel uns Glück geben."

Er legte das Werkzeug in ein angrenzendes Kabinet, während Rosamunde das Feuer aufschürte und eine Hand voll Holz darauf warf, welches sogleich aufloderte; dann rüttelte sie die alte Bettine, welche auf dem Lehnsessel eingeschlafen war, um sie zu wecken.

„Wir gehen nun, Bettine," sagte sie, als diese die Auge öffnete und verstört um sich blickte. „Wir haben Dein Zimmer genau durchsucht und keine Spur gefunden von Dem, was wir suchen. Du kannst die Thür verschließen und zu Bett gehen, wenn wir hinaus sind."

Sie lächelte der alten Bewohnerin des Grauen Thurmes freundlich zu, nahm die Laterne und ging damit ihrem Vater voran in das Vorzimmer. Hier blieben sie schweigend stehen, bis sie die schweren eisernen Riegel in dem Schloß hatten fallen hören, dann deutete Sir Archy auf eine Wendeltreppe, welche von diesem in ein gleichartiges Zimmer hinaufführte und sagte:

„Jedes Stockwerk des Grauen Thurmes ist eingetheilt wie dieses, in ein Vor- oder

Digitized by Google

Treppenzimmer und in ein größeres Gemach. Die drei Etagen genau zu durchsuchen, wird uns wenigstens sechs Tage in Anspruch nehmen und wenn wir dann noch nichts entdeckt haben, müssen wir unsere Arbeit in den unteren Räumen vollenden."

Mit einem Ausdruck, welcher alles Andere eher als Hoffnung erkennen ließ, trat er in den Corridor.

„Dieser Corridor war einst ein schöner Platz," sagte Sir Archy. „Du siehst, wie hoch er ist und bemerkst die leeren Nischen längs der Mauer. Sie waren früher mit prächtigen Marmorstatuen ausgefüllt. — Was ist das?" fügte er rasch, aber leiser hinzu, indem er erschreckt zusammen fuhr und Rosamunde's Hand erfaßte.

Er hatte einen eigenthümlichen Laut über sich gehört.

Als er nun aber lauschte, hörte er nichts, als ein Paar Flügel ununterbrochen gegen die Fenster schlagen, als ob sich ein Nachtvogel in dem Epheu verwickelt hätte.

„Es sind die Fledermäuse," sagte er. „Wie nervös ich bin! Komm', Rosamunde!"

Diese aber streckte ihre Hand aus und hielt ihren Vater zurück, ihr Ohr der Treppe zuwendend.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Weltausstellung.

An der schönen blauen Donau
Hat jetz' Oestreichs Kaiserstadt
Ausgestellt, was Sehenswerthes
Ja die Welt zu zeigen hat.

Aus den Ländern aller Zonen,
Auf den Schiffen, auf der Bahn,
Windet sich der Schwarm der Gäste
Nach der Donaustadt hinan.

Doch der Willkomm an der Pforte
Freut den Gast nicht allzu sehr:
Gierig wie die Wölfe fallen
Ueber ihn die Schwindler her.

Zwanzig Wirthe strecken lange
Rechnungsbogen nach ihm aus,
Dreißig Kellner klopfen Trinkgeld
Aus den Taschen ihm heraus.

Stubenmädchen, Stiefelputzer,
Waschfrau, Hausknecht und Barbier,
Droschkenkutscher, Bauernfänger, —
Geld, viel Geld will Alles hier!

Erst die Börse, — welch Gezeter!
Welch Getümmel, welch Geschrei!
Kopflos rennt das Heer der Gründer
Und die Banken geh'n entzwei.

Blitzesgleich aus heiterm Himmel
Brach des Wetters Strafgericht;
Auf das morsche Truggebäude
Sprüh'n die Schläge Hageldicht.

Ja, gefährlich ist's zu wandeln
An der Donau Strand umher,
Denn die Schwindler und die Gründer
Schwindeln Alles gründlich leer.

Gleichwohl, — allen will ich rathen,
Nach der Kaiserstadt zu zieh'n,
Denn was sehenswerth auf Erden,
Ist jetzt ausgestellt in Wien.

Eins nur ist es, das mich wundert:
Warum doch in aller Welt
Sind die Schwindler und die Gründer
Nicht auch selber ausgestellt?

Fr. Latern.

Verschiedenes.

Die schwimmende Kanonenkugel. In dem Pavillon des österreichischen Ackerbauministeriums wird man etwas sehen können, was die wenigsten Menschen gesehen haben, nämlich eine schwimmende Kanonenkugel. Dieselbe, 50 Pfund schwer, liegt gleich einer Flaumfeder auf einer prachtvoll in Silberglanz strahlenden Masse, und dieselbe besteht aus reinem Quecksilber der berühmten Bergwerke von Idria. Es sind davon 150 Centner in einem großen Eisenkessel ausgestellt, und auf dieser metallenen Fluth, welche gleichfalls einen selten vorkommenden Anblick bietet, schwimmt ganz gemüthlich die eiserne Vollkugel. Interessant war es, das Auspacken des Quecksilbers mit anzusehen. Dasselbe ist in besonders bereiteten weißen Schafleder und zwar in Beutel von je 50 Pfund verpackt, welche oben fest zugeschnürt sind, und sodann in hölzerne Fäßer gespundet werden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 63. Freitag, 6 Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung
von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblick hörte auch Sir Archy das Geräusch, welches Rosamunde's Aufmerksamkeit erregt hatte — das Geräusch von sich leise näherunden Fußtritten.

Rasch zog Rosamunde ihren Vater in eine der leeren, dunklen Nischen und verbarg die Laterne unter ihrem Mantel.

Kaum hatte sie auch ihre Kleider zusammengenommen, als die Tritte auf der Treppe nach dem Corridor hörbar wurden und das Licht einer Laterne sich immer mehr ausbreitete, den Strahl nach der entgegengesetzten Mauer werfend.

Sir Archy und Rosamunde drückten sich dicht an die Wand. Dann erschien der Kopf eines Mannes und dieser Mann — dieser seltsame nächtliche Besucher des Grauen Thurmes — war, wie Sir Archy und Rosamunde richtig vermuthet hatten, Amos Hadd.

Scheu und verstohlen stieg er die letzten Stufen herauf, stand still und hielt die Laterne über den Kopf, um den Corridor besser beleuchten und übersehen zu können.

VII.

Des Wirthes Mittheilungen.

Hugo steckte seine Briefe wieder in die Tasche und nahm eine unbefangene Haltung an, als er auf das Klingeln Martin's die leichten Tritte des Hausmädchens sich nähern hörte. Das Mädchen trat ein, und Hugo gab demselben einen Auftrag an den Wirth, worauf es sich schnell entfernte, um sich der Mission zu entledigen.

Einige Minuten später erschien der Besitzer des „Braunen Bären," welcher augenscheinlich in einem kritischen Moment gestört zu sein schien, denn er hielt den großen Löffel in der Hand, mit welchem er die Ingredienzen zu einer Bowle Punsch zu mischen pflegte.

„Sie schickten nach mir?" fragte er, indem er zugleich einen Blick nach dem Tisch streifen ließ. „Um's Himmelswillen, Sir! was fehlt an dem Essen, es steht ja noch unangerührt da? Gefallen Ihnen die Coteletten nicht? Ist irgend etwas mit dem Essen —"

„Das Essen ist ausgezeichnet," unterbrach ihn Hugo, als er seine Besorgniß um den guten Ruf des „Braunen Bären" sah, „nur mangelt mir der Appetit."

„O," sagte der Wirth, leichter aufathmend, „es thut mir leid, Ihnen mit dem Essen keinen Appetit verschaffen zu können, und dabei runzelte er sein Gesicht, was den jovialen Wirth erkennen ließ. „Was wünschen Sie nun, Sir, Wein oder Punsch?"

„Wenn Sie etwas Zeit haben," antwortete unser Held, „so wünsche ich eine kleine Unterhaltung mit Ihnen."

„Gut, Sir, antwortete der Wirth. „Da unten können sie warten, bis ich komme, oder Johann kann den Punsch fertig brauen. Wenn ich etwas für Sie thun kann, Sir, so wird es mich glücklich machen."

„Dann setzen Sie sich und beantworten Sie mir einige Fragen," sagte Hugo lächelnd.

Der Wirth warf sich in den Lehnstuhl, den er nahe bei der Hand hatte.

„Ich bin hier vollkommen fremd," begann Hugo offen. „Ich komme von London und bin Jurist, habe aber noch keine Anstellung. Mich verlangte nach meinen Studien nach etwas Ruhe und um diese zu genießen, bin ich zu Euch heruntergekommen. Ich bin Kunstliebhaber, Maler und Zeichner und werde hoffentlich einige Copien von Eurem lieblichen Platze mit heimnehmen, welche dann die Wand meines Junggesellenzimmers zieren sollen."

„Sie hätten keine bessere Gegend, als Wil-

Digitized by Google

chester, wählen können, Sir, versetzte der Wirth. „Dieser Ort wird das „glückliche Thal“ genannt, und in der That, er verdient diesen Namen. Die Berge rings umher sind so schön, als irgend welche in England — Einige sagen sogar, es seien die schönsten. Hier ist auch ein Bach — wir nennen ihn Fluß, Sir — welcher so schön ist, als irgend ein Fluß seiner Größe im vereinigten Königreiche, und in welchem Forellen in Menge vorhanden sind. Dieser Bach mit seinen Bewohnern gewährt ein Bild, welches selbst die Königin Victoria anziehen würde. Da wir gerade von Bildern sprachen, will ich Ihnen noch sagen, daß der „Braune Bär“ auch einmal von einem Kunstmaler nach der Natur gezeichnet worden ist. Da ich gerade bei der Aufnahme in der Hausthür stand, bin auch ich, wie ich eben war — mit einer Schürze bekleidet und einem Punschlöffel in der Hand — mit auf's Bild gebracht. Sehen Sie, der Maler kriegt heraus, daß dies Wirthshaus schon Jahrhunderte alt und eine historische Bedeutung haben müsse. Wie ich habe sagen hören, hing er das Bild in einer Bildergallerie Londons auf.“

„Haben Sie hier gute Familien?“ fragte Hugo. „Mein Name ist Chandos. Existirt hier auch ein solcher Name?“

Er sagte dies mit scheinbarer Sorglosigkeit, hinter welcher sich seine Aufregung, ja, man kann wohl sagen, eine gewisse Angst verbarg.

„Chandos?“ wiederholte der Wirth zerstreut. „Da sind Challoners und Chandlers und Champlins, den Namen Chandos kenne ich aber nicht, Sir; so viel ich weiß, gibt es eine solche Familie hier nicht.“

Hugo verrieth die Täuschung nicht, welche ihm diese Antwort gebracht hatte, aber seine Hoffnung sank. Er hatte geglaubt, wenigstens den Namen hier zu finden und nun mußte die erste Nachforschung ein solches Resultat ergeben! Trotzdem nahm er sich vor, nicht den Muth zu verlieren, und fragte:

„Wer sind ihre ersten Familien, ich meine, welche sind die wohlhabendsten? Wer sollte wohl am meisten bezahlen für ein gutes Bild?“ setzte er leicht erröthend hinzu.

„Ah, ich sehe, Sir, ich sehe,“ sagte der Wirth mit einem wichtigen Lächeln, welches verrieth, daß er die Absicht des Fragenden erkenne. „Sie möchten von einigen Geldleuten hören, welche Ihnen einen hohen Preis für ein Bild ihres Wohnsitzes zahlen würden. Ich begreife vollkommen. Es ist hier Niemand, der Ihren Erwartungen entsprechen würde, Sir. Die Mehrzahl der Aristokratie kam hierher, um sich ökonomisch einzurichten und zu sparen. Aber doch möchten Sie Jemanden in der Nachbarschaft finden, der geeignet wäre, einen Künstler zu unterstützen. Wir haben verschiedene große Familien — wahre Edelleute, Sir.“

„Und ihre Namen?“ drängte der junge Jurist, seine Besorgniß so geschickt als möglich verbergend.

„Die größte unserer großen Familien ist die Sir Archy Wilchester's auf Wilchester Towers, das Sie von einem Hügel aus in einer Meile Entfernung sehen können. Es wohnen hier herum auch Leute von noch höherem Rang, aber keine Familie ist so alt, wie die des Baronets. Der Graue Thurm des Schlosses, welcher schon über dreihundert Jahre alt ist, könnte Ihnen ein werthvolles Bild liefern.“

Wie alt ist Sir Archy Wilchester?“ fragte Hugo Chandos.

„Reichlich fünfzig Jahre, Sir. Er hat die schönste, liebenswürdigste Tochter, die je die Sonne beschien. Miß Rosamunde ist ein Engel, wenn es jemals einen gegeben. Sie könnten ein Porträt von ihr machen, das Sir Archy theuer bezahlen würde, obwohl die Zeiten sich bei ihm geändert haben und die Leute sagen, er sei in Geldverlegenheit. Sie haben nur noch sechs Diener auf dem Schloß, während sie früher deren zwanzig zu haben pflegten.“

Der junge Künstler dachte, daß Sir Archy, wenn er in Geldnoth sei, schwerlich so freigebig sein werde, und einige darauf hinzielende Fragen an den Wirth bestätigten seine Vermuthung.

„Die Wilchesters sind zurückgekommen von dem Tage an, da Sir Archy's Vater jenen Hadd mit von London brachte,“ fuhr der Wirth unter einer eigenthümlichen Schwingung des noch immer in der Hand haltenden Löffels fort. „Es war ein unglücklicher Tag für Diejenigen auf dem Schloß. Ich weiß freilich nichts gegen Hadd,“ fügte er vorsichtig hinzu, „aber man sagt, als er hierher gekommen, habe er nichts gehabt, und jetzt hat er Häuser und Ländereien im ganzen Lande. Seinen Sohn Jason ließ er auswärts erziehen und machte

Digitized by Google

einen feinen Herrn aus ihm. Ich glaube," fuhr er in erſtem Tone, indem ſein düſterer Blick auf dem Punſchlöffel haftete, fort, „daß er ſich gemäſtet hat von dem Mark ſeines Brodherrn und Wohlthäters."

„Ich glaube nicht, daß ich zu Wilcheſter Towers finden werde, was ich ſuche," ſagte der junge Juriſt nachdenklich. „Welche iſt die nächſtgrößte Familie?"

„Sie iſt zwar von höherem Rang, aber hier viel jünger," entgegnete der Wirth. „Es iſt die Familie Berwick, Sir. Sie lebt auf einem großen Gut mit herrlichen Gebäuden, eine Meile ſüdlich von Wilcheſter Towers. Sie können die Schornſteine des Herrenhauſes von hier aus ſehen. Das Haupt der Familie iſt der Graf Berwick; er iſt ein alter Mann, ſtolz und kalt. Er iſt ſo geweſen, ſeit ſein älteſter Sohn und Liebling, Lord Paget Evremont, todt iſt. Das war ein ſchwerer Schlag für den Grafen, Sir, ein ſehr ſchwerer. Es ſind ſchon vierundzwanzig Jahre her, und noch hat er ſich nicht mit ſeinem Looſe ausſöhnen können, obgleich er noch einen Sohn hat, der ſeinen Namen forterben kann. Man ſagt Sir — ob es aber wahr iſt, weiß ich nicht — daß der Graf weder mit ſeinem Sohne, Lord Leonhard Evremond, noch mit deſſen Frau und Kindern auf gutem Fuße lebe."

„Lord Paget Evremond ſtarb vor vierundzwanzig Jahren!" ſagte Hugo, betroffen durch die Uebereinſtimmung des Datums mit dem ſeiner Ankunft in dem Häuschen der guten Margaretha Kroß. „War er verheirathet?"

„O nein, Sir," erwiderte der Wirth, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend und erfreut, einen ſo aufmerkſamen Zuhörer ſeiner Erinnerungen, die er ſo gerne erzählte, gefunden zu haben. „Lord Paget Evremond war erſt einundzwanzig Jahre alt, als er ſtarb. Er war einige Jahre mit ſeinem Lehrer, einem armen Geiſtlichen, fortgeweſen, um die Welt zu ſehen. Der Graf hörte von Handlungsreiſenden, welche Lord Paget unterwegs getroffen hatten, daß der junge Lord ſich in die Tochter ſeines Lehrers, ein junges Mädchen in irgend einer Anſtalt in Deutſchland verliebt hatte. Der Graf rief eiligſt ſeinen Sohn zurück und ſchrieb einen beleidigenden Brief an den Lehrer, in welchem er dieſem ſeine ſofortige Entlaſſung gab. Zwei Monate ſpäter traf Lord Paget Evremond ein. Er hatte ſich auf ſeiner Heimreiſe nur ein paar Stunden in London aufgehalten, um ſeine Rückkehr nicht zu verzögern. Seine Familie wußte nicht, wann er ankommen werde, und der Graf hatte ſich ſogar gerade nach einem ſeiner andern Landſitzte begeben, ſo geſchah es, daß der junge Lord hier am Bahnhofe nicht empfangen wurde. Er kam daher direct zum „Braunen Bär" und beſtellte ſich eine Droſchke, die ihn nach dem elterlichen Hauſe bringen ſollte. Er war blaß und angegriffen und ſah aus, wie Einer, der in letzter Zeit viel Ungemach zu ertragen gehabt hat. Niemals werde ich vergeſſen, wie er ausſah! Den Tag darauf fiel er in ein heftiges Fieber, an welchem er in wenigen Tagen ſtarb, noch ehe der Graf, der von dem traurigen Zuſtande ſeines Sohnes benachrichtigt worden war, zurückkam. Lord Leonhard bewachte ſeinen Bruder während der Krankheit mit ſeltener Liebe und wich nicht von ſeinem Bett. Sein Herz wollte brechen, als der Himmel den Kranken zu ſich nahm. Lord Leonhard war erſt zwanzig Jahre alt — zu jung, um berechnen zu können, welche Vortheile ihm der Tod ſeines Bruders brachte!"

Der geſchwätzige Wirth hielt erſchöpft inne.

(Fortſetzung folgt.)

Urtheil des kgl. Bezirksgerichts Kaiſerslautern in Sachen Martin contra Deckenbrock.

In Erwägung, daß ſowohl der Beklagte, der kath. Pfarrverweſer Deckenbrock, als auch der Kläger Strumpfweber Johann Jakob Martin gegen das angefochtene erſtrichterliche Urtheil rechtzeitig appellirten, daß dies zwar die Ehefrau des Letzteren nicht that, daß aber nach § 195 des Str.-G.-B. Ehemänner berechtigt ſind, wegen Beleidigung ihrer Ehefrau Strafantrag zu ſtellen, die Klage wegen Beleidigung vor dem Strafrichter, mag ſie in erſter oder in zweiter Inſtanz betrieben werden, nur eine beſtimmte Form der Ausübung des Antragrechts iſt, und der Ehemann Martin gegen das ergangene Urtheil die Appellation nicht nur ſoweit erklärte, als eine Verurtheilungwegen der angeblich ihm zugefügten Beleidigung ausgeſprochen wurde, in welcher Richtung er alſo

Digitized by Google

eine Verschärfung der verhängten Strafe anstrebt, sondern auch insoweit, als eine Freisprechung wegen der angeblichen Beleidigung seiner Ehefrau erfolgte, daß daher für sämmtliche Parteien in gehöriger Weise das Rechtsmittel der Berufung eingelegt ist;

In Erwägung zum Grunde derselben, daß nach den theils übereinstimmenden, theils sich gegenseitig ergänzenden Aussagen sämmtlicher Zeugen, sowohl der Belastungs- als Entlastungszeugen feststeht, daß der Beklagte am 2. Sonntage seiner Anwesenheit in Kusel, am 26. Januar abhin, während des Vormittagsgottesdienstes, nachdem er eine kurze Predigt gehalten, erklärte, er habe vom Ordinariate den Auftrag erhalten, der christlichen Gemeinde Etwas vorzulesen, darauf ein Papier entfaltete und aus demselben einen Excommunikationsbeschluß gegen die Klägerin Ehefrau Martin ablas, und zwar ganz denselben, welchen der Beklagte in Urschrift zu den Acten gab, von dem Zeugen Lauer, welchem er zuerst zugekommen war, überschickt erhalten hatte und welcher mit dem Namen des Bischofs von Speier über- und unterschrieben, sowie vom 9. Januar 1873 datirt ist;

In Erwägung, daß dieser nach Aussage der Zeugen seinem ganzen Inhalte nach mit Ueber- und Unterschrift vom Beklagten verlesene Beschluß in seinem Eingange besagt, daß sich die Katharina Koch mit Johann Jakob Martin habe trauen lassen, obgleich dessen frühere bürgerlich geschiedene Ehe nach göttlichem Rechte unauflöslich bestehe und daß deßhalb ihre Verbindung mit Martin ungiltig und ehebrecherisch und dem göttlichen und menschlichen Gesetze zuwieder sei, daß der Beschluß ferner den besagten von Katharina Koch gethanen Schritt als alle christliche Zucht und Ordnung verletzend, das von ihr eingegangene Verhältniß wiederholt als ehebrecherisch, ihr Leben als Aergerniß gebend bezeichnet und erklärt, daß ein längeres Schweigen der weiter um sich greifenden Unsittlichkeit und einer frecheren Verletzung der ehelichen Bande und Pflichten gegenüber nicht mehr stattfinden könne;

In Erwägung, daß jedoch all dies nur die Begründung der gegen Katharina Koch verhängten Kirchenstrafe bildet, daß Kirchenstrafen aber nur in soweit verwirkt werden, als durch die mit denselben beabsudeten Handlungen Kirchengebote verletzt werden, daß daher die in dem Strafbeschlusse enthaltene Kritik und Qualifikation des von Katharina Koch durch ihre Verehelichung eingegangenen Verhältnisses als eine von dem Standpunkte der katholischen Kirche aus geschehene aufzufassen ist, wenn ein Anderes nicht mit Bestimmtheit aus demselben erhellt;

In Erwägung, daß nun die kathol. Kirche die christliche Ehe als Sakrament und zu Lebzeiten der durch sie geeinigten Ehegatten als unauflöslich betrachtet, folgeweise eine Lösung der Ehe durch Scheidung nicht anerkennt und da sie wie alle christlichen Kirchen dem Prinzipe der Monogamie huldigt, eine nach der Scheidung zu Lebzeiten des früheren Ehegatten nach bürgerlichem Rechte oder altkatholischem Ritus eingegangene zweite Ehe nicht als solche anerkennt, sondern als ehebrecherisches Verhältniß und Bigamie betrachtet und deßhalb aufs höchste verpönt, daß ferner die kathol. Kirche zwar alle Getauften als Christen ansieht, aber den Anspruch erhebt, allein die wahre Kirche oder christliche Kirche und allein Verkünderin der wahren christlichen Lehre zu sein, weßhalb nach ihrer Auffassung „christliche Zucht und Ordnung" und „christliches Leben" gleichbedeutend ist mit Zucht, Ordnung und Leben, wie sie von der kath. Kirche geboten sind.

(Fortsetzung folgt)

Bochum, 24. Mai. Die Westf. Ztg. erzählt: „Ein merkwürdiger Fall trug sich vor einigen Tagen auf der benachbarten Zeche „Prinz von Preußen" zu. Zwei dort beschäftigte Arbeiter verließen den Schacht, um sich nach Hause zu begeben. Der eine von ihnen geht zu nahe an dem Geleise entlang und wird von der Maschine eines herankommenden Zuges erfaßt. Diese wirft ihn zwischen das Geleise, und so braust der ganze Zug über den Unglücklichen hin. Der andere Arbeiter glaubt, nachdem der Zug vorüber war, einen gänzlich Zermalmten aufzuheben. Dieser jedoch steht von selbst auf mit dem Bemerken, er müsse ein Loch im Kopf haben, welches auch in der That die einzige Verletzung gewesen ist. Er lag nämlich, während der Zug über ihn hinfuhr, nahe an der einen Schiene, so daß ihn der Aschenkasten der Maschine nicht fassen konnte. Am andern Tage saß man ihn wieder fröhlich seiner Arbeit nachgehen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 64. Sonntag, 8. Juni **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Hugo saß gedankenvoll aus dem Fenster, wo auf der Straße der Novemberwind den Staub in die Höhe wirbelte, die Kleider der Fußgänger zerzauste und die Waaren, die vor den Thüren der Kaufläden hingen, bund unter einander warf. Wie es auch sein mochte, die Geschichte von der Familie des Grafen Berwick hatte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck gemacht.

„Was wurde aus dem Lehrer des Lord Paget?" fragte Hugo nach einer Weile.

„Er ließ sich hier nie wieder sehen, gehörte übrigens auch nicht hierher, Sir. Von seiner Tochter hat Niemand etwas wieder erfahren; wahrscheinlich ist sie Lehrerin geworden. Es ist kaum anzunehmen, daß Lord Paget sich je ernstlich um sie gekümmert hat, denn die Berwicks sind zu stolz, Sir!"

„Erst einundzwanzig Jahre alt, als er starb! Er war fast noch ein Knabe," sagte Hugo. „Sein Bruder war noch jünger. Ich glaube nicht, daß ich in Berwick Hall das finden werde, was ich suche!" setzte er in einem Tone hinzu, dessen Bedeutung nur dem in sein Geheimniß eingeweihten Martin bekannt war.

„Vielleicht nicht, Sir," versetzte der Wirth etwas verwirrt. „Es würde auch nicht leicht für Sie sein, bei den Berwicks anzukommen, denn der Graf lebt eingezogen und bekümmert sich den Teufel um die Malerei. Lord Leonhard und Frau sind meistentheils in London oder auf ihrem eigenen Gute. — Ich habe Ihnen nun unsere Hauptfamilien aufgezählt, Sir, aber es giebt hier auch noch andere mit viel Geld, aber ohne so hohen Rang: da sind die de Wynts, reich und jung, die Vaughans, alt und geizig, da ist Mr. Walden, ein alter Junggeselle, und Mr. Ellinger, ein Wittwer mit sieben erwachsenen Töchtern. Dies sind unsere reichsten Leute, von denen Jeder eine große Summe Geldes ausgeben kann, ohne es zu fühlen!"

Durch weiteres geschicktes Nachfragen gelangte Hugo zu dem Schluß, daß die Person, welche er suchte, wenn sie in Wilchester wohne, was sehr zweifelhaft war, unter den Namen, die der Wirth genannt hatte, zu finden sein müsse. Es schien ihm jedoch wahrscheinlicher, daß der Brief, welcher den Poststempel Wilchester trug, von Jemand abgesandt war, der nur vorübergehend in der Nachbarschaft sich aufgehalten hatte.

Mit einer Geschicklichkeit, die seinem Stande als Rechtsgelehrter alle Ehre machte, entnahm Hugo aus des Wirthes Geschwätzigkeit die Thatsache, daß zu der Zeit, da der Brief abgesandt war, der Ort ungewöhnlich still und die meisten nachbarlichen Besitzungen verlassen gewesen, ausgenommen von den gewöhnlichen Bewohnern.

Nachdem er die gewünschte Information erhalten hatte, ohne Verwunderung oder Verdacht bei dem Wirth zu erregen, sagte Hugo:

„Ich werde wenigstens vierzehn Tage hier bleiben — vielleicht aber auch noch länger. Ich hoffe, daß dieses kleine Geplauder nur der Anfang ist zu einer langen Bekanntschaft."

Der Wirth erhob sich und verbeugte sich mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich will dafür sorgen, daß auf der Stelle Zimmer für Sie hergerichtet werden, Sir," sagte er. „Sollten Sie noch etwas wünschen, Sir," und er blickte dabei wieder auf seinen Löffel, „ich würde mich freuen, Ihnen zu dienen."

Um einer Antwort hierauf auszuweichen, machte der junge Jurist einige hiervon abweichende Bemerkungen und plötzlich mußte sich der kleine, dicke Wirth an den kritischen Zustand, in welchem er seinen Punsch ver-

Digitized by Google

lassen hatte, erinnern, oder, wenn Johann denselben fertig gemacht haben sollte, Verlangen tragen, mit an demselben Theil zu nehmen, denn er ging rasch hinaus.

Hugo und sein Milchbruder sahen sich eine Weile schweigend an, dann fragte Hugo:

„Woran denkst Du, Martin?“

„Ich glaube, wir sind von vorneherein geschlagen,“ antwortete dieser nachdenklich. „Kein Einziger von Denen, die der Wirth genannt hat, paßt auf die Beschreibung. Meine Meinung ist, daß ihr Vater, oder wer immer sonst so freigebig war, hier nicht wohnt. Es ist ja leicht genug, auf der Reise einen Brief zu versenden, und vielleicht hielt sich ihr Vater gar nicht einmal in Wilchester auf, sondern steckte den Brief auf seiner Durchreise hier in den Briefkasten, welcher sich am Bahnhofe befindet.“

„Das ist nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich,“ sagte Hugo. „Und doch, Martin, sagt mir eine innere Stimme, daß ich Wilchester nicht eher verlassen darf, als bis ich gehörig Allem nachgeforscht habe. Wenn meine Bemühungen dennoch ohne Erfolg bleiben sollten, dann muß ich sonstwo suchen. Das Erste, was ich jetzt zu thun habe, ist, nähere Erkundigungen über drei bis vier Familien einzuziehen, welcher der Wirth erwähnte, ich meine nämlich über die Wilchesters, die Berwicks, die Vaughans und Mr. Walden.“

„Glauben Sie denn, Mr. Hugo,“ fragte Martin, „daß Sie, wenn Sie ihren Vater sehen, denselben erkennen würden?“

„Ja, das würde ich,“ war die bestimmte Antwort. „Deine Mutter beschrieb ihn mir. Sein Alter konnte sie mir freilich nicht sagen, denn sie sah ihn nur beim matten Feuerschein; aber so viel wußte sie, daß er jung sei. Besonders hatte sie bemerkt, daß er auf der einen Hand eine große Narbe hatte, was jedoch auch ein Muttermal sein konnte. An der linken Hand trug er einen ganz eigenthümlichen Ring: dünne, goldene Stränge, besetzt mit Edelsteinen und oben geziert mit einem großen diamantenen Herz. Wenn ich doch diesen Mann finden könnte — meinen Vater! Ich kann nicht begreifen, weßhalb er mich diese Jahre hindurch verlassen hat; er ist doch kein ehrloser Mensch? — Nein, gegen eine solche Annahme empört sich mein ganzes Gemüth. Ich weiß, daß er gut und edel ist; ich weiß, daß ich ein Recht haben muß, seinen Namen zu tragen. Es mag da Uneinigkeit sein, meine Mutter mag schlecht gegen ihn gewesen sein, er mag nicht wagen, meine Existenz anzuerkennen, — was auch immerhin die Ursache seiner mir unerklärlichen Haltung gegen mich ist, ich liebe ihn schon allein wegen der Thränen, die er vergoß, als er mich verließ, wegen der Liebe, die ihn zweimal an meine Seite zurückbrachte, als er fortgehen wollte.“

Der junge Jurist sprach diese Worte mehr zu sich selbst, daher antwortete Martin nicht darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Urtheil des kgl. Bezirksgerichts Kaiserslautern in Sachen Martin contra Deckenbrock.

(Schluß.)

In Erwägung, daß demnach die in dem Excommunicationserlasse von der Verheirathung und Ehe der Katharina Koch gebrauchten Bezeichnungen „christliche Zucht und Ordnung verletzender Schritt“, ärgerliches und „ehebrecherisches Verhältniß“, man mag sie von einem anderen Standpunkte aus beurtheilen, wie man will, nach kath. Lehre zutreffend und als lediglich von deren Standpunkte aus gemacht aufzufassen sind, zumal der Erlaß anerkennt, daß die frühere Ehe des klägerischen Ehemannes bürgerlich geschieden ist, dagegen aber betont, daß sie vor Gott unauflöslich sei, daß eine andere Auffassung auch gegenüber dem im Erlasse gebrauchten Ausdrucke „der weiter um sich greifenden Unsittlichkeit und immer frecheren Verletzung der ehelichen Bande“ nicht Platz greifen kann, der zwar nicht direkt von der Klägerin, sondern im Allgemeinen gemacht, aber offenbar so gemeint ist, als ob das Verhalten jener eine derartige Bezeichnung verdiene;

J. E., daß mit dem weiter der Klägerin gemachten Vorwurfe, ihre Verbindung sei menschlichem Gesetze zuwider, allerdings der Boden des kath. Kirchenrechts verlassen erscheint, da unter „menschlichem Gesetz“ im Allgemeinen das weltliche Gesetz im Gegensatz zum kirchlichen oder göttlichen Gesetz verstanden wird, daß aber abgesehen davon, daß der Vorwurf,

Digitized by Google

es sei etwas dem Gesetze zuwider, für sich allein noch nicht ehrenkränkend ist, und hier unter „menschlichem Gesetz“ nicht wohl unser bürgerliches Gesetz verstanden sein kann, da unmittelbar vorher anerkannt ist, daß die frühere Ehe des Johann Jakob Martin bürgerlich geschieden sei und zugleich als Grund, warum die Ehe der Klägerin mit ihm trotzdem nicht als solche anzuerkennen sei, der angegeben wird, daß die frühere Ehe vor Gott noch bestehe, so daß es in Widerspruch mit dem Vorhergehenden wäre, wenn man die Bezeichnung „menschlichem Gesetz“ von dem bei uns geltenden bürgerlichen Rechte verstehen wollte;

J. E., daß dies auch daraus hervorgeht, daß im Erlasse neben dem menschlichen Gesetze auch das göttliche genannt wird, von letzterem unter Anwendung des bestimmten Artikels gesprochen wird, und dieser bei den unmittelbar folgenden Worten „menschlichem Gesetz“, auf die er sich nicht bezieht, weggelassen ist, was nicht ohne Absicht geschehen sein kann, und darauf hindeutet, daß man damit weder das bürgerliche Gesetz allgemein, noch unser Landesgesetz meinte, so daß damit nur gesagt wäre, daß die behauptete Vorschrift des göttlichen Gesetzes auch in weltliche Gesetze aufgenommen worden sei;

J. E., daß der Ausdruck nur in diesem Sinne ein richtiger ist und seiner Auffassung in diesem Sinne nicht entgegensteht, daß andere, als Landesgesetze die Kläger vom praktischen Rechtsstandpunkte aus nicht berühren, da es im Zwecke des fraglichen Erlasses als kirchlicher Strafbeschluß nicht sowohl liegen kann, die juristische Natur des in ihm behaupteten Verhältnisses klar zu legen, als die, den Ernst und die Bedeutung des übertretenen Kirchengesetzes vor Augen zu führen und zu diesem Behufe hervorzuheben, daß selbst weltliche Gesetze seine Uebertretung nicht zulassen;

J. E., daß es sich daher nur fragen kann, ob die oben relevirten bezüglich der Verbindung der klägerischen Eheleute vom kath. kirchlichen Standpunkte aus gebrauchten Ausdrücke als beleidigende im Sinne des Strafgesetzbuches zu erachten sind,

daß nun die Excommunikation eine kirchliche Censur bildet, Art. 12 des Concordats vom 12. Juni 1817 den Bischöfen das Recht zur Anwendung kirchlicher Censuren zugesteht und die Verfassungsurkunde in § 38 und 40 der zweiten Beilage den öffentlichen Kirchengesellschaften das Recht der Kirchendisciplin und rein geistlicher Gerichtsbarkeit zugesteht, daß hiebei zwar das k. oberste Schutz- und Aufsichtsrecht eintritt, aber nur, um darüber zu wachen, daß die Kirchengewalt die Grenzen des ihr durch die Verfassung garantirten Wirkungskreises nicht überschreite, conferatur § 50 u. ff. cit.

Daß auch in dem Rechte zur Anwendung kirchlicher Censuren der Natur der Sache nach und vermöge ihres Zweckes die Befugniß enthalten sein muß, den sittlichen Werth der mit der Censur beahndeten Handlung und den Grad ihres Unrechtes nach Lehre und Anschauung der Kirche zu zeichnen,

daß ferner die Ehe dadurch, daß sie bei uns ein bürgerliches Institut bildet, nicht aufgehört hat, ein kirchliches Institut zu sein, indem daraus nur folgt, daß die bürgerlichen Wirkungen und Voraussetzungen der Ehe nach bürgerlichen Gesetzen, und die kirchlichen nach kirchlichen Gesetzen beurtheilt werden,

daß aber der mehrerwähnte Excommunikationserlaß, soweit in ihm eine Ehrenkränkung der Kläger gefunden werden will, wie eben gezeigt, lediglich eine Qualifikation der von der Klägerin mit ihrem Manne eingegangenen Verbindung von kirchlichem Standpunkte aus enthält, daß ferner die Klägerin als Katholikin der kath. Kirchendisciplin untersteht, daß daher der gegen sie ergangene Excommunikationsbeschluß nach der bestehenden Gesetzgebung als unberechtigter Weise ergangen nicht angesehen werden kann,

daß ihr Ehemann allerdings Protestant und daher der kath. Kirchendisciplin nicht unterworfen ist, daß gegen ihn aber auch keine Excommunikation verhängt und sein Name in erwähntem Beschlusse auch nur genannt ist, um den Sachverhalt klar zu stellen, nicht aber, um irgend welche Kritik ihm persönlich gegenüber zu üben,

daß der seiner Frau gemachte Vorwurf des Ehebruchs durch Eingehung einer Geschlechtsverbindung mit ihm allerdings ihn mittrifft, daß dies ja doch eine untrennbare Folge

Digitized by Google

davon ist, daß hier eine gemeinsame Handlung beider vorliegt und noch dazu eine solche, die begriffsmäßig das Zusammenwirken zweier Personen erfordert, daß ferner Handlungen von Katholiken der Jurisdiction ihrer Kirche unterliegen, mögen sie von ihnen allein mit Katholiken, oder mit Andersgläubigen begangen worden sein, daß die Kirche sich hiebei zwar darauf zu beschränken hat, die Handlung nur insoweit vor ihr Forum zu ziehen, als der Katholik dabei betheiligt ist und nur gegen ihn strafend vorzugehen, daß aber der Andersgläubige sich die mit der Feststellung des Sachverhältnisses und Würdigung der Handlung gegenüber dem Katholiken untrennbar verbundenen Consequenzen gefallen lassen muß, daß dann auch von den weltlichen Gerichten stets und überall, wenn nicht eine Ausnahme ausdrücklich gesetzlich statuirt ist, was hier nicht der Fall, nach gleichen Grundsätzen verfahren wird, und nicht abzusehen ist, warum nicht ganz dasselbe bei der geistlichen Gerichtsbarkeit auf ihrem Gebiete gelten sollte,

J. E., daß daher die vom ersten Richter beliebte Unterscheidung, daß der Excommunikationsbeschluß der Klägerin gegenüber berechtigt sei, aber eine Verletzung der Rechte ihres Ehemannes bilde, nicht gemacht werden kann, vielmehr der Beschluß überhaupt als zuständiger Weise und innerhalb der gesetzlichen Schranken erlassen anzusehen ist:

J. E., daß, da dies der Fall, durch ihn und seine Verkündigung in der Kirche eine strafbare Beleidigung nicht begangen worden ist, da von einer solchen nur dann die Rede sein kann, wenn die Handlung, durch welche die Ehre Jemandes angegriffen wird, eine rechtswidrige ist — Cf. Oppenhoff ad § 185 des St.-G.-B. und Schwarze ad § 185 — 200 St.-G.-B., 2. Auflage S. 434, — und bei bestehender Rügebefugnisse die Grenzen derselben nicht überschritten wurden, Cf. § 193 des St.-G.-B. und die Erläuterungen desselben durch die angeführten Schriftsteller;

J. E., daß, abgesehen hievon, jedenfalls nicht angenommen werden kann, daß der Beklagte bei Verkündigung des Excommunikationserlasses mit dem zur Strafbarkeit erforderlichen schuldhaften Willen gehandelt habe, da ihm die Kläger damals vollkommen fremd waren, er der Amtsuntergebene seines Bischofs, letzterem zu dienstlichen Gehorsam verpflichtet und dieser zur Verhängung von Excommunikationen competent ist, und dem Untergebenen nicht zugemuthet werden darf, bei gegebener formeller Zuständigkeit seines Vorgesetzten die materielle Berechtigung des von ihm erhaltenen Auftrags zu prüfen, wenigstens, wenn er wie hier nicht etwa zu Folge Weisung seines Vorgesetzten eine Handlung selbstständiger Competenz, sondern einfach den Erlaß des Vorgesetzten als solchen und im Namen des Vorgesetzten bekannt gab, indem in einem solchen Falle die Sache so anzusehen ist, als sei die von Untergebenen begangene Handlung lediglich Ausfluß des, sei es wirklichen oder vermeintlichen pflichtmäßigen Gehorsams und nicht eine freigewollte, — Cf. Schwarze cit. S. 218, sowie S. 458 Abs. 7.

J. E., daß nach all dem die Appellation des Beklagten als begründet anzunehmen, die der Kläger dagegen zu verwerfen ist und letzterer als unterliegender Theil die Kosten beider Instanzen zu tragen habe.

Aus diesen Gründen

spricht das k. Zuchtpolizeigericht, als Berufungsgericht erkennend, den Beklagten, indem es seine Berufung als gegründet annimmt und die der Kläger als unbegründet verwirft und das angefochtene Urtheil, soweit es nun Verurtheilung gegen den Beklagten aussprach, reformirt, von der ihm zur Last gelegten Beleidigung, auch soweit es der erste Richter nicht gethan, sowie von Strafe und Kosten frei und legt die Kosten beider Instanzen den Klägern zur Last.

Ein ächter Berliner. Haben Sie in der Nachbarschaft von Berlin auch so hohe Berge? fragte ein Gastwirth in den Alpen einen Reisenden aus Berlin. Nein, antwortete der Berliner, aber wenn wir welche hätten, so wären sie höher.

Eine Dame tadelte gegen eine Bauersfrau die fleckige Farbe ihrer Butter, welche auf Verfälschung zu deuten schien. Ganz natürlich Madamchen, sagte die Bäuerin, die Butter ist ja von einer fleckigen Kuh. —

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 65. Mittwoch, 11. Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Es bleibt doch sonderbar," fuhr Hugo fort, „daß er, außer daß er mir jährlich eine Banknote sandte, kein Interesse für mein Schicksal an den Tag legte. Sollte er nicht wissen, daß ich die Rechte studirt und mein Examen bestanden habe? Niemals hat er einen Wunsch laut werden lassen, daß ich mich in irgend einer Weise ausbilden sollte. Ich bin ganz verwirrt, Martin, von all' den Gedanken, die sich mir aufdrängen. Sollte aber etwas durch Entschlossenheit und Energie zu erlangen sein, so will ich das Geheimniß enthüllen, welches mein Dasein umgibt. Morgen früh werde ich ernstlich mit meinen Nachforschungen beginnen, für heute genügt es, wenn wir das Dorf ein wenig in Augenschein nehmen. Komm, Martin, laß uns hinausgehen auf die Straße."

Martin stand auf und holte Hut und Ueberzieher seines Herrn, und nachdem sich Beide schnell angekleidet hatten, gingen sie zusammen hinaus.

So unfreundlich der Nachmittag und so kalt und schneidend der Herbstwind auch war, war es dennoch ein gewisses Vergnügen für Hugo, das Dorf zu durchstreifen. Der Gedanke, daß sein Vater hier vor den hübschen Gärten gestanden haben könnte, oder auf den Seitenwegen spaziert, oder über das Pflaster dahingefahren sein mochte, verlieh jedem Ding, das er sah, einen geheimnißvollen Reiz.

Es begann bereits zu dunkeln, als, ermüdet und bedrückt von dem Gefühl der Wichtigkeit seines Unternehmens, Hugo seine Schritte wieder dem „Braunen Bär" zuwandte, über dessen Thür eine Hängelaterne einen röthlichen Schein ausbreitete. Er hatte das Wirthshaus noch nicht erreicht, als Martin, welcher einige Minuten vorher von ihm weggegangen war, herbeieilte und seine Hand auf Hugo's Arm legte.

„Ich blieb bei der Post stehen, Mr. Hugo," sagte er in gedämpftem Ton, indem Beide langsam weiter gingen, „und habe gefragt, ob hier jemals ein Mann Namens Chandos, gleichviel, ob er hier wohne, oder sich nur zeitweise hier aufhalte, Briefe erhalten hätte. Leider ist mir aber die Antwort geworden, daß dieser Name hier gänzlich unbekannt wäre."

„Das habe ich mir wohl gedacht," versetzte Hugo, „aber es war doch ein guter Einfall von Dir, zu fragen. Komm', laß' uns in unser Zimmer gehen, wo wir einen Plan besprechen wollen, nach welchem wir zu handeln gedenken, denn ich habe keineswegs die Hoffnung aufgegeben, in Wilchester das zu finden, wonach ich suche."

Bei diesen Worten betraten sie das Wirthshaus und gingen direct in ihr kleines Zimmer, das behaglich erwärmt und mit seiner freundlichen Ausstattung ihnen wie eine Heimath erschien.

VIII.

Der neue Secretair.

Einen Augenblick schwebten Sir Archy und Rosamunde, welche sich in die Mauernische am Eingange des alten Grauen Thurmes gedrückt hatten, in der drohenden Gefahr, von ihrem Feinde entdeckt zu werden. Sie wagten kaum zu athmen, während der Administrator fortfuhr, mit der Laterne umherzuleuchten, mißtrauisch jeden Schatten untersuchend.

„Ich glaubte doch, Fußtritte gehört zu haben," murmelte Hadd, indem er spähend um sich blickte. „Ich meinte sicher, Jemanden über mir gehört zu haben, als ich hier unten war, und doch muß es nur Einbildung von mir gewesen sein, denn es kommt mir fast jede Nacht so vor."

Er wurde ruhiger und horchte.

Digitized by Google

Es entstand eine unheimliche Stille für die beiden Versteckten und Rosamunde schmiegte sich fester an ihren Vater. Ihre Entdeckung schien ihr jetzt unvermeidlich, als plötzlich die Stille durch das Flattern einer Fledermaus über ihnen gebrochen wurde, welche mit aller Kraft gegen ein Fenster flog.

„Ach!“ rief der Administrator erleichtert aus, es sind wieder die Fledermäuse. Wenn ich hier erst factischer Besitzer bin, lasse ich den Grauen Thurm niederreißen und all' diese Nachtvögel vertilgen. Und wenn erst der Graue Thurm mit der Erde gleich gemacht ist, dann werde ich auch das vergrabene Vermächtniß finden, — daran zweifle ich nicht. Ich kenne alle darauf bezüglichen Sagen und weiß, daß der Schatz, wonach ich bis jetzt alle Ecken und Winkel vergebens durchsucht habe, hier irgendwo verborgen liegt. Neugierig bin ich aber doch nach dem geheimen Gewölbe, von dem man sich erzählt. Nun, diese Neugierde wird bald befriedigt werden. Für heute will ich mein Suchen einstellen.“

Er löschte sein Licht aus, stellte die Laterne in einen Winkel und ging dann leise in das Vorzimmer, welches Sir Archy und Rosamunde so eben durchsucht hatten. Hier öffnete er ein Fenster und stieg geräuschlos hinaus.

Sir Archy und Rosamunde konnten nun ungehindert nach dem Haupttheil des Schlosses zurückkehren und begaben sich eiligst in ihre Privatzimmer.

Trotz seiner nächtlichen Arbeit empfing der Administrator am andern Morgen seinen Sohn am Frühstückstisch, ohne daß er auch nur eine Spur von Müdigkeit oder Abspannung zeigte.

Es war ein trüber Morgen und das Wetter sehr unfreundlich und rauh.

„Mir gefällt es hier gar nicht,“ murmelte Jason mißvergnügt, als er mit seinem Vater am Tische saß und Kaffee trank. „England ist nicht werth, daß man sich auch nur ein halbes Jahr darin aufhält, denn sein Klima ist doch zu abscheulich.“

„Nun,“ antwortete der Administrator gelassen, „wenn Du erst Herr des Schlosses bist, dann kannst Du ja auf Reisen gehen, wenn es Dir hier nicht gefällt. — Ich denke, es ist besser, daß Du Deinen Besuch bei Miß Wilchester noch diesen Morgen machst,“ fügte er freundlich hinzu.

„Ja, das kann ich thun,“ versetzte der junge Mann; „so gegen zehn Uhr ist's wohl am passendsten, dann wird Rosamunde wohl schon zu sprechen sein.“

„Da kommst Du niemals zu früh,“ sagte Hadd. Rosamunde steht immer mit Tagesanbruch auf. Sie ist ein thätiges Mädchen, so fleißig wie eine Biene: sie beaufsichtigt das Dienstpersonal, sieht sich auf der Farm um, besucht ihre armen Pensionäre und ist überhaupt immer in Bewegung.“

Jason zuckte die Achseln; dann sagte er unwillig:

„Dies Alles mag gut sein für Rosamunde Wilchester, für Rosamunde Hadd aber würde es nicht passen. Ich will eine Frau, die auch ohne Beschäftigung leben kann; denn ich selbst habe wenig Lust zum Arbeiten. Ich bin neugierig, wer späterhin, wenn wir im Besitz des Schlosses sind, all' Deine Plackereien besorgen soll, als zum Beispiel einkassiren der Zinsen ꝛc. Ich werde es nicht thun und Du wirst keine Zeit dazu haben.“

„Wie ich schon gestern Abend sagte,“ beruhigte ihn sein Vater, „ich werde mein eigener Administrator sein. Auch beabsichtigte ich, einen willfährigen, zuverlässigen Secretär anzustellen, weshalb ich schon vor einiger Zeit an meinen Freund in London, einen Advokaten, geschrieben habe, der mir einen Mann besorgen soll, dem ich mein volles Vertrauen schenken kann. Vorgestern erhielt ich bereits die Antwort, daß er einen tüchtigen Mann gefunden habe und dieser heute Morgen um zehn Uhr mit dem Courierzug hier eintreffen werde. Ich muß deshalb zu Hause bleiben, um ihn zu empfangen.“

„Dann will ich allein nach dem Schloß gehen und mich selbst vorstellen,“ sagte Jason. „Das wird auch gehen. Ich sehe es sogar gern, daß meine erste Begegnung mit Miß Rosamunde etwas unformell ist.“

Das Ankommen verschiedener Postsachen unterbrach das Gespräch. Nach dem Frühstück gingen Vater und Sohn in des Ersteren Arbeitszimmer, wo sie sich weiter berieten, bis es endlich für den jungen Mann Zeit wurde, sich zu dem Besuch bei Sir Archy und Miß Rosamunde zurechtzumachen.

Um zehn Uhr, als der dicke Nebel sich zerstreut hatte und die Luft etwas klarer gewor-

den war, machte Jason Hadd sich auf den Weg nach dem Schlosse.

Kaum hatte er das Haus verlassen, als das Pfeifen des ankommenden Courierzuges hörbar wurde und es dauerte nicht lange, so erschien ein Herr im Hause des Administrators. Auf die Frage nach Mr. Hadd führte man ihn in dessen Zimmer.

Der Administrator saß eifrig schreibend an seinem Pult, mit dem Rücken der Thür zugewandt. Obgleich er hörte, daß Jemand eintrat, arbeitete er ruhig weiter und ließ den Fremden unbeachtet; als er sich aber nach einer Weile umsah und einen Blick auf den Eingetretenen geworfen hatte, stutzte er.

Anstatt der erwarteten Person mit scharfen Gesichtszügen und von nicht einnehmendem Aeußern gewahrte er einen ältlich aussehenden Herrn mit grauem Haar und langem, vollem Bart — unverkennbar einen Gentleman, obgleich seine Kleider sehr abgetragen waren; und wenn auch die Wäsche tadellos sauber war, sah man ihm doch an, daß er mit der bittersten Armuth zu kämpfen hatte. Der Fremde, dessen Gesicht bereits kleine Falten zeigte, trug eine blaue Brille und hatte sich so gut als möglich gegen das rauhe Wetter einzuhüllen gesucht. Ein ruhiger Ernst, sowie der Ausdruck von Selbstbeherrschung lagen in seinen Zügen.

Es waltet hier gewiß ein Irrthum ob," sagte der Administrator, sich von seinem Sitze erhebend. „Ich erwartete einen neuen Secretair von London, der Sie unmöglich sein können."

„Sind Sie Mr. Hadd, der Administrator von Wilchester Towers?" fragte der Fremde, sich verbeugend. „Ich habe einen Brief für Sie von Mr. Ellinger in London, Ihrem Freund und Advokaten."

Hiermit überreichte er seinen großen Brief und verbeugte sich nochmals.

Hadd hieß den Fremden sich setzen und las hastig das Schreiben. Es war wirklich von seinem Freund Ellinger, welcher den Ueberbringer desselben, Georg Scharp, auf's Wärmste empfahl.

„Seine Erscheinung mag Dich überraschen," hieß es an einer Stelle; „er kann jedoch nichts dafür, daß er so aussieht. Er ist ehrlich und brav, Du kannst ihm vollkommen vertrauen, und das ist doch die Hauptsache. Er wird alle Arbeiten verrichten, die Du ihm aufträgst, wie er es für mich gethan hat; nichts wird ihm zu schwierig sein. Dabei ist er verschwiegen wie das Grab."

Obgleich die Beschreibung wenig mit der Erscheinung des Fremden übereinstimmte, benahm ihm doch das unbedingte Vertrauen, das er in das Urtheil des Advokaten setzte, jedes Vorurtheil gegen den Secretär.

„Es ist gut, Mr. Scharp," sagte Hadd, von dem Briefe aufblickend. „Setzen Sie sich."

Der Fremde, welcher bis dahin noch stehen geblieben, nahm nun Platz.

Nachdem der Administrator das Schreiben zu Ende gelesen, sagte er:

„Sie werden auf's Beste empfohlen. Und eine Empfehlung von Mr. Ellingen ist mir lieber, als von sonst Jemandem, mag es sein, wer es wolle."

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um Scharp's Lippen, das jedoch wegen seines vollen Bartes von Hadd nicht bemerkt wurde.

„Das glaube ich, Sir," sagte Scharp.

„Ellinger schreibt, daß Sie für ihn manche schwierige Arbeit gethan haben," fuhr der Administrator in vertraulichem Ton fort, „Sie wissen ja ebenso gut, als ich, was er damit sagen will."

„Gewiß Sir!" antwortete der Secretär mit bedeutungsvollem Kopfnicken.

„Gut, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie ihre ganze Wirksamkeit meinem Dienste widmen und Alles pünktlich thun, was ich Ihnen auftrage," sagte Hadd. „Mein Secretär wird in einer vertrauten Stellung zu mir stehen. Er wird manche Geheimnisse von mir erfahren, so bald er seine Ergebenheit im Dienste und seine Anhänglichkeit zu mir bewiesen hat. Er wird auch möglicherweise seiner Zeit Einblick in meine Bücher erlangen und daraus Manches ersehen, wovon zu sprechen nicht rathsam wäre."

„Ich verstehe, Sir," sagte Mr. Scharp, und seine Augen blinzelten sonderbar unter der blauen Brille.

Hadd hatte diese Augen noch nicht beobachten können; sie waren feurig und scharfblickend, und es war daher befremdend, daß sie von der verunstaltenden Brille verdeckt waren.

Digitized by Google

Der Administrator rückte seinem neuen Secretär näher und fuhr fort:

„Ihr Gehalt ist jährlich hundert Pfund, neben freier Beköstigung in meinem Hause. Dagegen werden Ihre Pflichten sein: die Zinsen einzucassiren, die Aufsicht zu führen über meine Farmen und Ländereien im Dorfe u. s. w., überhaupt, sich mir in jeder Weise nützlich zu machen. Ich will ein Zimmer für Sie zurecht machen lassen, — doch das ist auch nicht nöthig; Sie können hier in meinem Arbeitszimmer bleiben für die kurze Zeit, die wir noch hier sind. Ich werde ein besonderes Schreibpult für Sie aufstellen."

„Sie beabsichtigen also, von hier fortzuziehen?" fragte der Secretär überrascht. „Ich hoffte, hier eine dauernde Stelle zu finden, und nun scheint es, als wenn Sie schon bald den Dienst als Administrator Sir Archy Wilchester's aufgeben wollten."

„Ich werde allerdings bald aufhören, Sir Archy's Administrator zu sein," entgegnete Hadd stolz; „aber Ihre Stelle wird dennoch von Dauer sein, natürlich, wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, was ich schon jetzt annehmen zu dürfen glaube. Ich bin Willens, in das Schloß zu ziehen."

Mr. Scharp stutzte bei den letzten Worten des Administrators, welcher jedoch seine Erregung nicht merkte, da er sich momentan in Gedanken verlor über seine zukünftige Größe und Herrlichkeit.

„Ja, Mr. Scharp," hob Hadd in heiterem Ton wieder an, „ich werde bald Besitzer des Schlosses sein, es gehört thatsächlich jetzt schon mir. Den Namen „Wilchester Towers" werde ich in „Hadd Towers" umwandeln und dort durch meinen Sohn Jason, welcher so eben vom Auslande zurückgekehrt ist, eine neue Familie gründen."

(Fortsetzung folgt.)

Zimmer-Einrichtung.

Richt' ich mir einst nach meinem Sinn
Ein eigenes Zimmer ein,
So muß ein jedes Stück darin
Von tiefer Deutung sein.

Ein Schreibepult verkünde mir
Den täglichen Beruf,
Und deute, daß Gott Alle hier
Nur für die Arbeit schuf.

Vor dieses Pult, auf ein Gestell,
Da setz' die Uhr ich hin.
Sie zeige mir, wie rasch und schnell
Des Lebens Stunden flieh'n.

Ein Sessel, nieder, doch bequem,
Der mahne: nicht zu hoch!
Man sitzt ja leicht auch ohnedem
Im Schooß des Glückes noch.

Ein fester Kasten steht bereit,
Wenn mir der Mangel droht;
Er mahne: spare in der Zeit,
So hast Du in der Noth;

Daneben richt' ich für das Mahl
Ein kleines Tischchen her,
Und wird sein Raum auch eng und schmal,
Bleibt es nur niemals leer.

Ein klarer Spiegel zeig mir treu
Die eig'nen Fehler an,
Daß ich gerecht und mild dabei
Die fremden richten kann.

In einem Glas, ein Fisch wie Gold,
Geb' mir die schöne Lehr',
Wenn ich den Nächsten lästern wollt'
So stumm zu sein, wie er.

Des Bettes Zeug muß weich und gut,
Und weiß der Polster sein,
Das künde mir, wie süß man ruht,
Ist das Gewissen rein.

Des Zimmers Wände, flach und kahl,
Die werden grün bemalt,
Daß mir von ihnen manches Mal
Die Hoffnung wiederstrahlt.

Die Decke, die sich drüber zieht,
Wird aber himmelblau,
Daß ich, wenn hier die Hoffnung flieht,
Getrost nach oben schau'.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 66. Freitag, 13. Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ein köstlicher Plan," versetzte Mr. Scharp in einem Ton, welcher nicht erkennen ließ, ob es Ironie oder Aufrichtigkeit war. „Mr. Ellinger spricht immer von Ihnen als von einem bewundernswerthen Manne, und ich glaube ihm, Sir. Die Hadd's von Hadd Towers! Wie prächtig das klingt. — Aber die Wilchesters — was wird aus Ihnen werden? Ich schließe, sie sind arm —"

„Sie sind arm und bloß wie ein gerupftes Huhn, — ich meine, so arm, wie die Armuth selbst," verbesserte er schnell. „Arm und stolz. Sir Archy und ich haben bestimmt, daß unsere Kinder sich heirathen sollen. Er hat eine hübsche Tochter und —"

Ein seltsamer, zischender Laut kam über Scharp's Lippen, den er jedoch gleich mit Husten zu dämpfen suchte.

„Kurz," fuhr der Administrator fort, „die jungen Leute werden sich bald heirathen. Jason macht jetzt seinen ersten Besuch bei Rosamunde, und in drei Monaten — glückliche Kinder! — sind sie Eheleute."

„Hübsche Aussicht!" murmelte Scharp, sein Gesicht nach dem Fenster wendend. Dann sagte er laut: „Sie müssen ein glücklicher Mann sein, Mr. Hadd."

„Gewiß, das bin ich," versicherte der Administrator zufrieden. „Ich bedarf nur noch wenig zur Vervollständigung meines Glücks."

„Und Sie haben nichts zu befürchten kein Rückgang ist denkbar?" fragte Scharp. „Ich habe Mr. Ellinger immer so verstanden, als wenn Sir Archy Wilchester noch einen Sohn hätte."

„Dem ist freilich so, aber er ist nicht hier; er ist als Capitän bei einem Regiment in Indien und wird wohl niemals hieher zurückkehren. Sir Archy erhielt noch gestern einen Brief in welchem dies als ziemlich bestimmt angedeutet war. Dem Capitän Wilchester habe ich nie gefallen, das weiß ich; aber ich mache mir deßwegen keine Scrupel. Es ist gut, daß er jetzt fern bleibt."

„Hat denn diese Familie keine Freunde?"

„O, die Wilchesters haben Freunde und Verwandten in Menge, indessen Niemanden, der ihnen Geld leihen würde, um das verschuldete Gut einlösen zu können. Wenn man es auch versuchen wollte, das Schloß öffentlich zum Verkauf zu bringen, es würde sich doch Keiner finden, der dafür einen annehmbaren Preis bietet; denn es giebt nur wenige Leute, die so viel baares Vermögen besitzen, ein solches Besitzthum käuflich zu erstehen."

„Und die junge Dame ist also mit der beabsichtigten Heirath einverstanden?" fragte der Secretär weiter.

Hadd lachte höttisch.

„Die Tochter wird es mehr ihres Vaters, als ihrer selbst wegen thun," sagte er. „Indessen, wir haben jetzt lange genug von diesen persönlichen Dingen gesprochen, lassen Sie mich Ihnen erst Ihr Zimmer zeigen und dann können Sie hierher zurückkehren und einige Briefe copiren."

Scharp stand auf und Hadd führte ihn nach seiner Stube — einem kleinen Schlafzimmer in dem oberen Stockwerk. Nachdem er sich gelegentlich vergewissert hatte, daß sein neuer Secretär bereits gefrühstückt, ging er mit ihm in das Arbeitszimmer zurück.

„Hier sind die Briefe, welche Sie abzuschreiben haben," sagte er, indem er einen Haufen Papiere mit beinahe unleserlicher Handschrift herbeiholte. „Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen. Ich gehe nur nach dem Schloß, um meinen Sohn zu treffen."

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

Der neue Secretär sah seinem Herrn vom Fenster aus so lange nach, bis derselbe hinter einer Biegung der Straße seinen Blicken entschwand; dann ging er zum Pult, um seine erste Arbeit in dem neuen Amte zu beginnen.

Als er mit dem Schreiben fertig war und sich wieder frei fühlte, musterte er mit scharfen, kritisirenden Blicken, wie bei seiner Ankunft, alle im Zimmer befindlichen Gegenstände.

Das Zimmer war klein und fast viereckig. Dem Kamin gegenüber, in welchem ein helles Feuer brannte, stand das Schreibpult; in der einen Ecke befand sich ein großer, feuerfester Geldschrank und zur weiteren Ausstattung des Zimmers diente ein Bücherschrank, ein ledernes Canapee und zwei Stühle.

Mr. Scharp ging auf den Fußspitzen leise nach der Stubenthür, um hinauszusehen. Draußen war Alles still und auf dem Hausflur Niemand sichtbar. Nun hatte er die Gewißheit, daß er nicht beobachtet werde.

Geräuschlos machte er die Thür wieder zu und begab sich an's Pult, dessen Deckel er aufhob. In demselben lagen eine Menge Schreibmaterialien, mehrere Briefe und einige Haupt- und andere Geschäftsbücher. Er schlug eins der Bücher auf und blätterte flüchtig darin herum.

„Sir Archy Wilchester, Debitor," las er, „Debitor, Debitor, Debitor, überall Debitor," murmelte er, indem er weiter blätterte. „In meinen Mußestunden will ich mir dies einmal genauer ansehen. Und hier sind größere Summen als ausgeglichen aufgeführt. Wie hohe Zinsen mögen wohl dafür gefordert werden? Wahrscheinlich Wucherzinsen. — Hier in diesem Buche scheinen die Verluste verzeichnet zu sein, welche verschiedene Spekulationen herbeigeführt haben. Auch dieses will ich bei Gelegenheit näher in Augenschein nehmen. Aber wie mag es doch zugehen, daß all' diese Bücher nicht in dem eisernen Schranke verwahrt sind? Was ist denn darin?"

Er sah noch einmal durch's Fenster und, aus der Thür, dann näherte er sich dem Schranke.

Einige Sekunden stand er unschlüssig da als ob er eine innere Mahnung bekämpfte, dann zog er ein Stück Wachs aus seiner Tasche hervor und machte damit vorsichtig einen Abdruck von dem Schloß des Schrankes.

„Es ist kein Combinationsschloß," murmelte er. „Dazu werde ich wohl einen Schlüssel bekommen, und wenn dies nicht sein sollte, dann muß ich sehen, ob ich mir Hadd's Schlüssel verschaffen kann."

Scharp legte das Wachs in ein kleines, hölzernes Kästchen, das er aus der Brusttasche zog und dann sogleich wieder in derselben verbarg. Kaum war dies geschehen, als er draußen leise Tritte hörte. Er hatte noch eben so viel Zeit, sein Pult zu erreichen, ehe die Thür geöffnet wurde, und die Haushälterin, eine rothäugige, unheimlich aussehende Person, den Kopf neugierig hereinstreckte und einen mißtrauischen Blick auf den Secretär warf.

Mr. Scharp that, als wäre er in's Schreiben vertieft und, als ob er nichts gehört hätte.

„Ah!" sagte die Haushälterin in einem Tone, der ihr Nichtwissen von der Anwesenheit des Secretärs anzeigen sollte, während ihr Gesicht den Ausdruck der vollsten Zufriedenheit annahm; „ich bitte um Entschuldigung, Sir."

Bei diesen Worten machte sie die Thür wieder zu und entfernte sich ebenso leise, wie sie gekommen war.

„Haha!" murmelte Scharp, als er wieder allein war, indem seine scharfe Augen hinter der Brille funkelten. „Ich werde also bewacht. Mr. Hadd will mich erst auf die Probe stellen, ehe er mir sein volles Vertrauen schenkt. Ich bin sehr verbindlich für diesen Wink; in Zukunft werde ich doppelt auf meiner Hut sein."

IX.

Die erste Begegnung.

Am Morgen nach der Arbeit im Grauen Thurm — dem Morgen, an welchem des Administrators Secretär, Mr. Scharp, angekommen und in seine neue Stelle eingetreten war — sehen wir Rosamunde zur gewöhnlichen Stunde im behaglichen Frühstückszimmer. Ein Holzfeuer brannte lustig im Kamin und eine Vase mit frischen Blumen aus dem Gewächshause stand in der Mitte auf dem Tische. Sir Archy's Morgenzeitung lag auf einem Stuhle am Kamin, nur der Baron selbst fehlte noch.

Rosamunde trat an's Fenster und schaute in den Garten, wo der scharfe Wind das

Digitized by Google

Laub unaufhörlich durcheinander wirbelte und einen feinen nebelartigen Regen gegen die Fenster trieb. Es war einer jener Tage, an denen selbst die heitersten Menschen nicht selten in eine trübe Stimmung fallen. Auch Rosamunde fühlte heute den traurigen Einfluß des Wetters, welchen sie jedoch mit solchem Erfolg bekämpfte, daß sie, als einen Augenblick später ihr Vater eintrat, ihm mit einem fröhlich strahlenden Gesicht entgegeneilte.

Sir Archy sah bleich und abgespannt aus und seine Augen verriethen eine schlaflos verbrachte Nacht. Seine Tochter grüßte ihn lächelnd und führte ihn, indem sie ihren Arm in den seinigen legte, nach seinem Platze am Tische.

„Du siehst so heiter aus, wie immer," seufzte der Baronet, indem er gedankenvoll in das liebliche, kindliche Gesicht Rosamunde's blickte.

„Und warum sollte ich das nicht, Papa?" fragte das Mädchen lächelnd, sich dem Vater gegenübersetzend. „Wer weiß, was sich in drei Monaten ereignen wird! Laß' uns das Beste hoffen, lieber Papa."

Trotz seiner inneren Verzweiflung bemühte sich Sir Archy, um Rosamunde's willen sich einen Schein von Munterkeit zu geben.

„Ich habe unser Unglück schon länger geahnt, Papa," fuhr Rosamunde fort, „und schrieb auch vor einiger Zeit an meinen Bruder Markus in Indien, daß ich seinen früheren Verdacht gegen Hadd jetzt vollkommen theile. Wie, wenn Markus in Indien Glück gehabt hätte, — und Viele erwerben sich dort Vermögen, das weißt Du ja — und nun hierher käme, um uns aus unserer Noth zu befreien? Das klingt allerdings etwas märchenhaft, nicht wahr?"

„Nur zu märchenhaft und wird wohl nie zur Wahrheit werden," sagte Sir Archy mit bitterem Lächeln.

Rosamunde setzte ihre Bemühungen, ihren Vater aufzuheitern, unablässig fort. Nach dem Frühstück drängte sie ihn, die Bücher des Administrators holen zu lassen und dieselben gehörig zu prüfen.

„Es ist überflüssig, Theuerste," sagte Sir Archy hoffnungslos. „Ich habe die Bücher schon mehrmals durchgesehen: es ist Alles in Ordnung, so viel ich gefunden habe. Ich bin freilich auch nicht sehr bewandert in Geschäftsangelegenheiten."

„Ich glaube, ich würde es sein," erklärte das junge Mädchen. „Bitte, laß die Bücher holen und laß' mich sie durchsehen, Papa."

Sir Archy versprach endlich, es zu thun, und in demselben Augenblick trat der alte Kellermeister mit einem Auftrag an Rosamunde ein.

„Entschuldigen Sie, Miß Rosamunde," sagte er, sich verbeugend. „Die Krankheit der alten Wittwe Harley ist in letzter Nacht schlimmer geworden, und die arme Frau schickt ihren Sohn mit der Bitte, Sie möchten doch noch einmal zu ihr kommen, denn sie glaubt, Miß Rosamunde, Ihr Anblick würde ihre Schmerzen lindern."

Rosamunde sah ihren Vater fragend an und erwartete dessen Entscheidung.

Sir Archy blickte durch das Fenster und sagte dann:

„Das Wetter ist kaum geeignet zum Ausgehen für ein Mädchen, Rosamunde."

„Ach, ich kümmere mich nicht um das Wetter, Papa," versetzte Rosamunde, da sie ihren Vater unschlüssig sah. „Der Gang wird mir gut thun und ich werde bald wieder hier sein. Du wirst mich ja nicht vermissen, Papa?"

Sir Archy verneinte dies, worauf Rosamunde, nachdem sie dem Sohn der Wittwe eine Antwort hatte zukommen lassen, auf ihr Zimmer ging, um sich für den Weg auszustatten.

Ihr zierlicher Morgenanzug war bald mit einem kurzen Kleide von grauem, wasserdichtem Stoff vertauscht, und ihre mit hübschen Rosetten besetzten Pantoffeln mußten starken Stiefeln weichen. Ein kleiner, runder Hut mit einem braunen Schleier machten ihren Anzug vollständig. So gekleidet und ausgerüstet mit einem Körbchen, in welchem sie allerlei Erfrischungen für die Kranke hatte, verließ Rosamunde das Haus.

Die Wohnung der Wittwe Harley lag jenseits des Dorfes Wilchester. Die Straße dorthin und nach dem Dorfe führte an Hadd's Wohnung vorbei, jedoch ging noch ein Fußweg quer über's Feld, welcher den Weg bedeutend abkürzte.

Rosamunde wählte die letztere Route, eilte über Feld und Wiesen ihrem Ziele zu und

Digitized by Google

erreichte auch bald das kleine, mit Stroh gedeckte Häuschen der Wittwe Harley.

Sie verweilte ungefähr eine Stunde bei der Kranken und ging dann langsam auf dem Hauptwege nach dem Schloß zurück.

Der Wind war unterdeß heftiger geworden, weshalb Rosamunde ihren Mantel fester um sich zog und muthig vorwärts schritt, indem ihre Gedanken sich theils mit der eben verlassenen Scene, theils mit ihrem Vater beschäftigten.

Sie erreichte den Hügel, passirte Hadd's Haus, ohne dasselbe jedoch anzusehen und setzte ununterbrochen ihren Weg nach dem Schlosse fort, welches schon in der Ferne sichtbar war.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen dem Schlosse und des Administrators Wohnung war die Straße von einem kleinen, reißenden Fluß durchschnitten, über welchen eine Brücke mit steinerner Brustwehr führte.

Rosamunde blieb auf der Brücke stehen und lehnte sich auf die Brustwehr derselben. Ihr Blick haftete auf dem Schloß. In diesem Augenblick, da die Natur ihre unfreundliche Seite zeigte und der Wind mit wilder Heftigkeit das falbe Laub von den Bäumen jagte, schien dem jungen Mädchen das massive Schloß mit seinen hohen Schornsteinen, denen dicke Rauchsäulen entstiegen, der angenehmste Platz auf der ganzen weiten Erde. Bis jetzt hatte Rosamunde noch nicht daran gedacht, wie es sie schmerzen würde, den Ort ihrer Geburt und ihrer Ahnen zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bäcker und sein Dieb.

In der Philisterstraße sitzt
Ein Spatz und lugt, und schnell stipitzt
Er wieder einen Kreuzerweck
Von einem Bäckerladen weg
Für sich zu Einer Fütterung.
Da fällt durch die Erschütterung
Ein Weckchen, das daneben lag,
Dem hingeschwund'nen rollend nach.
Doch sein specifisches Gewicht
Bewirkt, daß es den Boden nicht
Erreichen kann; es hänget fest
Umstrickt in einem Spinnennest.
Die Spinne hielt den hübschen Fang
Für eine Fliege. Eiligst rang
Sie aus dem Zeltchen sich hervor
Und schleppt' die Beute leicht empor.
Sie knüpft noch ein Paar Fäden an,
Damit's nicht mehr entwischen kann.
Der Bäcker, der durch's Fenster guckt,
Merkt, daß es auf dem Laden spuckt.
Mit einem Sprung war er zur Hand;
Er riß das Fenster auf und fand,
Indem er die Produkte zählt,
Daß ihm schon wieder eines fehlt.
Er stampft und tobt und flucht und ballt
Dem Peter der vorüber wallt,
Die Faust: „Hast du dein Leben lieb,
So pack dich schnell, du kleiner Dieb!
Ich schlag dir, Schlingel! meiner Treu!
Noch Arm' und Beine morsch entzwei,
Du Galgenstrick und Taugenichts!" —"
Doch lachenvollen Angesichts
Hebt Peter seinen Finger auf
Und zeigt zum nächsten Dach hinauf.
„Seht einmal dort hin, Meister Beck!
Dort sitzt der Dieb, der euern Weck
Vom Laden hier gestohlen hat.
Er frißt ihn ganz, und wird nicht satt;
D'rum solltet ihr barmherzig sein,
Und ihm noch einen geben d'rein."
„— Es fehlen zwei, du Böswicht!
„Zwei Wecke trägt ein Spatz wohl nicht. —"
„O doch, Herr Vetter! Glaubet mir,
Von euern trägt er drei bis vier.
Drum möchte es viel besser sein,
Ihr stelltet euer Schimpfen ein;
Sonst schreit der Spatz und hängt fortan
Euch seinen eig'nen Namen an. —"
Der Bäcker horcht und räumt das Feld,
Und Peterle — das Spinnenzelt.

Bardroff.

Ein Bettler rühmte sich, um die Theilnahme stärker zu erregen, daß er in der Schlacht eine fünf Zoll lange Wunde erhalten; aufgefordert, die Narbe zu zeigen, sprach er: Die ist auf meines Bruders Arme, weil dieser damals gerade neben mir stand.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 67. Sonntag, 15. Juni **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ich wundere mich nicht, daß bei den Gedanken, das alte, theure Haus verlassen zu müssen, dem Vater beinahe das Herz bricht," murmelte sie halblaut. „Und was wird mein Bruder Markus sagen, wenn er hört, daß unser Besitz in die Hände Hadd's übergegangen ist? O, es ist hart, es ist sehr bitter!"

Sie seufzte und murmelte schluchzend weiter: „Und ich kann meinen Vater schützen vor der Qual, sein angestammtes Besitzthum zu verlassen — ich! Aber um welchen Preis! Ich muß all' meine süßen, kindlichen Träume aufgeben," und ihre Wangen erröthteten, „und die Frau Jason Hadd's werden. Dies Opfer würde für mich schlimmer sein, als der Tod, wenn er der Mann ist, der er vor fünf Jahren zu werden versprach. Aber es ist auch möglich, daß er sich geändert, denn die Studien und das Reisen im Auslande können ihn besser und edler gemacht haben. Ich will ihn nicht verdammen, noch ehe ich ihn gesehen habe."

Sie lehnte sich über die Brustwehr und sah in den angeschwollenen Fluß und Thränen machten ihrem bedrückten Herzen Luft.

Plötzlich wurde die Stille durch herannahende Tritte unterbrochen. Es war Jason Hadd, der im Begriffe war, nach dem Schloß zu gehen. Er war fein, nach der neuesten Mode gekleidet und sah so kühn aus, als wollte er Rosamunde's Herz im Sturm einnehmen.

Rosamunde sah sich nicht um, sondern drückte sich fester an die Brückenmauer, um ihr Gesicht den Blicken des Herankommenden möglichst zu entziehen. Aber gerade dadurch lenkte sie die Aufmerksamkeit Jason Hadd's um so mehr auf sich. Er betrachtete mit Kennermine die schlanke Gestalt, den zierlichen Kopf und die kleinen, mit Handschuhen bekleideten Hände des Mädchens.

„Eine ländliche Schönheit — ich will einen Souverain darauf setzen!" murmelte er vor sich hin, indem er stehen blieb. „Beim Himmel! sie macht sich wie eine Prinzessin! Nach ihrem Anzug zu urtheilen, muß sie ein Stubenmädchen oder eines Farmers Tochter sein. Ich bin gewiß, kein Mann von meiner Bildung hat je mit ihr gesprochen, und sie wird sich geschmeichelt fühlen, wenn ich mich mit ihr einlasse."

Er näherte sich dem Mädchen und sagte, indem er in höflicher Weise seinen Hut zog: „Guten Morgen, mein Fräulein! Können Sie mir wohl sagen, wie das Gebäude da vor uns heißt?"

Rosamunde stutzte und erhob ihr Haupt.

„Es ist Wilchester Towers, Sir," entgegnete sie schlicht und kalt, sich zugleich wieder von dem Fragenden abwendend.

„Warten Sie noch einen Augenblick," sagte Jason und hielt das Mädchen beim Mantel zurück. „Ihre Stimme klingt ja wie die herrlichste Musik, und ich bin fest überzeugt, daß Ihr Gesicht in Hinsicht auf die Schönheit zu derselben paßt. Gönnen Sie mir einen Blick in Ihre Augen, meine Schöne, denn ich versichere Ihnen, daß ich kein schlechter Beurtheiler bin und —"

„Sir!" unterbrach ihn Rosamunde heftig, sich von ihm losreißend, und in ihrer Stimme und Haltung lag etwas so Gebieterisches und Stolzes, daß jeder weniger verlegene Beleidiger respectvoll den Rückzug würde angetreten haben. Jason Hadd aber schien dies für eine Herausforderung anzusehen, denn er sprang auf Rosamunde zu, riß ihr den Schleier vom Gesicht und starrte triumphirend auf die edlen Züge, die jetzt Schrecken und höchste Entrüstung ausdrückten.

Einen Augenblick war der junge Hadd wie bezaubert von der seltenen Schönheit, die vor

Digitized by Google

ihm stand, aber bald erglühte sein Gesicht vor heftigem Verlangen: er ergriff ihren Arm, indem er rief:

„Ich muß einen Kuß von diesen süßen Lippen haben! Ach! wie sind Sie reizend, mein kleines Landmädchen! Nur einen Kuß!"

Er neigte seinen Kopf vorwärts, sie zu küssen, aber Rosamunde, auf's Aeußerste entrüstet, schlug ihn mit beiden Händen in's Gesicht und machte die größten Anstrengungen, sich aus seinen Armen zu befreien, wobei sie laut um Hülfe rief.

„Ihr Sträuben nützt Ihnen nichts, mein hübscher, wilder Vogel," sagte Jason. „Ich will und muß einen Kuß haben!" und dabei versuchte er, sich einen zu rauben.

Aber in diesem Moment näherten sich rasche, männliche Tritte und noch ehe sich Jason umsehen konnte, ergriffen ihn ein Paar starke Hände und warfen ihn über die Brückenmauer in den Fluß.

Dieser Rettungsengel war Hugo Chandos. Er hatte vor etwa zwei Stunden das Wirthshaus verlassen, um seine Nachforschungen in Betreff seiner Abkunft zu beginnen, und war gerade im Begriff, einen Besuch auf Wilchesters Towers zu machen, unter dem Vorgeben, dort die Bildergallerie zu besehen. So war er durch Zufall gerade im rechten Augenblick an die Brücke gekommen, um Rosamunde aus den Händen Jason Hadd's zu befreien.

„„Ich glaube, Miß, der Schurke wird nicht wiederkommen," sagte Hugo ruhig, indem er sich höflich verbeugte. „Sie können jetzt frei Ihren Weg fortsetzen."

Rosamunde sah in's Wasser, aus welchem der durchnäßte Geck wüthend und Rache schwörend auftauchte, und dann schaute sie dankbar in das edle Antlitz ihres Retters.

„Ich danke Ihnen, Sir," sagte sie, „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen."

Und als sie so sprach, begegneten sich die Augen der jungen Leute. Hugo war voller Bewunderung, denn er sagte sich, daß er noch nie zuvor Augen, so unvergleichlich schön, so glühend, von so viel Geist, wie die Rosamunde's, gesehen habe. Und das junge Mädchen, erröthend unter seinen Blicken, fühlte sich durch diese Bewunderung angenehm berührt.

In diesem Augenblick entstieg Jason Hadd dem nassen Element, seine Kleider klebten ihm am Körper und das von demselben herabtröpfelnde Wasser bezeichnete die von ihm zurückgelegte Bahn; sein Gesicht war blaß vor Wuth.

„Das wollen wir schon wieder ausgleichen, mein sauberer Bursche!" schrie er, die geballte Faust gegen Hugo erhebend.

„Nur nicht jetzt, erwiederte Hugo mit spöttischem Lächeln; „Sie sehen gar zu unglücklich, zu jämmerlich aus. Sie werden mir dagegen erlauben, ihnen den Rath zu geben, nach Hause zu gehen und trockene Kleider anzuziehen, denn sonst möchten sie sich noch erkälten. Ihrem Wunsche können wir ja zu einer gelegeneren Zeit genügen, denn ich weiß, daß ein Gentleman, der den Muth hat, eine junge Dame zu beleidigen, denselben auch in anderer Weise nicht angezweifelt lassen darf."

Jason wurde immer gereizter, wagte jedoch nicht, seinen Gegner anzugreifen. Er stand da als Feigling, naß von oben bis unten wie ein begossener Pudel, und maß mit zornigen Blicken seinen Feind, welcher die Gesundheit und Kraft selbst war, auf dessen Lippen ein Lächeln von bewußter Macht schwebte und aus dessen Augen der feurige Muth leuchtete.

„Wir werden uns wiedersehen!" rief Jason in drohendem Ton. „Nie und nimmer vergesse ich eine Beleidung. Wenn wir uns nächstens treffen, können Sie nur tastamentiren!"

Mit dieser Drohung wandte er sich um und eilte davon, wodurch sein Besuch auf dem Schlosse natürlich verzögert wurde.

„Sie brauchen jetzt keine Furcht mehr zu haben, Miß," sagte Hugo sanft; „der Bursche wird Sie nicht mehr belästigen. Wenn Sie indeß noch Besorgniß hegen, so will ich mich gern zu Ihrer Verfügung stellen und Sie begleiten."

„Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an," sagte Rosamunde erröthend. „Ich bin doch etwas aufgeregt durch diesen unerwarteten Anfall. — Ich gehe nach Wilchester Towers."

Hugo betrachtete das junge Mädchen mit steigendem Interesse.

„Gehören Sie dorthin?" fragte er begierig. „Sind Sie vielleicht eine Bewohnerin des Schlosses?"

Rosamunde nickte mit einiger Verlegenheit.

„Mein Name ist Hugo Chandos," sagte der

Digitized by Google

junge Mann. „Ich bin von Profession Landschaftsmaler und im Begriff, die Bildergallerien in hiesiger Gegend zu besuchen. Gerade will ich auf das Schloß, um mir die Erlaubniß zu erbitten, die dortige Gallerie in Augenschein nehmen zu dürfen. Können Sie mir vielleicht sagen, ob man meinem Wunsche willfahren wird?"

Rosamunde lächelte.

„Ich bin Miß Wilchester," sagte sie freundlich. „Sie sind willkommen und können unsere Familiengemälde so viel studiren, als Ihnen beliebt. Alle großen Häuser und Gallerien in der Nachbarschaft stehen an gewissen Tagen für Jedermann offen und der heutige Tag ist ein solcher, wenn ich nicht irre."

Hugo dankte für die Erlaubniß, die ihm so bereitwillig geworden. Aber nun waren die Bilder im Schlosse ihm Nebensache. Er hatte kein Verlangen mehr, eine etwaige Bekanntschaft mit der Familie Wilchester zu erfahren, da diese sich nicht gleich einem Meere zwischen ihn und Miß Wilchester stellen durfte.

So weit war er schon gekommen, daß er liebte; — zum ersten Male in seinem Leben liebte er, ja, er liebte ernstlich und mit Heftigkeit.

Bald hatten sie den Schloßgarten erreicht — für Hugo viel zu früh, er hätte ihn noch eine Stunde weit gewünscht, und mit stillem Bedauern schritt er an der Seite des Mädchens die Allee entlang nach dem Haupteingang des Schlosses.

Sie ist eine Erbin von Wilchester Towers, dachte der junge Mann mit Bitterkeit, als er das alte, graue Gebäude betrachtete, während ich ein bedeutungsloser Jurist bin, der nicht einmal seine Herkunft kennt.

Rosamunde führte ihn in's Fremdenzimmer und entfernte sich dann, um ihren Vater aufzusuchen.

Sie fand ihn in der Bibliothek. Sein blasses, den Ausdruck von Kummer tragendes Gesicht erheiterte sich bei dem Eintritt seiner Tochter, auf deren Wangen noch die blühende Farbe prangte, welche den Blick Hugo's hervorgerufen hatte.

„Papa," sagte sie, indem sie auf den Baron zuschritt, „ich kam von der Wittwe Harley und auf der Brücke da auf der Chaussee, wo ich einen Augenblick stand und die Landschaft betrachtete, kam ein Mann zu mir, der mich beleidigte."

„Rosamunde!" unterbrach sie der Vater, von seinem Sitze auffahrend.

„Es ist war, Papa!" und ihre Augen leuchteten bei der Erinnerung gleich Diamanten, als sie fortfuhr: „Er hielt mich für ein armes, geringes Mädchen, das er ungestraft beleidigen zu können glaubte; er riß mir den Schleier ab und wollte — wollte mich küssen."

„Der Grobian!" rief der Baronet mit flammendem Gesicht. „Der ungeschliffene Mensch! Du mußt nicht wieder allein ausgehen, Rosamunde. — Küßte der Mann Dich nicht?"

„O nein, nein, gewiß nicht, Papa!" jubelte Rosamunde. „Ein junger Herr kam gerade in dem Moment heran und rettete mich aus den Armen des Angreifers, den er faßte und über die Brückenlehne in's Wasser warf."

„Wer war dieser junge Herr, und wo ist er?" fragte Sir Archy.

„Er ist ein Maler und sein Name ist Chandos," antwortete Rosamunde. „Er war auf dem Wege hierher, um sich Erlaubniß zu erbitten, unsere Bildergallerie zu besehen und ist jetzt im Fremdenzimmer."

„Ich will sofort zu ihm gehen und ihm meinen Dank aussprechen für den Dienst, den er Dir erwiesen," sagte Sir Archy. „Gehe Du in Dein Zimmer und wechsle Deine Kleider, meine Liebe, denn es ist möglich, daß der junge Hadd noch diesen Vormittag kommt, da der Zug, mit welchem er eintreffen sollte, bereits hier ist. Es wird gerathen sein, daß wir ihn mit aller Höflichkeit behandeln, selbst wenn er Dir nicht gefällt."

Er zog seine Tochter an seine Seite und küßte sie zärtlich, freilich nicht ohne Kummer. Dann entließ er sie nach ihren Zimmern, während er selbst Hugo Chandos aufsuchte.

Der Eindruck, den der Baronet und der hübsche, junge Maler aufeinander machten, war auf beiden Seiten im höchsten Grade günstig. Sir Archy dankte Hugo mit warmen Worten für den Rosamunde erzeigten Dienst, und der junge Mann wies bescheiden jedes besondere Verdienst zurück, indem er erklärte, daß er dasselbe auch für jedes andere Mädchen unter ähnlichen Umständen gethan haben würde.

„Wie ich vermuthe, kennen Sie den Namen des Mannes nicht, der Miß Wilchester beleidigte?" fragte Sir Archy.

Digitized by Google

„Ich kenne ihn nicht, Sir," entgegnete Hugo. „Ich bin fremd in Wilchester; ich bin aus London."

Auf Anregung des Baronets erzählte Hugo Einiges aus seiner Studierzeit, und es stellte sich hierbei heraus, daß mehrere seiner Freunde und Bekannten Sir Archy entweder persönlich oder dem Namen nach bekannt waren, und dieser Zufall steigerte die freundschaftliche Hinneigung des Baronets zu Hugo.

„Meine Tochter sagte mir, daß Sie unsere Bildergallerie zu sehen wünschten," sagte endlich der Baronet. „Ich will sie Ihnen selbst zeigen, wenn Sie mitkommen wollen."

Hugo stand auf und der Baronet führte ihn die Treppe hinauf in eine große dunkle Gallerie, deren Wände mit drei Reihen Bilder behängt waren, von denen die eine Reihe eine vollständige Sammlung von Familienportraits repräsentirte.

Noch ehe Hugo die Hälfte der Bilder von den verstorbenen Wilchesters geprüft hatte, hielt er sich überzeugt, daß er von dieser Familie nicht abstamme, denn er fand auch nicht einen Zug in den Gesichtern der Gemälde, den er mit ihnen gemein hatte.

Als Sachkundiger kritisirte er die verschiedenen Bilder, und der Baronet war so überrascht von dem so treffenden Urtheil Hugo's, daß er sich sagen mußte, selten einen so gebildeten und zugleich angenehmen jungen Mann getroffen zu haben, wie seinen heutigen Gast.

Sie verweilten bei den Bildern, bis Sir Archy zum Frühstück gerufen wurde. Der Baronet lud den jungen Maler ein, mit an demselben Theil zu nehmen, welche Einladung Hugo mit Freuden acceptirte.

Im Speisezimmer trafen sie Rosamunde, welche jetzt in einem seidenen Kleide von dunkler Weinfarbe, um Hals und Handgelenke mit schneeweißen, kostbaren Spitzen geschmückt, erschien; sie gewährte einen bezaubernden Anblick. Ihre Ueberraschung, Hugo mit ihrem Vater eintreten zu sehen, verdunkelte die rosige Farbe auf ihren Wangen und verlieh ihren Augen einen seltsamen Glanz.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine militärische Ehrenbezeichnung sonder Gleichen. Bei Gelegenheit eines Besuches, den der letztverstorbene König von England, zu jener Zeit Prinz William Henry, auf der Insel Antigua in West-Indien machte, wurde die dortige Miliz in Parade aufgestellt. Am frühen Morgen schon waren die Truppen in ihren Drillich-Pantalons und feuerrothen Jacken, welche mit den schwarzen Gesichtern seltsam contrastirten, zusammengezogen, um bei der am Abend zu haltenden Musterung hinreichend vorbereitet zu sein. Als die Aufstellung endlich in Ordnung gebracht und der Prinz mit seiner Begleitung schon ganz nahe war, erscholl plötzlich das Commando in Neger-Englisch: »A vou who hab no shoe no locking, tan in a rear!« („Alle, welche weder Schuhe noch Strümpfe haben, in's zweite Glied!-) Der neu bestellte Commadeur hatte nämlich ganz übersehen, daß ein großer Theil seiner Truppen barfuß war. Das Manöver, diesen Mangel zu verbergen, war die erste militärische Ehrenbezeichnung, womit der Prinz empfangen wurde.

Verein zur Vermehrung der Fleischnahrung. Am 10. d. Mts. war in Berlin eine Anzahl angesehener Männer zusammengetreten, um die Mittel zu berathen, welche zur Vermehrung der Fleischnahrung in Deutschland dienen könnten. Die künstliche Befügelzucht und Schnellmästung, die künstliche Fischzucht, die Zucht der Lapins oder großen Hasenkaninchen und ihre Kreuzung mit hiesigen Hasen wurden einer eingehenden Besprechung unterzogen. Herr Lossow behauptet, daß die von ihm neu construirte Brütmaschine mit Regulator alle befruchteten Eier und Hühnereier z. B. schon in 11 bis 12 Tagen ausbrüte und daß die Aufzucht der jungen Hühner nach seiner Methode nicht schwer falle. Die Mästung der Tauben erfolge nach seiner Methode schon in 4 bis 5 Tagen, die Hühner (Poularden) in 8 bis 10 Tagen, die der Enten in 12 bis 14 Tagen, und die der Gänse und Puten in 18 bis 22 Tagen. Gleich günstige Erfolge behauptete derselbe mit der künstlichen Fischzucht in süßem märkischen Quellwasser erzielt zu haben und glaubte wenigstens so viel versichern zu können, daß seine Lachse, Salme und Forellen denen der Anstalten im Elsaß, Bayern, Thüringen, der Uckermarck und Pommern nicht nachgestanden hätten. Durch eine neue Kreuzung der Lapins mit hiesigen Hasen will derselbe ein Durchschnittsgewicht von 12 bis 14 Pfund pro Stück erzielt haben.

Derselbe Künstler, welcher den Hahnenruf so täuschend nachahmte, daß die Sonne dadurch verleitet ward, zwei Stunden zu früh aufzugehen, hat vom Monde ein so täuschendes Bild gefertigt, daß es bei Tage gar nicht zu sehen ist.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **68.** Mittwoch, 18. Juni **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Während des Frühstücks zeigte sich Hugo so unterhaltend und liebenswürdig, daß sowohl Vater als Tochter die düsteren Wolken, welche über ihnen schwebten, vergaßen und harmloser Fröhlichkeit waren.

Bald nach dem Mahle verabschiedete sich Hugo, wobei ihn Sir Archy einlud, wiederzukommen, da ihm seine Bildergallerie zu jeder Zeit offen stehe.

„Wir werden sie nicht lange mehr zu zeigen haben," sagte der Baronet betrübt zu seiner Tochter, als sie allein waren. Mir gefällt der junge Mann, Rosamunde; er erinnert mich an Jemanden, den ich vor Jahren gekannt habe, aber ich weiß im Augenblick nicht, an wen. Ah, ich hab's! Er ist das frappanteste Ebenbild Lord Paget Evremond's, des ältesten Sohnes des Grafen Berwick, welcher in frühester Jugend starb — der arme Bursche! Und dieser junge Mann gleicht ihm so wunderbar. Das ist seltsam!"

„Ja, es ist seltsam," versetzte Rosamunde abwesend.

„Ich wollte, es wäre Jason Hadd gewesen," seufzte Sir Archy, „oder ich wollte nur, Jason Hadd wäre ihm ähnlich, denn dann würde sich gewiß meine Abneigung gegen Deine Verheirathung mit ihm legen."

Der Schall der Hausthürglocke unterbrach das Gespräch und Sir Archy sowohl, als Rosamunde, fuhr unwillkürlich zusammen.

„Es muß der junge Hadd sein," sagte der Baronet erregt.

Bald darauf brachte ein Diener die Nachricht: „Mr. Hadd und Mr. Jason Hadd sind im Empfangszimmer und wünschen Miß Rosamunde und Sir Archy zu sprechen."

„Gut!" sagte Sir Archy. Wir werden sogleich kommen."

Als der Diener sie wieder verlassen hatte, zog der Baronet seine Tochter an sein Herz, strich nachdenklich ihr Haar und küßte ihre Stirn, wobei mehr als eine Thräne die glänzenden Locken des jungen Mädchens benetzten.

„Wir müssen wohl hingehen und die Hadd's begrüßen, Rosamunde," sagte der Vater endlich halb verzweifelt.

„Der junge Mann kann sich ja vielleicht als Gentleman zeigen," tröstete Rosamunde mit bebender Stimme. „Wir wollen ihn nicht verdammen, ehe wir ihn gesehen haben."

Sie machte sich aus ihres Vaters Umarmung los und warf einen Blick in den Spiegel. Ihre Toilette war tadellos von den glänzenden Locken, die auf ihre Schultern herabfielen, bis zu dem kostbaren Kleid und den Edelsteinen, die wie glühende Kohlen an ihrem Halse leuchteten, war Alles reizend.

„Komm', Papa," sagte Rosamunde, indem sie mit blassem, aber muthigem Antlitz zu Sir Archy aufblickte. „Wir können die Begegnung nicht länger aufschieben, und je eher wir sie überstanden haben, desto besser ist es!"

Sie legte ihren Arm in den des Baronets, und so gingen Beide, wenn auch nicht ohne ein nicht zu verbannendes ängstliches Gefühl, so doch mit äußerlicher Ruhe und Selbstbeherrschung zu ihrem Besuch.

X.

Ein schlechter Anfang.

Mr. Hadd und dessen Sohn, welche in das vorerwähnte Zimmer im Schlosse geführt worden waren, sahen sich mit dem Gefühl als demnächstige Besitzer des Hauses in demselben um. Keiner von ihnen war bis dahin als Gast im Fremdenzimmer gewesen, jetzt aber war das Verhältniß zwischen dem Administrator und Sir Archy ein anderes geworden,

Digitized by Google

ihm am Morgen begegneten Ereignisses — die junge Dame, welcher er auf der Brücke Beleidigungen zugefügt hatte und die Zeuge gewesen war von der unmittelbar darauf empfangenen erniedrigenden Strafe.

Rosamunde betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln, wobei Jason unwillkürlich ein paar Schritte zurücktrat. Seine ausgestreckte Hand senkte sich unbewußt und sein Gesicht erblaßte.

Des Administrators Blick schweifte verwundert von Einem zum Andern. Er hatte nicht bemerkt, daß Rosamunde seines Sohnes Gruß erwidert hätte und ihr eigenthümliches Lächeln konnte er als einen solchen auch nicht ausdeuten; daher wurde er ärgerlich, denn er hielt dies für eine Beleidigung sowohl für ihn, als für seinen Sohn.

„Haben sie gehört, Miß Rosamunde?“ sagte er drohend. „Dieser junge Herr ist mein Sohn, Mr. Jason Hadd.“

„Ich habe gehört, Mr. Hadd,“ entgegnete Rosamunde ruhig, indem sie einen höhnischen Blick auf den Administrator warf. „Ihr Herr Sohn und ich haben uns bereits gesehen.“

Der Administrator war erstaunt über diese Antwort und auch Sir Archy, welcher sich bis dahin ruhig verhalten hatte, verrieth seine Ueberraschung bei dieser Erklärung.

„Sie haben Jason nach seiner Rückkehr gesehen?“ rief der Administrator. „Das ist unmöglich, denn er ist gestern Abend erst angekommen. Was meinen Sie also damit, Miß Rosamunde? Bitte, erklären Sie sich deutlicher.“

„Ich verweise Sie an ihren Herrn Sohn selbst,“ sagte das Mädchen gelassen.

Sir Archy und Mr. Hadd sahen fragend auf Jason, welcher, roth und blaß werdend und bestürzt von der ungünstigen Wendung der Begebenheit, lieber wünschte, daß sich in diesem kritischen Augenblick der Boden unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen möchte.

„Sprich, Jason!“ rief der Administrator ungeduldig. „Was bedeutet das?“

„Das bedeutet,“ stammelte Jason, verwirrt von des Mädchens ruhigem, festem Blick, daß ich heute Morgen, als ich auf dem Wege nach dem Schloß war, Miß Rosamunde begegnet bin. Ich — ich — in der That, ich war in einem kleinen Irthum, das ist Alles.“

„Ja, das ist Alles!“ sagte Rosamunde sarkastisch. „Mr. Jason Hadd war in einem „kleinen Irrthum.“ Er hielt mich für ein armes, unbeschütztes Mädchen und machte einen feigen Angriff auf mich. Das ist Alles!“

Jason stand da wie vom Schlage getroffen. Seines Vaters Zorn, Rosamunde's ruhige Verachtung, Sir Archy's Unwille — dies zusammen verwandelte seinen gehofften Triumph in eine tiefe Erniedrigung.

„Also es war der Sohn meines Administrators, welcher diesen Morgen meiner Tochter den Schleier vom Gesichte gerissen, der sie insultirt hat, indem er trotz ihres Widerstrebens versuchte, sie zu küssen?“ rief Sir Archy mit einem Blick voller Abscheu auf den jungen Hadd. „Sie können ihren Sohn wieder fortbringen, Hadd, wir haben ihn genügend kennen gelernt. Komm', Rosamunde.“

Hierbei reichte er seiner Tochter den Arm; aber der Administratrr vertrat ihnen den Weg und hinderte sie am Fortgehen.

„Ich kann wirklich nicht begreifen, was dies Alles bedeutet, Sir Archy!“ rief er. „Wenn mein Sohn Miß Rosamunde beleidigt haben sollte — aber das ist nicht möglich! — Sprich doch, Jason und stehe nicht da wie ein Stück Holz!“

„Was kann ich sagen„“ versetzte dieser kleinlaut. „Miß Wilchester war einfach, beinahe ärmlich gekleidet, so, wie ich es nie erwartet hätte, — dabei allein zu Fuß auf der Landstraße und bei so stürmischem, schlechtem Wetter, welches für ein zarte Dame zum Spazierengehen nicht geeignet war. Wie konnte ich vermuthen, wer es war, und wie viel weniger es wissen. Ich sah nur ein einfach gekleidetes, junges Mädchen auf der Brücke, das Gesicht verhüllt mit einem gewöhnlichen Schleier. In der Meinung, es sei eines Farmers Tochter oder eine ähnliche Person, ging ich zu ihr und sagte ihr einige jener Artigkeiten, wie ich es auf dem Continent zu thun pflegte und welche eigentlich nichts bedeuten.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vertheidiger zur rechten Zeit.

(Eine Skizze aus dem Leben in Arkansas. — Nach dem Englischen.)

Ich werde in meinem ganzen Leben nicht vergessen — so erzählt Richter Arrington — welchen Eindruck Wil-

Digitized by Google

liam Denton auf mich das erste Mal gemacht hat, als ich ihn sah. Es war im Gerichtshofe von Little Rock, Arkansas, im Sommer des Jahres 1834. Die Veranlassung dazu hatte an und für sich ein schreckliches Interesse, das ganz geeignet war, alle Umstände dem Gedächtnisse tief einzuprägen. Ein ungemein zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden, um dem Prozesse eines jungen und außerordentlich schönen Frauenzimmers, welches des Mordes angeklagt war, beizuwohnen Der Richter wartete den Augenblick ab, wo der Sheriff seine Gefangene hereinführen werde, und die Augen der ungeduldigen Menge waren neugierig auf die Thür, durch welche sie eintreten mußten, gerichtet, als plötzlich ein Unbekannter eintrat, dessen merkwürdige Erscheinung die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zog.

Es war eine große, magere Figur, aber sehnig und gerade wie ein Pfeil; seine Stirn war groß, hoch und glatt wie polirter Marmor, durchschnitten von bläulichen Adern, welche sich in Gestalt einer Schlangenzunge theilten; sein Auge war hellbraun und glich dem des erzürnten Adlers — eben so leuchtend als durchbohrend; der Mund war klein mit einem kalten, höhnischen Ausdrucke. Er war in Leder gekleidet, und sein Anzug war nach Indianerart mit Glasperlen von allen Farben des Regenbogens geschmückt. Langsam und in stolzer Haltung bahnte er sich einen Weg durch die Menge, und ohne irgendwie sich bewußt zu sein, daß er von Allen als eine Erscheinung, die Jeder erklärt haben möchte, betrachtet werde, schritt der merkwürdige Mann vorwärts und nahm, mit der hohen Würde, mit welcher ein König sich auf den Thron setzt, einen Sitz innerhalb der Schranken ein, obgleich dieser Raum dicht gefüllt war durch die Schüler Kote's und Blaksone's, von denen sich manche diesem alten und berühmten Rechtsgelehrten bei Weitem überlegen hielten.

Der Kontrast zwischen dem stolzen Gesichtsausdrucke und der fremdländischen Kleidung des Mannes, der offenbar von den Gränzen der Zivilisation kam, wo er im Kampfe mit wilden Bestien und Indianerhorden sein Leben der Wildniß abrang, erregte besonders die Lachlust der Advokaten, und ein jüngeres Mitglied des Ordens der Themis verfiel in ein unterdrücktes Kichern, das bald lauter wurde und sich in dem ganzen Orden verbreitete. Sie vermutheten ohne Zweifel, der Eindringling sei ein roher Jäger aus den Gebirgen, welcher nie zuvor das Innere einer Gerichtshalle gesehen habe.

Sobald die Ursache und der Gegenstand des Gelächters daselbe gewahr wurde, wendete er seinen Kopf langsam um, blickte jeden Lacher nach der Reihe mit unendlicher Verachtung an und sprach das einzige Wort „Savages!" (Ihr rohen Kerle!)

Keine Feder kann die unaussprechliche Verachtung, den gräßlichen Hohn beschreiben, den er in dies eine Wort legte; keine Sprache kann die hölische Bosheit dieser Aeußerung ausdrücken, welche kaum lauter als ein Flüstern war. Er betonte jeden Buchstaben, als wenn er ein besonderes Feuerstrahl wäre, der seine zuckenden Lippen versengte, und er legte besonders einen entsetzlichen Nachdruck auf das s am Anfange und am Ende des Wortes. Es war ein Gemisch des Geheuls eines rothen Tigers und des Zischens einer Klapperschlange — „Savages!" Es benahm einem Jeden die Neigung zum Lachen.

Doch in diesem Augenblicke wurden Aller Augen von dem Fremden ab- und auf die schöne Gefangene gelenkt, welche von der Wache umringt, eintrat. Ihre Erscheinung war geeignet, den Abgestumpftesten in Feuer zu setzen, denn ihre Schönheit war der Art, daß sie die ruhigste Einbildungskraft entflammen und das kälteste Herz zerschmelzen mußte, indem sie in beiden, in der Einbildungskraft und im Herzen ein leuchtendes Bild zurückließ. Es war ein Zauber, der ebenso gefühlt, als gesehen werden mußte, um ihn nur denken zu können. Er machte sich fühlbar in dem Aufblitzen ihrer Gesichtszüge, klar wie Sonnenlicht; in der klassischen Form ihres ausdrucksvollen Gesichtes, das so symmetrisch war, als hätte es der Meißel des größten Künstlers geformt; in ihrem Haare, das ungeflochten in weichen natürlichen Locken wallte, weicher als Seide, feiner als Spinnwebe; in ihren Augen, blau wie der südliche Sommerhimmel, groß, schmelzend, träumerisch; in ihren Bewegungen anmuthig, schwebend, wie die langsamen Flügelschläge eines in sonniger Luft schwebenden Vogels; in ihrer Körpergestalt fein, ätherisch, wie die einer Sylphide oder eines Seraphs, und vor Allem in dem angeborenen Lächeln ihrer rosigen Lippen, das so frei, so heiter wie Sternenlicht war und die Seele wie ein elektrischer Funke durchzuckte.

Als die Unglückliche, so geschmackvoll gekleidet, mit ihren unvergleichlichen körperlichen Reizen ruhig ihren Platz vor der Schranke ihres Richters einnahm, erhob sich das Murmeln der Bewunderung in der Menge, und kaum konnte das prompte Einschreiten des Gerichtshofes verhindern, daß es in beifälligen Beifall ausbrach. Die eingetretene Stille wurde unterbrochen durch ein lautes Stöhnen einer einzelnen Brust, wie wenn Jemand die größte Qual empfinde. Aller Augen richteten sich auf den Unbekannten und alle wurden von Erstaunen und Verwunderung ergriffen, denn seine Züge waren verzerrt, als wenn er gefoltert würde, und selbst strömende Thränen konnten seine Qual nicht mildern. Aber was konnte die Ursache dieser plötzlichen Rührung sein? War es möglich, daß zwischen ihm, dem wilden Jäger, und jenem bildschönen Weibe eine Beziehung stattfände?

Der Richter redete die Gefangene an: „Emma Greenleaf, der Gerichtshof ist benachrichtigt worden, daß Ihr Vertheidiger, Oberst Linton, krank ist und nicht erscheinen kann. Haben Sie einen anderen angenommen?

Sie antwortete mit einer Stimme so süß wie das Schlagen der Nachtigall und klar wie der Gesang der Lerche: „Meine Gegner haben alle Advokaten erkauft, sie haben sogar den meinigen bestochen, krank zu werden; aber Gott wird die Unschuld vertheidigen!"

(Schluß folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 69. Freitag, 20. Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Der Administrator schien auf's Höchste entrüstet bei dieser Erklärung seines Sohnes; dennoch wandte er sich zu Sir Archy und Rosamunde und sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Haben Sie es gehört? Er hielt Miß Wilchester für ein armes, simples Landmädchen."

„Sein Versuch, sich zu vertheidigen, erhöht nur sein Vergehen," sagte Rosamunde kalt. „Ein Mann, welcher ein Mädchen vorsätzlich beleidigen kann, weil er glaubt, es sei arm und unbeschützt, ist ein Mensch, zu erbärmlich, um sich mit ihm einzulassen. Es scheint, daß es nur Rang und Reichthum ist, was Mr. Jason Hadd respectirt, nicht aber die Weiblichkeit und Schwäche unseres Geschlechts."

„Meine Tochter hat Recht," bemerkte der Baronet würdevoll. „Ein Mann, welcher fähig ist, ein armes Mädchen zu insultiren, ist kein Freund Rosamunde Wilchester's. Mr. Jason Hadd hat für seine Ungebührlichkeit freilich auch den verdienten Lohn empfangen, indem er auf frischer That ertappt und in's Wasser geschleudert worden ist. Wäre ich dazu gekommen, er hätte sicher auf dieselbe Strafe rechnen können. Und hiernach nun, Mr. Hadd, glaube ich, haben wir nichts mehr mit einander zu reden. Bitte, seien Sie so gefällig und verlassen Sie mein Haus."

Der Administrator starrte auf seinen Sohn, der noch wie ein armer Sünder dastand, und dann richtete er einen wilden Blick auf Sir Archy und Rosamunde.

„Oho!" sagte er spöttisch. „Sie brauchen nicht so vornehm zu thun. Was war es denn am Ende auch Anderes, als ein armes Mädchen, das Jason zu küssen versuchte? die Tage Ihres Reichthums und Glanzes sind vorüber, und Sie würden Beide besser thun, von hohem Pferde herabzusteigen und vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben. Jason ist deßhalb nach Hause gekommen, um Miß Wilchester zu heirathen. Verschmähen Sie ihn nun, dann sind Ihre drei Monate Frist auf drei Tage herabgesetzt. Haben Sie verstanden?"

Der Baronet verstand dies nur zu gut. Mit Schmerz mußte er sich gestehen, daß er Zeit haben müsse und diesen Leuten nicht, wie er wohl möchte, die Thür zeigen könne.

Rosamunde theilte das Gefühl ihres Vaters vollständig. Innerhalb dreier Tage aus dem Schlosse vertrieben zu werden, das mußte ihrem Vater das Herz brechen. Um dieses hinauszuschieben und Zeit zu gewinnen, entschloß sie sich, nach den gegebenen Umständen sich zu richten.

„Na, nun besinnen Sie sich nicht lange," begann der Administrator wieder, gerade als Rosamunde ihren Entschluß gefaßt hatte. „Ich will hier nicht wie ein Narr stehen. Wenn Sie Verstand genug haben, um Jason's Versehen zu entschuldigen und ihm Gelegenheit geben, dies wieder gut zu machen, so können Sie hier noch drei volle Monate bleiben. Wir wissen ja, Sir Archy, wie junges Blut ist, und können Jason wohl seine Bewunderung eines hübschen Gesichts vergeben. Und wenn Miß Rosamunde die Sache bei rechtem Licht besieht, so kann sie darin nur ein Compliment für ihre Schönheit erblicken. Was meinen Sie dazu? Wollen Sie hier nur drei Tage oder drei Monate bleiben?"

Auf Sir Archy's Stirn standen dicke Schweißtropfen, seine Augen blickten ängstlich umher und eine innere Erschütterung beengte ihm die Brust. Er würde viel darum gegeben haben, hätte er sich in diesem Augenblick auf seine Feinde stürzen können; aber er konnte es nicht und um Rosamunde's willen durfte er es nicht. Er war gleich Einem, der an Händen und Füßen mit eisernen Ketten gefesselt ist.

Digitized by Google

Während des Kampfes, der in seiner Brust vorging, kam ihm Rosamunde zu Hülfe.

„Vater," sagte sie sanft, „es ist das Beste, was wir thun können, wenn wir das Letztere vorziehen. Wir müssen Zeit gewinnen. Laß' uns unsere Bekanntschaft mit Mr. Jason Hadd von diesem Augenblick an rechnen."

Der Baronet schauderte, als ob er etwas sehr Bitteres verschluckt hätte. Er war versucht, Klugheit bei Seite zu setzen, von dem letzten Rest seiner Autorität Gebrauch zu machen und diese Menschen aus dem Hause zu werfen, aber noch zeitig genug, um seinem Ruin vorzubeugen, kam ihm die Erinnerung an das vergrabene Vermächtniß der Wilchesters. Jetzt Gewalt gegen seine Gegner anwenden, hieße diesen dasselbe preisgeben und alle Hoffnungen auf ein zukünftiges Glück vernichten.

„Laß' es sein, wie Du gesagt, Rosamunde," sagte er schwach. Wir wollen bleiben."

„Das ist eine weise Entscheidung," erklärte der Administrator, indem der strenge Ausdruck seines Gesichts sich etwas milderte. „Sie befriedigt mich besser, als jede andere, um so mehr, da ich mir in den Kopf gesetzt, Miß Rosamunde zur Schwiegertochter zu haben. Da nun die Sache abgemacht ist, können wir noch ein wenig Platz nehmen."

Sir Archy antwortete hierauf dadurch, daß er seine Tochter zum Sopha führte und sich an ihrer Seite niederließ, worauf auch der Administrator und Jason wieder Platz nahmen.

„Sonderbar, wie sich die Dinge ändern," bemerkte Hadd, indem er sich mit einer Miene als ob er schon Besitzer des Hauses sei, umsah. „Was kann nicht Alles Fleiß und Aufmerksamkeit zu Stande bringen. Ich kam nach Wilchester als ein armer Jüngling, obgleich meine Familie zu den besseren gehörte, deren Vermögen leider zerrüttet war — gleich dem Ihrigen, Sir Archy, hahaha! — und jetzt stehe ich im Begriff, hier Herr zu werden, d. h., wenn Sie sich entschieden haben, abzudanken. Wir wollen unsern Besuch heute nicht ausdehnen," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „aber wir wollen uns hiermit selbst für morgen zu Tische einladen. Wir werden uns präcise Sechs Uhr hier einfinden und dann den Abend hier verbringen. Sie müssen Sorge tragen, Miß Rosamunde," setzte er lächelnd, aber mit drohender Geberde zu ihr gewendet hinzu, „die Bistle angenehmer zu machen, als die heutige."

Jason stand auf und sagte in einem sich angeeigneten Dialekt: „Adieu!" und verließ darauf mit seinem Vater das Schloß.

Thränenlos, aber im Herzen voll der tiefsten Traurigkeit, verließen Sir Archy und Rosamunde das Zimmer und begaben sich nach der Bibliothek.

„O, die niederträchtige Grobheit dieses Mannes," seufzte der Baronet. „Die Natter, welche mein Vater und ich genährt haben, nur, um uns zu verwunden! Der Undankbare, welcher uns hintergangen hat und uns jetzt mit totalem Ruin droht! Mir ist es beinahe, als sollte ich verrückt werden!"

Rosamunde schlang sanft ihren Arm um seinen Hals. „Papa," flüsterte sie, „wenn auch das Schlimmste kommen sollte, so hast Du doch noch mich. Bin ich Dir nicht mehr werth, als Güter und Geld? Ich bin gesund und kräftig. Die besten Menschen in dieser Welt haben sich durch Arbeit ernähren müssen und auch ich werde lieber arbeiten, als dieses Mannes Frau werden."

„Nein, nein," sagte der Baronet zitternd. „Du kennst nichts von dem Kampfe ums Dasein, Rosamunde. Die bittere und schlecht lohnende Arbeit, die schweren Stunden der Plage, die sorgenvolle Tage und Nächte — der Himmel bewahre Dich vor diesem Allem! Besser — beinahe besser —"

Er stockte, denn er konnte nicht mit Wahrheit sagen: Besser, wenn Du des Administrators Sohn heirathest.

In dieser Lage traf sie der Diener, welcher mit einem Brief eintrat, den soeben ein Knabe gebracht hatte.

„Es wird eine Sendung von Hadd sein," murmelte Sir Archy.

Rosamunde öffnete das Schreiben und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. „Es ist von Markus," rief sie freudig, „vom Bruder Markus und trägt weder Ortsnamen noch Datum. Er ist nach England zurückgekommen. Höre, Papa!"

Ihre Stimme zitterte, als sie den kurzen Brief laut vorlas, der wie folgt lautete:

„Vater und Rosamunde! Ich bin heimlich nach England zurückgekehrt. Ich kenne alle Eure Sorgen, all' Eure Noth, selbst die große Gefahr, die Euch bedroht. Ich

Digitized by Google

kann nicht offen zu Euch kommen, auch darf ich Euch nicht sagen, wo ich bin, damit nicht durch einen Zufall Eure Feinde mein Hiersein erfahren und dadurch meine Pläne zerstört werden. Ich wirke für Euch im Geheimen. Vernichtet diesen Brief. Verrathet ja Niemanden, daß ich Euch verlassen habe. Wenn das Schlimmste kommt, wollen wir ihm zusammen entgegentreten. Bis dahin verzagt nicht, sondern vertraut auf mich und erinnert Euch, daß ich in Eurer Nähe bin. Wenn Ihr mich am nöthigsten habt, werde ich kommen.

Markus."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vertheidiger zur rechten Zeit.

(Eine Skizze aus dem Leben in Arkansas. — Nach dem Englischen.)

(Schluß.)

Bei dieser Antwort, die durch ihr einfaches Pathos so rührend wurde, bezeugte ein Theil der Zuhörer seinen Beifall, die Uebrigen weinten. Jetzt aber erhob sich der in Leder gekleidete Unbekannte, dessen Anblick vorher so viel Heiterkeit erweckt hatte, um sich der Gefangenen zu nähern und ihr einige Worte zuzuflüstern. Sie sprang einen Schritt zurück, stieß einen lauten Schrei aus und stand dann bleich und zitternd da, wie vor einem aus dem Grabe gestiegenen Geiste. Allen war es jetzt einleuchtend, daß zwischen den Beiden eine geheimnißvolle Beziehung stattfinden müsse, und die Scene erlangte das hohe Interesse eines wirklichen Romans. Der fremde Jäger redete den Gerichtshof mit einer Stimme, so klangvoll, wie Orgelton, an: „Wenn es mir gestattet ist, so werde ich die Rechte der angeklagten Dame vertheidigen."

„Was?" rief der Richter verwundert, „sind Sie ein bevollmächtigter Anwalt?"

„Die Frage ist unwesentlich und nicht hierher gehörig," erwiederte der Unbekannte spöttisch, „da Gesetzvorschriften jeder Person gestatten, auf Erfordern als Vertheidiger vor Gericht aufzutreten."

„Aber verlangt es die Gefangene?" fragte der Richter.

„Die Gefangene möge selber sprechen," sagte der Fremde.

„Ich fordere es," war ihre Antwort, und ein langgedehnter Seufzer entfloh ihrer Brust, als wenn ihr das Herz brechen wolle.

„Wie heißen Sie, denn Ihr Name muß in's Protokoll eingetragen werden," fragte der Richter.

„William Denton," antwortete der Mann.

Sogleich wurde die Verhandlung begonnen. Wir wollen in Kurzem das Wesentliche der Zeugenaussagen zusammenstellen.

Es war ungefähr vor einem Jahre, als die Angeklagte in der Stadt ankam und ein Putzgeschäft eröffnete. Sie wohnte in einem hinter ihrem Laden gelegenen Stübchen ganz allein, wo sie die verschiedenen Waaren ihres Geschäftes mit unermüdlich m Fleiße und auf die geschmackvollste Weise anfertigte. Sie führte ein abgeschlossenes, zurückgezogenes, sittsames Leben, und so hätte sie hoffen können, unbeachtet zu bleiben, wäre ihr nicht das Geschenk außerordentlicher Schönheit zu Theil geworden, welches nur zu oft, und besonders den Armen und Freundlosen, ein Fluch wird. Bald hatten die lüsternen Feuerfliegen der Mode, deren Lebensaufgabe überall Verführung und Ruin ist, ihr begieriges Auge auf sie geworfen. Allein die schöne Fremde wieß sie Alle mit der äußersten Verachtung und mit Ekel ab.

Unter diesen getäuschten Anbetern war ein Charakter, von welchem die schöne Putzmacherin Alles zu fürchten hatte. Hiram Shore gehörte zu einer einst wohlhabenden, einflußreichen, aber ausschweifenden Familie. Er war selbst ausschweifend, kühn und rachsüchtig und ein Duellant von sicherem und gefürchteten Rufe. Es war bekannt, daß er sich eifrig bemüht hatte, die Gunst der lieblichen Emma zu gewinnen, aber das Loos aller ihrer übrigen Bewerber — eine entschiedene Abweisung — getheilt hatte.

Am Christabend 1833 gegen neun Uhr wurden die Bewohner von Little Rock durch einen lauten Schrei, den Schrecken verursacht zu haben schien, aufgestört. Darauf folgte, fast ohne Zwischenraum, das Knattern von Schießwaffen — eins, zwei, drei — ein Dutzend Schüsse. Man eilte zu dem Laden der Putzmacherin, aus welchem die Schüsse ertönten, und fand die Thür unverschlossen. Eine entsetzliche Scene bot sich den Eintretenden dar. Die schöne Emma stand wie versteinert da, in jeder Hand einen Revolver, dessen sämmtliche Läufe abgeschossen waren; ihr Gesicht bleich, ihre Augen wild funkelnd und ihre Lippen mit einem entsetzlichen Lächeln geöffnet! Und zu ihren Füßen, sich wälzend in seinem warmen Blute, die Brust von vielen Kugeln siebartig durchbohrt, lag der gefürchtete Duellist, Hiram Shore, seinen letzten Athemzug im Todesröcheln aufstoßend. Die zuerst Gekommenen hörten ihn noch diese Worte aussprechen: „Sagt meiner Mutter, daß ich todt und zur Hölle gefahren bin!" Gleich darauf verschied er.

„Um Gottes willen, wer hat das gethan?" riefen die entsetzten Leute.

„Ich that es," sagte die bleiche Putzmacherin; „ich that es, um meine Ehre zu retten."

Das ist die kurze Zusammenstellung der wesentlichen Umstände, die sich aus dem Zeugenverhör ergaben. Das Verhör wurde geschlossen und die Anwälte hielten ihre Reden.

Zunächst sprachen drei zu jener Zeit im Südwesten berühmte Advokaten nacheinander für die Anklage. Alle richteten ihre Beredtsamkeit theils gegen die Gefangene, theils gegen ihren unerwartet aufgetretenen Vertheidiger, den sie mit sarkastischem Witze und Spott zu lächerlich zu machen suchten, daß man zweifelhaft werden konnte, ob er oder seine Klientien vor Gericht stehe. Denton dagegen schien

Digitized by Google

seinen Gegnern nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; er saß bewegungslos, den Kopf auf die Hände gestützt, wie Jemand, der in tiefe Gedanken versunken ist oder schlummert.

Als jedoch die Reihe zu reden an ihn kam, sprang er plötzlich auf und trat so weit vor, daß er fast den Obmann der Geschworenen berührte. Dann begann er seinen Vortrag leise, beinahe flüsternd, aber dies Geflüster war so wild, eigenthümlich und unbeschreiblich scharf, daß es im ganzen Saale, bis auf die Gallerien gehört wurde.

Im Anfange verfuhr er rein logisch; er untersuchte die bewiesenen Thatsachen und zog Schlüsse daraus, bis die ganze Masse konfuser Zeugnisse so durchsichtig und klar, wie eine Krystallkugel wurde, durch welche die Unschuld seiner Klientin so hell wie ein Sonnenstrahl hervorschien. Die Geschworenen nickten einander Zeichen vollständiger Beistimmung zu. Der durchdringende, leise und ruhige Ton, seine zusammengedrängte Beweisführung, seine kindliche einfache Redeweise hatte den Anforderungen des Verstandes genügt, in nicht längerer Zeit als zwanzig Minuten. Es war gewissermaßen das Werk mathematischer Beweisführung.

Jetzt aber veränderte er seine Stellung; er wandte sich von den Geschworenen zu dem Richter und den Advokaten; er fegte gewissermaßen die Schranken mit seinem Blicke und stürzte sich wie ein wüthender Löwe auf seine Gegner, ihre Sophismen schonungslos in Atome zerreißend. Sein gebräuntes Gesicht leuchtete wie glühendes Eisen; die Adern auf seiner Stirne schwollen auf, seine Augen glichen glühenden Kohlen und seine Stimme war das Schmettern einer Trompete. Niemals, weder früher noch später, habe ich solche niederschmetternde Sprache gehört. Es war, wie wenn Jupiters Adler eine Schaar Krähen davon scheucht. Es war, wie wenn Jupiter selbst seine Donnerkeile in die Augen der niederen Götterschleudert. Und doch erschien er auf dem Gipfel seines Zornes wunderbar ruhig. Er gestikulirte nur in einer Weise, indem er nämlich die Bewegungen seines langen, sehnigen Zeigfingers geradewegs auf die blassen Gesichter seiner Gegner richtete. Er malte ihre Käuflichkeit, ihre unmännliche Gemeinheit aus, für Geld sich zu vereinigen, um ein freundloses Weib zu erdrücken — bis ein Gemurmel unterdrückten Zornes in der Zuhörermenge ausbrach, und selbst einige der Geschworenen ausriefen: „Pfui, Schande!“ Und so hatte der Redner einen zweiten Zweck erreicht — er hatte einen wahren Sturm des Unwillens gegen die anklagende Partei erregt — und auch dies in nicht mehr als zwanzig Minuten.

Er wechselte sein Thema noch einmal. Seine Stimme wurde klagend, wie ein Grabgesang, und allmählig füllten Thränen seine Augen, als er in lebhaften Zügen das Bild männlicher Grausamkeit und des Unrechts ausmalte, welches Frauen zu leiden haben, und alles mit spezieller Anwendung auf den vorliegenden Fall, bis wenigstens die eine Hälfte der Zuhörer wie die Kinder weinte, und Keiner unbewegt blieb.

In diesem Theile seines Vortrages erhob er sich zum Gipfel des Pathos und der Erhabenheit. Sein Gesicht überzog sich mit Leichenblässe; sein Haar schien ihm zu Berge zu stehen; seine Muskeln zuckten krampfhaft; er schwang seine Hände wild nach oben, alle Finger ausgebreitet und zuckend, wie das Flackern eines Lichtes, und seine Schlußworte waren auch die letzten Hiram Shore's: „Sagt meiner Mutter, daß ich todt und zur Hölle gefahren bin!“ Der Ton und Nachdruck, den er in das Wort „Hölle“ legte, war eine Verkörperung alles Entsetzlichen. Es war ein Schrei unermeßlicher Verzweiflung — ein wildes Geheul unendlicher Folterqual. Keine Sprache kann den Eindruck schildern, den er auf Alle machte, die es hörten. Männer stöhnten, Frauen schrieen, und ein Mädchen wurde in Krämpfen hinausgetragen. Die ganze Rede währte keine volle Stunde.

Die Jury gab, ohne sich zurückzuziehen, ihren Wahrspruch „nicht schuldig“ ab, und der Beifall der versammelten Menge machte sich in einem dreimaligen „Hoch“ Lust, wodurch das Gerichtshaus vom Eckteine bis zum Thurme erschüttert wurde. In demselben Augenblicke sprang die schöne Puhmacherin auf, schlang ihre Arme um ihren siegreichen Vertheidiger und rief: „Mein Mann, mein theurer Mann!“

Denton lächelte, ergriff ihre Hand, flüsterte einige Worte in ihr Ohr — und beide verließen die Schranken zusammen, schritten der Landung zu und gingen an Bord eines nach New-Orleans bestimmten Dampfbootes. Man hörte, daß sie sich früher in Folge eines Zwistes, der durch des Mannes grundlose Eifersucht veranlaßt wurde, getrennt hatten, worauf sie unter angenommenem falschen Namen nach Little Rock gegangen war. Woher er es wußte, in welcher Gefahr sie schwebte, habe ich nie erfahren können.

Sie kehrten nach Texas zurück. Denton war später Oberst in der Revolution und entging deren Gefahren nur, um im nächsten Jahre in einem erschrecklichen Kampfe mit den Comanches-Indianern zu fallen. Eine Grafschaft in der Gegend der Cross-Timbers, wilder Wald, romantisch, wie seine Beredtsamkeit, und sonnenhelle Prairien, schön, wie seiner Emma liebliches Antlitz, verewigt seinen Namen — den Namen eines rasch vorüberziehenden Sternes, der zu früh unterging, und der sonst jetzt das glänzendste Licht am politischen Himmel von Texas, wenn nicht der ganzen Vereinigten Staaten sein würde, denn er war von Natur ein Demosthenes der westlichen Wälder.

Verschiedenes.

Papa, wenn Du in den Krieg gehst, nimm mich mit, sagte der kleine Sohn eines Bürgergardisten. — Ja mein Junge, ich trage dich auf dem Rücken. — Dann wird der Junge sicher vom Feinde getroffen, bemerkte ein Mitbold.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 70. Sonntag, 22. Juni **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Rosamunde las den Brief zwei-, dreimal und ihr Erstaunen wuchs mit jedem Worte. „Was mag das bedeuten, Papa?" fragte sie endlich, indem sie forschend um sich blickte, als erwartete sie, daß ihr Bruder plötzlich aus irgend einer Ecke der Bücherschränke hervortreten werde.

„Es will sagen, mein Liebling," erwiderte Sir Archy ruhig, „daß Markus die Armee verlassen und sein Schicksal mit dem unsrigen verknüpft hat, — der gute, edle uneigennützige Junge! Es heißt ferner, wenn der Sturm gegen uns losbricht, er mit uns untergehen will, das ist die Bedeutung des Briefes, — nichts mehr und nichts weniger."

Dann nahm er den Brief, warf ihn in's Feuer und blieb so lange vor dem Kamin stehen, bis die Flammen denselben vollständig verzehrt hatten.

XI.

Die erste Entdeckung.

Der Tag, welcher so eigenthümlich mit der Bekanntschaft Hugo Chando's mit Rosamunde Wilchester begann, war bestimmt, ein ereignißvoller in der Geschichte des jungen Künstlers zu werden.

Nachdem Hugo das Schloß verlassen hatte, fühlte er keine Neigung, schon wieder nach dem Wirthshause des Dorfes zurückzukehren; er nahm daher seinen Weg nach Berwick-Hall, dem Wohnsitz des Grafen Berwick, um wo möglich seinen Wunsch, die dortige Bildergallerie zu besehen, noch an diesem Tage zu befriedigen.

Mit warmem Herzen dachte er an Rosamunde; er war erregt und seine Pulse schlugen ungewöhnlich rasch. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, als er sich die große Kluft vor Augen führte, welche zwischen Rosamunde und ihm lag, den Unterschied zwischen ihrem Stande und dem seinigen.

„Wie schön, wie edel, wie süß sie ist!" murmelte er leise vor sich hin, indem er rasch vorwärts schritt. „Wie standhaft sie auf der Brücke war! Wie einfach und ruhig sie mir dankte. So machte sie den Eindruck einer Heldin. Wie zärtlich sie gegen ihren Vater war, — ein Beweis, daß sie nicht eine von den empfindungslosen Frauen, sondern ein herzliches, gefühlvolles Mädchen ist. Sie ist ein Mädchen, das man wohl aus reiner Liebe heirathen könnte, ohne irgend einen andern Beweggrund. Ich möchte doch wissen, wie sie von mir denkt."

Unter solchen Gedanken passirte er den Fußweg seitwärts vom Dorfe und kam auf die Straße, welche nach Berwick-Hall führte. Raschen Schrittes eilte er vorwärts, das Blut pulsirte in seinen Adern und ein eigenthümlicher Glanz strahlte aus seinen Augen: der Glanz einer erwachten Liebe, die er bisher kaum gekannt hatte. Sein ganzes Leben hindurch hatte er studirt und gearbeitet, sich kaum bewußt, daß er ein Herz besaß; aber plötzlich war er wie aus einem Traume erwacht, die Thatsache erkennend, daß sein Herz den vorzüglichsten Theil seines Seines bilde. Unbestimmtes Sehnen, welches er bisher nur gekannt hatte, verwandelte sich plötzlich in heftiges Verlangen, auf dessen Befriedigung sein künftiges Glück beruhte. Er blickte zurück auf sein vergangenes, einsames Leben und wunderte sich, wie er immer habe so zufrieden sein können, ohne ein Daheim, wie es Rosamunde zu gründen und zu schmücken im Stande sein würde.

Ich glaube nicht, daß ihr Vater seine Einwilligung zu einer Heirath zwischen ihr und einem armen, bedeutungslosen Juristen geben

Digitized by Google

würde, dachte er, Ich habe nun mehr denn je Ursache, nach meiner Herkunft zu forschen, weil, wenn sie unbescholten und ehrenwerth ist, Sir Archy freundlicher auf mich sehen würde, ist sie dies aber nicht, oder sollte ich sie nicht ausfindig machen, so will ich nach London zurückkehren, fleißig arbeiten und mir selbst einen Namen verschaffen — und dann —

Er wagte kaum, sich die Absicht zu gestehen, aber sein Gesicht glühte, seine Augen glänzten und seine Schritte wurden rascher.

Plötzlich wurde er aus seiner Träumerei durch laute Hufschläge aufgeschreckt und im nächsten Augenblick stürzte ein Pferd an ihm vorüber; es war reiterlos, mit gelöst'tem Sattelgurt, und nahm die Richtung nach dem Dorfe.

Hugo dachte sogleich, daß ein Unglück geschehen sein müsse; er eilte deßhalb vorwärts und nachdem er die kleine Strecke bis zu einer Biegung der Straße hinter sich hatte, gelangte er an der Unglücksstätte an. Das Land an dieser Stelle zu beiden Seiten der Chaussee gehörte zu der Besitzung des Grafen Berwick und war mit einer hohen Einfriedigung versehen, in der sich fünf Fuß hohe Thore befanden. Vor einem dieser Thore nun lag ein alter Mann, anscheinend besinnungslos.

Hugo erkannte auf den ersten Blick das Unglück und seine Ursache. Der alte Mann war über die Felder geritten und mit seinem Pferde über das Thor hinweggesetzt. Während des Sprunges war der Sattelgurt gerissen und so der Reiter herabgestürzt.

Niemand war in der Nähe, weder ein Knecht, noch ein Gesellschafter des verunglückten Mannes, weßhalb sich Hugo sofort daran machte, ihn wieder herzustellen.

Der junge Mann streckte seine Hand unter die Weste des vor ihm liegenden Körpers und fühlte das Herz schlagen, freilich langsam, unregelmäßig, aber doch schlagen.

„Gott sei Dank, er ist nicht todt?" murmelte er. „Wo mag er verletzt sein?"

Sanft, mit weiblicher Schonung, befühlte er die Beine des Mannes; sie waren gesund. Bei einer weiteren Untersuchung jedoch entdeckte er eine Contusion am Hinterkopfe, der beim Fall auf einen scharfen Stein geschlagen war. „Eine schwere Wunde," meinte Hugo besorgt. „Bevor ich versuche, ihn zum Bewußtsein zurückzubringen, muß ich dieselbe so gut als möglich verbinden."

Er sah sich um und bemerkte zwischen den Feldern in der Nähe einen Graben. Rasch kletterte er über das Thor, füllte seinen Hut mit Wasser und kehrte damit zu dem Verwundeten zurück; dann hob er des alten Mannes Kopf auf seine Knie, lös'te das vom Blute festgeklebte Haar und prüfte die Wunde, welche noch fortwährend blutete.

Ich bin freilich ein schlechter Chirurg und weiß nicht, was ein solcher unter diesen Umständen thun würde, dachte Hugo, aber ich habe einen gesunden Verstand bekommen und den will ich gebrauchen.

Hiermit tauchte er sein Taschentuch in's Wasser und wischte damit das Blut sanft von der Wunde, die sich jetzt weniger gefährlich zeigte, als er anfangs geglaubt hatte.

„Es wird bald wieder gut sein," sagte der junge Künstler, indem er erleichtert aufathmete. „Und nun zum Verbinden!"

Er nahm ein Tuch aus der Tasche des alten Mannes und band es über das seinige, welches er auf die Wunde gelegt hatte.

Kaum war dies beendet, als ein schwaches Aechzen des Verwundeten andeutete, daß er nahe daran sei, zum Bewußtsein zurückzukehren. Hugo unterstützte ihn bei seiner Genesung, indem er ihm mit dem wenigen noch im Hute verbliebenen Wasser das Gesicht befeuchtete und sanft seine Schläfe rieb.

Einen Augenblick später schlug der alte Mann seine Augen auf, die prüfend und mit einem Ausdruck der Ueberraschung auf Hugo hafteten.

„Sie sind besser, Sir," sagte Hugo, indem er behutsam das graue Haupt von seinem Knie hob. „Lassen Sie mich Sie aufrichten."

Er stand auf und brachte den Verwundeten in eine sitzende Lage. Des alten Mannes Erstaunen trat immer deutlicher hervor; er schien unfähig, seine Gedanken zu sammeln oder auch nur zu begreifen, durch welches Schicksal er der Sorge des freundlichen jungen Mannes übergeben worden war.

„Ich verstehe nicht," sagte er mit schwacher Stimme, indem er mit der Hand nach der Stirn fuhr, als wollte er den Nebel verscheuchen, der sein Hirn umfangen hielt. „Ich habe so merkwürdige Gedanken gehabt, Paget —"

Digitized by Google

In diesem Augenblick berührten seine Finger den Verband und er hielt plötzlich inne, indem er Hugo anstarrte.

„Ich glaube, Sie sind vom Pferde gestürzt, Sir," erklärte der junge Mann. „Ihr Pferd lief in geringer Entfernung von hier an mir vorüber und als ich hierher kam, fand ich Sie besinnungslos liegen. Ich habe die Wunde, welche Sie bei dem Unfall erhalten haben, verbunden, und habe gethan, was ich konnte."

Des alten Mannes Gesicht klärte sich auf und der Ausdruck des Erstaunens und der Verwirrung, welcher auf demselben lagerte, wich allmählig dem eines aufgeweckten thätigen Geistes.

Und nun, zum ersten Male blickte ihn Hugo genau an. Er war groß und von stattlicher Gestalt, so viel ließ sich trotz seiner ungünstigen Stellung bestimmen; sein Anzug war einfach, aber tadellos und geschmackvoll, sein Haar grau, ja, beinahe weiß, ein starker Schnurrbart bedeckte theilweise seinen wohlgeformten Mund, der, wenn er sich öffnete, eine beinahe noch vollständige Reihe weißer Zähne zeigte, obgleich der Mann nicht weit von den siebenziger Jahren entfernt sein konnte. Er hatte eine majestätische Stirn, unter welcher, beschattet von langen, dichten Brauen, ein Paar große, tief zurückliegende Augen glänzten, deren Blick scharf und fest war. Sein Gesicht war edel, sowohl in seinen Zügen, als in seinem Ausdruck, und offenbarte ebenso wohl eine innere Hoheit und Würde seines Trägers — einen Abglanz seines Seelenadels — als auch die Einfachheit und den Geradsinn seines Charakters.

Dies Alles bemerkte Hugo mit einem langen, forschenden Blick, während zugleich der alte Mann auch ihn prüfend betrachtete, indem seine Gesichtsmuskeln in eigenthümliche Zuckungen geriethen.

„Wer sind Sie, junger Mann?" fragte er dann hastig. „Himmel, welch' ein Ebenbild! Ihr Name?"

Trotz der Ueberraschung, die sein Blut schneller durch die Adern trieb, antwortete Hugo mit ruhiger Höflichkeit:

„Mein Name ist Hugo Chandos. Ich bin ein Künstler aus London."

Der alte Mann athmete tief.

„Es scheint, als ob der Todte zurückgekommen wäre und vor mir stände," murmelte er kaum hörbar. „Die Aehnlichkeit ist eigenthümlich, mehr als eigenthümlich, sie ist wunderbar. Ich begreife es nicht."

Und dabei starrte er Hugo mit weit geöffneten Augen an.

„Wer ist Der, dem ich so ähnlich bin?" fragte Hugo begierig, in der Hoffnung, etwas zu erfahren, was auf das Geheimniß seines Lebens Bezug haben könnte.

„Es ist mein Sohn, mein erstgeborner Sohn!" antwortete der alte Mann seufzend. Hugo stutzte. Er glaubte nun, von der Versehung einen Leitfaden durch das Dunkel, das sein Dasein umhüllte, empfangen zu haben und fragte forschend weiter:

„Und er, Ihr Sohn, wo ist er?"

Der alte Mann schien Hugo's Aufregung nicht zu bemerken.

„Er ist todt!" antwortete er. „Er starb in seiner Jugend und liegt schon viele Jahre im Grabe, — beinahe so viele Jahre, als Sie in ihrem Leben gesehen haben, Mr. Chandos. „Er war Lord Paget Evremond."

„Und Sie?"

„Ich bin der Graf Berwick."

Hugo's Erstaunen wuchs, eine leichte Blässe trat auf seine Wangen, doch fragte er weiter, wenn auch mit etwas zitternder Stimme:

„War ihr Sohn verheirathet, Mylord?"

„Nein" antwortete der Graf mit einiger Verwunderung. „Er war erst wenig mehr als ein Knabe, als er starb; er war kaum einundzwanzig Jahre alt."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Kullmann.

In dem kleinen Café M. in Montreux versammelte sich während des letzten Herbstes und Winters jeden Abend eine kleine Gesellschaft preußischer Offiziere, die hier ihr Kasino etablirt hatten. Man sah es den Herren, wenn sie zu dieser gemüthlichen Abendstunde sich zusammengefunden hatten, nicht gerade auf den ersten Blick an, daß sie zu ihrer Erholung und Stärkung ihrer Gesundheit hier im Süden

Digitized by Google

sich aufhielten. Die Gesichter waren frisch gerötheт, das Gespräch lebhaft und Wolken von Rauch hingen an der Decke des kleinen Zimmers. Heute Abend dampfte eine Bowle auf dem Tisch; man feierte den Jahrestag der Kapitulation von Metz.

Eine Stunde schon ungefähr mochte die Gesellschaft versammelt sein, als sich die Baßstimme eines Hauptmannes, der mit seiner Familie nach Montreux gezogen war, aber dem Kasino keinen Abend untreu wurde, ja eigentlich den Präsidenten desselben spielte, nach dem Premierlieutenant von Maifeld erkundigte.

„Muß jeden Augenblick kommen," antwortete ein junger Lieutenant. „Er holt einen Bekannten vom Bahnhof ab und wird ihm wahrscheinlich behülflich sein, sein Gepäck unter Dach zu bringen."

Es dauerte auch nicht lange, daß die Thür sich öffnete und der Erwartete eintrat, den neugekommenen Freund am Arm, der die Rechte auf einen Krückenstock stützte.

„Herr Landwehr-Lieutenant und Referendar Freitag —"

Aber weiter kam es auch nicht mit der Vorstellung. Ein junger Lieutenant vom 82. Regiment sprang rasch auf und stürzte dem Eintretenden entgegen „Teufel noch einmal! Bist Du es wirklich, Freitag" —

„Ah! Du auch hier, Rößler! Und auch Du, Sodenstern!" — fügte er hinzu, einem Anderen, der auf ihn zutrat, die Hand schüttelnd. „Da trifft man ja eine Menge alter Freunde! —"

„Aber, lieber Junge," — begann der Zweiundachtziger wieder, „Du haßt ja gar kein Recht mehr zu existiren und hier zu sein, Du warst ja ein Vermißter, ein Verschollener!"

„Und bin jetzt ein Auferstandener von den Todten. Ja, Freund, daß ist eine lange und seltsame Geschichte."

„Die Du uns später erzählen mußt." —

„Recht gern. Laßt mich nur erst zu Athem kommen."

„Eine weiß ich, die Dich besonders vermißt hat" — meinte Lieutenant von Sodenstern- Die blonde Helene vom Wilhelmsplatz."

„Auch schon geröstet, lieber Freund! Ich soll mich diesen Winter hier etwas erholen von meinen Strapazen und nächste Ostern wird die Hochzeit sein."

„Gratulire! Gratulire!"

Man setzte sich wieder um den runden Tisch, die Vorstellung wurde vervollständigt, die Gläser wurden gefüllt und auf das Wohl des neuen Kasinomitgliedes geleert, während ein vorsichtiger Fähnrich, nachdem er einen forschenden Blick in die Tiefe des Humpens geworfen hatte, eine neue Bowle bestellte.

Man plauderte und lachte, man sprach von Diesem und Jenem und auch die zweite Bowle schickte sich an, einer dritten Platz zu machen.

„So, lieber Freund!" — begann nun der Lieutenant Rößler, „jetzt bist Du zu Athem gekommen und nun erzähle uns Deine Geschichte."

„Gut", antwortet Freitag, „Wenn ihr Geduld habt, sie anzuhören, so erzähle ich sie Euch. Aehnliches habt ihr ja alle erlebt, aber meine Geschichte hat das voraus, daß sie die Geschichte eines „Vermißten" ist. Sie ist abenteuerlich genug und man kann daraus ersehen, was ein königlich preußischer Referendarius in so schlimmen Kriegsläuften erleben kann. —

Ihr wißt, unter welch' blutigen Kämpfen wir Orleans wieder genommen hatten. Nach einem Rasttag streiften unsere Vorposten auf dem linken Ufer der Loire. Es hieß, wir sollten nach dem Süden marschiren, um den schönen Bordeaux an der Quelle zu trinken und nebenbei die Herren von der Landesvertheidigung in ihrem Neste aufzuheben. An einem neblig kalten Dezembertage marschirte unser Regiment weiter südlich vor. Es war eine herrliche Gegend, die wir durchzogen, aber der nahende Winter und die Schrecken des Krieges hatten überall die Stille des Todes ausgebreitet. Alle Landhäuser verlassen, alle Städtchen und Dörfer verödet, überall die frischen Spuren der Flucht.

(Fortsetzung folgt)

Speier, 21. Juni. An der Badeanstalt des Herrn Niemand ist ein lebendiger Stör, ca. 130 Pfund schwer, zu sehen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 71. Mittwoch, 25. Juni **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Hugo seufzte und in seinen Augen war seine Enttäuschung zu lesen. Einen Augenblick hatte er gewagt, eine schwache Hoffnung in der Aehnlichkeit mit dem todten Sohne des Grafen Berwick zu schöpfen, aber jetzt ließ er diese Hoffnung sinken. Diesen Gegenstand verlassend, der ihn eine Weile so lebhaft interessirt hatte, ließ er seinen Blick der Chaussee entlang gleiten und sagte:

„Es ist Niemand in der Nähe, der mir behülflich sein könnte, Sie nach Hause zu bringen. Wollen Sie so lange hier bleiben, bis ich auch dem Hause Hülfe geholt habe, oder können Sie unter meinem alleinigen Beistand gehen?“

Der Graf musterte die kräftige Gestalt des jungen Künstlers und erwiederte:

„Wenn Sie mir ihren Arm geben wollten, Mr. Chandos, so werde ich zu gehen im Stande sein, denn ich fühle mich augenblicklich ziemlich wohl.“

Hugo beeilte sich, die erbetene Hülfe zu leisten. Er half dem Grafen auf die Füße und ersuchte ihn, sich nur rücksichtslos auf ihn zu stützen.

„Ich hoffe, Mr. Chandos, daß der Dienst, den sie mir leisten, Sie nicht belästigen wird,“ sagte der Graf, als sie langsam Berwick-Hall zuschritten.

„Nicht im Geringsten,“ versicherte Hugo. „Seltsam genug, ich war gerade auf dem Wege nach Berwick Hall, um die dortige Bildergallerie zu besehen; denn es ist, wie ich gehört habe, heute ein Tag, an dem es Fremden gestattet wird, dieselbe in Augenschein zu nehmen.“

„Ganz recht, Sir,“ sagte der Graf, indem er sich fester auf den jungen Mann lehnte. Sie sind willkommen und können jedes Ihnen beliebige Bild copiren. Ich hoffe, daß ich Ihnen auch noch auf andere Weise meine Dankbarkeit bezeigen kann für die Freundlichkeit, die Sie einem Ihnen völlig unbekannten Manne erwiesen haben.“

Hugo schwebten die Worte auf der Zunge dem Grafen zu sagen, daß er ihm nicht so fremd vorkomme, aber er hielt sie wohlweislich zurück. Er fühlte zwar sein Herz entflammen beim Anblick des edlen Gesichts des Grafen, aber er war jung und schwärmerisch und der Graf Berwick, dachte er, könnte möglicherweise ein kaltes, ruhiges Temperament haben, in welchem Falle derselbe Hugo's weiche Freundschaft übel aufgenommen haben würde.

„Es kommt mir gerade so vor, als stützte ich mich auf den Arm meines eigenen Sohnes — meines todten Sohnes,“ hob der Graf nach einer Pause wieder an. „Es ist sonderbar, Mr. Chandos aber Sie haben ganz Vagel's Gesicht, ja selbst Vagel's Stimme. Ich muß näher mit Ihnen bekannt werden. Es sollte mir lieb sein, wenn Sie mir nach und nach etwas über Ihre Person erzählten. Nun,“ fügte er hinzu, „sind wir bald zur Stelle; das Haus dort zur Linken ist Berwick-Hall.“

Eine kleine Biegung der Straße hatte ihnen die volle Aussicht auf des Grafen Wohnsitz gebracht. Er lag in geringer Entfernung von der Chaussee in der Mitte eines anmuthigen Parkes, in welchen man durch ein kleines Thorhaus, welches sich vor einer breiten Allee befand, gelangte. Die Gebäude waren in neuerer Zeit nach modernem französischem Styl gebaut. In der That, es war ein reizender Landsitz, ein wahres Schloß.

Der Graf blieb vor einer Pforte, welche durch die hohe Mauer in den Park führte, stehen und zog einen Schlüssel aus der Tasche, den er Hugo hinreichte, indem er sagte:

„Wir wollen durch die Privatthür gehen, dann ersparen wir uns den Weg nach dem Haupteingang. Zudem,“ fügte er hinzu, „einen

Digitized by Google

Blick auf seinen blutbefleckten Anzug werfend, „möchte ich nicht gern, daß meine Leute mich in meinem gegenwärtigen Zustande sähen.“

Hugo öffnete die Pforte, und sie erreichten unbemerkt eine Seitenthür des Hauses, durch welche sie in dasselbe eintraten.

„Ich verlasse Sie hier, Mr. Chandos,“ sagte der Graf, indem er Hugo in ein kleines, freundliches Zimmer führte, „während ich auf mein Zimmer gehe, um meine Wunde zu untersuchen. Ich will Jemand schicken, der Ihnen die Bildergallerie zeigen wird; jedoch gehen Sie nicht fort, bevor ich Sie noch einmal gesehen habe.“

Hierauf ging er fort und ließ Hugo allein. Sonderbar, wie die Person des Grafen Berwick mich anzieht, dachte der junge Mann. Es ist mir, als hätte ich ihn schon mein Leben lang gekannt! Ich bin ungeduldig, das Portrait seines Sohnes zu sehen, dem ich so sehr ähnlich sein soll.

Er war in Gedanken über diesen Gegenstand vertieft, als des Grafen Kammerdiener eintrat mit der Erklärung, daß sein gnädiger Herr ihn gesandt habe, um den Besuch nach der Bildergallerie zu führen.

Hugo folgte dem Diener dorthin, wo derselbe ihn zu seiner großen Befriedigung verließ.

Die Gallerie war ein langer, breiter Raum, eigens zum Zweck der Ausstellung von Familienbildern hergerichtet. Er war hauptsächlich von oben erhellt, doch war auch an jedem Ende der Gallerie ein großes Fenster, an deren Seiten weich gepolsterte Sitze sich befanden. Der Fußboden war von kostbarem schwarzen Holz und blank polirt; die Wände waren geschmackvoll tapezirt und hingen voll von Bildern. In der Mitte des Zimmers standen einige Stühle und kleine Divans.

Hugo forschte eifrig nach dem Portrait des Lord Paget, das zu finden er nicht zweifelte. Da waren lange Reihen von Bildern der Berwicks, in allen verschiedenen Trachten der letzten zwei Jahrhunderte und alle mit verschiedenen Gesichtern: lustig aussehende Cavaliere mit langem Haar und sammetenem Wamms; junge Stutzer aus der Zeit der Königin Beß, sowie Damen mit prunkhaften Krausen, andere mit colossalem Kopfputz, — aber dies Alles betrachtete Hugo nur oberflächlich, nur daß er bei diesem oder jenem Bilde etwas länger verweilte und dachte, was für ein Leben das Original wohl geführt haben mochte.

Ungefähr am Ende einer langen Reihe stieß er auf das Bild des Grafen Berwick, welches ihn in seiner Jugend darstellte. Er erkannte es sofort an den scharfblickenden Augen, den edlen Gesichtszügen, der breiten, hohen Stirn, welche Muth und Verstand verrieth. Neben diesem Bilde war dasjenige, das Hugo suchte: das Portrait Lord Paget Evremond's, ältesten Sohnes des Grafen Berwick, wie die Inschrift auf dem Rahmen des Bildes lautete.

Hugo's Augen starrten unbeweglich auf dieses Portrait. Es war ein Jüngling von zwanzig Jahren mit einem fast knabenhaften Gesicht von dunkler Farbe, jedoch mit schwarzen, ernsten Augen voll Feuer und Geist und mit edlen Zügen; sein schwarzes Haar war zurückgeschlagen, so daß die große Stirn noch mehr hervortrat, und seine schön geformten Lippen, um welche ein Zug von Entschlossenheit und Festigkeit lag, war fest geschlossen, — überhaupt, es war ein Gesicht, das bei Lebzeiten zu den besten Hoffnungen berechtigen konnte.

Hugo war erstaunt über die Aehnlichkeit, die dieses Bild mit ihm selber hatte. Fünf Jahre früher, als sein Gesicht noch nicht den gegenwärtigen ernsten, gedankenvollen Ausdruck trug, würde er dieses Portrait für das seinige gehalten haben.

„Es ist, als ob ich in einen Spiegel sähe,“ murmelte er mit bebender Stimme. „Kann eine solche Aehnlichkeit bloß Zufall sein?“

Während er sich so fragte, fiel sein Blick auf die Hände des Bildes, welche nachlässig geschlossen waren, und in demselben Moment fuhr er erschreckt auf, als wäre er plötzlich verwundet worden, und wurde todtenbleich. Er hatte auf dem Finger des jungen Lord's einen diamantenen Ring bemerkt — das getreue Abbild jenes eigenthümlichen Ringes, den seine Pflegemutter ihm als denjenigen beschrieben hatte, welchen sie an der Hand seines ihr nur einmal begegneten unbekannten Vaters gesehen.

Hugo betrachtete denselben dann aufmerksam, und die Ueberzeugung gewann immer mehr in seinem Herzen Raum, daß seine Aehnlichkeit mit Lord Evremond doch wohl etwas mehr

Digitized by Google

sein müsse, als eine zufällige, und daß er wenigstens eine Spur gefunden habe zu dem Geheimniß seines Lebens.

„Sollte dieser Lord Evremond, der schon so jung starb, mein Vater sein?“ fragte er sich klopfenden Herzens. „Und wenn er es wäre, wo ist dann Der, welcher so im Geheimen, so verschwiegen alle die Jahre hindurch über mich gewacht hat, welcher meine Erziehung geleitet und mich unterstützt hat, bis ich selbst für mich sorgen konnte? Wenn Lord Evremond mein Vater war, warum bin ich denn namen- und heimathlos? Warum nicht ein Einwohner von Berwick-Hall? Und wenn er nicht mein Vater war, was ist es denn mit dieser geheimnißvollen Aehnlichkeit, und wer bin ich dann?

Ein Ausdruck bitterer Wehmuth sammelte sich um seinen Mund, und sein Gesicht zeigte noch die Spur des ersten Schreckens, und er zitterte am ganzen Körper, als er seine Augen wieder zu dem lächelnden Bilde aufschlug und sich jene Fragen wiederholte, von deren Beantwortung seine ganze Zukunft, sein ganzes ferneres Lebensglück abhing.

XIII.

In der Bildergallerie zu Berwick-Hall.

Hugo stand noch vor dem Bilde des verstorbenen Lord's Evremond, bleich, traurig, anklagend, als Graf Berwick in die Gallerie trat und sich ihm näherte.

Seine Aufregung unterdrückend, wandte der junge Künstler sich halb dem Grafen zu, auf dessen Gesicht noch der Eindruck des ihm widerfahrenen Unfalles bemerkbar war. Das Licht fiel so auf das Antlitz des jungen Mannes und auf das Portrait zugleich, daß die sprechendste Aehnlichkeit in jedem Zuge erkennbar war.

Graf Berwick stieß bei diesem Anblick einen dumpfen Schrei aus und trat einige Schritte zurück, worauf er auf einen Divan in der Mitte des Zimmers niedersank.

„Es ist sonderbar — sonderbar!“ murmelte er. „Es ist ein wunderbarer Zufall.“

„Gewiß ist es sonderbar, Mylord,“ sagte Hugo. „Ihr Sohn, sagen Sie, starb in seiner Jugend und unverheirathet?“

Der Graf nickte.

„So viel ich weiß, haben Sie noch einen andern Sohn,“ fur Hugo fort.

„Ja, das nächstfolgende Portrait ist das meines zweiten Sohnes, Leonhard.“

Hugo betrachtete das Bild, das neben dem hing, welches ihn so sehr angegriffen hatte Es war später gemalt worden, lange, nachdem das Original Erbe der Grafenwürde geworden war. Es repräsentirte einen Mann von plumpem Körperbau und gebieterischer Miene, dunklen Brauen und trüben Augen, in denen man den Schatten einer großen Furcht zu sehen wähnte; es war kein freies, offenes Gesicht, es war nur belebt von Hochmuth und Stolz.

„Das ist das Portrait Lord Leonhard Evremond's, nun meines einzigen Sohnes und Erben,“ sagte der Graf, indem er schwer seufzte. „Er ist jetzt Wittwer und hat einen Sohn in Oxford.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Kullmann.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage kamen wir in ein solches von allen Lebendigen verlassenes Dorf, in dem man keine Kuh mehr brüllen, keine Gans mehr schnattern hörte, in dem kein Funke mehr auf einem Herde glühte. Die fliehenden Bauern hatten Alles mitgeschleppt. Und da sollten wir Quartier machen! Nun, wir wußten uns in solchen Fällen zu helfen. In einer Viertelstunde waren die Posten ausgestellt, die Ochsen geschlachtet und auf den Straßen des Dorfes, wie in den Küchen der Bauernhäuser, loderten bald die Feuer, brodelte bald die Erbswurst in der Suppe. Vor dem Wirthhause, in welchem sich der Major einquartirt hatte, brannte ein großes Wachtfeuer. Plötzlich entsteht ein Lärm im Dorfe. Zwei von den rothen Husaren, die uns mitgegeben waren, sprengen in vollem Galopp die Straße her auf das Wirthshaus zu. Der Eine springt ab und macht Meldung bei dem Major, der Andere bleibt zurück.

Digitized by Google

„Was gibt's?“ rufen ihm hunderte Stimmen zu „Kameraden,“ gibt der Husar zurück. „Seid doch auf der Hut, die verfluchten Franktireurs machen die Gegend wieder unsicher. Wir haben ihre Spuren gefunden — zwei aufgehängte Ulanen.“

Eine Pause trat ein, während der man hier und dort Verwünschungen hören konnte. Dann erzählte der Husar weiter:

„Wir waren langsam durch ein Wäldchen geritten, um zu rekognosziren, als plötzlich an einem Kreuzweg ein schrecklicher Anblick uns die Haare zu Berge steigen ließ. Wir sahen durch den Nebel zwei Gestalten an einem Wegweiser im Winde hin und her baumeln. Wir ritten näher und sahen, daß es zwei aufgeknüpfte Ulanen waren. Den armen Kerls hing die Zunge zum Hals heraus und ihre Hände waren krampfhaft zusammengeballt. Wir ließen sie hängen, der Getreue blieb in der Nähe und ließ uns Zwei Rapport erstatten. Das können nur Franktireurs gewesen sein, welche die Schandthat verübt; ordentliche Soldaten sind das nicht fähig.“

„Der Teufel hole sie!“ — klang es von allen Seiten.“

In diesem Augenblicke waren Major von Prittwitz und Hauptmann Fröbel auf die Treppe. Sie ließen ihre Pferde vorführen und kommandirten sechs Husaren zur Stelle. Gleich darauf sprengte der kleine Trupp die Straße hinauf.

Nach einer Viertelstunde kamen sie zurück, langsam mit den Leichen der beiden Ulanen, die vier Husaren quer auf ihre Sättel gebunden hatten. Man legte sie vor dem Wirthshause nieder. Der Feldwebel Mayer nahm ihnen die Todtenmarken und ihre Sachen ab. Es waren Briefe darunter und aus der Adresse erfuhr man die Namen.

„Heinrich Belten aus Oesel und Gottfried Maas aus Bringendorf,“ las der Feldwebel.

Der Major notirte sich die Namen. Kein Wort kam sonst über seine Lippen. Sie waren fest zusammengepreßt, er riß mit Gewalt an seinem langen Schnurrbart und aus seinen kleinen Augen blickte ein furchtbarer Zorn über das traurige Schicksal, das zwei ehrliche Soldaten getroffen hatte.

Gleich darauf gingen Signale durch das Dorf. „Noch einmal alles visitiren,“ hieß es „vom Keller bis zum Dach.“ Das gab ein Durchsuchen und Durchstöbern. Aber man fand nichts. Endlich schleppte man einen kleinen Jungen herbei, vielleicht nicht zwölf Jahre alt. Man hatte ihn auf einem Heuboden aufgefunden.

Der Hauptmann Fröbel inquirirte ihn. Aber es dauerte lange, bis der schreiende Bengel etwas von sich gab.

„Wann hat man das Dorf verlassen?“

Er antwortete nichts.

„Wann sind deine Eltern und die anderen Bauern von hier weggeflohen?“

„Ich habe keine Eltern,“ schluchzte er.

„Zum Teufel, wann haben die Bauern ihr Vieh weggeschleppt und seit wann sind alle Häuser leer?“

„Heute Morgen!“

„Warum bist Du nicht mitgegangen?“

„Ich war auf der Gänseweide und als ich zurückkam, waren Alle fort.“

„Waren Franktireurs hier?“

„Ja, mein Herr.“

„Wann?“

„Gestern Abend kamen sie und blieben die Nacht hier.“

„Und heute Morgen zogen sie weg?“

„Jo, mein Herr.“

„Um wie viel Uhr?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wo hinaus zogen sie?“

„Dort hinaus!“ Er deutete nach der Richtung, in der die todten Ulanen gefunden waren.

„Waren Preußen hier?“

„Nein, mein Herr!“ Aber das Nein kam etwas stockend heraus.

„Hast Du keine Schüsse gehört?“

„Gestern Abend, Herr.“

„Wo?“

„Hier im Dorfe.“ Der Junge hatte jetzt sein Schluchzen überwunden und der Hauptmann schien davon provitiren zu wollen. „Es soll Dir Nichts geschehen,“ sagte er, „und Du wirst Dir noch ein blankes Fünffrankenstück verdienen, wenn Du erzählst, was Du gesehen und gehört hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 72. Freitag, 27. Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Hugo's Blick kehrte wieder zu dem Bilde des älteren Bruders zurück. Er war überzeugt, daß sein Leben in irgend einer Weise mit dem dahingeschiedenen des Lord's Paget Evremond zusammenhänge und daher entschlossen, diese Angelegenheit bis auf den Grund zu untersuchen.

„Kann diese Aehnlichkeit ein bloßer Zufall sein?" murmelte er vor sich hin.

Dem Grafen entgingen diese Worte nicht, er wurde blaß und sagte mit zitternder Stimme:

„Mr. Chandos, Sie werden gewiß einem alten Manne seine Neugierde verzeihen, wenn er Sie ersucht, ihm etwas über Ihre Person mitzutheilen. Ihre auffallende Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Sohne flößt mir ein besonderes Interesse für Sie ein."

„Meine Geschichte ist leicht erzählt, Mylord," versetzte Hugo mit Bitterkeit. „Ich weiß nichts in Betreff meiner Geburt und meiner Familie."

„Ist das möglich! rief der Graf erstaunt. „Wo haben Sie denn gelebt? Wer sind Ihre Freunde?"

„Lassen Sie mich Ihnen meine Geschichte erzählen, wie ich sie selbst erst kürzlich gehört habe," sagte Hugo, der mit Mühe seine Aufregung zu unterdrücken suchte. „Vor etwa vierundzwanzig Jahren ging ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt und den Hut tief in's Gesicht gedrückt mit einem kleinen Kinde in seinen Armen, durch eine abgelegene Straße in Kensington. Es war in der Abenddämmerung, und in der offenen Thür eines Hauses stand eine Frau, ein Kind im Arm, auf die Rückkehr ihres Mannes von der Arbeit wartend. Vor diesem Hause blieb jener Mann plötzlich stehen, trat dann zu der Frau, erkundigte sich nach ihren Verhältnissen und folgte ihr dann in ihre niedrige Wohnung, wo er ihr sagte, daß er das Kind in ihrer Obhut zu lassen wünsche, wofür er gut bezahlen würde. Die Frau versprach, für das Kind zu sorgen und nahm dasselbe aus seinen Händen. Der Fremde zahlte den ersten Jahresbetrag für die Pflege des Kindes aus und wandte sich zum Fortgehen um, kehrte aber gleich wieder zurück, nahm den Knaben noch einmal in seine Arme und küßte ihn, wobei die Thränen aus seinen Augen rannen. Dann gab er das Kind der Frau zurück, ging fort und wurde von jener Zeit nie wieder gesehen. — Dieser Mann, Mylord, war mein Vater, das kleine Kind war ich!"

„Welch' seltsame Geschichte!" rief der Graf. „Sind Sie gewiß, daß es ihr Vater war?"

„Ja, Mylord. Wer sonst, als nur ein Vater, würde beim Scheiden von einem kleinen Kinde wohl geweint haben?"

„Aber erkundigte die Frau sich nicht nach dem Namen und Wohnort des Mannes?"

„Nein. Die ganze Unterredung war so eilig und die Frau war so erstaunt über diesen eigenthümlichen Fall, daß sie an derartige Fragen nicht dachte; sie sah kaum des Mannes Gesicht. Das Ganze, was sie zu seiner Identität erlangte, war die Entdeckung, als er das Kind noch einmal in seine Arme schloß, daß seine Hände sehr weiß waren und sich auf der linken Hand eine große Narbe, sowie an einem Finger derselben Hand ein Diamantring befand. Sie hat mir diesen Ring beschrieben. Es ist derselbe, den dieses Bild zeigt, und die Narbe an der Hand ist diejenige, welche an der Hand Lord Evremond's ist!"

Der Graf schien verwundert und bestürzt.

„Was ist dies für ein Geheimniß?" fragte er erblassend.

„Ich kann es nicht enthüllen, Mylord," versetzte Hugo ernst. „Sie haben um mein

Digitized by Google

Geſchichte gebeten und ich habe Ihnen davon ſo viel erzählt, als ich ſelbſt weiß. Das Dunkel, welches mein Daſein umhüllt, zu klären, habe ich mir zur Aufgabe gemacht."

Der Graf betrachtete Hugo eine Weile aufmerkſam und ſagte dann:

„Ich kann wohl begreifen, wie ſchwer ein ſolches Geheimniß auf einem lebhaften, geiſtreichen jungen Mann laſten muß. Aber Sie haben mir doch noch nicht alles erzählt. Wer gab Ihnen ihre geiſtige Bildung? Jene einfachen Leute, deren Obhut Ihr Vater Sie anvertraut hat?"

„Nein, Mylord. Jemand — mein unbekannter Vater, wie ich vermuthete — ſandte meiner Pflegemutter, Margaretha Kroß, alljährlich eine gewiſſe Summe Geldes zu meiner Unterhaltung und Erziehung. Ich wurde auf die Univerſität geſchickt. Als ich aber meine Volljährigkeit erreicht hatte, hörten jene Geldſendungen auf, und in einem Briefe wurde ich angewieſen, ferner für mich ſelbſt zu ſorgen. Dieſe Sorge und Aufſicht über mich mußte, das glaubte ich ſowohl, als Mrs. Kroß, von meinem Vater herrühren. Sollte dies aber nicht der Fall ſein, wer iſt dann mein unbekannter Freund?"

„Das iſt ja eine ſeltſame Geſchichte!" rief der Graf mit einem ängſtlichen Blick auf Hugo. „Laſſen Sie mich Ihnen rathen, Mr. Chandos, von Ihren Nachforſchungen abzuſtehen. Nicht, von welcher Herkunft ein Mann iſt, ſondern nur, was ein Mann ſelbſt iſt, das iſt von Bedeutung. Dies klingt Ihnen fremd aus dem Munde eines Mannes von Rang und in einem Lande, wo Rang und große Ahnen oft mehr geſchätzt werden, als Edelmuth und perſönliche Tugenden, das bezweifle ich nicht; aber, Mr. Chandos, ich bin ein alter Mann und bin während meines langen Lebens zu der Ueberzeugung gekommen, daß die wahre Glückſeligkeit Jedem aus dem eigenen Herzen entſpringt, nicht aber aus der äußeren Umgebung."

„Verzeihen Sie, Mylord," entgegnete Hugo mit Entſchloſſenheit. „Ich ſuche weder Rang noch Reichthum durch dieſe Nachforſchungen, obgleich ich nicht ohne Ehrgeiz bin, denn ich wünſche mir einen Namen durch eigene Mühen zu erwerben. Aber ich ſtehe ſo allein in der weiten Welt, und wenn ich Verwandtſchaft habe, ich kenne ſie nicht; mein Vater," und dabei blickte er unwillkürlich auf Lord Paget's Portrait, „mag todt ſein, und ich habe niemals ſein Grab geſehen; „meine Mutter," und ſeine Stimme bebte, „mag noch am Leben ſein und ich möchte gern ihr Troſt und ihre Stütze werden! Mylord," ſetzte er, getroffen von des Grafen Unruhe, mit Heftigkeit hinzu, wiſſen Sie, wer ich bin?"

„Ich?" ſchrie der Graf zuſammenfahrend. „Ich? Mr. Chandos, nie zuvor hörte ich Ihren Namen, bis Sie ihn mir ſagten und niemals wußte ich von Ihrer Exiſtenz, bevor ich Sie geſehen."

Und doch!" erwiederte Hugo, damit nicht zufrieden, „Ihre Aufregung — meine Aehnlichkeit —"

Der Graf war eine Weile unſchlüſſig, dann aber antwortete er mit ſichtlicher Anſtrengung:

„Mr. Chandos, ich will offen gegen Sie ſein. Ich hege Argwohn in Bezug auf Ihre Geburt, doch darf ich Ihnen dieſen Verdacht nicht mittheilen, wenigſtens jetzt nicht. Bitte, forſchen Sie nicht weiter in dieſer Angelegenheit, denn hier iſt Nichtwiſſen beſſer, als Wiſſen.

Hugo blickte wieder auf das lächelnde Portrait. Er erröthete und ſeine Augen leuchteten hell auf als er in ruhigem Tone fragte, indem er mit der Hand nach dem Bilde zeigte: „Lord Berwick, war Ihr älteſter Sohn ein ehrenhafter Mann?"

„Ich habe ihn ſtets für die Seele der Tugend gehalten," verſetzte der Graf. „Er war mein Lieblingsſohn, Mr. Chandos, und ſo offen, treuherzig und ehrlich, wie nur ein Menſch ſein kann."

„Ja, dafür muß man ihn halten," ſagte Hugo lebhaft. „Wenn ſeine Züge nicht lügen, ſo war er nicht im Stande, jemals etwas Unrechtes zu thun. Und doch will der Gedanke mich nicht verlaſſen, daß er der Mann iſt, der mich im Hauſe der Margaretha Kroß zurückgelaſſen hat und daß er Derjenige iſt, dem ich mein Daſein verdanke.

Er ſtarrte auf den Grafen und ſein Geſicht nahm wieder eine übernatürliche Bläſſe an.

Der Graf erhob ſich unwillkürlich und ſah Hugo wie bezaubert an. Aber in demſelben Augenblick wurde die Thür, welche bis dahin nur angelehnt geweſen war, aufgeriſſen und des Grafen jüngſter Sohn, jetzt ſein einziger

Digitized by Google

Sohn, trat stolz herein.

Lord Leonhard war ganz, wie ihn sein Portrait darstellte: finster, schwerfällig und gebieterisch, und doch schien eine gewisse Furcht in seinen Augen zu liegen; und jetzt, als er sich seinem Vater und dem jungen Fremden näherte, lächelte er so spöttisch und blickte so verachtend auf Hugo, daß dieser sich verletzt fühlen mußte.

„Ich bitte um Entschuldigung, Mylord," sagte er mit kalter, tonloser Stimme. „Ich wollte Sie nicht stören; aber da ich draußen wartete, hörte ich ganz unvermeidlich Ihre Unterhaltung mit diesem jungen Manne und ich glaubte zu hören, daß er Anspruch auf unsere Verwandtschaft macht, daß er — hahaha! — so vermessen war, sich als Lord Paget's Sohn auszugeben."

„Ich sprach nur einfach meine Ueberzeugung aus, daß ich Lord Paget Evremond's Sohn sein müsse," entgegnete Hugo ruhig, aber fest.

Lord Leonhard nahm sein mit Gold eingefaßtes Augenglas und musterte kalt den kühnen jungen Mann.

Kaum hatte er ihn jedoch etwas genauer betrachtet, als er heftig erschrocken das Glas aus der Hand fallen ließ und sich auf einen Stuhl niederließ, indem er blaß wurde und zitterte.

„Du siehst sie auch — die Aehnlichkeit?" fragte der Graf begierig. „Leonhard, gewiß, er ist das Ebenbild Deines Bruders!"

„Und er erdreistet sich, auf Rechnung dieser Aehnlichkeit sich als Sohn meines Bruders hinzustellen," versetzte Lord Leonhard. „Mylord, Sie hätten den Betrüger aus dem Hause werfen sollen."

„Aber seine Geschichte —"

„Ich hörte sie an der Thür," fiel Lord Leonhard ein; „sie war für diese Gelegenheit geschickt genug ersonnen," und dabei lachte er höhnisch. „Es ist doch gewiß leicht, eine Narbe und einen Ring zu beschreiben, nachdem man Beides vorher in getreuer Abbildung gesehen hat."

Hugo, dem das Blut zu Kopfe gestiegen war bei den schamlosen Beschimpfungen, mit welchen dieser ihn bei dem Grafen zu verdächtigen suchte, hatte seine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um seine Ruhe zu bewahren.

„Wenn Sie meinen Aussagen keinen Glauben schenken," entgegnete Hugo stolz, „so können Sie nur meine Pflegemutter fragen, sie wenigstens hat das Portrait Ihres Bruders nicht gesehen."

„Leonhard," sagte der Graf streng, „Mr. Chandos ist ein ehrenwerther junger Mann und Du mußt ihn nicht des Betrugs beschuldigen wollen. Seine Erzählung trägt das Gepräge der Wahrheit. Nun, ich will es offen aussprechen, mögen die Folgen sein, welche sie wollen: Ich halte die Aehnlichkeit Mr. Chandos' mit Paget für mehr als Zufall; ich glaube, er ist Pagets Sohn!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Rullmann.

(Fortsetzung.)

Der Junge schien dieser Versuchung nicht widerstehen zu können; er faßte sich und fing an ziemlich zusammenhängend zu erzählen.

„Gestern Nachmittags um diese Zeit kamen die Franktireurs und logirten sich ein. Sie hatten Posten ausgestellt; gegen Abend kam einer von ihnen zurück und meldete, daß sich preußische Reiter auf der Straße zeigten, ungefähr ein Dutzend. Bald zeigten sie sich unten im Dorf. Alles war still, die Leute steckten in den Kellern, die Franktireurs in den Stuben, die Gewehre am Fenster im Anschlag. Langsam kamen die Preußen heran. Man ließ sie bis in die Mitte des Dorfes, bis fast vor das Wirthshaus kommen. Dann knallten von allen Seiten die Schüsse. Zwei blieben todt auf dem Platz. Die andern sprengten zurück. Jetzt stürzten die Franktireurs aus den Häusern, aber die Preußen hieben sich durch. Ihr Führer stürzte verwundet vom Pferde, das scheuend entfloh. Zwei der Reiter hoben ihn auf und hielten ihn schwebend in der Luft zwischen sich, während sie das Weite suchten. Nur zwei der Preußen wurden gefangen."

„Wo blieben sie?"

„Sie saßen heute Nacht in der Mairie gefangen."

„Und heute morgen? Was hat man mit ihnen angefangen!"

Digitized by Google

Der Knabe sah sich scheu und ängstlich um. „Ich weiß es nicht!“ sagte er dann.

„Nun gut,“ schloß der Hauptmann das Verhör; „wir wissen es leider.“ Du hast Dir dein Fünffrankenstück verdient. Hier ist es. Nun kannst Du Dir auch einen rothen Napoleon verdienen, wenn Du uns den Weg zu den Franktireurs zeigen willst!“

Der Junge sah zur Seite, ohne eine Antwort zu geben.

„Sie sind hier in der Nähe, nicht wahr?“

„Es ist möglich, Herr.“

„Du weißt, wohin sie ziehen wollten?“

„Nein, Herr.“

„Aber Du kennst die Richtung, in die sie zogen?“

„Ja, Herr, nach dem großen Walde von Clermont sous forêts!“

„Und Du kannst uns einen nahen Weg dorthin zeigen.“

„Ja, Herr!“ Er fing wieder an zu schluchzen.

Der Hauptmann wechselte einige Worte mit dem Major. Beide gingen dann in das Haus zurück, während der Junge auf der Treppe bleiben mußte.

Fünf Minuten darauf wurde Allarm geblasen. Unsere dritte und vierte Kompagnie mußten ausrücken. Ich wurde abgelöst. Eine Viertelstunde später marschirten wir in taktfestem Schritte an dem Wegweiser vorüber, an dem die beiden Ulanen aufgehängt waren.

Es galt sie zu rächen und zugleich die Gegend von dem raubmörderischen Ungeziefer zu säubern, ehe das Regiment weiter marschirte.

Um drei Uhr waren wir nach siebenstündigem Marsche in das Dorf eingerückt, um vier Uhr rückten wir auf diese Weise wieder aus. Dann bogen wir in einen schmalen Weg, der eine waldige Höhe hinauf führte. Der kleine Junge, der uns als Führer diente, trippelte neben dem Pferde des Majors her, der sich an die Spitze unserer Expedition gestellt hatte.

Wir waren wieder ungefähr eine Stunde gewandert und Mancher von uns marschirten in jenem halben Schlaf, wie es bei anstrengenden Märschen sich einstellt, als plötzlich ein Schuß durch den Wald hallte und eine Kugel durch das Laub pfiff. Unwillkürlich blieben wir stehen. „Vorwärts — Marsch!“ kommandirte der Major, indem er sich umdrehte und an seinem Schnurrbarte zog. Im Schnellschritt traten wir in eine Lichtung heraus und wir athmeten frei auf, als wir kurz darauf auf der Höhe angelangt waren. Kein zweiter Schuß hatte sich hören lassen. Es mußte ein ausgestellter Posten gewesen sein, der sein Gewehr auf uns abschoß, ehe er sich aus dem Staube machte. Es waren also Feinde in der Nähe; in den dichten Wald aber einzudringen, wäre Thorheit gewesen.

Oben von der Höhe hatten wir einen weiten Blick auf ein ziemlich schmales Thal. In der Ferne zeigten sich einige Häuser; dort lag Clermont sous forêts, wohin unser Marsch sich richtete. Mehr zu unseren Füßen, tief im Thale, sahen wir einige Mühlen und auf der anderen Seite des Thaleinschnittes, auf einem vorspringenden Hügel, lag ein weißes, schloßartiges Gebäude, dies Alles sahen nur einzelne scharfe Augen und die Ferngläser unserer Offiziere; denn die Schleier der Dämmerung lagen schon über der Landschaft und ein dichter Wald, der den Ausblick hinderte, zog sich an der Höhenseite, auf der wir standen, bis zu dem Dorfe hin. —

Der Major hatte in seinem Zorne doch vielleicht übereilt gehandelt. Es war sicher nicht klug gewesen, die Expedition zu so später Stunde zu unternehmen. Aber einmal so weit, mußten wir unser Vorhaben ausführen und das Dorf zu erreichen suchen, in welchem wir die Franktireurs vermutheten.

Nach wenigen Schritten nahm uns wieder das Dunkel des Waldes auf, durch das Tannengrün blitzten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Wir konnten uns hier etwas sicherer fühlen. Es war nicht niedriges Gesträpp, das uns hier umgab, sondern hohe, schlanke Tannen, mit kahlen Buchenstämmen vermischt, und wir hatten so einen freieren Blick.

(Fortsetzung folgt)

Marnheim, 24 Juni. Ein verheiratheter Arbeiter, Vater mehrerer Kinder, ertrank heute Morgen im Rhein, indem er beim Sandfahren von der Diele fiel und der Karren auf ihn stürzte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 73. Sonntag, 29. Juni 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Mylord!" schrie Lord Leonhard unwillig, indem sich sein Gesicht entflammte, „Sie können das nicht so meinen!"

„Und doch!" war die entschiedene Antwort.

Hugo war sehr aufgeregt, er bebte am ganzen Körper.

„Sir!" stieß Lord Leonhard hervor, seinen Aerger so gut wie möglich verbergend, „glauben Sie wirklich, daß Sie diesen — diesen Eindringling als Ihren rechtmäßigen Enkel und somit als den Erben der Grafschaft, unter meinem und meines Sohnes Ausschluß, ansehen müssen?"

Der alte Graf schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, das nicht," sagte er; „aber wenn es so wäre, ich würde diesen jungen Mann in meinem Hause und in meinem Herzen willkommen heißen, ebenso wie ich es Paget thun würde, wenn er aus dem Grabe zurückkäme."

Lord Leonhard knirschte mit den Zähnen und warf einen Blick glühenden Hasses auf Hugo.

„Er mag beweisen, wer er ist," sagte er mit gepreßter Stimme.

„Leonhard, es sind über vierundzwanzig Jahre, seit Paget gestorben ist. Ich war zu der Zeit leider nicht hier und Du allein warst während seiner Krankheit und bei seinem Tode bei ihm. Sprach er niemals von der Existenz eines Sohnes?"

„Niemals — niemals!" versicherte Leonhard mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Ich habe Ihnen die Geschichte wohl hundert Mal wiederholt, und da Sie diesen Abenteurer so fest in Ihr Herz geschlossen haben und ihm sogar so viel vertrauen, daß Sie ihn für Paget's Sohn halten, so will ich dieselbe auch ihm erzählen und zwar von Anfang an."

„Thue das," sagte der Graf, indem er seinen Sitz wieder einnahm und seine Augen mit der einen Hand bedeckte.

Hugo blieb stehen und seine flammenden Augen hafteten fest auf des Grafen Sohn.

„Mein Bruder Paget," begann Lord Leonhard „war zwei Jahre älter als ich. Als er ungefähr sein neunzehntes Lebensjahr erreicht hatte, sandte ihn mein Vater unter dem Schutz eines Lehrers, des ehrenwerthen Mr. Deane, auf eine längere Reise nach dem Continent. Die Beiden reis'ten eine Zeitlang umher und nahmen dann einen längeren Aufenthalt in einer kleinen Stadt in Deutschland, wo, wie es sich später herausstellte, Mr. Deane eine Tochter in einem Pensionat hatte. Paget war schwärmerisch und abenteuerlich, das Mädchen hübsch und erst etwas über fünfzehn Jahre alt. Es dauerte nicht lange und sie hatten sich einander lieb gewonnen. Mr. Deane, welcher seine Tochter gern als Gräfin gesehen hätte, begünstigte und unterstützte diese Liebschaft. Später setzte Paget unter Mr. Deane's Obhut seine Reise fort, aber er kehrte sehr bald nach der Stadt zurück, wo Miß Deane lebte. So waren beinahe seine ihm bewilligten Reisejahre verflossen und er hatte ungefähr seine Volljährigkeit erreicht, als eines Tages mein Vater zufällig von einigen Freunden, welche in jener deutschen Stadt gewesen waren, Paget's Thorheit und Verblendung erfuhr, worauf er ihn zurückrief."

Er hielt inne und war etwas verlegen bei Hugo's festem, unbeweglichem Blick, welcher ihm in's Herz zu dringen schien; doch er faßte sich bald wieder und fuhr fort:

„Paget wagte nicht, sich der Aufforderung seines Vaters zu widersetzen. Er machte sich sofort nach hier auf den Weg und verließ seinen Lehrer, der am Fieber krank darnieder lag. Auch er brachte dasselbe Fieber mit, und als er hier ankam, wohin er direct nach seiner Landung in England gegangen war, warf ihn

Digitized by Google

dasselbe auf's Bett, und nachdem er eine Woche gelegen hatte, meistens phantasirend, starb er. Gleich nach seiner Ankunft sandte ich eine Depesche an meinen Vater, welcher nach Irland zum Besuch gereist war; aber er sah Paget nicht mehr lebend. Während meines Bruders Delirium und während der lichten Augenblicke, welche dem Tode vorangingen, sprach er oft von Miß Deane, aber nicht als ein Liebender. Es schien, als wenn seine Neigung zu ihr — wenn er jemals eine solche gehabt — nur von kurzer Dauer gewesen wäre."

„Und er sprach nie von einem Sohne?" fragte Hugo ruhig, indem er Lord Leonhard schärfer anblickte.

Dieser senkte seine Augen und sein Gesicht wurde todtenblaß, als er antwortete:

„Niemals. Kurz vor seinem Tode, als er bei klarem Verstande war, erzählte er mir, daß er einmal eine Liebschaft mit Miß Deane unterhalten, dieselbe jedoch jetzt ganz überwunden habe."

„Was wurde denn aus den Deane's?" forschte Hugo weiter.

„Mr. Deane starb noch, ehe mein Bruder verschied, und ich glaube, Miß Deane ging nach Amerika, wo sie sich verheirathete," erwiderte Lord Leonhard, ohne aufzublicken.

„Es scheint mir klar," seufzte der Graf, indem er seine Hand von den Augen zog, „und doch bin ich in meinem Innern noch nicht ganz zufrieden. Natürlich kann ich nicht glauben, daß Paget jemals verheirathet war, aber er war jung und Miß Deane erst wenig mehr als ein Kind. Leonhard, ich glaube, daß Paget mit einer schweren Last auf seinem Gewissen gestorben ist, welche er Dir nicht zu gestehen gewagt hat."

„Das glaube ich nicht," sagte Lord Leonhard, „doch es ist immerhin möglich."

Hugo sah Beide an: den Grafen mit zärtlichem Mitleid, Lord Leonhard mit offener Geringschätzung.

„Lord Berwick," rief er dann mit klarer Stimme, „ich kam nach Wilchester in der Hoffnung, hier einen Faden zur Entdeckung meiner Familie zu finden, da einer der Briefe an meine Pflegemutter von meinem unbekannten Freund oder Feind hier auf die Post gegeben war. Ich war bereits im Zweifel, ob ich nicht lieber meine Nachforschungen aufgeben sollte, als mich der Zufall mit Ihnen zusammenführte; und jetzt würde ich sie für Alles in der Welt nicht einstellen."

„Und warum nicht?" fragte Lord Leonhard gespannt.

„Es ist nicht, Lord Leonhard Evremond, weil ich Ihren Platz einnehmen möchte als Erbe der Titel und Güter der Berwick's; es ist nicht, weil ich Sie verurtheilen möchte, sich unter mich zu stellen, noch weil ich mich sehne nach Ehre, Rang und Glanz, denn ich würde hinlänglich zufrieden sein mit dem, was man mir gäbe, — aber ich stehe nicht allein, ich habe andere Rücksichten, die ich nicht außer Acht lassen kann. Ich glaube so sicher wie ich lebe, daß ich der rechtmäßige Sohn Lord Paget Evremond's und Miß Deane's bin. Anders zu denken, würde heißen, die Stimme zu verachten, die laut in mir spricht, oder zu glauben, daß dieses edle Gesicht," und dabei zeigte er auf Paget's Portrait, „das Gesicht eines Schurken ist. Ich glaube, daß ich sein Sohn bin, ich wiederhole es: sein rechtmäßiger Sohn, und ich glaube auch, daß sich irgendwo in der Welt ein verlassenes weibliches Wesen befindet, bekümmert und unröstlich wegen seines verlorenen Kindes. Um dieser Frau willen will ich mich der Lösung dieses Geheimnisses weihen."

Lord Leonhard lachte dämonisch.

„Wie vereinigen Sie diese Anschauungen mit den Thatsachen?" fragte er. „Sie sagten, daß Ihr Vater Sie in einem Hause in Kensington zurückgelassen. Würde mein Bruder, wenn er wirklich Ihr Vater wäre, Sie nicht nach seinem eigenen Hause gebracht, oder bei Ihrer Mutter gelassen haben?"

„Darüber kann ich nicht urtheilen," versetzte Hugo, „aber die Zeit wird die Wahrheit enthüllen. Es kann die That eines Mannes im Fieberwahnsinn gewesen sein, mich der Sorge völlig fremder Menschen zu überlassen."

„Und warum, wenn Ihre Muthmaßungen richtig sind, hat denn Ihre Mutter niemals nach Ihnen gesucht, warum ist sie niemals hier gewesen, um ihre Rechte als Paget's Wittwe geltend zu machen?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Hugo; „aber ich muß es wissen! Ich bin jetzt auf dem Wege zur Lösung des Geheimnisses; der

Digitized by Google

Faden ist in meiner Hand und ich will ihn verfolgen. Von diesem Augenblick an widme ich mich der Aufgabe, die Wahrheit in dieser Angelegenheit aufzudecken. Ich will meinen Vater als einen ehrlichen Mann, meine Mutter als eine unschuldige Frau darthun! Ich werde meine arme Mutter, und ihr ihre Rechte und ihren Sohn wiederbringen."

„Wenn Sie Beweise bringen, daß Sie Paget's legitimer Sohn sind, werde ich Sie mit offenen Armen empfangen," sagte der Graf freundlich.

„Und auch ich," bemerkte Lord Leonhard spöttisch.

Hugo machte eine höfliche Verbeugung vor dem Grafen, warf noch einen herausfordernden Blick auf Lord Leonhard, seinen jetzigen erklärten Feind, und verließ dann ruhig die Gallerie.

Als er die Chaussee erreicht hatte, blieb er stehen und sah noch einmal zurück; ein zufriedenes Lächeln schwebte um seinen Mund.

„Dies war ein bedeutungsvoller Tag für mich," murmelte er. „Ich habe meine Abkunft, meine Verwandten aufgefunden. Ich weiß, daß ich Lord Paget Evremond's Sohn bin. Und nun muß ich meine Mutter finden, wenn sie noch lebt; ich muß ihre Heirath mit meinem Vater ausforschen. Bis ich dieses nicht gethan, bis ich nicht zurückgehen kann nach Berwick-Hall als zukünftiger Herr, werde ich keine Ruhe, keinen Frieden finden in meinem Herzen — niemals!

Mit diesen Worten wandte er sich um und setzte seinen Weg nach dem Dorfe langsam fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Kullmann.

(Fortsetzung.)

Aber freilich das Dunkel nahm rasch zu. Und wir waren kaum hundert Schritte vorgegangen, als von links ein wahres Peletonfeuer auf uns einstürmte. Hier ein Schuß in den Helm, dort in's Bein, dort in den Arm, zwei, drei, fielen wieder.

Wir sahen in der Ferne dunkle Gestalten von Baum zu Baum hüpfen.

„Halt!" donnerte die Stimme des Majors, „es bleibt nichts übrig, wir müssen dem Gesindel auf den Leib rücken."

Er gab seine Befehle. Ein Zug blieb zu rück zum Schutze der Verwundeten; denn während er noch kommandirte, fielen neue Schüsse und noch zwei Mann stürzten zu Boden.

In kleinen Zügen drangen wir in den Wald vor und es entspann sich jetzt eines jener unheimlichen Gefechte, bei dem man nicht wußte, ob man Freund oder Feind vor sich hatte. Wir machten es wie die Franktireurs, sprangen von Baum zu Baum und suchten uns durch die Stämme zu decken. Mancher von uns blieb noch verwundet oder zum Tode getroffen zurück. Aber auch Mancher von den buntfarbigen Kerls lag am Boden. Wir drangen schießend vor, sie zogen sich schießend zurück. Wir suchten immer in unseren Zügen zu bleiben; es war unmöglich und wir waren vielleicht noch Zehn bis Fünfzehn beisammen, als wir auf einen Waldweg heraustraten, der in derselben Richtung zum Thale lief, in der wir die Franktireurs verfolgt hatten. Wir formirten uns zu einer kleinen Kolonne, einen Unteroffizier an der Spitze, und rasch ging es zum Thal hinab.

Der Weg führte über eine gerade Lichtung, die zwischen zwei Wäldern hinablief. In ziemlicher Entfernung sahen wir dunkle Schatten von einem Walde zum andern eilen, das mußten Franktireurs sein, Schüsse knallten. Einige sahen wir fallen, — schnell hinab, den Kameraden zu Hülfe!

Als wir aber dort unten angekommen waren, wo noch ein Sterbender lag, der im Todeskampfe fest in einen Haidestrauch biß und mit gläsernen Augen uns wild anstarrte, fanden wir Alles still und verlassen. Die Franktireurs waren durch das Gestrüpp entwischt, die Unserigen hatten sich wahrscheinlich mehr zusammengezogen. Wir marschirten die Lichtung hinab und traten auf einem breiten Sandweg, der den Wald von einem Haidegestrüpp trennt, das allmählig in die Felder und Aecker des Thales überging.

„Rechts um!" kommandirte unser Führer. Wir wateten mühsam durch den nassen Sand. Es galt die Kameraden wieder aufzufinden.

Der Weg stieg eine kleine Erhöhung hinan

Digitized by Google

und bog dann um eine vorspringende Walpecke. Als wir diese passirt hatten, bot sich uns ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

In der Mitte der Unserigen, die einen Kreis gebildet hatten, standen ungefähr ein Dutzend Franktireurs. Sie machten erbärmliche Gesichter die armen Teufel. Abgesondert von ihnen stand ein blutjunger Mensch, höchstens neunzehn Jahre alt. Er trug eine rothe Schärpe und ein blaues Band an seinem Käppi. Es war ein Offizier dieser Truppe.

Er hatte die Hände übereinander geschlagen und sah mit wildem, fast irren Blicke, die Lippen zusammengepreßt, auf den Boden, während zwei Unteroffiziere ihn am Arm und Kragen festhielten. Er keuchte stark; er schien erst eben eingefangen zu sein. —

Unser Major hielt auf seinem Pferde dicht vor ihm. Es war vielleicht sein vernichtender Blick, vor dem der arme Teufel die Augen senkte. Oder ahnte er sein Schicksal?

„An den Baum mit ihm!" donnerte der Major. „Sechs Mann vor! Scharf gezielt!"

Man zog ihn fort, aber der junge Mensch, der den Sinn der Worte zu verstehen schien, warf sich zu Boden und wehrte sich mit Händen und Füßen.

Alles Sträuben half ihm nichts; er wurde wie ein Kind nach dem einzeln stehenden Baume geschleppt, an dem er aufgerichtet und festgebunden werden sollte. Die sechs Mann standen schon in Reih und Glied, als plötzlich über die Haide her ein alter Mann in guter Kleidung gelaufen kam, dem weiter entfernt einige Bauernweiber folgten.

Athemlos keuchend kam er heran, athemlos warf er sich nieder vor dem Pferde des Majors, das zurückscheute.

„Gnade! Gnade!" schrie er.

Es trat eine Pause ein. Aller Augen wandten sich auf den knieenden Greis, dessen graues Haar im Winde flatterte, während die kleinen Augen den Ausdruck der tödtlichen Angst zeigten.

„Gnade! Gnade!" wiederholte er in seiner Sprache. „Tödtet nicht meinen einzigen Sohn! Ich bin der Marquis von Clermont! Dort steht mein Haus! Fordert von mir was Ihr wollt, nur nicht das Blut meines einzigen Sohnes!"

Und seine wilden Blicke suchten den Gegenstand seiner Liebe und seiner Angst, den jungen Offizier, der sich jetzt freiwillig binden ließ und dessen Auge nicht vom Boden aufsah.

„Ich verstehe dieses Gewäsch nicht," sagte der Major ruhig. „Hier ist keine Gnade möglich. Die gehängten Ulanen wollen ihre Sühne. Offiziere, die solche Schandthaten zulassen, sind Schurken, die nicht einmal einen ehrlichen Soldatentod verdienen. Kameraden, seid Ihr fertig!"

Der Alte schien den Sinn dieser Worte zu verstehen, vielleicht nach dem Ton, in dem sie gesprochen wurden. Noch einmal schrie er mit herzzerreißender Stimme:

„Ich bin alter Royalist, Herr! — Ich habe diesen Krieg von Anfang an verdammt. — Fluch seinen Urhebern! — Mein Sohn war bis vorgestern in meinem Hause. Da erst ging er unter die Franktireurs, die in dieser Gegend streifen, gegen meinen Willen. Er hat die polytechnische Schule besucht, sie machten ihn zu einem Offizier. Aber er gehörte nicht zu ihren Führern, er hat keine Schuld an dem, was sie verübt haben."

Der Major schüttelte den Kopf. „Kameraden, seid Ihr fertig!" wiederholte er.

Der Major verstand nur wenige Brocken Französisch. Ich glaubte den Dolmetscher spielen zu müssen. Ich wollte jenem Unglücklichen das Leben retten, und wie ich später erfahren sollte, rettete ich damit mein eigenes.

„Herr Major," sagte ich, indem ich vortrat, „wie er sagt, ist der junge Mann erst vorgestern unter die Franktireurs gegangen, und dann wird er wohl, —"

„Teufel noch einmal, wer hat Ihnen gesagt, daß Sie hier den Dolmetscher spielen sollen?"

Ich trat zurück. Ich sah, wie der Blick des alten Mannes mit angstvoller Erwartung an meinem Munde gehangen hatte. Jetzt fiel dieser Blick wieder hoffnungslos zurück.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 74. Mittwoch, 2. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

XIII.

Ein Besuch bei Mr. Hadd.

Der Nachmittag neigte sich bereits zu Ende, hier und da strahlte schon der Lichtstrahl durch die Fenster auf die Straße, als Hugo in Wilcheiter ankam und ermüdet dem „Braunen Bär" zuschritt. Auf dem ganzen einsamen Wege von Berwick-Hall bis hierher hatte er gegrübelt und überlegt und das Resultat davon war die Befestigung des vor dem Grafen ausgesprochenen Entschlusses, das Dunkel zu beseitigen, welches über seinem Leben schwebte und den unbescholtenen Ruf seiner Mutter zu retten.

Sein Gesicht hatte den Ausdruck der Ruhe angenommen und sein ganzes Wesen verrieth nicht im Mindesten die heftige Aufregung, welche in seinem Innern tobte, als er durch das erleuchtete Wirthshaus seinem Zimmer zuschritt. Letzteres kam ihm jetzt besonders einladend vor. Die Vorhänge waren heruntergelassen, das Feuer brannte lustig im Kamin und von dem Gesims desselben erleuchtete eine Stearinkerze freundlich das Gemach. Ein großer Stuhl war vor den Kamin gerückt und ein Paar gestickter Hausschuhe stand unter demselben.

In der Mitte des Zimmers stand der Tisch zum Thee gedeckt und Martin Kroß, welcher so eben mit diesen Arrangements fertig war, eilte seinem Herrn entgegen, um ihm Hut und Ueberzieher abzunehmen, wobei er einen forschenden Blick in sein Gesicht warf und besorgt ausrief:

„Wie blaß, wie angegriffen Sie aussehen, Mr. Hugo. Ich war schon bange, daß Ihnen etwas passirt sein möchte, da Sie so lange ausblieben."

„Ich habe einen ereignißreichen Tag gehabt, Martin," sagte Hugo, indem er sich erschöpft auf einen Lehnstuhl niederließ. „Ich habe Jahre durchlebt in diesem einem Tage."

„Haben Sie etwas entdeckt, Mr. Hugo?" fragte Martin neugierig, indem sich sein Gesicht erheiterte.

„Nur einen Faden, Martin, aber einen der mich hoffentlich zum Ziele führen wird," erwiederte Hugo. „Ich bin noch ganz verwirrt und kann kaum meine eigenen Gedanken klar fassen. Frage mich jetzt nicht weiter, später sollst Du Alles wissen."

Er legte seinen Kopf zurück in's Kissen und schloß seine Augen, indem er tief seufzte.

Martin betrachtete ihn mit ängstlicher Miene und setzte sich in einiger Entfernung nieder, um seinen Herrn nicht zu stören. Aber nicht lange bewahrte er die Ruhe; er unterbrach die herrschende Stille, indem er sagte:

„Ich fürchte, Sie haben sich heute zu sehr angestrengt, Mr. Hugo, denn Sie sehen wahrhaft elend aus."

„Meine Ermattung ist nicht die des Körpers," versetzte Hugo, sondern die des Geistes. Es ist gut, daß wir hierher gegangen sind. Meine Vergangenheit war ruhig und ohne Bedeutung; mein wirkliches Leben beginnt vom heutigen Tage an. Vielleicht werde ich Dir heute Abend noch die ganze Begebenheit erzählen und für die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, Deine Freundschaft und Hülfe in Anspruch nehmen."

„Sie wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können, daß ich für Sie sterben würde, wenn es sein müßte."

„Ich vertraue Dir vor allen Andern, Martin, mein guter, treuherziger Freund," versicherte Hugo. „Und wenn ich jemals Glück und Wohlstand erlangen sollte, dann sollst Du es mit mir theilen."

Digitized by Google

Martin stand auf, ergriff die Hand Hugo's und drückte sie herzlich.

„Und nun," sagte Hugo nach einer Pause, „bestelle das Abendbrod. Ich möchte gern den Wirth sprechen, denn ich habe noch einige Fragen an ihn zu richten."

Martin eilte, die Glocke in Bewegung zu setzen, welche Aufforderung sofort durch das Erscheinen des Wirthes selbst beantwortet wurde, der, wie gewöhnlich, munter und mit lächelndem Gesicht eintrat.

„Sie wünschen, wie ich vermuthe, ihr Abendessen, Mr. Chandos," sagte er, indem er sich die Hände rieb. „Ich habe noch warmes Essen für Sie, heute Mittag waren Sie ja nicht hier. Sind Sie damit zufrieden?"

„Vollkommen," versetzte Hugo. „Setzen Sie sich, Mr Lamb; ich habe noch einige Erkundigungen bei ihnen einzuziehen, in der Sache, welche wir gestern Abend besprachen."

„Ich werde glücklich sein, Ihnen mit Mittheilungen dienen zu können," erwiederte der Wirth, indem er sich auf den Stuhl setzte, den Martin ihm herbeigebracht hatte. „Ich besitze eine angeborene Gabe ihm Erzählen, Mr. Chandos, und ich muß gestehen, daß es mir wohl thut, meine Zunge so recht im Dienste der Sprache gebrauchen zu können."

„Das freut mich, und je mehr Sie dieselbe jetzt gebrauchen, desto lieber ist es mir, Mr. Lamb, sagte Hugo lächelnd. „Sie sprachen gestern Abend von einem Mr. Deane; er ist todt; nicht war?"

„Ja, Sir," entgegnete der geschwätzige Wirth. „Er kam nicht wieder vom Continent zurück, wohin er als Lehrer und Begleiter des Lords Paget Evremonds gereis't war. Er starb dort am Fieber, und zwar ungefähr um dieselbe Zeit, als Lord Paget an derselben Krankheit hier verschied. Man sagte damals, daß dieser das Fieber von seinem Lehrer erhalten und mit hierher gebracht habe, denn als er im Hause eintraf, war er beinahe wahnsinnig."

„Und Mr. Deane's Tochter?" fragte Hugo weiter. „Wissen Sie, wo diese ist?"

„Nein, Sir. Ob sie verheirathet ist oder todt, ich kann nichts darüber sagen."

„Hatte er noch mehr Kinder, als diese Tochter?"

„Nein, sie war Mr. Deane's einziges Kind."

„Wie hieß sie?"

„Gertrud. Sie war so hübsch wie ein Bild, Sir, und würde damals ein prächtiger Gegenstand Ihrer Malerei gewesen sein. So viel ich mich erinnere, war sie eine lebhafte, kleine Schönheit, ungefähr zwölf Jahre alt, mit den schwärzesten Locken, die jemals auf einem menschlichen Kopfe gewachsen, den schönsten Augen, die ich je gesehen, und mit Backen, die wie die prachtvollsten Rosen glühten. Tanzend und singend pflegte sie über die Straße zu gehen und man sagte, daß ihr Vater sich an ihrem wilden Wesen ärgerte, — das arme, mutterlose Kind!"

Hugo's Herz bebte. Er zweifelte nicht, daß sich die Erinnerungen des Wirthes auf die Kindheit seiner Mutter bezogen.

Plötzlich stand er auf und ging an's Fenster wo er die Vorhänge zurückbog und hinaussah, seine feuchten Augen indeß nichts von der schwach erleuchteten Straße gewahrten.

„Wie alt war sie, als sie in das Pensionat in Deutschland kam?" fragte er dann mit gepreßter Stimme.

Der Wirth bemerkte die sichtliche Befangenheit seines Gastes nicht. Er legte sich so bequem wie möglich in seinen Stuhl zurück, indem er antwortete:

„Gertrud Deane war etwa zwölf Jahre alt, als ihr Vater sie nach Deutschland in ein Pensionat schickte."

„Und sie kam nach dem Tode ihres Vaters niemals wieder hierher?"

„Niemals, so viel ich weiß. Sie hatte dazu auch keine Ursache. Sehen Sie, Mr. Chandos, die Deane's waren keine Eingebornen von Wilchester. Mr. Deane war ein Geistlicher, welcher im Norden England's angestellt gewesen war; aber die völlige Gesundheit fehlte ihm, und da er zufällig ein kleines Vermögen bekam, gab er seine Pfarre auf und kam mit seiner Tochter — seine Frau war todt — nach Wilchester, wo er sich in der Oberstraße eine Wohnung miethete. Ich habe nie erfahren, von wo er eigentlich hergekommen. Er war ein stolzer Mann, immer kränklich und daher gewann er hier auch nur wenige Freunde. Und wahrhaftig, er liebte auch mehr, als irgend ein anderer Mensch, für sich allein zu sein. Nachdem er Gertrud in's Pensionat gegeben," fuhr er in theilnehmendem Ton fort, „wurde er stiller als zuvor, blieb meistens in

Digitized by Google

seiner Wohnung und ſtudirte in ſeinen Büchern, von denen er eine Menge beſaß. Schließlich engagirte ihn Graf Berwick als Lehrer für ſeine Söhne und von da an wohnte er in Berwick-Hall. Nicht lange war er in ſeinem neuen Amte, als er mit Lord Paget die Reiſe in's Ausland antrat. Lord Paget war ungefähr drei Jahre abweſend, als er eines Tages allein zurückkam und einige Tage darauf ſtarb. Das Reiſen that ihm nicht gut, wie man ſieht," fügte er nachdenklich hinzu; „Graf Berwick hätte das Geld ſparen können!"

Hugo kam vom Fenſter zurück, ſein Geſicht war ernſt und trübe.

„Und dies iſt Alles, was ſie von den Deane's wiſſen, Mr. Lamb?" fragte er.

„Alles!" verſicherte der Wirth mit ſichtlichem Bedauern.

„Und es iſt Niemand hier in Wilcheſter, der mir weitere Aufklärung geben könnte?"

„Niemand, ausgenommen vielleicht Mr. Hadd," verſetzte der Beſitzer des „Braunen Bär." „Der alte Hadd — der knickerige Hadd, wie die Pächter Wilcheſters ihn nennen — mag wohl im Stande ſein, Ihnen etwas über die Deane's erzählen zu können, denn ich habe gehört daß Mr. Deane Hadd noch Geld ſchulde, welches er von dieſem geliehen hatte; und wenn ſich das wirklich ſo verhält, dann können ſie ſicher ſein, daß Hadd Alles in Betreff dieſer Familie weiß. So viel iſt mir bekannt, daß Mr. Deane oft nach dem Hauſe des Adminiſtrators zu gehen pflegte, und weßhalb ſollte er ſonſt dahin gegangen ſein, als des Geldes wegen? Wenn Sie ſich wirklich für die Deane's intereſſiren, Mr. Chandos, ſo rathe ich Ihnen, bei Hadd Nachfrage zu halten."

„Gewiß, ich habe ein Intereſſe an dieſer Familie," ſagte Hugo ruhig, „und ich möchte Miß Deane aufſuchen, wenn ſie noch lebt. Ich will Mr. Hadd dieſen Abend noch beſuchen. Wer iſt er und wo wohnt er?"

„Er iſt Sir Archy Wilcheſter's Adminiſtrator," entgegnete Mr. Lamb, und ſein Geſicht verzerrte ſich ihm unbewußt, „und wohnt in dem rothen Hauſe zwiſchen dem Dorf und dem Schloß."

„Gut, das Haus habe ich dieſen Morgen ſchon bemerkt. Sobald ich gegeſſen habe, will ich dahin gehen. Kann ich mein Abendbrod ſogleich bekommen?"

Der neugierige Wirth hätte ſeinen Gaſt gern gefragt, was für ein Intereſſe er an den beinahe vergeſſenen Deane's habe, aber Hugo's ernſtes, würdevolles Geſicht benahm ihm den Muth, ſeine Neugier zu befriedigen. Er ſtand ſchnell auf und entfernte ſich, um das Eſſen zu beſorgen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Rullmann.

(Fortſetzung.)

„Fertig! Feuer!" kommandirte der Major. In dieſem Augenblick — dem letzten ſeines Lebens — richtete der unglückliche junge Mann noch ſein Auge auf den Vater. Sie tauſchten noch einen Blick, — wer will ſagen, was in ſolch' einem Blick liegt! Im nächſten Augenblick krachten ſechs Schüſſe und eine Leiche ſank zu Boden, halb noch feſtgehalten von den Stricken.

Auch der Alte war zuſammengebrochen; dann raffte er ſich wieder auf, ohne ein Wort, ohne einen Fluch. Langſam, mit wankenden Schritten, ging er auf die Leiche zu. Er warf ſich auf ſie nieder, er fing den niederhängenden bleichen Kopf mit ſeinen Armen auf und drückte einen Kuß auf die erſtarrten Lippen. Auf einen Wink kamen dann die jammernden Weiber herbei, die ihm gefolgt waren. Sie banden die Leiche los und trugen ſie über die Haide davon. Der Alte ſandte noch einen Blick voll tödtlichem Haſſe nach dem Major, der ſtarr und unbeweglich auf ſeinem Pferde geſeſſen hatte. Bald verſchwanden die Geſtalten im Abendnebel, es war mir, als ſähe ich noch aus der Ferne ihre Arme wie fluchend und Gott um Rache anflehend, ſich zur Höhe heben.

„Vorwärts Marſch!" kommandirte der Major. Wir marſchirten an der Waldliſière hin. Es wurden fortwährend Signale geblaſen und nach und nach ſammelten ſich die Zerſtreuten. An der breiten Straße machten wir wieder Halt und formirten unſere Kolonne. Die Verwundeten wurden herbeigeſchleppt; ſieben brave Jungens wurden halb verſcharrt, halb mit Zweigen zugedeckt im Walde begraben.

Digitized by Google

Dann ging es weiter. Nach dem Dorfe zu marschiren war es zu spät. Wir näherten uns vorsichtig der stattlichen Mühle, die mit mehreren Nebengebäuden vor uns lag, um hier für die Nacht Quartier zu machen.

Wir vermutheten auch hier versprengte Franktireurs. Aber Alles war still. Wir drangen in den Hofraum vor, — nichts ließ sich hören. Zehn Mann wurden in das Haus beordert, ich ging der Vorsicht halber mit. Die Thüre stand auf, — auch hier Alles still. Wir erschracken fast, als wir in einer Stube eine alte strickende Frau am Ofen sitzen sahen, bei einem schwachen Lämpchen, die uns mit einem unheimlichen Blick begrüßt.

„Prenez! Prenez Messieurs!“ sagte sie mit gellender Stimme. „Tout cela est à vous!“ Und sie lachte dabei und strickte weiter.

Wir gingen zurück und der Unteroffizier meldete, daß Alles sicher sei. Nach wenigen Minuten zeigte das Gehöft wieder das Bild des Krieges. Die Verwundeten waren in die Scheune geschafft, der Major mit seiner Umgebung hatte im Wohnhaus Quartier genommen. Man hatte Stroh- und Heubündel auf den Hof geschafft, um den Kopf etwas weicher betten zu können. Sparren und Reisig waren herbeigeschleppt worden, überall flackerten die Feuer, und hier und dort kreiste die Schnapsflasche, wurden Soldatenlieder angestimmt. Aber bald verstummte der Lärm, verlöschten die Feuer, und nur das Wachtfeuer an der Treppe brannte noch. Wer noch wach war, hörte bald nichts mehr um sich, als den Schritt der Wachen und lautes Schnarchen.

Ich mochte lange geschlafen haben, als ich plötzlich durch einen heftigen Stoß geweckt wurde.

„Herr Lieutenant,“ rief eine Stimme neben mir. „Was für ein rother Schein ist das? Ich glaube es brennt.“

Ich sah um mich, es war pechfinster. Nur undeutlich starrten die Umrisse der Häuser aus dieser Finsterniß hervor. An der einen Wand des Wohnhauses leckte die Flamme in die Höhe, roth und gierig um sich fressend, höher und höher hinaufzüngelnd. Ja, es war keine Täuschung, es brannte wirklich.

In diesem Augenblicke ging das alte Weib, das wir am Abend angetroffen hatten, mitten zwischen den Schlafenden durch. Ich hörte nur halb die Worte, die sie murmelte.

„Prenez, Messieurs, prenez! Tout cela est à vous!“ Sie lachte leise vor sich hin und verschwand im Dunkel der Nacht.

„Feuer!“ rief ich, so laut ich konnte. „Feuer!“

„Feuer!“ schallte es in demselben Augenblicke auch von der Wache her.

Hier und dort richteten sich die Schlafenden auf, man drang in das Haus und weckte die obersten Offiziere, bald war alles im ganzen Gehöfte in lärmender Bewegung.

Schon züngelte die Flamme auch aus dem Dach heraus. Schon rasselten die Ziegel herab, da wandten sich unsere Augen voll Entsetzens nach einer andern Seite. Aus der Scheune schlug plötzlich eine lichterlohe Flamme zum Himmel auf. Und dort lagen unsere Verwundeten!

Es war offenbar man hatte die Häuser in Brand gesteckt. Ich dachte an die halbverrückte Alte.

Es war ein Bild voller Schrecken, das sich jetzt entrollte. Die hohen Flammen, die von beiden Seiten aufloderten, die dunklen, lärmenden Gestalten, die hin und her liefen, das Stöhnen der Verwundeten, die aus der Scheune herausgetragen wurden, das Getrappel der Pferde, die aufgeschirrt wurden, — alles das vereinigte sich zu einem Chaos voll Schrecken und Verwirrung.

Aber das Aergste sollte noch kommen. Während wir uns noch rüsteten, den Flammen zu entfliehen, an deren Bewältigung nicht zu denken war, schlugen unsere Posten Allarm. Sie hatten eine dunkle Schaar sich nähern sehen und zwei Schüsse waren gefallen. Die Stimme des Majors donnerte durch die Nacht und den Lärm. Und sie verfehlte nicht ihre Wirkung. In wenigen Minuten standen wir in Reih und Glied, die Verwundeten in der Mitte; vier Mann hoch marschirte unsere Kolonne aus dem Gehöft, eine dunkle Schlange, von den lodernden Flammen umleuchtet, die sich gierig ausstreckten, als wollten sie ihr Opfer gern festhalten.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 75. Freitag, 4. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Hugo ging, in Gedanken vertieft, im Zimmer langsam auf und ab, bis der Tisch gedeckt war, dann aß er hastig und als er damit fertig war, zog er seinen Ueberrock an, nahm seinen Hut und sagte:

„Ich werde bald wieder hier sein, Martin, und dann will ich Dir die Erlebnisse dieses Tages erzählen."

„Lassen Sie mich mit ihnen gehen, Mr. Hugo," bat Martin.

Hugo aber schüttelte lächelnd sein Haupt und eilte hinaus auf die Straße.

„Die Luft war scharf und kalt und der Himmel mit glänzenden Sternen übersäet. Hugo schritt rasch vorwärts, das Blut wallte heftig in seinen Adern und verlieh seinem ganzen Körper eine übernatürliche Wärme. Als er durch die Oberstraße kam, wo er die Häuser aufmerksam betrachtete, dachte er:

„Also in einem dieser Häuser lebte meine Mutter in ihrer Kindheit! Arme, kleine Gertrud! Ich möchte wohl wissen, ob sie noch lebt. Ob sie wohl jemals um ihren verlorenen Sohn getrauert hat? Was wird sie sagen, wenn wir uns treffen und uns gegenseitig zu erkennen geben?"

Thränen standen ihm in den Augen, als er weiter eilte. Das Bild der muntern kleinen Gertrud Deane, wie der Wirth sich ausgedrückt, hatte sich scharf in seine Seele eingeprägt.

Bald hatte er Hadd's Wohnung erreicht.

„Wie es scheint, ist Mr. Hadd zu Hause," murmelte er, als er in einem Zimmer Licht sah, während er die kleine Treppe vor der Hausthür erstieg. „Ich glaube, ich werde hier sonderbare Entdeckungen machen?" und dabei klopfte er stark mit dem Thürklopfer.

Die Haushälterin kam herbei, öffnete die Thür und führte Hugo in ein Zimmer. Auf die bezügliche Frage erklärte sie, daß Mr. Hadd bei Tische sei, aber bald erscheinen werde.

Hugo brauchte nicht lange zu warten, denn bald kam Mr. Hadd, die personificirte Selbstgefälligkeit und Zufriedenheit, sich lächelnd verbeugend.

„Meine Haushälterin sagte mir, daß Sie mich zu sprechen wünschten, Mr. — Mr. — ach —"

„Chandos," fiel Hugo ergänzend ein. „Mein Name ist Hugo Chandos; ich bin Maler und komme aus London."

Hadd schien sich durch den Eindruck, den der junge Mann auf ihn gemacht, getäuscht zu haben, denn bei dieser Erklärung Hugo's wurde sein Benehmen kälter. Augenscheinlich liebte er nicht, seine Höflichkeit an einem unbedeutenden Maler zu verschwenden.

„Ach, ein Künstler!" rief er in einem Tone, der die Dämpfung seiner vorherigen respectvollen Begegnung bezweckte. „Ein reisender Maler nicht? Sind Sie Photograph und mit eigenem Fuhrwerk hier, oder sammeln Sie nur Aufträge?"

Hugo's Wangen erglühten; er richtete den Kopf stolz auf und warf dem Administrator einen zurechtweisenden Blick zu, indem er sagte:

„Sie irren sich, Mr. Hadd. Ich bin nicht hier, um ihre Gönnerschaft zu erwerben, sondern nur zu dem Zweck, um mich nach einer Familie zu erkundigen, die mich im höchsten Grade interessirt und mit welcher Sie, wie ich gehört habe, bekannt sein sollen."

„So," versetzte der Administrator, „dann setzen Sie sich, Mr. — Mr. Chandos. Es sollte mich freuen, Ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen zu können."

Indem er so sprach, warf er sich in einen Lehnstuhl und begann mit dem dicken Petschaft an seiner Uhrkette zu spielen, während sein scharfer Blick auf Hugo haftete.

Digitized by Google

Dieser nahm Hadd gegenüber Platz. Das hochtrabende Wesen des Administrators widerte ihn an und er ging deßhalb sogleich auf seine Angelegenheit ein, denn er hatte kein Verlangen, hier länger zu verweilen, als unbedingt nothwendig war.

„Es kommt mir vor, als hätte ich Sie schon früher irgendwo gesehen, Mr. Chandos," sagte der Administrator. „Wahrhaftig, Sie sehen Jemandem ähnlich, den ich gekannt habe."

„Entschuldigen Sie, Mr. Hadd, daß ich ohne weitere Umschweife sofort zum Zweck meines Hierseins komme," versetzte Hugo mit Anstand. „Ich wollte einige Nachfragen machen in Betreff eines gewissen M. Deane, der früher Lehrer zu Berwick-Hall war."

„Da fragen Sie besser in jenem Hause selbst," unterbrach ihn der Administrator. „Er ist mehrere Jahre im Dienste des Grafen gewesen."

„Ich war bereits dort," entgegnete Hugo, „bin aber nicht befriedigt worden. Ich — ich bin mit den Deane's verwandt. Mr. Lamb, der Besitzer des „Braunen Bär," bei dem ich ebenfalls Erkundigungen einzog, rieth mir, mich an Sie zu wenden, wobei er bemerkte, daß er glaubte, Mr. Deane habe von ihnen Geld geliehen."

Jetzt schien der Administrator Interesse für seinen Besuch zu gewinnen, denn er sagte in freundlicherem Ton:

„Der Wirth hat recht. Ich habe Mr. Deane oft Geld geliehen. Thatsache ist, daß Mr. Deane großes Talent besaß, sein Einkommen halbjährlich voraus zu erheben. Er kaufte dann Bücher, und fröhnte dieser verschwenderischen Leidenschaft in solchem Maße, daß er immer arm und in Schulden war, obgleich er jährlich über dreihundert Pfund Sterling bekam, welche ihm seine Verwandten hinterlassen hatten. Sein Besitzthum bestand in einer Farm irgendwo im Norden, die er nicht verkaufen konnte und auf welcher er nicht wohnen wollte. So lieh er denn zuweilen Geld von mir, welches ich ihm auch jederzeit bereitwillig gab, da er mir sicher und auch sonst ein rechtschaffener Mann war, der mich für meine Hülfeleistung gern und gut honorirte. Er schuldete mir bei seinem Tode noch eine ziemliche Summe, doch ich muß sagen, daß seine Tochter sehr ehrlich gehandelt, indem sie meine Forderung bis auf den letzten Heller bezahlt hat."

„Ich interessire mich besonders für Miß Deane," fiel Hugo ein. „Können Sie mir sagen, was nach des Vaters Tode aus ihr wurde?"

Der Administrator musterte seinen Besuch genau und wünschte bei sich, daß sein Sohn ein so einnehmendes Wesen besitze, wie dieser junge Mann.

„Ich kann weder sagen, was aus ihr geworden, noch wo sie jetzt ist, Mr. Chandos," erwiederte er dann. „Sie ging in ein Pensionat in Freiburg am Rhein —"

„Freiburg am Rhein!" wiederholte Hugo unwillkürlich, indem seine Augen leuchteten.

Der Administrator betrachtete ihn noch schärfer und fuhr fort:

„Nach dem Tode ihres Vaters, welcher um dieselbe Zeit erfolgte, als Lord Paget Evremond starb, erhielt ich von Miß Deane ein Schreiben, in welchem sie mir mittheilte, daß sie im Begriff sei, nach Wilchester zurückzukommen und ihres Vaters Schuld zu bezahlen. Ich glaube, dieser Brief war die Antwort auf den meinigen, den ich an sie geschrieben und in welchem ich sie um Zahlung gedrängt hatte, da ich hörte, daß ihr Vater dem Tode nahe sei. Sie bezeichnete den Tag ihrer Ankunft hier und ich ging zur bestimmten Zeit an den Bahnhof, um sie in Empfang zu nehmen."

„Sie kam also hierher nach dem Tode ihres Vaters?" fragte Hugo lebhaft.

„Ja, sie kam und ich nahm sie mit nach meinem Hause, wo wir die Schuld in Ordnung brachten. Dann wünschte sie einen Boten nach Berwick-Hall zu Lord Paget Evremond zu senden. Ich sagte ihr, daß Lord Paget bereits eine Woche todt und dessen Leiche ausgestellt sei. Sie können sich meine Bestürzung denken, als sie bei dieser Nachricht mit einem furchtbaren Schrei zu meinen Füßen stürzte und bewußtlos liegen blieb. Ob er sie jemals geliebt hat oder nicht, Gertrud Deane liebte ihn von ganzem Herzen.

Hugo's Stimme klang bewegt und seine Augen starrten trübe und traurig vor sich hin, als er sagte:

„Armes, junges Mädchen! Was geschah weiter mit ihr?"

„Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere und machte es so ein bis zwei Stunden," versetzte der Administrator in hartem, theil-

Digitized by Google

nahmslosem Ton. „Dann stand sie auf und bestand darauf, daß ich sie nach Berwick-Hall führe. Ich kam ihrem Wunsche nach, denn ich fürchtete, daß sie sonst in meinen Händen sterben würde. Graf Berwick war auf seinem Zimmer und empfing Niemanden. Man erlaubte uns, in das Gemach zu gehen, wo der todte junge Mann lag; an der Thür jedoch winkte mir Miß Deane, zurückzubleiben und ging allein hinein. Als sie die Thür öffnete, sah ich Lord Leonhard am Fuße der Bahre stehen. Er blickte zu der Eintretenten auf, welche die Thür hinter sich zumachte und nun waren die Beiden mit einander allein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Nullmann.

(Fortsetzung.)

Und wir sollten nicht so leicht aus dem Bereich ihrer Wuth kommen. Der Fahrweg zog sich zwischen der brennenden Scheune und einem langen Stallgebäude durch. Dahinter stand ein Obstgarten mit einer hohen Mauer umgeben. Kaum waren die Ersten von uns ins Freie getreten, als zehn, zwanzig Schüsse über der Mauer emporblitzten. Drei von uns stürzten nieder, ehe wir noch den Angriff erwidern konnten auf einen Feind, den wir nicht sahen.

Es war Alles ein teuflisch angelegter Plan. Sie hatten uns das Haus über dem Kopf angesteckt, wahrscheinlich durch jene Alte, die sich vielleicht nur verrückt gestellt hatte, und sie hatten uns umringt, um uns in die Flammen zurückzutreiben.

Jetzt erst sahen wir unsere Bedränger. Ein dichter Knäul wälzte sich gegen uns, während die Schüsse von der Mauer her verderblich in unsere Reihen einschlugen.

„Mort aux Prussiens! Mort aux chiens! Vive la France!" schallte es durch die Nacht.

Wir erwiderten das Feuer, aber die Schurken waren im Vortheil. Das Dunkel schützte sie, während wir hell von den Flammen beleuchtet wurden. Manche dieser Gestalten stürzte zusammen, aber immer neue tauchten auf und drangen gegen uns vor, schreiend und tobend, wie die losgelassenen Hunde einer Hetzjagd. Unwillkürlich wichen wir zurück.

„Vorwärts!" — donnerte die Stimme der Offiziere bei den vorderen Zügen. Sie hatten Recht; es gab hier keinen Rückweg. Jeder fühlte es, und ungestüm, in halbem Schnellschritt drangen wir vor, um das freie Feld zu erreichen.

Und doch gab es gleich darauf wider Stillstand, wieder entsetzliche Verwirrung. Die Schüsse kamen jetzt auch von andern Seiten, selbst in unserem Rücken blitzten sie auf und sandten uns das Verderben. Ueberall tauchten diese unheimlichen Figuren unserer Bedränger auf, wie ein Rudel heutegieriger Wölfe; hier eine Art Uniform, dort blaue Bauernkittel, und von allen Seiten umhallte uns, jetzt der Ruf: mort aux Prussiens! Vive la France!

Eine mörderische Salve hatte mitten in unsere Kolonne geschlagen; unwillkürlich hatte sie sich gespalten. Die Einen stürmten vorwärts, die Andern von den Verwundeten aufgehalten, blieben zurück. „Vorwärts!" donnerte wieder die Stimme des Majors. Es war sein letztes Kommando. Ich sah ihn noch, wie er von den Flammen umleuchtet, in seiner unbeweglichen Ruhe auf dem Pferde saß. Es war, als wollte er warten, bis erst alle das unheilvolle Gehöft verlassen hatten, ehe er selbst das Freie suchte. Aber plötzlich schwankte seine hohe Gestalt im Sattel. „Teufel diese" — hörte ich ihn noch rufen, dann sank er schwer aus dem Sattel herab zu Boden, während das Pferd scheu entfloh. —

Ein Soldat eilte auf ihn zu, aber nur, um ebenfalls tödtlich getroffen, neben ihm niederzusinken.

Mehr sah ich nicht. Ich wurde fortgerissen von dem Knäul der Unsrigen, die das Freie suchten. Plötzlich fühlte ich einen heftigen Schmerz am Knöchel meines linken Fußes und es lief mir warm durch die Stiefel. Ich war getroffen; aber ich achtete es nicht. Aber jeder Schritt in diesem Gedränge, in dem man doch nicht vorwärts kam, schmerzte mich tief und ich fühlte, wie mich die Kräfte verließen.

„Kamerad," sagte ich zu meinem Nebenmann, „ich glaube, ich bleibe zurück. Die Kerls haben mir ins Bein geschossen."

Digitized by Google

„Muth, Herr Lieutenant," rief dieser mir zu, „wir sind gleich draus."

Er faßte mich unter dem Arm, ich bot meine letzten Kräfte auf, — vergeblich. Mein ganzer Körper zitterte, es wurde mir schwarz vor den Augen, ich fiel bewußtlos zu Boden.

Aber meine Ohnmacht muß nicht lange gedauert haben. Ich fühlte eine Wärme, die mich aufweckte. Als ich erwachte, war es stiller um mich geworden. Ich hörte nur die Flammen prasseln und die Verwundeten stöhnen. In der Ferne hörte man noch heftiges Schießen. Drei oder vier Schatten schlichen sich durch den Hof. In der Mitte desselben, nicht weit von mir, stand eine hohe Gestalt, den Fuß auf einer Leiche, das Gesicht hell von den Flammen umleuchtet. Ich kannte dieses Gesicht. Und ich erkannte den Alten auch aus seinen Worten, die er vor sich hinmurmelte.

„Keine Gnade! Ha! ha! ha! Keine Gnade. Du Narr! Du schliefest jetzt im warmen Bette, wenn du Gnade geübt hättest. Da hast du nun deinen Lohn. Schade, daß du nicht lebend in meine Hände fielst; ich hätte dich erschießen lassen, wie du ihn erschießen ließest, ohne Gnade! Ohne Gnade!"

Es war ein fürchterliches Bild, die hagere Gestalt dieses alten Mannes, die im Flammenschein sich schnell abhob von der dunklen Nacht, wie sie den Fuß triumphirend auf die Leiche des Feindes setzte, der sein Bestes getödtet, — ein Bild der Rache.

Und wieder sah ich die unheimliche Alte vorübergehen, wieder hörte ich ihre heißere Stimme und ihr leises Lachen:

„Ha! ha! Da liegen sie, wie die Fliegen. Greifen Sie zu, Messieurs! Alles das gehört Ihnen. Ha! ha! die alte Lise ist verbrannt im Stall. Aber das schadet nichts. Der Marquis bezahlt uns Alles und baut uns auch die Häuser wieder auf. Ihr hattet kalt, ihr armen Teufel! Ich habe Euch eingeheizt. Ha! ha! ha! Wo nur der Jean bleibt!"

Und sie verschwand wieder im Dunkel.

Die Flammen der brennenden Scheune leckten nahe an mich heran; unwillkürlich wälzte ich mich etwas weiter.

„Hierher, ihr braven Jungen!" — rief der Alte, indem er sich mir näherte. „Hier regt sich noch Einer. Gebt ihm den Rest."

Eine dieser dunklen Gestalten huschte heran, ich sah ein Bajonett blitzen — ich schnellte empor, als wollte ich eine ohnmächtige Vertheidigung versuchen. Sonderbar! Ich versichere euch, ich empfand schon im Voraus den Todesstoß, ich fühlte schon das scharfe schneidige Eisen in meiner Brust, — da rettete mich dieselbe Stimme, die mein Verderben gewollt hatte.

„Halt!" rief der Alte. „Hebt ihn auf! Das ist der Offizier, der für meinen Sohn gesprochen, daß Ihr ihm kein Haar krümmt!"

Andere waren hinzugekommen. „Hebt ihn auf, tragt ihn fort! Er ist verwundet! Bringt ihn in Sicherheit und stellt eine Wache bei ihm aus, daß ihm kein Leid geschieht!"

Mehrere Arme faßten mich, ich fühlte wie ich schwebend getragen, wie ich auf ein weiches Stroh gelegt wurde, dann schwanden mir wieder die Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Auch eine Kriegslist.) Im vergangenen Sommer saß eine Dame mit ihrem vierjährigen Töchterchen am offenen Fenster ihrer Wohnung, unter welcher ein Fluß vorüberrauscht. Plötzlich schießen in raschem Fluge zwei junge Schwalben ins Zimmer und wecken durch ihren Flügelschlag eine Katze, die mit ihren Jungen in einem weichen Korbe gebettet, zu Füßen des Kindes schlief. Mit einem kühnen Sprunge hat sie sofort eine der unglücklichen Schwalben erfaßt und schickt sich an, sie zu zerreißen, ohngeachtet des lauten Jammers ihrer kleinen Wohlthäterin, die ihr vergeblich die Schwalbe zu entreißen sucht. Da ergreift das Kind, einer plötzlichen Idee folgend, schnell das junge der Katze und hält es zum Fenster hinaus, als wolle sie es in den Fluß werfen. Augenblicklich siegt bei der Katze die Mutterliebe über die Raubgier, sie läßt die Beute los und stürzt nach dem Fenster, durch welches denn auch die arme Schwalbe mit kläglichem Zwitschern entweicht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 76. Sonntag, 6. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Hugo's Nerven schienen auf's Aeußerste erschüttert. Ein schwerer Seufzer, den er nur mit großer Mühe unterdrückte, schwebte auf seinen bleichen Lippen. Diese Erzählung, welche so vollständig die Versicherung Lord Leonhard's, daß Gertrud Deane nach dem Tode ihres Vaters niemals wieder nach Wilchester gekommen sei als Lüge darstellte, hielt er für eine glaubwürdige.

„Fahren Sie fort," bat er heiser. „Gertrud Deane und Lord Leonhard standen zusammen am Sarge Paget's! Und dann?"

Der Administrator zögerte, nach einer Pause fuhr er jedoch fort:

„Ich stand auf dem Corridor und obgleich ich die Stimmen der Beiden deutlich hörte, konnte ich doch die einzelnen Worte nicht verstehen. Mitunter glaubte ich die Stimme des Mädchens heftig und aufgeregt und dann und wann brach sie in heftiges Schluchzen aus, so daß mir das Blut zu Kopfe stieg. Zwei volle Stunden blieb sie in dem Zimmer, dann öffnete sich die Thür und Gertrud trat heraus, die in ihren Trauerkleidern, die sie ihres Vaters wegen trug, jetzt wie ein Geist aussah. Ihr Gesicht war schauerlich und weiß wie Kreide und ihre Augen waren schrecklich anzusehen. Sie streckte blindlings ihre Hand aus und ergriff meinen Arm und so gingen wir zusammen fort, indem ich mich noch einmal umsah und Lord Leonhard gewahrte, welcher an die Thür des Todtenzimmers gekommen war und uns nachschaute; er sah blaß aus, aber so stolz und gräßlich wie der Teufel."

Ein leises Stöhnen entrang sich Hugo's Brust. Trotz seiner Selbstbeherrschung war er nicht im Stande, dieses Zeichen seines Schmerzes zurückzuhalten.

„Ich brachte sie wieder nach meinem Hause, aber sie wollte nicht hier bleiben. Noch mit dem letzten Zuge an demselben Abend reis'te sie wieder ab, aber wohin sie ging, weiß ich nicht, auch kümmerte ich mich nicht darum," sagte Administrator kalt. „Ich habe immer gedacht, sie möchte einen Selbstmord begangen haben, denn so viel schien mir gewiß, sie war zum Sterben in Lord Paget verliebt. Es würde eine feine Eroberung für sie gewesen sein, wenn er sie geheirathet hätte; aber er kannte seinen Werth besser, als sich an seines Lehrers Tochter wegzuwerfen. Lord Leonhard besuchte mich später einmal und erzählte mir von der Sache. Er sagte, er habe Ursache zu glauben, daß sein Bruder an Gertrud Deane nicht recht gehandelt, kurz, daß er sie betrogen habe. Ich denke dasselbe, denn auf dem ganzen Wege von Berwick Hall bis nach meiner Wohnung saß sie im Wagen wie eine Statue und öffnete nur einmal ihre Lippen, und das war, um halblaut etwas zu äußern, das ungefähr lautete: „„Verloren! Verloren! Nichts ist mir gelassen, als der Tod!""

Hugo konnte seine Aufregung kaum noch beherrschen. Er fühlte, daß er den scharfen, durchdringenden Blick des Administrators nicht länger aushalten konnte; er stand deßhalb auf und sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich würde viel darum geben, Mr. Hadd, wenn ich etwas mehr Licht in dieser Sache bekäme. Können Sie mir nicht mehr erzählen?"

„Nichts mehr. Ich wage zu behaupten, daß das Mädchen eine Selbstmörderin geworden ist. Freilich hörte ich auch, und ich meine von Lord Leonhard, daß sie als Frau eines achtbaren Mannes nach Amerika gegangen sei. — Halt! jetzt erinnere ich mich, Mr. Chandos, wem Sie so sehr ähnlich sehen, — Sie sind das natürliche Ebenbild Lord Paget Evre-

Digitized by Google

mond's! Sollte Ihr Interesse an Miß Deane ein persönliches sein?" und der Administrator lachte widerlich. „Sind Sie ein nicht anerkannter Sprößling von dem edlen Hause Berwick, — vielleicht ein Sohn der hübschen Gertrud Deane?"

Hugo kochte das Blut in den Adern.

„Erlauben sie mir, Ihnen meinen Dank auszudrücken für die mir ertheilte Auskunft." sagte er, „und gestatten sie mir, daß ich mich jetzt empfehle."

Hiermit verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

Beim Hinausgehen begegnete er Jason Hadd. Einen Augenblick standen Beide still und sahen sich einander schweigend an, dann setzte Hugo seinen Hut auf und eilte hinaus.

XIV.

Entdeckter Betrug.

An demselben Abend, da bei Hadd die im vorigen Kapitel erzählte Unterredung stattfand, saß Rosamunde Wilchester allein in ihrem Zimmer, grübelnd über die Angelegenheiten ihres Vaters. Sie war überzeugt, daß, wenn sie die Bücher des Administrators einsehen würde, sie im Stande sei, einigen Betrug desselben auszufinden und zwar in dem Maße, daß sie aus ihrer bedrängten Lage befreit würden und faßte den Beschluß, demgemäß zu handeln.

Am nächsten Morgen schickte sie sogleich einen Boten zum Administrator, um die Bücher zur Durchsicht zu holen, — dieselben Bücher, welche Sir Archy erst kürzlich aufmerksam und mit einer gewissen Aengstlichkeit bei Hadd geprüft hatte.

Der Administrator lehnte in einem Billet voller Complimente ihr Ersuchen ab, indem er versicherte, daß die alten muffigen Contobücher für junge Damen nicht angenehm zu lesen seien und empfahl ihr statt dessen, als passender für junge Köpfe, einige Bände Gedichte.

Brennend vor Aerger wiederholte Rosamunde ihr Begehren in ihrem und ihres Vaters Namen.

Der Administrator erwiederte hierauf, daß die Bücher sich in den Händen des neuen Secretairs befänden, Sir Archy es jedoch jederzeit freistehe, dieselben einzusehen, wenn er nach seiner Wohnung käme.

Es war augenscheinlich, daß Hadd besorgt war und die Bücher nicht aus seiner Aufsicht lassen wollte.

„Wie frech er ist, Papa," sagte das junge Mädchen, indem es das Billet Sir Archy darreichte. „Er geberdet sich schon als Herr."

„Er fühlt seine Macht" versetzte der Baronet.

„Aber, Rosamunde, nimm Dir seine Unverschämtheit nicht so sehr zu Herzen. Es würde Dir doch nicht gut thun, die Bücher zu studiren, ich habe dieselbe bei Hadd selbst geprüft und wurde dabei zuletzt ganz wirre im Kopfe."

„Aber wenn wir Beide sie ruhig und ungestört in unserer Bibliothek durchsehen könnten, würden wir bald erfahren, ob sich in den Rechnungen etwas Unrichtiges befindet. Es ist doch höchst verdächtig, Papa, daß er uns die Bücher nicht geben will, da er sie doch doppelt hat. Sicherlich ist es damit nicht ganz richtig."

Sir Archy wurde durch diese Erklärung etwas ermuthigt. Er war, wie er selbst sagte, kein Geschäftsmann. Er hatte versucht, einen Weg durch seine gegenwärtige verwickelte Lage zu finden, nachdem er aber die Höhe seiner Schulden kennen gelernt und von Hadd den wahren Stand seiner Finanzen erfahren, hatte er alle Hoffnung aufgegeben und war nur noch bemüht, sich in sein Schicksal zu finden.

„Ich muß die Bücher sehen," hob Rosamunde nach kurzem Nachdenken wieder an, „Ich vermuthe, daß Hadd Dich auf jede Weise betrogen hat, Papa. Heute Morgen habe ich den Kellermeister, der, wie Du weißt, uns treu ergeben ist, zu den Pächtern geschickt, um sich zu erkundigen, wie viel Pacht jeder von ihnen bezahlt. Ich erwarte ihn jeden Augenblick zurück und bin ungeduldig, seine Notizen mit Hadd's Büchern zu vergleichen. Sollte sich eine Verschiedenheit zu unserm Nachtheil herausstellen, wird das genügend Hadd's Betrügerei beweisen."

„Und wenn wir solches gefunden haben, Rosamunde?"

„Dann wollen wir die Bücher einem geschickten Rechenmeister übergeben. Wir werden dann die Macht haben, unserm Feinde Widerstand zu leisten. — Lieber Papa, wir wollen kämpfen für unsern lieben, alten Besitz, und ich hoffe, der Sieg wird unser sein."

Sie legte ihren Arm in den ihres Vaters

Digitized by Google

und blickte ihn so liebevoll lächelnd an, daß ihr Vater sie in seinem Herzen mit einem Hoffnungsengel verglich.

„Ja, Rosamunde, wir wollen kämpfen, selbst wenn es vergebens sein sollte," sprach Sir Archy, indem er um seiner Tochter willen ein freundliches Gesicht machte. „Setze Deinen Hut auf und laß' uns auf der Terrasse spazieren gehen, bis der Kellermeister kommt, denn Deine Ungeduld hat auch mich unruhig gemacht."

Rosamunde lachte und eilte, sich bereit zu machen. Nachdem Sir Archy seinen Ueberrock angezogen hatte und während er noch beschäftigt war, die Handschuhe über seine Finger zu ziehen, kam sie zurück. Ein grauer Mantel hing lose über ihr schwarzseidenes Kleid und ein runder Hut bedeckte leicht ihren Kopf.

Sie gab ihrem Vater den Arm, und dann gingen beide langsam heraus auf die Terasse. Diese war ein großer Raum auf der Fronte des Schlosses, welcher mit großen hellfarbigen Fliesen gepflastert und von einer hübsch ausgehauenen steinernen Ballustrade umschlossen war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Rullmann.

(Fortsetzung.)

Ich sah um mich, — ich befand mich in einem engen dunklen Raume. Ein gleichmäßiges Schuttern und Schütteln ließ mich zuerst auf den Gedanken kommen, daß ich in einem Wagen fuhr. Meine Augen wurden allmählig schärfer, ich bemerkte eine Gestalt mir gegenüber auf dem Rücksitze des Wagens und ich erkannte den alten Marquis. Er schien nicht zu schlafen, nicht zu wachen; er sah starr, mit halbgeschlossenen Augen vor sich nieder.

Meine erste Bewegung war, daß ich nach meinem Fuße griff. Er schmerzte mich sehr. Ich war überrascht, zu bemerken, daß er sorgfältig verbunden war. Ein warmes Tuch war über Füße und Beine gebreitet, die auf dem Rücksitze des Wagens ruhten, neben dem Marquis.

Ich schauerte zusammen. „Haben Sie kalt?" fragte mich der Alte, indem er den gesenkten Kopf aufhob.

„Ein wenig," sagte ich. Er legte noch eine Decke auf mich.

„Wo bin ich?" fragte ich.

„Fragen Sie jetzt nicht mein Herr! antwortete der Marquis. „Versuchen Sie zu schlafen, die Ruhe wird Ihnen gut thun. Aber nehmen Sie erst einen Schluck Wein."

Er reichte mir eine Flasche, die ich gierig an den Mund setzte. Ein höllischer Durst hatte mich gepeinigt. Jetzt empfand ich mit Behagen die belebende Wärme, die durch meine Adern rieselte. Ich dankte und lehnte mich wieder zurück.

Aber ich konnte noch lange nicht schlafen. Ich sah durch die Wagenfenster hinaus. Das erste Morgengrauen bleichte den Himmel und leichte Nebel stiegen von der Erde auf. Vor meinem Auge zogen die schrecklichen Bilder dieser Nacht vorüber.

Der Wagen fuhr sehr rasch. Wälder und Felder flogen an uns vorüber. Jetzt kamen wir durch ein Dorf. Alles war noch still. Hier und dort öffnete sich ein Fenster und ein schläfriges Gesicht sah unserem Wagen nach. Am Brunnen standen plaudernde Mägde. Ein Bauer schirrte ein kleines Gespann an. Die Schrecken des Krieges waren noch nicht bis hierher gedrungen.

Dann fiel ich wieder in einen tiefen langen Schlaf.

Dem Tage folgte die Nacht und dieser wieder der Tag. Wir fuhren unaufhaltsam; fast jede Stunde wurden die Pferde gewechselt. Wir verließen den Wagen nicht. Der alte Marquis erschien zuweilen, um mir etwas zu essen anzubieten. Ich nahm nur Brod und Wein an.

Die Sonne neigte sich wieder am Horizont, als wir in ein freundliches Städtchen einfuhren.

„Unsere letzte Station!" murmelte der Marquis leise. Er schien hier bekannt zu sein. Der Wirth trat an den Schlag und erkundigte sich, die Mütze in der Hand nach dem Befinden des Herrn Marquis. „Schnell ein Paar Pferde!" war die Antwort.

Bald nahmen uns wieder die Schatten eines hohen Waldes auf, durch den die Chaussee lief. Dann bogen wir rechts in einen schma-

Digitized by Google

leren Weg ein. Diese Gegend mußte herrlich sein in der Zeit des Grünens und Wachsens. Wäldchen an Wäldchen, breit sich ausdehnende Felder dazwischen, Wiesen, die ihr frisches Grün noch nicht ganz verloren hatten, und hier und dort einer der kleinen Seen, die wie Flecken über das Land gestreut waren. Die Dörfer, durch die wir kamen, waren reinlich, freundlich und zeugten von Wohlstand.

„Wir sind am Ziel!“ sagte der Marquis jetzt. Ich sah hinaus. Wir näherten uns wieder einem Dorfe. „Migne, village. Arrondissement Chateauroux,“ las ich an einem Pfahl. Gewiß, hier mußte der Wagen des Marquis bekannt sein, denn ich sah wie einzelne Bauern, die auf der Straße standen, den Hut zogen, ohne den Insassen bemerken zu können.

Am Ende des Dorfes führte der Weg rechts ab, einen kleinen Hügel hinan, durch eine kahle Kastanienallee. Mühsam krochen die Pferde hinauf; jetzt hielt der Wagen. Ein alter Diener öffnete den Schlag und empfing seinen Herrn mit einem Blicke, der mehr Verwunderung, als Freude zeigte.

„Mein Herr!“ sagte der Marquis jetzt, indem er mir aus dem Wagen half, mit einem halb freundlichen, halb schmerzlichen Lächeln, „Sie werden sich darein ergeben müssen, für einige Zeit mein Gefangener zu sein. Sie werden die Rechtmäßigkeit der Gründe einsehen, die mich veranlassen, Sie nach den Ereignissen jener Nacht nicht zu Ihren Truppen zurückzuschicken. Und zudem, Sie werden Ruhe und Pflege nöthig haben und sollen sie so gut bei mir finden, als sonst wo.“

Eine halbe Stunde darauf lag ich in weichem warmem Bette. Eine Theekanne und reichliche Speisen standen auf dem Tisch, und die Schmerzen in meinem Fuße hinderten mich nicht, zum ersten Mal wieder nach zwei Tagen mit Behagen den Duft einer guten Cigarre einzunehmen.

Im Nebenzimmer hörte ich den Marquis sprechen. Es schien der Pfarrer des Ortes zu sein, den er begrüßte. Ich hörte nur einzelne Sätze.

„Ich bin hierher gekommen,“ sagte er, „um an dem Orte, an dem ich die besten Tage meines Lebens verbrachte, nun ein freudenloses Alter zu beschließen.“

„O es ist etwas Schreckliches um den Krieg,“ sagte er dann wieder. „Er macht den Menschen zum Thier und weckt Furien in seiner Brust, von deren Dasein er früher keine Ahnung hatte. Innerhalb fünf Stunden war ich ein guter glücklicher Mensch und ein Bösewicht der seiner Sinne nicht mehr mächtig war.“

Weiter verstand ich nichts.

Gleich darauf öffnete sich wieder die Thüre meines Zimmers und der Diener führte mit einem „Monsieur le Médecin!“ einen kleinen Mann herein, der in gebückter Haltung, den Blick durch die Brille fest auf mich gerichtet, zu meinem Bette herantrat. Er löste vorsichtig den Verband, wusch meine Wunde aus, befühlte den Fuß, schüttelte den Kopf, legte einen neuen Verband und kündigte mir an, daß er am andern Morgen wieder kommen werde.

Er kam in aller Frühe wieder. Was nun folgte kann ich euch in kurzen Worten erzählen; eine Operation, bei der mein linkes Bein sein altgewohntes Fundament verlor, ein heftiges Wundfieber, das ein gastrisches Fieber im Gefolge hatte, lange traurige Wochen, die aber wie ein einziger Fiebertraum entschwanden, in welchem ich nichts um mich sah, als den alten Diener, den kleinen Dokter und den besorgten Blick des alten Marquis, der sich zuweilen über mein Lager beugte.

* * *

Paris war gefallen, der Friede war geschlossen, die Versailler fingen an Paris zu bombardiren, ich wußte von alledem nichts.

Ich saß, meine Krücken zur Seite gestellt, auf der Terrasse des alten Schlosses in jenem seligen Gefühl des wiederkehrenden Lebens, das die Genesung nach langer schwerer Krankheit bringt. Die Sonne schien warm auf mich herab und Blätter und Blüthen des aufwuchernden Gesträuches sanften mir ihre Grüße zu.

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 77. Mittwoch, 9. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Es war Nachmittag und die Novembersonne gab nur noch einen matten Schein durch die vorübereilenden grauen Wolken; die Luft war scharf und kalt. Dennoch gingen Beide, Arm in Arm, lange die Terrasse auf und ab, häufig einen Blick nach dem großen Thor werfend, durch welches sie den Kellermeister erwarteten.

„Ich wünschte er käme," sagte Sir Archy ungeduldig, als bereits eine halbe Stunde verflossen war. „Am Ende kommen Hadd und sein Sohn zum Diner, bevor er noch hier ist. Könnte ich mich doch von diesen Menschen losmachen," fügte er seufzend hinzu; „aber ich fühle mich ihnen gegenüber so schwach wie ein Kind."

Das Mädchen sah ihren Vater freundlich lächelnd an. Er sah blaß und angegriffen aus, seine Augen lagen tief im Kopfe und waren matt.

„Du siehst aus, Papa, als hättest Du vorige Nacht nicht geschlafen," sagte Rosamunde. „Hast Du vielleicht, nachdem ich zu Bett gegangen, die Nacht im grauen Thurm zugebracht?"

Die Augen des Baronets gaben hinreichende Antwort.

„Ich konnte nicht anders, Rosamunde!" entgegnete er sich entschuldigend. „Der Gedanke, daß der Schatz irgendwo im Grauen Thurm begraben liegt, ist, da bei uns so viel auf dem Spiele steht, genügend, mich zu jeder Zeit zur Thätigkeit anzuspornen."

„Wir wollen diese Nacht zusammen suchen und — — O, Papa, da kommt der Kellermeister!"

Sie blieben stehen und sahen nach dem Thor. Im nächsten Augenblick öffnete sich dasselbe und sie erblickten einen Reiter, welcher die Allee herauf nach der Terrasse kam.

In geringer Entfernung von derselben stieg er vom Pferde und indem er dieses am Zügel führte, kam er näher.

Es war in der That der Kellermeister, der von seiner Sendung zurückgekehrt war. Er hatte einen angestrengten Ritt gehabt, aber aus seinem Gesicht sprach auch eine gewisse Zufriedenheit, die Genugthuung, daß derselbe nicht erfolglos gewesen.

„Wollen Sie so gut sein, Miß Rosamunde," sagte er, sich gegen seinen Herrn und die junge Dame ehrfurchtsvoll verbeugend und der Letzteren ein zusammengefaltetes Blatt Papier hinreichend. „Ich bin bei allen Pächtern gewesen, habe überall die Summe der Pacht erfahren und dieselbe notirt."

„Gut," sagte Sir Archy. „Ist das Alles?"

„Ja, Sir, nur klagten die Pächter über die hohe Pacht und sagten, daß sie sich unter einer schweren Last befänden und deßhalb um ihre Nachsicht bäten."

„Es ist sonderbar, daß sie klagen," meinte der Baronet verwundert. „Ihre Pacht ist nicht halb so hoch wie früher, da ich noch ein Knabe war, zudem sind die Ländereien jetzt besser als damals. Ich will die Sache doch untersuchen."

Er winkte dem Diener, zu gehen, nahm dann von Rosamunde das Papier, und, indem er dasselbe übersah, sagte er mit steigender Verwunderung:

„Die Summen scheinen mir hoch zu sein, ich glaubte, sie wären nicht halb so groß. Wir wollen doch das Papier mit den Büchern vergleichen. Bewahre es auf, Rosamunde, ich will selbst zu Hadd gehen und die Bücher holen."

Er wandte sich zum Fortgehen um, aber Rosamunde hielt ihn sanft zurück.

„Es kommt Jemand durch das Thor, Papa," sagte sie. „Vielleicht ist es ein Bote vom Administrator."

Digitized by Google

Sir Archy wartete und bemerkte einen Mann, der eilig die Allee heraufkam. Derselbe schien alt zu sein, ging jedoch so rüstig wie ein Jüngling. Sein grauer Bart, sein langes, graues Haar, die blaue Brille sind Merkmale, an denen der Leser in dem Herankommenden Georg Scharp, des Administrators Secretair, erkennt.

„Welch' ein unheimlich ausspähender Mensch!“ flüsterte der Baronet. „Wer mag er sein?“

„Er muß Hadd's Secretair sein,“ entgegnete Rosamunde leise; „denn siehe, er hat einige große Bücher unterm Arm. Wahrscheinlich hat der Administrator später gedacht, daß er uns nicht zu fürchten habe und uns die Bücher wohl geben könne, aus denen wir uns am Ende nicht herausfänden.“

Rosamunde's Scharfsinn hatte wirklich die Wahrheit getroffen. Der Administrator hatte seine Besorgniß für unbegründet gehalten und sich entschlossen, Miß Wilchester die Bücher zur Einsicht zu geben, bei welchen sie ohne Zweifel doch bald ermüden würde. Er hatte nicht auf den klaren Verstand, den festen Willen und die Beharrlichkeit gerechnet, welche sie besaß.

Mr. Scharp stieg die Treppe der Terrasse hinauf und näherte sich müden Schrittes Vater und Tochter. Es schien, als hätte ihn der Anblick der Beiden plötzlich mit tiefer Bewegung erfüllt.

„Sir Archy Wilchester?“ fragte er mit heiserer Stimme, indem er auf sie zutrat.

Der Baronet verbeugte sich.

„Ich bin Mr. Hadd's neuer Secretär — Georg Scharp,“ sagte der Angekommene gesenkten Blickes. „Mr. Hadd hat mich herübergeschickt mit einigen Büchern zu Miß Wilchester's Einsicht.“

Mr. Scharp sah bei Nennung ihres Namens auf Rosamunde, aus deren Augen ein seltsames Feuer leuchtete. Der Secretair stutzte, als er ihrem Blick begegnete; ein Ausdruck der Ueberraschung lag auf ihrem Gesicht und er sah sie fragend an.

Im nächsten Augenblick aber veränderte sich des Mädchens Antlitz, eine krankhafte Röthe überzog seine Wangen und die Augen blickten etwas ängstlich, als sie sagte:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Mr. Scharp, Ihre Stimme erinnert mich an die eines theuren Freundes und für den Augenblick —“

Sie hielt inne und Sir Archy fragte erstaunt:

„An wen erinnert Dich die Stimme Mr. Scharp's, Rosamunde?“

„An Markus!“ versetzte das Mädchen kaum hörbar.

Sir Archy musterte den Secretair und lächelte unwillkürlich.

„Was Du Dir doch einbildest, mein Kind. Wie kann die heisere Stimme dieses alten Mannes Dich an die heitere, lebensfrische unseres Markus erinnern. Du wirst nervös, liebes Kind.“

Rosamunde seufzte, aber ihre glänzenden Augen ruhten mit einer Aufmerksamkeit auf dem Secretair, daß dieser ganz verwirrt wurde; sie trat ihm näher und fragte:

„Sind Sie schon lange in Wilchester, Mr. Scharp?“

„Nein, nicht lange, Miß Wilchester,“ entgegnete der Secretair mit niedergeschlagenen Augen. „Ich kam zu Mr. Hadd von London aus; sein Freund, Mr. Ellinger, hat mich bei ihm empfohlen.“

„Oh!“ sagte Rosamunde in einem Tone, der ihre Enttäuschung verrieth.

„Sie können mir die Bücher geben, Mr. Scharp,“ sagte der Baronet, seine Hände ausstreckend.

„Erlauben Sie mir, daß ich sie Ihnen in's Haus trage,“ versetzte der Secretär höflich, „sie sind sehr schwer.“

Der Baronet nickte und Mr. Scharp folgte Sir Archy und Rosamunde über die Terrasse in das Haus.

„Bitte, tragen Sie die Bücher in die Bibliothek, Mr Scharp,“ sagte Rosamunde, ihren Vater einen Augenblick an der Thür zurückhaltend.

Der Secretär ging die Halle entlang der Bibliothek zu, blieb aber plötzlich wie erschreckt stehen und sagte dann so gleichgiltig wie nur möglich:

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, Miß Wilchester, welches Zimmer die Bibliothek ist?“

Rosamunde antwortete dadurch, daß sie an ihm vorüber der Bibliothek zuschritt und die Thür öffnete.

Mr. Scharp trat ein, legte die Bücher auf einen Tisch und wandte sich zum Gehen, wobei er den scharfen Blick Rosamunde's, dem der seinige begegnete, standhaft aushielt. Dann verbeugte er sich höflich und entfernte sich.

Digitized by Google

„Ein sonderbarer Mensch das, Rosamunde," bemerkte Sir Archy, einen Stuhl für seine Tochter und einen anderen für sich an den Tisch rückend. „Seltsam, daß Hadd einen solchen Mann als Secretär angenommen hat; er macht einen eigenthümlichen Eindruck auf mich."

„Auch auf mich macht er einen wunderbaren Eindruck," sagte Rosamunde gedankenvoll. „Ich möchte Mr. Georg Scharp gern bald einmal wiedersehen."

Sie nahm lächelnd neben ihrem Vater Platz und bald waren Beide in ihrer Arbeit vertieft. Rosamunde nahm das Papier aus der Tasche, auf welchem die Summen der verschiedenen Pachtungen verzeichnet waren, während Sir Archy in den Büchern die betreffenden Pöste aufsuchte.

Schon die erste Stelle, die er aufschlug, überraschte sie. Der betrügerische Administrator hatte von den Pächtern den höchsten Zins verlangt, der nur zu bekommen war, aber in den Büchern als Guthaben Sir Archy's nur ein Drittel des empfangenen Betrages aufgeführt.

„Aber das ist unglaublich!" rief der Baronet stutzig. „Wie hoch ist die Summe auf dem Papier für die „Dale Farm," Rosamunde?"

„Zweihundert Pfund Sterling jährlich," war die Antwort.

„Und dieser Schurke hat in den Büchern nur siebenzig Pfund Sterling angeschrieben! Während die Pächter mich verwünscht haben wegen der drückenden Lasten, habe ich nur einen Bruchtheil erhalten von dem, was sie bezahlt haben. Hadd hat das Uebrige in seine Tasche gesteckt. Ich bin blind und dumm gewesen, daß ich ihm so viel Vertrauen geschenkt habe und er muß geglaubt haben, daß mir nie die Augen aufgehen würden, sonst hätte er es nicht wagen können, mich auf so schändliche Weise zu berauben."

Sir Archy war ebenso sehr bestürzt, als entrüstet, Rosamunde's Gesicht dagegen glühte vor heimlicher Freude.

„Laß' uns fortfahren, die Pöste mit diesen Aufzeichnungen zu vergleichen, Papa," sagte sie. „Siehst Du nicht, wie Hadd sich in unsere Macht gegeben hat? Am Ende werden wir noch im Stande sein, einen Ausweg aus unserer Bedrängniß zu finden. Wenigstens haben wir nun gefunden, was wir wünschten."

Sie machten sich wieder an ihre Aufgabe und setzten die Arbeit selbst noch bei Licht fort. Ihre Ueberraschung und ihr Unwille erhöhten sich immer mehr, denn sie fanden, daß Hadd diese Betrügereien schon seit Jahren bei allen Pachtungen betrieben hatte.

Endlich standen sie Beide, wie von einem gemeinsamen Drange erfüllt, auf und sahen sich einander an.

„Es sind Tausende von Pfunden, welche Hadd zurückbehalten hat!" rief Sir Archy.

„Und dies ist nur unsere erste Entdeckung," versetzte Rosamunde. „Der Mann, welcher eines solchen Betrugs und Raubes fähig ist, ist im Stande noch viel mehr zu thun."

„Wir sind auf der richtigen Fährte, Rosamunde. Du hast mir die Augen geöffnet. Ich werde nun nicht mehr ruhig zusehen und warten, bis die drohende Gefahr mich in den Abgrund stürzt. Obgleich die Summe, welche Hadd von dem Zins veruntreut hat, groß zu sein scheint, so wird sie doch auf meine Verschuldung bei ihm keinen wesentlichen Eindruck machen; aber die Thatsache der Unterschlagung, die wird uns helfen. Und vielleicht entdecken wir, wie Du ja meinst, auch noch in anderer Beziehung Betrug."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Rullmann.

(Fortsetzung.)

So saß ich Stunden lang jeden Tag und sah hinab auf die grünen Felder, die blühenden Bäume, den kleinen See am Walde und träumte und dachte an die Heimath.

Sonderbar! Ich hatte schon zwei Briefe dorthin geschickt, aber keine Antwort hatte von dort den Weg zu mir gefunden. Hatte man mich vergessen? Waren die Briefe verloren gegangen? Oder war der Krieg noch immer im Gange?

Der Marquis sagte mir nichts darüber. Er wußte vielleicht selbst nichts davon. Er hatte sich abgeschlossen von der Welt. Keine Zeitung durfte auf das Schloß kommen. Er

Digitized by Google

war ein Trübsinniger, der oft Tage lang kein Wort sprach.

„Sie sind doch nicht verheirathet?“ hatte er mich einst gefragt.

„Nein, Herr Marquis.“

„Aber Sie haben Eltern?“

„Sie sind beide längst todt.“

„Desto besser!“ sagte er dann. Und er schien von meiner Antwort sehr befriedigt zu sein. „Sie sind ein Einsamer, wie ich. Sie können es schon eine Zeit lang bei mir aushalten. Zudem meint der Doktor, daß Sie noch lange nicht an eine Reise denken dürften.“

Mit dem alten Marquis war eine traurige Veränderung vorgegangen. Eine hohe kräftige Gestalt hatte damals auf den Knieen vor dem Manne gelegen, der seinen einzigen Sohn tödten wollte, hatte dann den Fuß auf die Leiche des Todfeindes gesetzt. Jetzt ging ein gebückter, gebrochener Greis fast immer die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, fast immer den Blick auf den Boden gerichtet, im Hause seiner Väter umher.

„Ich bin einst glücklich hier gewesen,“ sagte er, einst in einem jener Augenblicke, in denen zuweilen ein vertrauliches Wort über seine Lippen kam. „Ja, ich bin einst glücklich hier gewesen. Ich lebte hier mit meiner Frau und vier Kindern. Sie starben mir alle nach einander, zwei Söhne waren noch übrig. Der älteste fiel bei Sedan, der jüngste bei —.“ Er stockte. „Es ist vorbei mit mir! Alles vorbei.“

Ein tiefes Mitleid hatte mich mit dem Unglücklichen ergriffen, den die Rachlust doch, wie ich mir gestehen mußte, zum Verbrechen fortgerissen hatte. „Gebt ihm den Rest!“ jene fürchterlichen Worte, die meinen Tod, den Tod eines armen Verwundeten, gewollt hatten, ich hatte sie nicht vergessen können. Und dann hatte er mein Leben geschont, als er in mir den Mann erkannt hatte, der für seinen Sohn gesprochen; er hatte Sorge für mich getragen, er hatte mich in meiner Krankheit gepflegt und er hing jetzt, wie ich trotz seiner Einsilbigkeit wohl erkannt, mit einer Art Zuneigung an mir.

In dieser Einförmigkeit des Lebens im alten Schlosse vergingen doch die Wochen für Tage. Ein Genesender braucht keine Zerstreuung. Das süße Gefühl, jeden Tag an Lebenskraft und Lebensmuth wieder ein Theilchen zu gewinnen, die Arme zu strecken und zu prüfen, jeden Tag ein Stückchen weiter umherzugehen, wenn auch an Krücken, alles das ist Unterhaltung genug. Wenn mich die Langweile plagte, so griff ich nach der stattlichen Bibliothek des Marquis. Es waren nur französische Bücher, die ich hier fand, und so hatte ich Gelegenheit, meine Kenntniß in der französischen Literatur zu erweitern.

Was mich immer beunruhigte und quälte, war zunächst die Ungewißheit, wie der Krieg stand. Ich verwünschte den Trübsinn des alten Marquis, der sich von aller Welt abgeschlossen hatte, Wochen lang sein Zimmer oder die Terrasse nicht verließ und, wie es schien, auch von seinem Vaterlande nichts mehr wissen wollte. Auch die Diener suchte ich auszuforschen, vergeblich. Ein Königreich für eine Zeitung! Ich humpelte einst an meinen Krücken ins Dorf hinab, um vielleicht dort etwas Neues zu erfahren. Aber sobald ich dort in die Schenke trat und mir meinen Wein bestellte, rückten Alle scheu von mir weg und verließen einer nach dem andern das Zimmer.

Ich hatte noch drei, vier Briefe geschrieben, nach allen Seiten, auch an Dich, Rößler. Keine Antwort!

Es war nur zu natürlich, daß ich keine Antwort erhielt. Ich habe die Briefe später alle in einem Portefeuille des Marquis gefunden, das er mir hinterließ.

Ich habe oft darüber nachgedacht, welche Absicht den Marquis bewog, mich so halb mit Gewalt, halb durch falsche Vorspiegelung bei sich zurück zu behalten. Ob er fürchtete, daß ich die Ereignisse jener schrecklichen Nacht, in der er sinnlos gewüthet hatte, der Oeffentlichkeit übergeben würde? Und doch hätte ihm diese Veröffentlichung kaum schaden können. Oder hatte er für den Mann, der für seinen Sohn Fürsprache eingelegt hatte, eine solche Zuneigung gewonnen, daß er ihn um sich sehen wollte in den letzten Tagen seines Alters, dessen Ende er mehr und mehr herannahen fühlte?

(Schluß folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 78. Freitag, 11. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von Ed. Wagner.

(Fortsetzung.)

Als sie so sprachen, erschien ein Diener, welcher Mr. Hadd und Mr. Jason Hadd anmeldete.

Sir Archy verschloß die Papiere und Bücher in einem Schrank und dann ging er mit seiner Tochter zu den unwickommenen Gästen.

Der Administrator bemerkte gleich beim Eintritt des Baronets die Veränderung in dessen Wesen, denn dieser hatte etwas von seiner Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit verloren; seine Augen blickten fest und entschlossen und in seinem Benehmen zeigte er wieder seine alte Würde.

Seine Stimmung wird abwechselnd von Hoffnung und Muthlosigkeit getragen, dachte der Projektenmacher, indem er sich erhob, um die Eintretenden zu begrüßen; aber seine Hoffnung ist vergebens, denn ich habe nicht so viele Jahre umsonst gearbeitet. Mein Netz ist stark und ich gehe vorsichtig zu Werke. Er wird mir nicht entwischen!

XV.

Hadd verhütet weitere Eventualitäten.

Das Benehmen des Administrators war, als Sir Archy und Rosamunde in dem Empfangszimmer des Schlosses erschienen, wenn auch nicht so schroff, wie seine Gedanken, doch das eines Herrschers.

Die ganze Gemeinheit und Frechheit seines Charakters trat unverhüllt zu Tage.

„Setzen Sie sich, Miß Rosamunde," sagte er und zeigte auf einen Stuhl, als die gegenseitigen Begrüßungen vorüber waren. „Sträuben Sie sich nur nicht gegen meine Anordnungen, Sir Archy. Sie müssen Jason und mich behandeln wie Mitglieder der Familie — hahaha! So ist es, wie Mitglieder der Familie!"

Er nickte Rosamunde und seinem Sohn bedeutsam zu und streckte scherzend seinen Zeigefinger aus, um dem Baronet als Zeichen der Vertraulichkeit kitzelnd die Seite zu berühren.

Sir Archy stutzte und wurde ärgerlich über diese unerwartete Frechheit; verächtlich ging er aus der unmittelbaren Nähe des Administrators.

„Ach, gegen Ihre Würde, hm?" sagte Hadd. „Das wird mich aber nicht kümmern, Sir Archy. Unsere Plätze sind gewechselt, wie Sie wissen, also müssen Sie auch begreifen, daß, obgleich ich noch eine Zeit lang zum Schein meine alte Stellung einnehme, unsere Beziehungen zu einander sich geändert haben. Ich denke, es wird für Sie das Beste sein, wenn Sie Ihr Benehmen gegen mich etwas ändern. Ueberlegen Sie die Sache wohl, ich bitte Sie um Ihrer selbst willen."

Eine nicht zu verkennende Drohung lag in des Administrators Ton, aber Sir Archy, so sehr es ihn auch kränkte, war nicht in der Lage, dies zu ahnden. Er trat ohne zu antworten, an die Seite seiner Tochter, welche sah, daß sein Gesicht blaß war und er vor Zorn und Aufregung zitterte.

Ein schadenfrohes Lächeln umspielte Hadd's Lippen, der sich bequem in seinem Stuhle zurechtsetzte und seine Blicke freundlich auf Rosamunde richtete.

„Ich bitte um Entschuldigung, Miß Rosamunde," sagte er, „daß ich nicht unverzüglich Ihre Bitte um meine Contobücher diesen Morgen gewährt habe. Aber ich konnte erst gar nicht begreifen, daß Sie Ihr hübsches Köpfchen mit trockenen, staubigen Rechnungen verwirren wollten. Wenn es noch eine Nachfrage des neuesten Romans von Mudin gewesen wäre — aber Contobücher! Ich kann

Digitized by Google

kaum Ihre seltsame Laune fassen. Doch als ich es mir durch den Kopf gehen ließ, daß es doch wohl Ihr voller Ernst sein möchte, beeilte ich mich, Ihnen die Bücher durch meinen neuen Secretär zu senden. Ich glaube die Rechnungen kamen Ihnen ebenso spanisch vor, wie früher Ihrem Vater, nicht wahr?"

Der Baronet legte, bevor sie antworten konnte, seine Hand auf die Schulter seiner Tochter und sagte:

„Geh' und hole das Blatt Papier aus der Bibliothek, welches Du abgeschrieben hast, Rosamunde!"

Das junge Mädchen eilte, den Befehl ihres Vaters auszuführen und kam bald mit dem gewünschten Papier zurück, welches sie Sir Archy überreichte.

„Ich will Ihnen nun an Stelle meiner Tochter antworten, Mr. Hadd," begann der Baronet. „Die Rechnungen waren alle spanisch für mich, als ich sie bei Ihnen durchsah. Unglücklicherweise wurde ich nicht zu Geschäftssachen herangebildet, und ich glaube, daß Ihre Auseinandersetzungen und Erklärungen nur dazu beitragen sollten, mich zu verwirren. Dagegen habe ich heute mit meiner Tochter einen Theil der Bücher wieder geprüft und darin mehrere sehr erhebliche Unrichtigkeiten gefunden!"

„Wirklich?" meinte Hadd, mit den Augen zwinkelnd. „Vielleicht beruhen diese „Unrichtigkeiten" nur auf einem Mißverständniß Ihrerseits, Sir Archy!"

„Sie sollen sich selbst richten," sagte der Baronet ernst. „Mein Kellermeister machte heute die Tour nach den Farmen, um von den Pächtern die Höhe der resp. Zinsen zu erfahren. Er brachte mir die gewünschte Auskunft, sorgfältig aufgeschrieben, ich verglich diese Aufzeichnungen mit den betreffenden Posten in Ihren Büchern und fand eine nicht unerhebliche Verschiedenheit darin."

Des Administrators Gesicht entfärbte sich und seine Augen rollten unruhig in ihren Höhlen, so daß Jason, der diese Veränderung bemerkte, sehr besorgt wurde und ziemlich ängstlich auf seinen Vater blickte.

„Hören Sie nur auf die Zahlen, Mr. Hadd," fuhr Sir Archy fort. „Was sagen Sie zu dieser Differenz? Die Dale Farm ist verpachtet für zweihundert Pfund Sterling jährlich — Sie aber haben das Einkommen derselben in den Büchern auf nur siebenzig Pfund angegeben; die Gilliflower-Stelle bringt dreihundert Pfund im Jahre ein — Sie dagegen haben sie aufgeführt mit einhundert Pfund; die Black-Mill ist verpachtet für zweihundertundfünfzig Pfund — Ihre Bücher sagen neunzig Pfund; die Thomsons zahlen für die kleine Chalk Farm vierhundert Pfund per Jahr — in Ihren Büchern finden sich dafür nur einhundertundzehn Pfund; die Cheysley-Stelle ist in Wirklichkeit für tausend Pfund jährlich vermiethet — für mich gebucht sind bloß fünfhundert Pfund. So geht es weiter durch die ganze Liste hindurch, Mr. Hadd. Um Tausende von Pfund Sterling haben Sie mich alljährlich betrogen, seit ich im Besitze der Güter bin! Sie wissen, in welche Klasse das Landesgesetz diese Art Vergehen stellt; Sie wissen auch, welche Strafe dasselbe dafür vorschreibt."

Er heftete seinen Blick scharf auf den Administrator, dessen Gesicht, eigenthümlich genug, sich aufklärte und die frühere Farbe wieder gewann. Der klar blickenden Rosamunde schien es gewiß, daß Hadd eine viel schlimmere Entdeckung befürchtet hatte als diese.

„Unbegreiflich, wie sich ein solches Versehen in meine Rechnungen einschleichen konnte," sagte Hadd; „ich bin doch immer so vorsichtig und genau."

„Es ist seltsam!" versetzte der Baronet lächelnd. „Ich bin wirklich neugierig, was wohl die Gerichte zu einem „Versehen" sagen werden, das Jahre lang gemacht wurde."

Der Administrator stand auf und nahm eine trotzige, drohende Haltung an.

„Wenn Sie die Fehler von der Seite eines Versehens betrachten, Sir Archy," sagte er, „so können sie leicht verbessert werden; sollten Sie es jedoch vorziehen, dieselbe zu einer Streitsache zu machen, gut, so ist's mir auch recht. An dem Tage aber, da Sie die Sache der Oeffentlichkeit übergeben, werde ich Sie gerichtlich hinaussetzen lassen und von dem Schloß Besitz nehmen. Die paar Tausend jährlich, welche, wie es scheint, ich für Sie zu berechnen unterlassen habe, ändern an Ihrer Verschuldung so viel wie gar nichts."

Sir Archy erkannte die Wahrheit dieser letzten Bemerkung. Er war in heftiger Auf-

Digitized by Google

regung, seine zitternde Hand hielt das Papier krampfhaft umschlossen, aber dennoch entgegnete er ruhig:

„Wo ein „Versehen," wie dieses, gefunden ist, kann man wohl annehmen, daß da auch noch andere, vielleicht viel schlimmere, sich finden. Ich beabsichtige, die Sache gründlich zu untersuchen, bevor ich sie aufgebe."

Der Administrator lächelte zufrieden, denn er fürchtete nicht, daß die in Aussicht genommenen Untersuchungen mehr von seinen Schurkereien an den Tag bringen würden.

„Untersuchen Sie, so viel Sie wollen," sagte er kalt. „Sie werden die Rechnungen ganz in Richtigkeit finden. Keiner wird aus den Büchern ein anderes Versehen beweisen."

Diese Dreistigkeit entmuthigte den Baronet und seine neu erwachte Hoffnung begann zu schwinden.

„Ich bin bereit, mit Ihnen die Bücher immer und immer wieder durchzugehen," fuhr Hadd fort, „und sie jedem beliebigen Manne, den Sie mir nennen, zur Durchsicht zu überlassen. Wenn Punkte vorkommen sollten, die Sie nicht verstehen, so will ich Ihnen Aufklärung darüber geben. Nur um Eins muß ich Sie bitten," setzte er drohend hinzu, indem sich seine Stirn runzelte, „und das ist, daß meine Ehre nicht angegriffen wird wegen eines Versehens in meinen Büchern. Es ist der einzige Irrthum, der in derselben gefunden werden kann, und zudem sind Sie, Sir Archy, nicht in der Lage, mir wegen eines einzigen Fehlers Vorwürfe zu machen."

Er sah den Baronet dabei scharf an und ein Strahl des Triumphs leuchtete aus seinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermißter.

Erzählung aus dem letzten Kriege von Wilhelm Rullmann.

(Schluß.)

Der Baron wurde von Tag zu Tag hinfälliger. Ich habe nie geglaubt, daß das Alter so schnell herannahen und der Schmerz so rasch die Kraft eines noch rüstigen Organismus brechen könne. Mit tiefem Mitleid sah ich jetzt diesen Prozeß der Hinfälligkeit, der in demselben Grade vorschritt, wie meine Genesung.

„Sie haben sich sehr erholt," sagte der Alte eines Tages. „Der Doktor meint, im Juli oder August könnten Sie sicher reisen. Ich denke, um diese Zeit auch meine große Reise anzutreten, und — am Ende — ich kann auch allein sterben."

Er sagte diese Worte in seinem Lehnstuhl, von dem er sich jetzt nur selten erhob.

Es sollte schneller gehen, als er selbst vielleicht dachte, und ich hielt es jetzt für meine Pflicht, bei dem Dahinzehrenden auszuhalten. Es konnte nicht mehr lange dauern . . .

„Man sollte denken, daß ich leicht zu sterben hätte," sagte er eines Tags. „Und doch wird es mir schwer! Ach, das Vaterland so zu verlassen, das man einst so groß gesehen, — das ist das Schwerste von Allem! O Frankreich! O Frankreich!" . . . Ich begriff seinen Schmerz.

Der Arzt sagte mir eines Tages, daß der Marquis nur höchstens noch acht bis zehn Tage zu leben habe. In der That löschte dieses Leben aus mit der Regelmäßigkeit eines Lichtes, von dem man weiß, wie viel Stunden oder Minuten es noch zu brennen hat.

Eines Abends rief mich der Marquis noch spät an sein Bett. „Nehmen Sie dieß Portefeuille," sagte er mit schwacher Stimme. „Aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie es erst nach meinem Tode öffnen wollen."

Zwei Tage darauf war er todt. Ich öffnete das Portefeuille und fand darin zu meinem Erstaunen alle Briefe, die ich nach Hause geschrieben hatte. Ein versiegeltes Paquet lag dabei, auf dem die Worte standen: „Da ich die Ursache war, daß Sie Ihren Fuß verloren, gestatten Sie mir wohl, Ihnen zu helfen, daß Sie etwas fester im Leben stehen. Mein letzter Gruß!" Ich löste die Siegel und fand fünfzig Banknoten zu tausend Franks. Ich habe kein Bedenken getragen, diese Wohlthat eines Todten anzunehmen.

Am dritten Tage darauf stand ich an seinem Grabe — ein preußischer Soldat am Grabe eines französischen Marquis. Obwohl ich längst Zivil trug, wußte jedes Kind im Dorfe, daß ich ein „Prussien" war.

Nach dem Begräbniß trat der Arzt auf mich

Digitized by Google

zu. „Wenn Sie morgen reisen wollen," begann er „ich bin bereit, Sie bis zur Gränze zu begleiten. Der Marquis hat mir den Auftrag hinterlassen."

Ich nahm dankbar an. Natürlich war mir die Gesellschaft meines Arztes von hohem Nutzen, während ich Gegenden durchreiste, in denen der Deutschenhaß sich noch immer auf der Höhe einer verblendeten Wuth hielt. Bis Dijon gab er mir das Geleite; dort sah ich die Kameraden wieder nach einer Isolirung, die länger als drei Viertel Jahr gedauert hatte.

Vor einem Monate ungefähr kam ich in Kassel an. Man hat mir einen leidlichen Fuß zurecht gemacht und hier in Montreux, soll ich das Gehen wieder ordentlich lernen. Das, meine Herren, ist meine Geschichte."

* * *

„Eine wunderliche Geschichte!" begann Lieutenant Rößler nach einer Pause. „Während wir Weltgeschichte machten, hast Du einen Roman abgespielt, dem nur die Liebe fehlte. Nun, die wird ja noch kommen."

„Am Ende ist es Dir gar nicht so übel ergangen" — meinte der von Sodenstern, „Du hast freilich den Fuß verloren, aber Du trittst fest auf und ich habe vorher nichts gemerkt. Und dann hat Dir der Alte doch ein recht anständiges Pflaster auf Deine Wunde gelegt. 50,000 Franks! Teufel noch einmal."

„Ich habe allerdings alle Ursache, dem alten Marquis ein dankbares Andenken zu bewahren, Seine Unterstützung hilft mir über die Misère eines Referendarlebens hinaus."

„Und wenn Du die 50,000-Franks-Billets zusammenflickst, so gibt das ein Segel, das Dein Lebensschifflein rascher in den Hafen der Ehe treibt.

„Bravo! Bravo! Gut gesagt, Sodenstern!" — klang es durcheinander und alle Gläser stießen an das des Erzählers an.

„Meine Herrn," begann jetzt mit dumpfer Baßstimme der Hauptmann, indem er an sein Glas schlug, sich langsam erhob und den langen Bart strich. „Wir haben wieder einmal die Geschichte eines Tapferen gehört, wie unsere siegegekrönte Armee so viele in ihren Reihen zählt. Trinken wir heute am Jahrestage einer glorreichen Kapitulation auf das Wohl eines unserer tapfersten Führer, auf das Wohl des Prinzen Friedrich Karl, des Helden von Metz."

Und ein dreifach donnerndes Hoch scholle in die stille Nacht hinaus über den dunklen schweigenden See.

Verschiedenes.

Die Franzosen machen den Deutschen auch ihre großen Festzapfenstreiche nach, die bisher in Frankreich nicht üblich waren. Ein solcher findet am 13. beim großen Stadtfest in Paris für den Schah statt. 6280 Mann Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere, Musikanten, Trompeter und Tampours werden sich an demselben betheiligen. Jedes Regiment stellt zu demselben einen Bataillonsführer, einen Adjutanten, 18 Offiziere, 37 Unteroffiziere, 200 Laternenträger, 100 Fahnenträger, 20 Fackelträger, 50 Soldaten in Waffen, 70 Musikanten, Tampors und Trompeter, im Ganzen 497 Mann. Nach dem Zapfenstreich erhält jeder Soldat eine Flasche Wein und ein Wurstbrödchen, welche, nebenbei gesagt, auch erst aus Deutschland eingeführt wurden. General Gremion wird den Oberbefehl über den Zapfenstreich führen. Was den Nationalmarsch, der aufgespielt werden soll, betrifft, so hat man sich endlich geeinigt. Man wird die „Retraite de Crimée" und das „Défilé" einer jeden Division aufspielen Die Ausgaben, welche die Stadt Paris macht, werden sich auf nahe an 300,000 Franks belaufen. Das Wettrennen, welches der Ausschuß der Société d'Encouragement veranstaltet, findet am 13., am Tage des großen Stadtfestes, statt. Die ausgesetzten Preise betragen 28,000 Franks. Die große Oper soll für die Festvorstellung glänzend und zwar so glänzend wie nie ausgestattet werden. Der Direktor der großen Oper, Halanzier, will, daß der Schah nach seiner Rückkehr nach Teheran sage, daß es nur Eine „Opera" gibt. Die Marschallin Mac Mahon beschäftigt sich auch mit den Vorbereitungen der Feste. Sie war gestern den ganzen Tag im Elysee und hatte auch Berathungen mit dem Opern-Direktor.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 79. Sonntag, 13. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Sir Archy wünschte in seinem Herzen, daß er das Geheimniß von der Entdeckung einstweilen noch für sich behalten hätte.

„Und jetzt, da Sie den Streit begonnen haben," fügte der Administrator hinzu, als er seinen Gegner überwunden fühlte, „habe ich etwas zu sagen. Ich war nicht Willens, während dieses Besuches davon zu sprechen, aber nun mag es doch das Beste sein, es zu thun. Jedoch setzen Sie sich, Sir Archy, es thut mir weh, wenn ich sehe, daß Sie stehen bleiben."

Der Baronet machte eine ungeduldige Bewegung, worauf Hadd fortfuhr:

„Ich möchte Ihnen rathen Sir Archy, mit Ihrer Tochter das Schloß für einen Monat zu verlassen und sich etwa nach dem hübschen schottischen Landhaus Rosamunde's zu begeben und es sollte mir lieb sein, wenn Sie sich recht bald auf den Weg machten, etwa morgen."

„Und warum?" fragte Sir Archy heftig.

„Aus verschiedenen Gründen," entgegnete der Administrator; „besonders weil Miß Rosamunde und mein Sohn in ihrer jetzigen Lage nicht so gut mit einander bekannt werden können, wie ich wohl wünschte. Die jungen Leute sollen mehr zusammen kommen und auf Unterhaltung und Vergnügungen unter sich angewiesen sein — das ist der Hauptgrund! Sie können Jason nicht einladen, sich einen Monat im Schlosse aufzuhalten, denn das würde alle bösen Zungen in der Umgegend in Bewegung setzen; dagegen würde Niemand wissen, oder wenn es bekannt würde, würde sich Keiner wundern, daß er Ihnen nach Ihrem Landhause nach Schottland gefolgt sei."

„Das ist also der Hauptgrund," sagte der Baronet gelassen, indem er sich neben Rosamunde setzte, die seine Hand erfaßte; „und welches sind die andern Gründe?"

„Ein anderer Grund betrifft den jungen Künstler, der sich hier in der Nachbarschaft aufhält. Derselbe zeigte sich Miß Wilchester in einer Weise, die darauf berechnet war, ein junges, schwärmerisches Mädchen mit Bewunderung zu erfüllen für seine Heldenthat. Er nahm sich nämlich ohne Ursache dazu eine heftige, thätliche Beleidigung gegen meinen Sohn heraus, der ihn dafür nicht auf der Stelle bestraft, sich aber vorgenommen hat, ihm dies zu einer gelegeneren Zeit zu entgelten. Dieser junge Mann ist ein Abenteurer und Miß Wilchester sollte vor dessen weiteren Bekanntschaft behütet werden."

„Ich kann Mr. Chandos nicht für einen Abenteurer halten," bemerkte Sir Archy. „Er ist ein vollkommener Gentlemann, und selbst wenn er dies nicht wäre, so hätte sich meine Tochter weniger vor ihm in Acht zu nehmen, als vor andern Abenteurern."

Ein Blick auf Jason Hadd begleitete seine letzten Worte.

„Wenn Sie mich meinen, Sir Archy —" erwiderte Jason hitzig.

„Bst! Jason!" unterbrach ihn sein Vater. „Ueberlasse mir die Sache. Sir Archy sprach in einer Weise, die er bei ruhiger Ueberlegung mißbilligen würde. Was aber diesen reisenden Künstler betrifft, Sir Archy," fuhr er mit zunehmender Frechheit zu Sir Archy gewendet fort, „so glaube ich, daß er in Miß Wilchester verliebt ist. Was aber noch schlimmer ist," setzte er rasch hinzu, als er des Mädchens Verwirrung und das Erröthen ihrer Wangen bemerkte, „ich glaube Miß Wilchester liebt auch ihn!"

„Sie vergessen sich, Hadd!" rief der Baronet scharf. „Meine Tochter verliebt in einen beinahe ganz fremden Menschen? — Unmöglich!"

Digitized by Google

„Liebe gleichtheiner rasch wachsenden Pflanze,“ sagte der Administrator ruhig; „sie schießt im Herzen auf, wie ein Pilz aus der Erde, kann in diesem Falle aber auch ebenso rasch wieder vergehen. Wenn Sie an meiner Vermuthung zweifeln, Sir Archy, dann sehen Sie nur Ihre Tochter an.“

Unwillkürlich betrachtete der Baronet Rosamunde, welche sich nicht verhehlte, daß sie sich wirklich für den jungen Mann interessirte und deshalb bei der unerwarteten Behauptung des Administrators verlegen ihren Kopf senkte, um die aufsteigende Röthe ihrer Wangen zu verbergen.

„Sehen Sie?“ rief Hadd triumphirend. „Ihr gefällt der Bursche! Und nun lassen Sie mich beweisen, daß er ein Abenteurer ist. Gestern Abend kam er in mein Haus, um Erkundigungen einzuziehen über Gertrud Deane, die Tochter des Lehrers Lord Paget Evremond's — das Mädchen, dessen Name in eben nicht ehrenhafter Weise mit dem des heiteren jungen Lords in der letzten Zeit seines Lebens verknüpft wurde und der kaum passend ist, ihn vor so reinen Ohren, wie denen Miß Rosamunde's, auszusprechen. Dieser junge Mensch nun will Anspruch erheben auf die Verwandtschaft mit der Familie Berwick durch die Deane; er beabsichtigt, die Zugehörigkeit zu jenem edlen Hause zu beweisen, trotz seines widersprechenden Namens; er verlangt, von dem Grafen Berwick als ehelicher Sohn Lord Paget's anerkannt zu werden, um von dessen Besitz ein hübsches Stückchen zu erlangen, welches ihn in den Stand setzen würde, ein bequemes und luxuriöses Leben zu führen.“

„So etwas glaube ich nicht, Mr. Hadd,“ rief Rosamunde mit Emphase, indem sie ihr hübsches Köpfchen majestätisch erhob und den Administrator wild anblickte. „Mr. Chandos ist ein Gentleman und benimmt sich auch als solcher. Niemals wird er von den Wohlthaten Anderer leben, da er Talente genug besitzt, sich selbst sein Brod zu verdienen! Nie wird er auf eine solche Verwandtschaft, wie Sie dieselbe sich denken, Anspruch machen! Wenn er nicht durch seine Geburt einen ehrenhaften Namen hat, so ist er der Mann, sich selbst einen solchen zu machen.“

„Das denke ich auch!“ sagte der Baronet. „Mr. Chandos ist nicht der Mann, der nach einer Erbschaft trachten würde, die ihn mit Schimpf und Schande bedecken könnte,“ versicherte Rosamunde aufgeregt. „Wenn durch das Unglück oder durch die Sünde Anderer er zu einem solchen Erbgut berechtigt wäre, so würde er darauf verzichten und sich lieber selbst einen achtungswerthen Namen und Ruf erwerben. — Die etwaigen Sünden seiner Eltern können mich nicht bewegen, schlechter von ihm zu denken,“ setzte sie entschieden hinzu, „denn ich beurtheile Niemanden nach seinen Vorfahren.“

„Eine sehr hübsche Anschauung, eine nette Rede für eine schwärmerische junge Dame,“ bemerkte der Administrator spöttisch, „aber ich denke, Sir Archy wird Ihre Meinung nicht theilen, denn Eltern betrachten solche Dinge gewöhnlich von einer andern Seite, sehen dergleichen klarer. Alles, was Sie gesagt haben, Miß Rosamunde, zeigt mir deutlich, daß diese Angelegenheit schon weiter gediehen ist, als ich vermuthete. Ihre Aufmerksamkeit für diesen Abenteurer beginnt eine ernstere Richtung anzunehmen, und da derselbe beabsichtigt hier in der Nachbarschaft zu bleiben, so bestehe ich darauf, daß Sir Archy Sie nach einem Orte bringt, wo der Bursche mit ihnen nicht in Berührung kommen wird.“

Er sprach dies mit solcher Autorität, als ob er glaubte, dieser seiner Entscheidung könne nicht widersprochen werden.

Sir Archy schwieg; sein Blick ruhte auf seiner Tochter, deren Verwirrung und Erröthen in Folge der Beschuldigung von Seiten des Administrators ihm sagten, nicht gerade, daß sie Hugo Chandos schon liebte, aber doch, daß sie sich für ihn interessirte und daß dies Interesse leicht in Liebe übergehen könnte. Er fühlte, daß eine solche Liebschaft die Sache nur noch verwickelter machen würde. Er konnte in seiner gegenwärtigen Lage den Gedanken nicht ertragen, daß sie sich der Neigung zu einem Manne hingegeben habe, der möglicherweise, wie Hadd sagte, ein Abenteurer war.

Die Unschlüssigkeit des Baronets bemerkend, fuhr Hadd fort:

„Wenn Sie für einen Monat nach dem schottischen Landhause oder sonst einem abgelegenen Orte sich begeben, werde ich mich verpflichten, mich in jeder Weise so zu verhalten, als wenn sie hier wären. Das Schloß soll

Digitized by Google

der Sorge Ihrer Untergebenen überlassen werden, und ich will dasselbe nicht eher wieder betreten, als bis Sie zurückgekehrt sind. Nur geben Sie Jason Gelegenheit, sich bei Miß Wilchester beliebt zu machen, dann werde auch ich Alles thun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu gefallen."

Dieser neu angeschlagene Ton wirkte günstig auf Sir Archy, welcher anfing, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen.

Hadd betrachtete ihn mit halb geschlossenen Augen. Der Ränkeschmied hatte noch andere Gründe, weswegen er die Abwesenheit Sir Archy's vom Schlosse wünschte, Gründe von weit größerer Tragweite, als die angegebenen.

Zu erster Linie fürchtete er, trotz seiner anscheinend offenen Versicherung des Gegentheils, daß Sir Archy die Contobücher einem Advokaten oder sonst einem sachkundigen Manne übergeben könnte, denn es war ihm selbstverständlich nicht erwünscht, daß darin genaue Prüfungen angestellt würden. Sir Archy's Abwesenheit während eines Monats, oder noch länger, konnte nur eine solche Gefahr abwenden, und während dieser Zeit möchte Jason seine Rolle so gut gespielt haben, daß alle Bedenken gegen die vorgeschlagene Heirath seitens der Wilchesters überwunden wären.

Der letzte Grund aber, Sir Archy zum Fortgehen zu drängen, war folgender: Er hatte einen unbedingten Glauben an die Sage von dem vergrabenen Testament. Tag und Nacht brütete er über Mittel zur Auffindung jenes verborgenen Schatzes, der, wenn er ihn fand, seine Familie schmücken sollte bis in die späteste Generation und ihm in der Grafschaft ein Ansehen verschaffen würde, wonach er schon längst getrachtet.

Das vergrabene Testament, der Besitz von Wilchester Towers, die Heirath seines Sohnes mit Rosamunde Wilchester — das waren die glänzenden Preise, nach der er Jahre lang gestrebt, wofür er gearbeitet und zusammengerafft hatte und wofür er im Nothfall seine Seele verkauft haben würde.

Manche Nacht hatte er schon nach jenem Schatz gesucht und in der vergangenen, eine Stunde nach Hugo's Besuch, war er wieder nach dem „Grauen Thurm" geschlichen und hatte, selbst ungesehen, daselbst den Baronet beschäftigt gefunden beim ungestümen Durchsuchen der Mauern und Fußböden nach der Hinterlassenschaft der Lady Rosamunde, die, wenn Sir Archy sie an's Licht förderte, Rosamunde befreien würde von allem Kummer wegen einer verhaßten Heirath, die das Schloß seinem Sohne Markus sichern und ihn selbst in den Stand setzen würde, seine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

Der Administrator, durch diese Gedanken fast zur Verzweiflung getrieben, war entschlossen, diesen gefährlichen Nebenbuhler in jener Nachforschung aus dem Wege zu schaffen. Er beabsichtigte, wenn er den Baronet zum Fortgehen gezwungen hatte, dessen Abwesenheit zu benutzen, indem er eine so gründliche Durchsuchung des Grauen Thurmes anstellen wollte, welche die Frage des vergrabenen Vermächtnisses für immer erledigen würde.

„Ich habe mir die Sache genügend überlegt," sagte Sir Archy nach einer Pause, „und weigere mich mein Schloß zu verlassen."

„Weigern!" wiederholte Hadd, indem sich seine Stirn runzelte.

„Das war das Wort, welches ich gebrauchte," entgegnete der Baronet stolz. „Ich weigere mich, zu gehen."

„Aber ich bestehe darauf!" stieß Hadd heftig hervor. „Sie müssen gehen!"

„Ich glaube doch, daß ich noch Herr meiner eigenen Handlungen bin," versetzte Sir Archy kalt; „und weil ich das bin, werde ich thun, was mir gefällt."

Des Administrators Gesicht röthete sich vor Zorn und auf seiner Zunge schwebten heftige Worte.

Doch ehe er dieselben aussprechen konnte, wurde die Thür geöffnet und ein Diener trat ein mit einem Brief an Sir Archy.

Der Baronet las das Schreiben sofort, wobei Rosamunde ihm über die Schulter sah und mit gierigen Blicken die Zeilen verschlang. Diese lauteten:

„Wenn Hadd darauf besteht, daß Ihr für einen Monat fortgehen sollt — wie ich glaube, daß er es thun wird — rathe ich Euch, darauf einzugehen. Eure Gegenwart hier hält ihn auf seiner Hut. Mit Jason Hadd von hier fort wird meine Aufgabe leichter sein. Darum geht! Ich werde in Eurer Abwesenheit besser für Euch wirken können, als wenn Ihr hier seid. Verlaßt Euch auf

Digitized by Google

mich. Alles geht gut. Verbrennt dieses Billet.

Markus."

Sie lasen das Billet zweimal, dreimal, jedes Wort wohl erwägend, während der Administrator und sein Sohn die Veränderung in den Gesichtern Sir Archy's und Rosamunde's argwöhnisch betrachteten.

„Ein Schreiben von dem Künstlerburschen?" fragte der alte Hadd mit erheuchelter Sorglosigkeit.

Sir Archy antwortete nicht darauf; er drückte Rosamunde das Billet in die Hand, welche damit zum Kamin ging und es über die Flamme hielt: einen Augenblick und dasselbe war verzehrt.

Der Administrator beobachtete dieses Benehmen unter lebhaftem Verdacht, machte jedoch keine Bemerkung.

„Wollen Sie sich zu dieser kleinen Reise bequemen, Sir Archybald?" fragte er barsch. „Da ich Ihnen ein Verbleiben in Ihrer jetzigen Stellung von drei Monaten gewährt habe, so müssen Sie mir auch diesen kleinen Gefallen erweisen."

„Gut," versetzte Sir Archy ruhig, „wir wollen gehen."

Hadd sah den Baronet verwundert an und sagte:

„Jason wird Ihnen innerhalb einer Woche als Gast folgen. Sie verstehen doch?"

„Mag es sein," entgegnete Sir Archy. „Und nun lassen Sie uns diesen unliebsamen Gegenstand verlassen. Ich hoffe, es läßt sich ein angenehmeres Thema finden," setzte er verdrießlich hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

St. Ingbert. Mit Urtheil des k. Polizeigerichts St. Ingbert vom 30. v. M. wurde Georg Rheinbold, 22 Jahre alt, ohne Gewerbe, von St. Pilt (Elsaß) wegen Gaukelei und Landstreicherei zu einer Haftstrafe von 6 Wochen und 8 Tagen und Ludwig Abel, Dosenmacher von Ensheim wegen Anstiftung zur Gaukelei zu einer Haft von 3 Wochen verurtheilt. Es sind dies ein „Madonnenseher" und jener Fromme, welcher, dazu angeregt durch die Lectüre des „Christl. Pilger", den Wundermann im Elsaß holte und nach Ensheim brachte. Rheinbold ist in Colmar schon wegen Diebstahls mit Gefängniß bestraft worden.

Nach einer Zusammenstellung der Verluste des Sanitätskorps der deutschen Armee während des letzten Krieges sind sieben Ober-Stabs-, Regiments- Stabs- und Assistenz-Aerzte geblieben; ihren Wunden erlegen: vier Ober-Stabs-, Regiments-, Stabs- und Assistenz-Aerzte; in Folge des Sturzes mit dem Pferde gestorben: zwei Assistenz-Aerzte; an Krankheiten: 33 General-, Ober-Stabs-, Assistenz- und Unter-Aerzte, und zwar 15 an Typhus, 6 an Dysenterie und 12 an anderen Krankheiten. Verwundet wurden 63 Aerzte aller Chargen. Von 1606 an den deutschen Hochschulen wirkenden Lehrern und Assistenten ergriffen während des Krieges 15 die Waffen, widmeten sich 253 der Pflege der Verwundeten und wirkten 120 durch Wort und Schrift belebend und belehrend. Die Zahl der Studirenden betrug im Sommer-Semester des Jahres 1870 13,765, von welchen 2745 die Waffen ergriffen, 914 sich der Krankenpflege widmeten. Ihren Tod in der Schlacht oder durch Seuchen fanden 4 Universitätslehrer und 247 Studirende. Die Universität Berlin hatte 468 Studirende unter den Waffen, von welchen 38 den Tod fanden; Leipzig 400, von welchen 22 fielen; Göttingen 259 und München 250 mit einem Verluste von 23 resp. 21 Gefallenen.

Da mehrfach die Meinung verbreitet ist, als ob die österreichischen Silbergulden abgesehen von dem gesunkenen Silberpreise, auch minderwerthig ausgeprägt seien, so hat die Leipziger Handelskammer Veranlassung genommen, einige Stücke durch den Münzwardein amtlich prüfen zu lassen. Es hat sich dabei der volle gesetzliche Feingehalt von 900 Tausendtheilen ergeben, und hiemit wird jenes Vorurtheil beseitigt sein. Allerdings leidet das Publikum und insbesondere auch der Zwischenhandel Nachtheile dadurch, daß verschiedene deutsche Firmen den Markt mit österreichischen Gulden überschwemmen, indem sie Barrensilber, dessen Werth in Folge des Ueberganges zur Goldwährung gesunken ist, nach Wien in die Münze schicken und dann die daraus geprägten Gulden vollwerthig ausgeben.

Die Straßen Londons haben eine Gesammtlänge von 6612 Meilen, deren größere Hälfte, 3623 Meilen, in den letzten zehn Jahren erst hinzugekommen ist. London bedeckt 690 (engl.) Quadratmeilen, und hat eine Bevölkerung von 4,025,659 Einwohnern, die in 528,794 Häusern wohnen, 1,400 Omnibusse, 8,106 Droschken benutzen, im letzten Jahre außer etwa 150,000 Tonnen Fleisch, die nach der Stadt gebracht worden waren, 243,000 Ochsen, 1,525,000 Schafe und Lämmer, 30,000 Kälber, 8,500 Schweine verzehrten und von 10,712 Polizisten in Ordnung gehalten wurden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 80. Mittwoch, 16. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Vielleicht würde etwas Musik die wolkige Gesellschaftsatmosphäre klären," meinte Jason, der den Augenblick für günstig hielt, sich in die Unterhaltung zu mischen. „Darf ich Sie in's Musikzimmer begleiten, Miß Wilchester?"

Rosamunde willigte mit einer kalten Verbeugung ein und ging, nachdem sie den ihr angebotenen Arm des jungen Mannes mit höflichen Worten abgelehnt, nach dem Musikzimmer, welches von dem Gesellschaftszimmer nur durch einen Bogen getrennt war.

Hier waren verschiedene musikalische Instrumente. Jason Hadd setzte sich an ein großes Piano und griff mit den Fingern über die Tasten zu einem disharmonischen Vorspiel.

„Was für Musik hören Sie am liebsten, Miß Wilchester?" fragte er, indem er seinen Kopf zurücklehnte und sie mit einem schmachtenden Blick ansah; „vielleicht etwas Heiteres auf unsere kleine Beunruhigung? Oder würden Sie etwas Trauriges, Melancholisches, wie das Sehnen eines empfindsamen Mädchenherzens, vorziehen?" fügte er hinzu, innerlich entzückt über die poetische Wendung, welche er seinen Fragen gegeben.

„Es ist mir einerlei, was Sie wählen, Mr. Hadd," erwiederte Rosamunde mit eisiger Höflichkeit. „Spielen Sie, was Ihnen beliebt; alle Musik ist heute für mich gleich."

Sofort schlugen Jason's Hände tosend auf die Tasten, und dann folgte ein heftiger, lärmender Marsch, welcher eine staunenswerthe Aehnlichkeit mit Trommelwirbeln und Füßetrampeln hatte. Er hatte den Marsch, den er wie ein Schüler spielte, von einem deutschen Lehrer gelernt und wiederholte ihn nun Note für Note, ihm mangelte aber das Geschick, den richtigen Ausdruck, den Geist in sein Spiel zu legen, um es effectvoll zu machen.

Als er geendigt hatte, erhob er sich und bat Rosamunde, auch ihn mit einem Vortrage zu erfreuen.

„So viel ich mich erinnere, haben Sie Talent zum Componiren, Miß Wilchester," bemerkte er. „Es sollte mich freuen, eine Ihrer eigenen Compositionen zu hören."

Rosamunde würde dieses Ersuchen abgeschlagen haben, wenn nicht die trüben Augen und das kummervolle Antlitz Ihres Vaters, der unter der Wölbung stand, sie aufgefordert hätten, ihn zu besänftigen, zu erheitern, wozu sie in diesem Augenblick durch nichts Anderes, als durch Musik, im Stande war. Sie setzte sich daher an das Instrument und leicht hüpften ihre Finger über die Tasten, eine Melodie hervorrufend, so rein und himmlisch, als wäre es das Echo einer Engelsharfe. Und dann, unter dem Drucke ihres Schmerzes ging sie über in eine schwärmerische, klagende Musik, so ergreifend, daß mehrmals mit den sanften, tiefen Tönen ihres Spiels Seufzer ihres Vaters sich mischten. Nach und nach jedoch, nachdem das Mädchen innerlich ruhiger geworden, wurde die Melodie kräftiger und klarer, bis sie mit einem herrlichen Ausbruch von Frohlocken endete.

„Sehr schön, Miß Wilchester — in der That sehr reizend!" rief Jason Hadd.

Sir Archy dankte seiner Tochter durch einen Blick und ein heiteres Lächeln.

„Komm', Rosamunde," sagte er dann, „das Essen ist angemeldet."

Rosamunde beachtete Jason's dargebotenen Arm nicht und so begab sich die kleine Gesellschaft auf eine ungebräuchliche Weise in's Speisezimmer.

Nach dem Male kehrten sie in's Gesellschaftszimmer zurück, und nachdem sie hier noch eine Tasse Kaffee getrunken, verabschiedeten sich die

Digitized by Google

Gäste, wohl zufrieden mit dem Erfolg, den sie gewonnen.

„Nun laß' uns wieder in die Bibliothek gehen, Rosamunde," sagte Sir Archy, erleichtert aufathmend, als sie allein waren; ich habe Dir noch viel zu sagen."

Und damit verließen Beide das Zimmer.

XVI.

Lord Leonhard versucht einen Ausgleich.

Der Tag, an welchem die Hadd's im Schloß speisten, war für Hugo Chandos ein geschäftiger gewesen. Am Morgen kam er auf den Gedanken, daß der Pfarrer des Ortes möglicherweise den gegenwärtigen Aufenthalt Miß Deane's wissen könnte, und deßhalb machte er sich gleich nach dem Frühstück auf den Weg zu ihm, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Jedoch mußte er erfahren, daß der Pfarrer hier noch fremd war, da ihm erst kürzlich diese Stelle zu Theil geworden, er also auch nicht im Stande war, die gewünschte Auskunft zu ertheilen; dagegen erhielt er die Adresse des früheren Geistlichen, der hier fünfundzwanzig Jahre im Amte gewesen war und jetzt in einer wenige Meilen entfernten Stadt wohnte.

Dahin begab sich Hugo sofort per Bahn.

Er war so glücklich, den Pfarrer in seinem Studierzimmer anzutreffen. Auf seine Frage erhielt er die Antwort, daß Miß Deane nach der Zeit, da sie in das Pensionat in Deutschland gekommen, nicht wieder von ihm gesehen worden; er glaube jedoch, — nein, er sei fest überzeugt, daß sie noch lebe.

„Ist sie in England?" fragte Hugo gespannt.

„Ich hörte, daß sie nach Amerika gegangen sei."

„Da sind Sie falsch berichtet worden," versicherte der Pfarrer. „Sie lebt in Schottland auf einer Farm, die ihr Vater ihr hinterlassen hat; wenigstens lebte sie dort vor zehn Jahren."

„Ist das gewiß?" fragte Hugo begierig.

„Ja, Sir! Miß Deane's alte Amme war bis vor zehn Jahren in meinem Hause. Zu dieser Zeit empfing sie einen Brief von ihr, in welchem sie gebeten wurde, zu ihr zu kommen und den Rest ihrer Tage bei ihr zu verleben. Die alte Frau war bei dieser Nachricht außer sich vor Freude und nahm das Anerbieten an."

Hugo zitterte vor innerer Aufregung und fragte weiter:

„Können Sie mir sagen, wo in Schottland Miß Deane's Farm belegen ist?"

„Es thut mir leid, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; es ist mir aber als ob sie zwischen den Lammermoor-Bergen liegt. Wenn Sie übrigens Miß Deane aufsuchen wollen, so können Sie nur nach Corburnspath gehen und dort weiter nachfragen."

Dieser Vorschlag schien leicht ausführbar, und Hugo dankte mit warmen Worten für diese Zurechtweisung und verließ bald darauf den Pfarrer.

Endlich bin ich auf der rechten Spur, dachte er frohlockend, als er nach Wilchester zurückfuhr. Ich werde sie bald sehen, wenn sie noch lebt, meine arme, hintergangene Mutter. Doch erst muß ich zurückkehren nach London und mir von Margaretha Kroß all' die Ueberbleibsel meiner Kleider geben lassen, die ich trug, als ich ihrer Pflege übergeben wurde; ebenso muß sie mir alle Einzelheiten über meines Vaters Aussehen und seine Handlungen, sowie die Unterredung, die sie mit ihm hatte, schriftlich geben. Wenn ich so ausgerüstet bin, werde ich zu meiner Mutter gehen und Anspruch erheben auf einen Platz in ihrem Herzen und in ihrem Hause.

Auf der Station Wilchester angekommen, verließ er den Zug und eilte dem Wirthshause zu, wo er sich sofort auf sein Zimmer begab.

Martin Kroß schürte eben das Feuer im Kamin von Neuem an, als Hugo eintrat, sprang diesem jedoch, sobald er seiner ansichtig wurde, rasch entgegen und machte dabei ein Zeichen mit der Hand, welches bedeuten sollte, Hugo möchte sich ruhig verhalten.

In demselben Augenblick, noch ehe Hugo ein Wort sprechen konnte, erhob sich in dem hintern Theile des Zimmers aus dem Lehnstuhle eine Gestalt — die Gestalt Lord Leonhard Evremond's.

Der junge Künstler unterdrückte nur mit Mühe einen Ausruf der Ueberraschung.

„Derselbe — zu dienen," entgegnete jener, sich verbeugend. „Ich kam, Mr. Chandos, um Ihnen einen Auftrag in Betreff einiger Bilder zu geben. Es sollte mir aber lieb

Digitized by Google

sein, wenn ich Sie allein sprechen könnte," setzte er mit einem Blick auf Martin Kroß hinzu, welcher den Wink wohl verstand und hinausging.

Einen Augenblick stand Lord Leonhard ruhig da, als ob er sinne, wie er sein Anliegen am besten einleiten solle, dann hob er an:

„Meine Bemerkung von den Bildern machte ich bloß, um Ihren Diener zu täuschen, Mr. Chandos. Ich kam eigentlich hierher, um die Unterredung zu vervollständigen, die wir gestern in meines Vaters Hause hatten."

Hugo verbeugte sich mit ernster Würde. In seinem Benehmen lag ein gewisser Stolz, der seinen Gast beinahe verlegen machte.

„Nehmen Sie gefälligst Platz," sagte Hugo, indem er auf den Stuhl deutete, den Lord Leonhard so eben verlassen hatte, und setzte dann fragend hinzu: „Wie soll ich das verstehen? Kommen Sie nur aus eigenem Antriebe, oder haben Sie Auftrag von Ihrem Herrn Vater, dem Grafen Berwick?"

„Ich komme aus eigener Veranlassung," versetzte Lord Leonhard ärgerlich.

„Ich bin bereit, Sie anzuhören," erklärte Hugo ernst.

„Ich kam mit dem Vorsatz hierher, Mr. Chandos," begann Lord Leonhard nach einer Pause, während welcher er seinen Aerger, hervorgerufen durch die Erkenntniß, daß Hugo ihm weit überlegen war, zu unterdrücken suchte, „um Ihnen, so viel in meiner Macht steht, beizustehen. Es würde mir lieb sein, näher mit Ihnen bekannt zu werden, und mich außerordentlich freuen, wenn Sie meine Freundschaft annähmen."

„Und weshalb das?" fragte Hugo, seinen Gast forschend anblickend.

„Weil," entgegnete Lord Leonhard, näher mit seinem Stuhle an Hugo heranrückend und sein Gesicht aus dem vollen Scheine des Lichtes wegwendend, „weil ich nicht daran zweifle, daß Sie der Sohn meines armen Bruders und der unglücklichen Miß Deane sind."

„Wie, Sie zweifeln nicht daran?" fragte Hugo erstaunt; „und doch haben Sie nur, wie Sie sagten, meine Aussagen und Behauptungen!"

„Ich habe mehr," erwiederte Lord Leonhard mit gepreßter Stimme. „Sie sind das getreue Bild meines todten Bruders; seine Vaterschaft ist auf Ihrem Gesicht ausgeprägt. Wegen dieser Ihrer Aehnlichkeit mit meinem Bruder will ich für Sie streben wie ein Verwandter. Verstehen Sie wohl, ich bin nur aus freundschaftlichem Gefühl so zu handeln bereit, denn es besteht kein Gesetz, das mich zwingen könnte, Ihnen auch nur einen Heller zu geben."

„Es scheint, daß Sie über mich im Irrthum sind, Lord Leonhard," erklärte Hugo stolz. „Ich appellire nicht an ihre Mildthätigkeit, ich will nur meine Rechte!"

„Ihre Rechte? Was sind Ihre Rechte?"

„Das bleibt zu beweisen," sagte Hugo ruhig. „Wenn meine Erwartungen mich nicht täuschen, so werden sie einfach die eines rechtmäßigen Sohnes und Erben Lord Paget Evremond's sein."

Lord Leonhard erröthete und seine Augen glänzten vor innerem Groll.

„Ihre Einbildung ist amüsant, junger Mann," bemerkte er, indem er in lautes Lachen ausbrach. „Sie werden bald finden, daß Ihre Ansprüche nicht werth sind, sie auszusprechen. Nehmen Sie daher meinen Rath an, den Rath eines erfahrenen Mannes, und haschen Sie nicht nach dem, was außerhalb Ihres Bereiches liegt."

„Und angenommen, ich nähme Ihre Freundschaft an und gäbe meine Rechte auf, was dann?" fragte Hugo kühl. „Was beabsichtigen Sie für mich zu thun?"

„Ich werde Sie unter meine Protection nehmen," versetzte Lord Leonhard lebhaft. „Ich werde Ihnen eine gute Existenz verschaffen, wenn Sie in den Kirchendienst treten; oder wenn Sie etwas Anderes vorziehen sollten, z. B. den Posten eines Secretärs bei einem Minister oder einem auswärtigen Gesandten, würde ich Ihnen einen Platz verschaffen, was mir ohne Schwierigkeit gelingen würde; oder auch könnte ich Ihnen eine Stelle im Büreau der Gesellschaft „Homo" besorgen. Sollten Sie aber gesonnen sein, Maler zu bleiben, dann würde ich innerhalb sechs Monate Ihre Bilder geschätzt und begehrt machen. Und zu diesem Allen werde ich noch eine hübsche jährliche Rente für Sie aussetzen. Was meinen Sie dazu?"

„Daß ich Ihre Anerbietungen gehört habe, aber durchaus nicht davon geblendet bin," antwortete Hugo ruhig.

Digitized by Google

„Was verlangen Sie denn mehr?“ fragte Lord Leonhard ungeduldig. „Nennen Sie Ihren Preis!“

„Laßen Sie uns einander recht verstehen, Mylord,“ erwiederte Hugo. “Meinen Preis nennen — für was? Wofür soll ich Ihre Bestechungen annehmen?“

Lord Leonhard zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

„Nun Sie müssen Ihren gegenwärtigen Namen beibehalten und niemals Ihrer Verwandtschaft mit unserer Familie Erwähnung thun. Ich wünschte vor Allem den Namen meines todten Bruders vor Geklatsch und Scandal zu bewahren; und Ihre Verschwiegenheit in dieser Angelegenheit ist Alles, was ich für meine Freundlichkeit gegen Sie verlange.“

„Da verlangen Sie etwas, was ich nicht gewähren kann,“ erklärte Hugo bestimmt. „Ich kann nur wiederholen, was ich vorhin schon sagte: ich begehre nichts Anderes, als mein Recht. Was den Namen meines Vaters betrifft, so ist er mir eben so theuer, wie Ihnen, und ich beabsichtige jetzt gerade, ihn von dem Makel, der an ihm zu haften scheint, zu reinigen und ihn zu tragen als den meinigen.“

Lord Leonhard erblaßte.

„Das ist eine vergebliche Mühe,“ sagte er. „Sie thäten besser, der Vernunft Gehör zu schenken, junger Mann. Durch eine Fehde mit mir werden Sie nichts erreichen.“

„Es war eine sonderbare Vorsehung, die mich nach diesem Orte führte,“ versetzte Hugo gedankenvoll; „es war nur ein Brief mit dem Poststempel „Wilchester.“ Doch dieses Postzeichen hat mich auf die rechte Spur geleitet. Jetzt habe ich den Faden in meiner Hand, der mich zu der Offenbarung des Geheimnisses führen wird, das über meinem Leben schwebt. Lord Leonhard Evremond,“ fügte er mit gehobener Stimme hinzu, „ich bin nicht mehr das hülflose Wesen, für das Sie mich vielleicht ansehen mögen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Lord Leonhard.

„Ich glaube, daß alle Briefe an Magarethe Kroß, welche Geld zu meiner Erziehung enthielten, obgleich die Handschrift verstellt ist, von Ihnen geschrieben sind. Ich denke mir, daß mein Vater auf seinem Sterbebette Ihnen von meiner Existenz und meinem Aufenthalt erzählt hat und daß Sie diese Enthüllungen verheimlicht, aber doch nicht gewagt haben, mich gänzlich zu verlassen und in Unwissenheit aufwachsen zu lassen.“

Lord Leonhard's Gesicht entfärbte sich noch mehr.

„Sie sind kühn junger Mann!“ rief er.

„Kühn, aber wahrhaft,“ versetzte Hugo lächelnd. „Doch diese Thatsachen werden schon früher oder später bekannt werden. Meine Mutter wird hoffentlich im Stande sein, mehr Licht in die Sache zu bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Limburg, 4. Juli. Der bekannte Raubmörder Jak. Koch wurde heute von den Schwurgerichtshöfe wegen Raubs zu 8 Jahren Zuchthaus und wegen Mords zum Tode verurtheilt.

In einer böhmischen Stadt wollte sich ein Schustergeselle beim Gemeindeamt ein Wanderbuch ausfertigen lassen, da aber der Bürgermeister und der Gemeindesecretär noch abwesend waren, so holte der städtische Polizeidiener ein Wanderbuch für den Gesellen und schrieb in daßelbe nach einem alten Formulare, dessen Rubriken aber eine andere Reihenfolge hatten, folgende brandmarkende Personenbeschreibung für den Unglücklichen ab: »Augen: rund. — Nase: braun. — Mund: lang. — Zähne: oval. — Haare: keine. — Religion: Schustergeselle. — Profession: ohne. — Besondere Kennzeichen: katholisch. — Geboren: 1873.“

(Rosenwunder.) Im Schloßgarten zu Reichenberg steht, der »Reichenb. Ztg.« zufolge, derzeit ein Rosenstock mit 15,000, ein anderer mit 10,000 und ein dritter mit 8000 Knospen.

(Außereuropäischer Sieg der Pickelhaube.) Was in Bayern nicht möglich ist, geschieht am stillen Ocean. Die peruanische Armee, bisher französisch uniformirt, soll nunmehr mit dem Helm und dem Waffenrock, wie ihn das preußische Heer trägt, ausgerüstet werden. Der peruanische Konsul in Lissabon, Don Lino de Barrera, ist mit der Anfertigung und dem Ankaufe der betreffenden Uniformstücke beauftragt worden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 81. Freitag, 18. Juli **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ihre Mutter! Ja, die ist in Amerika, verheirathet und glücklich. Wollen Sie vielleicht dahin gehen und Sie aufsuchen?"

„Ich würde hinreisen, wenn sie dort wäre; aber einer solchen Reise bedarf es nicht, denn meine Mutter hat das Königreich nicht verlassen."

Lord Leonhard stutzte und starrte Hugo mit großen Augen an.

„Was sagen Sie?" stieß er hervor.

„Ich meine," versetzte Hugo mit Nachdruck, „daß meine Mutter auf einer Farm lebt, die sie geerbt hat und die in der Nähe von Corburnspath liegt."

Lord Leonhard stieß einen Ausruf des Zornes und der Furcht zugleich hervor. Es war Hugo wahrscheinlich, daß der Aufenthalt seiner Mutter seinem Gaste schon lange bekannt war.

„Ich sehe," rief Lord Leonhard wild, „es ist eine Verabredung zwischen Gertrud Deane und Ihnen. Sie haben sich gestellt, als wüßten Sie nichts von ihrem Aufenthalt, während Sie doch schon lange mit ihr im Bunde sind."

„Sie irren sich, Lord Leonhard. Heute erst habe ich erfahren, wo meine Mutter sich aufhält; doch morgen werde ich mich aufmachen, um sie aufzusuchen um mich ihr als ihren Sohn auszuweisen. Wenn dies geschehen, wird die Vorsehung uns weiter führen!"

Mit diesen Worten stand Hugo auf, zum Zeichen, daß sich sein Gast entfernen möge.

Lord Leonhard verstand diesen Wink sehr wohl, denn er erhob sich ebenfalls, wenn auch mit einem schrecklich verzerrten Gesicht, so daß er in diesem Augenblick einem wüthenden Dämon glich.

„Sie haben meine Freundschaft ausgeschlagen, Hugo Chandos," zischelte er durch die zusammengebissenen Zähne, während seine Augen feurige Blitze auf Hugo schleuderten; „nehmen Sie denn meinen ganzen Haß, meine Feindschaft! Es ist jetzt Krieg zwischen uns — Krieg bis zum Tod!"

Bei diesen Worten erhob er drohend seine geballte Faust gegen Hugo, worauf er sich umwandte und der Thür zuschritt.

Auf der Schwelle jedoch blieb er stehen, um noch einen letzten Blick, einen Blick, gemischt von Haß und Furcht, auf Hugo zu werfen, wobei er wüthend rief:

„Gehen Sie und hören, was Gertrud Deane sagt! Und dann kämpfen Sie, wie Sie wollen, aber Sie können gewiß sein, daß Sie der Grafschaft Berwick niemals näher stehen werden, als sie ihr heute standen! Lieber würde ich Sie todt zu meinen Füßen sehen, als daß ich Ihnen gegenüber die zweite Stelle einnähme! Darum seien Sie bei Zeiten gewarnt!"

Hierauf schlug er die Thür zu und eilte davon.

Eine Stunde später saßen Hugo und sein treuer Diener Martin im Eisenbahnwagen, um nach London zu fahren und Margaretha Kroß einen Besuch abzustatten, bei welcher Hugo Beweise seiner Identität zu sammeln gedachte, mit denen er dann nach Schottland zu reisen entschlossen war.

XVII.

Im Moorhäuschen.

Nachdem Sir Archy in die Bibliothek eingetreten war, durchmaß er dieselbe mit unruhigen Schritten, während Rosamunde sich auf einen Stuhl neben dem Feuer setzte und ihren Vater mit ängstlichen Blicken beobachtete. Sie bot ein anmuthiges Bild dar, wie sie so dasaß, ihr edles Gesicht überfluthet von dem Licht der Lampe und dem röthlichen Schein des Feuers, welches ihre Liebenswürdigkeit

Digitized by Google

und Schönheit nur noch erhöhte, — ihre großen, braunen Augen so ernst und gedankenvoll vor sich hinstarrend, aber doch seltsam leuchtend — die gefalteten Hände ungezwungen auf den Knien ruhend, während die schimmernden Falten ihres seidenen Kleides nachlässig um sie herum auf den Fußboden fielen, — es war ein Bild, welches Sir Archy's Herz erquickte, als seine trüben Augen eine Weile wohlgefällig darauf ruhten.

„Rosamunde," sagte er plötzlich, „mir gefällt der Stand der Dinge nicht; ich finde keinen Geschmack an der Aussicht, zu dieser Jahreszeit im Norden zu verweilen. Das Wetter ist hier schon kalt und rauh und Du weißt, was der November in Schottland zu bedeuten hat. Das Schlimmste von Allem aber ist das Gefühl, daß ich nur ein Spielzeug in den Händen dieses Mannes bin."

„Mr. Hadd hält es für nothwendig, daß wir für einen oder zwei Monate verreisen," erwiederte Rosamunde gedankenvoll; „und seine Gründe, sowohl die, welche er anführte, als auch die, welche er verheimlichte, sind klar genug. Er will seinen Sohn in unsere Gesellschaft bringen, in der Hoffnung, daß dieser meinen Widerwillen gegen ihn beseitigen werde. Aber größer, als diese Hoffnung, ist die Furcht, daß wir in seinen Büchern noch schlimmere „Versehen" entdecken möchten."

„Wenn ich wüßte, daß noch mehrere Fehler in den Büchern wären, so würde ich keinen Schritt zu der verabredeten Reise thun; ich würde hier bleiben und die Sache gründlich untersuchen.

„Es ist besser, wir gehen, Papa," sagte Rosamunde. „So lange wir hier sind, ist Hadd auf seiner Hut; wenn wir aber fort sind, wird Markus mit mehr Erfolg für uns arbeiten können. Wenn wir nach Schottland gehen und Jason Hadd uns dort besucht und wir einige Zeit darauf Mr. Hadd einladen, uns ebenfalls zu besuchen, würde Markus für seine Thätigkeit freies Feld haben."

„Wo ist Markus?" fragte Sir Archy. „Er ist uns nahe, er kennt genau alle unsere Angelegenheiten, sogar Hadd's Absichten, und doch hält er sich vor uns verborgen. Warum kommt er nicht, uns zu sehen und uns Aufklärung über das Dunkel zu geben?"

„Er wird es thun, wenn es Zeit ist, Papa. Verschwiegenheit ist für den glücklichen Erfolg seiner Pläne nothwendig."

„Du sprichst, als ob Du von seinen Plänen unterrichtest wärest," sagte Sir Archy. „Aber da ist noch etwas anderes, was mich beunruhigt. Ich möchte mein Suchen nach dem vergrabenen Legat nicht gern für einen ganzen Monat unterbrechen. Vielleicht gedenkt Hadd unsere Abwesenheit zu einer genauen Untersuchung des grauen Thurmes zu benutzen."

„Wenn er es thut, ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er glücklicher sein wird, als so viele der Wilchesters."

„Nein, es ist kaum wahrscheinlich; doch der Schatz muß dort sein. Hätte ich doch den Thurm abgetragen, als es noch Zeit war; jetzt darf ich es nicht. Sollen wir noch einmal suchen, ehe wir gehen, Rosamunde?"

Das Mädchen antwortete bejahend.

Sie sprachen noch lange zusammen, bis die Zeit herankam, welche sie an ihr unheimliches Geschäft rief. Sie brachen auf, und als sie in den Grauen Thurm kamen fanden sie die alte Bettine noch wach und bereit, ihnen beizustehen. Aber auch diesmal waren ihre Anstrengungen ohne Erfolg, und muthlos und die Existenz des verborgenen Schatzes fast bezweifelnd, zogen sich Vater und Tochter bald darauf in ihre Privatgemächer zurück.

Am andern Morgen war Sir Archy zur gewöhnlichen Zeit aufgestanden und befand sich bereits im Frühstückszimmer, als Rosamunde hereintrat, munter und vergnügt, aber in ihrem kurzen Reisekostüm wie eine Nonne aussehend.

„Sieh', Papa, ich bin schon reisefertig!" rief sie ihrem Vater entgegen, ihn mit einem freundlichen Lächeln grüßend. „Ich bin bereits seit drei Stunden auf. Die Haushälterin hat ihre Anweisungen in Betreff des Hauses während unserer Abwesenheit empfangen. Unsere Koffer sind gepackt und stehen in der Halle zum Fortschaffen bereit; und der Wagen wird in einer Stunde vor der Thür sein, so daß wir zur rechten Zeit an den Bahnhof kommen können."

„Du bist stets umsichtig, Rosamunde," erwiederte der Baronet, und fügte nach einer Weile mißmuthig hinzu: „Mir gefällt diese Reise durchaus nicht. Es kommt mir vor, als ob wir der Heimath und der Hoffnung für immer Lebewohl sagten. „Wie, wenn wir

Digitized by Google

niemals in das Schloß zurückkehren dürften? Die schottische Villa gehört Dir von Rechtswegen. Wie nun, wenn Hadd die Sachen so lenkte, daß wir dieselbe nie wieder verlassen können?"

„Das kann er nicht, Papa!" sagte Rosamunde tröstend, „Und übrigens bin ich froh, daß wir für einige Zeit fortkommen. Der Wechsel wird uns guthun."

Das abgemagerte Gesicht des Baronets, die Falten um seinen Mund, die eingefallenen Augen sagten dem jungen Mädchen, daß die Natur sich nicht ungestraft ihrer nöthigen Ruhe berauben läßt. Die schlaflosen Nächte, die er in dem Grauen Thurm zugebracht hatte, machten sein Haar weiß und zehrten sein Gesicht ab. Es war Rosamunde klar, daß er gerade eine solche Ruhe nöthig hatte, wie dieser Wechsel sie ihm bringen würde — eine Ruhe vor der peinigenden Erwartung der Auffindung des vergrabenen Legats, — eine Ruhe vor den Sorgen und Aengsten, welche so schwer auf ihm lagen.

Zu der Zeit, die Rosamunde angegeben, kam der Wagen vor die Thür, um die Reisenden nach dem Bahnhof zu bringen.

Sir Archy, Rosamunde und deren Mädchen, die hübsche Bessy Winter, stiegen ein und fuhren dem Dorfe Wilchester zu.

Als sie am Bahnhofe anlangten, kamen Hadd und dessen Sohn ihnen entgegen.

„Guten Morgen, Sir Archy!" rief der Administrator. „Ich habe bereits Ihre Billette gelöst; hier sind sie. Sie werden schönes Reisewetter haben. — Ich habe an die Frau in der Vila telegraphirt, daß sie für ihre Ankunft Alles in Bereitschaft halten soll. Ich habe auch drei von Ihren besten Reitpferden abgesandt, damit es Miß Rosamunde nicht an Mitteln zur Uebung fehlen möge. Ich denke, daß sie mit einem späteren Zuge ankommen werden. Ich bin noch Ihr Geschäftsträger und als solcher habe ich dies Alles besorgt." fügte er hinzu, Rosamunde's Unruhe bemerkend. „Jason wird Ihnen morgen nachfolgen, hoffe ich, und — doch da kommt der Zug!"

Sir Archy nahm die Billette. Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof, die kleine Gesellschaft nahm Platz in einem Coupé erster Klasse und eine Minute später sauf'te der Zug weiter, den Administrator und dessen Sohn zurücklassend, welch' ersterer demselben mit einer boshaften Genugthuung nachblickte.

Es war eine lange, einförmige Fahrt, während welcher die drei Reisenden meistentheils ihren eigenen Gedanken nachhingen.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als der Zug endlich an der Station Cockburnspath anlangte. Sir Archy sprang aus dem Coupé und half seiner Tochter und deren Mädchen beim Aussteigen; dann sah er sich nach einer Droschke um, welche sie an ihr Ziel bringen sollte.

Während er eine solche engagirte, stiegen aus einem andern Wagen Hugo Chandos und dessen Begleiter, welche dicht bei Rosamunde stehen blieben und sich umschauten. Da traf Hugo's Blick Rosamunde, deren Gesicht ihm zugewandt war und welche ihn sogleich erkannte und erröthete, als er sich lächelnd ihr näherte.

„Das ist ein unerwartetes Vergnügen, Sie hier zu treffen, Miß Wilchester," sagte er mit einer tiefen Verbeugung. „Ich wußte, daß Sie hier ein Landgut besitzen, aber ich hatte keine Ahnung, daß Sie dasselbe zu dieser Jahreszeit besuchen würden."

„Und ich ahnte nicht, Sie hier zu sehen," erwiederte Rosamunde. „Es ist ein wunderbares Zusammentreffen."

In diesem Augenblicke kehrte Sir Archy zurück; er schien überrascht beim Anblick Hugo's, grüßte aber doch mit ernster und gemessener Höflichkeit.

„Ich wollte gerade Miß Wilchester mittheilen, Sir Archy," sagte Hugo, „daß ich gestern Abend Wilchester verlassen habe und nun mit Ihnen in einem Zuge von London gekommen bin, ohne Ihre Nähe bemerkt zu haben."

Sir Archy verbeugte sich höflich und eilte mit Rosamunde und Bessy nach der engagirten Droschke, welche sie im nächsten Augenblicke durch die Straßen der kleinen Stadt und nach einer mehrstündigen Fahrt durch eine hügelige Gegend nach ihrem Bestimmungsort — dem sogenannten Moorhäuschen — brachte.

Es war Nacht geworden, als sie sich demselben näherten, aber die Sterne an dem klaren Himmel gaben Licht genug, um das Haus und seine Umgebung erkennen zu lassen.

Dieses war eine malerische Villa mit steilem Dach, hohen Schornsteinen, aus denen dichter

Digitized by Google

Rauch aufstieg, und großen unverhängten Fenstern, von welchen ein heller Lichtstrahl in die Nacht hinausströmte. Es lag auf einer Anhöhe, umgeben von Gärten und ausgedehnten Waldungen, sowie von großen Strecken Moorlandes, von denen die Villa ihren Namen hatte.

Der Wagen fuhr durch das offene Thor und kehrte, nachdem die Reisenden abgestiegen und in das Haus eingetreten waren, auf demselben Wege zurück, den er gekommen.

Die Hausthür stand offen und die Ankömmlinge traten in die breite Halle, wo ihnen die Haushälterin, eine schlichte, ältliche Frau, entgegenkam. Diese Frau und ihr Sohn hatten schon viele Jahre hindurch die Aufsicht über das Moorhäuschen geführt und mit der größten Gewissenhaftigkeit die Interessen ihrer Herrschaft wahrgenommen. Das sanfte Lächeln auf ihrem ehrlichen Gesicht schien Rosamunde ein sicheres Zeichen von Frieden und Glückseligkeit, die ihrer hier warteten.

„Willkommen, Sir Archy und Miß Rosamunde!" rief sie den Eintretenden entgegen. „Es wär' mir aber lieb gewesen, wenn ich etwas früher Nachricht von Ihrer Ankunft erhalten hätte," fügte sie bedauernd hinzu, „denn es sieht hier nicht Alles aus, wie es sollte —"

„Nur keine Entschuldigungen, Mrs. Blint," unterbrach sie der Baronet in guter Laune. „Wir sind nur hierher gekommen, um eine kleine Abwechslung zu haben und werden uns mit dem begnügen, was Sie uns bieten können."

„Ihre Zimmer sind alle in Ordnung," sagte Mrs. Blint, deren Aengstlichkeit bei den Worten Sir Archy's geschwunden war, „und das Essen wird in fünfzehn Minuten auf dem Tisch stehen, wenn es Ihnen recht ist."

Sie eilte nach der Küche, während Sir Archy und Rosamunde, die letztere begleitet von ihrem Mädchen, hinauf in ihre Zimmer gingen.

Rosamunde's Zimmer war geräumig und hübsch ausgestattet. Auf dem Herd brannte ein helles Feuer und zwei Wachskerzen erleuchteten das Gemach, an welches noch ein kleines für das Mädchen grenzte.

„Hier ist es angenehm," sagte Rosamunde, sich auf den Kaminteppich in einer reizenden Stellung niederlassend und ihre Hände dicht an die Flamme haltend. „Die Wärme thut mir wohl nach der langen Fahrt, und Papa hat doch Recht, wenn er sagt: es geht nichts über ein tüchtiges Feuer."

„Wir werden viele tüchtige Feuer nöthig haben in dieser Jahreszeit auf dem kalten Moor," erwiederte Bessy, „und bei dem kalten Winde von der See. Es wird nicht sehr angenehm hier sein, Miß Rosamunde! — Das war ein hübscher junger Mann, welchen wir am Bahnhofe sahen!" fügte sie in verändertem Tone hinzu, einen scharfen Blick auf ihre Herrin werfend.

Rosamunde antwortete nicht.

„Und der junge Mann, welcher bei ihm war, sah auch nicht schlecht aus," fuhr Bessy fort, bei dieser Auslassung nach dem Spiegel schielend. „Ich möchte wohl wissen, ob er verheirathet ist, ich möchte —"

Sie wurde unterbrochen durch das Eintreten des Sohnes der Mrs. Blint, eines hochaufgewachsenen, tölpischen Burschen, welcher das Gepäck hereinbrachte.

„Ich will mich heute Abend nicht umkleiden," sagte Rosamunde, als Tom Blint sich wieder entfernt hatte. „Bürste mich ein wenig ab, Bessy, und gieb' mir einen reinen Kragen und reine Manschetten, ich will hinuntergehen, wie ich hier bin."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Vor Kurzem beging ein Zimmermann in Klagenfurt einen Selbstmord in einer so gräßlichen Weise, wie sie bis jetzt wohl noch nicht vorgekommen ist. Er tränkte nämlich seine Kleider mit Petroleum und zündete hier auf sich selbst mit einem Zündhölzchen an. Der Unglückliche stand sogleich in Flammen eingehüllt und stieß nun vor Schmerz und Verzweiflung ein erschütterndes Gebrüll aus, das alsbald Hilfsbereite herbeiführte, die ihn jedoch nicht mehr retten konnten. Als er dem Krankenhause übergeben wurde, war die Haut verkohlt und der Tod des Selbstmörders erfolgte in kurzer Zeit, ohne daß derselbe, scheinbar wenigstens, noch zur Besinnung gelangte oder Schmerzensäußerungen machte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 82. Sonntag, 20. Juli **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Nachdem sie sich Gesicht und Hände gewaschen und ihr Haar ein wenig geordnet hatte, begab sie sich in das Speisezimmer, woselbst auch Sir Archy einen Augenblick später erschien.

Beide nahmen an dem gedeckten Tisch Platz und Mrs. Blint entfernte sich, nachdem sie sich überzeugt, daß ihre Gegenwart nicht mehr erforderlich sei.

„Es würde mir nicht angenehm sein, für immer hier zu wohnen," sagte Rosamunde, als sie mit ihrem Vater allein war, und bemühte sich, so heiter als möglich zu erscheinen. „Das Moorhäuschen ist in seiner Art ebenso behaglich, wie das Schloß."

„Ich schätze das Schloß seiner gesellschaftlichen Verbindungen wegen; aber diese Villa ist behaglich genug," erwiederte der Baronet. „Wir würden hier einen Monat ganz gemüthlich verleben, wenn nur jener Hado nicht käme. Ich weiß nicht wie wir seine Gegenwart ertragen werden."

„Alle Uebel sehen sich vorher schlimmer an, als sie in Wirklichkeit sind," versetzte Rosamunde. „Und nun, Papa, wenn Du mit dem Essen fertig bist, laß' uns nach dem Wohnzimmer gehen."

Sir Archy pflichtete Rosamunde bei, indem er aufstand und mit dieser das Speisezimmer verließ.

Das Haus hatte in seiner unteren Etage nur drei Zimmer, ausgenommen die Vorhalle, welche ebenfalls ein großes Zimmer bildete. Auf der einen Seite der Halle war das Wohnzimmer, gewöhnlich das „rothe Zimmere" genannt, auf der andern ein Cabinet von gleichem Umfang, welches als Arbeitszimmer diente, und am Ende der Halle befand sich das Speisezimmer. Die Küche war in dem Erdgeschoß und die Schlafzimmer in der oberen Etage.

Sir Archy und Rosamunde setzten sich, in dem „rothen Zimmer angelangt, vor den Kamin und sprachen von ihrer Reise, von ihren Aussichten, von ihrem Feinde, und eine Stunde war unbemerkt verronnen. Endlich machte Sir Archy den Vorschlag, zu Bett zu gehen.

„Diesen Abend haben wir angenehm verlebt, Rosamunde," sagte Sir Archy bitter. „Morgen Abend wird der junge Hado hier sein und wir werden nicht eine ruhige Stunde mehr für uns haben."

Rosamunde wurde an einer Antwort durch die Haushälterin verhindert, welche mit ängstlichem Gesicht eintrat.

„Sir Archy," sagte sie, „es sind zwei Männer mit Pferden von dem Schloß gekommen. Die Pferde sind in dem Stall und —"

„Es ist gut, Mrs. Blint," unterbrach sie Sir Archy. „Ich habe vergessen zu sagen, daß ich die Pferde erwartete. Geben Sie den Männern ihre alten Zimmer."

„Aber diese sind nicht die Männer, welche sonst immer kommen," versetzte Mrs. Blint. „Es sind nicht Bessy Winter's Brüder, sondern zwei unheimlich aussehende Fremde. Sie bestehen darauf, Sie noch heute Abend zu sehen."

In der Halle wurden Tritte vernehmbar.

„Sie sind hier," sagte Mrs. Blint leise, und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als die beiden Männer auf der Thürschwelle erschienen und dort stehen blieben.

Ihr Aeußeres war, wie Mrs. Blint gesagt hatte, nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Beide waren groß und stark, und der Stempel der Unehrlichkeit lag auf ihren Gesichtern ausgeprägt. Obwohl sie sich bisher nur kleiner Verbrechen schuldig gemacht, so konnte doch Niemand, der sie näher betrachtete, daran zweifeln, daß sie auch fähig und willig waren, größere Missethaten zu begehen.

Sir Archy erkannte sie sogleich als Ein-

Digitized by Google

wohner von Wilchester und als charakterlose Bösewichte, welche sein Administrator gelegentlich für seine Zwecke verwendet hatte.

„Wir sind mit den Pferden gekommen, Sir Archy," sagte der Eine, sich verbeugend. „Wir sollen hier bleiben, sagte Mr. Hadd, so lange Sie hier verweilen. Die Pferde können zum Reiten und vor dem Wagen gebraucht werden, wie Sie es befehlen."

„Das ist ein Mißverständniß," sagte der Baronet überrascht. „Die Pferde sollten durch die beiden Brüder Winter hierher gebracht werden. Wie kommt es, daß Ihr an deren Stelle gekommen?"

„Mr. Hadd hat uns geschickt."

„Gut," sagte Sir Archy; „ich werde telegraphiren, daß die Winters kommen sollen und Ihr könnt dann nach Wilchester zurückkehren. Mr. Hadd hat einen großen Fehler begangen; aber sein Sohn, welcher kommt, kann und vielleicht Aufklärung darüber geben. Ihr könnt gehen."

Die Männer zogen sich schweigend zurück und Mrs. Blint folgte ihnen.

„Ich fürchte, Rosamunde, „daß wir unsern Kummer nicht in dem Schloß zurückgelassen haben. Ich glaube, daß Hadd diese Männer als Spione zu uns gesandt hat, daß wir durch unsere Reise in eine Falle gegangen sind, in welcher uns diese Kerle wie Gefangene bewachen sollen."

XVIII.

Ein Act der Verzweiflung.

Hugo Chandos schaute dem Wagen, in welchem die Wilchester den Bahnhof verließen, so lange nach, bis er seinen Blicken entschwunden war, dann wandte er sich an Martin Kroß, welcher, die Reisetasche in der Hand, neben ihm stand, und sagte:

„Komm', Martin, wir wollen in den nächsten Gasthof gehen. Es ist für heute zu spät, unsere Nachforschungen zu betreiben."

Sie gingen raschen Schrittes in die Stadt und fanden bald ein respectables Gasthaus, in welchem sie sich einlogirten. Auf ihren Wunsch brachte sie ein Mädchen sogleich auf ihre Zimmer, welche aneinander grenzten und durch eine Thür verbunden waren.

„Kann ich den Wirth noch sprechen?" fragte Hugo, als das Mädchen das Licht auf den Tisch gestellt hatte und fortgehen wollte.

„Nein," erwiderte das Mädchen, ihr breites Gesicht zu einem Lächeln verziehend; „hier ist kein Wirth und die Wirthin ist zu einer Hochzeit gegangen. Können Sie nicht bis morgen warten, Sir?"

„Ja," antwortete Hugo nach kurzem Schweigen. „Besorgen Sie uns so bald wie möglich ein Abendessen."

Das Mädchen ging hinaus und kehrte bald mit den Speisen zurück. Nachdem die Reisenden gegessen hatten, trennten sie sich und begaben sich zu Bett.

Am andern Morgen stand Hugo sehr früh auf; er war kaum im Stande, seine Ungeduld länger zu beherrschen. Er öffnete das Fenster und blickte auf die Straße. Das Wetter war kalt und trübe und ein feiner Regen fiel langsam und geräuschlos nieder.

Da trat Martin in's Zimmer. Hugo wandte sich um und rief diesem entgegen, indem sein Gesicht wie heller Sonnenschein strahlte:

„Ein trüber Tag, Martin; aber für mich wird er ein Tag der Freude sein, denn ich werde heute große Entdeckungen machen, ich werde heute meine Mutter sehen — meine Mutter, Martin! und zwar zum ersten Male in meinem Leben mit vollem Bewußtsein. Ob diese Beweise sie überzeugen werden, wie sie mich überzeugt haben? Ich zittere, wenn ich an alles Das denke, was mir die nächsten Stunden bringen werden."

„Die Beweise werden sie überzeugen, wenn sie irgend einen Zweifel hat," versicherte Martin. „Ich freue mich herzlich darüber, daß Sie nahe daran sind, Ihre Mutter zu finden; Sie machen aber so viel Geschrei darüber, wie einige Männer über ihre Geliebte!" setzte er scherzend hinzu.

„Sie hat nur mich, meine arme, hintergangene Mutter," sagte der junge Mann mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit; „und," fügte er mit strahlenden Augen hinzu, „indem ich sie finde, werde ich auch alles Andere finden, wonach ich mich sehne — eine Heimath und ein — Weib. Wenn meine Mutter nachweisen kann, daß ich ein Recht habe, meines Vaters Namen zu führen, werde ich es wagen, mein Herz einer jungen Dame anzutragen, deren Gegenliebe in meinen Augen kostbarer sein

Digitized by Google

würde, als die Krone eines Königs. Du hast sie gestern Abend am Bahnhof gesehen. Sahest Du jemals ein schöneres, liebenswürdigeres Mädchen, Martin, oder ein edleres, reizenderes Gesicht?"

„Sie sah aus wie ein Engel!" rief Martin, etwas erstaunt, aber vollkommen begeistert; „und die junge Dame bei ihr, Diejenige, welche das Reisezeug trug, war auch hübsch — mehr nach meinem Geschmack, Mr. Hugo. Ich möchte wohl mit jener Jungen Bekanntschaft machen, — gewiß, das möchte ich."

„Vielleicht wirst Du Gelegenheit dazu bekommen," versetzte Hugo lächelnd. „Laß' uns nun hinuntergehen zum Frühstück."

Nach dem Frühstück begab sich Hugo in das Gastzimmer, wo er die Wirthin fand — eine muntere, gut aussehende Frau von mittleren Jahren. Ihren Kopf zierte ein weißes Mützchen, von welchem zwei lange, rothe Bänder auf ihre Schultern herabfielen. Sie saß hinter dem Schenktisch auf einem hohen Stuhl und war mit einer Stickerei beschäftigt.

Als Hugo sah, daß das Gastzimmer noch leer und die Wirthin allein war, redete er sie an.

„Wollen Sie mir nicht einige Minuten zu einem Gespräche widmen, Madame?" fragte er ehrerbietig.

Die Dame verbeugte sich höflich.

„Gewiß, Sir," war ihre rasche Antwort. „Bitte, nehmen Sie Platz."

Hugo setzte sich auf den dargebotenen Stuhl und sagte:

„Ich wünsche Erkundigungen über ein Miß Deane einzuziehen. Sie wohnt in der Nähe von Corburnspath, und ich möchte gern ihre genaue Adresse haben."

„Miß Deane?" wiederholte die Wirthin nachdenkend. „Ist sie jung?"

„Ich glaube, sie ist ungefähr vierzig Jahre alt," erwiederte Hugo. „Sie ist nicht von hier. Wenn ich nicht irre, erbte sie ein Landhaus in dieser Gegend von ihrem Vater, einem englischen Geistlichen, welcher es von einem Anverwandten ererbte."

„Ah! Sie meinen gewiß Miß Deane zu Glenfan," sagte die Wirthin, indem sich ihr Gesicht erheiterte. „Ihr Vater war ein Geistlicher, wie ich gehört habe; er erbte das Landhaus von den Macdonald's, aus deren Familie seine Mutter stammte."

„Dies muß die Dame sein, welche ich suche," entgegnete Hugo rasch. „Wo ist Glenfan?"

„Es liegt in der Richtung nach der Meeresküste, zwischen den Bergen. „Wissen Sie das Moorhäuschen, welches Sir Archybald Wilchester gehört?"

„Nein, ich bin hier ganz fremd."

Die Wirthin beschrieb Hugo die Straße, welche er einzuschlagen hatte, und die Lage Glenfan's möglichst genau.

„Ich denke, es wird nicht schwierig sein, das Haus zu finden," sagte Hugo, indem er aufstand. „Vielen Dank für Ihre gefälligen Mittheilungen."

„Man sagt, daß Miß Deane niemals Besuch empfängt," bemerkte die Wirthin, Hugo scharf musternd. „Sie kommt niemals nach Corburnspath. Es heißt, daß sie ihre Lebenseinkäufe in Edinburg macht. So viel ist gewiß, daß sie hier nicht ein Läppchen kauft. Sie ist eine Art Einsiedlerin und besucht nur die Fischerfamilien unten an der Küste, um die armen Wittwen und Waisen zu unterstützen."

„Lebt sie denn ganz allein?" fragte Hugo, begierig, mehr von seiner Mutter zu hören, denn er zweifelte nicht daran, daß Miß Deane dies sei.

„Nein," erwiederte die Wirthin. „Sie hat einen Burschen, der ihren Garten und andere Dinge in Ordnung hält, aber er ist ein stumpfsinniger Mensch, welcher den Platz nie verläßt. Dann hat sie noch eine Dienerin — eine alte Frau, welche vor zehn oder zwölf Jahren zu ihr kam. Sie kommt jede Woche einmal zur Stadt, und zwar am Markttage — heute ist ihr Tag; aber sie ist mürrisch und verschlossen und Niemand redet sie an, weil sie keine Antwort gibt. Sie kommt mit einem Pferd und Wagen zur Stadt, besorgt ihre Geschäfte und fährt wieder zurück, ohne ihren Mund, außer in Geschäftssachen, geöffnet zu haben."

„Aber wer bearbeitet das Land?" fragte Hugo; „doch nicht die Frau, welche Sie mir beschrieben haben?"

„O nein, Sir. Es ist ein Häuschen am anderen Ende der Landstelle, da wohnt ein Mann mit seiner Familie, welcher das Land bearbeitet. Er spricht mit Miß Deane, wenn es nothwendig ist, empfängt aber gewöhnlich seine Befehle durch die alte Frau, oder schrift-

Digitized by Google

lich. Ich glaube, er weiß nichts über Miß Deane."

Hugo lächelte, aber etwas ängstlich, denn er fing an zu fürchten, daß seine Mutter durch ihre Abgeschlossenheit mürrisch und rauh geworden sein möchte, daß er sie als eine kränkelnde Einsiedlerin finden würde, deren Herz für jede sanftere Regung, für jedes zartere mütterliche Gefühl unempfänglich sein würde. War es möglich, daß die lustige kleine Gertrud Deane, wie er sie hatte schildern hören, unter dem mächtigen Einfluß des ihr angethanen Unrechts in ein hartes, rauhes Weib umgewandelt worden wäre?

„Ich erinnere nicht, Miß Deane jemals gesehen zu haben," sagte Hugo. „Wenn Sie so freundlich sein wollen, mir ein Pferd zu bestellen, will ich nach Glenlan hinüberreiten."

„Wenn Sie nur dorthin wollen, um eine Gunst von der Dame zu erlangen, können Sie sich die Mühe ersparen," sagte die Wirthin lächelnd; „aber wenn Sie vielleicht ein Freund von ihr sind, will ich nichts Derartiges gesagt haben."

Sie klingelte und gab dem eintretenden Hausknecht Befehl ein Pferd zu satteln.

„Es ist kein angenehmes Wetter zu einem solchen Ritt," bemerkte Hugo, nach der Thür gehend. „Der Regen scheint anhalten zu wollen."

„Regen!" erwiederte die Wirthin, durch das Fenster sehend. „O, das ist nur Nebel! Die Luft ist ganz angenehm."

Hugo lachte, wünschte der Wirthin einen guten Morgen und ging hinaus in sein Zimmer, wo ihn Martin Kroß erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Warum der Schah beim Wettrennen nicht erschien. Bekanntlich hatte der deutsche Kaiser, eigens um seinen hohen Gast zu vergnügen, in Berlin ein großes Wettrennen veranstaltet, welches der Schah jedoch nicht besuchte. — Warum? das war die allgemeine Frage . . . Am Tage des Rennens äußerte sich der Perserkönig: »Daß ein Pferd schneller rennt als das andere, das weiß ich; wer darauf sitzt, interessirt mich nicht" und blieb zu Hause.

Eine nette Heirathsgeschichte wird von „Dorsee County Chronicle" erzählt. Auf einer Farm, welche einer reichen Wittwe gehörte, befand sich unter andern Arbeitern ein gewisser John Hodge, dem es zwar an Körperfülle nicht fehlte, wohl aber dann und wann an Mutterwitz und Verstand. Die andern Arbeiter pflegten sich daher über ihn lustig zu machen und redeten ihm ein, daß es doch sehr gut für ihn wäre, wenn er der Herr der Farm sein dürfte, und könnte er ja doch einmal, da ja die Herrin Wittwe sei, und er, um sie zu heirathen, sich in der Kirche nur aufbieten zu lassen brauche. John, der Scherz und Ernst nicht zu unterscheiden verstand, wohl aber einsah, daß Farmer zu sein besser sei als Arbeiter, ging und ließ sich aufbieten. Die Wittwe war nicht wenig erstaunt, als sie Gratulationsbesuche empfing und erfuhr, daß sie heirathen wolle. Unwillig ließ sie den Schuldigen kommen und schalt ihn derb aus. Der arme John gestand, daß er aus Unwissenheit gefehlt habe und erklärte sich bereit, das Aufgebot zurückzunehmen. Die Wittwe aber wollte von diesem Vorschlag nichts wissen: »Da Du mich einmal in den Augen der Welt bloßgestellt hast, so sollst Du mich heirathen. So will ich's!" Einer solchen resoluten Erklärung gegenüber hatte der gute John keine Wahl mehr, und in wenigen Tagen wird John Hodge Herr auf der Farm in der Nähe von Weston super-Mare sein.

(Justiz im Thierreich.) Eine eigenthümliche Art von Justiz im Thierreiche erzählt ein englischer Pfarrer nach der Mittheilung eines deutschen Kollegen. Ein Schwalbenpaar hatte an dessen Fenster sich ein Nest gebaut und war eben damit fertig geworden, als ein Herr Proletarier von Spatz sich dort ganz ungeniert hineinsetzte, sich häuslich einzurichten begann und den schmalen Eingang zum Neste mit energischen Schnabelhieben vertheidigte. Die höchst indignirten Schwalben versuchten zuerst dem frechen Eindringling durch Geschrei und lebhafte Disputationen seine Unrechte klar zu machen; nachdem sie aber eine Zeitlang gezerrt hatten und der Herr Spatz mit großer Gemüthsruhe von sicherem Neste aus ihrem Aerger zuschaute, erhoben sie sich plötzlich und flogen laut zischend und pfeifend in großen Kreisen umher. Auf dieses Singnal gesellten sich aus den Nachbargehöften bald mehrere Schwalben zu ihnen und setzen sie eine Lynchjustiz in's Werk, die eben so originell als energisch ist. Zwei Schwalben postirten sich vor dem Neste hin und hieben nun ihrerseits tüchtig auf den Spatz los, der vor der drohenden Mehrheit das Nest zu verlassen trachtete; während dessen flogen die andern Schwalben eilig ab und zu und vermauerten in größtem Eifer das Schlupfloch. In wenigen Minuten war die kleine Oeffnung mit Lehm und Erde dicht verklebt und dieser Herr ultraradikale Kommunist von Spatz wäre sicher in dem offkupirten Besitzthum eines elenden Hungertodes gestorben, wenn nicht der Herr Pfarrer auch hier, eingedenk der christlichen Lehre, diesem offentundigen Bösewicht werkthätige Verzeihung aus seinem Gefängniß hätte angedeihen lassen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **83.** Mittwoch, 23. Juli **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Es ist Alles gut, Martin," rief er freudig. „Ich weiß nun, wo Miß Deane wohnt In wenigen Minuten werde ich auf dem Wege zu ihr sein."

„Soll ich Sie nicht begleiten, Mr. Hugo?" fragte Martin.

„Nein! Es ist besser, ich gehe allein," erwiederte Hugo. „Sieh', alter Bursche, es ist möglich, daß ich mich am Ende doch geirrt habe. Bleibe hier, Martin, und erwarte meine Rückkehr. „Ich werde vor Einbruch der Nacht wieder hier sein."

„Sie werden aber doch nicht in dem Regen gehen?"

„Es ist nur schottischer Nebel," sagte Hugo lachend. „Gieb' mir die schriftlichen Aussagen Deiner Mutter, welche sie vorletzte Nacht gemacht hat, und die kleinen Kleidungsstücke. Ich muß sie unter den Rock stecken, da ich zu Pferde reise."

Martin öffnete die Reisetasche und nahm zwei kleine Packete heraus, welche er Hugo überreichte.

„Und nun meinen wasserdichten Ueberrock," sagte Hugo. „Dieser „Nebel" möchte wie Regen meine Kleider durchdringen, denn er sieht diesem so merkwürdig ähnlich."

„Es scheint mir nicht recht, daß Sie allein gehen, Mr. Hugo," sagte Martin, als sein Herr den Hut aufsetzte. „Es ist mir, als ob etwas passiren würde."

„Es mag sein," erwiederte Hugo; „aber mache Dir deshalb keine Sorge. Ich suche meine Mutter und hoffe sie zu finden."

„Ich habe Grund zu meinen Befürchtungen," sagte Martin; „denn jener verdächtige Lord, welcher Sie in dem „Braunen Bär" zu Winchester besuchte und mir sagte, daß er Bilder bei Ihnen bestellen wollte, ist auch hier."

„Wie, er hier!" rief Hugo erstaunt.

„Ich sah ihn hier vorbeireiten, als Sie in der Gaststube waren."

Hugo's Gesicht wurde plötzlich ebenso ernst, wie das seines Dieners schon war.

„Er ist nach Glenfan gegangen, ich bin fest davon überzeugt. Was will er hier, und was will er von ihr? Ich muß ihm auf der Stelle folgen."

„Aber Mr. Hugo —"

„Ich muß gehen, Martin. Der Bursche wird nicht wagen, mich anzugreifen, er will Krieg gegen sie führen. Halte mich nicht zurück."

Er eilte aus dem Zimmer und zur Treppe hinunter. Sein Pferd stand vor der Thür bereit. Er schwang sich in den Sattel und sprengte im Galopp davon.

Der feine Regen schlug gegen sein Gesicht, weshalb er den Hut tief über die Augen zog und den Rockkragen aufschlug, so daß sein Gesicht halb verdeckt war.

Bald hatte er die Stadt hinter sich und befand sich auf der Straße, welche ihm die Wirthin angegeben.

Er hier! dachte er. Und ich bin die Ursache seines Besuchs. Vielleicht will er sie vor mir warnen wie vor einem Betrüger; aber er kann die Beweise nicht hinwegnehmen — er kann mich nicht um die Anerkennung Seitens meiner Mutter betrügen.

Er lenkte in die rauhe Gebirgsstraße ein und sein Pferd begann auf den steilen Abhängen in seinem hastigen Lauf nachzulassen. Der fallende Nebel hüllte die Landschaft wie in einen dichten Schleier; aber dennoch konnte Hugo das steile Dach und die hohen Schornsteine des nicht weit von seinem Wege abgelegenen Moorhäuschens erkennen. Bald waren diese jedoch seinen Blicken entschwunden und er kam an eine schmale Brücke, die über einen

Digitized by Google

kleinen Fluß führte, der sich durch ein tiefes, wild bewaldetes Thal zog.

Dies muß das Thal sein, welches zu Glensan gehört, ich muß also bald dort sein, dachte Hugo.

Er trieb das Pferd von Neuem an. Plötzlich aber blieb dasselbe stehen und stutzte. In demselbeu Augenblick drang das Wiehern eines andern Pferdes aus dem Gebüsch an Huge's Ohr. Er schaute nach der Richtung, woher dasselbe kam, aber er konnte keinen Pfad durch das Strauchholz entdecken. Das Wiehern wiederholte sich.

„Seltsam!“ murmelte Hugo. „Ich sehe weder Roß noch Reiter in diesen Büschen. Wahrscheinlich hat ein Bauer ein altes, abgenutztes Pferd hier herumlaufen, um in dieser mageren Gegend zu grasen.“

Er trieb sein Pferd vorwärts. In demselben Augenblick sah Hugo in einiger Entfernung eine menschliche Gestalt, oder glaubte eine solche zu sehen, welche wie ein Schatten durch die Büsche huschte und auf ihn einen unbehaglichen Eindruck machte.

„Unsinn, daß ich mich durch einen bloßen Schatten — durch ein Phantasiebild erschrecken lasse. Ein Mann mit einem ruhigen Gewissen hat nichts zu fürchten.“

Mit diesen Gedanken sprengte er weiter, seine Augen auf die Stelle gerichtet, wo er die Erscheinung gesehen.

Da plötzlich krachte ein Schuß durch die Luft und eine Kugel drang in Hugo's Brust. Das Pferd machte einen wilden Sprung, warf schnaubend und sich hoch aufbäumend seinen Reiter ab, wandte sich um und sauf'te im wildem Galopp auf demselben Wege zurück, den es gekommen.

Hugo lag mit geschlossenen Augen unbeweglich auf dem Boden und der Regen schlug auf sein erblassendes Gesicht.

Einen Augenblick war Alles still; dann trat ein Mann aus dem Gebüsch heraus und näherte sich der hülflosen Gestalt.

Dieser Mann war Lord Leonhard Evremond. Sein Gesicht glühte, aus seinen Augen leuchtete eine satanische Freude. Er beugte sich über Hugo, aus dessen Brust das Blut langsam herausquoll.

„Er ist es!“ murmelte er dumpf. „Es ist der junge Bursche, welcher sich auf meinen Platz drängen wollte. Ich bot ihm Frieden und Wohlstand an und er verwarf mein Anerbieten; ich bot ihm meine Freundschaft an und er zog meinen Haß vor! Nun ist er todt! Sein Blut komme über sein eigenes Haupt!

Er fühlte Hugo's Puls und berührte seine Wangen.

„Todt! todt!“ flüsterte er schaudernd. „Nun die Papiere, wenn er welche hat, und die verwünschten Beweise, von denen er sprach, sie sollten darthun, daß er Miß Gertrud Deane's und meines Bruders Sohn sei. Die Beweise müssen mit ihm vernichtet werden.“

XIV.

Zu Glensan.

Lord Leonhard Evremond beugte sich über den bestnnungslos hingestreckten Hugo Chandos und begann sein Opfer mit rasender Hast zu durchsuchen, um dasselbe der Gegenstände zu berauben, die seine Abkunft zu beweisen vermöchten, als er plötzlich aufgeschreckt wurde durch das Geräusch eines sich nähernden Wagens. Seine Hand war wie gelähmt und seine Augen starrten in furchtbarer Erwartung nach der Richtung, von welcher das Geräusch kam.

Bis jetzt hatte er noch nicht über die Folgen seiner That nachgedacht; nun aber, als die Furcht vor Entdeckung in ihm aufstieg trat mit einem Male das Verbrechen in seiner ganzen Entsetzlichkeit vor seine Seele.

Das Knarren des Wagens wurde deutlicher. Lord Leonhard sprang auf, warf noch einen Blick auf das bleiche Gesicht zu seinen Füßen und murmelte mit hohler Stimme:

„Er ist todt! Er kann nichts bei sich haben, was seine Abkommenschaft beweisen würde, und wenn er es hätte, es würde nun nutzlos für ihn sein. Todt! Und er ist noch so jung! Todt durch meine Hand! Aber ich habe ihn gewarnt! Ja, ich habe ihn rechtzeitig gewarnt!“ und der tiefe Ton seiner Stimme wurde schärfer und seine Augen nahmen wieder jenen unheimlichen Glanz an, welcher die Freude über das Gelingen seiner That verrieth. „Er war im Wege und er wollte nicht zurücktreten. Ich bin vor Jahren zu weit gegangen, als daß ich nun hätte innehalten können. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten. Mein Feind ist todt!“

Digitized by Google

Der Wagen war jetzt ganz nahe, nur die Biegung der Straße trennte ihn von dem Schauplatz des Verbrechens.

„Gerettet! gerettet!“ murmelte Lord Leonhard. „Mag nun kommen, wer da will, ich bin geborgen.“

Mit diesen Worten schlüpfte er in das Gebüsch, aber in seiner Verwirrung war er auf die dem Platze, wo er sein Pferd gelassen, entgegengesetzte Seite gekommen. Da er unmöglich die Straße noch einmal überschreiten konnte und auch nicht gesonnen war, sein Pferd zu verlassen, verbarg er sich in dem tiefen Dunkel der Büsche und bewachte Hugo mit brennenden Augen.

Er war gerade zur rechten Zeit entkommen; denn die Zweige über seinem Versteck bewegten sich noch, als der Wagen, gezogen von einem zottigen Hochlandspony, um die Biegung der Straße kam und sich langsam der verhängnißvollen Stelle näherte. Auf demselben befand sich nur eine einzige Person — eine alte Frau, in einen Mantel gehüllt und den Kopf mit einer eng anschließenden Haube bedeckt.

Sie war augenscheinlich zum Markt gewesen, denn eine Menge Kisten und Packete lagen auf dem Wagen.

„Geh' zu, Jack!“ rief die alte Frau, dem Pony einen Hieb mit der Peitsche versetzend. „Was sind das für Mucken?“ fügte sie hinzu, als das Thier schnaubte und sich sträubte, weiter zu gehen. „Geh' zu!“

Doch der Pony wurde immer wilder und widersetzte sich den Befehlen seiner Herrin.

„Wir müssen der Stelle nahe sein, wo das durchgegangene Pferd, welches wir trafen, seinen Reiter abwarf,“ brummte die Alte vor sich hin, „Sonst kann Jack nichts so erschrecken.“

Sie lehnte sich aus dem Wagen und fuhr gleich darauf mit einem Schrei der Bestürzung zurück, — sie hatte die ausgestreckte Gestalt Hugo's gesehen; dann kletterte sie vom Wagen, führte ihren Pony auf die Seite und eilte zu dem Verwundeten.

Lord Leonhard, welcher die alte Frau von seinem Versteck aus beobachtete, hatte sie sogleich erkannt und brummte leise vor sich hin: „Es ist fatal, daß gerade die alte Dienerin seiner Mutter ihn todt hier finden muß — das ist sehr fatal!

Die alte Frau sank neben Hugo auf die Kniee und beugte ihr von der Sonne gebräuntes Gesicht über ihn.

„Todt!“ rief sie laut mit bewegter Stimme, als sie eine seiner kalten Hände aufhob, die sogleich wieder schwerfällig an seiner Seite niederfiel. „Er ist nicht von seinem Pferde abgeworfen worden. Es muß ein Mord stattgefunden haben.“

Sie erhob ihren Kopf und schaute um sich, als ob sie nach dem Mörder suchte.

Lord Leonhard duckte sich tiefer zur Erde, fürchtend, daß ihn die scharfen Augen der Frau entdecken möchten. Diese aber wandte ihr Gesicht wieder zu Hugo und murmelte:

„Armer, junger Mann! Er ist noch so jung und muß auf so schändliche Weise sterben!“ Dabei fuhr sie mit der Hand über seine Stirn und strich die Locken aus seinem Gesicht. „Ist er aber auch wirklich todt?“ fügte sie plötzlich erschreckt hinzu, denn es kam ihr vor, als habe sich der Verwundete so eben bewegt. Sie fuhr mit der Hand unter seinen Rock und legte sie auf seine Brust. Sein Herz schlug noch langsam und schwach, aber es schlug noch.

Kaum hatte die alte Frau dieses schwache Lebenszeichen an Hugo entdeckt, als sie auch schon eine bewundernswerthe Thätigkeit entwickelte. Sie zog eine Scheere aus ihrer Tasche und schnitt aus Hugo's Hemdsärmel ein Stück Leinen, womit sie seine Wunde so gut als möglich verband.

Sie hatte die Spur der Kugel leicht gefunden; diese war in den fleischigen Theil der Schulter eingedrungen, hatte ihren Weg etwas aufwärts genommen und sich vor dem Schlüsselbein gelagert.

„Die Wunde ist nicht sehr gefährlich!“ rief die alte Frau leicht aufathmend. „Ich kann die Kugel nicht herausziehen, aber meine Herrin könnte es. Er ist nur betäubt, nichts schlimmeres, denke ich.“

Nachdem sie die Wunde verbunden hatte, war sie bemüht, durch Reiben seiner Hände und laute Zurufe den jungen Mann zum Bewußtsein zurückzubringen.

„Nicht todt!“ flüsterte Lord Leonhard, der die Bemühungen der alten Frau mit Furcht und Zittern beobachtete. „Ist es möglich, daß er noch lebt?“

Die Alte ging nach ihrem Wagen und holte

Digitized by Google

eine Flasche Branntwein, von welchem sie Hugo etwas in den Mund tropfte.

Endlich begann er zu zucken und schlug die Augen auf.

„So ist's Recht!“ rief die Alte freudig. „Sie werden wohl bald wieder zu sich kommen, Sir!“

„Das ist seltsam!“ sagte Hugo mit schwacher Stimme, verwundert um sich blickend.

Lord Leonhard, welchem die leise gesprochenen Worte nicht entgangen waren, knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Gewiß ist es seltsam,“ bestätigte die alte Frau. „Ich habe nie zuvor von dergleichen Mordthaten auf dieser Straße gehört. Hat nicht Jemand auf sie geschossen, während Sie die Straße entlang ritten?“

Hugo nickte bejahend.

„Die Sache muß streng untersucht werden, sobald Sie dazu im Stande sind,“ rief die Frau energisch. „Wenn auf Leute, wie Sie, auf dieser Straße geschossen wird, welche Sicherheit gibt es denn für mich, wenn ich zum Markt gehe oder von dort zurückkomme? Diese Schießerei, so nahe am Hause, paßt mir durchaus nicht. Ihr Pferd lief im vollen Galopp in der Richtung nach Corburnspath, Sir. Wohin wollten Sie reiten?“

„Ich war auf dem Wege nach Glenfan,“ erwiederte Hugo schwach. „Sind wir nicht bald dort?“

„Hm!“ versetzte die Alte. „Wer ist es dann, den Sie zu Glenfan suchen?“

„Miß Deane.“

Ein Ausdruck voll Mißtrauen flog plötzlich über das Gesicht der Alten und sie musterte Hugo mit scharfen Augen, indem sie sagte:

„Miß Deane nimmt keinen Besuch an. Sie wird Sie nicht empfangen, junger Mann. Ihr Gesicht ist nicht geeignet, ihre Gunst zu erwerben, denn Sie sehen ihren Feinden zu ähnlich. Wer sind Sie?“

„Mein Name ist Hugo Chandos. Ich bin ein Maler von London.“

(Fortsetzung folgt.)

— Liegnitz, 10. Juli. Ueber einen argen Betrugsversuch berichtet das hiesige Stadtbl. Folgendes. „Zu einem Rittergutsbesitzer im Kreise Löwenberg kam vor einigen Tagen ein anscheinend anständiger Mann und erbot sich zum Ankauf von Schafen. Da derselbe nur eine ganz geringe Summe weniger zahlen wollte, als verlangt wurde, so trennte man sich und der Käufer wollte event. dem Verkäufer den Contract später zur Vollziehung übersenden. Nach einigen Tagen erhielt der Rittergutsbesitzer auch in der That einen Vertrag über einige Hundert Stück Schafe, worin die geforderte Kaufsumme bewilligt wurde. Nach Vollziehung desselben sandte er seinen Schäfer zu dem vermeintlichen Käufer mit der Instruction, wenn jener sofort 25 Thaler Angeld zahle, ihm den vollständigen Contract auszuhändigen, wonach dieser auch zur Abholung einer Quantität Schafe berechtigt sein solle. Der Schäfer fand jenen Herrn auch, erhielt jedoch die verlangten 25 Thaler nicht und kehrte deshalb zu seinem Herrn zurück. Gestern empfing nun der Rittergutsbesitzer ein Schreiben von dem Schafkäufer, daß, da er ihm sein Rittergut für 84,000 Thaler verkauft habe, dessen Uebergabe innerhalb vier Wochen erfolgen solle, es der Abholung der Schafe nicht mehr bedürfe. Jetzt erst besah er sich den zum Glück noch in seiner Hand befindlichen Vertrag recht genau und fand, daß zwei zusammengeklebte Blätter einen vollständigen Kaufvertrag über sein Rittergut enthielten. Natürlicher Weise hat er die Staatsanwaltschaft benachrichtigt und Anordnungen getroffen, sich des Betrügers zu versichern. Derselbe ist vorläufig in Polizeihaft genommen. An baarem Gelde fanden sich in seinem Besitze nur 3 Sgr. 10 Pfg. vor. Der Mann soll ein Oekonom Namens Hund aus Sachsen sein.

Ein Bischof der alten Zeit. Der frühere Bischof von Kulm hatte einen Bedienten, der war Protestant. Wegen seiner Treue gewann ihn sein Herr lieb. Nach Jahren meinte der Bediente, daß es doch wohl die Rücksicht gegen den Herrn gebiete, katholisch zu werden. Der Bischof hörte von dem Vorhaben des Bedienten, ließ ihn vor sich kommen und erklärte ihm, an dem Tage, an welchem er katholisch werde, sei er seines Dienstes entlassen, denn der Uebertritt käme ihm nicht aus dem Herzen. Der Bediente blieb Protestant und diente seinem Herrn weiter.

Einer lustigen Tanzgesellschaft wurde dieser Tage in Köln in einem Ballocale von dem Gas ein recht nichtsnutziger Streich gespielt. Plötzlich nämlich, während die Tänzer und Tänzerinnen bei den Klängen eines Walzers in wirbelnden Kreisen durch den Saal dahinflogen, erloschen sämmtliche Gasflammen. Die sausenden Paare schossen vorwärts und kringelten in der Dunkelheit in- und durcheinander. Als nach einiger Zeit die Beleuchtung wieder hergestellt, sah Mancher nicht wenig verblüfft, daß sich eine ganz andere Tänzerin in dem beängstigenden Dunkel an seine Seite geschmiegt, als er sich zum Walzer auserkoren hatte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 84. Sonntag, 27. Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ah, einer von jenen Bildermännern," versetzte die Alte, weniger mißtrauisch. „Ich bin Miß Deane's Dienerin. Mein Name ist Cummings. Meine Herrin wird Sie nicht sehen, aber Sie können mit mir nach Glensan kommen, damit wir Ihre Wunde besser verbinden können. Meine Herrin würde ja keinen Hund wegjagen, wenn er in Noth wäre. Und diesen Nachmittag kann ich Sie nach Corburnspath zurückbringen."

Hugo drückte der alten Frau seinen Dank aus und diese half ihm mit einer Art rauher Freundlichkeit auf die Füße und dann auf den Wagen.

„Sie können sich hier niederlegen," sagte sie, indem sie einige Packete zurechtlegte und ein paar leere Säcke darüber breitete. „Da ist ein Kissen unter Ihren Kopf und hier eine Decke zum Zudecken."

Bald war Hugo mit Hülfe der alten Frau bequem auf dem Wagen placirt; diese nahm selbst ihren Sitz wieder ein, zog die Zügel an und der Pony trabte raschen Schrittes weiter.

„So lebt er doch noch," murmelte Lord Leonhard, dem Wagen mit furchtbar flammenden Augen nachschauend. „Alles dies ist umsonst geschehen. Ich kann nun weder innehalten, noch umkehren, denn dieser Angriff hat mich in seine Gewalt gebracht. Er hat mich erkannt und trotz meines Ranges kann er mich zittern machen. Mein Attentat auf ihn wird seinen Ansprüchen nur noch mehr Farbe geben. Im Verlauf einer Woche wird seine Lebensgeschichte, die Geschichte seiner Mutter und mein Mordversuch, der dem ganzen die Krone aufsetzt, das Tagesgespräch in ganz England bilden, und wer weiß, welche Beweise in der allgemeinen Aufregung noch aufgeführt werden. Ich muß all' diesen Möglichkeiten vorbeugen. Ich muß rasch handeln. Ich muß ihn für immer zum Schweigen bringen."

Indessen, unbewußt, daß sein Feind noch so nahe war und neue Pläne zu einem schrecklichen Angriffe auf ihn schmiedete, überzeugte sich Hugo, daß er der Bewilse seiner Identität nicht beraubt worden war, und vergaß sein so eben bestandenes Abenteuer über den Vorempfindungen des nahen Zusammentreffens mit der, welche der Welt bis jetzt noch als Miß Deane bekannt war.

Nach einer kurzen Fahrt hatte der Wagen die Waldstraße hinter sich und dehnten sich nun zu beiden Seiten der Straße fruchtbare Felder und Wiesen aus.

„Nun können Sie Glensan sehen," sagte Mrs. Cummings. „Dort liegt es, nicht eine halbe Meile entfernt."

Hugo erhob sich ein wenig und schaute nach der Richtung, welche die Alte mit der Peitsche andeutete, und vor seinen Blicken enthüllte sich ein natürliches Amphitheater, welches sich etwa eine Meile ausdehnte und auf drei Seiten von hohen, schroffen Bergen eingeschlossen wor. Auf der vierten Seite streckte sich das weite Moor aus, auf welchem Sir Archy Wilchesters Moorhäuschen lag.

Mitten auf dem Plateau, welches auf der einen Seite von den Bergen, auf der andern von der Straße begrenzt wurde, lag das Landhaus Glensan.

Es war ein langes düsteres Gebäude, mit steilem, weit überhängendem Dach, schmalen Fenstern und hohen Schornsteinen, von welchen ein dichter Rauch lustig aufwirbelte.

Hugo hatte das alte, finstere Haus eine Weile schweigend betrachtet, dann murmelte er, wie zu sich selbst:

„Und das ist Glensan? Das sieht ja schauerlich aus."

„Und warum sollte es nicht?" versetzte

Mrs. Cummings rasch. „Es sind keine jungen Leute dort, kein fröhliches Wesen, kein glückliches Herz. Es ist trübe, und das gefällt uns so besser."

Hugo seufzte, antwortete aber nicht.

Mit einem Kunstgriff öffnete die Alte das schmale Thor, ohne den Wagen zu verlassen, lenkte den Pony in eine dunkle Allee und machte das Thor wieder zu, worauf der Wagen langsam dem Hause zufuhr.

„Ich weiß nicht, ob ich es recht gemacht habe, Sie hierher zu bringen," bemerkte Mrs. Cummings etwas ängstlich, „denn meine Herrin liebt die Gesellschaft nicht. Aber es ist ein Trost — Sie können diesen Nachmittag wieder zurückgehen."

Es war in der ganzen Umgebung des Hauses kein Mensch zu sehen, ausgenommen der Bursche, welcher Hugo als stumpfsinnig bezeichnet war. Er trat schüchtern hinter einer Ecke hervor und machte ein gar wunderliches Gesicht beim Anblick des Fremden, zog sich aber rasch zurück, als Hugo's Blick ihn traf.

Als der Wagen vor der Front des Hauses anhielt, stieg Mrs. Cummings herunter, und Hugo, dem die Aufregung und Erwartung Kräfte verliehen, folgte ihrem Beispiel.

„Kommen Sie," sagte die Alte, indem sie die Stufen hinaufstieg und die Thür öffnete.

Hugo befand sich, als er in das Haus getreten, in einer langen und breiten Halle, deren Wände mit Bildern, lange unbenutzten Jagdgewehren und dergleichen behangen waren. Mrs. Cummings führte ihn in ein Zimmer und sagte:

„Setzen Sie sich, Sir. Ich will mit meiner Herrin sprechen, aber sie wird schwerlich zu Ihnen kommen, es sei denn aus Mitleid wegen Ihrer Wunde. Haben Sie besondere Geschäfte mit ihr?"

„Ja," antwortete Hugo. „Sagen Sie ihr, ich müßte sie sprechen, es handle sich um eine äußerst wichtige Angelegenheit, von welcher ihr ganzes künftiges Leben und Glück abhängt."

Die gute Frau erschrack über die Bedeutung dieser ernsten Worte und entfernte sich schnell.

Hugo, erwartungsvoll und zitternd vor innerer Erregung, setzte sich und begann das Zimmer zu mustern, um wo möglich aus seiner Ausstattung den Charakter seiner Besitzerin zu errathen.

Es war ein hübsches, kleines Zimmer. Vor den Fenstern hingen weiße Mousselin-Gardinen mit breiten Borden und der Fußboden war mit einem dicken Teppich bedeckt. Auf dem Herd brannte ein helles Feuer, welches das Zimmer mit einer behaglichen Wärme erfüllte. Auf der einen Seite stand ein Bücherschrank, angefüllt mit Meisterwerken, und diesem gegenüber befand sich ein Piano. Ein kleiner Tisch, bedeckt mit einem Arbeitskorb und verschiedenen Kleidungsstücken, ohne Zweifel für arme Schulkinder bestimmt, war vor den Kamin gerückt. Einige gut gewählte Bilder zierten die Wände und ein kleines Blumenbrett enthielt die seltsamsten Blumen und Beetpflanzen. Das Zimmer war, kurz gesagt, Bibliothek-, Wohn- und Empfangszimmer zugleich und, obwohl offenbar in fortwährendem Gebrauch, ungemein sauber gehalten.

Das sieht hier nicht so schrecklich aus, wie sich nach dem Gerede der Leute erwarten ließ, dachte Hugo. Bücher, Musik, Handarbeit und Blumen! Dieses Zimmer würde sogar für die niedliche Rosamunde Wilchester nicht unpassend sein. Sie, meine arme Mutter, muß trotz des ihr angethanen Unrechts noch ein warmes Herz haben. Wird sie mich annehmen? Wird sie mich auf die mitgebrachten Beweise hin als ihren Sohn anerkennen?

Er lauschte athemlos, als sich in der Halle Tritte vernehmen ließen, welche viel leichter und elastischer waren, als die der alten Dienerin.

„Das ist ihr Tritt," murmelte Hugo. „Sie kommt!"

Ein Nebel überzog seine Augen, als die Thür geöffnet wurde und eine Dame hereintrat. Er stand auf, blindlings mit der Hand nach der Stuhllehne fassend, und starrte auf das blasse, aber ruhige Gesicht der Eintretenden.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Sir?" fragte diese mit freundlicher, mitleidiger Stimme. „Meine Dienerin sagte mir, daß Sie verwundet sind. Bitte, setzen Sie sich."

Hugo fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte er die Dunkelheit hinwegwischen, die ihn hinderte, die Dame genauer zu betrachten.

„Sind Sie Miß Deane?" fragte er mit schwacher Stimme.

Die Dame verbeugte sich.

Digitized by Google

Hugo schwieg einen Augenblick, indem seine Augen auf der schlanken, hübschen Frau ruhten, die ein schwarzseidenes Kleid trug und ihr wallendes schwarzes Haar nach der bestehenden Mode in einem Netz auf dem Hintertheil des Kopfes gesammelt hatte. Ihre ruhige Haltung, ihr edles, blasses Gesicht, ihre großen, dunkeln Augen, sanft unter den langen Wimpern hervorleuchtend, zogen Hugo's Herz unwiderstehlich zu ihr hin. Sein ganzes kindliches Gefühl, welches bis jetzt in seinem Innern geschlummert, erwachte plötzlich und machte seine Ahnung zur Gewißheit.

Seine Mutter! Diese schöne Frau seine Mutter! Diese liebenswürdige Dame die Mutter, nach welcher er sich sein ganzes Leben lang gesehnt — es schien fast unglaublich!

Er trat ihr einen Schritt näher, sein bleiches Gesicht verwandelte sich gänzlich bei seiner unaussprechlichen Freude.

Die Dame, welche seine heftige Gemüthsbewegungen bemerkte, sagte:

„Meine Dienerin sagte mir, Sie wären ein Maler. Wenn Sie etwas von mir wünschen, was in meinen Kräften steht, können Sie sich auf meine Bereitwilligkeit verlassen. Vor allen Dingen aber, Mr. Chandos, muß Ihre Wunde untersucht werden. Setzen Sie sich, und erlauben Sie mir, darnach zu sehen."

„Ich habe Ihnen vorher etwas zu sagen," erwiederte Hugo, indem er die größten Anstrengungen machte, sich zu beherrschen. „Sind Sie dieselbe Miß Deane, welche in ihrer Kindheit in Wilchester lebte und später in eine Schule zu Freiburg am Rhein ging?"

„Ich bin dieselbe Miß Deane."

„Dieselbe Miß Deane, welche Lord Paget Evremond liebte und heirathete?" fragte Hugo weiter und seine Bewegung steigerte sich auf's Höchste, als er fortfuhr: „Dieselbe Miß Deane, welche heute, sowohl nach menschlichen als göttlichen Gesetzen, Lady Gertrud Evremond ist?"

Miß Deane trat überrascht einige Schritte zurück und rief:

„Wer sind Sie, der diese seltsamen Fragen an mich richtet? Wer sind Sie, der Vergangenes aufrührt, das ich todt und vergessen glaubte?"

Hugo, schwach von Blutverlust, gepeinigt von Schmerz, welcher ihm die Kugel in seiner Wunde verursachte, kämpfend mit einer fast unwiderstehlichen Erregung, raffte all' seine Kräfte zusammen und antwortete:

„Ich bin Lord Paget Evremond's Sohn!"

Die Dame stieß einen raschen, wilden Schrei aus und blickte mit Unwillen auf Hugo.

„Lord Paget's Sohn!" rief sie, sein Gesicht durchforschend, und wurde todtenbleich, als sie die Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Lord Paget bemerkte. „Sie Lord Paget Evremond's Sohn! Unmöglich! Er hatte nur einen Sohn und dieser war auch der meinige!"

Ueber Hugo's Gesicht flog plötzlich ein verklärendes Lächeln. Er trat einen Schritt vorwärts und streckte seine Arme der Dame entgegen, indem er rief:

„Können Sie die Wahrheit nicht errathen? Sagt Ihnen Ihr Herz nicht, wer ich bin? O, Mutter! Mutter!"

Er zitterte einen Augenblick, als sie in wildem Schrecken auf ihn starrte; dann schwanden seine Sinne, er griff blindlings in die leere Luft und fiel ohnmächtig zu ihren Füßen.

XX.

Mutter und Sohn.

Als Hugo aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, befand er sich auf dem Sopha des kleinen Wohnzimmers ausgestreckt und vor ihm saßen mit ängstlicher Wachsamkeit Miß Deane und deren Dienerin. An dem Schmerz in der Schulter und den kühlenden Bandagen erkannte er sogleich, daß seine Wunde von der Kugel befreit und gehörig verbunden war, und an der Kraft, die ihn zu durchdringen begann, erkannte er, daß ihm ein stärkender Trank während seiner Bewußtlosigkeit eingeflößt worden war.

„Ich fühle mich wieder ganz wohl," sagte Hugo mit tiefer Stimme. „Ich möchte lieber ein wenig aufsitzen."

„Sie können gehen, Mrs. Cummings," sagte Miß Deane. „Machen Sie ein Zimmer für den jungen Herrn bereit. Er soll uns heute nicht verlassen."

„Sehen Sie sich vor, Miß Gertrud," flüsterte die alte Frau, aber laut genug, daß es Hugo verstehen konnte. „Er sieht den Evremond's zu ähnlich. Vielleicht ist er ein Spion von Lord Leonhard. Seien Sie auf Ihrer Hut."

Digitized by Google

Mit dieser Warnung zog sich die Alte zurück, während sich Miß Deane ihrem Gaste näherte. Sie war entsetzlich blaß und in ihren Augen leuchtete ein seltsamer Glanz.

„Wenn Sie sich kräftig genug fühlen," sagte sie, „will ich Sie nach dem Lehnstuhl führen.

Sie richtete ihn freundlich auf und führte ihn nach dem Lehnstuhl, wo sie vor ihm stehen blieb und ihn mit einem langen, scharfen Blick betrachtete.

„Sie haben meine Jahrelange Ruhe gebrochen," begann sie dann mit bebender Stimme. „Sie haben die Erinnerung an meinen Gemahl, welcher fern von mir vor vierundzwanzig Jahren starb, wachgerufen; Sie haben mich bei einem Namen genannt, bei welchem mich noch nie zuvor Jemand nannte — dem Namen, welchen ich einst von meinem eigenen Kinde zu hören mich sehnte. Aber dieses Kindes Lippen schlossen sich vor vierundzwanzig Jahren für immer. Er starb unter Fremden — mein armer, kleiner Sohn, welchen ich liebte wie meine eigene Seele. Warum haben Sie dies Alles gethan? Warum sind Sie hierhergekommen, mich in dieser Weise zu foltern?"

„Wer hat Ihnen gesagt, daß Ihr Kind todt ist?" fragte Hugo.

„Lord Leonhard Evremond — meines Gatten Bruder."

„Und Sie glaubten ihm?"

Die Dame stutzte.

„Gewiß glaubte ich ihm. Beraubte mich nicht das Fieber sowohl meines Gatten, als meines Vaters? War es unwahrscheinlich, daß dasselbe mein zartes Kind ebenfalls dahinraffte?"

„Es war nicht unwahrscheinlich, doch es starb nicht. Bitte, erzählen Sie mir die Geschichte Ihrer Heirath und dann gestatten Sie mir, Ihnen meine Lebensgeschichte mitzutheilen."

Miß Deane betrachtete Hugo noch durchforschender, dann, überwältigt von einem Gefühl, das sie sich nicht erklären konnte, sagte sie:

„Meine Geschichte ist eine sehr traurige, doch Sie sollen sie hören. Ich war in eine Schule zu Freiburg gesandt. Ich war kaum fünfzehn Jahre alt, als mein Vater kam, um mich zu besuchen, begleitet von seinem Zögling, mit dem er eine Tour durch Europa machte; dieser Zögling war Lord Paget Evremond, ein Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, hübsch, männlich, edel und gut. Mein Vater und sein Zögling verweilten mehrere Wochen in Freiburg. Zwischen Lord Paget und mir entstand ein Liebesverhältniß, ehe mein Vater es vermuthete. Mein Vater war ein stolzer Mann, gerecht und ehrenwerth in all' seinem Thun. Es war seltsam, daß er seines Zöglings Liebe zu mir billigte, da er wußte, daß dies Verrath an seinem Herrn, Lord Berwick, war, welcher andere Absichten mit seinem Sohne hatte; aber mein Vater war lange das Opfer einer unheilbaren Krankheit gewesen und seine väterliche Liebe überwand sein Gefühl für Recht. Er fürchtete, mich allein, ohne einen Beschützer, in der Welt zurücklassen zu müssen, gab aber dennoch den Bitten Lord Paget's nicht sogleich nach; und als er endlich seine Zustimmung gab, war es in dem Augenblick, da er sich dem Tode nahe glaubte. So bald mein Vater wieder etwas besser war, gingen wir — mein Vater, Lord Paget und ich — nach einem Dorfe etwas weiter unten am Rhein und Paget und ich wurden in einer englischen Kapelle von dem dortigen Kaplan getraut."

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

Eine Wettfahrt, wie sie bei dem ersten Theetransport neuer Ernte oft gemacht zu werden pflegt, ist diesmal zwischen den Dampfern „Venetia" von der Penninsular und Oriental Company und „Agamemnon", Eigenthum des Herrn Alfred Holt u. Comp., zur Ausführung gekommen. Es galt, wer am schnellsten den ersten Thee der neuen Ernte aus China nach Liverpool zu bringen vermochte. Die „Venetia" ist eigentlich Postdampfer; der „Agamemnon" war mit neuen Kesseln ausgestattet. Als Fracht erhielt jedes der Schiffe 5 L. für die Tonne Ladung; schlug es den Gegner um sieben Tage, so waren ihm außerdem noch 2 L. für die Tonne zugesagt. Der „Agamemnon" verließ Woosung sieben Stunden später als sein Nebenbuhler. Bis Port Said verminderte er den Unterschied um eine Stunde, bei weiterer Fahrt büßte er jedoch das Doppelte ein, so daß er bis zur Ankunft in Liverpool gerade eine Stunde länger gebraucht hatte als die „Venetia". Das merkwürdige Uebereinstimmen der Zeit ist bei der Länge der Fahrt auffällig.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 85. Mittwoch, 30 Juli 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Hugo athmete bei diesen Worten erleichtert auf.

„Nach der Trauung ging ich zur Schule zurück, bis mein Vater und Paget eine kleine, reizende Villa einige Meilen von Freiburg gemiethet hatten. Dort lebten wir wie in einem Paradies. Da wurde ein Jahr später mein Kind geboren. Das war die glücklichste Zeit meines Lebens! Aber als unsere Glückseligkeit die höchste Stufe erreicht hatte, brach ein verheerendes Fieber in der Rheingegend aus. Mein Vater wurde krank, und noch ehe wir die Gefährlichkeit seiner Krankheit erkannten, erhielt mein Gatte einen bestimmten Befehl von seinem Vater, Lord Berwick, welcher ihn beorderte, ohne den geringsten Aufschub in seine Heimath zurückzukehren. Lord Berwick hatte Paget's Liebe zu mir erfahren und war darüber auf's Höchste entrüstet. Ich bat meinen Gemahl, zu seinem Vater zu gehen und diesem die Wahrheit zu offenbaren. Mein Vater, mit Hinweis auf sein nahes Ende, bat ihn, für sein Weib und Kind einzutreten und gab ihm die Versicherung, daß seine Vorstellungen nicht vergebens sein würden. Ich steckte den Trauschein in seine Tasche, sowie eine Abschrift von dem Geburtsschein unseres Kindes. Aber im letzten Augenblick sank Paget's Muth und er bat mich, ihn das Kind nach Berwick-Hall mitnehmen zu lassen, weil er glaubte, daß das Kind besser für ihn sprechen würde, als er es selbst könnte. Das Kind war noch kein Jahr alt und die Amme, ein deutsches Mädchen, weigerte sich, ihn zu bekleiden; aber Paget erklärte mir, daß er selbst für das Kind sorgen könne, — und ich ließ sie gehen — meine Liebsten, ich ließ sie gehen in ihren Tod! Ich sah niemals einen von ihnen wieder."

Sie rang trostlos, aber still die Hände.

„Und dann?" fragte Hugo mit sanfter Stimme.

„Eine Woche später starb mein Vater; er wurde in fremder Erde begraben, und ich reis'te nach England. Ich ging nach Winchester. Ich zitterte bei dem Gedanken, direct nach Berwick-Hall zu gehen, unerwartet und ungerufen, und ging deshalb zu Sir Archy's Administrator, Mr. Hadd, einen früheren Freund meines Vaters. Dort hörte ich, daß mein Gemahl todt war, daß er allein nach Berwick-Hall gekommen, wahnsinnig von Fieber, und kurz nach seiner Ankunft gestorben war. O Himmel, das war eine schreckliche Stunde!"

Sie zitterte heftig; es schien, als ob sie diese Erinnerungen kaum ertragen konnte.

„Ich ging nach Berwick Hall, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „und stand in der Todtenkammer neben dem Sarge des Todten. Vor nur zwei Wochen hatte er mich gesund und lächelnd verlassen, und da lag er nun todt! Am Fuße des Sarges stand, als ich in die Kammer trat, meines Gemahls einziger Bruder, Lord Leonhard Evremond. Wir Beide waren allein bei dem Todten. Einen Augenblick gab ich mich meinem Schmerz hin; dann fragte ich Lord Leonhard nach meinem Kind. Er sagte mir, daß Paget kurz vor seinem Tode seinen Verstand wieder bekommen und unsere Heirath gestanden, daß er ihm aber auch gesagt habe, daß das Kind in London am Fieber gestorben und dort begraben worden sei. Er sagte mir ferner, daß Paget vom Fieberwahnsinn befallen gewesen, ehe er die Heimath erreicht habe, und daß er auf der Reise seines Geldes, seiner Uhr und, was das Schlimmste war, der Documente von unserer Trauung und unsers Kindes Geburt beraubt worden sei. Er behauptete, daß ich keine Ansprüche an die Berwicks hätte und daß mich diese

Digitized by Google

niemals als die Wittwe Lord Pagets anerkennen würden, daß ich auch gar nicht dem Recht nach die Wittwe Lord Pagets sei, da dieser bei unserer Verheirathung nicht das gehörige Alter gehabt hätte. Nachdem er mich so ehrlos hingestellt, wagte er noch, mir eine Pension anzubieten, und reichte mir eine mit Gold gefüllte Börse dar. Ich stieß diese von mir und sein Anerbieten dazu, drückte einen letzten Kuß auf die kalten Lippen meines verstorbenen Gatten und verließ Berwick-Hall. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich von Wilchester ab und kam hierher, wo ich seitdem gelebt habe."

Sie seufzte und schluchzte als sie geendigt hatte und blickte bittend auf Hugo.

„Sie haben mir Ihre Erlebnisse erzählt," sagte dieser, „nun hören Sie die meinigen."

Und er erzählte ihr seine Geschichte, wie er sie seinem Pflegebruder Martin Kroß erzählt hatte.

„Seltsam," murmelte Miß Deane, als Hugo Chandos einen Augenblick inne hielt, dann fuhr dieser fort:

„Jenes Kind, zum Manne herangewachsen, hatte kürzlich das Geheimniß seines Lebens zu lösen unternommen. Er ging nach Wilchester, wohin ihn die Spur des Briefes führte; er kam zu Lord Leonhard Evremond und entdeckte, daß dieser zwar nicht der Mann sein konnte, welcher ihn in Mrs. Kroß Obhut ließ, daß er aber Kenntniß davon hatte. — Jenes Kind war ich!"

„Sie!" rief Miß Deane erstaunt.

„Ja!" erwiederte Hugo. „Und nun lassen Sie mich über meine Nachforschungen in Wilchester berichten."

Er erzählte von seinem Besuche zu Berwick Hall, von dem Portrait, von der Unterredung mit Lord Berwick und von Lord Leonhard's Bemerkungen, dann von seinem Besuch bei Mr. Habd und dem Geistlichen, und schließlich von dem Besuch Lord Leonhard's bei ihm in dem Gasthof.

Miß Deane lauschte mit zunehmender Spannung und Aufregung.

„Auf meinem Wege hierher, schloß Hugo, verweilte ich kurze Zeit in London, um mir einige Ueberreste von Kleidungsstücken zu verschaffen, die meine Pflegemutter wie Heiligthümer von jener Zeit her, als ich zu ihr kam, aufbewahrt hatte. Hier sind sie."

Er zog aus seiner Brusttasche ein kleines Packet, welches er langsam auflöst'te und entfaltete.

Ein kleines, reich gesticktes Kleid, nun aber durch die Länge der Zeit gelb geworden, fiel auf seine Kniee. Miß Deane sprang vorwärts, griff es auf und betrachtete es gierig von allen Seiten.

„Das war meines Kindes Kleid. Ich stickte es nach einem selbst erfundenen Muster. Was haben Sie mehr?"

Hugo überreichte ihr ein silbernes Halsband und ein eben solches Armband von orientalischer Arbeit.

„Paget kaufte dieses für das Kind," sagte Miß Deane. „Sehen Sie, hier sind des Knaben Initialen, P. E., Paget Evremond, nach seinem Vater genannt. Ich legte diese Schmucksachen selbst um meines Kindes Hals und Arm, — das Letzte, was ich an ihm that, ehe es von mir ging. Und diese Sachen waren also die Ihrigen?"

„Ja, sie gehörten mir."

Die Dame legte das Kleid und den Schmuck auf den Kamineppich.

„Ich weiß ein sicheres Zeichen," murmelte sie, indem sie an Hugo's Seite trat und das Haar ein wenig aus seinem Nacken strich. Da, tief in das Fleisch eingeprägt, war ein kleiner rother Fleck, vielleicht durch einen Unfall entstanden, oder ein Geburtsmaal.

Einen Augenblick blieb Miß Deane sprachlos stehen, sie war kaum fähig, die Wahrheit zu begreifen.

Dann aber, als ihr wilder Blick dem Hugo's begegnete, schwand plötzlich jeder Zweifel und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit schloß sie ihn in ihre Arme.

„Mein Sohn! Mein Sohn!" rief sie, ungestüm seinen Kopf an ihren Busen drückend, während ihre Thränen auf seine Locken herabfielen. „Ich dachte, Du wärest todt, und habe so lange um Dich getrauert!"

Sie küßte ihn stürmisch und zärtlich, und Hugo erwiederte ihre Liebkosungen mit Herzlichkeit.

„Meine liebe Mutter," flüsterte Hugo mit fast erstickter Stimme, „wir gehören nun für immer einander an. Es ist für mich etwas

Digitized by Google

Beseligendes in dem Gefühl, Jemandem anzugehören."

„Du kommst also vollkommen frei zu mir?" fragte seine Mutter lächelnd. „Du gehörst Niemandem an außer mir?"

„Noch nicht," erwiederte Hugo erröthend. „Ich habe Dir später ein Bekenntniß zu machen. Aber wen wir auch sonst noch lieben mögen, wir Beide, Du und ich, müssen uns hinfort stets nahe bleiben."

„Ich kann mein großes Glück kaum fassen," versetzte die Dame, durch ihre Thränen stolz auf Hugo blickend. „Du machest gleich einen seltsamen Eindruck auf mich, als ich Dich sah, und ich wundere mich nun, daß mir mein Herz nicht beim ersten Blick sagte, wer Du warst. Aber" fügte sie hastig hinzu, „Du hast mir noch nicht gesagt, wie Du zu Deiner Wunde gekommen bist."

„Ich erhielt sie durch Lord Leonhard Evremond's Hand, welcher nicht weit von Glenfan auf mich schoß."

„Lord Leonhard! Er fürchtet, daß Du Deine Rechte beanspruchst und wollte unser Zusammentreffen vereiteln. Er ist Dein Feind und wir müssen vorsichtig zu Werke gehen, um seiner Rache zu entkommen. Er wird es nie ertragen, den zweiten Platz einzunehmen, wo er so lange den ersten behauptete. Es ist mir nun Alles klar. Dein Vater gab Dich in Mrs. Kroß' Aufsicht, weil er vom Fieber befallen war, oder dasselbe nahe fühlte. Er erzählte seinem Bruder Alles während seiner Krankheit, und Lord Leonhard hatte nicht den Muth, Deine Existenz gänzlich zu ignoriren, weßhalb er für Dich sorgte, setzte sich aber in den Besitz Deiner Rechte, die wir nun geltend machen müssen. Du mußt Deines Vaters Namen und Titel tragen, und dies kannst Du, sobald wir die Scheine, die ich in Lord Leonhard's Hand vermuthe, besitzen."

„Und auch Du mußt Deinen rechtmäßigen Namen und Titel führen und Deine Dir zukommende Stellung einnehmen," rief Hugo begeistert, fügte aber etwas bedenklich hinzu: „Ich sehe unsern Weg nicht so ganz klar vor uns liegen, — er ist beschwerlich und ein Todfeind versperrt ihn uns; aber dennoch, wir wollen vorwärts dringen bis zum Ende oder unterliegen."

Sie drückten sich die Hände zur Besiegelung ihres Bundes, gerade als ein Reiter vor die Thür sprengte.

„Wer kann das sein?" murmelte die Dame. „Lord Leonhard?"

XXI.

Ein gefährlicher Gast.

Der Ankommende war, wie Hugo's Mutter befürchtete, Lord Leonhard Evremond. Er sprang vom Pferde, durchschritt rasch die Halle und trat, ohne anzuklopfen ins Zimmer, wo er, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, stehen blieb. Er sah zehn Jahre älter aus, als vor einigen Tagen, wo ihn Hugo zu Berwick Hall gesehen hatte. Sein Gesicht war todtenbleich und schrecklich verzogen; seine Augen irrten rastlos umher und zeigten deutlich die Unruhe seiner Seele.

„So glauben Sie, Gertrud Deane," sagte er mit spöttischem Lächeln, „die Geschichte dieses Abenteurers? Sie haben ihn an Stelle Ihres Sohnes, den Sie vor so vielen Jahren verloren haben, angenommen?"

Hugo und seine Mutter erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen.

„Er ist mein Sohn!" sagte die Dame mit ruhiger Würde. „Er hat mir die unumstößlichsten Beweise gebracht. Aber was mehr ist — mein Herz erkennt ihn an. Ich weiß, er ist mein Sohn."

„Süßer, zuverlässiger Glaube!" grinsete Lord Leonhard. „Der junge Mann hat leichte Arbeit gehabt, wie ich sehe. Nun ja, es kann nicht schwer sein, ein empfindsames Frauenherz zu gewinnen. Und so haben Sie bereits Alles unter sich ausgemacht; Sie haben Ihren längst verlorenen Sohn gefunden, Gertrud Deane, und dieser junge Abenteurer eine Mutter. Wie romantisch! Alles, was nun zu thun übrig bleibt, ist, einen hochgestellten Vater für den Jüngling zu finden und Rang und Vermögen zu gewinnen. Wird das nicht der nächste Theil des Programms sein?"

Eine tiefe Röthe flog über Hugo's Wangen. Seine Augen flammten und nur mit Mühe konnte er die beißenden Worte, die auf seinen Lippen schwebten, zurückdrängen. Nach einiger Anstrengung erhielt er jedoch seine Ruhe wieder und sagte:

„Sie haben Recht gerathen, Lord Leonhard.

Digitized by Google

Das Nächste, was ich nun thun werde, ist, meine väterliche Abkunft zu beweisen. Ich werde meine Arbeit sogleich beginnen. Ich glaube, wir sind nicht so arm an Beweisen, wie Sie wohl denken mögen."

„Wie! Was?" rief Lord Leonhard mit Erstaunen.

„Meine Aehnlichkeit mit dem todten Lord Paget, Ihre Anstrengungen, mich zu bestechen, meine Ansprüche aufzugeben, und endlich Ihr feiger Mordversuch diesen Morgen, sind hinreichende Zeugen für die Aussagen meiner Mutter," erklärte Hugo ernst. „Wenn ich keine Ansprüche an Ihres Bruders Erbe hätte, würden Sie mich dann zu tödten versucht haben, da Sie doch in diesem Falle keine Ursache hätten, mich zu fürchten? Nein, Sie wissen, daß ich der rechtmäßige Sohn des Lord Paget Evremond bin, daß ich der Erbe bin von Lord Berwick's Titel und Vermögen und daß Sie in Zukunft den Platz nach mir einnehmen müssen. Die Gesetze England's geben dem ältesten Bruder oder dessen Erben den Titel und das Vermögen der Familie. Aus diesem Grunde und weil Sie es nicht ertragen können, den zweiten Platz einzunehmen — weil Ihnen Ihr Privatvermögen zu klein und unbedeutend scheint neben den großen Besitzungen der Berwick's — weil, kurz gesagt, Sie den ersten Platz für immer behaupten möchten, — darum suchten Sie mich zu ermorden; und, wie ich bereits gesagt, gerade jener Mordversuch ist ein deutlicher Beweis, daß ich der Sohn Ihres älteren Bruders bin."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein entsetzlicher Unglücksfall hat sich gestern in der Wenzelgasse in Prag ereignet. Bei einem in der genannten Gasse wohnhaften Bäcker war seit einigen Tagen ein junges, bildschönes Mädchen vom Lande bedienstet, welches erst vor 14 Tagen zum ersten Male nach Prag kam. Das Dienstmädchen war im ganzen Hause und in der Nachbarschaft als eine ordentliche und ehrbare Person bekannt; nur der Dienstgeber, der erwähnte Bäcker nämlich, war dem Mädchen nicht sehr gewogen, aus Gründen, über welche die Weiber der Nachbarschaft allerlei munkeln. Vorgestern Abends gab es nun plötzlich gewaltigen Krawall im Hause des Bäckers; eine Partie Wäsche soll daselbst verloren gegangen sein, den Verdacht des Diebstahls lenkte der Bäcker gegen sein junges Dienstmädchen, stieß wieder dasselbe Drohungen aus, indem er u. A. für den morgigen Tag in aller Frühe die Verhaftung durch die Polizei in Aussicht stellte. Das Mädchen betheuerte seine Unschuld, bat und beschwor den Dienstgeber, ihr keine öffentliche Schande anzuthun; jedoch ohne Erfolg. Voll Verzweiflung verließ das Mädchen in aller Frühe nothdürftig bekleidet ihre Stube, begab sich, um irgendwo ein sicheres Versteck zu finden — auf den Dachboden, trotz offenbar schon sinnesverstört durch das Dachfenster auf das Dach, kletterte von da über die stellenweise schadhafte Feuermauer auf das Dach des anstoßenden Hauses und von da wiederum auf jenes des angrenzenden Hauses und mühte sich eine ganze Stunde ab, die Dachspitze zu erreichen, was der Armen um so weniger gelingen konnte, als das Dach sehr abschüssig ist. In dieser qualvollen Situation klammerte sich das Mädchen an einen hervorragenden Dachziegel und verbrachte in dieser Lage von 9 bis halb 11 Uhr, während welcher Zeit sich unten auf der Gasse Hunderte von Menschen, darunter auch viele Polizisten, welche das Mädchen wohl bedauerten, beklagten, raisonirten, schimpften und Drohungen ausstießen, aber keine Anstalten trafen, um die Unglückliche aus ihrer Lage zu befreien. Mittlerweile schwanden die Kräfte der droben Schwebenden, sie rief aus Leibeskräften, andere schrien ihr wieder zu, sich noch eine Spanne Zeit zu halten bis Hilfe komme. Als eben ein Mann das Dach erstieg, um die Unglückliche zu retten, da plötzlich — ein Aufschrei des Entsetzens — das Mädchen verließen die Kräfte, und in einem Nu kollert es über das Dach, stürzte auf das Straßenpflaster und war sofort eine Leiche. Der Kopf glich einem unförmigen Breiklumpen. Die Leiche wurde in das path.-anatomische Institut geschafft. Auf der Unglücksstätte sammelten sich Tausende von Menschen, und hatten die Polizeimänner Mühe, die Weiber an der sofortigen Ausübung der Lynchjustiz an dem Bäcker zu verhindern.

Eine junge Dame in Jowa in Amerika klagte einen jungen Mann der Beleidigung an, weil er sie gegen ihren Willen auf der Straße artig gegrüßt hatte. Die ungewöhnlich hübsche Klägerin erschien persönlich vor Gericht und machte ihre Angaben mit solcher Anmuth, daß sie selbst den grauköpfigen Richter bezauberte. Er entschied denn auch, daß der Beklagte für seine Artigkeit unmöglich gestraft werden könne, denn ihm selbst, den Richter, koste es die größte Ueberwindung, die Klägerin nicht zu küssen. Allgemeine Heiterkeit beendigte die Verhandlung und die Schöne appellirte nicht.

Fünf Referendarien haben neulich in Berlin das Assessor-Examen glücklich bestanden. Als ihnen der Präsident des Kammergerichts dies mittheilte, erklärten zu seiner großen Ueberraschung sofort vier der neuen Assessoren, daß sie nunmehr aus dem Staatsdienste entlassen zu werden wünschten.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 86. Freitag, 1. August **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Lord Leonhard biß sich vor Wuth in die farblosen Lippen.

„Wer wird Ihren Aussagen gegen mich Glauben schenken?" fragte er. „Wer hat es gesehen, daß ich Sie ermorden wollte?"

„Niemand, außer Gott! Aber die Wunde —"

„Die Wunde! Bah! Sie können sich selbst geschossen haben, um Ihrer hübschen Erdichtung Farbe zu geben — oder ein Räuber kann Sie verwundet haben. Es wird nicht so leicht sein, eine solche Klage mit Erfolg gegen mich zu führen; ich warne Sie davor, junger Mann. Wer sollte Ihren Worten mehr glauben, als den meinigen? Was beweis't Ihre Aehnlichkeit mit meinem Bruder Paget? Und was beweis't Miß Deane's Anerkennung? Sie mögen ihr Sohn und auch meines Bruders Sohn sein, aber diese beiden Thatsachen beweisen nicht, daß Sie meines Bruders rechtmäßiger Erbe sind."

Bei diesen Worten fiel Lord Leonhard's Blick auf das Kinderkleidchen und die Schmucksachen, welche noch auf dem Kaminteppich lagen.

„Ah, diese Dinge sind es, durch welche Sie Miß Deane überzeugt haben, daß Sie ihr Sohn sind?" fuhr er mit höhnischem Lachen fort. „Die Dame muß ein gutes Gedächtniß haben, um das Kleid eines Kindes nach beinahe einem Vierteljahrhundert wieder zu erkennen. Aber angenommen, das Kleid gehörte ihrem Kinde, so ist damit, weil Sie im Besitz desselben sich befinden, nicht ausgemacht, daß Sie ihr Sohn sind. Das Kind starb in London an dem Fieber, an welchem sein Vater einige Tage später starb. Mein Bruder sagte mir dies auf seinem Sterbebette."

„Sparen Sie Ihre Erdichtungen, Lord Leonhard," sagte Miß Deane kalt. „Ich erkenne meinen Sohn an einem untrüglichen Zeichen — an einem Maal im Nacken."

„Ah!" grinsle Lord Leonhard. „Das Erdbeerenmaal! Nicht wahr? Wenn die Erkennung auf einem so entscheidenden Grunde beruht, ist jede andere Beweisführung allerdings überflüssig und es unterliegt keinem Zweifel, daß unser abenteuerlicher Maler Ihr Sohnlist. Empfangen Sie meine Gratulation Miß Deane —"

Hugo unterbrach ihn durch eine gebieterische Geberde.

„Ich ersuche Sie," sagte er stolz und fest, „meine Mutter von jetzt an bei ihrem rechtmäßigen Namen zu nennen — Lady Gertrud Evremond."

Lord Leonhard lachte laut auf und sagte:

„So hat sie Ihnen wirklich jene kleine Fabel aufgebunden, Mr. Chandos? Ungeachtet Ihrer thörichten Forderungen und Ihres hochmüthigen Geschwätzes hatte ich Ihnen doch etwas mehr Scharfsinn zugetraut, als daß ich ein solches Verlangen von Ihnen erwartet hätte."

Hugo's Gesicht wurde glühend roth vor Entrüstung und seine Mutter erhob ihre Hand, als ob sie einen Schlag abwehren wollte.

„Verschonen Sie uns mit Ihren Beleidigungen, Lord Leonhard," befahl sie. „Sie wissen, daß ich die Wittwe Ihres älteren Bruders bin."

„Ich weiß, daß Sie dies sagen," erwiederte dieser höhnisch, „aber ich bin nicht überzeugt, daß es wirklich so ist. Wo sind die Beweise? Wo ist der Pfarrer, welcher Sie traute? Wo sind die Trauzeugen?"

Miß Deane — wie wir sie noch nennen müssen — schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie mit gepreßter Stimme:

„Sie wissen, daß der Trauschein sich in den Händen meines Gemahls befand, als er mich in Deutschland verließ, um auf Befehl seines Vaters nach England zurückzukehren.

Digitized by Google

Wo dieser Schein aber jetzt ist, werden Sie wohl auch wissen. Da Sie einer so entsetzlichen Schurkerei fähig waren, meinen Sohn all' diese Jahre hindurch von mir fern zu halten und mir zu sagen, daß er todt sei, — da Sie fähig waren, mit kaltem Blut einen Mordversuch auf ihn zu machen, sind Sie auch des geringeren Verbrechens fähig, Ihres Bruders Wittwe um ihre Rechte zu betrügen."

Lord Leonhard stampfte mit dem Fuße.

„Er ist eines solchen Betrugs fähig, Mutter, und ich klage ihn an, daß er es gethan hat," erklärte Hugo, Lord Leonhard einen strafenden Blick zuwerfend. „Der Trauschein, wenn er noch existirt, ist in seinen Händen, ist er nicht mehr vorhanden, so hat er ihn vernichtet."

„Beweisen Sie Ihre Beschuldigungen!" sagte Lord Leonhard, seine Ruhe wieder gewinnend. „Der Trauschein, wenn jemals ein solcher vorhanden war, existirt nicht mehr. Mein Bruder sagte mir auf seinem Sterbebett, daß er nicht verheirathet war. Wenn Miß Deane verheirathet war, so kann sie dies durch nichts, als durch ein Stückchen Papier beweisen."

„Sie wissen recht gut, Lord Leonhard, sagte Miß Deane, „daß der Pfarrer, welcher Paget und mich traute, bald darauf sein Amt in Deutschland verließ. Ich suchte ein Jahr nach meines Gatten Tode vergebens nach ihm. Ich glaube, daß er jetzt in einer kleinen Kirche in England angestellt ist, aber wo, weiß ich nicht. Bei meiner Trauung waren nur drei Zeugen zugegen, von denen der erste, mein Vater, gestorben ist. Der zweite, eine englische Lehrerin in der Schule, in der ich mich befand, verheirathete sich einige Monate später mit einem herumreisenden Engländer und ich kann weder ihren Namen, noch ihren Aufenthalt mit Bestimmtheit angeben. Der dritte Zeuge war ein deutscher Künstler, welcher sich zufällig in der Kapelle befand. Ich erinnere mich jedoch seines Namens nicht."

„Die Trauung muß doch in dem Kirchenbuch eingetragen sein," versetzte Hugo.

„Ich glaube, es wurden daselbst keine Kirchenbücher geführt," erwiederte seine Mutter. „Ich hörte nie etwas davon. Jene kleine Kapelle wurde nicht mit der Genauigkeit unserer englischen Kirchen verwaltet."

„Und Du suchtest niemals nach dem Geistlichen?"

„Nicht ernstlich. Welchen Antrieb hatte ich dazu, da ich mich kinderlos glaubte? Ich war selbst kaum mehr als ein Kind und hatte kein Verlangen, mich mit Menschen zu verbinden, welche mich haßten. Sagte mir doch Lord Leonhard, daß er und sein Vater meine Ansprüche nie anerkennen würden, welche Beweise ich auch bringen möchte. Für wen hätte ich mich bemühen sollen? Ich glich dem Thiere, welches, tödtlich verletzt sich nach seiner einsamen Höhle schleppt, um dort in Ruhe zu sterben. Ich kam hierher in das Landhaus, welches mir mein Vater hinterließ, und mehrere Jahre später ließ ich meine alte, treue Amme zu mir kommen, und hier würde ich, abgeschlossen von der Welt, gestorben sein. Aber nun hat sich Alles verändert."

„Ja, es hat sich Alles zu Deinem, wie zu meinem Besten geändert, Mutter!" rief Hugo; „und bald wird sich auch Alles für unsern Feind verändern. Du hast jetzt einen Beschützer an mir. Ich will mein ganzes Leben der Aufgabe widmen, Deinen und meines Vaters Namen zu reinigen."

„Ein wahrer Don Quixote!" spottete Lord Leonhard. „Diese Aufgabe wird Ihre ganze Lebenszeit in Anspruch nehmen."

„Ich werde damit beginnen, den Prediger, Mr. Camp, aufzusuchen. Ich sage Ihnen, Lord Leonhard, daß ich mein Unternehmen zu Ende führen und die Rechte meiner Mutter, sowie die meinigen beweisen werde. Sie haben uns Beiden Unrecht gethan; Sie haben Ihre Schlechtigkeit gekrönt durch den Versuch, mich zu morden; aber dennoch sind Sie meines verstorbenen Vaters einziger Bruder — mein Verwandter! — und darum werden wir Ihnen Alles verzeihen. Es ist jetzt noch nicht zu spät für Sie, Ihr Unrecht zu bekennen und zu bereuen. Wenn Sie wollen, können wir freundschaftlich —"

„Freundschaftlich! Ich freundschaftlich mit Euch!"

„Wie Sie wollen," versetzte Hugo ruhig. „Ich werde die Beweise von meiner Mutter Heirath und meiner Geburt bringen und damit vor Lord Berwick und vor Sie treten. Die Sache kann dann ohne Gericht abgemacht werden, damit kein Scandal verursacht wird, und Ihre Fehler, gelinde gesagt, können unentdeckt bleiben. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

Digitized by Google

„Daß Sie ein impertinenter Menſch ſind und daß ich Ihre anmaßenden Vorſchläge verwerfe!“ ſchrie Lord Leonhard wüthend. „Sie wollen mir Bedingungen ſtellen — Sie, ein namenloſer Bettler! Es iſt an mir, Ihnen Bedingungen zu dictiren. Ich kam hierher, um Ihnen und Ihrer Mutter eine anſtändige Jahresrente für Ihr ganzes Leben anzubieten, wenn Sie ſich einigen würden, Ihre thörichten Anſprüche fallen zu laſſen. Ich würde dies thun, nicht weil ich Ihre Forderungen für berechtigt halte, ſondern weil ich wünſche, daß meines todten Bruders Name vor Schande bewahrt bleibe; ich erniedrige mich zu einem ſolchen Räuberſold, weil ich ſchaudere vor dem unaufhörlichen Geklatſch, welches entſtehen würde. Nennen Sie die Höhe der Jahresrente, welche Sie annehmen würden —“

„Sie haben uns ſattſam inſultirt, Lord Leonhard,“ unterbrach ihn Miß Deane ſtolz. „Wenn Sie endlich den Gegenſtand Ihres Beſuches erledigt haben, bitte ich Sie, uns mit Ihrer Gegenwart nicht länger zu beläſtigen.“

„Und Sie, junger Mann?“ fragte Lord Leonhard, zu Hugo gewendet.

„Betrachten Sie die Worte meiner Mutter auch als meine Antwort,“ erwiederte Hugo beſtimmt. „Je eher Sie gehen, deſto beſſer.“

Lord Leonhard's Augen, in denen der Ausdruck des bitterſten Hohnes lag, ſtreiften von Hugo zu deſſen Mutter und von dieſer zu jenem; dann verbeugte er ſich indem er höhniſch ſagte:

„Gut, ich gehe!“ und fügte drohend hinzu; „Sie haben meinen Weg durchkreuzt, Hugo Chandos, darum nehmen Sie ſich in Acht! Wer den glänzenden Preis, nach dem ich mein Leben lang geſtrebt habe und den ich ſicher mein glaubte, aus meiner Gewalt reißen will, muß eine ſtarke Hand haben. Ich habe Sie gewarnt. Hüten Sie ſich!“

Er wandte ſich um und verließ das Zimmer. Eine Minute ſpäter ritt er wild durch die Allee der Landſtraße zu.

„Wenn dieſes Menſchen Fähigkeit, Böſes zu thun, ſeinem Willen gleichkommt, möchten wir Urſache haben, zu zittern,“ bemerkte Hugo ruhig, als er und ſeine Mutter ihre Plätze wieder einnahmen. „Fürchteſt Du Dich nicht vor ihm, Mutter?“

„Ich fürchte mich nicht, Hugo; laß' uns jedoch ſeine Drohung beachten und auf unſerer Hut ſein. Wir müſſen unſere Arbeit vorſichtig und in aller Ruhe betreiben. Willſt Du, ſobald Deine Wunde geheilt iſt, nach Deutſchland gehen?“

„Ja, ich werde mich nächſte Woche auf den Weg machen. Meine Wunde iſt nur unbedeutend und wird bald geheilt ſein. Ich bin nur beſorgt, daß ich Dich allein hier zurücklaſſen muß; aber die Reiſe wird für Dich zu beſchwerlich ſein, es iſt auch nicht nothwendig, daß Du mich begleiteſt. Iſt Niemand in der Nachbarſchaft, bei dem Du während meiner Abweſenheit verweilen könnteſt?“

„Lord Leonhard wird mir nichts zu Leide thun, Hugo. Du biſt es, den er fürchtet. Was meine Nachbarn betrifft, ſo kenne ich nur wenig Leute. Sir Archy Wilchester iſt mit ſeiner Tochter in dem Moorhäuschen angekommen und mit Miß Wilchester bin ich befreundet. Sie wurde einſt bei einem Spazierritt von einem Sturm überraſcht und ſuchte hier Schutz. Von dieſer Zeit an ſind wir Freunde geweſen. Wenn ich Urſache hätte, Lord Leonhard zu fürchten, würde ich zu Sir Archy Wilchester gehen und ihn um ſeinen Schutz bitten.“

„Du würdeſt nicht vergebens anfragen,“ fiel Hugo lebhaft ein. „Es hat wohl noch keinen edleren und freundlicheren Mann gegeben, als Sir Archy Wilchester.“

„Du haſt ihn alſo geſehen?“

„Ja, zu Wilchester Towers.“

„Und ſeine Tochter?“

Hugo, deſſen Geſicht erröthete, erzählte Roſamunde's Abenteuer auf der Brücke in der Nähe des Schloſſes, ſeine zufällige Dazwiſchenkunft und den darauf folgenden Beſuch in ihrem Hauſe.

Miß Deane fühlte ſeine Hand in der ihrigen zittern und ſie las in ſeinen ſtrahlenden Augen, daß er Miß Wilchester liebte.

„Miß Wilchester iſt ein liebenswürdiges Mädchen, Hugo!“ ſagte ſie. „Es freut mich, daß Du Dich für ſie intereſſirſt. Da Du mit Sir Archy und ſeiner Tochter bereits bekannt biſt, können wir ihnen in den nächſten Tagen einen Beſuch abſtatten und ſie mit unſerer Verwandtſchaft und Deiner Geſchichte bekannt machen. Wir können ihre Freundſchaft vielleicht nöthig haben; jedenfalls würde Sir Archy's Rath ſehr ſchätzbar ſein.“

Digitized by Google

Mutter und Sohn saßen nebeneinander, ihre Hände verschlungen, als Mrs. Cummings eintrat, um anzumelden, daß das Mittagessen bereit stehe. Miß Deane lächelte über das Erstaunen der guten Alten und theilte ihr mit wenigen Worten mit, daß dieser junge Mann ihr Sohn sei.

„Er ist ganz das Ebenbild Lord Paget's," rief die Alte freudig. „Ist er auch Lord Paget genannt?"

„Nein, gegenwärtig heißt er einfach Hugo Chando's," erwiederte Miß Deane. „Er hat seine Rechte noch zu erkämpfen, aber er wird bald Lord Paget sein."

Sie legte ihren Arm auf den Hugo's und Beide gingen nach dem Speisezimmer.

Nach dem Essen kehrten Miß Deane und Hugo in's Wohnzimmer zurück, wo ihnen die Stunden des Nachmittags angenehm und rasch dahinschwanden. Die Nacht brach herein, ohne daß eine Dämmerung vorhergegangen war und die grauen Wolken, welche den Nachmittag verdunkelt hatten, hüllten das Moor und das Thal nun plötzlich in Finsterniß.

Die Fensterladen vor dem Wohnzimmer waren verschlossen, das Feuer mit frischem Holz versehen und zwei große Wachskerzen auf den Kaminsims gestellt, so daß das Zimmer ein gar behagliches Ansehen bekam.

„Es wird eine rauhe Nacht längs der Küste werden," sagte Miß Deane aufstehend, um die Thür zuzumachen, welche ein Windstoß aufgeschlagen hatte. „Wie der Wind saus't! Ich hoffe, daß keine Schiffe in der Nähe der Küste sind.

Hugo lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte mit dem Ausdruck der größten Zufriedenheit in die Augen seiner Mutter.

„Es ist eine Nacht, welche Einen die Heimath schätzen lehrt," erwiederte er, „und es ist die erste Nacht, in der ich fühle, daß ich eine Heimath habe."

In diesem Augenblick trat Miß Cummings in's Zimmer.

„Entschuldigen Sie, Miß Gertrud," sagte sie. „Es ist ein alter Herr hier, welcher um ein Nachtquartier bittet. Ein Sturm kommt herauf und es ist zu beschwerlich für ihn, seine Reise nach dem Rathmuir Thal fortzusetzen."

„Ein alter Herr? Wer ist er?"

„Er ist ein Doctor und hat einen Patienten auf dem Moor besucht. Sein Pferd hat ihn abgesetzt und ist davongelaufen, so daß er nun zu Fuße nach Hause gehen muß. Er ist nicht im Stande, einen Weg von zehn Meilen bei diesem Sturm zu machen. Soll ich ihm sagen, daß er bleiben kann?"

„Ich will ihn sehen," sagte Miß Deane vorsichtig, und folgte ihrer Dienerin nach der Küche, wo in der Ecke am Herd ein alter Mann saß. Seine Gestalt war gebeugt und seine langen weißen Locken hingen, vom Winde zerzaus't, in das blasse, hagere Gesicht.

Miß Deane war anfangs geneigt gewesen, dem Manne, der um ihre Gastfreundschaft nachsuchte, zu mißtrauen; aber dieses Mißtrauen schwand, als sie den schweren Stab an seiner Seite, das anscheinend von Altersschwäche herrührende Zittern seiner Glieder und sein überhaupt würdevolles Erscheinen gewahrte. Gewiß, in diesem alten Manne konnte kein Harm sein. Er blickte auf, als Miß Deane in die Küche trat, erfaßte den Stab mit beiden Händen und stand auf sich tief verbeugend.

„Lady, ich bitte um ein Obdach für diese Nacht," sagte er mit zitternder Stimme. „Ihre Dienerin hat Ihnen wohl den Unfall erzählt, der mir begegnet ist. Mein Pferd ist mir davongelaufen, und ich wage es nicht, die Reise bei dem scharfen Wind nach dem Rathmuir Thal, wo ich wohne, zu machen."

„Sie sind zu alt zu so weiten Krankenbesuchen," versetzte Miß Deane freundlich.

„Nicht gar zu alt, Lady — erst siebenzig Jahre, und da ist so Mancher, der den alten Doctor Sanders lieber haben mag, als irgend einen von den jungen, neugebackenen Doctoren," sagte der alte Mann mit sichtbarem Stolz. „Meine alten Knochen sind noch stark genug und ich will morgen früh meine zehn Meilen so gut machen, wie ein junger Bursche."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Frankenthal. Die 23 Kanonen für den Guß der Kaiserglocke sind hier angekommen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 87. Sonntag, 3. August **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Miß Deane achtete leider nicht darauf, daß des alten Mannes Kopf beharrlich zur Erde geneigt war, und daß er seine Augen, mit einer Brille verdeckt, nicht einmal zu ihr aufhob.

„Gut, Mr. Sanders, Sie sind willkommen in meinem Hause und können hier bleiben, so lange es Ihnen gefällt," sagte sie. „Wollen Sie uns nicht ein wenig Gesellschaft leisten?"

„O nein, nein, Lady! Ich bin nur ein einfacher, alter Bursche und durchaus nicht für Damengesellschaft geeignet. Wenn es Ihnen einerlei ist, würde ich mich lieber zu Bett legen. Der Wind hat mich arg durchgebeutelt."

„Sie werden aber wenigstens etwas essen?"

Auch dieses lehnte der alte Mann ab.

„Dann sollen Sie Ihr Zimmer bekommen, so bald es fertig ist," sagte Miß Deane und fügte, zu ihrer Haushälterin gewendet, hinzu: „Mrs. Cummings, machen Sie das Schlafzimmer neben dem meines Sohnes in Ordnung und bringen Sie den Herrn hinauf."

Ein rascher, seltsamer Blick schoß aus den niedergeschlagenen Augen des alten Mannes, aber er setzte sich wieder langsam nieder und drückte seinen Dank in gebrochenen Worten aus. Miß Deane zögerte noch eine Weile und kehrte dann in das Wohnzimmer zurück.

Wenige Minuten später stieg der Gast die Treppe hinauf nach seinem Zimmer, während Mutter und Sohn sich noch lange unterhielten, bis auch sie endlich zur Treppe hinaufgingen, um sich zur Ruhe zu begeben.

„Dies ist Dein Zimmer, Hugo," sagte Miß Deane, eine Thür öffnend. „Das meinige ist nicht weit davon — die dritte Thür. Das Zimmer neben diesem ließ ich dem alten Herrn anweisen. Wenn Dich Deine Wunde diese Nacht beunruhigen sollte, so rufe mich nur. Vergiß nicht — die dritte Thür."

Sie küßte ihn zärtlich und zog sich dann zurück, um sich nach ihrem eigenen Zimmer zu begeben.

Eine Weile durchschritt Hugo leise das Gemach, indem seine Gedanken sich noch lebhaft um drei Punkte — seine nun endlich gefundene Mutter, seine Aussichten und Rosamunde Wilchester — drehten.

Ich fühle, daß ich ihr nun um ein Beträchtliches näher bin, dachte er, und morgen werde ich sie vielleicht sehen. Die Kluft zwischen uns wird bald ausgefüllt sein und dann —

Sein Gesicht glühte, seine Augen leuchteten in freudiger Hoffnung und ein Lächeln umspielte seine Lippen.

Er setzte seinen ruhigen Gang fort, bis eine unwiderstehliche Müdigkeit ihn überfiel; da kleidete er sich aus, ging zu Bett und war bald in einen tiefen Schlaf versunken.

Etwa eine Stunde später, als Todtenstille im Hause herrschte, wurde die Thür des nächsten Zimmers leise geöffnet und der weiße Kopf „Dr. Sanders'" guckte vorsichtig heraus. Jetzt waren die Augen von keiner Brille bedeckt, sie schienen klar und scharf und suchten das Dunkel der Halle zu durchdringen. Es waren die Augen Lord Leonhard Evremond's — ja, der angebliche Doctor war wirklich Lord Leonhard, der sich geschickt maskirt hatte.

„Alles schläft!" flüsterte er. „Er schläft im nächsten Zimmer. Nur kühn und vorsichtig, und dieser Stein des Anstoßes ist für immer von meinem Pfade entfernt. Ich habe jetzt Alles in meiner Hand. Jetzt ist es Zeit."

Er trat aus dem Zimmer, schloß die Thür, horchte eine Weile und schlich dann geräuschlos an der Wand hin nach Hugo's Zimmer, trat leise hinein und schloß die Thür hinter sich zu.

Digitized by Google

XXII.

Seltsame Ankömmlinge.

Am Abend desselben Tages, an welchem Hugo Chandos zu Glenfan ankam — beinahe zu derselben Stunde, in welcher der verlarvte Lord Leonhard Evremond sich in Hugo's Schlafgemach schlich — langte Jason Hadd, des Administrators Sohn, in Sir Archy Wilchesters Moorhäuschen an.

Er kam allein, brachte aber eine Menge Gepäck und den festen Entschluß mit, Rosamunde's Herz zu erobern, was ihm nicht so schwer schien, da er nun, wie er glaubte, das ganze Feld für sich allein hatte.

Das Gesellschaftszimmer war erleuchtet und Sir Archy und Rosamunde saßen vor dem Kamin in vertraulichem Gespräch, als das Rasseln des Wagens verstummte und gleich darauf Jason Hadd geräuschvoll in die Halle eintrat.

„Wir können nun dem Frieden und der Ruhe Lebewohl sagen," bemerkte Sir Archy mit Bitterkeit, als er den jungen Mann an seiner affectirten Stimme erkannte. „Von diesem Augenblick an stehen wir während unseres Hierseins unter Aufsicht dieses Burschen."

Ehe Rosamunde etwas erwiedern konnte, war der unangenehme Gast im Zimmer.

Das junge Mädchen stand auf und verbeugte sich mit Anstand, reichte aber dem Ankömmling die Hand nicht zum Willkomm, und Sir Archy folgte ihrem Beispiel.

„Eine kalte Nacht," sagte Jason Hadd, etwas verstimmt über den kalten Empfang. „Der Wind heult entsetzlich. Dies ist wahrhaftig kein angenehmer Platz in dieser Jahreszeit."

Er näherte sich dem Feuer und nahm Platz in einem Lehnstuhl mit einem erkünstelten Schauer und Fröfteln.

„Im Sommer ist es hier um so angenehmer," erwiederte der Baronet, sich zwingend, so freundlich als möglich zu sprechen.

„Das hoffe ich," versetzte Jason lachend. „Wir wollen es nächsten Sommer versuchen, nicht wahr, Miß Rosamunde? Wir könnten hier gewiß einen recht vergnügten Sommer verleben, denn ich kann mir keine angenehmere Unterhaltung denken, als so über die Hügel und durch die Thäler zu reiten, oder mit einem Boot kleine Ausflüge längs der Küste zu machen."

Rosamunde antwortete nicht und Sir Archy lenkte das Gespräch rasch auf einen andern Gegenstand.

Sobald es nur angehen konnte, entschuldigte sich Rosamunde und zog sich in ihr Gemach zurück. Bald darauf brach auch Sir Archy auf, geleitete den Gast nach seinem Zimmer und ging dann in sein eigenes.

Während des nächsten Tages zeigte sich Jason Hadd sehr ergeben gegen Rosamunde, spielte auf dem Piano, versuchte Duette mit ihr, begleitete sie auf einem Spaziergang über das Moor und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, welchen sie sich allerdings lieber entzogen hätte.

Der Tag verging langsam und am Abend saß Rosamunde in dem Gesellschaftszimmer, mit abwesenden Gedanken die Complimente ihres unwillkommenen Bewerbers anhörend, während Sir Archy unruhig im Zimmer auf- und abschritt.

„Das kann nicht lange so fortgehen," murmelte Sir Archy, einen Blick nach seiner Tochter werfend. „Aber was kann ich thun?"

In diesem Augenblick wurde das Geräusch eines sich nähernden Wagens hörbar.

„Wer kann das sein?" fragte Jason Hadd, in dem rasch ein Verdacht aufstieg. „Sie erwarten doch keine anderen Gäste, Sir Archy?"

Der Baronet antwortete verneinend.

„Seltsam!" fuhr Jason unruhig fort. „Ich hörte, daß jener Maler eine Nacht früher als Sie Wilchester verließ. Er bildet sich ein, Rosamunde zu gewinnen. Kann er ihr hierher gefolgt sein?"

Rosamunde erröthete unter seinem scharfen, durchdringenden Blick und verbarg ihren Unwillen nicht.

Sir Archy wollte gerade auf Jason's Bemerkungen gebührend antworten, als in der Halle rasche Schritte sich vernehmen ließen und gleich darauf die Thür aufgerissen wurde und Amos Hadd, der Administrator, in das Zimmer stürzte.

Es lag eine seltsame Heftigkeit und Gereiztheit in seinem Auftreten — eine Verwirrung, welche vorher niemals an ihm bemerkbar gewesen. Seine Kleidung war in Unordnung, sein Haar verwirrt und seine ganze Erscheinung

Digitized by Google

rein die eines Mannes, dem ein großer, unerwarteter Unfall zugestoßen ist.

Er starrte auf Sir Archy, auf Rosamunde, auf seinen Sohn, durchforschte mit gierigen Augen das Zimmer, als ob er noch eine andere Person suchte.

„Wo ist sie? Wo ist sie?“ rief er endlich fast athemlos.

Sir Archy's Gesicht drückte sein Erstaunen vollkommen aus.

„Wen suchen Sie hier?“ fragte er.

„Die alte Bettine — Bettine!“ schrie Hadd. „Sie ist aus dem Schloß weggelaufen. Sie hat mich bestohlen. Sie hat ein Billet nach Courburnspath gelöst. Ist sie denn nicht hier?“

„Wir haben sie nicht gesehen,“ erwiederte Sir Archy.

„Aber sie muß hier sein! Ich folgte ihrer Spur in dieser Richtung.“ Und Hadd's wilde Augen suchten Beide zu durchdringen. „Sie kann nicht von dem Wege abgewichen sein; sie kann mich nicht irre geleitet haben. Sie haben nichts von ihr gesehen und gehört?“

„Ich verbitte mir, mich in dieser Weise zu examiniren,“ erwiederte Sir Archy stolz. „Die Frau ist nicht hier, nicht hier gewesen und damit geben Sie sich zufrieden.“

Der Administrator richtete seine mit Blut unterlaufenen Augen auf seinen Sohn, indem er fragte:

„Du hast sie nicht hier gesehen, Jason?“

„Nein! Was giebt es denn? Was hat sie Dir gestohlen?“ fragte Jason, erstaunt sowohl über seines Vaters Gereiztheit, als über sein unerwartetes Erscheinen.

Der Administrator schien seines Sohnes Fragen überhört zu haben.

„Wenn sie noch nicht hier ist, wird sie bald kommen,“ sagte er. „Sie ist vielleicht mit mir in demselben Zuge gefahren und hat sich etwas länger auf der Station aufgehalten. Das ist besser, als ich erwartete.“

Er bemühte sich, etwas ruhiger zu werden und fragte weiter:

„Sind meine Männer noch hier — die Burschen, welche die Pferde brachten?“

„Ja!“

„Sie sind wahrscheinlich in der Küche. Ich muß mit ihnen sprechen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, begab er sich nach der Küche. Nach einer kurzen Unterredung mit den Männern kehrte er etwas ruhiger in das Gesellschaftszimmer zurück.

„Meine Ankunft ist überraschend,“ bemerkte er mit widerlichem Lächeln. „Ich habe den Tag in großer Angst und Aufregung zugebracht. Aber ich bin schrecklich hungrig, Miß Rosamunde, denn ich habe den ganzen Tag nichts gegessen. Würde es zu viel Umstände machen, mir ein kleines Abendessen zu bereiten — ein Bischen kaltes Fleisch — oder sonst etwas?“

„Ich will es bestellen,“ erwiederte Rosamunde kalt, indem sie hinausging und nach dem Speisezimmer sich begab, wohin ihr Vater ihr sogleich folgte.

„Was soll das Alles bedeuten?“ fragte Jason Hadd, als er sich mit seinem Vater allein sah. „Es muß etwas Außergewöhnliches sein, was Dich hierhergeführt hat. Ist das Gerede von der alten Frau nur erfunden, oder hat sie Dir wirklich etwas gestohlen?“

„Sie hat mir wirklich etwas gestohlen,“ stöhnte der Administrator.

„Was denn — etwa Deine Bücher?“

Der Administrator ging erregt auf und ab.

„Schlimmeres — viel Schlimmeres!“ jammerte er.

„Schlimmeres! Was kann es Schlimmeres geben?“

Der Administrator blickte vorsichtig umher, trat dicht an seinen Sohn heran und flüsterte:

„Du hast doch die Geschichte von dem verborgenen Testament gehört?“

„Das verborgene Testament?“

„Ja, das Vermögen, welches die erste Lady Rosamunde Wilchester verbarg! Dir ist gewiß die Geschichte bekannt, wie Lady Rosamunde, da sie sich in Gefahr glaubte, beraubt zu werden, während ihr Sohn im Auslande war, all' ihre Juwelen, welche ihr erster Gemahl mit aus Indien gebracht hatte, an irgend einem geheimen Orte in dem alten Grauen Thurme verbarg?“

„Gewiß habe ich etwas von einer solchen Legende gehört,“ erwiederte Jason; „aber was hat das mit Deiner so eiligen Reise zu thun?“

„Das will ich Dir sagen. Lady Rosamunde starb ohne den Platz zu verrathen, wo sie den Schatz verborgen. Ihre Nachkommen haben darnach gesucht, aber nicht so gründlich, wie ich es gethan haben würde; denn Keiner von ihnen hatte es nöthig, bis auf Sir Archy und der hat nie gewagt, offen darnach zu suchen,

Digitized by Google

Jahrelang habe ich gestrebt, diesen Schatz zu besitzen. Ich habe schlafend und wachend von ihm geträumt; er hat einen hervorragenden Platz in meinen Plänen eingenommen. Den Besitz des Schlosses — die Verbindung mit den Wilchesters — die Entdeckung des verborgenen Schatzes — dies Alles habe ich zugleich erstrebt! Und nun — nun —"

Er machte eine wilde Bewegung und setzte seinen unruhigen Gang durch das Zimmer fort.

„Und nun?"

„Monatelang habe ich gelegentlich nächtliche Untersuchungen in dem alten Thurm vorgenommen, Monatelang habe ich Sir Archy sorgfältig bewacht, damit er mich in dieser Sache nicht überlisten sollte. Ich veranlaßte ihn und seine Tochter, in diese abgelegene Gegend zu reisen, daß ich freies Feld gewinnen möchte; dann eilte ich, mein Glück zu versuchen. In der vorletzten Nacht arbeitete ich allein in dem alten Thurm; gestern, als Du fort warst, suchte ich den ganzen Tag, ohne zu rasten, und in der vergangenen Nacht war ich wieder dort."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

München, 30. Juli. Eine drollige Geschichte erzählt der heutige Polizeibericht. Neulich wurde die Leiche eines Mannes aus der Isar gezogen, welche von Freunden und Bekannten als die des Tagarbeiters Margut aus der Vorstadt Au erkannt und dann als die des letzteren begraben wurde; selbst seine seitherige Geliebte, deren Strenge ihn in's Wasser getrieben haben sollte, ging mit der Leiche und weinte und trauerte nach Gebühr. So weit war Alles in Ordnung. Aber der Margut war es nicht, den man begraben hatte; denn gestern machte dieser sich bei der Behörde, just als man dort die Kosten für den Leichentransport ꝛc. zur Zahlung einweisen wollte, vorstellig mit der Bitte, ihm eine Unterstützung angedeihen zu lassen, da er so stark Hunger habe und ohne alle Subsistenzmittel sei. Wer als Margut begraben worden, bleibt erst noch zu ermitteln.

— Es circuliren gegenwärtig gefälschte Zehnthalernoten der weimarischen Bank. Die gefälschten Noten sind u. A. daran zu erkennen, daß auf der Vorderseite in Perlschrift „Verfällschung" statt „Verfälschung" steht.

Nach einem großen Manöver bei Potsdam saßen viele fremde Offiziere an der Tafel des Prinzen Albrecht. Man sprach von den Reiterkünsten der ungarischen Husaren und ein fremder Offizier erzählte, er habe einen Husaren mit vollem Gepäck über eine besetzte Tafel hinwegsetzen sehen, ohne daß ein Geschirr zerbrochen wäre. Glauben Sie, daß das ein Preuße nicht fertig bringt? fragte der Prinz. — Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. — Da ließ der Prinz den Dragoner-Wachtmeister Fieweger rufen. „Getrauen Sie sich über unsere Tafel wegzusetzen, ohne etwas zu zerbrechen?" — „Zu Befehl, königl. Hoheit! — Bald nachher kam der alte Reiter auf seinem Rappen angeritten und setzte ohne Anlauf dreimal über die Tafel. Alles klatschte Beifall und der Prinz schenkte ihm 5 goldene Fritze und eine goldene Uhr. Fieweger und der alte Wrangel galten als die besten Reiter der Armee. Fieweger wurde nach 33jährigem Dienste in Gnaden verabschiedet und starb dieser Tage in Berlin als Kastellan.

Die Leibeigenschaft in Rußland ist aufgehoben. Man beginnt sie historisch zu behandeln, als ob sie einer längst vergangenen Zeit angehörte, und da kommen, wie sich von selbst versteht, viele unendlich traurige Geschichten à la Onkel Tom, aber auch manche nicht ungemüthliche zum Vorschein, wie folgende Anekdote beweist: Der Bankier Sulotschin, ein viele Millionen reicher Mann, hatte dem Grafen Tscheremetief, dessen Sclave er war, 200,000 Rubel für seine Freiheit angeboten, ohne sie erlangen zu können. Der Graf ließ ihn nach wie vor 25 Rubel Papier jährlich bezahlen, indem er es nicht für vornehm hielt, den Millionär höher zu besteuern, als seine andern Leibeigenen, aber er weigerte sich hartnäckig, ihm seine Freiheit zu geben. Aber Sulotschin verlor den Muth nicht und fuhr fort, sich um seine Freiheit zu bewerben. Eines Tages kam er nach Petersburg, um seinem Herrn ein Geschenk darzubringen. Der Graf frühstückte mit einigen Freunden und schalt eben seinen Haushofmeister, der ihm keine Austern hatte verschaffen können. Beim Anblick seines Millionen reichen Sclaven ruft er aus: Siehe da, Sulotschin! Der kommt schon wieder, um seine Freiheit zu erbitten. Nun, mein Lieber, Du hattest Unrecht, mir 200,000 Rubel anzubieten, die ich nicht brauche, verschaffe mir Austern für mein heutiges Frühstück und ich gebe Dir die Freiheit. Sulotschin verneigt sich tief, geht in das Vorzimmer zurück und läßt unter lautem Beifall aller Anwesenden ein Fäßchen in den Speisesaal rollen, ein Fäßchen von Austern, die er für seinen Herrn mitgebracht hatte. Der Graf hielt augenblicklich Wort und schrieb die Befreiungsacte auf den Deckel des Austernfäßchens selbst, dann änderte er sogleich Ton und Manieren gegen seinen ehemaligen Sclaven und sagte: Jetzt, Herr Sulotschin, wollen Sie mir die Ehre erweisen und mit mir frühstücken.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 88. Mittwoch, 6. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung)

„Und hattest gewiß wieder vergebens gearbeitet."

Der Administrator antwortete auf diese Bemerkung nicht, sondern fuhr fort:

„In meiner Aufregung hatte ich vergessen, daß die alte Bettine in dem verfallenen Thurm wohnte. Wenn ich an sie gedacht hätte, würde ich etwas geräuschloser verfahren sein und sie hätte mich, da sie fast taub ist, sicher nicht gehört. Der alte Thurm ist schon oftmals durchsucht und die Steine am Herd sind mehr als einmal aufgerissen worden, aber es fiel mir ein, sie noch einmal auseinander zu nehmen. Ich arbeitete Stundenlang und setzte die Steine neben mir wie eine Mauer auf. Ich hatte die Steine bis auf den Grund weggenommen, ohne etwas gefunden zu haben; da stieß ich unversichtiger Weise an die aufgeschichteten Steine und der ganze Haufen stürzte krachend zu Boden. Ich hielt die Laterne hoch und sah, daß aus einem zerbrochenen Stein, der etwas weiter weggefallen war, ein Stück gelbes Papier fiel. Einen Augenblick war ich wie betäubt. Endlich war meine Mühe belohnt worden — jenes Stück Papier enthielt das Geheimniß, wo der Schatz verborgen liegt."

„Weiter!" rief Jason, als sein Vater ächzend inne hielt.

„Während ich noch bewegungslos dastand flog eine große, weiße Gestalt an mir vorüber, nahm das Papier auf, brach in ein höhnisches Gelächter aus und huschte wieder an mir vorüber, mir die Laterne aus der Hand schlagend. Als ich mich von meinem Schrecken wieder erholte, war ich allein und von dem seltsamen Besuch war keine Spur mehr vorhanden."

„Seltsam!" rief Jason bestürzt. „Hast Du nicht nach der Gestalt gesucht?"

„Den ganzen Thurm habe ich durchsucht. Zuletzt kam ich an das Zimmer der alten Bettine und klopfte sie heraus. Sie kam an die Thür, weit schwächer und taubet als gewöhnlich. Sie schien gerade aus dem Schlafe erwacht zu sein. Ich fragte sie, aber sie beharrte mich vollkommen, so daß ich sie endlich verließ, überzeugt, daß sie nichts von dem Vorgefallenen wußte. Ich ging fort und glaubte fast, daß die weiße Gestalt Lady Rosamunde's Geist war. Je mehr ich darüber nachdachte, desto verdrießlicher wurde ich und ging deßhalb am andern Morgen zu Bettine's Zimmer zurück. Die Thür war verschlossen. Nachdem ich vergeblich angeklopft, brach ich ein; — das Zimmer war leer — sie war fort — der braune Mantel, die alte Haube — Alles war fort!"

„Fort!" wiederholte Jason verstört.

„Ja, und keine Spur war zurückgeblieben. Es war mir nun klar, daß sie mich bewacht hatte, daß sie den Geist gespielt und mich des Papiers beraubt hatte, auf welches das Geheimniß des verborgenen Schatzes geschrieben ist. Ich eilte nach dem Dorf hinunter. Sie hatte, wie ich vermuthete, Wilchester mit dem ersten Zuge — ein Schnellzug — verlassen und sich ein Billet nach Corburnopath gelöst. Sie wird das Papier Sir Archy bringen. Horch! Ist das nicht ein Wagen?"

Beide lauschten gespannt.

„Nein, es ist der Wind," sagte der Administrator. „Ich bin trotz des schlechten Weges sehr rasch gefahren. Ich habe meine beiden Männer am Eingang des Gartens aufgestellt und Befehl gegeben, sie aufzufangen. Der Eine wird sie festhalten, während der Andere hierherkommt, um mich zu holen."

„Aber wenn sie nun zu Fuß kommt?" fragte Jason.

„Das wird sie nicht, denn sie ist zu alt zum Gehen und zu schwach, als daß sie in dem scharfen Wind fortkommen könnte. Das

Digitized by Google

Papier wird bald in unsern Händen sein und ich will morgen früh wieder abreisen, damit mein neuer Schreiber nicht gar zu lange allein bleibt; denn aufrichtigt gesagt, der Mensch gefällt mir nicht, er hat ein viel zu ehrliches Gesicht. Ich begreife nicht, wie Ellinger dazu kam, mir diesen Menschen zu empfehlen."

„Warum gefällt er Dir nicht?"

„Ich glaube, er mischt sich in meine Angelegenheiten," erwiederte der Administrator, indem sich seine Stirn runzelte. „Mir scheint, meine Privatpapiere und Briefe waren während meiner Abwesenheit durchschnüffelt; auch sagte die Haushälterin, daß er die ganze vergangene Nacht in meinem Arbeitszimmer zubrachte und daß sie das Rascheln von Papieren gehört habe. Es kommt mir vor, als ob er ein Spion wäre. Gestern trat ich unerwartet in die Schreibstube, und er hatte keine Brille vor den Augen. Er setzte sie sogleich auf und that, als ob er sie gereinigt habe; aber ich hatte vorher noch Zeit, einen Blick in seine Augen zu werfen, die mir so sonderbar bekannt schienen; sie erinnerten mich unwillkürlich," fügte er stockend hinzu, „an Markus Wilchester, der in Indien ist — Rosamunde's Bruder, wie Du weißt."

„Capitain Wilchester würde sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn er hörte, daß er mit dem alten Scharp verglichen wird," versetzte Jason. „Laß' das ja nicht Miß Wilchester hören, sie würde es nicht leiden."

„Ich fühle mich höchst unbehaglich bei dem Gedanken, Scharp zwei oder drei Tage allein im vollen Besitz der Bücher ꝛc. zu lassen," fuhr Hadd verdrießlich fort. „Es steht zu viel auf dem Spiele. Aber meine Haushälterin wird ihn scharf beobachten. Und doch muß ich mich irren, denn Ellinger hat mir ihn als einen Mann empfohlen, wie ich ge brauche."

„Gewiß ist er der Rechte," bemerkte Jason. „Du machst Dir Sorge ohne Ursache. Laß' uns jetzt daran denken, das Papier in unsere Hände zu bekommen. Es ist doch sonderbar, daß die alte Frau noch nicht kommt. Wann erreichte ihr Zug Corburnepath?"

„Vielleicht noch gar nicht. Ich sagte Dir, daß sie anfangs einen Schleppzug benutzte und diesen später wechselte. Ich behielt ihre Spur bis etwa zur Hälfte des Weges, wo sie auf einer Station sich einige Erfrischungen geben ließ. Dort verlor ich sie. Es ist möglich, daß sie in denselben Zug geschlüpft ist, mit welchem ich fuhr. Der Bahnhofsinspektor zu Corburnspath hat sie nicht gesehen. Ich bin jedoch überzeugt, daß sie sich unterwegs nicht aufgehalten hat, denn sie hängt zu sehr an den Wilcheiters, als daß sie sich Ruhe gönnen würde, ehe sie diesen das Papier überliefert hat. Laß' uns hinausgehen, vielleicht hören wir den Wagen sich nähern oder sehen einen unserer Männer kommen, um uns ihre Gefangennahme zu melden."

Beide verließen das Zimmer und gingen hinaus vor das Haus.

Indessen waren Sir Archy und Rosamunde im Speisezimmer und ergingen sich in Vermuthungen, was wohl die Ursache des unerwarteten Besuchs des Administrators sein möchte. Keinem von ihnen war Hadd's Aufregung entgangen und sie sahen in derselben eine Wendung der Dinge zu ihren Gunsten.

„Vielleicht betrifft es Markus," sagte Rosamunde. „Er mag entdeckt haben, daß Markus in England ist und sich verkleidet in Wilchester aufhält."

„Es ist möglich," erwiederte der Baronet. „Ich glaube nicht recht, daß die alte Bettine die Ursache seiner Reise und seiner Angst ist. Was sollte diese arme, alte Frau ihm gestohlen haben? Seine Aussage ist unglaublich; er muß andere Gründe haben. Wir sind in einer unangenehmen Lage, Rosamunde. Er hat seinen Sohn und jene zwei Männer unter seinem Commando. Wir sind gänzlich von seiner Gnade abhängig, wenn er seine Macht anwenden sollte und für ihn ist nichts zu schlecht. Ich wünschte —"

Er wurde unterbrochen durch ein leises Pochen an die Fensterscheibe.

„Es ist ein Zweig von dem Rosenbusch, Papa," sagte Rosamunde. „Die Läden sind nicht verschlossen worden."

Das leise Pochen wiederholte sich.

„Das ist das Klopfen eines Menschen," erklärte der Baronet. „Wer kann das sein? Einer von Hadd's Männern?"

Beide richteten ihre Blicke nach dem Fenster und gewahrten ein gegen das Glas gepreßtes Gesicht — das wilde, blasse Gesicht einer alten Frau.

„Es ist ein armes, obdachloses Geschöpf,

Digitized by Google

Papa," sagte Rosamunde. „Ich will sie hereinlassen."

Sie trat an das niedrige Fenster und öffnete es und die alte Frau, in welcher Sir Archy und Rosamunde sogleich zu ihrem großen Erstaunen die alte Bettine erkannten, stieg durch dasselbe herein.

„Bettine!" rief der Baronet. „Was bedeutet das? Warum kommst Du hierher?"

Bettine lehnte sich erschöpft gegen die Wand, unfähig zu antworten, und in demselben Augenblick wurden in der Halle der Administrator und dessen Sohn hörbar, welche sich dem Speisezimmer näherten.

XXIII.

Das Geheimniß von dem Testament.

Des Administrators Stimme, als dieser sich mit seinem Sohne sprechend dem Speisezimmer näherte, drang an der alten Bettine Ohr und erweckte neues Leben in ihr.

„Er hier!" murmelte sie erschrocken und stürzte ein paar Schritte vorwärts, wobei ihre Augen unruhig umherirrten. „Oh, was soll ich thun? Wo soll ich mich verbergen?"

Ihr forschender Blick fiel auf die Thür der Speisekammer, welche halb offen stand. Sie erhob warnend ihren langen, knochigen Zeigefinger und schlüpfte in die Kammer, die Thür hinter sich schließend. Kaum war dies geschehen, als die Hadd's geräuschvoll in's Zimmer traten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholerafurcht.

Unter diesem Titel bringt die „D. Z." einen Artikel, der darauf gerichtet ist, die natürlichen Schranken der Cholera zu zeigen und so die durch die Furcht vor dem unheimlichen Gast geängstigten Gemüther einigermaßen zu beruhigen. Die Abhandlung folgt im Wesentlichen der Pettenkofer'schen Schrift: „Was man gegen die Cholera thun kann", und äußert sich wie folgt: „Die Möglichkeit, von der Cholera betroffen zu werden, hält sich in festen Schranken, die man als „Disposition" zu derselben bezeichnen kann; diese Disposition aber muß in dreifacher Richtung zusammentreffen, damit die Krankheit aktiv wird. Sie ist eine örtliche, eine zeitliche und eine individuelle. Was die erste betrifft, so haben die Entdeckungen Pettenkofer's wohl hierin ihren Schwerpunkt; sie ist bei Weitem die wichtigste von allen. Diese Behauptung geht so weit und ist wissenschaftlich so erhärtet, daß man sie gerade dahin übersetzen kann: nicht der Kranke, sondern nur die Oertlichkeit ist Träger des Infektionsstoffes. Es handelt sich also vor Allem darum, wie weit ist eine einzelne Stadt oder ein einzelnes Haus geeignet, ein Herd für das Choleragift zu sein? Ist dieß der Fall, dann schweben die dort Wohnenden ganz in derselben Gefahr der Ansteckung, auch wenn noch Niemand im Hause die Cholera hat; ist es nicht der Fall, ist das Haus kein Infektionsherd, d. h. keine für das Miasma empfängliche Oertlichkeit, so thut es Niemanden Schaden, daß in demselben ein Cholerakranker liegt, der etwa irgendwo anderswo infizirt wurde. Denn nicht von einem Cholerakranken, sondern von einem Choleraorte holt man sich die Ansteckung. Dieser Satz ist deßhalb so wichtig, weil dadurch nicht nur die Pflege von dem Alp der Furcht befreit wird, sondern weil man auch die Mittel besitzt, zu untersuchen, worauf diese Empfänglichkeit beruht und wodurch sie gemindert werden kann, wenn sie wirklich vorhanden ist. Aller Erfahrung gemäß ist sie dadurch bedingt, daß der Boden nach seiner natürlichen Zusammensetzung nicht im Stande ist, die Masse der ihm anvertrauten Fäulnißstoffe zu bewältigen. Aus diesem Grunde sind große Städte von selber mehr als das flache Land und tiefgelegene Häuser mehr als diejenigen bedroht, die zwischen zwei Mulden auf der Höhe liegen. Lehmboden, den das in der folgenden Schicht befindliche Grundwasser nicht erreicht, gewährt die größte Sicherheit, und manche Städte sind dieser Epidemie geradezu unzugänglich. Die Karten, die man seit 1831 zu diesem Behufe hergestellt hat, bieten in dieser Beziehung eine Uebersicht über das Terrain, die für den Arzt denselben Werth hat, wie eine Kriegskarte für den Strategen. Wichtig ist es fernerhin, daß diese örtliche Disposition, seitdem man ihre Ursachen kennt, durch kräftige Reinigungsmittel paralysirt werden kann, und daß sich selbst die Reihe der Erkrankungen, wo dieselben

Digitized by Google

wirklich hervortreten, fast regelmäßig in 14 Tagen abspielt. Wer nach dieser Zeit in einem Cholerahause unversehrt geblieben ist, darf sich für geborgen halten. So ist man denn der Krankheit in einem ihrer wesentlichen Faktoren zu Leibe gerückt, indem man die örtlichen Bedingungen derselben erkannte und Gegenmittel wider dieselbe fand. Allein selbst da, wo diese örtlichen Bedingungen in optima forma vorhanden und durch kein Gegengewicht paralysirt sind, braucht man noch keineswegs zu erschrecken; sie allein bringen Niemanden die Cholera, falls nicht die „zeitliche Disposition" gegeben ist. Diese letztere schränkt abermals den Wirkungskreis der Krankheit bedeutend ein, denn ihre Herrschaft erscheint dadurch auf die (zweite) Hälfte des Jahres reduzirt. Um den statistischen Nachweis dieser Thatsache hat sich vor Allem die preußische Regierung verdient gemacht, indem sie die sämmtlichen Cholerafälle, die in den 12 Jahren von 1848 bis 1860 im Bereiche der Monarchie hervortraten, zusammenfaßte und sie nun auf die 4 Jahreszeiten nach 14tägigen Bruchtheilen repartirte. Es ergab sich, daß während dieser 12 Jahre (in welche zwei heftige Epidemien fielen) nur 71 Fälle auf die Zeit vom 1. bis 15. April trafen; dann geht es langsam durch die Sommermonate, eine rapide Steigerung zeigt der August, und den Höhepunkt stellt die Epoche vom 1. bis 15. September dar, welche 57,895 Erkrankungen zählt. Fast in entsprechenden Ziffern, wie sie stieg, sinkt nun die Krankheit von 14 zu 14 Tagen, und der Zeitraum vom 16. März bis 1. April schließt wieder die Reihe mit 74 Fällen. Das Facit, das Pettenkofer aus diesen Zahlen gewinnt, liegt darin, daß eine eigenthümliche Epidemie nur zwischen 1. Juni und 15. Januar sich entwickelt. Allerdings gehen wir somit gerade der gefährlichsten Zeit entgegen, wenn wir uns nicht sagen dürften, daß die gefährlichste Oertlichkeit und die gefährlichste Zeit noch nichts bedeutet ohne die „individuelle Disposition." Diese ist für die Erkrankung des Einzelnen das letzte und entscheidende Moment, und gerade hier ist am allermeisten Anlaß, sich der Beschränkung bewußt zu werden, welche diese Disposition erleidet. Freilich soll Niemand deßhalb frivol und sorglos sein, aber Niemand braucht auch zu glauben, daß es ein besonderer Glücksfall sei, wenn er von der herrschenden Epidemie verschont wird, sondern es ist ein besonderer Unglücksfall, wenn sie ihn erreicht. Bei der in den dreißiger Jahren herrschenden Cholera waren es in der Regel zwei Prozent, welche erkrankten, bei der fürchterlichen Sommerepidemie, die 1854 ausbrach, hatte München, trotz seiner ungünstigen Oertlichkeit, nur 5 Erkrankte auf 100 Köpfe der Bevölkerung. 95 also waren geborgen und unter die Zahl dieser 95 zu kommen, hat nicht nur Jeder die größte Wahrscheinlichkeit, sondern auch bewährte Mittel, indem er seine „individuelle Disposition" vermindert. Diese Mittel, die auf richtiger Ernährung, Kleidung, Ventilation, Hautpflege ꝛc. beruhen und deßhalb fast Jedermann zugänglich sind, ohne tief in die gewohnte Lebensweise einzugreifen, behandelt Pettenkofer mit glänzendem Verständniß, und dieser Theil des Buches enthält ein überaus schätzbares Material. Aber abgesehen von diesen zeitgemäßen Winken und Belehrungen sind jene Resultate, welche wir aus der Schrift Pettenkofer's gewinnen, von tiefem Werthe, denn es kommt ihnen durchgängig die Bedeutung zu, daß sie die verheerende Kraft der Krankheit nach allen Seiten einschränken. Nur wo die obengenannten drei Faktoren zusammenwirken, ist ein wirklicher Ausbruch der Cholera zu befürchten, aber jedem derselben können kategorische Schranken gezogen werden. Die „örtliche Disposition" schränkt die Epidemie auf ganz bestimmte Räumlichkeiten ein und gewährt selbst innerhalb dieser Raumlichkeiten noch kräftige Gegenmittel; die „zeitliche Disposition" nimmt der Krankheit fast die Hälfte des Jahres weg, und die Disposition des Individuums gibt das Resultat, daß 95 unter 100 Menschen gesichert bleiben. Freilich sind auch jene Fünf, die damit der Erkrankung immer anheimfallen, ein schwerer Verlust, und die ganze Aufgabe der Wissenschaft zielt dahin ab, selbst diese Ziffer noch herabzumindern. Hier müssen Alle für Einen und einer für Alle einstehen, indem sich Jeder die strengste Sorgfalt zur Pflicht macht."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 89. Freitag, 8. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Noch immer kein Zeichen von der Ankunft der Frau," stieß der Administrator ärgerlich hervor. „Eins ist gewiß: ich will scharfe Wacht halten, bis sie kommt. Ein altes Weib wie dieses sollte mich auf diese Weise betrügen! Ich werde strenge Abrechnung mit ihr halten, wenn ich mit ihr zusammenkomme."

Rosamunde brachte währenddessen einen Stuhl für den Administrator, welchen dieser annahm und damit an den Tisch rückte.

„Es giebt sonst keinen Weg, Sir Archy," fragte Hadd nach einer Pause, „auf dem ein Fuhrwerk sich dieser Wohnung nähern könnte, als derjenige durch die Allee, nicht wahr?" und dabei sah er den Baronet mißtrauisch an.

Sir Archy hatte sein Gesicht nach dem Feuer gewandt, als er antwortete:

„Das ist der einzige, den Wagen passiren."

„Es scheint mir doch ein Irrthum zu sein, Mr. Hadd," bemerkte Rosamunde, „wenn Sie meinen, daß die alte Bettine Sie bestohlen hat; denn was könnte eine Frau, die beinahe hundert Jahre alt und immer ehrlich gewesen ist, zu einer solchen That veranlassen?"

Hadd stieg das Blut zu Kopfe und er erwiderte ärgerlich:

„Ich habe keine Lust, mit Ihnen über die Art und Weise des Diebstahls zu discutiren, Miß Wilchester; es ist genug, daß sie mich bestohlen hat!"

„Und was hat sie Ihnen denn gestohlen?" fragte Sir Archy.

„Einige Familienpapiere," versetzte Hadd kurz. „Doch wenn's Ihnen recht ist, wollen wir jetzt nicht mehr über diesen Gegenstand sprechen. — Ich will mich nicht zu Bett legen, das Sopha im Gesellschaftszimmer wird für diese Nacht meinen Anforderungen besser entsprechen, da die Alte listig genug sein könnte, inmitten der Nacht anzukommen. Aber lassen Sie sich, Sir Archy und Miß Rosamunde, durch mein Wachsein durchaus nicht stören. Ich ersuche Sie daher, sich zur gewöhnlichen Stunde zur Ruhe zu begeben."

Dies „ersuche" klang mehr wie ein Befehl; Sir Archy nahm jedoch keine Notiz davon, außer daß sich seine Augenbrauen unwillkürlich zusammenzogen.

Nachdem der Administrator gegessen, ging er mit seinem Sohne in's Gesellschaftszimmer zurück. Sir Archy verweilte noch einen Augenblick, um Rosamunde noch einige Anweisungen in Bezug auf die alte Bettine zuzuflüstern, und dann begab er sich, um etwaigem Verdacht vorzubeugen, ebenfalls in das Gesellschaftszimmer. Als Rosamunde allein war, öffnete sie die Thür der Speisekammer, um die alte Bettine, welche sie zusammengekauert in einer Ecke fand, aus ihrem Versteck hervorzuholen.

„Kommt!" flüsterte das Mädchen sanft, „die Hadd's sind in's Gesellschaftszimmer zurückgegangen, kommt mit mir nach meiner Stube."

Rosamunde streckte ihre Hände aus und half der alten Frau auf die Füße, worauf sie die Treppe hinaufschlichen zu Rosamunde's Zimmer, welches sie glücklich und unbemerkt erreichten. Rosamunde rückte einen Lehnstuhl vor den Kamin und bat die Hundertjährige, denselben zu benutzen; dann schürte sie das Feuer zu neuer Gluth an und sagte:

„Ihr seid sehr angegriffen, Bettine. Ehe Ihr mir Eure Geschichte erzählt, müßt Ihr ein warmes Abendbrod haben."

Rosamunde zog leise die Glocke, worauf Bessy vor der Thür erschien und vorsichtig hereingelassen wurde. Ihr Erstaunen beim Anblick ihrer Urgroßmutter war unbeschreiblich. Rosamunde setzte ihr ruhig auseinander, daß Bettine heimlich und unerwartet gekommen sei

Digitized by Google

und daß ihre Anwesenheit Niemandem entdeckt werden dürfe, selbst nicht Mrs. Blint, der Haushälterin.

„Wir können es der Blint nicht verschweigen, Miß Rosamunde," wendete Bessy dagegen ein. „Mr. Hadd hat in der Küche Ordre gegeben, daß, wenn Bettine käme, ihm dies sofort gemeldet werden solle. Dabei sagte er, daß sie ihn bestohlen hätte. Einer seiner Leute geht den Weg auf und ab und der Andere hält um's Haus herum Wache. Mr. Hadd selbst ist so unruhig, wie nur Einer; er läuft in der Küche aus und ein, wobei er mit seinen scharfen Augen alle Ecken und Winkel durchforscht."

„Dann müssen wir Mrs. Blint vertrauen," meinte Rosamunde mit ruhiger Entschlossenheit. „Wir können uns auf sie verlassen, Bettine; sie ist unserer Familie ergeben und mag Hadd durchaus nicht leiden. Bessy, nimm Mrs. Blint bei Seite und erzähle ihr, daß Deine Urgroßmutter hier ist. Dann bringe etwas Warmes zum Essen und zum Trinken. Sei aber ruhig und vorsichtig."

So gewarnt, verließ Bessy das Zimmer. „Wir können uns als in einer Situation der Belagerung betrachten, Bettine," sagte Rosamunde, indem sie sich vergewisserte, ob die Fenstervorhänge auch genügend heruntergelassen; „aber wir sind hier sicher. So frech Hadd auch ist, wird er doch nicht wagen, in mein Zimmer zu dringen."

Sie gab der alten Frau einen Schemel unter die Füße und zog einen kleinen Tisch an deren Seite. Kaum hatte sie dies gethan, als ein leises Pochen an die Thür die Zurückkunft Bessy's verkündete. Rasch war sie mit ihrem Präsentirteller, auf dem sich ein kleiner Theekessel, Milch, Zucker, Citronen und ein Römer mit Wein befand, hereingelassen.

„Ich hab's Mrs. Blint erzählt," sagte Bessy, indem sie ihr Brett auf den Tisch stellte. „Bei ihr ist das Geheimniß sicher verwahrt. Sie macht jetzt Abendbrod fertig, welches ich sogleich holen will."

Sie schlüpfte behutsam hinaus, während Rosamunde sich beeilte, von dem Heraufgebrachten ein köstliches Getränk zu bereiten, welches sie der Alten darreichte. Bettine schlürfte den erquickenden Trank mit gierigen Zügen. Einige Minuten darauf stürzte Bessy in's Zimmer; sie war aufgeregt, ihr sonst blühendes Gesicht bleich und ihre Augen zeigten wilde Schrecken. Nachdem sie das Essen auf den Tisch gesetzt hatte, verschloß sie eilig die Thür und ließ sich dann bebend und athemlos auf einen Stuhl nieder.

„Was ist Dir, Bessy?" fragte Rosamunde stutzig.

„Hadd hegt Verdacht gegen uns!" keuchte Bessy. „Mrs. Blint und ich waren in der Speisekammer und schnitten Fleisch, als plötzlich die Thür aufgestoßen wurde und der Administrator uns mit scharfen Blicken betrachtete. Er sah abwechselnd auf uns und das Fleisch, argwöhnisch und mit sonderbarem Lächeln; Mrs. Blint wurde jedoch keineswegs verlegen, sondern sagte frei heraus, daß sie bereits Vorbereitungen treffe zum nächsten Mahle. „„Ah!"" sagte er, sah sich noch eine Weile dort um und ging in's Gesellschaftszimmer zurück. Ich glaube ganz bestimmt, der Administrator argwöhnt, daß Bettine schon hier im Hause ist, obgleich er sich bemühte, ganz gleichgültig auszusehen. Was sollen wir thun?"

Die alte Bettine schaute hilflos auf Rosamunde.

„Wir wollen uns nicht um des Administrators Verdacht quälen," sagte diese ruhig. „Er wird nicht wagen, in mein Zimmer zu kommen, denn selbst seine Unverschämtheit hat eine Grenze. Seit nur nicht besorgt, Bettine, sondern genießt Euer Abendbrod."

Als Bettine ihr Mahl beendet und der Tisch wieder an seinen Platz gebracht worden war, ließen sich eilige Tritte auf dem Corridor vernehmen und gleich darauf folgte ein leises Klopfen an die Thür.

„Es ist Papa!" meinte Rosamunde, indem sie eilte, zu öffnen. „Endlich hat er sich wohl von den Hadd's losmachen können."

Sie öffnete leise die Thür, und wie sie erwartet, Sir Archy stand draußen. Sie zog ihn sanft beim Arme herein und schloß die Thür wieder.

„Mir war's nicht möglich, eher heraufzukommen, sagte der Baronet, indem er der alten Bettine, welche aufstehen wollte, winkte, sitzen zu bleiben. „Aber Bettine, was bedeutet dies Alles? Warum macht Hadd Nachforschungen wegen Diebstahls nach Dir? Und warum kommst Du zu Fuß zu uns und noch dazu in der Nacht, wie ein verfolgter Verbrecher?"

Digitized by Google

„Ich will es Ihnen auseinandersetzen," entgegnete die alte Frau mit zitternder Stimme, indem ihre Augen aufleuchteten. „Es ist zu ihrem Vortheil, Sir Archy, daß ich hierhergekommen bin wie ein verfolgter Verbrecher! Die Wilchester werden Ursache haben, die alte Bettine zu legnen bis auf ihre spätesten Nachkommen. Setzen Sie sich, Sir Archy; und Du, Bessy, placire Dich an die Thür und horche, denn Du weißt, die Hadd's könnten kommen."

Sir Archy, dem diese Worte vollständig unklar schienen und daher befürchtete, der Verstand der alten Frau möchte schwach geworden sein, nahm Platz, und Bessy ging an die Thür. Dann lehnte Bettine sich in ihrem Stuhl vornüber, sich mit beiden Händen auf ihren Stab stützend, und begann:

„Das Geheimniß von dem vergrabenen Testament lastete unausgesetzt auf meinem Herzen, seitdem ich von Hadd's Ansprüchen an Ihre Besitzungen hörte, Sir Archy. Ich schlief nie mehr ruhig und wenn ich wirklich einmal eingeschlummert war, dann habe ich nur von Lady Rosamunde und ihrem verborgenen Schatze geträumt. Doch näher zur Sache.

Gestern Morgen, nachdem Sie das Schloß verlassen hatten, Sir Archy, begann Hadd im Grauen Thurm zu arbeiten und setzte dies den ganzen Tag hindurch fort. Spät Abends betrieb er seine Nachforschungen von Neuem."

„Ah!" unterbrach sie der Baronet.

„Ich glaubte nicht, daß er den Schatz finden würde, wonach schon so viele der Wilchesters vergeblich gesucht haben," fuhr Bettine fort, „aber dennoch war ich der Ansicht, daß ich ihn bei seinem Suchen nicht aus den Augen lassen dürfte, und so bewachte ich ihn denn gestern, wie ich es schon oft gethan habe, ohne daß er es bemerkte. Er war nicht so vorsichtig wie sonst, da er wußte, daß Sie fort waren, und vor mir hat er eigentlich nie Furcht gehabt, denn er hält mich für so taub wie einen Pfosten. Er scheint nicht begreifen zu können, daß ein Mensch alt werden kann, ohne sein Gehör zu verlieren," setzte sie mit bitterem Lächeln hinzu. „So war er beim Laternenschein gestern Abend im Vorzimmer beschäftigt, wo er jeden einzelnen Stein vom Kamin losriß und sie neben sich aufthürmte. Ich beobachtete ihn dabei durch meine etwas geöffnete Thür.

„Ich habe jene Steine auch schon aufgebrochen," fiel Sir Archy ein.

„Am Ende wurde er bei seiner Arbeit ungeduldig, und als er den letzten Stein aufgehoben hatte, warf er ihn ärgerlich auf die andern und zwar so unglücklich, daß der ganze Haufen polternd zusammenfiel. Ein Stein fiel dabei so heftig zu Boden, daß er zerbrach und aus demselben ein Stück Papier fiel."

(Fortsetzung folgt.)

Aufforderung an die Gemeinden zur Selbsthülfe gegen die Cholera.

(Der Extra-Beilage zu Nr. 29 und 30 der „Gemeinnützigen Wochenschrift" entnommen.)

Halb bezwungen ist die Gefahr, die bei Zeiten erkannt und mit schneller That bekämpft wird.

Es muß gesagt werden, daß nahe Gefahr besteht, es werde die asiatische Cholera bei uns als allgemeine Volksseuche ausbrechen. Zugleich aber muß gesagt werden, daß es zum größten Theile von dem guten Willen der Gemeinden abhängt, durch rasches und energisches Handeln sich gegen die Seuche zu schützen.

Die mächtigsten Bundesgenossen der Cholera sind: träges und unthätiges Abwarten, Furcht, Diätfehler und Unreinlichkeit an Person, Kleidung, Wohnung, Geräthe, Haus, Stall und Hof, vor Allem aber Verunreinigungen des Erdbodens mit faulenden Stoffen.

Es hat in gegenwärtiger Zeit Jedermann die Pflicht, für sich selbst und alle Anderen, diese Fehler zu vermeiden und darauf zu sehen, daß sie von Anderen nicht begangen werden. Dabei darf nicht gewartet werden, bis in den einzelnen Ortschaften die ersten Fälle von Erkrankung oder Tod an der Cholera vorkommen. Die leichteste und erfolgreichste Bekämpfung einer Seuche ist diejenige, sie gar nicht zum Ausbruch kommen zu lassen und schon im Voraus bereit zu sein, sie im ersten sich zeigenden Keime zu ersticken.

Jedermann sei auf das Sorgfältigste reinlich an sich selbst, in Wäsche und Kleidung in seiner Wohnung und auf seinem Gehöfte. Jedermann vermeide Erkältungen, namentlich des Unterleibes und der Füße. Jeder lebe mäßig in Speise und Trank, ernähre sich, so gut er kann und hüte sich möglichst vor allen Störungen der Verdauung, wie sie so

Digitized by Google

leicht durch Genuß eines Uebermaßes von geistigen Getränken, schlechter, schwer verdaulicher Speisen, unreifen Obstes eintreten. Sollte irgend Jemand dennoch von Diarrhoe (Abweichen) befallen werden, so lege er sich zu Bett, genieße nur schleimige Nahrung (Reis, Graupen und dergleichen, gut gekocht zu Suppe), und ziehe sofort einen ordentlichen Arzt zu Hilfe und folge dessen Anordnungen genau.

Das Hauptaugenmerk ist ferner darauf zu richten, daß alle faulenden Stoffe unschädlich gemacht werden. Dies aber ist durch ordentliche Desinfektion zu erreichen, für welche wir im Nachstehenden einfache und erfolgreiche Mittel angeben.

Als Desinfektionsmittel dient eine Auflösung von Eisenvitriol und Carbolsäure in Wasser.

1 Theil rohe Carbolsäure wird mit 50 Theilen Wasser gut durcheinander geschüttelt. Ferner wird 1 Pfund grobkörniger Eisenvitriol in 5 Liter Wasser gelöst und zu dieser Auflösung 1 Liter der eben erwähnten Carbolsäurelösung zugemischt.

Mit dieser Desinfektionsflüssigkeit müssen regelmäßig einen um den anderen Tag alle Abtrittstrichter und Abtrittsröhren begossen und ausgeschwenkt werden, was am besten mit einem gewöhnlichen Gartengießer geschieht. Jedesmal muß für jeden Abtritt 1 bis 2 Liter verwendet werden.

Treten in einer Haushaltung Diarrhoe auf, oder erkrankt ein Hausgenosse sogar an der Cholera, so muß die Desinfektion des Abtrittes jeden Tag vorgenommen werden.

In die Abtritte und auf Miststätten dürfen die Ausleerungen an Abweichen oder Cholera erkrankter Personen nicht ausgegossen werden, ehe sie nicht im Nachtgeschirr durch Vermischen mit einer gleich großen Menge der Desinfektionsflüssigkeit möglichst unschädlich gemacht worden sind.

Die Desinfektion der Abtritte und Ausleerungen nützt aber wenig, wenn nicht alle offenen oder bedeckten Sammelgruben für die Abgänge der Menschen von vornherein mit obiger Flüssigkeit desinfizirt worden sind. Man muß von derselben so lange zusetzen und gut durcheinander rühren, bis der üble Geruch der faulenden Kothmassen vollständig verschwunden ist. Ganz eben dasselbe muß mit allen stehenden Pfuhlen, Mistjauchen und Straßengräben geschehen, in welche menschliche Abgänge gelangen können. Ausgeräumt und entleert dürfen solche Behälter jedenfalls nicht werden, ehe sie nicht vollkommen desinfizirt sind.

In der Nähe von Wohnungen befindlichen Miststätten sollten ringsherum an ihrem Grunde mit der Desinfektionsflüssigkeit tüchtig begossen werden.

Leider haben nicht alle Bewohner eines Ortes die Einsicht, Thatkraft und den guten Willen, stetig und energisch diese Regeln zu befolgen. Es ist daher Pflicht der Gemeindevorstände, zu veranlassen, daß die verständigsten und einflußreichsten Männer der Gemeinde zu einer Kommission für Abwehr der Cholera zusammentreten und sich schnell an die That machen. Dieselben sollten überall, in jedem Hause und jeder Wohnung des Ortes sich von der Beobachtung der orts- und oberpolizeilichen Vorschriften für die Desinfektion überzeugen, sie selbst ausführen, wo es nicht freiwillig geschieht, mit Rath und That überall zur Hand gehen.

Die Kommission sollte ferner für Herstellung der Desinfektionsflüssigkeit in großen Mengen sorgen. Sind auch die Materialien selbst im Kleinverkauf schon billig genug (1 Pfund Eisenvitriol kostet 3 bis 4 kr., 1 Pfund rohe Carbolsäure 14 bis 16 kr.), so erniedrigt sich ihr Preis bei zentnerweiser Anschaffung für die Gemeinden doch noch bedeutend, so daß ein Liter der Desinfektionsflüssigkeit auf höchstens $^1/_3$ kr. zu stehen kommt. Jedermann bedenke dabei, daß diese Kosten und damit verbundenen Mühen durch Erhaltung der Gesundheit und des Lebens gut angewendet sind.

Wenn Ihr aber, Mitbürger, handeln wollt, so handelt schnell und wartet nicht, bis Euch oder Eure Orte die Krankheit erreicht hat; und wenn dies dennoch geschehen sollte, so ermattet nicht in der Arbeit für das öffentliche Wohl!

Würzburg im Juli 1873.

Dr. A. Geigel,
Prof. der öffentl. Gesundheitspflege, Vorstand der Poliklinik.

Dr. J. Wislicenus,
Prof. der Chemie, Vorstand des chemischen Laboratoriums.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **90.** Sonntag, 10. August **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Ein Stück Papier!" rief der Baronet staunend.

„Ja, es sah aus wie Papier! Hadd hielt seine Laterne darüber und besah es, als ob er seinen Augen nicht traute. Ich begriff sofort, daß sich dies Papier auf den verborgenen Schatz beziehe. Rasch wie der Blitz ergriff ich das weiße Bettuch, hüllte mich, da ich wußte, daß er ein abergläubischer Mensch ist, in dasselbe ein, um ihn zu erschrecken, und stürzte so an ihm vorüber und hob das Papier auf. Dies Alles geschah, ehe er sich noch von seinem ersten Erstaunen erholen konnte. Dann rannte ich gegen ihn und stieß ihm die Laterne aus der Hand, und ehe er dieselbe wieder aufgehoben hatte, war ich bereits in meinem Zimmer und hatte die Thür verschlossen."

„Ihr vollbrachtet eine kühne That, Bettine," sagte Rosamunde lebhaft; „aber folgte er Euch nicht?"

„Einen Augenblick darauf kam er vor meine Thür," erwiederte Bettine, indem sie mit den Augen blinzelte, „aber ich stellte mich, als schliefe ich fest, und als ich endlich erwachte und die Thür öffnete, zitterte ich am ganzen Körper und war so taub, daß er mich kaum ein Wort verstehen lassen konnte. So hatte er denn auch keinen Argwohn gegen mich. Und diesen Morgen nun, lange vor Tagesanbruch, verließ ich das Schloß und reis'te mit der Eisenbahn nach Schottland, bevor man mich vermissen konnte. Auf der nächsten Station wechselte ich den Zug und kam in denselben, mit welchem Hadd reis'te. Ich war in einem Wagen dritter Classe, in Gesellschaft einer armen Familie, hielt eins von deren Kindern auf dem Arm und hatte einen alten, braunen Schleier vor dem Gesicht, als der Administrator durch das Wagenfenster sah und mich anblickte. Ich zitterte eine Weile; aber glücklicherweise mußte er mich für ein Mitglied der Familie gehalten haben, denn er ging bald weiter. In Courburnspath stieg ich erst im letzten Augenblick aus, nachdem Hadd bereits eilig den Bahnhof verlassen hatte. Ich miethete mir ein Fuhrwerk, welches mich nach dem Moorhäuschen bringen sollte. Als ich jedoch in dessen Nähe kam, dachte ich, daß mir Hadd hier gewiß auflauern würde, weshalb ich den Wagen verließ, welcher wieder zurückfuhr und machte dann den Rest des Weges zu Fuß."

„Es ist zu verwundern, daß Du nicht gesehen worden bist," sagte Sir Archy.

„O, ich war zu schlau, als daß ich mich hätte sehen lassen," versetzte Bettine selbstgefällig. „Ich sah ein paar Männer da unten am Wege, daher wandte ich mich seitwärts und kam über's Feld hierher. Als ich dann an der Allee anlangte bemerkte ich Hadd und seinen Sohn; deshalb stahl ich mich um's Haus herum und gewahrte im Speisezimmer Licht Ich sah durch's Fenster und fand zu meiner Freude Sie, Sir Archy und Rosamunde. Nun fühlte ich mich sicher. Das Weitere ist Ihnen bekannt."

„Und das Papier," rief Sir Archy, „das Papier, wo ist es?"

Die alte Bettine zog von ihrem Busen eine mit Silber ausgelegte Schnupftabaksdose hervor, welche sie öffnete und aus derselben ein glatt zusammengelegtes Papier nahm. Nachdem man dieses entfaltet, fand man ein Stück Pergament, welches die unverkennbaren Spuren des Alters zeigte und auf der einen Seite mit ganz vergilbter Schrift bedeckt war.

Hastig und mit zitternden Händen nahm Sir Archy das Pergament und hielt es gegen das Licht.

Digitized by Google

„Ich — ich kann es nicht sehen," sagte er, nachdem er eine Weile auf die Schrift gestarrt. „Es ist ein Schleier vor meinen Augen. Komm', Rosamunde, hilf' mir lesen."

Diese trat heran und sah ihm über die Schulter. Die Schrift war stellenweise fast unleserlich; die Buchstaben waren eigenthümlich geschrieben und die Wörter so sonderbar geformt, wie man sie hundert Jahre vordem allerdings wohl gebraucht hatte.

„Es ist beinahe unmöglich, es zu entziffern," sagte Rosamunde, indem sie ihre Augen, welche von dem Scharfblicken angestrengt waren, zusammenzog. „Ah!" setzte sie aber sogleich hinzu, „unddoch krieg' ich es am Ende heraus."

Sie ging die Zeilen nochmals durch, Wort für Wort buchstabirend, und las schließlich triumphirend das Ganze vor.

Es lautete folgendermaßen:

„Von Lady Rosamunde Wilchester zu Wilchester Towers, Kent, an ihren Sohn, Sir William Wilchester, Baronet, jetzt im Auslande. Dieser Bericht wird übergeben werden von Bettine Willcroß, meiner anhänglichen Dienerin und ergebenen Freundin, welcher ich denselben anvertrauen werde, sollte die Vorsehung mir eine tödliche Krankheit bringen, bevor mein Sohn zurückgekehrt ist. Die Zeiten sind schwer. Schlechte Menschen machen Häuser und Straßen unsicher. Ich bin im Besitz von kostbaren Edelsteinen — ein Privatgeschenk von meinem ersten Mann — welche ich bestimme, einen Theil der Erbschaft meines Sohnes zu bilden und die meine Nachkommen bis in die späteste Generation schmücken sollen. Ich habe Ursache zu glauben, daß ein Verwandter meines ersten Mannes, welcher sich durch dessen Testament gekränkt fühlt, beabsichtigt, mir die Juwelen durch Gewalt und List zu entreißen. Daher habe ich mit Hülfe meines treuen Dieners, William Norcroß, diesen Reichthum vor allen schlechten Menschen verborgen.

Um den Schatz zu finden, ist zu suchen bei der Doppeleiche, sieben Schritte südlich von dem Nordende der Bank und dann drei Schritte östlich; da grabe man tief nach dem Vermächtniß der Lady Rosamunde. — Dieses durch Vermittelung von Bettine Willcroß."

Eine Todtenstille folgte dem Lesen des Schreibens der Verstorbenen. Dann erhob sich Bettine und richtete ihre dünne, gebeugte Gestalt fast gerade auf. Ihre welken Züge verklärten sich und aus ihren Augen leuchtete ein jugendliches Feuer, indem sie sagte:

„Dieses durch Vermittelung von Bettine Willcroß! Ich habe den Bericht übermittelt viele Jahre nachher; ich habe ihn in die Hände eines Wilchesters gegeben, wenngleich nicht an den, für welchen er bestimmt war. Der Auftrag meiner Herrin ist also erledigt."

„Jetzt ist Alles klar genug," sagte Sir Archy, in dessen zitternder Hand das Papier flog; „aber eine Schwierigkeit ist noch vorhanden," fügte er besorgt hinzu. „Wo ist die Doppeleiche? — ich weiß nichts von einem Baum."

„Aber ich," fiel Bettine eifrig ein. „Die Doppeleiche! Ach! es war ein schöner, großer Baum, welcher sich unten am Boden in zwei hübsche, starke Stämme theilte. Die Kinder meiner Herrin spielten im Schatten seiner Zweige und auf der Bank, welche zwischen den Stämmen angebracht war. Nehmen Sie mich mit zurück nach dem Schloß, Sir Archy, und ich will Ihnen die Stelle zeigen, wo der Baum gestanden hat, und auch den Platz, wo Sie nach dem Schatz zu graben haben."

„Wir wollen zurückgehen!" rief Sir Archy, der seine Aufregung kaum beherrschen konnte. „Sobald Du hinreichend ausgeruht hast — vielleicht morgen schon — wollen wir uns aufmachen und nach dem Legat suchen."

„Und das Pergament, Papa!" erinnerte Rosamunde besorgt. „Es ist wohl nicht gut, wenn Du es bei Dir behälst — und doch, vernichten dürfen wir es auch nicht."

„Miß Rosamunde mag es an ihrem Busen verbergen," bemerkte Bettine. „Es wird nirgends sicherer verwahrt sein. Der Administrator hat seinen Kopf darauf gesetzt, das vergrabene Vermächtniß zu heben und er wird gewiß das ganze Haus durchstöbern, um das Dokument zu erlangen."

„Ja, nimm es, Rosamunde," pflichtete der Baronet bei, indem er ihr dasselbe überreichte. „Du bist die beste Beschützerin desselben."

Rosamunde nahm das Pergament, knotete es in ihr Taschentuch und verbarg dies Päck-

Digitized by Google

chen unter den Kleidern an ihrem Busen.

„Papa," sagte sie dann, „ich trage jetzt das, was Dir Deine Ruhe und Dein Glück wiederbringen, sowie Markus sein Erbe sichern wird, bei mir. Ich werde es nur aufgeben mit meinem Leben!"

„Jetzt werde ich aber doch sehr müde," sprach die alte Bettine. „Ich bedarf des Schlafes, damit wir morgen früh nach dem Schloß abreisen können."

„Ihr sollt in meinem Bett schlafen, Bettine," sagte Rosamunde freundlich, „denn ich möchte Euch nicht gern aus den Augen verlieren, so lange der Platz, wo der Schatz ruht, noch ein Geheimniß ist. Sind die Edelsteine erst gefunden, dann wird Hadd Euch nicht mehr belästigen."

So war denn bestimmt, daß Bettine für diese Nacht mit Rosamunde das Schlafzimmer der Letzteren theilen sollte. Sir Archy ergriff die Hand der alten Frau, drückte sie herzlich und dankte ihr mit warmen Worten für den Muth und die Entschlossenheit, mit welcher sie den Schlüssel zu dem großen Geheimniß den Händen seiner Feinde entrissen und in die seinigen gelegt hatte.

„Wir verdanken diese Freude und Erlösung Dir, Bettine," schloß er. „Und so lange wir leben, werden ich und meine Kinder Dich segnen für diese That, für die Ueberlieferung des Berichts der Lady Rosamunde."

Dann küßte er noch seine Tochter, wünschte „gute Nacht!" und öffnete leise die Thür. Kaum war dies geschehen, als dieselbe plötzlich von außen heftig aufgerissen wurde und die Hadd's, Vater und Sohn, in Begleitung der zwei Männer sich auf der Schwelle zeigten.

„Ah, ich dachte es mir!" rief der Administrator grimmig, während seine Augen unheimlich glühten beim Anblick der alten Bettine. „Hier ist sie! Kommt herein, Bursche, und macht die Thür zu!"

XXIV.

Das verhängnißvolle Attentat.

Lord Leonhard Evremond blieb am Eingange der Kammer, worin Hugo schlief, stehen, sein Herz schlug heftig in seiner Brust, so stark, daß er sich einbildete, der Schläfer möchte davon erwachen. Hugo aber lag in tiefem Schlummer, Sein Kopf war bequem auf dem Kissen zur Ruhe gebettet, sein Gesicht ungewöhnlich blaß in Folge des Schmerzes seiner Wunde und seiner Erlebnisse der letzten Tage. Das matt brennende Nachtlicht warf düstere Schatten im Zimmer umher. Lord Leonhard fuhr zusammen und trat unwillkürlich ein paar Schritte zurück; ein Krampf zog sein Herz zusammen.

Wie ähnlich er doch Paget sieht! dachte er. Es ist mir, als sähe ich das Gesicht meines todten Bruders. Diese Aehnlichkeit macht mich fast kraftlos.

Die ganze Abscheulichkeit des Verbrechens, vor welchem er stand, trat in diesem Augenblick vor seine Seele. Sein Gesicht wetteiferte in der bleichen Farbe mit dem Hugo's, seine Augen glühten und sein Athem war kurz und keuchend.

„Ich muß es thun!" murmelte er. „Es ist zu spät zum Umkehren. Heute Morgen verfehlte ich ihn, aber jetzt werde ich ihn sicher treffen.

Mit aller Anstrengung verbannte er die Gedanken, die ihn zurückhalten wollten und ermuthigte sich durch das Bewußtsein, daß seine ganze Zukunft von dieser That abhänge.

Niemals werde ich den Platz unter dem Neffen des Lehrers einnehmen, dachte er. Er hätte mit dem zufrieden sein sollen, was ich für ihn bestimmte; da er dies aber nicht gethan, nun, so muß er sterben."

Während er seine Lippen würhend zusammenpreßte, zog er ein kleines Dolchmesser aus seinen Kleidern hervor und beugte sich über den Schläfer. Jetzt hatte er keine Gewissensbisse mehr, er glich vielmehr einem Bluthunde, der nur nach seinem Opfer trachtet; seine gierigen Augen suchten die Stelle, wo er die Waffe am besten ansetzen konnte, die er gezückt in seiner Hand hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein brennender Berg in Sachsen.

Der „brennende Berg" bei Dudweiler im saarbrücker Kohlenrevier (schreibt der Saarbrücker Bergmannsfreund), schon vor einem Jahrhundert, als eine Naturmerkwürdigkeit vielfach besucht und beschrieben, hat heutzutage viel von seinem ehemaligen Reize verloren und

Digitized by Google

mag wohl höchstens nur noch auf die bescheidenere Bezeichnung „dampfend“ Anspruch machen können. Auch das früher viel besprochene Wunderbare seiner Entstehung ist heute kein Wunder mehr; es kann nur noch Lächeln erregen, wenn man liest oder hört, wie wohl im vorigen Jahrhundert gelehrte Männer in allem Ernste den brennenden Berg in Zusammenhang mit irgend einem thätigen Vulkan oder feuerspeienden Berg bringen wollten. Jeder heutige Steinkohlenbergmann kennt die Entstehung solcher brennenden Berge; er sieht sie in den Grubenbränden alter Kohlen-Abbaufelder oder in den Berghalden sich entwickeln. Keineswegs also irgend eine wunderbare feuerspeiende Thätigkeit des Erdinnern, sondern einfach eine Selbstentzündung der Steinkohle, hervorgerufen durch nach und nach eintretende Zersetzung einzelner ihrer Bestandtheile, ist es, welche den Brand verursacht. In den Gruben hilft man sich gegen solche Brände durch möglichst vollkommen luftdichten Abschluß des ganzen Brandfeldes vermittels Dämme, um dem entstehenden Feuer seine Nahrung, die Luft, zu entziehen und es allmählich zu ersticken. Nicht immer gelingt aber der luftdichte Abschluß, namentlich bei obern Bauen, in der Nähe der Tagesoberfläche, wo vielfache, wenn auch noch so kleine Risse und Spalten im Gebirge die Feuerstellen mit der äußern Luft unterhalten und letzteren stets den ersteren zuführen. Die Hitze des wenn auch nur langsam glimmenden Feuers erweitert noch die Spalten und schafft sich zahlreiche neue dazu. Heiße Gase treten aus denselben, das einsickernde Regenwasser entweicht wieder als Dampf oder mitunter auch als warme Quellen. So entstehen sogenannte brennende Berge im Steinkohlengebirge und können sich wohl auch Jahrhunderte lang, mehr oder minder lebhaft brennend, qualmend, dampfend erhalten. Auch bei Niederplanitz in der Nähe von Zwickau (Königreich Sachsen) brennt seit 3 bis 400 Jahren ein kostbares mächtiges Kohlenflötz heute noch. Trotz aller Löschversuche, ja, selbst ungeachtet mehrmaligen Verschüttens des Schachtes und aufgedämmter unterirdischer Teiche wüthen doch die Flammen fort, jetzt in einer Tiefe von über 200 Fuß unter der Oberfläche; ihr Dasein verräth die Hitze des Bodens und stellenweise entsteigender Qualm und Dampf. Der Wärme wegen bleibt im Winter der Schnee nicht liegen. In geringer Tiefe schon steigt die Hitze bedeutend, und in einem Gefäße, das wenige Fuß tief eingegraben ist, wird das Wasser so weit erhitzt, daß Eier darin hart gesotten werden können. Wohl ist allmählich ein Schatz von Kohlen von vielen Tausend Thalern an Werth hier ausgebrannt, aber die Wärme ist nicht ganz unbenutzt verloren gegangen. Ein verstorbener Chemiker kam auf die Idee, diese Erdbrände zur Anlegung künstlicher Treibgärten zu benutzen, und erreichte den Zweck auch auf die befriedigendste Art. Noch täglich werden neue Verbesserungen eingeführt. Die ungeregelte Hitze weiß man örtlich so zu fassen und dergestalt in Röhren auf- und seitwärts zu leiten, daß sie zweckmäßig verwendet wird. Eine große Zahl prächtiger Glashäuser und viele gemauerte Kästen mit entsprechender Glasbedeckung bergen die schönsten Erzeugnisse eines tropischen Klimas; Farren, Drachenbäume, Palmen, Bananen, die in den schönsten Treibhäusern sonst nur ein kümmerlich hinwelkendes Leben führen, treiben hier üppig und kräftig. In überbauten Wasserbassins blühen tropische Wasserpflanzen, während an den Ufern hohe Palmen ihre Wedel in höchster Pracht entfalten. Kaum dürften viele berühmte botanische Gärten Pflanzenformen der heißen Länder in ihren Glashäusern schöner aufzuweisen haben, als sie hier im Freien gezogen werden. In besonderen Beeten werden auch namentlich Ananans gebaut, mit welchen der Besitzer der Anlagen einen einträglichen Handel betreibt.

Verschiedenes.

Was hast du da an den Fingern zu zählen? fuhr ein Schuhmacher seinen Lehrling an. „Ich zähle, wie viel böse Weiber hier im Hause sind.“ — „Nun, wie viel sind es?“ — „Mit der Frau Meisterin sieben!“ Der Meister griff stillschweigend nach dem Knieriemen. „Nee, — nee,“ schrie der Junge; „ich wollte sagen, ohne die Frau Meisterin sechs.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 91. Freitag, 15. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Aber in demselben Augenblick, als ob ein Schutzengel ihn gewarnt, oder als ob der scharfe Blick seines Feindes die Fesseln des Schlafes zersprengt, bewegte sich Hugo und schlug die Augen auf.

Evremond hatte keine Zeit, sich ungesehen zurückzuziehen. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes musterte ihn Hugo und begriff sofort seine gefährliche Lage. Einen Schrei ausstoßend, der gleich einem warnenden Signal durch das alte Farmerhaus klang, sprang er wie ein Tiger mit einem Satz aus dem Bett und stürzte sich auf den Feind.

Halb betäubt von der unerwarteten Wendung, die die Sache genommen, schlug Evremond mit seinem Messer blindlings umher, während er mit dem einen Arm die Schläge seines Angreifers parirte. Im nächsten Augenblick entriß ihm Hugo den Dolch, den er in eine Ecke des Zimmers schleuderte, und dann geriethen Beide in ein Handgemenge, wobei Lord Leonhard mit Wuth und Verzweiflung kämpfte.

Hugo vergaß seine Wunde und rang mit aller Kraft und Behendigkeit, die er besaß und die noch erhöht wurde durch das Bewußtsein, daß er um sein Leben kämpfe.

Diese unverkennbaren Vorzüge machten denn auch dem Ringen ein baldiges Ende. Lord Leonhard, ungeübt in Kampfanstrengungen und entnervt durch ein ausschweifendes Leben, begann zu ermatten; er keuchte athemlos, und einen Moment später warf ihn Hugo zu Boden, so daß er bewußtlos liegen blieb.

Kaum war dies geschehen, als Hugo von draußen das Oeffnen und Zuschlagen von Thüren, sowie ungestüm fragende Stimmen vernahm. Rasch kleidete er sich oberflächlich an, lief zur Thür und öffnete diese in demselben Moment, als Miß Deane in wildem Schrecken an deren Schwelle erschien. Ihr Schrecken aber vermehrte sich noch, als sie Hugo's blutbeflecktes Gesicht und blutigen Hände sah und die Unordnung auf dessen Kammer, sowie die fremde Gestalt am Boden gewahrte.

„Was ist hier geschehen, Hugo?" rief sie mit bebender Stimme. „Ist das Dr. Sanders?"

„Ja, Mutter, es ist Dr. Sanders, oder vielmehr Lord Leonhard Evremond. Ich erwachte vor wenigen Minuten und fand ihn über mich gebeugt, mit einem Messer in der Hand."

„O, Hugo, wenn er Dir etwas angethan hätte!" jammerte sie, indem sie sich an ihn hing. „Das ist schrecklich — schrecklich! Bist Du gewiß, daß es Lord Leonhard ist?"

Hugo antwortete dadurch, daß er das Licht nahm und es über das Gesicht seines überwundenen Feindes hielt.

„Wirklich, es ist Lord Leonhard!" rief Miß Deane mit nicht geringem Erstaunen. „Er scheint wieder zur Besinnung zu kommen."

„Dann müssen wir ihn uns sichern," bemerkte Hugo. Er soll mir diesmal nicht so glücklich entwischen."

Während dessen waren Mrs. Cummings und der stumpfsinnige Bursche erschienen. Hugo erzählte ihnen kurz die nächtliche Begebenheit und schickte sie dann hinaus, um Stricke zu holen.

Diese waren bald gebracht. Hugo band nun Evremond und hatte gerade diese Arbeit vollendet, als Letzterer wieder zum Bewußtsein zurückkehrte und die Augen aufschlug.

„Jetzt, Lord Leonhard, sind Sie so sicher wie in einem Gefängnisse," sagte Hugo kühl. „Was meinen Sie, werde ich nun mit ihnen anfangen?"

Der Gefangene starrte auf den Sprecher, statt ihm eine Antwort zu geben.

Digitized by Google

„Natürlich wissen Sie, fuhr Hugo ruhig fort, „was ich thun kann. Ich kann diesen Burschen hier nach Corburnspath zur Polizei schicken und Sie, wie Sie hier liegen, derselben wegen Mordversuchs überliefern."

Lord Leonhard's Lippen geriethen in Bewegung, doch sprach er kein lautes Wort.

„Sie werden begreifen, welche Sensation ein solches Verfahren gegen Sie hervorrufen würde," setzte Hugo unbarmherzig hinzu. „Ganz England würde voll sein von dieser Geschichte. Wären Sie zehnmal ein Pair oder der Sohn eines Pairs, dies würde Ihren Namen doch nicht vor Schande und Sie selbst nicht vor Bestrafung schützen. Ihr Versuch, die Existenz des Sohnes Ihres todten Bruders zu verheimlichen, sowie Ihr bis jetzt erfolgreicher Versuch, die Wittwe ihres todten Bruders um ihr gutes Recht zu betrügen, sind glänzend gekrönt durch diesen feigen, meuchelmörderischen Angriff auf ihren eigenen Neffen. Was wird die Welt, Ihre liebe Welt, um deren günstige Meinung sie gelogen und betrogen, ja nahezu gemordet haben, — was wird diese Welt sagen, wenn sie Sie auf der Anklagebank als Verbrecher erblickt?"

Diese Worte, ein so schreckliches Bild darstellend, beunruhigten Evremond.

„Das werden Sie nicht — das dürfen Sie nicht!" leuchte er.

„Das werde ich nicht? das darf ich nicht?" wiederholte Hugo mit Achtung gebietender Stimme und strengem Ernst. „Und warum nicht? Warum sollte ein adeliger Mörder dem Gericht entrinnen, das den armen Mann verurtheilt? Ich darf nicht? Wir wollen sehen!"

Er wandte sich zu dem Burschen, der mit offenem Munde dastand, als wolle er ihm etwas auftragen, aber Lord Evremond hilt ihn zurück, indem er flehend sagte:

„Schicken Sie nicht zur Polizei, Sie würden mich dadurch ruiniren; Sie würden meinem Vater das Herz brechen; Sie würden die Zukunft meines unschuldigen Sohnes vernichten; Sie würden mich mit Schimpf und Schande bedecken!"

„Dies Alles hätten sie vorher bedenken sollen," entgegnete Hugo. „Was für Rücksichten nahmen Sie gegen Andere, als Sie diesen Morgen von dem Gehölz aus auf mich schossen? Was für Rücksichten gegen andere nahmen Sie ferner, als Sie sich diese Nacht in mein Zimmer schlichen, in der Absicht, mich zu ermorden? Sie dachten immer nur an sich selbst!"

„Gnade!" bat der Gefangene durch Hugo's mitleidslosen Ton fast zur Verzweiflung gebracht und vor der ihm angedrohten Entehrung zurückschreckend. „Lassen Sie mich gehen; ich will versprechen, Ihnen niemals wieder in den Weg zu treten. Was haben Sie für Nutzen, wenn Sie mich gerichtlich belangen? Angenommen, Sie könnten Beweise bringen für Ihre Ansprüche an Paget's Erbe, würde es nicht ein Schimpf für Sie sein, einen Onkel im Gefängniß zu haben?"

„Ich denke, ich kann diesen Schimpf ertragen," versetzte Hugo kalt. „Ich wüßte nicht, daß es viel schlimmer wäre, einen Onkel im Gefängniß zu haben, als einen, der darin zu sein verdiente!"

Evremond stöhnte in seiner Angst.

„Es ist ihm wirklich Ernst, wie schrecklich!" jammerte er. „O, Gertrud Deane," fügte er hinzu, sein Gesicht zu der Dame wendend, „sprechen Sie für mich! Haben Sie kein Mitleid, kein Erbarmen?"

Miß Deane sah ihn mit Verachtung an.

„Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie mich meines Kindes beraubten?" fragte sie. „Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie mich um den ehrlichen Namen einer Frau und Wittwe brachten? Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie meinen Sohn erschießen wollten, bevor ich ihn jemals in meine Arme geschlossen? Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie sich in dieses Zimmer schlichen, um meinen wiedergefundenen Sohn zu tödten? Erbitten Sie also Mitleid von Hugo, Lord Leonhard, und nicht von mir."

Evremond seufzte wieder. Das ihm bevorstehende Unglück, jetzt unvermeidlich scheinend, machte ihn fast wahnsinnig.

„O, Gnade, Gnade!" rief er aufgeregt. „Ich will Alles thun, um dieser Schande zu entgehen, Alles! Ich will ihnen ein glänzendes Vermögen aussetzen, ich will Ihnen eine hervorragende Stellung im Staate verschaffen, nur ersparen Sie mir den Schimpf der Gefangenschaft!"

Hugo blickte gedankenvoll vor sich hin.

Hierdurch ermuthigt, richtete sich Evremond

mit Mühe ein wenig auf und bat kleinlaut, wie ein Feigling um sein Leben bittet. Er weinte und flehte, sich bis in den Staub demüthigend.

„Gut," sagte Hugo, als Evremond vor Erschöpfung ruhig geworden, „ich will Ihnen Ihre Freiheit geben, aber unter einer Bedingung."

„Und diese wäre?" fragte Evremond, in dem neue Hoffnung aufstieg, rasch. Nennen Sie dieselbe."

„Sie müssen eine Schrift unterzeichnen, die mich, gemäß ihrer aufrichtigen Ueberzeugung, für den rechtmäßigen Sohn ihres Bruders Paget erklärt, und welche ferner aussprickt, daß Sie meine Mutter für die rechtmäßige Wittwe Lord Paget Evremond's halten. Auch müssen Sie die Erklärung unterschreiben, daß Sie mich zwei Mal zu ermorden versucht haben."

„Niemals!" schrie Evremond. Ich werde derartige Erklärungen nie und nimmer unterschreiben!"

„Wie Sie wollen," versetzte Hugo. Heda! Bursche!"

„Ja, Sir!" antwortete dieser schnell.

„Halt!" schrie Evremond heiser. „Wie können Sie verlangen, daß ich Sie für meinen Neffen erkläre, Mr. Hugo? Dies gerade ist es, was ich zu umgehen suchte. Eine solche Erklärung würde mich ruiviren."

„Das glaube ich wohl," erwiderte Hugo. „Ich würde mit dem Papier ohne Zögern zum Grafen Berwick reisen, wohin meine Mutter mich begleiten würde. Wählen Sie zwischen einem Ruin, der ruhig und ohne Scandal abgeht, und dem Ruin, den ein öffentliches Verfahren Ihnen bringt."

Evremond sah endlich, daß weiteres Appelliren ganz nutzlos war. Mit gepreßter Stimme sagte er:

„Sie haben gesiegt. Ich ergebe mich und will jede Erklärung unterzeichnen, welche Sie aufzuschreiben belieben."

„Wohl denn," erwiederte Hugo. „Ich will Sie nicht lange aufhalten. Mutter, willst Du mir nicht die erforderlichen Schreibmaterialien bringen?"

Miß Deane ging hinaus und erschien bald wieder mit den gewünschten Sachen. Hugo stellte die Lampe auf den Tisch und machte sich an seine Aufgabe.

Er begann mit dem Bericht über Lord Paget's Zurückkunft nach Berwick-Hall, wie ihm seine Mutter und Hadd erzählt hatten; dann constatirte er, daß Lord Paget auf seinem Sterbebette seinem Bruder Leonhard die Thatsache von seiner Heirath und der Existenz seines Sohnes anvertraut habe; ferner, daß Lord Leonhard diese Thatsachen verheimlicht und abgeläugnet und sich die Rechte des Erben seines Bruders angeeignet habe; daß er, Lord Leonhard, diesen Erben von frühester Kindheit an im Geheimen unterstützt und ihn habe ausbilden lassen, damit derselbe seinen Unterhalt später selbst zu verdienen im Stande sei, dagegen aber nie seine Geburt und Abkunft erfahre, daß durch Zufall der Sohn seines Bruders, bekannt unter dem Namen Hugo Chandos, in den Besitz dieser Thatsachen gelangt sei und daß er, Lord Leonhard, deshalb beschlossen habe, denselben zu tödten, um so einen gefährlichen Rivalen los zu werden, weswegen er ihm nach Schottland vorausgegangen sei, an der Chaussee ihm aufgelauert und dort auf ihn geschossen habe; daß er weiter, da dieser Schuß zwar verwundet, aber nicht getödtet hatte, sich in Verkleidung Aufnahme in Lady Gertrud Evremond's Haus zu verschaffen gewußt habe und dort in Hugo's Zimmer geschlichen sei, in der Absicht, ihn hier zu erstechen, und daß er endlich, als er bei diesem Versuch erwischt und entlarvt worden, das gegenwärtige volle Geständniß gemacht und mit seinem Namen unterschrieben habe.

Als Hugo fertig war, las er das Schriftstück laut vor.

„Es ist gut so," sagte Miß Deane bestätigend, „und es ist wahr."

„Glauben Sie, daß ich jemals ein solch' infames Schriftstück unterzeichnen werde?" schrie Evremond, vor Wuth schäumend. „Eher will ich sterben."

„Wie's Ihnen gefällt," sagte Hugo ruhig. „Sie werden es unterzeichnen, oder noch diese Nacht in's Gefängniß wandern."

„Es unterzeichnen und das Siegel setzen unter mein eigenes Todesurtheil!" tobte der Gefangene. „Mich selbst als einen Dieb, als einen Lügner, einen Meuchelmörder hinstellen! meinem Vater erklären, daß ich nicht sein Erbe, sondern der Usurpator der Rechte eines Andern bin! — für immer den Rang eines jüngeren

Digitized by Google

Sohnes einnehmen und meinen Sohn zu derselben Erniedrigung verurtheilen! Niemals!"

„Dann muß ich nach der Polizei schicken," bemerkte Hugo, in dessen Worten ein Ernst und eine Entschlossenheit lagen, die keine Zweideutigkeit zuließen.

Evremond ließ nun den Muth sinken und fügte sich.

„Wenn ich unterschreibe, lassen Sie mich dann gehen?"

Hugo antwortete bejahend.

„Dann lösen Sie mir den Arm und ich will es thun."

Hugo befreite den Arm von seiner Bande, legte das Papier vor Evremond und reichte ihm dann eine Feder.

Eine Weile zögerte der Schurke noch und dann schrieb er mit zitternder Hand seinen Namen unter das Dokument.

„Und jetzt die Namen der Zeugen," sagte Hugo, indem er die Unterschrift betrachtete.

Mrs. Cummings, sowie der Bursche fügten ihre Namen bei.

„Das wird genügen," sagte Hugo, das Papier faltend und in die Brusttasche steckend. „Jetzt bin ich mit Ihnen fertig, Lord Leonhard; Sie können gehen."

Er ging nach der Ecke, wo Evremond's Dolch lag, nahm denselben auf und zerschnitt damit die Fesseln des Gefangenen, der sich gedrückt und langsam vom Boden erhob und sich schüttelte, als ob er so eben aus dem Wasser gekommen wäre.

„Diesen Triumph haben Sie, Hugo," sagte er rauh. „Und Sie, Lady Gertrud, haben beinahe Ihren Ehrgeiz befriedigt; aber Sie haben Ihre Heirath noch nicht bewiesen; eine Bescheinigung hierüber besitzen Sie nicht."

„Wir sind noch nicht am Ende," bemerkte Hugo ruhig. „Ich werde den Pfarrer finden, der meine Eltern getraut hat, wenn er noch lebt; sollte er aber todt sein, so werde ich doch die Zeugen finden, welche ihre Namen dem verlorenen Trauschein beigefügt hatten. Eins haben Sie doch gelernt; Lord Leonhard, nämlich, daß Sie es nicht mit einem furchtsamen, jungen Menschen zu thun haben, sondern mit einem Manne, der fest entschlossen ist, den Ruf seiner Mutter zu klären und seinem Geburtsrecht Geltung zu verschaffen. Und noch Eins mehr: bedenken Sie, was Sie in Zukunft thun, denn Sie wissen, daß ich das in Händen habe, was mir Macht über Sie giebt, nämlich Ihr schriftliches Geständniß. Und jetzt, Lord Leonhard, jetzt können Sie gehen."

Evremond ging zur Thür; auf der Schwelle jedoch blieb er stehen und blickte mit glühenden Augen zurück.

„Und nun noch Eins von mir!" rief er heftig. „Sie haben jetzt zwar die Oberhand, aber lange wird das nicht dauern. Ich bin gleich einem Tiger, der Blut gekostet hat. Zwei Mal habe ich gefehlt, hüten Sie sich vor einem dritten Versuch!"

Drohend erhob er seine geballte Faust und mit einem dämonischen Blick und höhnisch lachend stieß er einen furchtbaren Fluch über Hugo und dessen Mutter aus; dann schlug er die Thür zu und eilte die Treppe hinunter. Eine Minute später hatte er das Freie erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

„Aber Mann," sagte eine Frau zu ihrem Eheherrn, „das ist doch nicht recht, daß Du Sachen in Rechnung bringst, die Du gar nicht geliefert hast! Kannst Du das auf Dein Gewissen nehmen?" — „Das verstehst Du nicht, Frau!" entgegnete derselbe. „Wer in jetziger Zeit als ehrlicher Mann durch die Welt kommen will, der muß betrügen!"

Ein Corporal traf einen betrunkenen Soldaten und fing an: „Du Trunkenbold — schämst Dich nicht — Du bist kein Mann!" — „Sie sind erst recht kein Mann," lallte der Betrunkene „Was ich kein Mann?" — „Nein, der Hauptmann sagt immer, ein Corporal und sechs Mann!"

Frau, Du hast zu viel Salz an's Essen gethan," sagte ein Schneider zu seiner Frau. — „Thut nichts," antwortete diese, „wir haben es ja geschenkt bekommen." —

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 92. Sonntag, 17. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung
von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

XXV.

Ein kühner Streich.

Einen Augenblick nach dem unverschämten Eindringen der Hadd's und deren Miethlinge in Rosamunde's Zimmer war Sir Archy sprachlos; doch die plötzlich wechselnde Farbe seines Gesichts, sowie das Glühen seiner Augen zeigten, daß er diese Beleidigung wohl empfand. Auf die beiden Männer blickend zeigte er nach der Thür.

Die Miethlinge, unwillkürlich dieser stillen Weisung Folge leistend, wandten sich zum Fortgehen um, doch der Administrator hielt sie durch eine Handbewegung zurück.

„Bleibt!" gebot er. „Ihr steht unter meinem Befehl, wie Ihr wißt."

Die Männer sahen unschlüssig von ihrem Gebieter auf den Baronet und von diesem auf den Ersteren.

„Jetzt bin ich Herr hier!" fuhr Hadd in anmaßendem Tone fort. „Ja, Herr jowohl des Hauses, wie dessen Bewohner!"

„Sie Herr hier?" rief Sir Archy entrüstet. „Dies Haus gehört meiner Tochter, es ist ausschließliches Eigenthum und Sie haben nicht das entfernteste Anrecht daran. Ihre Gegenwart ist vielmehr ein Schimpf für Miß Wilchester. Verlassen Sie uns, und das sofort!" Hierbei deutete er auf die Thür.

Der Administrator lachte verächtlich und erwiederte:

„Nur nicht so hochmüthig, Sir Archibald Wilchester. Sie finden doch Niemanden mehr hier, der Ihnen Ehrerbietung erzeigt; denn Sie sind nicht mehr der wohlhabende Baronet, sondern vielmehr nur ein Mann mit zerrütteten Vermögensverhältnissen. Daß Sie sich aus diesen nicht mehr erheben, dafür werde ich schon sorgen. Es ist an Ihnen, daß Sie mir Achtung zollen und mich mit mehr Freundlichkeit behandeln, denn ich bin nicht mehr ein demüthiger Vasall, der vor Ihren finsteren Blicken zittert, sondern ich bin jetzt ihr Herr — verstehen Sie? Ihr Herr!"

Halb lachend, halb verwundert über die Kühnheit ihres Gebieters sahen sich Hadd's Miethlinge einander an.

Jason Hadd's zufriedenes Lächeln verschwand, als er Rosamunde's Blick, der deutlich ihren Unwillen verrieth, begegnete.

Noch ehe Sir Archy, dessen Gesicht wieder todtenbleich geworden und dessen Augen vor Zorn flammten, ein Wort erwidern konnte, begann Hadd wieder:

„Es thut mir leid, daß ich diese kleine Familiengesellschaft gestört habe, indem ich mich in dieser späten Stunde aufdrängte. Aber Geschäft ist Geschäft. Die alte Bettine hat mir ein kostbares Dokument gestohlen. Lassen Sie mir es herausgeben und ich werde Sie nicht länger belästigen."

Die Hundertjährige zitterte am ganzen Körper, doch aus ihren schwarzen Augen sprach ein Muth, der dem Alter trotzte, und die pergamentähnliche Haut ihres welken Gesichts glühte bis in die tiefste Falte vor heftigem Unwillen. Langsam erhob sie sich vom Stuhle, und die eine Hand seit auf den Stab gestützt, die andere gegen den frechen Eindringling drohend erhebend, sagte sie anklagend:

„Das Papier, welches Sie fordern, Amos Hadd, gehört nicht Ihnen! Sie haben es im Grauen Thurm gefunden, und daher ist es Eigenthum meines Herrn — des Herrn, den Sie, undankbarer Diener, beraubt und geplündert haben!"

„Jenes Papier, welches im Grauen Thurm gefunden worden, gehört dem Eigenthümer des Schlosses!" schrie Hadd; „und da ich jetzt

Digitized by Google

Eigenthümer aller Besitzungen der Wilchesters bin, so gehört mir auch consequenterweise das Papier. Gebt's mir freiwillig, oder ich entreiße es Euch mit Gewalt!"

„Legen Sie nicht Hand an mich, Amos Hadd," versetzte die alte Frau, indem sie ihren Stock erhob. „Es würde Ihnen schlecht bekommen."

Hadd lachte verächtlich.

„Kommt, Bursche," wandte er sich an seine Leute, „durchsucht die alte Hexe — ich will Euch helfen."

Nur ungern traten die beiden Männer vor um den Befehl auszuführen.

„Zurück!" rief der Baronet, indem er sich vor Bettine stellte. „Ihr sollt diese Frau nicht anrühren, so lange ich lebe. Pfui! Habt Ihr denn keine Achtung vor dem Alter oder den Frauen? Seid ihr denn Thiere?"

Die Männer hielten verblüfft inne bei den verfänglichen Fragen Sir Archy's.

„Das sind bloße Worte!" rief der Administrator. „Was kümmert's Euch, Bursche, was Sir Archy sagt, wenn Ihr nur gut bezahlt werdet. Fürchtet Ihr Euch?" höhnte er. „Wir sind vier Männer gegen einen, denn die junge Lady, das Mädchen und die alte Bettine sind in einem Kampfe nicht zu rechnen. Vier Mann gegen einen! Also vorwärts, durchsucht die Alte. Zehn Pfund Demjenigen, der das Papier zuerst entdeckt!"

Die letzten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; rasch gingen die Männer an ihre Aufgabe.

Sir Archy wurde mit einem derben Stoß zur Seite geschoben und die alte Frau, welche in ein klägliches Geschrei ausbrach, festgehalten, um sie zu durchsuchen. Im nächsten Moment aber riß Rosamunde dieselbe von den Angreifern los und stellte sich beschützend vor sie.

„Wagt nicht noch einmal, sie anzurühren!" rief sie, indem ihre Augen flammten. „Sie hat das Papier nicht mehr, welches Sie verlangen, Amos Hadd. Es ist in meiner Verwahrung, ich trage es in diesem Augenblick bei mir."

Der Administrator stieß einen leisen Fluch aus.

„Also Sie haben das Papier?" fragte er heftig. „Nun, ich weiß nicht, ob Sie so erhaben sind, daß es Ihnen nicht genommen werden könnte. Bursche —"

Die Männer schüttelten widerstrebend den Kopf. Sie hatten wohl die alte Bettine angegriffen, aber ein Angriff auf die Dame von Wilchester Towers war ihnen doch eine ganz andere Sache.

„Vater," sagte Jajon Hadd vortretend, „Keiner darf Hand an Miß Wilchester legen. Ich will meine zukünftige Frau nicht beläftigt oder in irgend einer Weise beleidigt wissen."

„Deine zukünftige Frau!" meinte der Administrator höhnisch. „Weißt Du nicht, daß das Papier, welches das Mädchen in der Tasche hat, ein Geheimniß enthält, welches dasselbe und die Seinigen für immer aus unserer Macht befreien wird? Siehst Du nicht, daß die Beute, wonach wir gestrebt haben, unsern Händen entwischt? Denkst Du nicht, daß das vergrabene Vermächtniß gehoben und die Wilchesters reicher sein werden als je zuvor, daß sie alsdann verächtlich sowohl auf Dich, als auf mich herniederſehen werden, wenn ich Deine Grille, „keine Hand anzulegen an Miß Wilchester," beachte? Narr! Du besitzest entweder nicht Verstand genug, oder hast sonst nicht den Muth, aus den Umständen Nutzen zu ziehen. Du scheinst beinahe mehr Lust zu haben, Dich von Denjenigen treten zu lassen, die reicher sind, als Du bist!"

„Du bist im Irrthum," entgegnete der jüngere Hadd ruhig. „Ich bin kein Narr. Ich beabsichtige allerdings, Miß Wilchester ohne ihren Willen nicht anrühren zu lassen, aber das sagt nicht, daß ich sie frei gehen lassen will. Ich werde ihr freilich gestatten, das Papier bei sich zu behalten, allein ich werde sie nicht aus meinen Augen lassen, bis sie meine Frau geworden ist. Warum sollen wir Gewalt anwenden? Wir sind unser vier Mann; dies Haus steht allein, kein Nachbar ist in der Nähe. Wir können also thun, was wir wollen, ohne daß wir eine Beläftigung durch Andere zu befürchten haben."

Des Administrators Gesicht klärte sich plötzlich auf.

„Das ist schon Alles recht," sagte er, „aber was gedenkst Du zu thun?"

„Ich heirathe Miß Wilchester, ehe wir Schottland wieder verlassen!" versetzte Jajon entschlossen. „Wenn sie mein Weib geworden, kann ich mich mit Ruhe nach dem vergrabenen Vermächtniß, sowie nach dem Rest der Wilchester Besitzungen umsehen. Eins steht also

Digitized by Google

fest: sie darf nie nach England zurückkehren, ausgenommen als Mrs. Hadd."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirtenbrief des altkatholischen Bischofs.

Der Telegraph hat bereits kurz den ersten Hirtenbrief des am 11. ds. Mts. in Rotterdam geweihten altkatholischen Bischofs Reinkens skizziert. Die „Köln. Ztg." veröffentlicht nun den wesentlichen Inhalt desselben, dem wir die charakteristischsten Stellen nachstehend entnehmen. Im Eingang weist der Bischof auf seine durch die Wahl von 50,000 Altkatholiken erfolgte Legitimation zum Bischofsamte und darauf hin, daß man bei der Wahl in Köln auf die apostolische Art der Bischofsbestellung zurückgegangen sei. Es heißt dann weiter:

„Tausend Jahre und länger, ja, wie der Briefwechsel des heiligen Bernhard von Clairvaux beweist, noch im zwölften Jahrhundert galt auch in der Abendländischen Kirche vom kirchlichen Standpunkte aus nur diejenige Wahl eines Bischofs als legitim, d. h. als der im Auftrage Jesu Christi von den Aposteln getroffenen Anordnung gemäß, welche durch Klerus und Volk vollzogen war. Als das bischöfliche Amt mehr und mehr mit äußerer Würde und mit irdischem Reichthum und Fürstenglanz umgeben wurde, als die nachgeborenen Söhne der Vornehmen anfingen, einen Kaufpreis dafür zu bieten, machten die weltlichen Herrscher, in deren Reihe auch der Papst von Rom getreten war, einen Handel daraus; da raubten sie der Gemeinde, dem gläubigen Volke und dem Klerus die Wahl, und sie usurpirten allmälig das Recht derselben unter verschiedenen Titeln, — der römische Papst seinerseits unter dem Titel der ausschließlichen Statthalterschaft Gottes, da doch schon vorher viele Jahrhunderte hindurch die einzelnen Bischöfe insgesammt (jeder sich selbst und auch alle anderen) sich Statthalter Gottes genannt hatten. Nach vielhundertjährigen Kämpfen, unter den schwersten Schädigungen der zeitlichen Wohlfahrt der Völker, wie der christlichen Religion selbst, haben wir als Resultat in der abendländischen Kirche die völlige Vernichtung der freien Bischofswahlen und damit auch die Vernichtung der apostolischen Legitimität der Bischöfe. Katholische Landesfürsten bezeichnen die Person des neuen Bischofs und der römische Papst ernennt ihn . . . Da nunmehr der römische Papst und die ihm „als ihrem Herrn" dienenden Bischöfe die göttlich geordnete Verfassung definitiv vernichtet und außerdem Gottes Wort unter Verachtung der heiligen Schrift und Tradition mit menschlichen Zuthaten entstellt haben, auch kirchliche Gewalt und Amt zur Zerstörung und nicht zur Auferbauung der Gemeinde gebrauchen, so sind wir, nachdem diese Bischöfe alle unsere Bitten verschmäht und unsere Gewissen bis aufs Aeußerste bedrängt haben, endlich gezwungen worden, zur Wiederherstellung des Gott mehr als einem Menschen gehorchenden und nur in Gott „seinen Herrn" erkennenden Episkopates auf die apostolische Form der Bischofswahl zurückzugehen. . . . . Ich bin nicht vom römischen Papste ernannt, ich habe seine Bestätigung nicht nachgesucht, ihm keinen Eid geschworen. Wäre das kanonische Recht im Bewußtsein der Gläubigen noch in voller Kraft, so würde die Anschauung Einzelner sich allgemein Bahn brechen, daß der apostolische Stuhl zu Rom jetzt nicht besetzt sei, da ein in der Irrlehre hartnäckig beharrender Papst als abgesetzt zu erachten sei, ohne daß es eines besonderen Richterspruches bedürfe. Und allerdings hat Papst Pius IX., in schweren Irrthümern befangen, sich gegen die katholische Kirche aufgelehnt, indem er am 18. Juli 1870 sich selbst die kirchliche Allgewalt in dem ordentlichen Universal-Episkopat als göttliche Prärogative zugeschrieben, mithin die apostolische Verfassung der Kirche zerstört und zugleich erklärt hat, seine eigenen Cathedral-Entscheidungen in Glaubens und Sittenlehren seien aus sich selbst (ex sese) irreformabel (unwandelbar), nicht aber Kraft der Zustimmung der Kirche (oder Uebereinstimmung mit der Kirche — non autem ex consensu Ecclesiae), d. i. der Mutter, die er also verachtet. Christus hat die Kirche als die höchste Sittenrichterin autorisirt und erklärt, wer ihren Spruch nicht höre, der solle uns sein wie ein Heide und Publikan. Aber Pius IX. stellt seinen Spruch höher, als den der Kirche, und behauptet, er als höchster Sittenrichter brauche sie nicht zu hören. Wie könnte ich da dem

Digitized by Google

Manne, der, dem Herrn widerstehend, sich über das Gericht der Kirche erhebt, durch einen Eid mich verbinden, der mich in seine Schuld verstricken würde? Aber der Mangel eines dem Papste geleisteten Eides schadet auch schon deshalb dem bischöflichen Amte nicht, weil ein solcher Eid für die Bischöfe des Orients nie bestand und für die Bischöfe des Abendlandes erst im späten Mittelalter eingeführt wurde, und weil ferner in demjenigen Eide, welchen nach völliger Entkleidung ihrer apostolischen Würde die unterjochten römischen Bischöfe dem Papste von Rom „als ihrem Herrn“ und absoluten Souverän leisten, mit keiner Sylbe der Religion oder der Pflichten gegen die Gläubigen auf eigene Verantwortung vor Gott auch nur Erwähnung geschieht, vielmehr darin die Rede ist, von der Sorge für die Vermehrung der päpstlichen Rechte und von Verdemüthigungen und Huldigungen und von Verantwortung vor dem Stuhle zu Rom. Die Forderung dieses Eides ist nichts als Usurpation und Sünde gegen die Kirche. Ich befinde mich jetzt in der Reihe jener Tausenden von Bischöfen, welche kamen und gingen, ohne von dem römischen Papste eine Ernennung zu besitzen, meist ohne von ihm gekannt zu sein, und die dennoch katholische Bischöfe waren und selbst von unseren Gegnern als solche gepriesen werden. Ich übernehme daher das Amt kraft legitimer Wahl und apostolischer Nachfolge, und ich übernehme es, um der erschütternden Gewissensnoth, in welche die glaubenstreuen Katholiken ohne ihre Schuld versetzt sind, zu Hilfe zu eilen. . . . Die Entartung ist schlimmer, als zur Zeit Jesu Christi; dem jüdischen Zeremoniendienste ist ein heidnischer Zug beigemischt, ein Streben, in der Priesterwürde die Majestät Gottes gleichsam sichtbar zu machen, das religiöse Gefühl der Menschen auf die Träger jener Würde abzulenken, als ob Gott Stellvertreter angeordnet hätte, welche die Ihm gebührenden Huldigungen entgegennehmen hätten. In der Forderung und Förderung des Würdenkultus weiden die Hirten, die Bischöfe, sich selbst. Der Würdenkult ist eben so sehr Heidenthum wie die Wunderkult durch geistlosen Bilderdienst. Von dem Evangelium erfahren die Gläubigen der römischen Kirche wenig mehr. Statt des Wortes Gottes hören sie Streitreden von den Kanzeln; statt Christus wird der Papst gepredigt, statt der Wahrheit und Gnade, erfundene Wundergeschichten, nicht Nächstenliebe, sondern Haß, und Fluch statt des Segens. Und wer unbefriedigt nach einer wahren Predigt des göttlichen Wortes verlangt oder eine Schrift zu lesen wünscht die ihm dasselbe erschließen könnte, der wird beruhigt mit dem Vorgeben: eine Todsünde begehe, wer anderes höre oder lese, als das von den römischen Bischöfen und Priestern Dargebotene. . . . . Da frage ich denn: was ist hier meines Amtes? Meines Amtes ist es nicht, in bunter Farbenpracht einen fürstlichen Freistaat zu errichten und mit Pomp und Gepränge mit dienen zu lassen. Meines Amtes ist nicht die Entgegennahme von Huldigungen in Titeln und Ceremonien religiöser Art, wie sie nur Gott gebühren, aber vor Allem auch nicht das Herrschen. Streng hat der Herr es den Aposteln untersagt, und Petrus hat die Bischöfe davor eben so deutlich, als rührend gewarnt. Ein Wahn wäre es, zu denken, es sei des bischöflichen Amtes, göttliche Eigenschaften auf Erden zu repräsentiren kraft eines unaufhörlichen Wunders an der Person. Es ist das bischöfliche Amt kein persönliches Privilegium zur Bevorzugung weniger Auserwählten, sondern ein Dienst für die Gläubigen. Was also ist meines Amtes? Dieses: zu verkünden, was Gott den „Kleinen“ geoffenbart, — von den Dächern zu predigen, was Er seinen Jüngern im Verborgenen kund gethan. Der weiß nichts für eine bevorzugte Kaste, sondern Alles für Alle zu jeder Zeit. Kein Strafgesetzbuch, noch weniger ein Todesurtheil, etwa in Form des Fluches gesprochen, da der Schuldbrief der Menschheit ans Kreuz geheftet und mit dem Blute dessen, der Niemanden richtete, sondern sein Leben für uns dahingab, ausgelöscht ist, sondern es ist das Evangelium, die frohe Botschaft, — nicht der Schrecken, nein, die Freuden des Menschengeschlechts, — jene Wahrheit, die, weil sie frei macht, auch nur in der Freiheit ihr Licht verbreiten und als das Licht des Friedens leuchten kann.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 93. Mittwoch, 20. August **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Du hast einen klareren Verstand, als ich gedacht habe," sagte der Administrator, seine Bewunderung über die Talente seines Sohnes schlecht verbergend. „Du hast Recht, Rosamunde Wilchester darf dies Haus nur verlassen, wenn sie Deine Frau geworden ist. Dieser kleine Zwischenfall bringt die Sache endlich zum Schluß. Jetzt hört die Tändelei und Spielerei auf. Hören Sie, Miß Rosamunde?" setzte er, zu dem Mädchen gewendet, mürrisch hinzu. „Ich frage Sie im Ernst: Wollen Sie der Nothwendigkeit weichen und morgen meinen Sohn heirathen?"

„Nie und nimmer!" entgegnete Rosamunde lebhaft.

„Dann sind wir gezwungen, Gewalt zu gebrauchen," erklärte der Administrator. „Von diesem Augenblick an bis dahin, da Sie in die Heirath willigen, sind Sie unsere Gefangene. Sie, Ihr Vater, die alte Bettine und das Mädchen! Ich werde die Sache durchzusetzen wissen, denn in dieser Gegend befürchte ich nichts."

„Willigen Sie ein Miß Wilchester, von jetzt an meine Frau zu sein," bemerkte Jason, „und Sie sollen mit einer Achtung behandelt werden, die man sonst nur einer Königin zollt. Ihre Erklärung vor diesen Leuten ist bekanntlich hier zu Lande gültig, und wir könnten uns auch noch, wenn Sie es wünschen, morgen vom Pfarrer trauen lassen. Mir ist es ganz gleich, auf welche Weise das Ehebündniß geschlossen ist, es genügt mir, daß es geschlossen worden. Was meinen Sie?"

„Sie haben bereits meine Antwort," sagte Rosamunde kalt. „Ich werde lieber Ihre Gefangene als Ihre Frau sein."

„Sie können Beides werden," versetzte der verhaßte Bewerber mürrisch. „Sie werden später freudig in die Heirath willigen. Wir haben die Oberhand und wir werden sie zu behaupten wissen. Daher kann und will ich Sie zwingen, mich zu heirathen."

Mit scharfem unruhigen Blick sah er im Zimmer umher. Nachdem er das kleine Schlafzimmer, dessen Thür offen stand, genügend gemustert hatte, fiel ihm eine andere Thür auf.

„Was ist hinter jener Thür — ein Wandschrank?" fragte er.

„Durch diese Thür gelangt man in einen schmalen Gang, welcher zur Hinterstube führt," antwortete der Administrator.

„Das paßt," sagte der junge Hadd. „Sir Archy muß in jenem Zimmer eingeschlossen werden, die Frauen in diesem hier. Miß Wilchester wird eher nachgeben, wenn Sir Archy sie nicht mehr in ihrer Halsstarrigkeit bestärken kann. Sie soll fühlen, daß sie ihren Vater zu dieser Gefangenschaft verdammt hat; sie wird dann der Sache bald ein Ende machen und mir nicht nur sich selbst, sondern auch den Schlüssel zu dem vergrabenen Testament hergeben."

„Das ist recht gesprochen," stimmte der Administrator bei. „Wir wollen sie zwingen, Dich zu heirathen, Jason. — Habt Ihr verstanden, Bursche? Sir Archy ist in jenes Zimmer zu sperren."

Hiermit ging er zur Thür und öffnete sie.

„Hinein mit ihm!" befahl er kurz.

Die Männer faßten nun den Baronet an, welcher sich mit aller Kraft zur Wehr setzte, wobei ihn Rosamunde und Bessy unterstützten doch bald mußten sie der Uebermacht nachgeben; Sir Archy wurde in das für ihn bestimmte Zimmer geschleppt, die Thür verschlossen und der Administrator steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Sie sehen nun, wo Sie sind, Miß Wilchester," sagte Jason Hadd triumphirend. „Und

Digitized by Google

dies ist der Anfang Ihrer Verfolgung. Einer der Männer wird fortwährend unter Ihrem Fenster Wache halten, um ein etwaiges Entweichen zu verhindern, und der Andere wird in der Küche bleiben, um eine etwaige Verrätherei seitens Ihrer Haushälterin zu überwachen. Mein Vater und ich werden die Männer ablösen, wenn sie müde werden. Sie verstehen das Mißliche Ihrer Lage noch nicht, aber Sie werden es bald kennen lernen."

Er winkte den beiden Männern, welche hinaus gingen.

„Noch ein Wort Miß Wilchester," sagte der Administrator, als er bereits im Begriff war den Männern zu folgen. „Dies ist keine Kinderspielerei, sondern wir handeln im vollen Ernst. Weder Sie, noch Ihr Vater sollen über diese Schwelle, bevor Sie nicht in eine Heirath mit meinem Sohne eingewilligt haben. Sie brauchen sich keine Hoffnung auf Hülfe zu machen, denn Sie haben keinen Freund auf Erden, der Ihre Noth kennt. Sie sind vollständig in unserer Macht und der einzige Ausweg aus Ihrer Bedrängniß, daß Sie unsern Wünschen entgegenkommen."

Er wandte sich um und ging hinaus. Jason folgte ihm, verschloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Die Hadd's und ihre Miethlinge gingen die Treppe hinunter und die Letzteren nahmen ihre Posten ein: der Eine unter Rosamunde's Fenstern, der Andere in der Küche zur Bewachung der Mrs. Blint, die noch in voller Unkenntniß war über das, was sich so eben oben zugetragen hatte.

Der Administrator theilte ihr flüchtig den Vorfall mit und drohte ihr mit Einsperrung, wenn sie sich unterstehen würde, die Eingeschlossenen frei zu machen oder ihnen anderweitig behülflich zu sein.

Mrs. Blint, durch diese Eröffnung auf's Höchste erschreckt, versprach, den Willen Hadds in jeder Weise zu befolgen.

„Das ist recht," sagte des Administrators Sohn zufrieden. „Ich will Miß Wilchester heirathen, und wenn Sie sich in dieser Sache zu meiner Zufriedenheit verhalten, so werden Sie keinen Schaden davon haben."

Mrs. Blint war eine listige Frau und den Wilchesters treu ergeben. Sie war schlau genug, um den Hadd's gegenüber freundlich zu erscheinen und sagte:

„Ah! es ist also eine Liebesgeschichte, nicht wahr? Die interessiren mich immer. Ich weiß nicht, wie Miß Wilchester das Herz hat, einen so hübschen, jungen Mann auszuschlagen, und das möchte ich ihr auch wohl selbst sagen."

Der Administrator musterte die Frau mit scharfem Blick, doch als er ihren großen Augen begegnete, glaubte er von ihrer Ehrlichkeit überzeugt zu sein.

„Ich sehe, Sie wissen, wie man am besten fährt," sagte er. „Sie können uns einen guten Dienst dadurch erweisen, daß Sie mit der jungen Lady darüber sprechen. Wenn Sie dies thun, werde ich Sie reichlich dafür belohnen, denn ich bin nicht der Mann, der sich gegen seine Ergebenen undankbar zeigt. Morgen wollen wir weiter darüber sprechen. Jetzt mögen Sie nur zu Bett gehen, denn Sie werden heute Abend doch nicht mehr verlangt werden."

Dieser Wink war gleich einem Befehl. Mrs. Blint nahm ein Licht und ging nach ihrer Stube, worauf die beiden Hadd sich in's Wohnzimmer begaben.

„Also hätten wir jetzt die Angelegenheit zum Entscheidungspunkt gebracht," sagte der Administrator, sich schwerfällig auf einen Stuhl niederlassend. „Mir ist nicht bange dabei. Wir werden, da wir die Sache einmal ernstlich angefaßt haben, sie auch glücklich zu Ende führen."

„Das Mädchen ist sehr muthig," versetzte Jason, „und wird gegen uns aushalten, bis Jemand kommt, der ihnen Beistand leistet."

„Wer sollte ihnen wohl helfen? Markus ist in Indien; ihre Verwandten in London leben zu sorglos, als daß sie sich um sie kümmerten. Sie tragen ihre Sorgen allein. Ihrem Charakter nach wird das Mädchen allerdings stets gegen uns sein, und ich möchte daher die Sache lieber beendigt sehen. Wir müssen entscheidendere Schritte thun, Jason. Rosamunde trägt das Papier bei sich, welches das Geheimniß von dem vergrabenen Vermächtniß enthält. Wir müssen sie in ein Verwahrsam bringen, welches sicherer ist, als das gegenwärtige, Vater und Tochter müssen getrennt bleiben und Letztere überzeugt werden, daß ihr Glück einzig und allein in unsern Händen ruht."

Digitized by Google

„Eine herrliche Idee! Aber wohin können wir sie bringen?"

„Das überlasse mir. Ich habe noch ein anderes Mittel, welches uns helfen kann. In zwei oder drei Tagen werden wir sie fortschaffen, wenn sie sich nicht früher ergibt. — Hätte ich nur das alte Weib aufgefangen! Diese neuen Verwicklungen würden nicht vorgekommen sein. Wir sind jedoch der Situation gewachsen; die Wilchesters haben in ihrem Widerstande gegen uns zu wenig Aussicht auf Erfolg. Das junge Mädchen soll die Deine werden und ebenso sicher sollst Du den Schatz bekommen, und zwar noch Innerhalb einer Woche!"

Jason stimmte bei, denn es schien ihm sowohl, wie seinem Vater, die Zeit gekommen, da sie die Ernte ihres Betrugs und ihrer Schändlichkeit halten konnten.

„Die Sache gestaltet sich immer günstiger für uns, Vater," bemerkte er schließlich. „Es bleibt uns nur noch übrig, daß wir auf unserer Hut sind und unser Vorhaben einem baldigen Ende entgegenführen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirtenbrief des altkatholischen Bischofs.

(Schluß.)

Es ist nun auch des bischöflichen Amtes, Verwalter und Ausspender der Geheimnisse Gottes zu sein. Und da ist die erste Sorge, daß ein solcher Verwalter treu erfunden werde, und treu vor Allem Gott dem Herrn gegenüber, daß er sich nicht an die Stelle des Herrn zu setzen wage, als wäre er der Besitzer der Gnadenschätze. Nur Einer hat den Schlüssel Davids, welcher öffnet und Niemand schließet, welcher schließet und Niemand öffnet; dieser Eine hat die Schlüsselgewalt nur der Kirche anvertraut, und welche sie ausüben, sind Verwalter, nichts mehr. . . Es ist des bischöflichen Amtes, die Religion Jesu Christi, d. h. das Reich des Lichtes und der Liebe im Geiste und Herzen der Gläubigen zur Herrschaft zu bringen. Mag Pius IX. immerhin behaupten, es nütze nichts, sich das Gesetz der Nächstenliebe zum Ziele alles Handelns zu nehmen, wenn man ihn nicht in seinen göttlichen Prärogativen anerkenne: ewig wahr und getreu bleibt das Wort des Apostels Paulus: „Die Nächstenliebe thut nichts Böses: des Gesetzes Erfüllung also ist die Liebe". Sie schließt die Gottesliebe ein, wie diese jene. „Wenn Jemand sagt, er liebe Gott, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner". Nächstenliebe ist Religion, und zwar die Religion Jesu Christi. Wo sie nicht waltet, da ist alle äußere Uebung der Religion Schein oder Heuchelei . . . Und endlich hat der Bischof jede Ordnung, die von Gott ist, durch das Gewissen der Gläubigen zu unterstützen und zu fördern. Die Ehrfurcht vor dem Könige, der Gesetzessinn oder die Loyalität, die Liebe zum Vaterlande sind nicht ethische Richtungen oder Tugenden neben der Kirche und dem Christenthum her, sondern sie sind wahrhaft kirchliche und christliche Tugenden. Die in der Christenheit berühmten Worte: „Liebet die Brüderschaft (d. h. die Brüder), fürchtet Gott, ehret den König!" sind aus Einem Geiste, aus der Einen christlichen Gesinnung hervorgegangen. Sie finden sich in dem ersten Briefe Petri, welcher als Motiv für den Gehorsam gegen den König und seine Beamten die Liebe zu Gott bezeichnet. Seid unterthan „um des Herrn willen!" Und er fordert Gehorsam nicht bloß gegen die guten und milden Herrn, sondern auch gegen die harten, und nennt denselben eine Gnade, weil er aus dem religiösen Gewissen stamme. Nicht anders lehrt der Völkerapostel. Paulus entging keines der religiösen Bande in allen Beziehungen des menschlichen Lebens; und so hat auch er das Verhältniß des Christen zur weltlichen Obrigkeit als ein in der Religion begründetes anerkannt. Die Rechtsgewalt, so lehrt er, ist von Gott geordnet; wer der obrigkeitlichen Gewalt widersteht, der widersteht sich der Ordnung Gottes und verfällt dem göttlichen Gerichte. Daß wir der Obrigkeit unterthan seien, fordert er wie Petrus, nicht nur um der strafenden Gerechtigkeit willen, sondern auch wegen des Gewissens. Kein innerer Vorbehalt wird zugelassen, eben so wenig, wie Christus bei den Worten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," einen solchen zugelassen hat. Nicht das Glaubensgebiet, sondern das Macht- und Rechtsgebiet ist des Kaisers, aber dieses unmittelbar durch Gottes Ordnung. Darum gehört es zum apostolischen Amte, zum Gehorsam gegen die weltliche Obrig-

Digitized by Google

keit zu ermahnen um des Herrn willen, des Gewissens wegen; der Bischof aber, welcher gegen das Gewissen zum Ungehorsam anleitet, wird zum Verräther an seinem Amte, er bringt die Sache Jesu Christi um ihren guten Ruf. So viel verzweigt, doch aus einer Wurzel, ist also das Amt, Geliebte im Herrn! welches ich übernommen habe. Der Erfüllung meiner Aufgabe stehen zwei mächtige Feinde gegenüber: der kirchliche Materialismus und der Indifferentismus, beide gezeugt und großgezogen von dem verderblichen Romanismus in der abendländischen Kirche. Der kirchliche Materialismus löst die Religion auf in Sinnenerregung und in Mechanismus der Regierung, der Kirche und ihres Ritus! er bindet das Göttliche an Oertlichkeiten und zufällige Personen, die er zum Gegenstande des Kultus macht, und nährt sich von dem unablässigen Wunderbedürfnisse der abergläubigen Neigung des von Schrift und Tradition künstlich getrennten Volkes. Da ist kein religiöses Leben mehr und der Geist ist entflohen. Die Zahl der Indifferenten, welche im Geräusche des Weltmarktes, taub geworden sind für die Erzählungen der Himmel von den Herrlichkeiten Gottes, wie für die aus dem Jenseits in dem Evangelium zu uns herübertönenden Harmonien des ewigen Friedens und des Reiches der Liebe, ist Legion. Sie sind Massenmaterial für unsere Gegner, welche sie in ihre Rechnung aufnehmen. Außerdem stehen noch zur Rechten und zur Linken unseres Weges hindernd die Halben, von welchen die Einen uns zurufen: „Ihr geht uns vielleicht zu weit!“ und die Andern: „Ihr geht uns vielleicht nicht weit genug!“ Diesen antworte ich: wir werden gehen, so weit uns der Geist Jesu Christi führen wird, und nicht weiter; glaubt ihr nun von diesem Geiste mehr erfüllt und angetrieben zu sein: nun, so kommet und helft uns, oder führet uns; daß Ihr den ganzen Tag müßig steht, während der Weinberg des Herrn bearbeitet wird und nach Arbeitern ruft, das ist jedenfalls Sünde. Doch bekennen wir es mit Dank gegen Gott, daß Viele, welche von dem materialistischen Romanismus in der Religion zurückgestoßen waren, bereits mit Freuden zum kirchlichen Leben zurückgekehrt sind, da es ihnen in würdiger, wahrhaft religiöser Weise wieder geboten wird. An uns ist es vor Allem, das Reich Gottes in uns, Wahrheit und Gerechtigkeit, zur unbedingten Herrschaft zu führen, damit wir, indem der Geist sein Leben zur Erscheinung bringt, eine wahre Erneuerung des Christenthums in seinem ursprünglichen Lichte und in seiner herzgewinnenden Schönheit vor dem Angesichte der Völker bewirken. Dann wird auch die erhebende Hoffnung, welche uns beseelt, daß endlich alle Uebel, welche die Aufrichtung einer geistlichen Herrschaft in der Kirche verursacht hat, geheilt werden, an Zuversicht von Tag zu Tag gewinnen. Ein großes Uebel ist das Schisma zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche und wiederum innerhalb derselben. Nicht Einheit, sondern vielfache Trennung hat die römische Herrschaft bewirkt, weil sie die Liebe entthronte und die Gewalt an ihre Stelle setzte. Wir streben zur Einheit zurück, aber im Kampfe und auf unserem Banner steht einerseits: Es kann kein anderes Fundament gelegt werden, als das, welches gelegt ist, Jesus Christus,“ und andererseits: „Alles, was nicht aus Ueberzeugung gethan wird, ist Sünde.“

Verschiedenes.

Gutes Beispiel. Ein Nachtwächter setzte sich, statt seine Runde zu machen, auf eine Steinbank vor einem Hause und schlief ein. Der controlirende Wachtmeister, der ihn in dieser unpassenden Situation erblickte, rüttelte ihn auf und stellte ihn zur Rede. „Ja, sehen Sie, antwortete der Schlaftrunkene, „ich will blos den Nachtschwärmern ein gutes Beispiel geben, wie man die Nachtzeit zum Schlafen und nicht zum Herumschwärmen gebrauchen soll.“ — — —

Ein Lehrer fragte jüngst beim Examen einen Knaben, welches die dauerhaftesten Güter des Menschen wären. Der Knabe antwortetete „Die eisernen Töpfe.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 94. Freitag, 22. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

XXVI.

In der Gefangenschaft.

Die Nacht war langweilig und schrecklich für die Gefangenen. Stundenlang ging Sir Archy in seinem Zimmer auf und ab, sein Geist schien halb von Wahnsinn umnachtet. Rosamunde saß ruhig, gedankenvoll vor dem Kamin, kaum das tiefe Athmen der alten Bettine, die im Bett schlief, und das Hin- und Hergehen der Wache unter ihrem Fenster hörend. Welche Gedanken sie während dieser langen Stunden beschäftigten, vermochte selbst Bessy, die gleichfalls noch wach war und weinend bei ihr saß, nicht zu errathen.

Als aber der Morgen des trüben Novembertages graute, verdrängte Rosamunde gewaltsam ihre düstern Gedanken, erhob sich und trat an's Fenster. Das Moor, welches sich ostwärts ausstreckte und von hohen Hügeln umgeben war, gewährte einen eigenthümlichen, wilden Anblick in dem Zwielicht des Morgens. Wohl schwebten Vögel über dem Moor, manchmal herniederfahrend, als ob sie eine Beute machen wollten; aber außer diesen Vögeln vermochte Rosamunde kein lebendes Wesen zu entdecken.

Plötzlich brach sie die Stille, indem sie mit gedämpfter Stimme fragte:

„Bessy, ist das nicht Rauch, was man in der Ferne, südlich von hier, sieht? Es steigt auf, als wäre es der Rauch aus einem Schornstein? Wohnt Jemand in dieser Gegend?"

Bessy trat an's Fenster und sah nach dem angegebenen Punkt.

„Gewiß, der Rauch kommt aus einem Schornstein," erklärte sie. „Erinnern Sie sich nicht der Hütte des alten Hawkers, Miß Rosamunde, da zwischen den Hügeln an der Ecke des Moors? Der Rauch kommt von jener Hütte — man kann wohl sagen, von der eines Kanibalen," setzte sie hinzu, „denn der alte Hawkers würde eher den Hadd's beistehen, als uns, selbst wenn er von unserer Bedrängniß wüßte. Er ist ein schrecklicher Mensch, Miß Rosamunde. Alle Leute in der Gegend fürchten ihn. Mehrmals schon hat er Scheunen angezündet, zwei Männer hat er im Handgemenge erschlagen und vieles Aehnliche ausgeführt; aber dabei ist er so schlau, daß noch Niemand im Stande gewesen ist, ihn zu fangen oder einer That zu überführen. Er lebt allein, doch wie er lebt, davon weiß Niemand etwas. Der Himmel behüte uns vor dem alten Hawkers!"

„Ich erinnere mich seiner jetzt," sagte Rosamunde. „Ich pflegte immer seine Hütte in einem weiten Bogen zu umgehen, wenn ich über's Moor ritt. — Ich bin neugierig, ob Glensan von hier aus zu sehen ist."

Sie öffnete leise das Fenster und sah von Nord nach Ost. Aber auch schon in demselben Augenblick hörte sie das Knacken eines Gewehrhahns und eine Stimme von unten rief:

„Zurück da, Miß! Das ist gegen den Befehl!"

Rosamunde aber schenkte dieser Warnung keine Beachtung.

„Ich kann die Schornsteine von Glensan sehen," flüsterte sie. „Ach, könnte ich doch mit einem Wort Miß Deane von unserer Lage in Kenntniß setzen! Sie würde gewiß Mittel finden, uns zu befreien."

„Es giebt keinen Weg, sie zu benachrichtigen," versetzte Bessy, als ihre junge Herrin das Fenster wieder geschlossen hatte, „durchaus keinen. Wenn Sie auch ein weißes Tuch aushängen wollten, der Administrator würde es sogleich wieder herunterreißen lassen, und wenn er es nicht thun würde, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß Miß Deane es bemerken

Digitized by Google

oder gar dessen Bedeutung verstehen würde. Wir können nichts thun, Miß Rosamunde, der Administrator hat Alles in seiner Gewalt."

Der Ernst, der auf Rosamunde's edlem Gesicht lag, der feste Blick ihrer Augen zeigte ihre Unverzagtheit Sie ging langsam im Zimmer auf und ab, einige Male stehen bleibend und die ruhig Schlafende betrachtend.

„Wie müde die arme Bettine gewesen sein muß! Sie schläft noch so fest! Wenn Papa und ich nur unsere Flucht bewerkstelligen könnten, dann würden, glaube ich, die Hadd's Euch auch nicht länger belästigen. Sollte sich dies verwirklichen, so mußt Du Deine Großmutter nach dem Schloß zurückbringen und dafür Sorge tragen, daß sie auf's Beste gepflegt wird."

„Wir haben keine Aussicht, daß auch nur Einer von uns fortkommt, Miß Rosamunde," entgegnete Bessy bitter. „Niemals hörte ich von einer solchen Gewaltthätigkeit wie diese. Ich wünschte nur, daß ich so lange meine Freiheit hätte, um nach Courburuspath gehen zu können."

Rosamunde setzte ihren Weg durch's Zimmer fort.

Der Tag rückte immer näher heran. Etwa um sieben Uhr hörte man Tritte auf der Treppe. Bald darauf wurde die Thür von dem Administrator aufgeschlossen und die Haushälterin, ein volles Theebrett tragend, trat ein.

Ein Strahl der Hoffnung flog über Rosamunde's Gesicht, als sie ihre treue Anhängerin erblickte.

„O, Mrs. Blint," rief sie ungestüm, „ich habe nicht erwartet, daß man Ihnen erlauben würde, uns zu bedienen. Wollen Sie uns unterstützen?" Wollen Sie uns fliehen helfen?"

Die Haushälterin setzte ihr Theebrett auf den Tisch und sagte dann mit einem bedeutungsvollen Wink nach der Thür, welche jetzt wieder zugemacht war:

„Ach! meine gute, junge Lady, es thut mir im Herzen weh, Sie hier als Gefangene zu sehen. Warum wollen Sie denn den jungen Mr. Hadd nicht heirathen? Er ist doch so hübsch, gekleidet wie ein Prinz, hat gereist und kennt Musik und ist überhaupt sehr gebildet. Was kann eine junge Dame mehr von einem Ehemanne verlangen?"

„Also sind Sie auch zu unserm Feinde übergegangen, Mrs. Blint?" fragte Rosamunde betrübt.

Die Haushälterin schüttelte den Kopf und sagte, während sie ihren Blick auf die Thür heftete:

„Feind! sagen Sie, Miß Rosamunde? Jener hübsche Mr. Hadd Ihr Feind? Unmöglich! Er verehrt ja selbst den Boden, auf dem Sie gegangen. Niemals sah ich Seinesgleichen, Miß, wirklich, niemals!"

„Sagen Sie nichts mehr, Mrs. Blint," versetzte Rosamunde kühl. „Ich mag nichts mehr von Ihren Lobreden über Hadd hören. Sie können gehen!"

Mrs. Blint sah mit einem traurigen, mitleidsvollen Blick auf Rosamunde und ging dann langsam und ungern hinaus, worauf der Administrator, welcher an der Thür gehorcht hatte, dieselbe wieder verschloß und dann der Frau die Treppe hinunter folgte, wohlzufrieden mit seiner vermeintlichen Verbündeten.

„Ich kann mir nicht denken, Miß Rosamunde, daß Mrs. Blint aus freien Stücken zu den Hadd's übergegangen ist," sagte Bessy.

„Keineswegs hat sie sich ihnen angeschlossen," erwiederte Rosamunde ruhig. „Sie sprach nur so, um den Horchenden draußen zu täuschen. Sie ist unsere geheime Freundin und wird uns helfen. — Jetzt laß uns frühstücken, Bessy."

„Sollte der Administrator auch etwa das Essen mit etwas vermischt haben, um Ihnen das Papier leichter wegnehmen zu können?" bemerkte das Mädchen mißtrauisch.

„Vor dieser Gefahr wollen wir uns dadurch zu schützen suchen, daß wir nur wenig essen," entgegnete Rosamunde, in welcher derselbe Gedanke aufgestiegen war.

In diesem Augenblick erwachte die alte Bettine. Bessy sprang hinzu, um ihr aus dem Bett zu helfen und ihr beim Ankleiden behülflich zu sein. Als sie fertig war, stellte Rosamunde für die Hundertjährige einen Lehnstuhl zurecht, welchen diese erfreicht und munter einnahm.

Das Frühstück bestand in einem Kessel voll Kaffee, warmen Semmeln, frisch gekochten Eiern und gebratenen Hühnchen, — Alles servirt nach dem besten Geschmack der Mrs. Blint.

Digitized by Google

Nachdem Rosamunde Kaffee eingeschenkt hatte, öffnete sie die Zuckerdose und steckte den Zuckerlöffel in die weiße Masse. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie ein Stückchen Papier, das im Zucker verborgen gewesen. Sie ergriff es hastig und betrachtete es forschend.

Es war ein Billet von Mrs. Blunt, worin diese ihre Treue versicherte und mittheilte, daß sie von den Hadd's und ihren Miethlingen streng bewacht werde und diese Zeilen nur im Geheimen habe schreiben können. Ferner sagte sie, daß sie keinen Weg zur Flucht für die Gefangenen wisse und bat daher Miß Wilchester, einen Plan zu entwerfen und ihr denselben mitzutheilen. Sir Archy bekäme sie nicht zu sehen, da der Administrator diesem selbst aufwarte. Sie schloß mit dem Bemerken, daß Rosamunde keine Furcht zu haben brauche, von dem Frühstück zu essen, da kein Anderer als sie selbst es hergerichtet habe und es somit es nicht möglich sein könne, daß dasselbe mit schädlichen Substanzen vermengt sei.

Nachdem Rosamunde das Blatt gelesen, warf sie es in's Feuer, es so lange beobachtend, bis es vollständig zu Asche geworden.

„Ich muß sogleich auf dieses Billet antworten," sagte sie dann. „Bessy, bediene Dich und Deine Großmutter, während ich schreibe."

Sie ging an Ihren Schreibtisch und schrieb schnell ein paar Zeilen, dahin lautend, daß sie im Laufe des Tages einen Plan zu ihrer Entweichung ersinnen wolle. — Diese Mittheilung verbarg sie in der Zuckerdose, worauf sie sich zum Frühstück setzte.

Wider Erwarten war es der Administrator, welcher eine halbe Stunde später herauskam, um das Kaffeegeschirr zu holen. Er schloß die Thür auf, klopfte dann hart an und trat herrisch herein, wobei er Rosamunde mit Neugierde betrachtete.

„Guten Morgen!" grüßte er barsch. „Ich bin so eben bei Ihrem Vater gewesen Miß Wilchester; er erträgt sein Schicksal nicht so leicht, wie ich erwartet habe. In der That, er scheint ganz niedergeschlagen zu sein. Er bot mir große Summen an für Ihre und seine Freilassung, aber natürlicherweise schlug ich dieses Anerbieten aus; er muß auf meine Bedingungen eingehen. Und wie steh's denn mit Ihnen? Haben Sie noch dieselbe Meinung wie gestern Abend?"

Rosamunde machte ein stumme Verbeugung.

„Sie sehnen sich also nicht nach frischer Luft — nach Ihrer Freiheit? Sie haben kein Mitleid mit dieser zitternden alten Frau, die ihrem Grabe schon so nahe steht? Sie haben kein Erbarmen für Ihren Vater, den die Qual fast erdrückt und der vor Besorgniß um Sie fast vergeht?"

„Sie sind nicht der Mensch, der von Mitleid und Erbarmen sprechen kann, Amos Hadd!" erwiederte Rosamunde mit kalter Verachtung.

Ein verdrießliches Lächeln kräuselte des Administrators Lippen.

„Wollen Sie Ihren Egoismus mit meinen Fehlern entschuldigen?" fragte er. „Ihre kindliche Liebe. Miß Wilchester, muß nicht sehr stark sein, wenn Sie nicht einmal, um Ihren Vater zu retten, ein kleines Opfer bringen können. Sir Archy vergöttert Sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters, und diese Liebe sollten Sie doch erwiedern! Es scheint aber, als ob Sie ihn im Kerker schmachten lassen können, wenn Sie nur die Befriedigung Ihrer eigenen Wünsche erlangen —"

„Halt!" rief Rosamunde aufspringend, indem eine dunkle Röthe ihr Gesicht überflog. „Jedes Ihrer Worte, Amos Hadd, dient nur dazu, mir Sie und ihren Sohn um so verhaßter zu machen. Niemals werde ich mein Herz belasten durch Eingehen dieser mir widerlichen Heirath! Nein ich kann ein solches Uebel nicht herbeiführen um etwaigen vorübergehenden Vortheils willen. Wie? Ich sollte mich verbinden mit solch' einem verabscheuungswürdigen Menschen — einem Schurken, welcher sich kein Gewissen daraus macht, unbeschützte, wehrlose Mädchen anzugreifen, oder Die zu bedrücken, die seinen unverschämten Forderungen entgegentreten? Niemals! niemals!"

Des Administrators Gesicht zuckte vor Wuth.

„Sie sind kühn!" sagte er höhnisch. „Wir wollen sehen, wie lange Sie in Ihrem Widerstande aushalten."

„Ich werde aushalten, bis Hülfe kommt," versetzte Rosamunde ruhig. Ich kann diesen Belagerungszustand ebenso lange ertragen wie Sie. Ich bin durchaus nicht hoffnungslos. Sagte ich Ihnen nicht schon, daß mein Bruder Markus bald nach Hause kommen würde? Der Himmel gebe, daß er sehr bald komme!"

Digitized by Google

Der Administrator stutzte.

„Der Capitän Wilchester kommt heim?“ rief er. „Wann?“

„Diese Frage will ich Ihnen nicht beantworten; doch können Sie ihn jederzeit erwarten.“

„Ah! das gibt der Sache eine neue Wendung,“ bemerkte er. „Es freut mich, daß Sie mir dies gesagt haben, Miß Rosamunde. Ich bin bereit Markus zu empfangen und will diese Heirath nun um so eiliger betreiben. Ueberlegen Sie meine Worte wohl und bedenken Sie Ihre Gefahr, in der Sie sich befinden.“

Er warf Rosamunde noch einen finstern Blick zu, nahm dann das Theebrett und ging hinaus.

„Ach, Miß Rosamunde, wenn der Administrator nur keinen Verdacht hegt und das Papier findet!“ flüsterte Bessy, als die Thür verschlossen und der Administrator hinunterging.

„Wir müssen das Beste hoffen. Furcht und Besorgniß werden uns nicht helfen.“

„Das ist wahr, Miß Rosamunde,“ fiel die alte Bettine ein. „Sie besitzen den rechten Geist. Nur nicht furchtsam sein! Es wird schließlich doch noch zum Guten hinauslaufen. Das Geheimniß der Lady Rosamunde ist nicht entdeckt worden, daß es in die Hände Ihrer Feinde komme. Beten Sie, daß Markus recht bald kommen möge.“

Rosamunde seufzte, dann sagte Sie lächelnd: „Markus kann eher hier sein, als Hadd vermuthet. Aber wie kann ich ihn wissen lassen, daß seine Gegenwart für uns so nothwendig ist?“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Ein Brief Christi.) Der „Ostd. Ztg.“ ist von Freundeshand ein authographischer Brief Christi zugesendet worden, welcher im Jahre 1754 vor dem Altare des heiligen Erzengels Michael in Rom in der Luft geschwebt hat, sich lange nicht ergreifen ließ, aber sich Jedem, der ihn lesen wollte, näherte. Der Brief beginnt: „Ich, Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes,“ und enthält einen Befehl an alle Stände, Geistlichen und Layen, der Römischen Kirche zu gehorchen und nicht allein den Sonntag, sondern auch alle von der Römischen Kirche eingesetzten und noch einzusetzenden Feiertage zu feiern. — Der sanfte Christus droht Allen, welche diesem Gebote nicht nachkommen, mit Hagel, Blitz und Donnerwetter, mit plötzlichem Tode, mit Abwendung seines Antlitzes, mit dem Senden schwarzer Vögel (etwa gar die Jesuiten? Anm. d. Red.), welche die Unfolgsamen zerfleischen werden, in Folge dessen die Pest entstehen soll und mit vielem anderen Unglücke — ganz, wie man in Rom zu drohen pflegt. An diesen Drohungen Christi, welche in seinem eigenhändigen Schreiben zu lesen sind, erkennen wir übrigens, daß der Papst wirklich sein Nachfolger ist. Wer dem Briefe keinen Glauben schenken wird, soll für alle Ewigkeit verflucht sein. Wer aber den Brief bei sich haben wird, dem sollen alle Sünden vergeben werden. Am Ende des Briefes sind 11 Prophezeiungen für das Jahr 1874 verzeichnet, welche wir der Rarität wegen mittheilen: 1. Der verschenchte König wird sterben. 2. Die Frau wird weinen. 3. Der Verachtete wird sich erheben und Kräfte erhalten. 4. Die Herren werden in Blut waden. 5. Die Geistlichkeit wird von der Habsucht befallen werden 6. Den 16. Mai wird ein blutiger Krieg sein. 7. Die Sonnenhitze wird nicht aufhören. 8. Zwei Führer werden unerwartet kommen und unerwartet siegen. 9. Während dreier Tage werden Zeichen am Himmel gesehen werden, in Folge welcher Donner und Erdbeben entstehen und einige Städte untergehen werden. 10. Am 20. Juli wird die Hälfte aller Menschen untergehen. 11. Der König wird vom römischen Kaiser erwählt werden und wird in Polen herrschen. Die eigenhändige Unterschrift Christi ist J H S. — An stilistischen und orthographischen Fehlern mangelts in diesem himmlischen Schreibebriefe durchaus nicht.

— Benfeld, 15. Aug. Heute hatten wir hier einen heftigen Brand, 6 Häuser und 4 Scheunen sind abgebrannt. Nichts konnte gerettet werden. 4 Pferde und 6 Kühe sind zu Asche verbrannt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 93. Sonntag, 24. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Ernstlich die Sache überlegend, schritt sie langsam im Zimmer auf und ab. Lange sann sie vergebens, bis ihre wirren Gedanken sich endlich mehr und mehr klärten und sie zu einem bestimmten Entschluß gelangte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen Brief an Mrs. Blint, in welchem sie einen Plan zu ihrer Flucht vorschlug, der sehr gut ausführbar schien. Der Inhalt des Briefes war kurz folgender: Sie ersuchte die Haushälterin, jeden Argwohn zu beseitigen, den die Hadd's etwa in ihrer Treue gesetzt hätten, damit sie mehr Freiheit bekomme; wenn sie diese erlangt, möge sie sich am kommenden Abend zur gewöhnlichen Stunde in ihr Schlafzimmer begeben, sich aber bald darauf, wenn irgend möglich, aus dem Hause zu schleichen und das beigelegte Billet an Miß Deane zu Glenfan zu besorgen suchen.

Hierauf schrieb sie einige Zeilen an Miß Deane, worin sie dieser ihre Lage auseinander setzte und sie bat, ihr gerichtliche Hülfe zu schicken und ohne Verzug an Mr. Scharp, den Sekretär des Administrators, zu telegraphiren.

Diese Briefe falzte sie klein zusammen, steckte sie ineinander und verbarg sie zur weiteren Benutzung in ihrer Tasche.

Um 1 Uhr brachte die Haushälterin das Mittagsessen, während der Administrator vor der nur angelehnten Thür blieb und horchte. Dennoch fand Rosamunde eine günstige Gelegenheit, Mrs. Blint die Briefe zuzustecken, welche diese rasch unter ihren Kleidern verbarg, wobei sie sich den Anschein gab, als ordne sie die Speisen auf dem Tische.

„Kann ich Mr. Hadd sagen, Miß Rosamunde, daß sie nun mit seinen Wünschen einverstanden sind?" fragte sie. „Der junge Mr. Hadd ist doch ein so hübscher Mann und er spricht immer mit so vieler Zärtlichkeit von Ihnen. Man sagt übrigens, Miß Rosamunde, daß Sir Archy schon halb wahnsinnig geworden sei!"

„Schweigt nur still!" befahl Rosamunde, absichtlich laut sprechend, damit es der Lauscher draußen hören möge. „Mein Vater erträgt seine Gefangenschaft gern, um eine lebenslängliche Qual von mir abzuwenden. Wie viel habt Ihr denn für Eure Compagnieschaft mit den Hadd's bezahlt bekommen, wenn ich fragen darf?"

„Ich weiß nicht, was ich auf eine solche Frage antworten soll," versetzte die Haushälterin entrüstet. „Ich hoffe, Miß Rosamunde, Sie heute Abend, wenn ich den Thee bringe, bei besserer Laune anzutreffen. Es ist nutzlos, mit dem Kopfe gegen die Mauer zu rennen und ich kann Ihnen sagen," setzte sie mit größerer Aufrichtigkeit hinzu, „Mr. Hadd ist härter als eine Mauer!"

Mit diesen Worten entfernte sie sich und der Administrator verschloß die Thür.

Bei der Untersuchung der Zuckerdose fand Rosamunde wieder ein Billet von Mrs. Blint, in welchem der Empfang des Schreibens, welches der Administrator unbewußt hinunter gebracht, bescheinigt wurde.

Niemand kam wieder zu den Gefangenen bis zum Abend, wo die Haushälterin den Thee brachte.

Auch diesmal wurde am gewöhnlichen Platze ein Billet folgenden Inhalts entdeckt:

„Theuere Miß Rosamunde! Trinken Sie weder etwas von dem Thee, noch essen Sie die Theekuchen, denn ich glaube, Beides ist vergiftet. Ich sah, wie der Administrator Laudanum in den Thee schüttete und etwas Weißes auf die Theekuchen streute, als ich in der Speisekammer war. Auch hörte ich

Digitized by Google

dann Vater und Sohn flüstern, daß sie nun unbesorgt warten könnten, aber diese Nacht Ihnen das Papier abnehmen wollten. Sie meinten, Sie würden viel eher in die Heirath willigen, wenn Sie nicht mehr im Besitz des Papiers wären und somit Ihr Spiel verloren sähen. Wenn es nur irgend möglich ist, werde ich diese Nacht fortzukommen suchen. Tom wurde gestern weggeschickt, um aus dem Wege zu sein. Ich habe also Niemanden, der mir behülflich sein könnte, doch will ich Alles thun was in meinen Kräften steht."

Gleich dem ersten vernichtete Rosamunde auch diesen Zettel, leerte dann ruhig den Theetopf auf den Herd und warf das Gebäck in die glühenden Kohlen.

„Wir können essen, was wir uns noch aufbewahrt haben, das ist doch rein und unverfälscht."

Bald erschien der Administrator, um das Theeservice zu holen. Sein Gesicht zeigte die vollste Zufriedenheit, als er bemerkte, daß sowohl der Theetopf, als der Kuchenteller leer waren.

„Haben Sie sich noch nicht besonnen, Miß Rosamunde?" fragte er, beim Fortgehen noch einmal an der Thür stehen bleibend.

„Durchaus nicht!" war die entschiedene Antwort.

Der Administrator lachte vor sich hin, während er hinausging und die Thür hinter sich verschloß.

Die alte Bettine war müde; sie legte sich daher früh zu Bett und war bald in Schlaf versunken. Bessy dagegen setzte sich an den Herd, während Rosamunde leise das Fenster öffnete und in die Nacht hinaussah.

Der Posten unten war gerade vor der Küche stehen geblieben und sah durch das Fenster. Er war zu sehr in seine Betrachtungen vertieft, als daß er das leichte Geräusch über ihm vernommen hätte.

Rosamunde beobachtete den Mann und dachte darüber nach, wie Mrs. Blint unter den wachsamen Augen desselben ihr Entweichen wohl möglich machen werde; aber wie sie noch sann, näherte sich der Mann vorsichtig dem Küchenfenster und klopfte leise an.

Augenblicklich wurde das Fenster geöffnet.

„Na, was habt Ihr nun wieder, Moon?" hörte Rosamunde die Haushälterin in anscheinend unwilligem Tone fragen.

Der Mann war unschlüssig, sah sich nochmals nach allen Seiten um und flüsterte dann:

„Bst! Es könnte uns Jemand hören. Ich sah Euch aus einer Flasche trinken, Mrs. Blint. Die Nacht ist kalt. Gebt mir etwas, daß ich ein wenig erwärmt werde. Ich werde es Euch eines Tages zurückzahlen."

„Auf keinen Fall," antwortete Mrs. Blint. „Ich würde lieber mein Leben einbüßen, als Euch einen Tropfen geben, denn der Administrator würde es nicht leiden."

„Wie sollte er's erfahren?"

„Er wird's an Eurem Athem riechen, wenn er Euch ablöst."

„Er mich ablösen? Ich habe den ganzen Tag geschlafen und muß nun die ganze Nacht wachen. Also gebt mir einen Tropfen, Mrs. Blint. Es ist gar zu kalt hier draußen."

„Das ist wahr," sagte die Haushälterin, endlich nachgebend. „Hier denn, nehmt die Flasche!"

Sie reichte eine große, wohlgefüllte Flasche hinaus und zog sich dann zurück.

Der Mann ging hinter einen Baum, that einen tüchtigen Zug aus der Flasche, die er dann in seine Tasche steckte und setzte endlich seinen Marsch wieder fort.

Bald darauf ging Mrs. Blint nach ihrem Schlafzimmer. Als sie die Treppe hinaufstieg, öffnete der Administrator die Thür des Wohnzimmers und sah ihr nach.

Sie wird bald wieder unten sein, dachte Rosamunde, als sie die Tritte vernahm. Ach wenn doch die Hülfe noch früh genug käme!

Sie stellte sich dicht an die Thür und horchte. Eine halbe Stunde war bereits verflossen, ehe sich die Haushälterin wieder hinunterwagte.

Endlich schlich sie, ihre Schuhe in der Hand, die Treppe hinab, an dem Wohnzimmer vorüber, worin die Hadd's ungeduldig der kommenden Stunde harrten, in welcher sie sich des Papiers bemächtigen wollten, und gelangte ungehört in die Küche.

Der Mann, welcher das Erdgeschoß bewachte, hatte sich eben zuvor hinaus zu seinem Kameraden begeben, um einen Augenblick mit ihm zu sprechen und einen Schluck aus dessen Flasche zu nehmen.

Rasch schlüpfte die Haushälterin durch die

Digitized by Google

von der Wache offen gelassene Thür und war im Nu in Sicherheit, aber auch keinen Augenblick zu früh, denn der Mann kehrte sogleich wieder auf seinen Platz zurück und verriegelte die Thür.

Rosamunde blickte der dahineilenden dunklen Gestalt nach und ein Dankgebet entstieg ihrem Herzen.

Mrs. Blint blieb in einiger Entfernung im Dunkeln eines Baumes stehen, bis sie sich vergewissert hatte, daß sie von Rosamunde bemerkt worden, und dann eilte sie in der Richtung nach Glensan weiter.

„Sie ist sicher," flüsterte Rosamunde Bessy zu. „O, der Himmel möge sie jetzt beschützen und uns rechtzeitig Rettung senden!"

(Fortsetzung folgt.)

Professor v. Pettenkofer über die Cholera.

Professor v. Pettenkofer hat soeben eine umfangreiche Ansprache an das Publikum erlassen, welche sich mit der Frage „Was kann man gegen die Cholera thun?" beschäftigt. Nachdem er in ausführlicher Abhandlung nachgewiesen, daß die Cholera keine ansteckende Krankheit ist, ihre Verbreitung vielmehr von der Zusammenwirkung der örtlichen, zeitlichen und individuellen Disposition abhängt, erklärt er, Niemand hat Grund, sich vor einem Cholerakranken zu scheuen, mit dem er unter einem Dache wohnt oder sonst zusammenlebt, man kann ihm ungefährdet jede Hülfe leisten. Uebergehend zu den Mitteln, welche wir zur Verhütung der Cholera besitzen, ist es vorzüglich die Reinlichkeit des Hauses und des Körpers. Wer sich gegen Cholera oder Typhus schützen wolle, der achte nicht nur auf die Reinlichkeit in den Prunkzimmern, sondern in allen Winkeln seiner Wohnung und lüfte regelmäßig und mit Sorgfalt alle Räume. Vorzugsweise müssen die Orte, von denen die Verunreinigung der Luft ausgeht, wie die Abtritte, die Ausgüsse für Spülwasser, die Behälter für Kehricht und Küchenabfälle und die Orte zur Aufbewahrung gebrauchter Wäsche beachtet werden. Die Abtritte sind am besten durch gute Lüftung des Abtrittsraumes und Desinfection der Excremente unschädlich zu machen; der Luftverpestung der Ausgüsse kann nur durch Wasserschlüsse, sogenannte Syphon oder Trap vorgebeugt werden, welche am leichtesten an der Ausmündungsstelle der Ausgußröhre anzubringen sind. Es muß auf die baldigste Entfernung aller Abfälle des Haushaltes gesehen werden, welche in sogenannten Sudelschäffeln, Kehrichtfässern ꝛc. gesammelt werden. Wahre Herde der Miasmen sind jene Kammern, Körbe, Kästen und Schubladen, in welchen die gebrauchte Wäsche aufbewahrt wird. Während der Dauer der Epidemie thut man gut, alle abgelegte Wäsche sofort in eine scharf gemachte Seifensiederlauge zu legen, einige Stunden sie darin liegen zu lassen, dann in Brunnenwasser auszuspülen und die Wäsche, wenn deren Reinigung nicht sofort vollendet wird, zu trocknen und für spätere Gelegenheit aufzubewahren. Insbesondere den Hausfrauen legt Professor Pettenkofer die hier angeführten Maßregeln dringend ans Herz. Für die Desinfektion empfiehlt derselbe Eisenvitriol und Carbolsäure. Besondere Reinigung und Desinfektion bedarf aber Alles, was aus Cholerahäusern und Choleralocalitäten kommt, denn daran könnte in erster Linie der im Hause vervielfältigte Infektionsstoff haften. Solche Leinen- oder Baumwollgegenstände reinigt man am besten, daß man sie in heiße, scharfgemachte Seifensiederlauge legt; schafwollene Gegenstände, Tuchkleider, Roßhaare und Bettfedern werden im Wasser gekocht und dann geschwefelt. Was aber in zweiter Linie die Reinlichkeit des Körpers betrifft, so empfiehlt Pettenkofer nicht nur die Behandlung mit Wasser und Seife, sondern durch fleißigen Wechsel der Wäsche, denn dieser ist dem trockenen Bade zu vergleichen. Die Kleidung soll vor Erkältung bewahren, ohne die Transpiration zu erschweren. Besonders zu empfehlen ist das Warmhalten des Unterleibes und der Füße, wozu Flanellbinden und schafwollene Strümpfe sich am besten eignen. Gute Betten, reine Wäsche und gute Kleidung sind die wirksamsten Mittel gegen Störung der Transpiration. Die Unterstützung der Hautthätigkeit durch innere Mittel (Pfeffermünz-Kamillen-Thee, warmen Wein ꝛc.) ist in jedem einzelnen Falle dem ärztlichen Ermessen anheimzugeben. Um einen solchen Körperzustand herbeizuführen,

Digitized by Google

welcher dem Einfluß der Cholera-Ursache erfahrungsgemäß am besten widersteht, sei die Nahrung zwar mäßig, aber genug, kräftig und leicht verdaulich. Man esse zur Cholerazeit, was einem sonst gut geschmeckt und gut bekommen hat und hüte sich nur vor jedem Uebermaß. Dasselbe gilt auch vom Trinken. So wie es aber von Wichtigkeit ist, daß die Speisen nicht verdorben sind, so muß auch das Trinkwasser unverdorben, d. i. rein sein. Reines Trinkwasser ist als ein Universalmittel gegen Cholera und Typhus zu betrachten. Gegen die Diarrhöen, welche bei der Choleraepidemie eine so bedeutende Rolle spielen, schützt man sich am besten durch die hier empfohlene Wahl der Nahrung und Kleidung. Auf das Allererustlichste hat man sich aber auch vor dem Gebrauch aller Geheimmittel zu hüten, denn es gibt keine geheimen Gegenmittel gegen Cholera. Was als solche ausgegeben wird, ist Schwindel und gefährlicher Betrug.

Verschiedenes.

„Temessi Lapok" erzählen folgende zeitgemäße Parabel: „Ein Muselmann ritt gemächlich auf seinem Esel zur Stadt, als er plötzlich zu seinem Schrecken bemerkte, daß Jemand hinter ihm auf den Rücken des Thieres sprang. Entsetzt blickte er um und sah eine widerliche Gestalt, welche sich an seinen Rücken klammerte. „Wer bist du?" fragte er. — „Die Cholera." — „Wehe mir! Was willst du von mir?" — „Daß du mich in die Stadt tragen sollst." — „Das werde ich bleiben lassen, denn du würdest die ganze Bevölkerung tödten." — „Das werde ich nicht thun, ich lasse mit mir handeln." Der Türke faßte Muth und begann wirklich zu handeln. Es wurde ausgemacht, daß die Cholera ihn selbst, seine Familie, seine Verwandten und Bekannten verschonen müsse, und daß sie überhaupt sich blos achtzig Opfer auswählen dürfe. Hierauf ritten sie in die Stadt. Da aber begann ein furchtbares Sterben; am ersten Tage fielen achtzig Opfer, und jeden Tag mehr. Das währte lange Zeit. Endlich hörte das Sterben auf und der Türke begegnete wieder der Cholera. „Du hast mich auf unwürdige Weise betrogen," sagte er erzürnt; „ist es schön, sein Wort auf solche Weise zu brechen?" Die Cholera aber wurde sehr böse und rief: „Ich schwöre bei Allah, daß ich mein Versprechen gehalten habe; ich habe nicht mehr als achtzig Menschen getödtet; die Andern sind nicht durch mich, sondern durch die Furcht vor mir gestorben."

(Eine Löwenjagd) hat dieser Tage in Belgien in der Gegend von Hal stattgefunden. Der „Temps" berichtet darüber: Es waren 5 Löwen. Sie gehören dem Herrn Hugues Coubael, dem Bändiger im amerikanischen Circus Bell und Hutcherson, der am 20. Juli in Hal angekommen war, um eine einzige Vorstellung zu geben. Am 21. gegen halb 5 Uhr Morgens reinigte der Bediente des Bändigers den Käfig, der aus zwei durch eine Coulissenthür getrennten Gemächern besteht. Er trat heraus, ohne sich zu sichern, ob die Thüre wohl verschlossen sei und ließ die Löwen in die Abtheilung hinein, die er gereinigt hatte und deren Thür offen stand. Die Löwen stürzten heraus, der eine schlug ein Pferd des Circus zu Boden, das nahe am Käfig war. Einige Beamte des Circus erschreckten den Löwen, der seine Beute losließ; das Pferd, obgleich schwer verwundet, entfernte sich im Galopp. Der 5. Löwe, der eben aus dem Käfig stieg, kehrte sogleich wieder um, erschreckt durch den Lärm der Beamten. Der Bändiger, der gerade nach Bruchsal abreisen wollte, wurde glücklicherweise zur rechten Zeit benachrichtigt und bat, nicht auf den Löwen zu schießen, indem er versicherte, er werde sie ohne Unglück zurückbringen. Er arbeitete bis 7 Uhr Morgens, um den ersten zurückzubringen, der schon mehrere Straßen unter allgemeinem Schrecken durchschritten hatte; der zweite schlug den Weg in die Felder ein, hartnäckig verfolgt von einigen Einwohnern, Gendarmen und Circusbeamten, denen es glücklich gelang, ihn in eine Wasserleitung zu treiben, deren zwei Ausgänge sofort bewacht wurden. Den beiden, noch auf dem Platze frei gebliebenen Löwen wurde auf einem Stück Fleisch eine starke Dosis Morphium hingeworfen. Erst nach den größten Gefahren konnte man den einen einen Strick mit einer Schlinge umwerfen, der andere wurde auf dieselbe Weise um halb 10 Uhr Morgens gefangen. Das in der Wasserleitung gefangene Thier suchte man vergebens durch hineingeworfene brennende Stoffe zu vertreiben. Der Bändiger und ein Beamter des Cirkus stiegen mit einer Planke von der Ausdehnung der Oeffnung der Wasserleitung hinab, stießen dieselbe vor sich her und zwangen so den Löwen hinauszugehen. Er fiel dabei in eine Grube von 11/2 Meter Tiefe, deren Rand mit bewaffneter Mannschaft besetzt war, und wurde so gefangen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 96. Mittwoch, 27. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung
von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

XXVII.

Die Befreiung.

Eine Stunde war vergangen, während welcher Rosamunde, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, beständig in die dunkle Nacht hinausgeschaut hatte. Der Mann unter ihrem Fenster, dessen Appetit zum Trinken durch mehrere Tage Entbehrung geschärft war, hatte sich unter einen Baum gesetzt und der Flasche tüchtig zugesprochen. In dem Augenblick, als Rosamunde sich wieder aus dem Fenster lehnte, sah sie den andern Mann aus der Küche kommen und sich seinem Kameraden nähern, dem er, ohne daß dieser es merkte, die Flasche abnahm und sich damit eiligst auf seinen Platz zurückzog.

„Bessy, Bessy!" flüsterte Rosamunde, „der Mann da unter dem Baume schläft — er ist betrunken, wie ich glaube, und der Andere wird bald in ähnlicher Lage sein. Sieh', wie der Himmel uns günstig ist!"

„Können Sie jetzt nicht entfliehen, Miß Rosamunde?" fragte Bessy lebhaft. „Mrs. Blint hat einen langen, gefährlichen Weg bis Gleusau und dort ist auch Niemand, als Miß Deane, deren Dienerin und ein Bursche. Freilich wohnen jenseits der Farm ein Pächter und mehrere Arbeitsleute; aber bis dahin ist es auch noch eine halbe Stunde. Also kann vor einer oder zwei Stunden Niemand hier sein und man weiß nicht, was bis dahin Alles passiren kann. Ach, Miß Rosamunde, wenn Sie doch nur entweichen könnten!"

„Fliehen und meinen Vater verlassen?"

„Ach, Miß Rosamunde, man würde Sir Archy nicht belästigen, bevor Sie ihm Hülfe senden könnten. Sie nur sind es ja, nach der die Hadd's trachten, weil Sie das Papier besitzen, welches sie gerne haben möchten."

„Du hast Recht, Bessy," sagte Rosamunde nachdenklich. „Ich möchte aber doch wissen, welche Gelegenheit sich mir zum Entfliehen bietet. Vielleicht ist es möglich, daß sich eine Flucht bewerkstelligen ließe."

Sie lehnte sich weit aus dem Fenster und blickte hinunter. Die Rouleaux vor den Fenstern des Wohnzimmers waren nicht niedergelassen und ein Lichtstrom fiel durch dieselben, eine große Strecke des Gartens erleuchtend.

„Ich kann nichts thun, Bessy," erklärte Rosamunde von dem Fenster zurücktretend. „Einen Augenblick glaubte ich mich aus dem Fenster hinunterlassen zu können; aber unsere Feinde sind zu schlau und aufmerksam, als daß sie dies nicht bemerken sollten, da ich überdies gerade vor dem einen Fenster des Wohnzimmers auf die Erde kommen würde. Nein, das geht nicht, wir müssen geduldig warten, bis von auswärts Hülfe kommt. Horch! Was ist das?"

Sie fuhr zusammen, als sie ein leichtes Geräusch in dem Gange vernahm, welcher von ihrem Zimmer zu dem Sir Archy's führte.

„Es ist vielleicht eine Maus, Miß Rosamunde," fiel Bessy ein.

„Nein, nein, ich hörte Tritte und auch ein schweres Athem. Horch!"

Todtenstille folgte.

„Es sind die Hadd's!" flüsterte Bessy erbleichend. „Sie kommen von Sir Archy, um uns zu überfallen."

„Bst!" machte die junge Dame, ihren Zeigefinger drohend erhebend. „Sei ruhig, Bessy, und horch!"

Wiederum folgte eine lautlose Stille. Rosamunde ging leise an die Thür, wo sie wieder aufmerksam lauschte und dann, indem sie ihren Mund dicht an das Schlüsselloch hielt, fragte sie leise:

Digitized by Google

„Papa, Papa, bist Du es?“

Draußen erfolgte eine rasche Bewegung, dann hörte Rosamunde die Stimme ihres Vaters leise entgegnen:

„Bist Du es, Rosamunde? Gott sei Dank! Keiner unserer Gegner ist in Deinem Zimmer?“

Rosamunde's Ueberraschung über die Nähe ihres Vaters war ebenso groß, wie ihre Freude.

„Nein, Papa, keiner unserer Feinde ist hier,“ antwortete sie. „Wie kamst Du aus Deinem Zimmer hierher?“

„Ich öffnete das Schloß mit meinem Taschenmesser, welches man mir nicht abgenommen hat. Bist Du unverletzt, Rosamunde?“

„Ja, Papa!“

„Und das Papier — hat man es Dir entrissen?“

„Noch nicht, aber bald werde ich es vielleicht nicht mehr haben, denn ich erwarte die Hadd's jeden Augenblick. Sie hatten heute Abend Laudanum in unsern Thee geschüttet, um uns in festen Schlaf zu bringen und Mrs. Blint hörte sie sagen, daß sie mir das Papier während des Schlafes rauben wollten.“

„Hast Du das Papier noch bei Dir?“

„Ja. Ich habe allerdings schon daran gedacht, es irgendwo im Zimmer zu verbergen, aber es ist doch wohl am sichersten bei mir. Ich würde es unter der Thür durch Dir zustecken, aber ich denke, daß wir bald Hülfe erhalten werden.“

„Hülfe! Woher?“

„Mrs. Blint ist entwichen und nach Glensan geeilt; sie hat ein Billet von mir an Miß Deane mitgenommen, die voraussichtlich ihren Pächter und dessen Arbeiter innerhalb einer Stunde zu uns senden wird. Wenn die Hadd's bis dahin nicht heraufkommen, sind wir gerettet.“

„Aber wenn sie kommen und Dir das Papier gewaltsam entreißen?“ meinte Sir Archy besorgt. „Ich muß zu Dir, Rosamunde. Den ganzen Tag bin ich so streng bewacht worden, daß ich es nicht wagen konnte, mich Dir zu nähern; jetzt aber ist der Weg frei. Das Schloß kann ich bald öffnen.“

„Dann versuche es, Papa. Die Männer welche uns unten bewachen sollen, sind betrunken, wenigstens der Eine. Du wirst es also nur mit den beiden Hadd's zu thun haben. Kann ich Dir helfen?“

Der Baronet antwortete verneinend. Im nächsten Augenblick fing er an, so geräuschlos als möglich das Schloß zu öffnen, während Rosamunde, ängstlich und zitternd, abwechselnd ihn ermuthigte und an der Thür, die zum Corridor führte, horchte. Die Minuten wurden dem besorgten Mädchen zu Stunden. Rosamunde fürchtete, das Geräusch, so schwach es auch war, möchte gehört werden. Bessy, gleichfalls voller Angst, paßte am Fenster auf.

Endlich, als Miß Wilchester zu verzagen begann, wurden Sir Archy's Anstrengungen von Erfolg gekrönt. Das Schloß war theilweise weggebrochen, der Baronet öffnete die Thür und trat in Rosamunde's Zimmer, wo Vater und Tochter einander in die Arme fielen.

„Wie blaß und ängstlich Du aussiehst, mein liebes Kind!“ sagte der Baronet, als er seiner Tochter in's Antlitz schaute. „Dies ist ein schwerer Tag für Dich gewesen.“

„Für Dich ebenfalls, Papa. Ich bin besorgter um Dich und um das Papier gewesen, als um mich. Jetzt jedoch sind wir zusammen und darum habe ich die beste Hoffnung.“

„Ich bin ganz unruhig, daß wir nicht nach Hause gehen und nach dem vergrabenen Vermächtniß suchen können,“ erklärte der Baronet. „Hadd ist ganz wüthend und wenn er es nur irgend vermag, wird er uns gefangen halten und uns des Dokuments berauben. Wenn nur bald Hülfe käme!“

„Es kommt Jemand leise die Treppe herauf, Papa!“ flüsterte Rosamunde ängstlich. „Geh' zurück in den Gang, ich bitte Dich! Wenn Hadd hereinkommt, so wird er bald wieder gehen, wenn er mich noch wach findet. Sollte ich indeß Deiner bedürfen,“ setzte sie unruhig hinzu, „dann magst Du kommen.“

Sir Archy stimmte dem bei und zog sich in den Gang zurück.

Die Tritte draußen näherten sich und verstummten bei der Thür. Rosamunde und Bessy wagten kaum zu athmen.

Nach kurzer Stille wurde der Schlüssel leise im Schloß umgedreht und die Thür darauf ebenso leise ein wenig geöffnet, durch welche der Administrator seinen buschigen Kopf steckte.

Auf dem Kaminsims stand das brennende Licht und auf dem Herd brannte noch ein schwaches Feuer, welches seinen röthlichen Schein auf Rosamunde warf, die in der Mitte

Digitized by Google

des Zimmers ſtand. Ihre bleichen Lippen waren halb geöffnet und ihre großen Augen mit dem Ausdruck von Entſchloſſenheit und Trotz auf die Thür geheftet.

Einen Augenblick blieb der Adminiſtrator beim Anblick dieſer Geſtalt betroffen ſtehen, dann ſah er nach dem Fenſter, von welchem ein ſo heftiger Zug kam, daß er die geöffnete Thür kaum halten konnte.

„Na, was iſt denn das?“ rief er. „Das Fenſter offen! Was macht denn der Burſche da unten?“

Er durchſchritt das Zimmer in ein paar Sätzen und ſah hinaus.

„Was, ich ſehe ihn nicht!“ ſtieß er hervor. „Wo iſt er? — Was hat er gethan? — Moon, Moon! wo ſeid Ihr?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Der Schurke! Kann er uns hintergangen haben? Sollte er von dieſem Mädchen beſtochen worden ſein, während ich unten ſaß und nichts ahnend rauchte? Tod und Teufel! Dies iſt eine nette Geſchichte, Jaſon!“

„Nun, nun,“ verſetzte Jaſon, welcher noch draußen ſtand, „was iſt denn los?“

„Der elende Moon — - Ah!“

Dieſes „Ah!“ war ein Ausruf der Wuth und der Erleichterung, denn ſeine glühenden Augen hatten die unter dem Baume liegende Geſtalt entdeckt.

„Er ſchläft,“ brummte er ärgerlich, „und iſt wahrſcheinlich betrunken. Wie, wenn er vielleicht Schnaps bekommen haben ſollte? Geh' hinunter, Jaſon, und rüttle ihn auf; ſieh' auch gleich mit nach dem Andern — aber raſch!“

Jaſon eilte, den Befehl auszuführen. Der Adminiſtrator wandte dann ſeine argwöhniſchen Augen auf Roſamunde.

„Warum öffneten Sie das Fenſter, Miß?“ fragte er.

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen darauf zu antworten,“ entgegnete Roſamunde ſtolz. „Ich bin nicht Ihre Magd, Amos Hadd, auch ſtehe ich ſonſt in keiner Weiſe unter Ihrer Autorität.“

„In der That,“ ſagte der Adminiſtrator, ſeine dichten Augenbrauen finſter zuſammenziehend, „Sie ſind ſehr unabhängig und frei, Miß Wilcheſter, mehr als für Sie gut iſt. — Sie ſind ja noch recht ganz ſpät wach!“

„Dachten Sie vielleicht, ich ſchliefe, als Sie wie ein Dieb hier hereinkamen?“ fragte Roſamunde.

Hadd's Geſicht erröthete.

„Sie ſind meine Gefangene und ich habe das Recht, Ihr Zimmer zu betreten, wann es mir gefällt, verſetzte er aufgebracht.

„Wenn Sie das meinen, werden Sie mich auch ſtets auf der Hut finden, ſo oft Sie eindringen.“

Hadd betrachtete ſie ſchärfer.

„Sie ſcheinen noch ſchlaflos zu ſein,“ bemerkte er; „Sie ſowohl, wie Ihr Mädchen“

„O ja, wir ſind noch ganz munter,“ entgegnete Roſamunde ruhig; „und warum ſollten wir es nicht ſein? Es iſt ja noch nicht ſo ſpät, obgleich Sie das Gegentheil behaupten.“

„Gut,“ ſagte Hadd, keineswegs mit dieſem Ausgang der Sache zufrieden, denn er hatte erwartet, Roſamunde und das Mädchen in feſtem Schlafe zu finden, „ich will erſt noch das Fenſter zumachen und Sie dann verlaſſen. Ich zweifle nicht, daß Sie bald ſchlafen werden,“ fügte er hinzu, ſich erinnernd, daß der Theetopf leer geweſen und keiner der Kuchen übrig geblieben war. „Erlauben Sie mir, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen.“

Er ging zum Fenſter, um es zuzumachen, wurde aber durch das Eintreten ſeines Sohnes mit den Miethlingen daran verhindert.

„Ich habe die Leute mit heraufgebracht, Vater; ſie können ſich ſelbſt vertheidigen,“ ſagte Jaſon. „Moon ſchlief feſt wie der Tod unter dem Baume und Hilks fand ich in der Küche, trinkend wie ein Fiſch.“

„Trinkend?“ rief der Adminiſtrator mürriſch. „Woher haben Sie den Schnaps bekommen?“

Er betrachtete die beiden Männer ſcharf. Moon ſtand da mit ſchweren, ſchläfrigen Augen, Hilk's Geſicht dagegen glühte wie Feuer und zeigte einen Ausdruck von Wildheit. Der Branntwein hatte ſein ſtreitſüchtiges Gemüth aufgeregt.

„Es iſt ſchon Alles gut, Sir,“ ſagte der Letztere. „Ich nahm nicht mehr, als einen Tropfen, obgleich er beſonders gut war.“

„Von wem habt Ihr ihn bekommen?“

„Nun, die alte Frau, die Haushälterin, wiſſen Sie —“

„Ah!“ rief der Adminiſtrator. „Mir ſagte ſie, es ſei kein Tropfen Branntwein im Hauſe. Ich fragte ſie darnach beſonders deßhalb, weil

Digitized by Google

ich Eure Schwachheit in dieser Beziehung kenne. Welches Interesse hatte sie, mich zu hintergehen? Jason," befahl er dann in raschem, scharfem Ton, „gehe hinauf in die Stube der Haushälterin und sieh' zu, ob sie da ist. Bringe sie dann mit hierher."

Jason eilte hinaus, kam aber nach einigen Augenblicken mit verstörtem Gesicht zurück.

„Es ist Niemand da!" rief er. „Ich habe das Zimmer der Haushälterin gefunden, aber sie war nicht darin."

„Nicht darin?" kreischte der Administrator. „Hilks, habt Ihr diesen Abend die Küche verlassen?"

„Nur für einen Augenblick," entgegnete dieser, zu verdutzt, als daß er nicht die Wahrheit sagen sollte. „Ich ging nur hinaus weil ich Moon sitzen sah, denn ich glaubte ihn wecken und an seine Pflicht erinnern zu müssen —"

„Die Frau ist fort," unterbrach ihn der Administrator wüthend. „Sie hat uns bethört durch den Schein ihrer Freundschaft und Treue. Jason, durchsuche das Haus!"

Der junge Mann gehorchte, kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß die Haushälterin nirgends zu finden sei.

Die Wuth des Administrators war unbeschreiblich.

„Fort!" stieß er hervor. „Wie lange ist sie fort? Sprecht, Hilks! Wie lange ist es her, daß Ihr die Küche verließt, um mit Moon zu sprechen?"

„Na, ungefähr eine halbe Stunde, Sir," stammelte Hilks, der indeß über die Zeit nicht im Klaren war. „Kann aber auch weniger sein."

„Wohin mag die Frau gegangen sein."

„Wahrscheinlich ist sie zu dem alten Hawkers gegangen," meinte Hilks.

„Hawkers ist einer von unserer Sorte, der wird ihr nicht helfen," murmelte Hadd; „aber sie ist nicht dahin gegangen, das ist sicher, sie wird vielmehr nach Glenfan sein, und was das Schlimmste ist, sie ist nicht mehr einzuholen. Wir müssen nun etwas thun, aber rasch. Was meinst Du, Jason?"

„Wir können sie hier nicht länger bewachen," entgegnete dieser, „wir müssen das Haus verlassen."

„Ja, wir müssen fort."

„Sir Archy ist ja für uns mehr Nebensache," erklärte Jason. „Rosamunde hat das Papier und ist also Diejenige, um die es sich nur handelt. Laß' uns das Mädchen nehmen und uns davonmachen."

Hadd überlegte, während ihm heftige Verwünschungen entschlüpften.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenberg.

Wie traurig schaut die Burg herunter
Auf's goldne Feld, in's grüne Thal;
All' ihre Herrlichkeit ging unter;
Kaum glänzt um sie ein bleicher Strahl.

Der Frühling schmückt mit neuem Kleide
Das Thal, vom Winterfrost beraubt,
Und nach dem kurzen Winterleide
Grüßt frisch bekränzt des Potzbergs Haupt.

Wie hat vom Berg einst stolz geleuchtet
Beldenzens Macht und Herrlichkeit,
Wie hat manch' Auge grambefeuchtet
Emporgeblickt voll Sorg' und Leid!

Was ist sie nun? Ein Grab voll Moder,
Deß' Inschrift mahnend glänzt herab:
O Glück, o Traum lebendig Todter:
Ihr jubelt nur auf euerm Grab!

Auch die Natur, ob sie erneuet
Der Frühling auch in jedem Jahr,
Stellt nur, indem sie euch erfreuet,
Das Bild der flücht'gen Freude dar.

Doch hoch dort oben herrlich schimmert
Noch eine Lichtenburg so reich,
Die nie der Sturm der Zeit zertrümmert, —
Den Frommen, ob hier arm, ob reich.

Ch. B.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 97. Freitag, 29. August 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Du hast Recht," sagte er nach einer Weile, „Sir Archy würde nur eine Last für uns sein. Es ist das Mädchen, welches wir haben müssen — das Mädchen und das Papier! Wir wollen sie an jenen einsamen Ort bringen, von dem ich Dir sagte, und sie zwingen, Deine Frau zu werden. Moon!"

„Zu dienen, Sir."

„Geht in den Stall und sattelt Pferde für Miß Wilchester, für meinen Sohn, für mich und für Hilks und Euch, im Ganzen also fünf und zwar die besten — aber rasch."

Moon eilte, den Auftrag auszuführen, erfreut, dem erwarteten heftigen Sturm gegen ihn entronnen zu sein, obgleich er nicht ganz sicher war, ob er nicht noch folgen werde.

„Und jetzt, Miß Wilchester," sagte Hadd, sich mit boshaftem Lächeln zu dem jungen Mädchen wendend, „habe ich noch eine Frage an Sie, die vielleicht ganz unnöthig wäre, da die Entweichung der Haushälterin Licht genug auf die Sache wirft, aber dennoch frage ich Sie: Haben Sie diesen Abend von dem Thee getrunken?"

„Nein."

„Aha! — Aßen Sie denn —"

„Von dem Theekuchen?" fiel Rosamunde ein. „Auch das nicht, denn ich ziehe natürlichen Schlaf vor."

„Das verrätherische Weib!" rief er. „Hätte ich sie doch auch mit eingesperrt. Es sollte mir lieb sein, sie einmal wiederzusehen," setzte er zähneknirschend hinzu. „Also sie hat Sie gewarnt? — Doch wie konnte sie das? Ich beobachtete und belauschte sie stets von der Thür aus. Auch kein Billet hat sie Ihnen gegeben, denn ich achtete zu sehr auf sie, als daß ich auf diese Weise von ihr betrogen sein könnte."

Rosamunde steigerte Hadds Aerger durch ein Lächeln.

„Und doch trotz Ihres Horchens und Beobachtens, habe ich den ganzen Tag mit der Haushälterin correspondirt," sagte sie gelassen. „Sie sind doch nicht so schlau, wie Sie denken, Mr. Hadd."

Bessy hatte sich auf einen heimlichen Wink ihrer Herrin an das noch offene Fenster gesetzt und warf zuweilen verstohlen verlangende Blicke hinaus.

„Ich bin schön überlistet und genarrt, das sehe ich," sagte der Administrator, sich vor die Stirn schlagend; aber dafür sollen Sie büßen, Mylady. — Und nun machen Sie sich gefälligst zur Reise fertig."

„Soll ich mein Reitcostüm anlegen?" fragte Rosamunde, in deren Absicht es lag, die Abreise zu verzögern.

„Bleiben Sie, wie Sie sind, nur setzen Sie einen Hut auf und hängen Sie einen Mantel um, aber schnell!"

Rosamunde ging zu ihrem Kleiderschrank, wo sie bedachtsam einen schwarzen Umhang und einen kleinen, runden Hut auswählte. Während sie diese Sachen langsam und unter erzwungener Ruhe anlegte, warf sie fortwährend besorgte Blicke auf ihr Mädchen.

„Sind Sie fertig?" fragte der Administrator, der ungeduldig zu werden schien.

„Noch nicht ganz. Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe, bis Sie selbst auch fertig sind?"

„Wir sind fertig, die Pferde müssen beinahe gesattelt sein, und um uns nicht länger aufzuhalten, wollen wir hinunter in den Stall gehen."

Dabei trat er an Rosamunde heran und faßte sie beim Arm. Diese aber riß sich los, indem sie stolz rief:

„Jetzt ist es weit genug gekommen, Mr. Hadd. Ich gehe nicht mit Ihnen!"

Digitized by Google

„Sie wollen nicht mit mir? Dann sind wir gezwungen, Sie gewaltsam fortzuführen. Jason, komm', hilf' mir!"

Mit drohender Geberde näherten sich Beide dem Mädchen.

Bessy stieß einen ängstlichen Schrei aus — einen Schrei, der Rosamunde nur angenehm sein konnte, da sie die nahe Hülfe kannte.

„Rühren Sie mich nicht an, Amos Hadd," rief sie zurücktretend.

Hadd lachte höhnisch und ergriff sie fest.

„Hülfe!" rief Rosamunde.

In demselben Augenblick wurde die Thür aufgestoßen, Sir Archy stürzte herein und warf sich auf seine Feinde. Diese ließen sofort von Rosamunde ab und wandten sich gegen den unerwarteten Eindringling.

Ein heftiger Kampf erfolgte. Sir Archy wehrte sich verzweifelt gegen die Drei, welche ihn bald so dicht umschlossen, daß er sich kaum noch rühren konnte.

Da plötzlich hörte man eilige Tritte auf der Treppe, einen Augenblick noch und — Hugo Chandos stürzte in's Zimmer.

Ein einziger Blick seiner scharfen Augen genügte, um den ganzen Vorfall zu begreifen. Mit einem Satz sprang er zu den Ringenden und warf sich auf die Bedränger Sir Archy's, mit unglaubiger Schnelligkeit rechts und links schlagend, wobei er Hilks so hart traf, daß er zu Boden sank.

„Wie, sind Sie es wieder?" rief Jason flammenden Auges. „Soll ich noch länger in Ihrer Schuld bleiben, oder soll ich es jetzt abmachen?"

„Wenn Sie Lust haben, kann es sofort geschehen," versetzte Hugo kalt. „Bitte, nur noch einen Augenblick," fügte er hinzu, während er die nach ihm geführten Schläge geschickt parirte. „Miß Rosamunde!"

Das Mädchen trat näher; seine Augen leuchteten vor freudiger Ueberraschung bei Hugo's Anblick.

„Sie sind es, Miß Wilchester, um die es sich handelt," sagte Hugo, noch immer die Angriffe Jason's abwehrend. „Ihre Haushälterin erzählte mir Alles. Gehen Sie sofort nach Glenfan! Ihren Vater werde ich schon unverletzt mitbringen. Gehen Sie! Warten Sie nicht länger!"

„Gehe!" stimmte Sir Archy ein. „Eile, Rosamunde — wir werden Dir bald folgen. Nimm' Dein Pferd!"

Rosamunde zögerte, doch nur einen Augenblick. Sie bedachte, wie viel von ihrer Sicherheit und dem Stückchen Papier abhing, das sie bei sich trug. Eilig verließ sie das Zimmer und flog die Treppe hinunter.

„Ich würde gewiß nicht auf diese Weise fortgehen," murmelte sie, „hinge davon nicht das Wohl meines Vaters und Bruders sowohl als auch mein künftiges Glück ab."

Sie trat vorsichtig in den Stall. Moon war in dem großen Wageuraum und beschäftigt, das vierte Pferd zu satteln. Rosamunde sah auf den ersten Blick ihr Pferd bereits fertig in der Nähe der Thür stehen. Leise schlich sie weiter, um das Pferd zu holen, wobei sie aber unvorsichtigerweise in den Kreis kam, der von der Stallaterne erleuchtet wurde, und dies war ihr Verderben.

„Bist Du's, Hilks?" fragte der Mann, der jetzt wieder vollständig nüchtern war.

Rosamunde sprang in den Schatten zurück.

Moon, dem es auffiel, daß er keine Antwort erhielt, schritt nach der Thür, wo er des Mädchens zusammengekauerte Gestalt entdeckte.

„Entlaufen, he?" rief er barsch, eine Gelegenheit sehend, sich durch die Ergreifung des Flüchtlings mit seinem Herrn wieder auszusöhnen. „Kommen Sie einmal her!"

Erschreckt lief Rosamunde hinaus, eilte quer durch den Garten und erreichte bald die Straße, wo sie gleich einem Reh in der Richtung nach Glenfan dahinflog, mit aller Anstrengung verfolgt von dem Manne.

Unterdessen näherte sich der Kampf im Hause dem Ende zu. Hugo, der trotz seiner von Lord Leonhard empfangenen Wunde, die jedoch bereits im Heilen begriffen war, mit frischer Kraft um sich schlug, hatte mit einem glücklichen Schlag Jason Hadd neben Hilks zu Boden gestreckt und sprang nun Sir Archy zu Hülfe, der schon beinah erschöpft war.

Aber der Administrator, der seine Niederlage bemerkte und seine Kräfte ebenfalls schwinden fühlte, stellte sich plötzlich, als ob er nachgeben wollte, benutzte jedoch die augenblicklich eintretende Pause, um durch die Thür zu verschwinden. Einen Moment später hatte er das von ihm verwünschte Haus im Rücken.

„Rosamunde ist gerettet," sagte Sir Archy

Digitized by Google

jetzt erleichtert, „doch jetzt wäre es mir lieber, wenn ich sie hier behalten hätte. Ich erwartete nicht, Sie in dieser Gegend zu treffen, Mr. Chandos. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre rechtzeitige Hülfe.“

Hierbei erfaßte er Hugo's Hand und schüttelte sie herzlich.

„Miß Wilchester ist sicher auf Glensau,“ meinte der junge Mann. „Ich ging von dort fort, nachdem ich die Geschichte von Ihrer Haushälterin erfahren. Kommen Sie mit mir dorthin, Sir Archy, Sie können dann überlegen, was Sie weiter zu thun haben.“

„Ja, ich will mitgehen,“ erklärte der Baronet. „Aber Bessy und ihre Großmutter — was soll ich mit denen anfangen?“

„Das will ich Ihnen sagen, Sir Archy,“ fiel die alte Bettine ein. „Bessy soll die Pony-Chaise bereit machen und mich nach Courburnspath bringen; von dort geht's mit der Bahn. Wir wollen nach dem Schloß zurückkehren und dasselbe für Ihre Zurückkunft vorbereiten.“

„Ich kann Miß Rosamunde nicht verlassen,“ bemerkte Bessy traurig.

„Rosamunde ist jetzt sicher, mein gutes Mädchen,“ tröstete Sir Archy. „Mir scheint Bettine's Vorschlag gut, — und doch ist es wohl besser, da Euch keiner mehr belästigen wird, wenn Ihr bis morgen noch hier bleibt, denn dann können wir Alle zusammen nach Wilchester zurückreisen. Wir wollen die Bewußtlosen hinausschaffen, und Du, Bessy, kannst die Thür hinter uns verriegeln.“

Sir Archy und Hugo brachten Hilts und Jason Hadd in den Garten, wo sie dieselben auf den Rasen legten und ihnen so Muße gaben, sich wieder zu erholen. Darauf gingen Beide, während Bessy sorgfältig die Thür verschloß, nach dem Stall, wo sie Rosamunde's, sowie ein zweites Pferd nicht mehr vorfanden. Drei standen noch gesattelt da.

„Rosamunde ist geflohen und der Administrator scheint sie zu verfolgen,“ sagte Sir Archy, bedenklich den Kopf schüttelnd. „Kommen Sie!“

Sie nahmen Jeder ein Pferd, schwangen sich in den Sattel und sprengten im Galopp nach Glensau. Der Weg dahin war still und leer, Niemanden trafen sie unterwegs.

Als sie endlich vor dem alten Farmhause anlangten, kam ihnen Miß Deane vor der Thür entgegen, von Mrs. Blint auf dem Fuße gefolgt.

„Rosamunde!“ rief der Vater.

„Rosamunde!“ rief Hugo.

„Rosamunde?“ wiederholte Miß Deane verwundert. „Sie ist nicht hier, — sie ist auch nicht hier gewesen!“

„O Himmel!“ jammerte der Vater zurücktaumelnd. „Rosamunde ist verloren!“

XXVIII.

Ein schurkischer Vertrag.

An demselben Abend, da sich die im vorstehenden Kapitel erzählte Geschichte zutrug, bald nach Einbruch der Nacht, war der bereits erwähnte alte Hawkers allein in seiner Hütte, mit der Bereitung seines Abendbrodes beschäftigt.

Die Lage der Hütte war einsam und schauerlich im höchsten Grade, am Eingange einer tiefen Schlucht, deren felsige Wände, spärlich mit Zwergbäumen und Gestrüpp bedeckt, in einer Höhe von etwa hundert Fuß steil emporstiegen. Ein schmaler, reißender Bach floß nahe an der Hütte vorbei, über welchen zum Uebergang ein dicker Baumstamm gelegt war. Vor der Hütte streckte sich das weite Moor aus und hinter derselben erhoben sich die steilen Hügel.

Die Hütte selbst war nach altem Muster gebaut und befand sich darin nur ein einziger großer Raum, in welchem das Auffallendste, ein ungeheurer Feuerherd, war. Im Uebrigen war die Hütte nur mit dem unumgänglich Nothwendigsten ausgestattet. Der alte Hawkers aber, der, die brennende Pfeife im Munde, vor dem Herd stand und fleißig einen Vogel über dem Feuer umdrehte, schien keine Verlassenheit oder Einsamkeit zu empfinden. Er war ein großer, kräftig aussehender Mann, rauh und muskulös, mit einem rohen, aber listigen Gesicht, welches die niedrigsten Leidenschaften verrieth, — ein Typus, wie man ihm in Zuchthäusern häufig begegnet.

Hawkers war ein Engländer. Er hatte den größeren Theil einer langjährigen Verbannung nach Australien abgebüßt, war aber zurückgekehrt, um sein Vaterland durch seine Anwesenheit zu strafen. Erst wenige Monate hatte er sich wieder in England aufgehalten, als er

Digitized by Google

in Folge Verwirklichung seiner besonderen Talente in die Hände der Justiz gefallen war. Wieder freigelassen, hatte er sich die gegenwärtige einsame und sichere Zufluchtsstätte gesucht, wo er unter dem Namen Hawkers seit zwei bis drei Jahren zum Schrecken seiner weiten Nachbarschaft lebte und von wo aus er häufige Raubzüge nach den verschiedensten Städten und Flecken des Landes unternahm.

„Es wird Zeit, einen neuen Abstecher zu machen," murmelte Hawkers, den Vogel noch immer umwendend. „Ich mag nicht länger auf der Bärenhaut liegen. Es ist wohl am besten, ich gehe wieder nach London, die Kerle dort sind doch so ängstlich; freilich sind die Beaks in Folge der für jene ausgesetzten Belohnungen so wachsam, daß selbst der Vermegenste bange sein muß. Heut' zu Tage kann man ja auch seinen eigenen Cumpane nicht mehr trauen. Ich will deshalb Keinen verdammen," fügte er hinzu, „denn für hundert Pfund würde ich den Einen oder Andern auch verrathen."

Bei dieser ernsten Versicherung — denn Hawkers glaubte nicht an die Wahrheit des Wortes: „Ehrlichkeit unter den Dieben!" nahm er den Vogel von den Kohlen und machte sich über ihn her, wie ein Hund über einen Knochen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Eine ergötzliche Geschichte.) Folgende ergötzliche Geschichte ist neulich in Wien passirt. Auf einem großen Hausball fand sich auch ein Student ein, der dem Söhnlein des Hauses mit der Erlernung einer todten Sprache das Leben verbitterte. Der Student, ein armer Teufel war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei dem Feste entfaltet wurde, und namentlich war es das Buffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte. Was er sonst nur hinter den Schaufenstern unserer ersten Delikatessenhändler sah, Fasanen, seltene Seefische u. s. w. sie lagen und schwammen in pikanten Garnirungen und Saucen, und der Student schwamm in einem Meere des Entzückens, Chaalis und Champagner floß in Strömen, und der arme Musensohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten ein Bischen zu viel. Endlich wollte er aufbrechen; der Champagner hatte ihm aber so außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als einen solchen Silberhelm sein nennen zu können. Die Weinlaune ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn schritt er zum Buffet, packte eine Champagnerflasche, steckte sie in die rückwärtige Tasche des Fracks und suchte mit der süßen Beute zu entkommen. Bei der Thüre des Saales begegnet er zu seinem Unglück der Tochter des Hauses, die ihn mit der Frage aufhält, ob er sich denn nicht unterhalte, da er schon den Ball verlassen wolle. Der Student in der größten Verlegenheit, stotterte einige Entschuldigungen, das Fräulein glaubte, er sei vielleicht beleidigt, weil sich Niemand um ihn gekümmert, und mit einer Anwandlung von Großmuth sagte sie: „Nein mein Herr Studiosus, sie dürfen mir nicht eher fort, bevor Sie mit mir ein Tänzchen durch den Saal gemacht haben. Das Orchester hat bereits Galopp begonnen, also vorwärts junger Mann," schließt das Mädchen die Anrede, „stürzen Sie mit mir nicht in den Strudel!" Ehe sich der Champagner-Räuber besinnen kann, befindet er sich im Gewoge der tanzlustigen Paare und stürmte durch den Saal. Urplötzlich erdröhnte ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame sinkt halb ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht sigürlich, sondern in Wirklichkeit begossen, dastedt. Die Champagnerflasche im Frackschoße des Studenten hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren schon früher durchgeschnitten gewesen und durch heftige Bewegung war der Wein ins Brausen gerathen, Mit einem gehörigen Knall war der Stöpsel heraus und der nachfolgenden Dame ins Gesicht geflogen, während das moussirende Getränk in schäumenden Bogen ihrem Tänzer eine unvorbereitete Taufe verschaffte. Der Student mit dem Hinterlader neuester Konstruktion in der Fracktasche, stürzte in der furchtbarsten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem noch lange nach diesem Knalleffekte die größte Heiterkeit herrschte.

(Amerikanische Blätter erzählen:) Ein Reisender, dem von den Gepäckmeistern auf den amerikanischen Eisenbahnen schon zahllose Koffer zerschmettert worden waren, kaufte sich sechs Dutzend Revolver, lud sie sorgfältig und packte sie in einen Koffer, welchen er demjenigen Gepäckmeister, der stets am schlimmsten mit seinem Gepäck umgegangen war, zur Besorgung anvertraute. Dieser gefährliche Koffer wurde ganz so mißhandelt, wie seine Vorgänger hin- und hergeworfen, gestoßen und gewaltsam zu Boden geschleudert. Auf einmal geht die maskirte Batterie, die darin steckte, los, und ehe der erschrockene Gepäckmeister entkommen konnte, hatte er sechs Kugeln in den Beinen. Er hat sich jetzt gußeiserne Stiefel machen lassen und seine Beine in Ofenröhre gesteckt, das Gepäck aber faßt er an, als ob es lauter Marzipan wäre.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 98. Mittwoch, 3. September 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung
von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Er war mitten in seinem köstlichen Schmaus, als Jemand leise an die Thür klopfte. Er erschreckte und sprang auf, wobei sein erster Gedanke war, daß die „Beaks" ihn am Ende gefunden haben möchten.

Das Klopfen wurde wiederholt.

„Wer ist da?" fragte Hawkers mit verstellter Stimme.

„Ein Freund!" war die Antwort.

Die Stimme — der alte Hawkers war ein Kenner von Stimmen, — obgleich dumpf und vorsichtig, war die eines gebildeten Mannes.

Hawkers überlegte einen Augenblick, dann fragte er:

„Gut, was wollt Ihr?"

„Ich habe ein gutes Geschäft für Euch, wenn Ihr eins machen wollt. Laßt mich ein, dann will ich mit Euch darüber sprechen."

Es kann recht sein, — es kann aber auch nicht recht sein, dachte Hawkers. Wenn's ein Geschäft für mich ist, gut, so bin ich dazu bereit; ist's aber ein Beak, nun dann müssen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Ich will gleich sehen.

Er bestieg eine Leiter und öffnete eine kleine Thür, welche sich unmittelbar unter dem Dach befand. Seinen Kopf durch diese Oeffnung streckend, betrachtete Hawkers den Mann da unten. Dieser war in einen langen Mantel gehüllt, sein Gesicht verdeckt durch einen breitkrämpigen Hut. Er war groß von stattlicher Gestalt.

„Sieht aus wie ein wahrer Nobleman, dachte Hawkers. Er ist kein Beak — und scheint allein zu sein.

Er musterte scharf die Umgegend, entdeckte aber, außer einem Pferd, das in geringer Entfernung angebunden war, nichts Außergewöhnliches.

„Ja, er ist allein," murmelte Hawkers, „Beak oder Nobleman, ich kann ihn, wenn's sein muß, bewältigen, obgleich er kein Kind mehr ist."

„Kommt, kommt!" rief der Fremde ungeduldig. „Wollt Ihr mich einlassen oder nicht?"

Hawkers setzte, unbekümmert um diese Worte, seine Betrachtungen noch eine Weile fort, dann antwortete er:

„Ich komme! Habt nur noch ein wenig Geduld."

Der Fremde fuhr zusammen und blickte in die Höhe, aber Hawkers hatte bereits seinen Kopf zurückgezogen und machte das geheime Thürchen wieder zu, worauf er unverweilt die Leiter hinabstieg. Im nächsten Augenblick hatte er die Thür geöffnet und ließ den Fremden herein.

„Nehmt Platz!" lud er seinen Gast ein, nachdem er die Thür wieder gehörig verriegelt hatte, „hier ist ein Stuhl. Seid Ihr auch nicht im Irrthum, Sir? Bin ich's wirklich, den Sie suchen?"

„Wenn Ihr Hawkers seid — ja."

„Ich bin Hawkers, ganz wie Ihr mich seht," erklärte dieser unter heiserem Lachen. „Nun weiter — was ist los? Doch erst laß 'mal Euer Gesicht sehen."

Zu diesem Zweck schürte er das Feuer auf und zündete eine alte schmutzige Lampe an, die freilich nur einen schwachen Schein von sich warf.

Der Fremde zögerte eine Weile, nahm aber schließlich seinen Hut ab und schlug den Kragen seines Mantels, der beinahe sein ganzes Gesicht verdeckte, zurück. Ein hübsches, stolzes Gesicht, jetzt glühend von einer bösen Leidenschaft, kam zum Vorschein.

Es war das Gesicht Lord Leonhard Evremond's.

Seit seiner Niederlage in Glenfan, die mit

Digitized by Google

der schimpflichen Ausweisung endigte, hatte sich Lord Leonhard meistens in Corburnspath oder auf der Chaussee von dort nach Glensan aufgehalten. In Corburnspath war es, wo er nach vorsichtigen Erkundigungen von dem alten Hawkers gehört hatte. Nachdem er noch einiges Nähere über diese Persönlichkeit und dessen Wohnort erfahren, hatte er die Hütte aufgesucht.

„Ist's gut?“ fragte Lord Leonhard hochmüthig.

„Gut, Mylud,“ entgegnete Hawkers trocken.

„Mylord?“

„Mylud Leonhard Evremond, wenn Ihr es ganz hören wollt. Glaubt Ihr, daß ich Euch nicht kannte, Mylud? Ich habe Euch schon mehr als einmal gesehen. Im vorigen Jahre wart Ihr zum Besuch bei Miß Deane zu Glensan. Ich begegnete Euch damals auf dem Moor. Erinnert Ihr Euch dessen nicht noch? In der Stadt erkundigte ich mich nach Eurem Namen und habe ihn auch erfahren. Was kann Mylud nun von dem alten Hawkers wünschen?“ setzte er mit erheuchelter Unterwürfigkeit hinzu.

„Da Ihr mich bereits kennt, brauche ich mich nicht erst noch einzuführen,“ sagte Lord Leonhard, der einen Abscheu gegen diesen Menschen empfand. „Ich habe in Corburnspath von Euch gehört; man sagte mir, daß Ihr Euch niemals Gewissensbisse machtet und doch Alles auszuführen im Stande wäret.“

„Das hängt davon ab wie ich bezahlt werde,“ meinte Hawkers. „Ein großes Geschäft und kleine Bezahlung, dabei bedenke ich mich allerdings.“

„Es wird ferner behauptet,“ fuhr Lord Leonhard fort, „daß Ihr beinahe schon jedes erdenkliche Verbrechen begangen hättet.“

„Die Leute schmeicheln mir,“ versetzte Hawkers mit widerlichem Lachen. „Ich habe freilich schon Manches gethan, aber doch nur, wenn es gut lohnte.“

Bei diesem Geständniß sah er seinen Gast mit eigenthümlichem Augenblinzeln an.

Lord Leonhard schlug wie zufällig die eine Seite seines Mantels zurück, so daß der Griff eines Revolvers sichtbar wurde.

„Ich kann Euch gut bezahlen für den etwaigen Dienst, den Ihr mir erweisen werdet,“ versicherte er. „Seht Euch, Hawkers!“

„Nun sprecht, Mylud, und kommt zur Sache,“ drängte Hawkers, indem er sich setzte. „Ihr und ich, wir sind allein hier, und wenn ich Euer Geschäft nicht annehmen sollte, nun, so ist ja auch weiter nichts dabei; ich werde nicht darüber sprechen und würde es selbst dann nicht thun, wenn ich dazu auf irgend eine Weise veranlaßt werden sollte.“

Lord Leonhard warf einen forschenden Blick durch die Hütte und sagte dann in vertraulichem Tone:

„Man sagte, Ihr hättet da in dem Fischerdorf ein Schiff, ist dem so?“

„Ja, das ist so. Ich kaufte es erst kürzlich. Es ist ein kleines, hübsches Fahrzeug von sieben Tons, oder so ungefähr; es liegt ungefähr eine halbe Meile diesseits des Dorfes.“

„Und wie weit von hier?“

„So ungefähr sechs Meilen.“

„Könnt Ihr das Schiff führen?“

„Ob ich es führen kann? Das sollte ich meinen. Ich bin keine Londoner Landratte. Ich bin geboren und erzogen in einem Fischerdorfe und habe schon mehr Schiffe geführt, als ich aufzählen kann.“

Lord Leonhard schwieg einen Augenblick nachdenklich.

„Was beabsichtigt Ihr denn eigentlich?“ fragte Hawkers. „Soll ich vielleicht mit Euch eine Reise machen?“

„Nein, nicht mit mir, aber mit einem Andern,“ flüsterte Evremond.

„Und wer ist der Andere?“

„Ein Mensch, der niemals wieder an's Ufer kommen muß. Versteht Ihr? Er muß über Bord fallen, mit einem Gewicht an den Füßen.“

Lord Leonhard's Augen blitzten bei diesen Worten, die er mehr hervorhauchte als sprach.

„Ich verstehe, versicherte der alte Hawkers, seinen Gast mit offenem Erstaunen musternd. „Hiernach sehe ich, Mylud, daß Ihr einer Meinesgleichen seid. Geburt, Blut, Erziehung, Vermögen, dies Alles macht keinen Unterschied. Was doch Alles aus dem Menschen werden kann! Wie, Ihr und ich, sind also von einem Schlag; das freut mich!“

Er streckte seine rauhe, schmutzige Hand Lord Leonhard entgegen, welche dieser, obwohl er eine innere Abneigung gegen diesen verkommenen Menschen hatte, ergriff, da er ihn durchaus für sich gewinnen wollte.

Digitized by Google

„Nun fahrt nur fort, Mylud," sagte Hawkers zutraulich. „Wer ist der Mann, der zum Himmel zu befördern ist?"

„Er ist ein junger Maler, Namens Hugo Chandos, der sich augenblicklich zu Glenfan aufhält. Er ist ein Kind der Liebe — ein Sohn von Miß Deane —"

„Ah!" unterbrach ihn Hawkers.

„Er ist mir im Wege," fuhr Lord Leonhard fort. „Er beabsichtigt, nach ein oder zwei Tagen nach London zu gehen; er darf aber nicht fort. Es ist mir wichtig, daß er ganz im Stillen verschwindet, ohne ein Zeichen zurückzulassen, wodurch man ihm auf die Spur kommen könnte. Es scheint mir das Beste, wenn er mit auf See genommen und über Bord gestürzt wird. So lange er am Leben ist, kann ich nicht frei athmen. Wollt Ihr dies Geschäft für mich ausführen?"

„Ja."

„Und kann ich mich auf Euch verlassen?"

„Wie auf einen Hund — selbstverständlich wenn Ihr gut bezahlt."

„Ich will Euch hundert Pfund geben."

Hawkers entschlüpfte unwillkürlich ein Pfiff.

„Fünfhundert!"

„Ist Euch Eure innere Ruhe nicht mehr werth als lumpige fünfhundert Pfund?" fragte Hawkers in verächtlichem Ton. „Für das Wegräumen dieser kleinen Last von Eurem Herzen, damit Ihr frei athmen könnt, muß ich wenigstens tausend Pfund haben. Wenn Euch das nicht recht ist, hat's auch nichts zu bedeuten."

Evremond, welcher im Nothfall noch mehr gegeben hätte, um für sich und seinen Sohn den Titel und die Güter Berwicks zu retten, willigte ohne Bedenken in die Forderung.

„Hundert Pfund als Handgeld!" sagte Hawkers.

Evremond zog seine Börse und zählte die erwähnte Summe auf.

„Hier ist es," sagte er. „Wann wollt Ihr das Geschäft abmachen — diese Nacht?"

„Ja, diese Nacht. Ich will den jungen Mann fangen, mag er in oder außer dem Bett sein, ihn auf mein Schiff schaffen und dann weiter mit ihm verfahren. Wann gedenkt Ihr mir die übrigen neunhundert Pfund auszuzahlen?"

„Morgen Abend, wenn die That vollbracht ist. Ich werde dann zu derselben Stunde wieder hier sein. Wißt Ihr jetzt Bescheid?"

„Vollkommen! Doch, um sicher zu gehen, gebt mir eine Beschreibung von dem Burschen."

Evremond kam diesem Wunsche nach, indem er Hugo mit der größten Genauigkeit beschrieb. Einige Minuten später ging er hinaus, bestieg sein Pferd und galoppirte davon, denn er beabsichtigte, sich noch an diesem Abend in Corburnspath zu zeigen, damit er, sollte die beraubte Mutter ihn etwa als den muthmaßlichen Mörder angeben, sein Alibi mit Erfolg nachweisen könne.

Kaum hatte er Hawkers verlassen, als dieser sich auch zu einer Tour bereit machte. Er steckte allerlei Einbruchsgeräthschaften, sowie ein Messer und einen Revolver zu sich, verschloß die Thür der Hütte und begab sich in einen hinter derselben befindlichen Schuppen, wo er einen Hochlandspony hatte.

„Ich werde das Geschäft sicher genug abmachen," murmelte er, während er seinen Pony sattelte. „Ich werde den jungen Maler so tief sinken lassen, daß es ihm vergehen wird, wieder an's Land zu kommen. Meine tausend Pfund sind mir sicher und was noch besser ist, setzte er schmunzelnd hinzu, „ich sehe einen Weg, um in Zukunft noch manches Tausend Pfund zu heben. Ich vermuthe meines saubern Lud's Geheimniß. Ich kann mir wohl denken, wer des jungen Malers Vater war. Mylud Leonhard Evremond wird sich durch dieses Werk selbst die Hände binden und ich werde daraus meinen Nutzen ziehen — einen hübschen, dauernden Nutzen."

Nachdem er seinen Pony gesattelt hatte, versah er sich noch mit einigen Stricken, bestieg dann das Pferd und ritt nach Glenfan zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayern bei Sedan.

Im geeigneten Moment, in welchem sich überall die Erinnerung an die Kämpfe von Sedan auffrischt, bringt die Lange'sche Buchhandlung in Darmstadt eine vortreffliche volksthümliche Darstellung der Thaten der Bayern im Kriege 1870 aus der Feder des jüngst verstorbenen Münchener Journalisten C.

Digitized by Google

Dempwolff, der in seinem Buche: „die Thaten der Bayern“ erzählt:

Daß unsere wackeren Bayern an dem blutigen Tage von Sedan den Haupttheil hatten, — leider hatten sie auch die meisten Verluste zu beklagen —, daß sich die furchtbarste Gegenwehr der Franzosen um Bazeilles konzentrirte, wo fort und fort erneut der Versuch gemacht wurde, durchzubrechen und die Bayern in die Maas zu werfen, wie französische Berichte sagten, darüber sind alle Stimmen einig, wenn auch von Seiten des größten Theiles der bisher erschienen Kriegsliteratur dieser Antheil unserer braven Truppen nur zu oberflächlich berührt wird. Unserer Aufgabe getreu, gedenken wir deßhalb gerade diesen Theil der Kämpfe um so ausführlicher zu erzählen. Die Waffenthaten der bayerischen Armee an jenem glorreichen Tage zerfallen in zwei Theile, von denen der erste die Einnahme von Bazeilles und Balan Seitens unseres ersten Armeekorps, dem die 3. Infanterie-Division vom 2. Armeekorps für diesen Tag beigegeben worden war, der zweite Theil aber den großen Geschützkampf der Batterien des 2. Armeekorps umfaßt.

1) Die Einnahme von Bazeilles und Balan.

In der Nacht vom 31. August auf den 1. September trafen im Hauptquartier des Generals von der Tann die Dispositionen für den entscheidenden Kampf ein. Bekanntlich hatte man im großen Hauptquartier noch am 31. August Nachmittags die Absicht, erst am 2. September zu schlagen und zwar in Hinblick auf die ungeheuren Strapatzen, welche die Truppen des Kronprinzen von Sachsen sowohl, wie die der 3. Armee nicht nur bei den Eilmärschen, welche die große Frontveränderung vom 26. August bedingte, sondern auch während der letzten Gefechtstage, an denen das 1. bayerische Armeekorps am 30.*) und 31. August im Feuer gewesen war, durchzumachen gehabt hatten. Allein im Kriegsrathe machte sich am Abend des 31. August noch die Ansicht geltend, daß man mit diesen Truppen Alles wagen könne, und so wurde doch der 1. September gewählt, umsomehr, als ein Ruhetag den Franzosen ja auch zum Vortheil, und zwar zum weitaus größeren Vortheil gewesen wäre, als unseren Truppen.

Nach diesen Dispositionen erhielt General von der Tann den Befehl, andern Tages nach Maßgabe des Vorrückens des Armeekorps des Kronprinzen von Sachsen in die Schlacht einzugreifen, jedoch mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß es ihm unbenommen sei, noch während der Nacht die Wegnahme von Bazeielle zu versuchen, um hierdurch den Feind bis zum Herankommen der übrigen Korps festzuhalten.

Es erging demnach vom Korpskommando sogleich der Befehl zum Angriff auf Bazeilles. Schon um 4 Uhr Früh, bei einem dichten Nebel, der jeglichen Ueberblick hemmte, rückte die Avantgarde unter General Dietl, welcher die Brigade Orff folgte, zum Sturm auf Bazeilles vor. Die zweite Division folgte der ersten zur eventuellen Unterstützung.

Jetzt begann in finsterer Nacht noch, die sich durch den argen Nebel weit in den Tag hinein fortsetzte, jener schreckliche Kampf, der fast 6 Stunden dauerte, um dieses unselige Dorf, in welchem so viel bayerisches Blut vergossen wurde. Bazeilles, eines jener größeren Dörfer, das beinahe schon als Vorstadt von Sedan gelten kann, hatte fast nur steinerne Häuser. In dem Dorfe hatte sich die Marine-Infanterie (Martin des Pallières), ein Elitekorps, festgesetzt, das dem noch intakten Korps Lebrun angehörte. Ueberdieß waren noch Truppentheile des ersten Korps in dem Dorfe anwesend, und Mac Mahon kommandirte dort selbst, bis zu seiner gegen 8 Uhr Morgens erfolgten schweren Verwundung, welche ihn zwang, das Kommando niederzulegen. Jedes Haus in Bazeilles war eine Festung, die einen tödtlichen Kugelregen auf die stürmenden Bayern ergoß, und die Einwohner machten mit ihren Soldaten gemeinschaftliche Sache, schossen aus den Fenstern ihrer Häuser und warfen den stürmenden Bayern nicht nur Steine und Möbel auf die Köpfe, sondern auch heißes Wasser, brennendes Petroleum und dergleichen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

*) Am Tage von Beaumont hatte das erste Jägerbataillon bei seinem Vorstoße gegen Vouq zwei bespannte Geschütze erobert, welche glänzende Waffenthat wir hier noch gern nachtragen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 99. Freitag, 5. September 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung
von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

XXIX.

Hawkers' Plan gelingt.

„Die Bestürzung des Baronets über das Verschwinden Rosamunde's wurde durch den Schrecken Hugo's nur noch erhöht.

„Nicht hier!" rief Sir Archy verzweifelnd. Rosamunde nicht hier!"

„Nicht hier!" murmelte Hugo erblassend. „Um des Himmels willen, wo ist sie denn?"

Die Angst und die Besorgniß dieser Beiden bemächtigte sich auch Miß Deane.

„Ich weiß es nicht," sagte sie. „Ich habe nichts von ihr gesehen. Hat sie das Moorhäuschen vor Ihnen verlassen?"

„Ja."

„Und allein?"

Sir Archy bejahte stöhnend.

„Sollte sie vom Wege abgekommen sein?" meinte Miß Deane besorgt. „Die Nacht ist doch nicht so finster und der Weg eben. Es scheint kaum möglich, daß sie sich verirrt haben könnte. War sie zu Pferde?"

Eine bestätigende Antwort erfolgte.

„Dann müssen Sie sie verfehlt haben. Sie wird wohl bald kommen und man hat noch keine Ursache, zu verzweifeln."

„Das muß es sein; wir haben sie nur verfehlt," pflichtete Hugo bei. „Ich will zurückkehren und sie aufsuchen."

Er eilte zu seinem Pferde, schwang sich in den Sattel und jagte den schmalen Weg entlang der Straße zu, von Sir Archy, der sich gleichfalls mit Blitzesschnelle in den Sattel geworfen, gefolgt.

Als sie die Chaussee erreicht hatten, trafen sie einen Reiter, welcher hier anscheinend gerade etwas ausruhte. Die Erscheinung dieses Mannes nahm einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Er war groß und kräftig, von rohem Aussehen. In seinen Augen lag etwas so Boshaftes, als er Hugo scharf ansah, daß diesen ein unheimliches Gefühl erfaßte.

Dieser Mann war der alte Hawkers.

Sir Archy und Hugo ritten nahe an den Hochlandspony heran und Hugo fragte höflich;

„Sind Sie an dem Moorhäuschen vorbeigekommen, Sir?"

Hawkers betrachtete den Fragenden genau, dann erwiederte er, indem er seinen Hut lüftete:

„Nein, Sir, ich kam quer über's Moor. Sie scheinen in dieser Gegend fremd zu sein, wie ich sehe. Vielleicht sind Sie der junge Maler, von dem die Leute sagen, daß er zum Besuch nach Glenlan gekommen sei," setzte er mit Neugierde hinzu, wobei er das Gesicht und die Gestalt Hugo's aufmerksam musterte.

„Ja, der bin ich," erklärte Hugo ungeduldig. „Haben Sie nicht Jemanden auf Ihrem Wege gesehen, vielleicht eine Dame zu Pferde?"

Hawkers antwortete verneinend, worauf Hugo sofort sein Pferd wandte und mit dem Baronet davonsprengte.

„Ein schurkenhaft aussehender Bursche, Mr. Chandos," sagte Sir Archy „Er machte einen schlechten Eindruck auf mich."

„Auf mich ebenfalls," erwiederte Hugo. „Ich wünsche, daß Miß Wilchester ihm nicht begegnet. Seine Augen hatten einen so eigenthümlichen, ich kann wohl sagen blutdürstigen Ausdruck, als er mich ansah. Als Feind würde dieser Mensch gefährlich sein."

Forschend schweiften ihre Blicke über das Moor, während sie hastig vorwärts ritten, von Zeit zu Zeit den Namen Rosamunde's rufend; aber vergebens: nirgends war eine menschliche Gestalt sichtbar, niemals erhielten sie eine Antwort. So kamen sie beim Moorhäuschen an. Alles war dunkel, nur in Rosamunde's Zimmer schimmerte noch ein Licht.

„Vielleicht," sagte Sir Archy, „mag Rosa-

Digitized by Google

munde bemerkt haben, daß sie verfolgt wurde, und ist durch das Gesträuch wieder zurückgekehrt. So ist es möglich, daß sie in diesem Augenblick auf ihrem Zimmer ist."

Er ritt dicht an das Haus, stieg vom Pferde und klopfte stark an die Thür.

Das Fenster wurde oben geöffnet und Bessy sah heraus.

„Wer ist da?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Ich bin's — Sir Archy" antwortete der Baronet. „Ist Rosamunde hier?"

„Miß Rosamunde?" fragte Bessy bestürzt zurück. „Ist sie nicht zu Glensan? Ich habe sie nicht wieder gesehen, seit sie das Haus verlassen hat. Ach, meine arme, gute Herrin!"

„Bist Du allein?"

„Ja, Sir, nur meine Großmutter ist noch bei mir."

„Was ist aus Jason Hadd und Hilks geworden, die wir hier liegen ließen?"

„Der Administrator kam zu ihnen zurück, als sie eben wieder zur Besinnung gekommen waren. Dann gingen sie nach Glensan zu und zwar zu Pferde."

Sir Archy seufzte tief. „Und Moon?" fragte er weiter.

„Den habe ich nicht wieder gesehen, seitdem ihn der Administrator zum Stall schickte. Dort muß er gewesen sein als Rosamunde ihr Pferd geholt hat, wenn ihr dies überhaupt möglich gewesen ist."

„Sie ist in Moon's Hände gefallen," klagte der Baronet, „und die Hadd's haben sie dann entführt."

„Wahrscheinlich ist sie zu Fuß nach Glensan gegangen und hat sich absichtlich von dem Hauptwege fern gehalten," fiel Hugo rasch ein; „denn sie wird nicht in den Stall gegangen sein, da sie wußte, daß Moon darin war. Wir müssen das Moor nach ihr durchsuchen."

Er ritt zum Stall. Die Thür stand weit offen, die Pferde waren fort. Kaum hatte er dies bemerkt, als er sich auch schon wieder umwandte und Sir Archy zurief:

„Zurück nach Glensan! Wenn Miß Wilchester dort noch nicht angekommen ist, wollen wir eine gründliche Nachforschung nach ihr anstellen. Verzweifeln Sie nur nicht, Sir Archy, wir werden sie diese Nacht noch finden."

„Wenn wir nur mehr Hülfe hätten," versetzte der Baronet.

„Diese werden wir haben. Meiner Mut— Miß Deane's Diener ist heute nach Corburnspath gegangen, um meinen Begleiter, Martin Kroß, zu holen. Sie müssen bald ankommen. Und die Haushälterin auf Glensan eilte sofort, als Mrs. Blint die Nachricht von Ihrer Gefahr brachte, zu dem Pächter und den Arbeitern um Hülfe. Mit diesen Leuten können wir vielleicht schon auf unserm Wege zusammentreffen. Fassen Sie daher Muth, Sir Archy. Es wird Alles gut werden."

Die Strecke nach Glensan war wieder zurückgelegt, ohne daß eine Spur von der Vermißten entdeckt worden wäre. Hier trafen sie einen Trupp Reiter, unter denen sich auch Martin Kroß befand, der hocherfreut war, seinen Herrn wiederzusehen; die Uebrigen waren der Pächter, die Arbeiter und Miß Deane's Bursche.

„Ist Miß Wilchester jetzt angekommen?" fragte Hugo.

„Nein, Mr Hujo," erwiederte Martin Kroß, „die junge Dame ist nicht hier, auch habe ich sie nicht auf meinem Wege nach Corburnspath getroffen."

„Dann müssen wir sie suchen, auf dem Moor, zwischen den Bergen und auf dem Wege zur See!" rief Hugo. „Theilt Euch zu Zweien ab. Sie sind schon zu sehr erschöpft, Sir Archy, lassen Sie uns allein suchen."

„Nein, nein! ich muß daran Theil nehmen. Unthätigkeit würde mich tödten. Ich glaube, sie ist irgendwo auf dem Moor oder im Gebüsch beim Hause. Ich will deßhalb die Hälfte dieser Leute in jene Richtung führen."

„Dann will ich den Weg zur See nehmen," versetzte Hugo. „Die Hadd's können Rosamunde vielleicht ergriffen und in ein sicheres Versteck gebracht haben, denn sie werden nicht wagen, sie nach Corburnspath zu bringen. Lassen Sie einige dieser Leute mit dem Pächter nach den Bergen gehen Martin, Du kommst mit mir!"

Es folgte noch eine kurze Berathung, während welcher Hugo, dem die häßliche Physiognomie des alten Hawkers, den er kurz vorher an dieser Stelle gesehen hatte, plötzlich wieder einfiel, nach diesem Menschen sich umschaute; dieser aber war verschwunden, und im nächsten Augenblick hatte Hugo ihn auch wieder ganz vergessen.

Und doch, hätte Hugo nur etwas schärfer

Digitized by Google

die Hecke, welche sich an der Straße hinzog, durchschaut, er würde Hawkers bemerkt haben, wie er am Zaune hinkroch und in einiger Entfernung seinen hier angebundenen Pony löste. Er hatte bei der eben stattgefundenen Besprechung getauscht und war, erfreut über das für ihn so günstige Resultat dieser Berathung, jetzt im Begriff, seinem Opfer vorauszureiten und es an geeigneter Stelle zu überfallen.

„Nun sind mir die übrigen neunhundert Pfund ebenso sicher, als hätte ich sie schon in der Tasche," murmelte er, „und noch manches Tausend dazu, Mylnd Leonhard. Der alte Name Berwick kann nicht vor Schimpf und Schande bewahrt bleiben, ohne daß genügend derartige Pflaster auf meinen Mund gedrückt werden."

Innerlich lachend bestieg er seinen Pony und ritt die Straße hinab.

Unterdessen war die Besprechung zwischen Sir Archy, Hugo und dem Farmer beendigt, und hatten die kleinen Trupps sich in den angegebenen Richtungen in Bewegung gesetzt.

„Ich hatte diesen Weg für den überflüssigsten, Mr. Hugo," sagte Martin, als sie allein waren. „Wenn die junge Dame auf dieser Straße gewesen wäre, würde sie nicht an Glenfan vorbeigegangen sein."

„Sie könnte aber aufgegriffen sein," entgegnete Hugo. „Ich würde nicht ruhig sein können, wenn diese Straße ununtersucht bliebe."

Martin warf, während sie nun dahintrabten, einen scharfen Blick auf seinen Herrn und fragte besorgt:

„Sie sehen etwas bloß aus, Mr. Hugo, ist es die Sorge um die junge Dame, oder ist etwas auf Glenfan passirt?"

„Dort ist Alles in Ordnung," rief Hugo, in dessen Gesicht eine momentane Röthe aufstieg. „Ich habe eine Mutter gefunden, Martin, und bei ihr die Liebe, nach welcher ich mich mein Lebenlang gesehnt habe. Auch einen Namen habe ich gefunden; nur bleibt mir das Recht darauf noch zu beweisen übrig. Es ist Alles so wie ich vermuthet habe. Ich bin der Sohn Lord Paget Foremond's und dessen Frau Gertrud, vormals Miß Deane."

„Gott sei Dank!" stieß Martin inbrünstig heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayern bei Sedan.

(Fortsetzung.)

Es ist sogar konstatirt worden, daß Zivilisten und Weiber in den, bei dem fortwährenden Hin- und Herwogen des Kampfes, oft eintretenden Momenten, in welchen die Franzosen wieder die Oberhand hatten, verwundete Bayern die auf der Straße lagen, nicht nur auf das Grausamste und Unmenschlichste verstümmelten, sondern sie auch in die Flammen der brennenden Häuser geworfen haben. Diese Gräuelscenen und selbstverständlich auch der überaus hartnäckige und blutige Kampf, bei dem Haus für Haus Schritt für Schritt erobert und wieder erobert werden mußte, bereitete dem Dorfe jenes traurige Loos, das später zu so vielen Verdächtigungen unserer wackeren bayerischen Truppen Anlaß gegeben hat. Wir werden nachdem wir versucht haben, den Lauf der Schlacht, so weit unsere Armee dabei betheiligt war, eingehender zu schildern, auf diese böswilligen, von England ausgehenden Verleumdungen näher zurückkommen müssen.

Gegen 10 Uhr war Bazeilles erobert, und unsere durch sechsstündigen heißen Kampf, durch die furchtbarsten Verluste noch nicht ermüdeten, wie viel weniger denn entmuthigten Truppen konnten daran denken, nunmehr auf Balan, der eigentlichen Vorstadt von Sedan, loszugehen, als zu ihrer Unterstützung gegen 11 Uhr die dem ersten Armeekorps zugewiesene dritte Division des zweiten Armeekorps herbeieilte und die furchtbar dezimirten Theile des ersten Armeekorps, die namentlich unter dem entsetzlichen Mitrailleusenfeuer viel zu leiden gehabt hatten, mehr und mehr aus dem Gefecht zurückgezogen werden konnten.

Aber nicht nur die Infanterie des ersten Armeekorps hatte stark gelitten, sondern auch die Batterien der vorbenannten Division, die nördlich von Bazeilles aufgefahren waren und hier mitten im feindlichen Infanteriefeuer stehend, auf die nächste Distanz den überaus hartnäckigen, durch Häuser, Wälder und Schluchten maskirten Gegner beschossen. Die eben angelangten frischen Truppen der dritten Division waren sofort auf Befehl des Generals von der Tann längs der Maas über Bazeilles hinaus gegen Balan vorgegangen, und in

Digitized by Google

diesem Dorfe und auf den nächsten Höhen entspann sich ein neues, nicht minder heftiges Gefecht, dessen Hartnäckigkeit uns jetzt erst nach den Ergebnissen der französischen Untersuchungskommission über den Verlust von Sedan begreiflich ist, das aus dieser Untersuchung resultirt, daß es das einzige Bestreben nicht nur des Marschalls Mac Mahon, sondern auch des nach ihm kommandirenden Generals Wimpfen war, an diesem Punkte durchzubrechen und, wie sie sich naiv genug ausdrücken, „die Bayern in die Maas zu werfen."

Die dritte Division hatte bedeutende Kräfte gegen sich und wurde auch von der Festung aus stark beschossen. Von der dem General von der Tann gleichfalls zur Disposition gestellten Avantgarde-Brigade des preußischen 4. Korps in der Stärke von 4 Bataillonen war ein Bataillon zum Sturm auf Bazeilles verwendet worden, ein Bataillon aber später bei dem Gegenangriff auf Balan als Unterstützung nachgeschoben. In Voraussicht eines möglichen feindlichen Gegenstoßes in der Richtung auf Bazeilles hatte General von der Tann die erste und Theile der 4. Brigade, nachdem sie ihre Munition ergänzt, aus Bazeilles in eine Aufstellung östlich von Balan vorbeordert und eben so die Reserveartillerie auf einer günstig gelegenen Höhe östlich von Balan placirt. Gegen 4 Uhr machte der Feind wirklich den letzten heftigen Vorstoß gegen Balan. Die dritte Division, welcher General von der Tann bereits ein Bataillon des ersten Infanterieregiments zugewiesen, seit drei Stunden im heftigsten Gewehr- und Mitrailleusenfeuer, verlor einen Theil des Ortes, wurde jedoch sofort von der ersten Brigade unterstützt. Sobald sich die Teten der östlich vorrückenden feindlichen Abtheilungen zeigten, wurden sie durch die Reserve-Artillerie mit lebhaftem Feuer empfangen, dem sogleich ein vom besten Erfolge gekrönter energischer Angriff der gesammten Infanterie folgte.

Der Feind wurde nach den heftigsten Kämpfen, bei denen sich namentlich das 7. Regiment und das 8. Jägerbataillon auszeichneten, sofort in die Festung Sedan zurückgeworfen. Dieser heftige Vorstoß, das letzte Zeichen des feindlichen Widerstandes, wurde wahrscheinlich auf Befehl des Generals Wimpfen noch unternommen, nachdem schon Kaiser Napoleon den Befehl zur Kapitulation gegeben hatte. Wenigstens waren gegen drei Uhr, als Hauptmann Dietz vom 6. Regiment nahe dem Thore von Sedan vorgedrungen war, von den Franzosen mehrfache Zeichen mit weißen Tüchern gegeben worden. In Folge dessen wurde das Feuer eingestellt und ein Offizier mit einigen Mann vorbeordert, um zur Kapitulation aufzufordern. Gegen alles Völkerrecht wurde dieser Offizier aber mit seinen Leuten überfallen und gefangen fortgeschleppt, worauf natürlich das Feuer von Neuem begann.

Zwischen 5 und 6 Uhr Abends erschien endlich auf den Wällen von Sedan die weiße Fahne, und Abends 7¼ Uhr kam in Folge der im Briefe des Königs erzählten Vorgänge folgender Befehl aus dem großen Hauptquartier:

Es sind Verhandlungen eingeleitet. Angriffsbewegungen dürfen daher von unserer Seite während der Nacht nicht erfolgen. Dagegen ist jeder Versuch des Feindes, unsere Linien zu durchbrechen, mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Sollten die Verhandlungen nicht zum Abschluß gelangen, so werden, jedoch nach beßfallsiger erfolgter Mittheilung die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Als solche Mittheilung ist die Eröffnung des Artilleriefeuers von der Höhe östlich Frénois anzunehmen.

Höhe vor Sedan, 7 Uhr Abends, 1. September 1870.

v. Moltke.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine merkwürdige Störung brachte dieser Tage die Thurmuhr der neuen St. Stephanskirche zu Hampstead zum Stehen. Ein Staar hatte nämlich sein Nest in das Werk der Uhr hineingebaut, und zwar so fest, daß es nur mit großer Mühe entfernt werden konnte. Das Wunder ist, wie ein Nest auf einer Spindel hat gebaut werden können, die jede Stunde Tag und Nacht einmal revolvirt. In dem Nest befand sich ein todtes, wie es schien, fünf Tage altes Vögelchen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 100. Sonntag, 7. September 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Nur ist noch die Heirath zu beweisen," fuhr Hugo fort. „Der Geistliche — ein Mr. Camp — verließ seine Gemeinde in Deutschland bald nach der Heirath meiner Eltern. Man sagt, daß er jetzt in England sei. Ich werde daher zur Stadt gehen und Nachforschungen nach ihm anstellen, was ich freilich so geheim wie möglich betreiben werde. Sollte dies indeß vergebens sein, dann werde ich nicht unterlassen, auf öffentlichem Wege ihn aufzusuchen. Ist er aber todt dann werde ich mich bemühen, die Trauzeugen aufzufinden. Lord Leonhard bestreitet zwar diese Heirath, aber ich glaube, sie beweisen zu können," setzte er leuchtenden Auges entschlossen hinzu.

„Ich will Ihnen behülflich sein, Mr. Hugo," versicherte Martin lebhaft. „Verlassen Sie mich nicht wieder so lange, denn Niemand kann wissen, was Ihnen jetzt zustoßen kann, da Lord Leonhard Ihr Feind ist — und das ist er! Gegenwärtig ist er im Wirthshause zu Corburnspath. Ich habe schon immer gefürchtet, daß er etwas Böses gegen Sie im Schilde führt, denn warum sollte er sich sonst in dieser Jahreszeit hier aufhalten?"

„Ja, er hat Böses gegen mich im Sinne," erwiederte Hugo kurz, eine Erzählung seines Abenteuers mit Lord Leonhard vermeidend. — „Komm', laß' uns eilen, Martin"

Sie ritten rasch vorwärts, alle Gegenstände genau in's Auge fassend und dann und wann den Namen Rosamunde's laut rufend. Mehrere Meilen hatten sie bereits zurückgelegt. Als sie sich der See näherten, belebte sich Hugo's Eifer und er trieb sein Pferd dermaßen an, daß Martin ihm nicht folgen konnte.

„Wir werden bald Gewißheit erlangen," murmelte er, seine Augen auf den hellen Streifen am Horizont gerichtet, der mit jedem Augenblick größer wurde. „Wir sind bald da."

Er strengte seine Augen an, um Gestalten am Ufer oder Segel auf der See zu entdecken, doch bemerkte er nichts Derartiges. Brennend vor Ungeduld, trieb er sein Pferd zu größerer Hast an und flog im Galopp dem Ziele zu. Martin Kroß der nur ein Ackerpferd von der Farm ritt, folge in einiger Entfernung in mäßigem Trabe.

Nur noch ein kleines Gehölz, dann ist die offene See erreicht, dachte Hugo. O Rosamunde, könnte es nur meine Hand sein, die sie rettete!

Er stürzte in das Gehölz, einen kleinen Tannenwald, welcher sich in schmalen Streifen zu beiden Seiten des Weges hin erstreckte und denselben bedeutend verdunkelte.

Mitten in dieser Hölzung befand er sich und konnte bereits die jenseitige Lichtung sehen, als plötzlich sein Pferd sich bäumte und schnaubend zurücksprang. Hugo's Bemühungen, das scheue Thier zu beruhigen, waren vergebens, im Gegentheil, es machte noch einen gewaltigeren Satz und Hugo lag am Boden.

In demselben Augenblick sprang eine Gestalt — die des alten Hawkers — aus dem Gebüsch hervor und versetzte dem Gestürzten einen so schweren Schlag, daß er sofort besinnungslos war.

„Gut so," murmelte Hawkers. „Das Uebrige ist leicht."

Dann ergriff er das Pferd, das mit einigen wilden Sprüngen in's Gehölz gerannt war und führte es zu dem Bewußtlosen zurück. Es war dem kräftigen Schurken eine leichte Aufgabe, Hugo aufs Pferd zu heben und festzubinden. Hierauf führte er das Pferd zur Stelle, wo er seinen Pony gelassen hatte. Diesen bestieg er und rasch ging es vorwärts, der See zu.

„Das geht Alles besser, als ich vermuthet

Digitized by Google

hatte," sagte Hawkers zu sich selbst. „Sein Begleiter ist, nach dem Pferde zu urtheilen, wenigstens noch zehn Minuten zurück und wenn der an dieser Stelle sein wird, werden wir schon weit auf dem Wasser schwimmen."

Er bog in einen Seitenweg und gelangte in einigen Minuten an das Ufer einer kleinen Bucht, in welcher, verborgen unter dem hohen, überhängenden Felsenufer, sein Fahrzeug lag.

„Alles noch in Ordnung," murmelte Hawkers; „Niemand ist seit meinem letzten Besuch hier gewesen."

Er stieg vom Pferde und horchte. Nichts hörte er von einer Verfolgung Martin Kroß'. Nur an diesen dachte er, an keinen Andern, denn die Bucht lag einsam, mehr als eine halbe Meile von dem Fischerdorfe entfernt, dessen Einwohner zum größen Theil mit ihm befreundet waren. Er nahm sodann sein Opfer vom Pferde, band es von Neuem und brachte es auf's Schiff.

„Nein, es ist Niemand hier gewesen," murmelte Hawkers, sich auf dem Schiff umsehend, „Alles ist, wie es sein muß."

Er legte Hugo auf's Deck und ging zu den Pferden zurück.

„Geh' heim, Barefoot, geh' heim," sagte er zu seinem Pony, indem er ihn streichelte. „Fort mit Dir!"

Das Thier schien ihn richtig verstanden zu haben, denn es drehte sich um und trabte denselben Weg zurück, den es gekommen war. Dann gab der alte Hawkers Hugo's Pferd. einen derben Schlag und jagte es davon.

Die sind fort, dachte Hawkers, als er wieder auf sein Fahrzeug ging. Barefoot wird, wie immer, sich sicher nach Hause finden, und das ander Thier geht mich nichts an. — Nun vorwärts! Der Wind ist günstig. Ich habe eine leichte Arbeit für die Tausend Pfund. Nur ein kurzes Segeln und dann —

Er spannte die Segel, lichtete den Anker und hinaus trieb das Schiff in die offene See. Schon durchschnitt es mit rasender Schnelligkeit die Wogen, als Hugo plötzlich die Augen öffnete und in größter Verwunderung um sich blickte.

„Ihr seid hier am rechten Orte, Mr. Chandos," sagte Hawkers lächelnd.

„Wo bin ich?" fragte Hugo in größter Verwirrung, indem er seine Fesseln abzustreifen suchte.

„Auf der See seid Ihr um eine Gesundheitsreise zu machen. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nach dieser Tour niemals wieder Schmerzen noch Leiden haben."

„Ich — ich erinnere mich Eures Gesichts," sagte Hugo schwach. „Ich traf Euch am Wege bei Glenfan."

„Sehr richtig, Sir. Es freut mich, daß Ihr ein so gutes Gedächtniß habt; ich glaubte schon, Ihr hättet es beim Fall vom Pferde verloren."

„Was wollt Ihr mit mir machen? Weshalb bin ich Euer Gefangener? Warum nehmt Ihr mich mit auf See?"

„Eines Geschäfts wegen, das ich mit Lud Leonhard Evremond abgeschlossen habe," entgegnete Hawkers kalt.

„Ein Geschäft! Hat er Euch gedungen, mich umzubringen?"

Der alte Hawkers antwortete zustimmend.

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich Hugo's Brust, als er seine völlige Hülflosigkeit einsah.

„Es ist kein Entkommen möglich!" stöhnte er leise.

„Nein," bemerkte der Mörder. „Wir sind bereits eine gute Strecke vom Ufer. Es ist zu spät für irgend Jemanden, uns zu verfolgen. Binnen einer Stunde werdet Ihr auf dem Meeresgrunde liegen."

Hugo blickte starr vor sich hin.

„So früh zu sterben!" seufzte er. „Habt Ihr kein Erbarmen?"

Hawkers lachte wild auf.

„Erbarmen!" rief er. „Hat man mit mir Erbarmen gehabt?"

„Ich will Euch bezahlen für mein Leben, ich will Euch mehr geben, als Ihr von Lord Leonhard bekommt."

„Das habe ich schon Alles bedacht. Ihr würdet mir vielleicht eine größere Summe geben, wenn Ihr sie hättet — aber Versprechen ist noch immer kein Bezahlen. Ihr würdet auch nicht Euer Leben lang am Herz bluten, wie dies bei Lud Leonhard der Fall sein wird. Nein, das ist unnützes Geschwätz; ich will mein Versprechen halten. Erhebt Euch und nehmt Abschied vom Lande für immer."

Unwillkürlich folgte Hugo diesen Worten. Am Ufer erblickte er einen Mann, der kein Anderer sein konnte, als Martin Kroß. Es schien, als überlege er, was zu thun sei.

Digitized by Google

„Er sieht das Schiff!“ murmelte er, „und ich glaube, er sieht auch mich, aber zu spät! — Ach, zu spät!“

„Ja, zu spät!“ bestätigte Hawkers. „Er mag nach dem Dorfe laufen und ein Schiff miethen; aber bis zu dieser Zeit seid Ihr von Eurem Uebel befreit — und das ohne die Hülfe eines Arztes.“

Hugo starrte noch immer auf die mehr und mehr verschwindende Gestalt am Strande, dann wandte er sich zu Hawkers und sagte:

„Ich habe Euch doch niemals etwas zu Leide gethan!“

„Es ist nicht, daß ich meinen Haß befriedigen will,“ entgegnete Hawkers kühl, „denn ich habe ebenso wenig etwas gegen als für Euch. Wonach ich strebe, ist ein bequemes Leben und viel Geld: jetzt habe ich einen Weg zu Beidem. Also verschwendet keine Worte mehr, um Gnade von mir zu erbitten.“

Nach und nach verschwand die Gestalt am Ufer Hugo's Blicken.

„Sterben, ehe der Kampf noch halb ausgefochten ist!“ murmelte er; „sterben, da ich gerade eine Mutter gefunden, da —“

„Ja,“ unterbrach ihn Hawkers, „jetzt müßt Ihr sterben. Wir Beide sind allein auf dem Schiffe auf offener See und das mitten in der Nacht. Keine irdische Macht kann Euch jetzt retten! Betet, wenn Ihr's nöthig habt, und dann soll's an's Werk gehen, denn ich muß innerhalb einer Stunde wieder am Lande sein.“

Am Strande war jetzt nichts mehr zu sehen und Hugo glaubte, daß Martin nach dem Fischerdorfe geeilt sei.

„Zu spät!“ seufzte er, auf's Deck zurücksinkend und die Augen auf den gestirnten Himmel gerichtet. „Keine irdische Macht kann mich jetzt retten! Ich bin verloren!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayern bei Sedan.

(Fortsetzung.)

2. Das zweite Armeekorps.

Die 4. Division hatte die Ordre, während die dritte zur Unterstützung des ersten Armeekorps auf Bazeilles und Balan dirigirt wurde, die Höhen von Wadelincourt durch die Brigade Thierech zu besetzen, während die Brigade Maillinger in Frénois verblieb, um einem etwaigen Durchbruch der Franzosen in der Richtung auf Mézières sich mit aller Energie entgegenzustemmen. General Maillinger ließ Frénois zur Vertheidigung herrichten, während das 5. Jägerbataillon mit bewunderungswürdigem Elan bis an das Glacis und das Thor von Sedan vordrang, wobei daselbe vielfache Verluste zu beklagen hatte. Nachdem auf diese Weise einem etwaigen Vorstoß der Franzosen zur Genüge vorgebeugt worden war, war die Aufgabe der Infanterie der 4. Division für diesen Tag gelöst, um so lebhafter war aber die Betheiligung der Artillerie an dem großen Geschützkampf.

Westlich von Wadelincourt, auf dem Höhenzuge von Bois la Marfée bis Torcy, hatte sich die berühmte bayerische Batterie aufgestellt, welche so viel zur Entscheidung des Tages beitragen sollte. Sie bestand zuerst aus den Batterien: Speck, Reuß, Hofmeister, Bauer, Hausmann, Lößt und Schmauß, zu welchen später noch mehrfache Batterien hinzu kamen, andere hinweggenommen worden, um von anderen Positionen aus zu wirken. Was diese große Batterie, die wie die gesammte Artillerie der 4. Division und der Reserve unter dem Befehl des Generalmajors Lutz stand, an diesem Tage geleistet, wie sie zuerst das Feuer der Festung, das ungemein stark und hartnäckig unterhalten wurde, nach und nach zum Schweigen zwang, dann die feindlichen Massen bei Floing in die größte Verwirrung brachte und so den Sturm auf die dort liegenden Dörfer so wesentlich unterstützte, wie sie am Nachmittag noch Sedan in Brand setzte und dadurch den panischen Schrecken des Feindes vergrößerte und diesen endlich zur Kapitulation trieb, das Alles zu schildern wird die Aufgabe der militärhistorischen Abhandlungen sein, die ja zur Zeit von den verschiedenen Generalstäben vorbereitet werden; wir schreiben für das Volk und daher möge die anschauliche Schilderung der Schlacht selbst Seitens eines beim Stabe des zweiten bayerischen Armeekorps befindlichen Augenzeugen hier noch einen Platz finden und dies Kapitel schließen. — Diese Schilderung lautet:

„Inzwischen hatten wir den Stab wieder

Digitized by Google

erreicht und trotzdem jetzt die Granaten häufiger in unserer Nähe einschlugen — die Herren in Sedan mochten wohl den großen Haufen Reiter durch ihre Perspektive bemerkt haben, und schienen uns in richtiger Annahme, daß dieser Haufen Reiter einen Korpsstab repräsentire, ganz besonders zum Ziel ihrer Geschütze erkoren zu haben — gab ich das Zählen der einzelnen Geschosse bald auf und versenkte mich ganz in das wundervolle Bild, das sich vor unseren Augen immer weiter aufrollte. Es war ein prachtvoller Anblick: Vor uns die ganze Reihe der Batterien — es mochten vielleicht 120 Geschütze sein — alle im heftigsten Feuer, auf der Höhe der Stab dahergejagt, begleitet von seiner Ulhanenesorte mit wehenden Fähnlein, dazwischen das Hurrahrufen, die Kleingewehrsalven, die Hornsignale von überall her — das war der Krieg, das war jauchzende Kampfesfreude!

Wie wir aber weiter ritten, um auch die Aufstellung der dritten Division, die sich auf den Höhen entwickelte, abzureiten, wurde das Granatfeuer nagemein interessant.

Unsere Excellenz, der General von Hartmann, schien sich jetzt erst recht behaglich zu fühlen. Der alte Herr, der schon die Kriege gegen den ersten Napoleon mitgemacht, ritt in dem dichten Feuer Schritt für Schritt, und nie habe ich ihn vergnügter gesehen, als eben jetzt, wo von allen Seiten die Geschützdonner krachten und die Granaten und Vollkugeln über uns und um uns eine seltsam heulende, pfeifende und zischende Musik aufführten. Ich war eigentlich immer begierig gewesen, zu sehen, wie ich mich selber zum ersten Mal im Feuer benehmen würde, und hatte, aufrichtig gestanden, ziemlich sicher einen heftigen Anfall des sogenannten Kanonenfiebers erwartet. Aber es kam doch nicht dazu, es waren zu viel komische Momente da, die eine wirkliche Angst gar nicht aufkommen ließen. Da ritt neben der Exellenz unser schneidiger Rittmeister v. S., ein Gentleman durch und durch, dem jede Unreinlichkeit an sich und andern ein Gräuel war. Gleich eine der nächsten Granaten, die unmittelbar vor den beiden Herren platzte, überschüttete den peinlich reinlichen Rittmeister, den ich, selbst bei dem gräulichsten Wetter, wo wir alle bis oben hin schmutzig waren, stets nur wie auf der Parade so proper und blank gesehen habe, von oben bis unten mit Koth. Unser Rittmeister, Baron von Fechenbach, der den Feldzug aus Begeisterung für die große deutsche Sache mitmachte und sich aus dem Wohlleben seiner fürstlichen Schlösser im herrlichen Mainthal losgerissen hat, um hier als Rittmeister à la suite Adjutantendienste zu verrichten, ein interessanter Mann gleich vorn dran mit der Feder, wie mit dem Schwert, hatte, da er ein schrecklich wilder Reiter ist, seine vier mitgeführten Rageperde sämmtlich aufgeritten und demnach in Ménil la Horgne sich einen andern Gaul requirirt. Dieses Pferd war schon lange mein Studium, ein ächter Franzose, hatte es auf eigene Hand den Kampf mit dem deutschen Kavalerie-Offizier aufgenommen und der Krieg wurde von beiden Seiten mit wachsender Erbitterung geführt, bis jetzt aber noch immer zum Nachtheil des Gaules. Nie habe ich ein Pferd gesehen, das, wie dieses, die seltsame Kunst besaß, mit allen vier Hufen zu gleicher Zeit nach den verschiedensten Richtungen auszuschlagen.

Auch jetzt nahm es Theil an den Kämpfen seiner Landsleute und produzirte, angeregt durch das Zischen der französischen Granaten, diese so merkwürdige Kunst des Ausschlagens in bewunderungswerther Weise, es war zu komisch, wie der Gaul immer um sich herum hieb. Mein eigener Schimmel konnte die Musik der Granaten auch nicht recht vertragen und machte bei jedem neuen Zischen immer das seltsame Manöver, seinen Kopf zwischen die Vorderbeine so weit hineinzustecken, daß ich schließlich vorn und hinten nichts mehr hatte, um darauf zu sitzen.

(Schluß folgt.)

(Aus der Schulstube.) Lehrer: Was sind Engel? — Erster Schüler: Die Engel sind . . . . die Engel sind . . . . — Zweiter Schüler: (flüstert ihm schnell zu): Die Engel sind pure Geister, welche Verstand und freien Willen, aber keine Leiber haben. — Erster Schüler die Engel sind Bürgermeister, welche Verstand und freien Willen aber keine Weiber haben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **101.** Freitag, 12. September **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

XXX.

Neue Verwickelung.

Sir Archy, begleitet von den beiden Arbeitern von Glensan, kam wieder an dem Moorhäuschen vorbei und ritt unaufhaltsam den Hügeln zu.

„Sie muß in dieser Gegend sein," sagte er in fieberhafter Aufregung. „Wenn sie die andere Richtung eingeschlagen hätte, würde sie sicherlich den Weg nach Glensan gefunden haben. Vielleicht ist sie in diesem Augenblick in einer einsamen Schlucht oder befindet sich gar in den Händen Hadd's. O, der Himmel habe Mitleid mit ihr und beschütze sie!"

Er trieb vorwärts mit verzweifelter Anstrengung, und die nächste Stunde wurde mit erfolgloisem Suchen zugebracht. Schließlich befand er sich mit seinen Begleitern in einem wilden Thal, ohne eine Spur von Rosamunde entdeckt zu haben.

Mißmuthig und verzagt ließ Sir Archy Halt machen. Es war am Eingange eines engen, dunkeln Hohlweges, dessen Seiten mit dichtem Gestrüpp bewachsen waren. Ein kleiner Bergstrom hatte sich den Weg entlang Bahn gebrochen.

„Es wird uns nichts nützen, diesen Weg zu verfolgen," sagte Sir Archy, indem er das tiefe Dunkel der Schlucht zu durchschauen suchte. „Sie wird sich nicht dahinein gewagt haben. Wir müssen umkehren oder einen andern Weg einschlagen."

„Ja, Sir," entgegnete einer der Männer. „Wir werden die junge Lady hier gewiß nicht finden."

„Einen Augenblick," fiel der Andere ein. „Ich will 'mal nachsehen."

Er stieg vom Pferde, ging einige Schritte auf dem Hohlwege vorwärts und kehrte dann mit freudigem Gesicht zurück.

„Es hat Jemand ganz kürzlich diesen Weg passirt," rief er, „denn man sieht deutlich frische Hufspuren von zwei Pferden!"

Sir Archy's Wangen glühten, seine Augen bekamen neuen Glanz.

„Dann sind wir doch auf der rechten Spur!" rief er lebhaft. „Vorwärts, Leute, laßt uns unsere Arbeit fortsetzen."

Der Arbeiter bestig wieder sein Pferd und ritt, da er die Gegend besser kannte, als Sir Archy, als Führer voran; der zweite Arbeiter folgte ihm unmittelbar, und Sir Archy bildete den Schluß.

Die Schlucht wurde, je weiter die Drei hineindrangen, immer wilder. Bewaldete Felsenvorsprünge hingen drohend über ihren Häuptern; der kleine Fluß, angeschwollen durch die starken Herbstregen und hier und da kleine Wasserfälle bildend, stürzte rauschend in seinem Bette dahin. Der Weg war schmal und häufig traten den Reitern Aeste der entlaubten Bäume und Büsche oder kleine Felsenvorsprünge hindernd entgegen.

„Rosamunde muß in der That in Verzweiflung gewesen sein, als sie diese Schlucht betreten hat," meinte Sir Archy.

Sie gelangten an eine hohe Felsenwand, wo der Weg eine Biegung nach rechts machte, hinter welcher die Arbeiter Sir Archy's Blicken entschwanden, da sie einen kleinen Vorsprung gewonnen hatten. Plötzlich, als der Baronet auch sein Pferd zu größerer Eile antrieb, um die Männer wieder einzuholen, hörte er ein leises Stöhnen in dem Gebüsch zu seiner Rechten. Unwillkürlich hielt er sein Pferd an und sah forschend nach der Stelle, von woher er den Laut vernommen hatte. Das Stöhnen wiederholte sich, schwach, ängstlich, daß Sir Archy eine Frauenstimme zu erkennen glaubte.

Digitized by Google

Rosamunde! war des Vaters erster Gedanke. Sie hat sich hier verborgen, um ihren Feinden zu entgehen; oder sie haben sie beraubt und hier zurückgelassen, damit sie umkomme.

Er sprang vom Pferde, bog die Büsche auseinander und suchte ungestüm nach seinem Kinde. Doch kaum war er einige Schritte vorgedrungen, als ihm zwei Männer gleich Gespenstern entgegenkamen. Es waren Jason Hadd und Hilks.

„Mein Kind!“ rief der Vater erbleichend. „Wo ist mein Kind?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Jason kalt. „Wir haben die Dame nicht gesehen, seit sie das Moorhäuschen verließ.“

„Aber das Jammern?“

„Das that ich,“ erklärte Jason. „Ich erwartete, daß Sie darauf absteigen würden in dem Glauben, Ihre Tochter gefunden zu haben. Daß Sie uns hier treffen, Sir Archy, verhält sich einfach so: Hilks und ich suchten nach Miß Wilchester und wir waren schon im Begriff, diesen Hohlweg wieder zu verlassen, als wir Sie ankommen sahen. Wir wußten, daß Sie ebenso, wie wir, hier eindringen würden, besonders wenn Sie die Hufspuren unserer Pferde bemerkten; deßhalb ritten wir wieder zurück und stiegen hier ab, um auf sie zu warten. Unsere Pferde stehen dort hinter der Felswand,“ fügte er hinzu, nach einem rem Gebüsch verdeckten Felseinschnitt zeigend.

„Wo sind denn die Andern — ihr Vater und Moon?“

„Moon ist nach dem Fortgehen Miß Wilchester's nicht mehr gesehn worden. Mein Vater nahm seinen eigenen Weg; er wird wohl, wie ich annehmen darf, das Mädchen gefunden und jetzt in sicheren Gewahrsam gebracht haben.“

„Aber wie kamen Sie denn hierher?“

„Das ist leicht erklärt,“ erwiederte Jason. „Als Hilks und ich nach dem Vorfall im Hause wieder zur Besinnung kamen, fanden wir uns auf dem Rasen im Garten. In diesem Augenblick kam gerade mein Vater, der zum Stall eilen wollte. Er befahl uns, Pferde zu nehmen und in dieser Richtung nach Rosamunde zu suchen. Wir gehorchten, haben indeß auch nicht eine Spur von dem Mädchen gefunden, sind daher im Begriff, nach dem Hause zurückzukehren. Zwar hat mein Vater in der Eile keinen Versammlungsort angegeben, aber wenn er nicht selbst wieder dahin kommt, wird er doch gewiß einen Boten an uns senden.“

„Ah!“ sagte Sir Archy etwas aufgeheitert. „Aber warum erzählen Sie mir dieß Alles, Jason? Warum haben Sie mich hier aufgehalten? Vielleicht weil Sie Theilnahme haben an meiner Besorgniß, weil Sie ein Gefühl von Freundschaft gegen mich hegen?“

„Das gerade nicht,“ erwiederte Jason kalt. „Es geschah vielmehr deshalb, weil ich nicht sicher bin, ob mein Vater Rosamunde gefunden hat und ich nicht gern alle Wilchesters aus unsern Händen schlüpfen lassen möchte. Ich dachte, es würde besser sein, Sie festzuhalten als Entschädigung für das etwaige Fehlen ihrer Tochter.“

Der Baronet begriff nun seine Lage und wollte nach seinem Pferde zurückspringen, aber rasch hatten die Beiden ihn ergriffen, gebunden und auf sein Pferd gesetzt.

„Jetzt keinen Laut mehr, um ihre tölpische Begleitung zurückzurufen, oder ich schieße Sie nieder wie einen Hund,“ drohte Hadd. „Hilks, die Pferde!“

Sir Archy suchte sich von seinen Fesseln zu befreien, aber vergebens. Zu schreien wagte er nicht, weil er glaubte, daß Hadd keinen Anstand nehmen würde, seine Drohung auszuführen, auch würden ihn die Männer nicht mehr gehört haben.

„Der Weg läuft so krumm und schief,“ sagte Hadd, der die Gedanken des Baronets zu errathen schien, „daß jene Schotten eine Meile und noch mehr ihren Weg fortsetzen können in dem Wahne, Sie nahe hinter sich zu haben. Wenn sie am Ende ihren Irrthum entdecken, werden wir längst aus ihrem Gesichtskreise sein.“

Hilks kam unterdeß mit den Pferden. Jason stieg auf, ergriff den Zaum von Sir Archy's Pferd und ritt mit diesem langsam und vorsichtig dem Ausgange des Hohlweges zu, gefolgt von Hilks. Als sie auf dem offenen Felde anlangten und von einer Verfolgung nichts bemerkten, hielten sie einen Augenblick an, um über das Weitere zu berathschlagen.

„Sollen wir wieder nach dem Moorhäuschen zurückgehen, Mr. Hadd?“ fragte Hilks.

„Nicht mit ihm,“ entgnete Jason, auf den

Digitized by Google

Baronet zeigend. „Aber was sollen wir anfangen?“

„Ihn irgendwo verbergen, bis wir ihn gebrauchen,“ versetzte Hilks.

„Das ist schon gut, aber wo sollen wir ihn verbergen?“

Hilks gestand, daß er dies allerdings nicht wüßte.

„Was war das, was Tom Blint Euch neulich Morgens erzählte von einem Manne, Namens Hawskers?“ fragte Jason.

„Er sagte mir, daß der alte Hawkers ein Mann sei, der an der andern Seite des Moors ganz allein in einer Hütte wohne. Von dem Moorhäuschen aus können Sie die Hütte sehen.“

„Was für ein Mensch ist der alte Hawkers?“

„Er steht in schlechtem Ruf. Für Geld thut er Alles. Auf Kosten der Regierung ist er in Bontany Bay gewesen und soll schon mit allen Gefängnissen Bekanntschaft gemacht haben.“

„Wenn er für Geld Alles thut, dann wird er unsern Fang auch sicher aufheben, bis wir ihn abholen,“ meinte Jason erleichtert. „Diese Sorge wären wir los. Also laßt uns, Hilks, unverweilt die Hütte des alten Hawkers aufsuchen und uns einstweilen von unserer Beute befreien.“

Sofort setzten sie sich in Bewegung. Jason achtete genau auf seinen Gefangenen, der wiederholt um Schonung bat, jedoch vergebens.

Die kleine Gesellschaft gelangte bald auf's freie Moor, wo Hadd die Hütte des alten Hawkers zu erspähen suchte. Auf dem ganzen Wege war keine Spur von Verfolgung zu entdecken. Endlich kamen sie der einsamen Hütte näher und mäßigten daher ihre Eile.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayern bei Sedan.

(Schluß.)

Als wir wieder aus dem schlimmen Hohlweg in's Freie kamen und an der Front des Chevauxleger-Regiments Taxis entlang ritten, verging mir aber das Lachen. Eine Granate schlug mitten hinein in das schöne Regiment, und nie habe ich etwas Schrecklicheres gesehen, als diesen Anblick. Wie ein Kind seine Bleisoldaten mit der Hand auseinander schiebt, so war da urplötzlich ein Loch in die Fronte gerissen, in welchem Mann und Pferd in einem entsetzlichen Knäuel sich wälzten, stießen, drängten und aus- und einfuhren.

Leider gab's da kein Halten und von längerem Zuschauen oder gar sich Hinstellen und Zeichnen vor der Fronte eines in die Gefechtslinie rückenden Regimentes kann keine Rede sein. Ich mußte mich mit dem augenblicklichen Eindruck begnügen und habe unmittelbar nachher, als wir wieder auf dem Hügel bei Frénois standen, von dem wir früh ausgeritten waren, versucht, das Bild auf dem Papier festzuhalten.

Unser Hügel schien der günstigste Standpunkt zur Beobachtung der Schlacht zu sein, denn bald darauf kam der König mit dem ganzen großen Hauptquartier und blieb dort, um den Verlauf der Schlacht, die sich jetzt auf dem ganzen ungeheuren Bogen um Sedan herum entsponnen hatte, zu sehen. Meinen Gaul band ich an einen daliegenden umgestürzten Bauernwagen und folgte ruhig dem Gange der Schlacht mit meinem Feldstecher, durch den ich ganz prächtig die einzelnen Momente unterscheiden konnte, so namentlich die berühmt gewordene brillante Attake der französischen Kürassiere und Chasseurs d'Afrique auf preußische Infanterie und Artillerie.

Inzwischen umzog sich der bisher ganz klare, blaue Himmel dicht mit Wolken, und erst, als wir inne wurden, daß es Pulverdampf und Rauch von den brennenden Dörfern war, sahen wir wie viel rund herum brannte. Auch in Sedan selbst loderte eine starke Feuersbrunst, entzündet durch die Brandgranaten der großen bayerischen Batterie unter uns, just in dem Moment auf, als der Kronprinz bei uns eintraf, um seinen Vater zu begrüßen.

So herrlich nun auch die Gelegenheit gewesen war, alle diese interessanten Männer, die da in meiner nächsten Nähe standen, gerade in dieser Situation zu zeichnen, so nahm doch die Schlacht meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich schaute und schaute, bis mir endlich die Augen übergingen und empfindlich schmerzten. Um halb 4 Uhr wurde das Feuer merklich schwächer und der Rückzug des Theiles der französischen Armee, den wir von unserem Standpunkt aus sehen konnten, ging sehr eilig über eine kleine Waldschlucht

Digitized by Google

hinter der Stadt weg, in welche Schlucht unsere Granaten mit einer fürchterlichen Genauigkeit einschlugen und entsetzliche Verheerungen angerichtet haben müssen.

Gegen 6 Uhr etwa schwieg das Feuer so ziemlich und es wurde vom König ein Parlamentair in die Stadt geschickt. Ich benutzte die Zeit, um meinen armen Gaul zu tränken; ein mitleidiger Artillerist gab mir einige Hände voll Heu für ihn, die der Schimmel gierig verspeiste. Ich selbst hatte den ganzen Tag nichts zu essen gehabt, hätte aber auch nichts essen können, denn meine Aufregung war unbeschreiblich. Alles an mir fieberte, aber dennoch fühlte ich kein Unwohlsein, sondern nur eine erhöhte Thätigkeit aller Organe, die noch Tagelang nach der Schlacht anhielt.

Als mein Gaul wieder etwas frisch geworden, machte ich noch einen Ritt über das Schlachtfeld. Wo nähme der Pinsel Farben, wo die Sprache Worte her, um alles das nur annähernd zu schildern, was da von den großartigsten, schrecklichsten, traurigsten Bildern in furchtbarer Mannigfaltigkeit an dem staunenden Auge vorüberzog!

Die lodernde Gluth der vielen brennenden Dörfer, die unsern Weg erhellte, die Leichenhügel, durch die das Pferd zitternd und schnaubend ob des Blutgeruches sich seinen Weg suchte, das Jammern und Stöhnen der Verwundeten, das markerschütternde Geschrei, das von den Verbandplätzen herübertönte, die Musikbanden der Regimenter, die Choräle und frohe Weisen spielten, und zwischen den brennenden Dörfern, zwischen den Leichen die Verwundetentransporte sich durchwindend, die Sieger marschirend, bivouakirend — das Alles drängte sich in einem Höllenbreughel zusammen, den nur ein fieberndes Gehirn träumen, ein gesunder Mensch aber nicht beschreiben kann.

Mir ist nur erinnerlich, daß überall „die Wacht am Rhein" und „das deutsche Vaterland" gesungen wurde und daß mir die Bivouaks, in denen die Soldaten mitten zwischen den Todten ruhig abkochten, schrecklich waren, ferner, daß das Gerücht der Gefangennahme Napoleons wie ein Sturm durch die Truppen fuhr und endlose Hurrahs und lauten Jubel hervorrief.

Die Nacht senkte sich düster über das Schlachtfeld, auf dem nur noch die Krankenträger unverdrossen arbeiteten, um Verwundete aufzusuchen und zu retten. Ich suchte, zum Tode ermüdet durch Alles, was ich in den letzten zwölf Stunden gesehen, in Frénois mein Quartier auf. Die Augen waren mir schmerzlich geröthet, ich hatte zu viel brennende Häuser gesehen, die Pulze jagten und klopften und mit den sich überstürzenden Blutwellen jagten die Gedanken und Erinnerungen an all' das Elend, das mir so furchtbar entgegen getreten, um die Wette; der ersehnte Schlaf wollte nicht kommen, ich mußte immer an die Aermsten denken, die mit zerschmetterten Gliedern da draußen in der kalten Nacht lagen und vergebens den erlösenden Tod herbeisehnten.

Verschiedenes.

Eine französische Zeitung bringt folgende vielleicht noch nicht dagewesene Anzeige: „Es war am 5. October v. J., als meine Frau um 8 Uhr Morgens an den Brunnen der Stadt ging, um einen Eimer Wasser zu holen. Als sie daselbst ankam, traf sie einige ab- und zugehende Nachbarinnen, mit denen sie sich in Unterhaltungen einließ. Als sie zurückkam, war es 5 Uhr Abends. Dies zur Nachricht.

Jean Gasper."

Gemüthlich. Einige ungarische Gerichte haben in Anbetracht der in Folge der Cholera-Epidemie auftretenden Gefahr verfügt, die in den Strafgefängnissen verwahrten Sträflinge sofort zu entlassen. Drei königliche Gerichte haben — wie der „Pesther Lloyd» mittheilt — diese Verfügung bereits realisirt und ihre Gefangenenhäuser geleert. Der Oberstaatsanwalt tritt jedoch dieser juristischen Verirrung in einer an die Staatsanwälte gerichteten Verordnung schärfstens entgegen.

(Eine Spanne Zeit.) Der letzte Perserkönig, der Europa besuchte, war Xerxes. Zwischen der damaligen Visite (480 Jahre vor Christi Geburt) und jener, mit welcher jetzt Nasser-ed-din Schah Europa beehrt, liegt die kleine Spanne Zeit von 2353 Jahren.

Ein Lehrer fragt: „Wo kommen die Gewitter her?" — Rasch antwortete ein Knabe: „von meiner Großmutter!" — „Warum nicht gar," sagte der Lehrer — «weßhalb denn?" — Knabe: „Ja, meine Großmutter spricht immer, wenn so ein Gewitter gekommen ist: „Das hat mir schon lange in den Gliedern gelegen!«

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **102.** Sonntag, 14. September **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Kein Licht und auch kein Rauch," sagte Jason, den bescheidenen Bau aufmerksam betrachtend. „Der alte Bursche ist am Ende nicht zu Hause.

Vielleicht macht er Besuche oder seine Abendpromenade," meinte Hilks, der einen Witz zu machen suchte.

Sie ritten vor die Thür, wo Hilks abstieg und heftig anklopfte.

„Es ist Niemand drinnen," sagte er, indem er sich bemühte, durch's Schlüsselloch zu sehen. „Was ist nun zu thun?"

„Brecht die Thür auf," rief Jason. „Wir sind gekommen, den Baronet hier zu lassen, ihn wieder mit über's Moor zu nehmen, ist nicht rathsam, wenn wir nicht reskiren wollen, etwa von den Schotten oder andern Personen aufgefangen zu werden."

„Hilks sah sich nach Mitteln um, die Thür zu sprengen; da er solche aber nicht gleich fand, warf er sich mit der ganzen Schwere seines Körpers so heftig gegen dieselbe, daß sie nach einigen Wiederholungen aufsprang.

„Nun macht Licht, dann wollen wir Sir Archy hineinbringen."

Hilks nahm von einem Haufen in einer Ecke der Hütte etwas trockenes Buschholz und legte es auf den Heerd, zog dann einige Zündhölzer aus seiner Tasche und bald war der Raum von einem hellen Feuer erleuchtet.

„So ist's gut," sagte Jason, indem er vom Pferde stieg. „Helft mir nun!"

Sir Archy, gebunden und hülflos, wie er war, wurde vom Pferde gehoben und in die Hütte getragen, sein Pferd mit demjenigen Hilk's dann in dem Verschlag hinter der Hütte aufgestallt.

„Der alte Hawkers ist wirklich aus," bemerkte des Administraters Sohn, nachdem sie wieder in der Hütte waren, wo er sich umsah. „Doch mag er vielleicht jeden Augenblick zurückkehren, weshalb Ihr, Hilks, hier bleiben müßt, um ihm unser Eindringen auseinander zu setzen und ihn zu bewegen, uns seinen schätzenswerthen Beistand und sein Dach zu leihen."

„Und Sie, Sir?"

„Nun, ich will ein wenig umherstreifen und sehen, ob man das Mädchen gefunden hat und wo mein Vater und Moon sind. Auch will ich einmal zuhören, was die beiden Schotten, die jedenfalls schon wieder nach Glenlan zurückgegangen sind, wohl über das Verschwinden Sir Archy's sagen. Es ist eine aufgeregte Nacht, Hilks, und ich muß hinaus, um zu sehen, wie's weiter geht."

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß in der Hütte kein weiterer Raum als der, worin sie sich befanden, vorhanden war, sah er nach den Fesseln Sir Archy's, der in einer schmerzlichen Haltung auf einem Stuhle saß, und sagte dann:

„Ich weiß, Hilks, ich kann mich auf Euch verlassen, Ihr sollt auch eine hübsche Belohnung für diese Nacht haben. Bewacht den Gefangenen nur sorgfältig und habt Acht, daß Ihr von unsern Gegnern nicht überrascht werdet. In einer Stunde etwa werde ich wohl wieder hier sein. Seid also auf Eurer Hut!

Bald darauf ging er hinaus, bestieg sein Pferd und ritt davon.

Hilks schaute ihm eine Weile nach, verrieg gelte dann von innen behutsam die Thür und ließ sich auf einen Schemel am Feuer nieder.

„Dieß ist doch ein wunderliches Abenteuer," murmelte er vor sich hin. „Doch ich bin genöthigt, es mit durchzumachen. Neugierig bin ich aber, was in dieser Nacht noch Alles passiren mag und möchte wohl wissen, ob das Mädchen gefunden worden ist."

Digitized by Google

Sir Archy beschäftigte sich auch mit denselben Gedanken. In der drückenden Besorgniß um seine Tochter vergaß er seine eigene traurige Lage und seiner gepreßten Brust entrang sich die schmerzliche Wehklage:

„Rosamunde! Wo ist Rosamunde?“

XXXI.

Rosamunde's Versteck.

Und wo war, während diese empörenden Gewaltthaten vor sich gingen, Diejenige, nach der Alle suchten?

Rosamunde war in ihrer wilden Flucht kaum hundert Schritte auf dem Wege nach Glenlan vorwärts geeilt, als sie mit Schrecken gewahrte, daß Moon dicht hinter ihr war. Sie hörte seine schweren Fußtritte, die ihn ihr immer näher und näher brachten und deutlich vernahm sie schon seinen keuchenden Athem.

„Bleiben Sie stehen, Miß!“ schrie der Verfolger, der seine Ueberlegenheit merkte. „Sie thun besser, mir keine unnütze Mühe mehr zu machen. Ich habe Sie sicher in einer Minute eingeholt. Bleiben Sie stehen, oder Sie machen mich wild!“

Es lag eine Brutalität in seiner Drohung, welche Rosamunde mit Entsetzen und Schrecken erfüllte.

Der Weg war rauh und holperig, ihre Kleider hemmten ihre Schritte und der Verfolger kam näher und näher. Noch eine Minute und er mußte bei ihr sein.

Zu ihrer linken Seite befand sich eine ausgedehnte Anpflanzung junger Bäume — Fichten, Tannen und Lerchenbäume — welche alle im besten Wachsthum waren. Sir Archy hatte diese Bäume pflanzen lassen, um den dürren Moorboden werthvoller zu machen und zugleich einen hübschen Waldpark anzulegen. Die Bäume standen, wie bei den meisten Anpflanzungen, dicht, und ihre Zweige waren ineinander verwachsen.

Rosamunde's verzweifelter Blick fiel auf die tiefe Dunkelheit dieses jungen Gehölzes und in demselben Augenblick lenkte sie von ihrem Wege ab, kletterte über die Einfriedigung und verschwand in dem Dickicht.

Moon folgte ihr, indem er die entsetzlichsten Drohungen und Flüche ausstieß.

Rosamunde drang nur wenige Schritte vorwärts, dann sank sie nieder und verkroch sich unter den weit ausgebreiteten Zweigen eines niedrigen Lerchenbaumes. Hier kauerte sie schweigend, wie ein Vogel in seinem Neste.

Sie athmete tief auf, ihr Herz ließ nach in seinem ungestümen Schlag, und Muth und Ruhe kehrten in dasselbe zurück, als ihr Verfolger etwa ein Dutzend Schritte von ihr vorübergiug, indem er ärgerlich murmelte:

„Sie muß sich hier irgendwo aufhalten; denn in diesem Gehölz kann kein Frauenzimmer weit kommen, ohne alle Trobdeln und Schnüre hängen zu lassen. Wie die Zweige mich in's Gesicht schlagen! Verd— Mädchen! Wenn ich der Administrator wäre, ich würde mich nicht lange mehr am Narrenseil herumführen lassen. Ich wollte, ich hätte sie in meiner Gewalt.“

Er stand still und machte seinem Aerger in einem Strom von Flüchen Luft, seine Augen streiften über die Stelle, wo Rosamunde sich versteckt hatte.

„Sie muß irgendwo in dieser Ecke liegen und ich werde sie finden, so gewiß ich Moon heiße“, fuhr er fort, sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn wischend. „Und wenn ich sie ertappe, sollte sie wünschen, daß es der verliebte und zärtliche Jason Hadd wäre mit seinen weichen Händen, statt meiner rauhen, harten Fäuste. Ich wünschte nichts mehr, als sie in ihrem Versteck zu entdecken.“

Er starrte in die dunkeln Büsche um sich herum, gleich einer wilden Bestie nach ihrer Beute, und Rosamunde bewachte jeden seiner Blicke, jede seiner Bewegungen mit einer bewundernswerthen Ruhe und Ausdauer.

Nachdem Moon eine Weile nachdenkend dagestanden, zog er ein Messer aus seiner Tasche und schnitt einen starken Zweig von einem Baume, beschnitt ihn und begann mit derben Schlägen das Dickicht zu bearbeiten, während er in seinem Selbstgespräch und seinen Flüchen fortfuhr.

Einmal traf der Stock die Zweige, welche Rosamunde verbargen, aber gefaßt, wie diese war, schrie sie weder auf, noch zuckte sie auch nur zusammen, und der Mann ging weiter, seine Arbeit emsig fortsetzend.

In diesem Augenblick wurde Pferdegetrappel in der Richtung nach dem Hause hörbar.

Digitized by Google

Moon eilte nach der Einfriedigung, lehnte sich darüber und stieß verwundert hervor:

„Wer ist das? Der Administrator, wie es scheint!“

Der Ankommende war wirklich Mr. Hadd, auf einem Pferde sitzend und Rosamunde's Pferd am Zaum führend. Er war nach seiner Niederlage in den Stall gegangen, hatte dort Rosamunde's Pferd gesehen und daraus sogleich geschlossen, daß Rosamunde zu Fuß geflohen war und durch Moon verfolgt werde. Er hatte sich nun ebenfalls zur Verfolgung auf dem Weg gemacht, in der Hoffnung, das Mädchen zu fangen, wenn dies sein Miethling nicht schon gethan hatte.

„Mr. Hadd!“ rief Moon, seinen Hut schwenkend, als der Administrator vorüberreiten wollte. „Mr. Hadd! Sehen Sie mich nicht? Ich bin Moon!“

Der Administrator erkannte ihn und näherte sich der Umzäunung.

„Was macht Ihr hier?“ rief er. „Warum verfolgt ihr das Mädchen nicht?“

„Das thue ich ja!“ versicherte Moon. „Sie lief in die Anpflanzung und ich folgte ihr. Sie kann jedoch nicht weit gekommen sein in den jungen Bäumen, welche dichter stehen, als die Haare auf dem Rücken einer Katze. Sie hat sich in dem Dickicht versteckt und ich bin gerade dabei, sie herauszuschlagen.“

Seid Ihr auch sicher, daß sie nicht wieder auf die Straße gekommen ist, während Ihr sie suchtet?“

„Ganz sicher, Sir! Ich will darauf schwören. Ich habe wohl aufgepaßt und keine Maus könnte das Gehölz verlassen haben, ohne daß ich es bemerkt hätte.“

„Kann sie nicht nach dem Hause zurückgegangen sein?“

„Durch diese Bäume? Nicht möglich! Sie hat sich hier irgendwo versteckt und lacht uns in diesem Augenblick vielleicht aus.“

„Dann wollen wir ihr das Lachen bald vertreiben!“ erklärte der Administrator, an die Umfriedigung heranreitend. „Ich will Euch suchen helfen, Moon. Wir müssen das Wild auftreiben, und ich muß mit fort sein, ehe der feurige junge Bursche aus dem Hause hierherkommt.“

Er stieg vom Pferde, band dasselbe, sowie auch Rosamunde's, an einem Zaunpfahl und kletterte dann in die Anpflanzung hinüber. Hier schnitt er sich ebenfalls einen Stock ab und nun begannen Beide, auf die Zweige zu schlagen.

„Ihr könnt ostwärts gehen, während ich die westliche Seite nehme,“ sagte Hadd. „Wenn Ihr sie findet, so ruft nur, wenn ich sie finde, werde ich dasselbe thun.“

Moon schlug aus Leibeskräften und der Administrator hieb rasend auf Busch und Baum.

Dieser Platz fängt an unsicher zu werden, dachte Rosamunde. Ich werde unzweifelhaft entdeckt, wenn ich länger hier verweile. Aber was kann ich thun?

Während sie diese Frage erwog, richtete sie sich leise auf und kroch unter einen höheren Baum, näher am Rande der Hölzung, und kaum hatte sie den ersten Platz verlassen, als Moon in dessen Bereich derselbe lag, seinen Stock in das dichte Nest steckte.

„Das würde ein hübsches Versteck sein,“ brummte der Mann, mörderisch auf den Baum schlagend. „Ich will wetten, daß das Mädchen sich unter solchen Lerchenbäumen aufhält. Frauenzimmer sind wie die Strauße, wenn sie nur den Kopf geborgen haben, glauben sie den ganzen Körper sicher.“

Bei diesen Betrachtungen verschwendete er ein gut Theil seiner Kräfte auf den umliegenden Bäumen und ging dann weiter.

Rosamunde wartete, bis er ein Stück fort war, dann erhob sie ihren Kopf über die Zweige und schaute sich um. Sie hörte die wüthenden Streiche der beiden Männer, die von den entgegengesetzten Enden zu ihr herüberdrangen.

Sie werden bald zurückkommen und das nächste Mal eine noch genauere Untersuchung vornehmen, dachte sie. Ich kann mich hier nicht so lange verbergen, bis Papa kommt, um mich zu suchen. Ich bin halb erstarrt von der Kälte. Ich muß etwas thun.“

Sie blickte nach der Straße und sah, daß die Pferde kaum zehn Schritte von ihr entfernt waren. Sie erkannte ihr eigenes sofort — ein etwas kleines, geduldiges, edles Thier, und bemerkte zu ihrer großen Freude, daß es vollständig gesattelt war.

Mein eigenes Pferd! dachte Rosamunde O, säße ich doch im Sattel!

Der Wunsch wurde zum Entschluß. Sie

Digitized by Google

lauschte wieder und hörte das Geräusch der beiden Männer, die sie jedoch nicht sehen konnte; dann schlich sie leise an den Rand der Pflanzung, wo sie stehen blieb und ihre Taschen durchsuchte. Sie fand, wie sie erwartet, ein kleines Taschenmesser, öffnete die Klinge und kroch dann an die Einfriedigung. Als sie dieselbe erreichte, wurde sie von ihrem Pferde erkannt, welches ein lautes, freudiges Wiehern ausstieß.

„Was ist das, Moon?“ rief der Administrator, in seiner Arbeit einhaltend. „Was fehlt dem Pferde?“

„Nichts, so viel ich weiß,“ erwiderte Moon, der Rosamunde bedeutend näher war als Hadd.

„Es kommt doch Niemand, Moon? Es ist doch Niemand auf der Straße?

„Nein, Sir! Die Pferde sind ungeduldig, das ist Alles.“

Rosamunde drückte sich in den Schatten der Einfriedigung, bis die beiden Männer, da sie nichts Verdächtiges weiter hörten, ihre Arbeit wieder fortsetzten. Dann erklimmte das junge Mädchen die Einfriedigung so geräuschlos wie möglich und schwang sich von da aus mit Leichtigkeit in den Sattel.

„Nun, Fly, gute Fly!“ flüsterte Rosamunde, dem Thiere den Hals streichelnd, „habe einen Augenblick Geduld.“

Sie beugte sich vorwärts und schnitt den Strick durch, mit welchem das Pferd an den Pfahl gebunden war.

„Seht nach den Pferden, Moon! Da ist etwas nicht recht,“ ertönte in demselben Moment des Administrators Stimme.

Moon sprang aus dem Gehölz und eilte nach dem zweiten Pferde. Gerade als Rosamunde zu demselben reiten wollte, um es loszuschneiden, erreichte er es.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die Leser und Leserinnen dieses Blattes und unter ihnen speciell diejenigen, welche an dem Aufschwung des hier schon vielfach erwähnten illustrirten Familienblattes „Das Neue Blatt“ aus Leipzig ein Interesse haben, wird es gewiß angenehm überraschen, zu erfahren, daß mit dem gegen Mitte September beginnenden neuen (1874er) Jahrgange des „Neuen Blattes“, aufs Neue eine illustrirte Modenzeitung unter dem Titel **„Neueste Moden für unsere Damen“** ins Leben tritt. Wie die Verlagshandlung durch Prospect selbst mittheilt, ist die Herausgabe dafirt auf den überaus günstigen Zuspruch, den ein Versuch damit in den Jahren. 1871 und 1872 ergeben hat. — Um nun aber ein Mode-Blatt mit höheren Attributen, wie es jetzt kommen soll, ins Leben zu rufen, mußte die Verlagshandlung weit ausholen und viele Modekünstler und Künstlerinnen um sich versammeln. Namentlich will diese Neue Moden-Zeitung in der Neuheit und Originalität ihrer Modebilder und in der jedem Grade des Verständnisses zugänglich gemachten Deutlichkeit ihrer Schnittmuster excelliren. — Alle Monate wird eine vollständige Modennummer nebst Schnittmusterbogen ausgegeben und vierteljährlich ein **colorirtes Modekupfer** hinzugefügt werden. In letzterem will die Verlagshandlung allem dagewesenen die Spitze bieten. Die Quartal-Abonnenten des „Neuen Blattes“ dessen Abonnementspreis wie bisher bei 15 Sgr. vierteljährlich verbleibt, sollen indeß nicht gezwungen sein, das Modeblatt mit zu übernehmen; es soll Jedem vielmehr freistehen, auf die „Neuesten Moden“ für den billigen Preis von 10 Sgr. vierteljährlich inclusive Modekupfer zu abonniren und zwar bei ihrer bisherigen Bezugsquelle, sei dies nun eine Buchhandlung oder die nächstgelegene Postanstalt.

Somit ist auch Allen, die nicht schon Abonnenten vom „Neuen Blatt“ sind, Gelegenheit geboten, auf die „Neuesten Moden“ zu dem genannten, allerdings fabelhaft billigen Preise (zumal da die colorirten Modekupfer in dem Preise mit eingeschlossen sind) zu abonniren.

Das Neue Blatt 1873. Nr. 51 ist soeben eingetroffen und enthält: „Grce.“ Novelle von Oscar Horn. — „Von der Wiener Weltausstellung.“ Originalberichte des Neuen Blattes. — „Die neue Magdalena.“ — Von Wilkie Collins. — „Bilder aus Neapel.“ — von Ernst Eckstein. — „Verfehlte Liebe.“ Novelle von A. von Großmann. — „Juristische Briefe von einem deutschen Richter.“ III. „Der Wechsel im heutigen Rechte Deutschlands.“ „Der Vergrath.“ Criminalgeschichte von Ernestine von L. — „Heitere Chronika.“ Von F. H. — „Für Haus und Herd.“ — „Allerlei:“ „Der Luftballon des Professor Wyse in Newyork“ — „Zu unseren Bildern.“ — „Schloß Jarthausen.“ — „Räthsel.“ — „Neue Bücherschau.“ — „Aerztlicher Briefkasten.“ — „Correspondenz.“ — An Illustrationen: „Die erste Auffahrt des Professor Wyse mit seinem Luftballon.“ — „Die Klatschschwestern.“ Nach einem Bild von W. Amberg. — „Das Jagdschloß des Fürsten von Reuß. — „Schloß Jarthausen.“ — Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten für den mäßigen Preis von 15 Sgr. vierteljährlich.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **103.** Mittwoch, 17. September **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

„Zu spät", sagte Rosamunde, ihr Messer zusammenschlagend und in die Tasche steckend. „Wir müssen eilen. Komm', mein Liebling, zeige deine Kraft. Nun nach Glensan!"

Sie wandte das Pferd um und sprengte im gestreckten Galopp davon. Moon sprang in den Sattel des andern Pferdes und setzte ihr nach.

„Was giebt's nun?" rief Hadd, sich durch die jungen Bäume arbeitend. „Sind etwa die Pferde los?"

Er kam gerade zur rechten Zeit, um Rosamunde davonreiten und Moon ihr nacheilen zu sehen.

„Fangt sie und wenn Ihr das Pferd tödtet!" schrie er, schäumend vor Wuth, dem Manne nach. „Treibt sie von Glensan weg — nach der See, wenn sie's so lange aushält! Ich komme nach!"

Er sprang auf die Straße und eilte wie ein Wahnsinniger nach dem Hause zurück. Auf dem Wege dahin traf er Jason und Hilk's, denen er befahl, nach den Hügeln zu reiten und dort aufzupassen, da er nicht wüßte, welche Wendung die Sache jetzt nehmen würde. Dann eilte er in den Stall, bestieg das beste der gesattelten Pferde und machte sich zur Verfolgung auf den Weg.

Indessen gewann Rosamunde, da sie das beste Pferd hatte, einen immer größeren Vorsprung vor ihrem ersten Verfolger.

„Gute Fly! edle Fly!" rief das Mädchen frohlockend; „wir gewinnen! Wir werden bald an dem Kreuzweg sein, der nach Glensan führt!"

Sie strich das Pferd zärtlich mit ihrer weichen Hand, dann zog sie die Zügel straff an und schaute sich um.

Das Pferd, welches Moon ritt, war das Jagdpferd des Baronets und an große Anstrengungen gewöhnt. Nach dem ersten Ankauf erwachte des Thiers Muth durch die heftigen Schläge, welche Moon ihm versetzte, und Rosamunde sah, daß es ein harter Kampf und der Sieg ungewiß war.

Ich hätte jenes Pferd zuerst abschneiden sollen, dachte Rosamunde. Es wird ein heftiger Wettkampf zwischen uns werden und Gott weiß, wie er enden wird.

Sie trieb ihr Pferd mehr an und gab ihm einen leisen Schlag mit der Hand.

„Halten Sie ein!" rief Moon mit lauter Stimme. „Sie werden den Hals brechen, wenn Sie auf dem Kreuzweg reiten. Dort ist eine zerbrochene Brücke, ein Dutzend Gräben und eine Menge Hügel. Halt! Miß Wilchester! Sie gehen Ihrem sichern Tod entgegen!"

„Besser todt als gefangen!" rief Rosamunde mit scharfer Stimme zurück.

Des Mannes Worte riefen jedoch die Gefahren des Kreuzweges lebhaft in ihr wach; sie wußte, daß ihr Verfolger, der diese Gefahren weniger scheute, sie einholen und gefangen nehmen würde, wenn sie nicht schnell ritt.

„Ich will auf der Hauptstraße bleiben," murmelte sie entschlossen, „und nach Corburnspath oder nach der See reiten. Vorwärts, Fly! Laß' uns gewinnen oder sterben."

Und weiter flog sie auf der einsamen Moorstraße durch die dunkle und stürmische Novembernacht. Um sie her lag das graue, dürre Moor und über ihr war der graue, mit Wolken bedeckte Himmel. Der Wind blies schneidend in ihr Gesicht und es klang ihr in den Ohren wie ferner Kanonendonner. Sie senkte ihr Gesicht dicht auf den Hals des Pferdes und umklammerte denselben mit beiden Händen.

Und Fly, als ob es seiner Aufgabe bewußt wäre, trug seine köstliche Bürde im rasenden

Digitized by Google

Galopp dahin, die Luft durchschneidend wie ein Adler.

Fort, fort flogen sie und hinter ihnen, bald näher, bald ferner, kam ihr rasender Verfolger.

Wie lang scheint der Weg, dachte Rosamunde, ihr bleiches Gesicht auf die fliegende Mähne ihres braven Pferdes pressend. Es ist mir, als hörte ich den Verfolger dicht hinter mir. „Rette mich, Fly!“ rief sie diesem laut zu. „O, rette mich!“

Sie legte sich noch schwerer auf den Nacken des Pferdes und dieses, seine Kräfte auf's Aeußerste anstrengend, flog vorwärts wie der Wind. Aber endlich ließ seine Schnelligkeit nach. Der Schweiß lief an dem Hals und an den Seiten herab und der schnaubende Athem hob und senkte seine Brust ungestüm.

Rosamunde, die schwer wie ein todter Körper auf dem Pferde lag, richtete sich jetzt in dem Sattel auf, da ihr plötzlich ein noch schärferer Wind entgegenwehte.

Da, kaum eine Viertelmeile entfernt, lag das Meer — grau wie die Nacht und der Himmel, aber es war deutlich zu erkennen an den rastlosen Bewegungen und dem weißen Schaum auf den spitzen Wellen, welche der Wind dem Ufer zutrieb.

Unwillkürlich streifte Rosamunde's Blick über das Wasser, aber kein Segel, kein Zeichen eines menschlichen Lebens war sichtbar.

Der Wind zersauste ihr aufgelöstes Haar und die Feder auf ihrem Hute, als sie sich umwandte, um nach ihrem Verfolger zu sehen.

Ein Schrei unaussprechlicher Freude entwand sich ihren Lippen, als sie ihn nirgends entdecken konnte.

„Gerettet! gerettet!“ rief sie aus, ihre Augen zum Himmel erhebend. „Endlich gerettet!“

Sie liebkoste ihr Pferd und mäßigte seinen Lauf. Dann fuhr ihre Hand unwillkürlich nach dem Busen, um sich zu überzeugen, daß sie jenes Papier noch hatte, um welche sie so viel gewagt und welches das Geheimniß des vergrabenen Vermächtnisses enthielt.

„Du hast eine große That vollbracht, Fly,“ murmelte sie, ihre Freude durch Worte Luft machend.

Das Pferd erhob stolz seinen Kopf, als wollte es zu erkennen geben, daß es Rosamunde's Dankbarkeit verstehe.

Rosamunde ritt langsam ihres Weges weiter während ihre Gedanken mit Plänen für ihre weitere Sicherheit beschäftigt waren. Sie wußte, daß sie sich in der Nähe eines kleinen Fischerdorfes befand und faßte den Entschluß, längst der Küste dorthin zu reiten, um eine Zufluchtsstätte zu suchen und sogleich einen Boten nach Glenfan zu senden, der ihren Freunden die Nachricht von ihrem Aufenthalte überbringen sollte.

Gewiß, ich kann nicht umkehren, ohne Moon oder Hado in die Hände zu fallen, dachte sie. Alle meine Feinde mögen jetzt vielleicht meiner Spur folgen. Ich will mir sobald als möglich ein Unterkommen suchen, denn ich bin wirklich sehr müde.

Sie hatte das Meeresufer erreicht und wandte sich nun südwärts nach dem Fischerdorfe, als sie plötzlich die unangenehme Entdeckung machte, daß ihr Pferd lahm ging.

Es kann nichts nützen, anzuhalten und nachzusehen, was dem Thiere fehlt, dachte das Mädchen. Ich will nicht eher absteigen, bis ich sicher bin.

Sie ritt langsam und vorsichtig; aber zu ihrem großen Verdruß wurde das Pferd mit jedem Schritt lahmer.

Es muß sich den Knöchel verrenkt haben auf dem schlechten Wege, dachte Rosamunde. Was soll ich thun? Es ist nicht im Stande, mich länger zu tragen und wenn es auch dazu fähig wäre, so will ich es doch nicht in dieser Weise quälen.

Sie stieg herab und untersuchte den Fuß des Thieres, konnte jedoch nichts entdecken; dann ging sie zu Fuß weiter und führte das Pferd am Zügel.

Ich glaube, ich kann den Weg nach dem Dorfe noch zurücklegen, obgleich ich fast erschöpft bin, dachte sie. Wäre ich doch schon dort.

In diesem Augenblick fuhr eine Seemöve mit widerlichem Geschrei aus einer Spalte des hohen Ufers und flog hinweg, mit ihren Flügeln das Meer peitschend.

Das erschreckte Pferd bäumte sich hoch auf, riß den Zügel aus Rosamunde's Hand und lief im wilden Galopp in der Richtung nach dem Dorfe davon.

„So lauf' zu und mache die Leute im Dorfe auf meine Ankunft aufmerksam,“ murmelte das Mädchen, wandte sich um und blickte auf den Weg zurück, den sie gekommen.

Digitized by Google

Zu ihrem großen Schrecken bemerkte sie in der Ferne zwei Reiter, in welchen sie Moon und Hadd vermuthete. In demselben Augenblick schienen die beiden Männer das davonlaufende Pferd zu entdecken, denn sie schlugen ebenfals die Richtung nach dem Dorfe ein.

„Nun ist mir der Weg abgeschnitten" sagte Rosamunde muthlos und ermüdet. „Wenn ich vorwärts gehe, laufe ich meinen Feinden in die Hände, und umzukehren und nach Corburnepath zu gehen, ist in meinem gegenwärtigen Zustande unmöglich. Ich will mich da unten in das Dunkel eines Felsens verkriechen und dort warten und ausruhen."

Sie ging noch einige Schritte weiter, bis ein schmaler Pfad mit ausgehauenen Stufen, der von dem hohen Ufer in eine kleine Bucht hinunterführte, ihre Aufmerksamkeit erweckte.

Ohne sich zu bedenken, stieg sie die Stufen hinab und befand sich auf einem felsigen Gestade, eingeschlossen von hohen Wänden und dem tobenden Wasser.

Dies war ein Plätzchen, wie Rosamunde es wünschte und sie drang weiter vor, um es genauer in Augenschein zu nehmen. Da entdeckte sie, was bis jetzt ihren Blicken entgangen, ein kleines Fahrzeug, welches unter einem überhängenden Felsen lag und so in Dunkelheit gehüllt war, daß es kaum bemerkt werden konnte.

In der Hoffnung, Jemanden am Bord zu finden, rief sie laut um Hülfe, doch Niemand antwortete.

Dann näherte sie sich vorsichtig dem Fahrzeug und bestieg dasselbe. Da lagen zusammengerollte Taue und andere Gegenstände umher, aber kein Mensch war zu finden.

Am vordern Theile des Schiffes befand sich eine kleine Kajüte; Rosamunde öffnete sie und schaute hinein. Als sich ihre Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie sehen, daß sie schlecht ausgestattet und unbewohnt war.

Es ist ein Fischerfahrzeug, dachte Rosamunde. Der Besitzer ist wahrscheinlich in's Dorf gegangen und wird wohl bald zurückkehren. Ich will warten, bis er kommt und ihn dann um seinen Schutz und seine Begleitung nach Glenfan bitten.

Sie fand an der Wand der Kajüte eine Bank, worauf sie sich setzte, um auszuruhen.

Hier erreichte sie kein Laut und sie konnte ungestört die so lange entbehrte Ruhe genießen. Ihr Herz schlug ruhiger, ihre Augen schlossen sich, ihr Haupt sank vorwärts auf ihre Brust und — sie schlief ein.

XXXII.

Eine unerwartete Wendung.

Das kleine Fahrzeug, in welchem Rosamunde eine Zufluchtsstätte gefunden, war dasjenige, welches dem alten Hawkers gehörte.

Das Mädchen, erschöpft durch die schlaflos verbrachte vergangene Nacht, des Tages Angst und dieses Abends wilden und anstrengenden Ritt, war in einen tiefen Schlaf versunken — einen Schlaf gänzlicher Ermattung.

Wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht, aber sie erwachte endlich durch das Schwanken des Schiffes, das Knarren des Tauwerkes und die schweren Fußtritte eines Mannes.

Sie fuhr erschreckt auf und starrte wild um sich. Die Kajüte war noch finster und nur ein schwacher Schimmer drang durch die halb geöffnete Thür und durch diese Oeffnung sah sie einen kräftigen Mann geschäftig auf dem Deck hin- und hergehen.

Ihr erster Gedanke war, daß der Eigenthümer des Schiffes zurückgekehrt und im Begriff sei, einen Fischzug zu unternehmen. Sie entschloß sich, ihn zu bitten, daß er sie sogleich nach Glenfan begleiten möge.

Seeleute sind immer gutmüthig, wie ich gehört habe, dachte sie, und Fischer und Seeleute sind so ziemlich gleich. Ich bin gewiß, daß er mir seinen Schutz nicht versagen wird.

Sie wollte gerade auf das Verdeck hinaustreten, als sie plötzlich die Worte „Mr. Chandos" vernahm, mit welchen Hawkers seinen Gefangenen anredete.

Wie festgebannt blieb Rosamunde an der Thür stehen und wartete auf die Antwort, und als Hugo sprach, erkannte sie seine Stimme und ihr Herz hüpfte vor Freude in ihrer Brust.

„Er hier!" murmelte sie, ihren Platz wieder einnehmend; „dann bin ich sicher genug. Ich habe nichts mehr zu fürchten."

Das freudige Erstaunen über Hugo's Nähe lähmte sie einen Augenblick; aber der Freude folgten rasch andere Empfindungen, als sie aus dem Gespräch der beiden Männer hörte,

Digitized by Google

daß Hugo ein Gefangener war, — Empfindungen von Verwunderung und Schrecken.

Die Zeit schwand unbemerkt dahin. Das Schiff verließ die Bucht und stieß in die offene See, ohne daß Rosamunde darauf achtete. Ihre Gedanken waren nur mit Dem beschäftigt, der sie zweimal aus der Gefahr befreit hatte und nun selbst der Hülfe so sehr bedurfte.

Endlich, als Hugo auf das Verdeck zurücksank, nachdem er einen letzten Blick nach dem treuen Martin Kroß am fernen Ufer gesandt hatte, und der alte Hawkers ihm sagte, daß er sich mit dem Himmel aussöhnen möge, schlich Rosamunde wieder an die Kajütenthür und schaute hinaus.

Sie erkannte in der Dunkelheit die Gestalten der beiden Männer — der alte Hawkers stand erbarmungslos am Steuer und Hugo Chandos lag hülflos, mit Stricken gebunden, vor ihm auf dem Deck hingestreckt.

Wie ängstigte sich das Mädchen um ihn! Ihr Herz schlug heftig und sie fühlte in diesem Augenblick der äußersten Noth — trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft und der vermeintlichen Ungleichheit ihres Standes, — daß sie ihn liebte.

Ein Zittern durchdrang ihren ganzen Körper bei dieser Entdeckung und sie erröthete, wie ein Mädchen erröthet bei dem ersten Kuß der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichts-Verhandlungen

III. Quartal 1873.

Zweibrücken, 10. Sept. Die Schwurgerichtssession für das 3. Quartal pro 1873 beginnt den 15. September nächsthin unter Vorsitz und Leitung des als Präsidenten ernannten kgl. Appellationsgerichtsrathes Hrn. Uebel und kommen nachgenannte Individuen zur Aburtheilung: 1) den 15. Sept. Carolina Frank, 33 Jahre alt, von Krottelbach, Ehefrau von Daniel Müller, wegen Kindesmord. 2) den 15. Sept. Wilhelm Kerich, 18 J. alt, von Reubemsbach, wegen Diebstahl und Diebstahlversuch. 3) den 16. Sept. Susanna Heinrich, 24 J. alt, von Otterberg, wegen Kindesmord. 4) den 16. Sept. Franz Knoll von Gimmeldingen, wegen Diebstahl. 5) den 17. Sept. Wilhelm Stork, 28 J. alt, von Erlenbach, wegen Nothzuchtsversuch. 6) den 18. Sept. Christina Fuchs, 21 J. alt, ledige Dienstmagd von Orbis, wegen Kindesmord. 7) den 18. Sept. Johannes Müller, 23 J. alt, von Hof (Canton Kusel), wegen Diebstahl. 8) den 19. Sept. Elisabetha Ofer, 23 J. alt, von Dudenhofen, wegen Diebstahl. 9) den 19. Sept. Elisabetha Marnet, 21 J. alt, von Gönnheim, wegen Diebstahl. 10) den 20. Sept. Michael Meyrauch, 24 J. alt, von Carlsberg, wegen Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge. 11) den 20. Sept. Michael Ulrich, 24 J. alt, von Ruppertsberg, wegen Diebstahl und Sachbeschädigung. 12) den 22. Sept. Johannes Freuntsch, 28 J. alt, Steinbrecher von Seebach, wegen Todtschlag. 13) den 23. Sept. Philipp Peter Huber, 42 J. alt, von Hört, wegen Diebstahl 14) Am 24. und 25. Sept. Michael Müller, 22 J. alt, und Martin Scheuermann, 20 J. alt, Beide Tagner von Maudach, wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode. 15) Am 26. Sept., 8 Uhr: Carl Lauer, 19 J. alt, Schreibgehilfe von Kirchheimbolanden, wegen Urkundenfälschung. 16) Am selben Tag, 4 Uhr: Barbara Schlegel, 27 J. alt, Dienstmagd von Münchberg, (Oberfranken), wegen Diebstahls. 17) Am 27. Sept., Peter Dittler, 26 J. alt, Uhrmacher aus Iggelheim, wegen Diebstahls.

Zweibrücken, 14. September. Nachbezeichnete Herren sind für die diesmalige Session als Geschworene einberufen: I. Als Hauptgeschworene: 1) Jakob Will, Gutsbesitzer von St. Martin. 2) Georg Mayer, Gutsbesitzer von Rhodt. 3) Leon Meyer, Kaufmann von Hagenbach. 4) Ferdinand Knecht, Hauptagent von Neustadt. 5) Karl Volz, Oekonom von Biedesheim. 6) Karl Seyb IV., Wirth und Gutsbesitzer von Kindenheim. 7) Robert Faber, k. Notär von Kirchheimbolanden. 8) Johann Christ, Landwirth von Dannstadt. 9) Franz Rabholz, Wirth von Siebeldingen. 10) Joseph Müller, Kaufmann von Ramstein. 11) Wilhelm Bartels, Bürgermeister von Mittelbergbach. 12) Ferdinand Berizzi, Müller von Berg. 13) Clemens Richard, Cigarrenfabrikant von Kaiserslautern. 14) Franz Becker, Müller von Hanhofen. 15) Karl Kaußler, Apotheker von Edenkoben. 16) August Kranzbühler, Buchdruckereibesitzer von Zweibrücken. 17) Ludwig Chormann, Bierbrauer von Kirchheim. 18) Peter Kehr, Gutsbesitzer von Laumersheim. 19) Andreas Kemmer, Bürgermeister von Einöd. 20) Philipp Mohr, Bürgermeister von Mechtersheim. 21) Johannes Ilgen, Bürgermeister von Oberfülzen 22) Anton Neumayer, kgl. Notär von Neustadt. 23) Johann Gelbert, Bierbrauer von Kaiserslautern. 24) Georg Laforet, Gerber von Edenkoben. 25) Philipp Cuntz, Bürgermeister von Steinfeld. 26) Jakob Pfirmann V., Wirth von Wörth. 27) Matthäus Stett, kgl. Notär von Edenkoben. 28) Ludwig Weber, Müller von Münchweiler. 29) Peter Lippert, Bürgermeister von Niederhausen. 30) Franz Breith, Kaufmann von Pirmasens. II. Als Ersatzgeschworene: 1) Ludwig Herold, Banquier; 2) Ludwig Simon, Bierbrauer: 3) Adam Kühn, Cichorienfabrikant; 4) Gabriel Escales, Plüschfabrikant; 5) Adolph Fröhlich, Banquier; 6) Gottfried Culmann, Kaufmann; sämmtlich von Zweibrücken.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 104. Freitag, 19. September 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von Ed. Wagner.

(Fortsetzung.)

Gegen den Thürpfosten der Kajüte gelehnt, selbst ungesehen, beobachtete sie ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Nun" sagte der alte Hawkers in einem Tone der vollsten Befriedigung, „wir sind weit genug vom Ufer entfernt. Euer Mann kann in das Dorf rennen, wenn er es für nothwendig hält; aber wenn es ihm auch gelingt, Jemanden auf den alten Hawkers zu hetzen, so würden sie ihn doch nicht einholen, er würde einfach umkehren und ihnen entgegenfahren."

„Das würdet Ihr nicht wagen, sagte Hugo.

„Das würde ich doch!" erklärte Hawkers bestimmt. Ich würde sie einladen, das Schiff zu durchsuchen, wenn sie meinten, daß außer mir noch Jemand am Bord sei, denn ich werde in einigen Minuten die einzige Menschenseele am Bord sein," fügte er mit Nachdruck hinzu.

Rosamunde umfaßte den Thürrahmen krampfhaft.

„So seid Ihr noch unempfindlich für alles Bitten?" fragte Hugo nach einer Weile.

„Gerade noch so, wie vorher!"

„Vermuthlich bezahlt Euch Lord Leonhard sehr gut dafür, daß ihr mich aus der Welt schafft," versetzte Hugo mit Bitterkeit, „ich will Euch jedoch ebenso gut bezahlen, wenn Ihr mir das Leben schenkt. Was verlangt Ihr für meine Freiheit?" Der alte Hawkers schien zu überlegen. Es fiel ihm ein, daß er seine Macht gegen Lord Leonhard noch verstärken könnte, wenn er im Besitz der Geschichte des jungen Mannes wäre und er entschloß sich daher, diesen auszuforschen.

„Laßt 'mal hören," erwiederte er nach einer Pause. „Lord Leonhard gibt mir tausend Pfund, wovon ich bereits hundert Pfund als Handgeld erhalten habe. Eine solche Summe habt Ihr gewiß nicht?"

„Nein," antwortete Hugo, „aber ich kann sie bekommen. Ich will Euch zwölfhundert Pfund geben, wenn Ihr mich in Freiheit setzt. Mein Wort darauf."

„Wer wird Euch diese Summe geben? Ihr müßt reiche Freunde haben!"

Hugo beherrschte seine Ungeduld.

„Wenn Ihr mich an's Land setzt," sagte er, „und mich nach Glensan begleitet, so sollt Ihr die Summe haben, die ich versprochen, oder deren Werth in Kostbarkeiten, oder auch einen Wechsel."

„Und wer in Glensan kann eine solche Summe auszahlen? Und wenn es Jemand könnte, würde er es auch thun?"

„Gewiß, die Summe wird ausgezahlt werden, erwiederte Hugo mit dem Ernst eines Mannes, der um sein Leben handelt. „Miß Deane zu Glensan ist Lady Gertrud Evremond, Wittwe des Lord Paget Evremond, des älteren Bruders von Lord Leonhard. Sie ist meine Mutter und wird die Summe zahlen, die ich Euch versprochen."

Rosamunde erstaunte. Hugo Miß Deane's Sohn — der rechtmäßige Sohn Lord Paget Evremond's und folglich Erbe der Berwick'schen Güter und Titel — es schien unglaublich.

„Ich weis nun, was ich zu wissen wünschte," sagte der alte Hawkers kalt. „Es thut mir leid, junger Mann, daß ich Euch nicht helfen kann; aber Geschäft ist Geschäft, und es ist besser, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen. Ihr scheint mir ein netter junger Mann zu sein. Kein Zweifel, daß Ihr Euch immer gut betragen und Eure Rechnungen stets in Ordnung gehalten habt; deshalb habt Ihr auch wohl noch keine Lust zum Sterben. Ihr werdet mich aber entschuldigen, daß ich zu Dem halte, der mich am sichersten bezahlt."

Hugo seufzte, als er sah, daß der Mörder nur mit seinen Hoffnungen gespielt und viel-

Digitized by Google

leicht nie die Absicht gehabt hatte, sie zu erfüllen.

Sie segelten noch eine Strecke weiter, bis das Ufer ihren Blicken entschwunden war und um sie her nur das weite, wilde Meer lag; dann sprach der alte Hawkers wieder:

„Da ist noch ein Ding mehr. Lord Leonhard sagte mir, daß Ihr ein Papier hättet, welches er haben müßte. Ich werde dies also nehmen, sowie die andern Dokumente, die Ihr etwa bei Euch führt, und das Geld u. s. w. Es ist gerade nichts darüber ausgemacht, aber ich kann es ja ebenso wohl nehmen, als dem Meere überliefern. Nun betet, wenn Ihr wollt!"

Hugo erhob seine Augen zum Himmel. Ein Ausdruck der Verzweiflung lag in diesem Augenblick auf seinem Gesicht, der aber sofort der Ruhe und dem Muth einer treuen, edlen Seele, welche den Tod nicht fürchtet, Platz machte.

Rosamunde beugte sich vorwärts und lauschte, als er mit schwacher Stimme murmelte, als wollte er seine Lieben noch dem Schutze des Himmels empfehlen:

„Mutter — Rosamunde! Meine arme Mutter! Meine liebe, liebe Rosamunde, die niemals erfahren wird, daß ich sie liebte."

Die Thränen flossen aus Rosamunde's Augen. Sie griff in ihre Tasche und zog das Messer heraus, welches ihr an diesem Abend schon einmal so gute Dienste geleistet hatte, und öffnete die stärkste Klinge.

„Seid Ihr mit Eurem Gebet zu Ende?" fragte der alte Hawkers nach einer Pause. „Ich will Euch gerade nicht drängen, aber der Wind ist rauh und ich werde auch nicht viel Zeit mehr übrig haben, um ungesehen wieder an's Land zu kommen."

„Ich bin fertig," erwiederte Hugo mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Wenn Ihr fertig seid, bin ich es auch," versetzte Hawkers. „Ihr seid gebunden und ganz zu Eurer Seereise fertig; nur habe ich hier noch so ein Gewicht, welches ich Euch an die Füße binden will. Erst aber will ich die Segel etwas einziehen."

In diesem Augenblick schlüpfte Rosamunde wie ein Geist aus der finstern Kajüte und beugte sich über den Gefangenen, mit ihrem Messer die Stricke durchschneidend.

Ehe einer der beiden Männer die Wendung der Dinge begreifen konnte, war Hugo frei und sprang in einer Art von Verwirrung auf.

„Rosamunde, sind Sie es?" fragte er erstaunt.

„Ja, ich bin es."

Ehe ein anderes Wort gesprochen werden konnte, fielen die Segel und der alte Hawkers sprang mit einem wüthenden Aufschrei auf Hugo.

Rosamunde flog in die Kajüte und wieder heraus wie der Blitz, in ihren Händen ein starkes Stück Holz tragend.

Während ihrer kurzen Abwesenheit hatte es Hugo so eingerichtet, daß die Oeffnung des Verdecks zwischen ihm und seinem Gegner war. Jetzt ergriff er die dargebotene Waffe und machte einen Anlauf auf seinen Feind.

Begeistert und gestärkt durch die Anwesenheit Derjenigen, welche er liebte, schlug Hugo in einem günstigen Augenblick den alten Hawkers mit dem Holz so gewaltig auf den Kopf, daß er leuchend niederstürzte.

In demselben Moment, ehe der gefallene Mörder zur Besinnung kommen konnte, kniete Hugo auf seiner Brust und band ihm mit denselben Stricken, die noch vor kaum einer Minute seine eigenen Fesseln waren und die Rosamunde ihm jetzt darreichte, Hände und Füße.

„Werfen Sie ihn in die Kajüte," sagte das Mädchen schaudernd beim Anblick des teuflischen Gesichts jenes Schurken.

Hugo zog den Gebundenen in die Kajüte und verschloß die Thür. Als er zu Rosamunde zurückkehrte, blickten sich Beide eine Weile schweigend an. Dann ergriff er des Mädchens Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Miß Wilchester, Sie haben mir das Leben gerettet. Worte sind zu schwach, meinen Dank auszudrücken."

Rosamunde's Hand zitterte in der seinigen, das Blut stieg in ihre Wangen und ein seltsames Gefühl bewegte ihr Herz.

„Ich begreife nicht, wie sie hierher gekommen sind," fuhr Hugo fort, ihre Hand noch in der seinen haltend. „Ich suchte nach Ihnen in dieser Gegend, als dieser Schurke mich meuchlings niederschlug und hierher brachte, in der Absicht, mich zu tödten, was er auch gethan haben würde, wenn sie mich nicht befreit hätten."

„Und ich suchte ein Unterkommen in diesem Fahrzeug, weil ich fürchtete, dem Administrator und Moon in die Hände zu fallen," sagte

Rosamunde „Sie sind nach dem Fischerdorf gegangen, da sie mich dort vermuthen. Verstehen Sie ein Schiff zu führen?“ fügte sie rasch hinzu, auf die schlaff herabhängenden Segel blickend und ihre Hand schüchternd zurückziehend.

„Ich habe wohl eine Idee davon, habe mich aber wenig darin geübt,“ erwiederte Hugo. „Es wird mir in dieser Dunkelheit und bei der Schärfe des Windes fast unmöglich sein, das Fahrzeug sicher an's Land zu bringen, ich würde bei einem solchen Versuch Ihr Leben auf's Spiel setzen. Ich denke, ich kann das Schiff südwärts führen und wir können mit Tagesanbruch bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit landen.“

„Sie haben Recht,“ sagte Rosamunde. „Die Küste ist voller Gefahren für Einen, der sie nicht genau kennt. Das Schiff könnte leicht an einem versunkenen Felsen scheitern oder auf eine Sandbank laufen. Wenn Sie es in der jetzigen Entfernung vom Lande halten können, kann Alles gutgehen.“

Sie setzte sich auf ein zusammengerolltes Tau, während Hugo die Segel wieder spannte, das Steuer ergriff und das Schiff in einen neuen Cours brachte.

Beide schwiegen eine lange Weile, und als Rosamunde einmal schüchtern ihre Augen auf Hugo richtete, begegnete sie seinem vollen Blick, der seine tiefste Verehrung ausdrückte.

Rosamunde bebte und schlug die Augen nieder.

„Rosamunde,“ sagte Hugo mit bewegter Stimme, und der Name, aus dem Herzen springend, entschlüpfte unbewußt seinen Lippen, „Sie haben mir das Leben gerettet, Sie haben mich dem sicheren Tode entrissen. Ich wünschte, daß Sie das Leben, welches Sie gerettet, annehmen würden, daß Sie mir erlaubten, es für immer ihrem Dienste zu widmen. Von jenem Augenblick an, wo wir uns zum ersten Male trafen, habe ich Sie geliebt. Ich habe nie zuvor geliebt. Diese Liebe ist mir wie die amerikanische Aloe, welche nur einmal blüht. Rosamunde, sagen Sie mir — darf ich hoffen?“

Er wartete in athemloser Spannung auf die Antwort.

Rosamunde blickte zu ihm auf, ihre dunkeln Augen strahlten von Glück.

„Ja, Hugo,“ flüsterte sie, „Sie dürfen hoffen!“

Hugo streckte seine Arme aus und zog sie an seine Brust.

„Nun will ich Dir vor allen Dingen sagen, wer ich bin,“ sagte Hugo nach einer langen Pause.

„Ich weiß es,“ erwiederte Rosamunde; „ich habe es gehört, als Du es dem alten Hawkers erzähltest.“

„Du weißt also, daß ich der rechtliche Sohn des verstorbenen Lord Paget Evremond bin, nur daß ich diese Thatsache noch nicht zu beweisen im Stande bin.“

„Ich weiß, daß Du der Sohn Derjenigen bist, die ich als Miß Deane gekannt habe und die ich zärtlich liebe,“ versetzte das Mädchen. „Ich habe mir oft eine solche Mutter gewünscht, wie Miß Deane — wie Lady Gertrud. Wie seltsam scheint dies Alles, Hugo!“

„Es scheint in der That seltsam; aber das Seltsamste von Allem ist, Rosamunde, daß Du mich liebst!“ sagte Hugo, einen Kuß auf ihre Lippen drückend, den Rosamunde lächelnd erwiederte.

Hierauf setzten sie sich nebeneinander nieder, Rosamunde fest in Hugo's Arme geschlossen, und versanken in angenehme Träumereien, während sie in der Dunkelheit der Nacht über die wilde See dahinflogen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein entsetzliches Duell.

New-Yorker Zeitungen bringen die Details über eines der entsetzlichsten Duelle, die wohl jemals stattgefunden. Es wurde ausgefochten nach Sonnenuntergang am Abende des 4. Juli im Indianer-Territorium, wo die Gesetze eines civilisirten Staatenlebens noch nicht in Kraft sind, nahe bei einem kleinen Dorfe, wo sich die Prairie-Jäger während der kalten Wintermonate aufzuhalten pflegen.

Hugh Anderson von Texas und Arthur Mc. Cluskey von Kansas, beide wohlbekannte Desperato's und ruchlose Vagabunden, waren die Gegner.

Anderson hatte einen Bruder Mc. Cluskey's in einem Tanzhausskandal getödtet und der Letztere suchte ihn auf, mit der festen Absicht, Rache an ihm zu nehmen. Ein Texanerführer Namens Richard war der Sekundant Mc. Cluskey's; ein riesiger Kentuckier, Namens Hardina, übernahm dieses Amt für Anderson.

Digitized by Google

Nach den festgesetzten Bedingungen sollten die beiden Gegner mit Revolvern und Bowie-Messern kämpfen; sie sollten 20 Schritte entfernt mit dem Rücken gegen einander gestellt werden, beim Signal sollten sie sich umdrehen und Feuer auf einander geben, nach dem ersten gewechselten Schuß sollten sie alsdann den Kampf auf eigene Faust fortsetzen, so wie es jedem zu seinem Vortheile gut dünke.

Der Platz, welcher für das Duell ausgewählt worden, war die offene Prairie. Das Vieh hatte das Gras abgeweidet und der Boden war fest und glatt. Die Sonne war schon untergegangen, als die Gegner zusammentrafen; eine Menge von Zuschauern hatte sich eingefunden, die aus Jägern, Trappern, Eisenbahn-Vermessern, Spielern und Indianern bestand. Man wies den Gegnern die festgesetzten Stellungen an und die Zuschauer erwarteten athemlos den Beginn des Kampfes.

Durch das Loos war bestimmt worden, daß Harding das Signal geben sollte. Er erklärte den Gegnern, welche bereits ungeduldig zu werden begannen, daß der Knall einer abgeschossenen Pistole das Zeichen zum Kampfe sein solle, dann zog er seine Waffe und feuerte sie ab.

Mr. Clusky war der erste, welcher schoß, als er sich umgedreht hatte, aber noch war der Rauch seiner Pistole kaum sichtbar, so hörte man den Knall von Anderson's Revolver. Eine momentane Pause trat ein und jeder der Gegner maß scharf den andern, um den Erfolg seines Schusses zu beobachten. Eine tiefe Wunde, welche auf Anderson's Wange sichtbar wurde, und aus welcher das Blut herabrieselte, zeigte wie gut sein Gegner gezielt hatte. Mr. Clusky blieb aufrecht stehen, scheinbar unverletzt. Aber das war durchaus nicht der Fall. Diejenigen, welche ihm zunächst standen, sahen, wie ein plötzlicher Krampf seinen Körper durchzuckte wie sein Gesicht leichenblaß wurde — aber wo die Kugel getroffen, konnte man nicht sehen. Beim zweiten Feuer war Mr. Clusky wieder rascher als sein Gegner, dem er mit sicherem Blick den linken Arm zerschmetterte. Anderson stieß ein scharfes Geschrei aus, sank auf ein Knie, sammelte sich jedoch rasch wieder und erwiderte den Schuß, diesmal mit größlichem Erfolg. Die Kugel war zum Munde hineingedrungen, hatte mehrere Zähne und ein Stück der Zunge mitgerissen und war im Schädel stecken geblieben. Mr. Clusky stolperte einige Schritte vorwärts und machte verzweifelte Anstrengungen sich aufrecht zu halten. Das Blut strömte aus der Wunde, besteckte sein Jägerhemd und floß auf die Mündung seiner Pistole. Mit merkwürdiger Courage trat er vorwärts und spie bei jedem Schritt Blut und Zähne von sich.

Anderson benutzte diese Zwischenzeit, denn in seinem verkrüppelten Zustande hatte er alle Ursache, einem Faustkampfe auszuweichen. Er feuerte einen wohlgezielten Schuß ab, der Mr. Clusky's linke Schulter zerschmetterte, mit einem zweiten Schuß traf er ihn in den Magen, so daß er auf's Gesicht niederfiel. Mr. Clusky war jetzt tödlich verwundet, und mit jedem Augenblick wurde er durch Blutverlust schwächer. In seiner Agonie zerriß er sein Hemd und ein purpurner Fleck an seiner linken Seite zeigte den Platz, wo Anderson's erste Kugel getroffen hatte. Aber krampfhaft hielt er seinen Revolver und mit übermenschlicher Anstrengung zielte und feuerte er seinen dritten Schuß auf den Gegner. Anderson hatte scharf acht gegeben und wollte sich retten, indem er sich rasch zu Boden fallen ließ. Zu spät! Mr. Clusky's Finger war am Drücker, sein Auge zielte und bevor der Körper seines Feindes den Boden berührte, war die Kugel in ihm. Ein Schmerzensschrei ertönte und die Zuschauer sahen die krampfhaft zuckende Gestalt eines Mannes. Die Kugel war in den Bauch gedrungen.

Jetzt schien es, als ob die Zuschauer Einhalt thun wollten, aber Harding trieb sie drohend zurück. Da Niemand mit dem riesigen Jäger Streit anfangen wollte, wurde der Befehl befolgt, obgleich ein Ausdruck des Schreckens bei den Zuschauern sich kundgab. Und doch, so entsetzlich das Schauspiel war, kein Mensch dachte daran, es zu verlassen. Aber das Ende war nahe.

Mit einer mächtigen Anstrengung zog Mr. Clusky sein Messer und trog langsam auf seinen Gegner zu. Der Letzere saß halb, sah die Bewegungen und bereitete sich vor. Beide hatten ihre Revolver fallen lassen, der kalte Stahl sollte jetzt die letzte Arbeit thun. Inzwischen war es ganz finster geworden und nur mit Mühe konnte man die Bewegungen der Feinde erspähen. Anderson konnte keinen Theil seines Körpers bewegen, als seinen rechten Arm. Mit diesem erhob er sein Messer, und als Mr. Clusky nahe genug war, gab er ihm einen entsetzlichen Streich, der Muskeln und Adern durchschnitt und halb den Kopf vom Rumpfe trennte.

Aber die Anstrengung war so stark, er ließ das Messer in der Wunde stecken und fiel auf's Gesicht. Jedermann glaubte, daß Mr. Clusky todt sei, aber so groß war die Lebenskraft dieses Menschen, daß er sein Messer noch zweimal in den Leib seines Feindes begrub.

Unsere Erzählung ist jetzt zu Ende. Mr. Clusky lebte eine Minute länger als sein Gegner. Die todten Körper, die sich fest umkrampft hielten, wurden in Hardings Haus gebracht und auf einen Spieltisch gelegt. Ein Blutstreif bezeichnete den Weg, den der Zug nahm und Blutlachen zeigten die Stelle an, wo der Kampf stattgefunden.

In dieser Nacht gab es kein Spiel im Dorfe. Die Jäger und Indianer waren aufgeregt genug, wenn sie das Ereigniß des Tages besprachen. Um 11 Uhr ging der Mond auf und die Leichen wurden beerdigt. Ceremonien gab es allerdings nicht; nur Job Harding meinte, als sie die vermummten Gestalten in's Grab legten: „Da sind zwei Männer hin, so tapfer, wie jemals zwei gelebt.“

Man begrub sie ziemlich tief, damit die Wölfe und Prairiehunde sie nicht herausgraben können; ein kleiner Erdhügel bezeichnet den Platz, wo sie liegen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **105.** Sonntag, 21. September **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Erst gegen acht Uhr Morgens gelang es Hugo, an der englischen Küste, unweit der kleinen Stadt Beal, einer Station der Newcastle-Berwick-Eisenbahn zu landen.

Aus Mitleid und Schonung für den alten Grafen Berwick und den Sohn Lord Leonhard's beschloß Hugo, Hawkers der Polizei nicht zu übergeben, sondern ihn laufen zu lassen. Er befreite deßhalb dessen Hände von den Fesseln, es ihm selbst überlassend, die Füße frei zu bekommen.

Rasch begaben sich Hugo und Rosamunde nach dem nahen Städtchen, wo sie in einem Gasthofe, dem eine ehrwürdige Wittwe vorstand, ein Unterkommen fanden. Hier wollte Rosamunde bleiben, während Hugo nach Glensan zurückeilen sollte, um Sir Archy von dem Aufenthalte seiner Tochter in Kenntniß zu setzen.

Eine Stunde später befand sich Hugo auf dem Bahnhof.

XXXIII.

Doppelt gefunden.

Als Hugo Nachmittags in Glensan ankam, fand er seine Mutter in tiefster Bekümmerniß über sein räthselhaftes Verschwinden. Stürmisch preßte sie den Wiedergeschenkten in ihre Arme und erzählte ihm sodann, wie sein Begleiter, Martin Kroß, ihn auf dem Schiffe, freilich nicht mit Bestimmtheit erkannt und sie von dem Vorgefallenen unterrichtet habe.

Hugo beruhigte die Mutter, indem er ihr seine wunderbare Rettung durch Rosamunde, sowie deren jetzigen Aufenthalt mittheilte und sie bat, mit ihm und Sir Archy sofort wieder nach Beal abzureisen, um den ferneren Mordanschlägen Lord Leonhard's und des alten Hawkers aus dem Wege zu gehen.

Da auch der Baronet bis gegen Mittag nicht von seinem Suchen nach Rosamunde zurückgekehrt war, so schöpfte man Verdacht. Der Farmer rief seine Leute zusammen und nun wurde das ganze Moor durchsucht, wobei sie auch an Hawkers Hütte vorbeikamen. Schon hatten sie dieselbe passirt, als einer von den Arbeitern den Vorschlag machte, die Hütte selbst einmal zu durchstöbern. Gesagt, gethan.

Hier fanden sie nun bald hinter einem Bretterverschlag den armen Baronet, an Händen und Füßen gebunden, und von Hilfs streng bewacht. Den Gefangenen befreien und seinem Peiniger eine wohlverdiente Tracht Prügel verabreichen, war das Werk weniger Minuten gewesen.

Kaum hatte sich Sir Archy von den ausgestandenen Leiden der vergangenen Nacht etwas erholt, als er von der Ankunft Hugo's auf Glensan benachrichtigt wurde. Rasch eilte er in's Wohnzimmer hinunter, wo der junge Mann dem über die glückliche Rettung seiner Tochter vor Freude fast außer sich gerathenden Baronet das schon der Mutter Erzählte wiederholte.

Sir Archy drängte nun auch zur Abreise. Miß Deane ordnete eiligst die nöthigsten häuslichen Angelegenheiten mit ihrer alten Dienerin und zwei Stunden später fuhren alle Drei nach Corburnspath, um sich von da mit der Eisenbahn nach Beal zu begeben.

Unterdessen war Rosamunde auch nicht müssig gewesen. Hugo hatte ihr während der langen nächtlichen Fahrt auf dem Schiffe seine ganze Lebensgeschichte erzählt und dabei mehrmals mit Bedauern erwähnt, daß bis jetzt immer noch der Geistliche Mr. Camp nicht aufzufinden gewesen sei, der die Heirath Lord Paget Evremond's mit Miß Deane vollzogen habe.

Da die junge Dame von der Langeweile geplagt wurde, so beschloß sie, sofort etwas

Digitized by Google

im Interesse ihres Geliebten zu thun. Sie begab sich zu der Wirthin, einer freundlichen Frau, und fragte dieselbe, ob sie vielleicht ein Verzeichniß der Geistlichen im Hause habe.

Die Antwort fiel verneinend aus, doch glaubte die Wirthin, daß jedenfalls der erst am vorhergehenden Tage eingesetzte neue Pfarrer ein solches haben müsse.

Rasch entschlossen, machte Rosamunde im Pfarrhause einen Besuch, und ihr Unternehmen war von dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Es befanden sich nämlich noch mehrere fremde Geistliche, die bei der feierlichen Einsetzung ihres Amtsbruders anwesend waren, in der Pfarrwohnung und unter ihnen auch einer Namens Camp.

Rosamunde stellte sich vor und bat Mr. Camp um eine Unterredung, die bereitwilligst gewährt wurde.

Das wackere Mädchen war mit der Erzählung, wie sie dieselbe von Hugo gehört hatte, noch nicht einmal zu Ende, als sich herausstellte, daß der vor ihr Stehende wirklich der so sehr gesuchte Mr. Camp sei, der damals in der einsamen Kapelle am Rhein die Heirath zwischen Lord Paget und Miß Deane vollzogen hatte.

Als Rosamunde nun dem ganz erstaunten Prediger auseinandersetzte, wie Lord Leonhard Evremond die Heirath abläugne und es unbedingt nothwendig sei, die bestandene Ehe zu beweisen, ehe der alte Graf Berwick Hugo als den legitimen Erben seines verstorbenen Sohnes Paget anerkenne, wurde Mr. Camp's Gesicht immer bleicher und er sagte endlich mit ernster Stimme:

„Die Heirath kann bewiesen werden! Sie soll bewiesen werden! Die arme betrogene Lady und ihr Sohn sollen in ihre weltlichen Rechte eingesetzt werden. Nun ist mir Manches klar, was ich vorher nicht verstehen konnte. Nun begreife ich, weßhalb Lord Leonhard wiederholt in mich drang, ohne Zögern wieder in's Ausland zu gehen. Er hat mich zum Mitschuldigen seines Verbrechens gemacht."

„Zum unschuldigen Mitschuldigen," erwiederte Rosamunde freundlich.

Mr. Camp erklärte sich sofort bereit, mit nach Wilchester zu reisen und dann vor dem Grafen Berwick Zeugniß abzulegen. Er nahm Abschied von seinen Freunden und begleitete Miß Wilchester nach dem Gasthofe zurück, in welchem ein paar Stunden später auch Sir Archy und Hugo mit seiner Mutter von Glensan anlangten. Es erfolgte nun ein Act des Wiedersehens, der sich leicht denken läßt.

Schließlich stellte Rosamunde den Pfarrer Mr. Camp vor. Es dürfte nicht nöthig sein, die Scene zu schildern und die Gespräche wiederzugeben, welche nun folgten, da sie nur bereits Bekanntes enthielten.

Sir Archy war nicht wenig überrascht von der Entdeckung des wahren Verhältnisses, welches zwischen Hugo Chandos und Miß Deane und dem Hause Berwick existirte. Der rechtliche Mann konnte die Schlechtigkeit Lord Leonhard's kaum fassen, den er bis jetzt immer für einen Gentlemann in des Wortes edelster Bedeutung gehalten hatte.

Die Erklärung, welche zwischen beiden Liebenden stattgefunden, wurde vorläufig noch vor dem Baronet geheim gehalten, da Hugo erst in seine rechtmäßige Stelle im Hause Berwick eingesetzt sein wollte, ehe er bei ihrem Vater um Rosamunde's Hand anhielt.

Am nächsten Morgen führte der erste Zug die glückliche Gesellschaft der Station Wilchester zu, die sie am Mittag erreichten. Der Familienwagen der Wilchesters stand ihrer wartend am Bahnhofe; die Gesellschaft stieg ein und fuhr rasch nach dem Schloß. Als sie sich Hadd's Hause näherten, schaute Rosamunde durch das Fenster und bemerkte des Administrators Schreiber vor der Thür, welcher die Ankommenden aufmerksam beobachtete, ein Beweis, daß die Hadd's bis jetzt noch nicht zurückgekommen waren. Der Schreiber zog sich aber schnell zurück, als Rosamunde ihr Taschentuch grüßend schwenkte.

„Wer ist es, Rosamunde?" fragte der Baronet.

„Des Administrators Schreiber, Mr. Scharp, Papa."

Sir Archy war, obgleich er es nicht aussprach verwundert über die Freude seiner Tochter, ihres Feindes Schreiber wiederzusehen.

Bei ihrer Ankunft im Schloß wurden sie herzlich begrüßt, die alte Bettine, auf ihren Stab gelehnt und malerisch anzuschauen in ihrer weißen Nachthaube und ihrem scharlachfarbigen Mantel, stand auf den Stufen vor der Thür, um ihren Herrn und seine Beglei-

Digitized by Google

ter zu begrüßen, und in der Halle erschien die Dienerschaft des Hauses und Martin Kroß, der vorausgeschickt worden, denen Allen von der alten Bettine bereits mitgetheilt war, daß für die Wilchesters wieder frohe Tage kommen würden.

Das Schloß war zur Aufnahme der Gäste eingerichtet, und Lady Evremond und ihr Sohn, sowie Mr. Camp, wurden auf ihre Zimmer gebracht und Rosamunde begab sich in ihre eigenen Gemächer.

Sir Archy rief einen Diener und sandte ihn mit einem schnell ausgefertigten Billet zu Lord Berwick auf Berwick-Hall, den er für den Abend zu einem Besuch einlud; dann zog auch er sich in sein Zimmer zurück.

Ein Stunde später fand sich die kleine Gesellschaft wieder in der Bibliothek zusammen. Sir Archy schlug vor, sich sofort an das Aufsuchen des Schatzes zu machen und lud die ganze Gesellschaft ein, daran theilzunehmen, welcher Einladung gerne Folge geleistet wurde. Die alte Bettine erbot sich als Führerin.

Alle durchschritten nun in ängstlicher Spannung die dunklen Corridore, bis sie an eine Thür kamen, welche geöffnet wurde, von wo aus man in die untern Räume des Grauen Thurmes und dann durch eine zweite Thür in's Freie gelangte.

„Dies war vor langer Zeit der Garten der Lady Rosamunde," sagte die alte Bettine. „Hier blühten die schönsten Blumen und er wurde das „Paradies" genannt. Meine Lady pflegte hier im Schatten der Bäume zu sitzen und zu lesen. Ihr Lieblingsplatz war unter der Doppeleiche. Aber die Eiche ist dahin und meine Lody ist dahin!" fügte sie seufzend hinzu.

„Könnt Ihr den Platz genau angeben, wo die alte Eiche stand?" fragte Sir Archy athemlos.

Die alte Frau ging einige Schritte vorwärts und blickte mit eifrig suchenden Augen um sich.

„Der Baum stand dem Fenster meiner Lady gerade gegenüber," murmelte sie. „Mir ist, als ob ich ihn noch in jener Richtung stehen sehe," und sie deutete auf einen mit allerlei Unkraut bewachsenen Platz in geringer Entfernung.

„Ich fürchte," sagte Sir Archy, „daß, als der Baum abgehauen und die Wurzeln ausgegraben wurden, der Schatz von den Arbeitern gefunden worden ist.

Bettine antwortete nicht, sie war in Betrachtungen versunken. Sir Archy schlich sich davon, kehrte aber bald mit verschiedenen Gartengeräthschaften zurück. Hugo nahm einen Spaten und Mr. Camp that ein Gleiches. Bettine ging langsam hin und her. Ihr Blick war finster, auf ihre runzelige Stirn hatten sich noch tiefere Furchen gelagert; all' ihre Gedanken schienen sich nur auf einen Punkt zu concentriren — auf die Entdeckung der Stelle, wo die Doppeleiche gestanden.

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus; ihre Augen leuchteten und ihr ganzes Gesicht strahlte vor Freude.

„Hier hat die Eiche gestanden," rief sie, noch einige Schritte vorwärts gehend und dann ihren Stab in die lockere Erde steckend. „Miß Rosamunde lesen Sie das Pergament."

Rosamunde that dies. Als sie damit fertig war, sagte Bettine:

„Sir Archy, messen Sie die Entfernung ab."

Der Baronet gehorchte. Von der Stelle ausgehend, welche die alte Bettine angab, machte er sieben Schritte nach Süden und dann drei Schritte nach Osten. Hier blieb er stehen und steckte seinen Spaten in die Erde. Es folgte eine Pause. Der Platz war zum Theil von dem Grauen Thurm, zum Theil von dichtem Gebüsch und hohen Bäumen eingeschlossen, so daß die Schatzgräber gänzlich allein und den Blicken etwaiger Neugieriger entzogen waren.

„Seid ihr sicher, Bettine, daß dies die rechte Stelle ist?" fragte Sir Archy zitternd.

„Ja, Sir Archy, ich bin sicher. Graben Sie und Sie werden sehen."

Der Baronet machte sich in fieberhafter Aufregung an die Arbeit und Hugo und Mr. Camp folgten seinem Beispiel. Kein Wort wurde während dieser Beschäftigung gesprochen. Nach einer geraumen Zeit hielt Sir Archy ein und lehnte sich auf seinen Spaten. Sein Gesicht war verzogen und seine Augen funkelten wild.

„Der Schatz ist nicht hier," flüsterte er muthlos. „Es muß ein Irrthum sein."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Bekämpfung der Cholera.

In der Magdeburgischen Zeitung schreibt Sanitätsrath Dr. Fischer in Magdeburg folgende beherzigenswerthe Worte: Vielfach aufgefordert, wage ich es auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß nicht die große Mehrzahl, sondern ein kleiner Theil meine Worte berücksichtigen wird, das Folgende der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es betrifft einen Umstand, welcher während der jetzigen durch ihre Extensität so entsetzlich mörderischen Choleraepidemie von ebenso großer Wichtigkeit ist, als er fast ausnahmslos vernachlässigt wird, dessen Berücksichtigung aber uns zahlreiche weitere Opfer ersparen kann. Wenn ein Kind bellenden Husten bekommt, wenn es bei Schmerzen jammert, so wird zum Arzt geschickt und er findet das Kind im Bett; wenn ein Erwachsener heftige Beklemmungen zeigt, so beschickt man den Arzt, der Kranke wird vorläufig wohl gebettet. Es kann ja die Bräune, eine schwere Entzündung, eine lebensgefährliche andere Krankheit im Anzuge sein. Warum läßt man nun in jetziger Zeit, in der Zeit eines wahren Nothstandes, die Kinder, welche an Durchfall leiden, im Freien herumtragen, die größern auf der Straße spielen, die Schule besuchen; warum geht der Vater mit Durchfall auf das Büreau, besucht er gewohnterweise sein Comptoir; warum geht der Arbeiter mit Durchfall behaftet auf seine Fabrik, in seine Werkstatt, sein Arbeitszimmer; warum steht die Köchin in solcher Lage am Herd, fährt der Kutscher über Land? Warum läßt die große Mehrzahl der Menschen diesen möglichen Keim der schwersten Erkrankung durch solche leichtfertige provozirende Mißachtung zur Cholera aufwachsen, während wir in den oben beispielweise angeführten Fällen das Verständige ausführen? Wo liegt da eine Spur von Consequenz? Ich wende mich hier an meine Mitbürger, an unsere Frauen. Erkläre doch jeder Familienvater, jede Mutter ihren Kindern und Hausleuten, jeder Prinzipal seinen Untergebenen, jeder Fabrikant seinen Arbeitern, jeder Lehrer seinen Schülern, daß die Lebensgefahr fast in allen Fällen auf nicht ernst beachteten Durchfällen beruht, daß die ausgebrochene Cholera selbst meist zurückzuführen ist auf ein bis zwei Tage auftretende leichte, selbst erleichternde, nicht schmerzhafte, selbst gar nicht häufige Durchfälle; beherzige doch Jedermann, daß diese Anfangs nicht galligen Durchfälle; ein bis zwei Tage kaum belästigen, aber urplötzlich zur galligen oder auch zur asphyktischen Cholera sich höher organisiren können, und daß unter allen Umständen das einzige Hauptheilmittel gegen die Durchfälle, das beste, kaum je versagende Mittel, zu verhindern, daß diese Durchfälle gefährlich, schließlich todtbringend werden können, die Lage im Bette ist.

Suche doch jeder, der auch nur etwas an Durchfall leidet, sofort sein Lager auf; möge er sich übrigens gar nicht krank fühlen, möge sein guter Appetit, seine Heiterkeit, mögen seine Kräfte gar nicht beeinträchtigt sein, dennoch und dennoch lege er sich n's Bett: möge er sich dort mit Rauchen, Lectüre, mit kleinen Arbeiten, mit jeder Art leichter Unterhaltung beschäftigen, aber bleibe er ein bis zwei Tage im Bett. Dies bleibt das segensreichste Mittel der Epidemie die Stärke zu entwinden, und die diätetischen und arzneilichen Mittel unterstützen nur seine wohlthätige Wirkung. Dann entfalten die warmen Kochgetränke ihre heilsamen Wirkungen, dann erst nützen die sogenannten Choleratropfen mit ihrem schwachen Opiumgehalt. Glaube doch Niemand, daß er durch die Anwendung der Choleratropfen allein mit Sicherheit die Durchfälle zu beseitigen im Stande sei. In der Regel lehren sie zurück und die Krankheit hat Fortschritte gemacht. Statt die Näherin, die bei uns beschäftigt ist, den Kutscher, der bei uns fährt, statt den Schüler, der sich bei uns in Pension befindet, den Arbeiter, der bei uns schafft, wenn sie gelegentlich erwähnen, daß sie etwas Durchfall hätten, liebevoll mit Choleratropfen zu versehen, ein Glas Wein oder ein Gläschen Cognac oder Branntwein oder Thee zu reichen, in gutem Glauben, solches werde ausreichen, werde helfen — statt in freundlicher Weise solches zu thun, entlasse Jedermann dergleichen Personen sofort, mitten aus den Beschäftigungen und überrede sie auf das Eindringlichste zum Bett! Hier mögen dann warme Getränke und allenfalls etwas stopfende Tropfen hinzugenommen werden, welche dann auf der warmen Lagerstätte, die Beseitigung der Lebensgefahr beschleunigen werden, der rascheren Genesung förderlich sind.

Verschiedenes.

Stettin, 3. Sept. Bei der gestrigen Sedan-Feier des stettiner Handwerker Vereines wurde, wie die N. Stett. Ztg berichtet, folgende von Köln eingegangene Zusatzstrophe zur „Wacht am Rhein" vorgetragen und mit vielem Beifall aufgenommen:

Es geht ein Wort von Mund zu Mund
Und Allen thuts die Losung kund:
Das Reich, das Reich, das Deutsche Reich
Ist unser Schatz und Schutz zugleich;
Im dienen wir, 's ist einerlei,
Ob süß der Dienst, ob sauer sei;
Halt fest, was Dir das Schwert gewann,
Halt fest am Reich, du deutscher Mann!

Offizier: Hör er Bauer, kann er mit seinem verdammten Viehkarren da nicht Platz machen?

Bauer (seine Ochsen am Horn ergreifend): Komm, Bläß, 's wöllet andere her!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **106.** Mittwoch, 24. September **1873.**

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Fortsetzung.)

Er seufzte, als er in die Grube blickte, welche sie gegraben hatten.

„Es sieht aus, wie ein Grab," murmelte er.

Mr. Camp hielt ebenfalls inne.

„Gebt es noch nicht auf," sagte Hugo, emsig weiter arbeitend. „Wir mögen einen oder zwei Fuß von der rechten Stelle ab sein, aber ich bin fest überzeugt, daß sich die alte Bettine nicht um ein Bedeutendes irren kann. Ich —"

Ein metallener Klang, als er den Spaten kräftig in die Erde stieß, unterbrach seine Worte!

„Gefunden!" rief Sir Archy schwankend.

„Gefunden!" rief Hugo, und warf mit doppeltem Eifer die Erde heraus. „Hier ist es."

Eine eiserne, ganz verrostete Kiste wurde sichtbar.

„Gefunden!" rief Sir Archy wieder, und seine Stimme verkündete die Freude seines Herzens. „Endlich gefunden!"

Der Kasten wurde aus dem Loch herausgezogen und die Schatzgräber versammelten sich um denselben. Er war verschlossen, aber Hugo wußte Kalk: er sprengte den vom Rost mürbe gewordenen Deckel und ein anderes Kästchen von Ebenholz, mit Messing beschlagen, kam zum Vorschein. Der Schlüssel steckte im Schloß. Das Ebenholzkästchen wurde herausgenommen und in den Grauen Thurm getragen, wo es Sir Archy öffnete.

Der erste Gegenstand, der den Umstehenden in die Augen fiel, war ein fast vermoderter Brief, von der Lady Rosamunde an ihren Sohn adressirt. Als dieser aufgehoben wurde, entfalteten sich vor den staunenden Blicken in ihrer ganzen Pracht die strahlenden Juwelen, die Lady Rosamunde von ihrem ersten Gemahl erhalten und ihren Nachkommen als kostbare Erbschaft hinterlassen hatte.

Diamanten, roh geschliffen, wie sie von Indien gekommen waren, aber funkelnd und von fast unschätzbarem Werth; große glühende Rubinen, wie durchsichtige Feuerkugeln; milchweiße Perlen von vorzüglicher Form und seltener Größe; leuchtende Smaragden, um welche die Besitzer eine Seekönigin beneidet haben würde; Saphirs, von der schmelzenden Zartheit eines italienischen Himmels, — lagen auf sammtenen Kissen und warfen das Licht strahlend zurück. Das Ganze repräsentirte ein unschätzbares Vermögen.

Das vergrabene Vermächtniß war also zur Zeit der größten Noth an's Licht gefördert.

„Endlich!" sagte die alte Bettine vergnügt „Ich bin zufrieden!"

„Endlich!" murmelte Sir Archy. „Gott ist uns gnädig gewesen!"

Die blitzenden Juwelen enthielten für ihn mehr, als den äußeren Werth: sie erhielten ihm den Besitz seiner Güter, das Ansehen seiner Familie, die Ehre seines Sohnes und das Glück seiner Tochter! Nun hatte er nichts von seinem Bedränger und Rosamunde's unwillkommenen Bewerber zu fürchten.

Sir Archy stand über das Kästchen gebeugt da; sein Herz war so voller Freuden, daß er die Thränen nicht zurückdrängen konnte, die auf die rechtzeitig entdeckte Erbschaft fielen.

XXXIV.

Sieg der Wahrheit und des Rechts.

Es war Abend. Wilchester Towers war hell erleuchtet und es herrschte eine festliche Stimmung in allen Räumen, wie sie die alten Mauern seit vielen Jahren nicht erfahren hatten.

In ihrer Wohnung im Grauen Thurm hatte die alte Bettine ein kleines Regiment ihrer Nachkommenschaft um sich versammelt und gab ihnen ein Gastmahl, dasselbe erheiternd durch Erinnerungen aus ihrer Jugend und an ihre verstorbene Lady Rosamunde.

Digitized by Google

Im Gesellschaftszimmer saßen Sir Archy und Mr. Camp, Beide im Gallaanzug.

Sie waren in lebhafter Conversation, als die Thür geöffnet wurde und Rosamunde mehr fliegend als gehend hereinkam.

Sie trug ein Kleid von weißem Atlas mit breiter, schleppender Borde; goldene Spangen, mit Juwelen besetzt, prangten an ihrem Hals und ihren Armen. Ihr Vater begrüßte sie mit liebevollem Lächeln.

„Lord Berwick's Wagen ist angekommen, Papa!“ rief sie. „Er ist —“

Ehe sie aussprechen konnte, wurde die Thür geöffnet und ein Diener meldete:

„Lord Berwick und Lord Leonhard Evremond!“

Sir Archy stand auf, als die Angemeldeten eintraten.

Lord Berwick war auf den Arm seines Sohnes gestützt. Sein Blick war finster und sorgenvoll. Trotz seines Titel und seines Reichthums hatte der alte Graf ein kummervolles und unzufriedenes Herz.

Lord Leonhard's Augen blickten trotzig und übermüthig und in seinem Gesicht lag ein triumphirender Ausdruck. Er war in demselben Zuge mit Sir Archy nach Wilchester zurückgekehrt. Der alte Hawkers hatte ihm gesagt, daß Hugo beseitigt sei, und er war in die Heimath zurückgekehrt, um seinen durch Blut erkauften Frieden zu genießen. Er dachte nicht daran, daß der alte Hawkers ihn hintergangen haben könnte.

Er verbeugte sich tief vor Rosamunde und seine Augen weilten bewundernd auf der schönen Gestalt. Er grüßte Sir Archy; dann fiel sein Blick auf den Geistlichen. Er fuhr zusammen und erblaßte.

„Sie hier, Mr. Camp?“ rief er verwundert. „Ich dachte, Sie wären in London.“

„Ich bin zum Besuch bei Sir Archy,“ erwiederte Mr. Camp kalt.

Lord Berwick drückte die Hand des Pfarrers und sprach seine Freude aus, ihn zu sehen.

„Lord Berwick,“ sagte der Baronet, nachdem der Graf und sein Sohn sich gesetzt hatten, „Sie werden die Freiheit entschuldigen, die ich mir genommen, Sie hierher zu laden, wenn Sie gehört haben, was Mr. Camp Ihnen zu sagen hat. Es ist eine Offenbarung der Vergangenheit und betrifft ihren ältesten Sohn, Lord Paget.“

Der Graf blickte fragend auf Mr. Camp. Lord Leonhard warf dem Prediger einen warnenden und drohenden Blick zu. Mr. Camp schien diesen jedoch nicht zu bemerken, denn er begann ruhig und ernst.

„Ich sollte Ihnen diese Offenbahrung schon vor vielen Jahren gemacht haben, Lord Berwick, aber Lord Leonhard sagte mir, daß die Dame, welche bei der Sache interessirt war, todt sei. Nein, lassen Sie mich ausreden, Lord Leonhard,“ unterbrach er sich, als jener eine grimmige Bewegung machte. „Lord Berwick, meine Geschichte kann rasch erzählt werden. Als Ihr Sohn in die Heimath zurückkam, um gleich darauf zu sterben, ließ er in Deutschland eine Frau und in London bei fremden Menschen einen Sohn zurück.“

„Eine Frau?“

„Ja, Mylord,“ sagte Mr. Camp fest, dem scharfen Blick des Grafen begegnend. „Ich war zu jener Zeit in einer kleinen Kapelle am Rhein angestellt und vollzog die Trauung Ihres Sohnes mit Miß Deane, der Tochter des Lehrers Ihres Sohnes, ein sehr liebenswürdiges, unschuldiges Mädchen, wohl werth, Ihres Sohnes Gattin zu werden.“

„Sie haben sie getraut? Lebt sie noch?“

„Ja, Mylord.“

Lord Berwick sah seinen Sohn scharf an und entdeckte in dessen verzerrtem Gesicht sein böses Gewissen.

Warum ist sie niemals zu mir gekommen?“ fragte er.

Weil sie die Beweise ihrer Heirath verloren hatte. Es hat wohl keine treuere und edlere Seele auf dieser Erde gegeben, als die, welche in Miß Deane wohnte. Sie verließ ihres Vaters frisches Grab in Deutschland und kam nach England, um ihren jungen Gatten ebenfalls todt zu finden. Sie stand an seinem Sarge mit Lord Leonhard, welcher ihr sagte, daß die Heirath nicht rechtmäßig sei. Er wollte nicht glauben, daß irgend welche Bescheinigungen von ihrer Heirath existirt hatten und schickte sie mit gebrochenem Herzen hinweg, erlaubte ihr nicht einmal, dem Leichenbegängniß ihres Gatten beizuwohnen.“

„Ist das wahr?“ fragte der Graf, zu seinem Sohn gewandt.

Digitized by Google

Lord Leonhard stockte.

„Und wenn es so wäre?“ erwiederte er.

Des Grafen Augen flammten. Seine Wangen glühten in gerechter Entrüstung. Aber er unterdrückte seinen Zorn und fuhr zu dem Geistlichen gewendet fort:

„Und der Knabe, Mr. Camp, wo ist er?“

„Sie haben ihn gesehen, Mylord,“ entgegnete dieser. „Er kam nach Berwick Hall und entdeckte seine Verwandtschaft zu Ihnen. Sie sagten ihm, daß er Beweise bringen sollte —“

„Jener junge Mann war Paget's Sohn — mein Enkel?“ unterbrach ihn der Graf.

„Ja. Er ging, um Beweise zu holen. Lord Leonhard folgte seiner Spur wie ein Bluthund. Der junge Mann erfuhr, daß seine Mutter in Schottland lebte und ging dorthin, sie aufzusuchen. Etwa eine Meile von ihrem Hause schoß Lord Leonhard aus dem Dunkel der Bäume an der Straße auf ihn.“

„Großer Gott!“ rief der Graf.

„Das ist nicht wahr!“ schrie Lord Leonhard. „Es sind Lügen!“

Aber das Zittern all' seiner Glieder und die unruhigen Blicke bestätigten die Wahrheit der Aussagen Mr. Camp's.

Lord Berwick bebte, eine Ohnmacht ähnliche Schwäche hatte ihn befallen.

„Ich sehe,“ murmelte er, „Leonhard war dieses Verbrechens fähig! Und der junge Mann, er ist doch nicht todt?“

„Er starb nicht von dem meuchelmörderischen Schuß, und Lord Leonhard machte einen zweiten Mordversuch. Aber auch dieser hatte nicht den gewünschten Erfolg, weshalb er einen elenden Verbrecher bestach, der den jungen Mann ermorden sollte —“

Der Geistliche schwieg urplötzlich, als er sah, wie ein schadenfrohes, triumphirendes Lächeln über Lord Leonhard's Gesicht flog.

„Er ist todt,“ sagte dieser, durch sein Siegesbewußtsein etwas beruhigt. „Ich weiß, daß er todt ist. Ich habe so eben die Todesbotschaft erhalten. Aber Sie können mir nicht beweisen, daß ich Schuld an seinem Tode, daß h ihn auch nur im Geringsten verletzt habe. ch kann mich rechtfertigen über meinen Aufenlt an jedem Tage und in jeder Stunde der vgangenen Woche.“

(Schluß folgt.)

Schwurgerichts-Verhandlungen

III. Quartal 1873.

5. Sitzung vom 17. Sept. Verhandlung gegen Wilhelm Storck, 28 Jahre alt, Tagner aus Neunkirchen, Kantons Otterberg, wohnhaft zu Erlenbach, wegen Versuchs der Nothzucht. Die Details der Verhandlung, welche bei verschlossenen Thüren stattfand, eignen sich nicht zur Veröffentlichung. Der Angeklagte wurde für „schuldig“ erklärt und in eine Zuchthausstrafe von 5 Jahren verurtheilt.

---

6. Sitzung vom 18. Sept. Verhandlung gegen Christina Fuchs, 21 Jahre alt, ledige Dienstmagd von Orbis, wegen Kindsmords. Das Resultat war, daß die Angeklagte, welche die Geschworenen unter Annahme mildernder Umstände schuldig erklärten, zu einer Gefängnißstrafe von 4 Jahren verurtheilt wurde.

---

7. In der Nachmittagssitzung hat sich ein junger kräftiger Mensch, der 23 Jahre alte Tagner Johann Müller von Hoof (Kanton Kusel), wegen zweier Diebstähle zu verantworten. Von jenen Diebstählen war der eine, weil mittelst Einsteigens in ein Gebäude ausgeführt, ein schwerer (Verbrechen) der andere ein leichter (Vergehen). Die Verübung jenes ersteren nun stellte der Angeklagte, welcher früher schon einmal wegen des gleichen Reates, mit einer einjährigen Zuchthausstrafe belegt worden war, bei seinen Verhören in der Voruntersuchung hartnäckig in Abrede, später jedoch gab er sie, ebenso wie früher schon die des zweiten zu. — Genau mit den Lokalitäten vertraut, stieg der Angeklagte, nachdem er längere Zeit im Hofe des Wirthes Schneider in Schnappach gewartet hatte und er annehmen konnte, daß Alles im Hause im festem Schlafe sich befinde, durch das in den Hof mündende Fenster in den Keller Schneiders ein. Ehe er jedoch durchkommen konnte, mußte er eine größere Menge Backsteine mit denen das Fenster zugesetzt war, entfernen. Vom unverschlossenen Keller aus gelangte er in die gleichfalls offene Küche im unteren Stockwerke. Dort zog er seine Schuhe aus, schlich sich geräuschlos die Treppe hinauf in das Schlafzimmer der Familie Schneider und wieder hinunter, ohne daß Schneider oder eines seiner Kinder ihn hörten, nach-

Digitized by Google

dem er eine über dem Bette Schneiders hängende 10 fl. werthe, silberne Cylinderuhr, sowie das auf dem Nachttische liegende Portemonai, mit etwa 4 Thaler Inhalt sich angeeignet hatte. Aus der Küche nahm er sodann noch ein Paar daselbst stehende lederne Zugstiefelchen, im Werthe von 4 fl. mit, öffnete die von innen verriegelte Hinterthüre und suchte mit seinem Raube schleunigst das Weite. In Ottweiler verkaufte er einige Tage nachher die gestohlenen Gegenstände, was, da der Bestohlene, bei welchem der Angeklagte früher als Knecht gewesen und seiner Nachlässigkeit halber entlassen worden war, Verdacht auf den Angeklagten geworfen und der Gendarmerie in Ottweiler Anzeige gemacht hatte, zu seiner alsbaldigen Festnahme führte. Bei dieser Gelegenheit wurden ein Paar wollene Strümpfe, sowie zwei leinene Taschentücher bei ihm gefunden, von denen er zugab, sie am 5. Mai vom Speicher des Bierbrauers Keller in St. Wendel gestohlen zu haben. Zu seiner Entschuldigung bezüglich des ersten Diebstahls führte der Genannte an, daß er denselben blos aus Zorn, weil Schneider wegen des Verlustes einer alten Decke ihm bei seiner Entlassung 2 Thlr. 10 Sgr. vorenthalten habe, begangen hätte. — Auf das Schuldig der Geschworenen wurde er zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

8. Sitzung vom 19. Sept. Verhandlung gegen Elisabetha Ofer, 23 Jahre alt, ledige Dienstmagd von Dudenhofen, wegen Diebstahls.

Die Angeklagte, welche eine moralisch total verkommene Person und schon vielfach bestraft ist, hat sich wegen dreier Diebstähle, die sie Anfangs Juni abhin in Speier verübte, zu verantworten. Am 3. Juni entwendete sie aus dem Hofe und Garten des Rechnungscommissärs Heußler einen Theil der daselbst aufgehängten Wäsche. Am 5. Juni nahm sie bei der Mägdeverdingerin Vögeli, wo sie mit dem Vorgeben, sich einen Dienst suchen zu wollen, erschienen war, einige im Hofe hängende Kleidungsstücke mit. Endlich stahl sie am 13. Juni zum Nachtheile des Uhrmacherlehrlings Doll verschiedene Effecten, welche sich in einer unverschlossenen Mansarde des dem Uhrmacher Fehn gehörigen Wohnhauses befunden hatten. In dem Augenblicke jedoch, wo sie sich mit diesen Gegenständen entfernen wollte, wurde sie ergriffen. Im Wesentlichen gesteht die Angeklagte diese Verbrechen zu. Nachdem die Geschworenen sie für schuldig erklärt hatten, wurde sie zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Verschiedenes.

Ein künstlicher Mensch. In London lebt ein Mensch, der ein Glasauge hat, eine Brille und eine Perrücke trägt, ferner nur einen Arm besitzt, dagegen zwei hölzerne Beine, eine künstliche Nase, die an der Stirn befestigt ist, eine Kinnlade von Silber und ein künstliches Zahngebiß; ein Theil seines Hirnschädels ist von Kautschuck-Gummi; ebenso sind die Ohren aus diesem Material geformt. Früher arbeitete dieser als Heizer einer Dampfmaschine, und bei einer Explosion des Kessels ward er auf das Gräulichste zugerichtet. Doctor Kempte hat ihm durch ein wahres Wunder das Leben erhalten, indem er das aus ihm machte, was er jetzt ist: „einen so zu sagen künstlich zusammengesetzten aber dennoch athmenden Menschen.

Ein Berliner hat ein Mittel entdeckt, das Droschkengeld schuldig bleiben zu können. Von einem Streifregen überfallen, hatte er sich in eine Droschke gerettet, als ihm plötzlich einfiel, daß er kein Geld in der Tasche habe, um die improvisirte Fahrt zu bezahlen. In der Angst verfiel er auf folgendes Auskunftsmittel. Sobald die Droschke stand und er ausstieg, durchsuchte er mit aller Hast den Boden der Droschke. Auf die Frage des Kutschers, ob er etwas verloren, sagte er: „Ja, ein Zwanzigmarkstück, ich werde es schon wieder finden, sobald ich Licht habe." Kaum war der Passagier, um ein Licht zu holen, in der Hausthür verschwunden, als der Kutscher aus Leibeskräften auf seinen Gaul schlug, mit möglichster Schnelle davon fuhr und so den Passagier jeder weiteren Verlegenheit überhob.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 107. Freitag, 26. September 1873.

Das vergrabene Testament.

Erzählung

von **Ed. Wagner.**

(Schluß.)

Lord Berwick wandte sich mit Wiederwillen von seinem Sohn. Er sah jetzt, was er vorher nie gesehen hatte, dessen unreine Seele und seine nichtswürdigen Grundsätze.

„Ich bin zu stolz gewesen, sagte der Graf mit bitterer Stimme. Ich war ärgerlich wegen Paget's Liebe zu Miß Deane; aber ich sehe, daß wahrer Adel nicht von Geburt oder Rang und Reichthum kommt. Es ist eine Gabe, die dem Armen und schlichten sowohl, wie dem Hochgestellten und Reichen verliehen ist. Mr. Camp, ich erbitte mir keine andere Gabe vom Himmel, als daß der junge Mann, welcher als Hugo Chandos nach Berwick-Hall kam, noch am Leben ist. Ich las seinen Edelmuth in seinem ehrlichen Gesicht, in seinen offenen und angenehmen Augen. Und er ist todt — armer Enkel! Ich wollte, ich hätte ihn zurückgerufen, als er fortging. Todt, sagten Sie? Todt durch Leonhard's Hand!"

Evremond grinst'te.

„Ich habe nicht gesagt, daß er todt ist," versetzte Mr. Camp. „Er lebt, Lord Berwick! Er ist zurückgekommen mit den Beweisen, die Sie verlangten, und hat seine Mutter mitgebracht."

„Er lebt! Ist zurückgekommen!" stammelte Lord Leonhard.

„Bringen Sie ihn zu mir!" rief der Graf mit zitternder Stimme. „Bringen Sie meinen Enkel und meines Sohnes Wittwe zu mir."

Mr. Camp stand aui und ging in ein Nebenzimmer, kehrte aber bald mit Lady Evremond, die auf ihres Sohnes Arm gelehnt war, zurück.

„Meine Tochter!" rief der Graf, seine Arme ausbreitend und die Dame an sich ziehend. „Hätte ich Sie nur früher gesehen, ich würde nicht so streng gegen Paget gewesen sein."

Als er sie entließ, näherte sich Hugo dem Grafen, bot ihm seine Hand dar, indem er zärtlich lächelnd sagte:

„Sind Sie zufrieden mit meinen Beweisen, Großvater?"

Der Graf antwortete damit, daß er Hugo in seine Arme schloß

„Sehr zärtlich! Sehr rührend!" rief Lord Leonhard mit Hohn und Groll. „Ich vermuthe, daß meine Gegenwart nicht länger erforderlich oder erwünscht ist. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer neuen Stellung, Lord Hugo Evremond. Sie können nicht sagen, daß ich nicht gut gekämpft habe, dieselbe zu behaupten. Und so — lebt wohl!"

Er entfernte sich mit einer theatralischen Verbeugung.

„Ich werde ihn nie wieder sehen," sagte Lord Berwick. „Meine Thür soll ihm künftighin verschlossen bleiben. Sie, meine Tochter und Hugo, werden mit mir kommen und bei mir wohnen?

Hugo und seine Mutter erklärten sich bereit und der Graf sprach gerade seine Freude darüber aus, als plötzlich draußen die raschen Tritte anderer Ankommenden hörbar wurden. Es waren Amos Hadd und sein Sohn.

Beide waren eben in Wilchester angekommen und sofort, selbst ohne in ihrem Hause einzukehren, nach dem Schloß geeilt. Sie waren rasend wild, aber noch ebenso übermüthig und entschlossen als vorher und sie zweifelten durchaus nicht an ihrem Sieg.

„Ah!" sagte der Administrator, als er in's Zimmer getreten und die Gesellschaft mit einem scharfen Blick überflogen hatte. „Vornehme Gesellschaft? Festlich gekleidet? Was soll das bedeuten?"

„Es bedeutet, Amos Hadd," erwiederte der Baronet stolz, „daß Ihre Tage vorüber sind. Das vergrabene Testament ist gefunden worden."

Digitized by Google

„Verdammt!“ rief der Administrator zurücktaumelnd.

„Sie und ihr Sohn mögen uns jetzt verlassen und sich zum sofortigen Auszug aus dem Administrationshause bereit machen,“ sagte Sir Archy. Ich werde meine Güter künftighin selbst verwalten.“

„Diese Kühnheit!“ sagte der Administrator knirschend. „Wie ich sehe, habe ich den besten Theil meines Spiels verloren — Miß Rosamunde, meine ich. Aber Eins bleibt noch, nämlich die Schuld, die ich von Ihnen zu fordern habe. Ich verlange hunderteundzwanzigtausend Pfund, oder ich setze Sie mit Sack und Pack hinaus! Hören Sie? Hunderteundzwanzigtausend Pfund verlange ich!“

„Und wir wollen sie sofort haben!“ setzte Jason Hadd hinzu.

„Das wollen wir erst abwarten!“ brummte eine Stimme an der Thür, und Mr. Georg Scharp, von zwei Constablern begleitet, trat in's Zimmer.

Alle blickten auf den Eintretenden, der sich vor der Gesellschaft verbeugte und sagte:

„Hier sind die Bücher Amos Hadd's, des Administrators Archibald Wilchester's. Ich habe sie sorgfältig studirt. Sie sind eine Chronik von Lügen von Anfang bis zu Ende. Es ist dem Baronet Geld angerechnet, als ob es in Gesellschaften eingezahlt und verloren worden wäre, die niemals existirt haben, außer in dem erfinderischen Gehirn des unehrenhaften Administrators. Jede Gesellschaft die innerhalb zwanzig Jahre fallirt hat, ist mit großen Summen von Sir Archy's Geld eingetragen; auf Nachforschungen habe ich aber gefunden, daß in Wirklichkeit nicht ein Pfennig eingezahlt worden ist. Kurz, Sir Archibald Wilchester schuldet dem Administrator nicht nur nichts, sondern dieser hat seinem Herrn enorme Summen gestohlen, die er in verschiedener Weise — in Anleihen, Actien, Gütern ꝛc. angelegt hat. Ich habe die Dokumente hier.

Er öffnete ein großes Packet Papiere.

„Hund!“ schrie Hadd, auf seinen Schreiber losspringend.

„Zurück, Hadd!“ befahl der Schreiber und fügte zu seinen Begleitern gewendet hinzu: „Ihr Männer, ich gebe Amos Hadd wegen Diebstahls in Euren Gewahrsam.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Hadd rauh. „Wie konnte Ellinger mir diesen Menschen schicken?“

„Er hat mich nicht geschickt,“ sagte Mr. Scharp stolz, „sondern einen Mr. Georg Scharp, einen schurkischen Burschen, so ganz nach Ihrem Geschmack. Ich machte Mr. Scharp's Bekanntschaft und erkannte von ihm die Stelle als Ihr Schreiber — natürlich ohne ihm meine Absichten zu verrathen. Was mich betrifft, ich bin — sehen Sie.“

Er riß seine graue Perücke, seinen Bart und die Brille ab, und ein hübscher junger Mann mit schwarzen, blauen Augen und sonnverbranntem Gesicht stand da. Sein offener, lachter Blick glich seltsam dem Sir Archy's.

„Capitän Wilchester!“ rief der Administrator mit einem Fluch.

„Markus!“ rief sein Vater überrascht.

„Markus!“ jubelte Rosamunde, an seine Seite springend.

„Rosamunde hat schärfere Augen als Du, Vater,“ lachte der junge Capitain, „sie erkannte mich sogleich. Doch nun ist Alles gut, Vater. Hadd wird seinen Lohn empfangen; der junge Hadd wird in eine Lage versetzt, die er verdient, und muß thun, was viele bessere Menschen thun müssen — arbeiten sein Leben lang. Während wir in Ruhe und Zufriedenheit unser Glück genießen können.“

Im nächsten Frühjahr wurde Rosamunde Wilchester mit Lord Hugo Evremond in der Dorfkirche getraut. Die alte Bettine verschönerte das Fest durch ihre Gegenwart und keine alte Dame, von höherem oder niederem Rang, wurde mehr geehrt, als die treue Dienerin der Wilchester's. Lord Berwick war zugegen, Lady Evremond an seinem Arm, und das Glück, welches aus den Augen dieser Beiden strahlte, schien zu wetteifern mit dem des edlen Brautpaars. Der ehrwürdige Mr. Camp vollzog die Ceremonie.

Von dem Tage dieser Hochzeit an nahmen die Kräfte der alten Bettine sichtlich ab. Sie sagte gelegentlich, daß sie ihre Arbeit gethan habe und nun zum Sterben bereit sei. Jedoch lebte sie noch so lange, um ihrer Ur-Urenkelin, der hübschen Bessy, ihren Segen zu ihrer Heirath mit Martin Kroß geben zu können. Bald darauf aber verschied sie und wenige Monate später starb Lord Berwick.

Digitized by Google

Hugo's erste Handlung war, als er in den Besitz der Berwick'schen Titel und Privilegien gekommen war, Mr. Camp eine anständige Rente zu gewähren. Auch sorgte er gut für Martin Roby und alle Diejenigen, welche ihm früher Freundschaftsdienste erwiesen hatten.

Lord Leonhard ging nach dem Continent. Von einem unruhigen Geist gequält, wanderte er nach Indien aus, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Jason Hadd treibt sich als Gauner in London umher.

Der alte Hawkers, auf welchen die Polizei schon längst gefahndet, war seines trägen Lebens müde und unternahm einen verwegenen Diebstahl in Leeds. Er wurde dabei verhaftet und arbeitet nun in einer Strafcolonie.

Moon und Hills sind ebenfalls dort, sowie auch, mürrisch aussehend und verzweifelt, — Amos Hadd.

Seine großen Pläne, in Bosheit begonnen, auf Betrug, Niederträchtigkeit und Undankbarkeit gegründet, endeten, wie solche Bestrebungen immer enden, mit einem elenden Falle.

Aber Diejenigen, denen er so großes Unrecht und so viele Drangsale zugefügt hatte, werden für ihre Sorgen durch ein ruhiges, glückliches Leben entschädigt.

Liebchen auf dem Dache.

Novellette

von **Bendix.**

„Gott ehre mir die flachen Dächer!" sagte ich eines Nachmittags vor mich hin, indem ich beim Untergange der Sonne auf dem flachen Dache meines eigenen Hauses, von dem sich mir eine herrliche Aussicht auf den nahen Alsterstrom und seine reizende Umgebung bietet, eine wohlriechende Importirte rauchend, hin und her spaziere.

Sonst thue ich das selten allein. Gewöhnlich steigt meine gute Frau mit mir auf die Zinne des Tempels unseres häuslichen Glückes, wenn ich aus meinem Geschäftslocal, das in dem älteren Theile meiner Vaterstadt Hamburg liegt, nach Hause komme und dann nach der ziemlich späten Kaffeestunde nach oben gehe, um meinen Blick an dem herrlichen Rundgemälde zu ergötzen. Meine liebe Albertine welche, diverse Kleinigkeiten abgerechnet, mit mir in Allem sympathisirt und stets entzückt von der schönen Fernsicht ist, hat aber heute keine Zeit, mir Gesellschaft zu leisten. Sie ist mit Ueberwachung der Arbeiten mehrerer junger Mädchen beschäftigt. Dieselben sind beauftragt, die Ausstener anzufertigen, die für meine jüngste Tochter bestimmt ist, welche sich nach einigen Monaten in den Stand der heiligen Ehe begeben wird, und da meine Gattin neben vielen andern Tugenden auch die der Sparsamkeit besitzt, so hält sie darauf, daß die Arbeiten rasch von Statten gehen.

Ich bleibe an diesem Abend also mit meiner Havanna allein. Meine Gedanken beschäftigen sich mit der bevorstehenden Heirath unseres Nesthäkchens, das den Namen seiner Mutter Albertine trägt, an Gestalt und Gesicht derselben ganz wunderbar ähnelt, und auch die Mehrzahl ihrer guten Eigenschaften geerbt hat.

„Das hübsche, wackere Kind," murmelte ich, „möchte es doch so glücklich mit dem Manne seiner Wahl werden, wie seine Mutter es mit mir geworden ist."

Ich habe, ohne mich selbst zu loben, Recht, das Letztere zu behaupten. In meiner Ehe ist die Harmonie nie durch einen Mißklang gestört worden. Ich bin mit meiner Albertine nun schon an sechsunddreißig Jahre verheirathet und wir haben, wenn ich die landläufige Redensart gebrauchen darf, stets wie die Turteltauben zusammen gelebt.

Von meinen Zukunftswünschen und gleichen Träumen schweifen meine Gedanken aber auf einmal wieder in die Vergangenheit zurück, in eine Vergangenheit, die schon sehr entfernt von der Gegenwart liegt, jedoch in dieser Stunde wieder in solcher Klarheit vor mein inneres Auge tritt, als wenn das, was ich vor langer, langer Zeit erlebt und gethan, erst gestern geschehen wäre.

Und wieder sage ich, mich auf einen der bequemen Rohrstühle niederlassend, die an heitern Tagen hier stehen: „Gott ehre mir die flachen Dächer!"

O, wie so sehr habe ich Ursache, denselben das reichste Lob zu ertheilen! Schulde ich doch einem von ihnen eine Dankbarkeit, die erst mit meinem Leben enden wird.

Digitized by Google

So fliege denn noch einmal an meinem Geiste vorüber, du wechselvoller, holder Erinnerungstraum, aus dem eine schöne, liebliche Gestalt, die meiner Albertine, in strahlendem Glanze auftaucht. Du schenkst meinem Herzen immer neue Freude, und ich glaube, wenn ich Dich fühlenden Seelen erzähle, sie werden sich nicht verdrießlich von Dir abwenden.

Ich sehe mich auf einmal wieder als einen Jüngling von zweiundzwanzig Jahren mit einem kleinen Fernrohr vor den Augen in einem Fenster der dritten Etage des Hauses liegen, welches meine Eltern damals bewohnten

Es muß was Ungewöhnliches sein, was mein Auge so anzieht, das sich auf das flache Dach eines Hauses richtet, welches auf dem Marktplatze, uns gegenüber, erst seit einem Jahre erbaut ist und eine Ausnahme von all' den nebenstehenden Häusern macht, die sämmtlich noch den häßlichen spitzgiebligen Zopfstyl des sieben- und achzehnten Jahrhunderts an sich tragen.

Die wie Schnee schimmernde Wäsche, die auf diesem Dache aufgehängt, ist es nicht, was mich so derthin starren läßt, wohl aber das junge Mädchen, welches sich damit beschäftigt, dieselbe von der Leine zu nehmen und in verschiedene Körbe zu legen.

Ich will nicht läugnen, daß ich ein feuriges, leicht erregbares Herz besitze und jedem hübschen Mädchen nachblicke, das mir auf der Straße, oder auf einer unserer Promenaden begegnet. Aber wie ich solches aus den Augen verliere, ist es auch meinem Gedächtnisse entschwunden und wenn ich auch schon verschiedenen Schönen auf Bällen die Cour geschnitten, zu einer ernstlichen Liebe ist es bei mir noch nicht gekommen. Das Mädchen auf dem flachen Dache aber, das ich heute zum ersten Male durch mein Fernrohr sehe, welches die Kraft besitzt, sie dicht vor mein Auge zu ziehen, so daß mir von ihrer Gestalt und ihren Gesichtszügen, wie von dem, was sie treibt, nicht das Geringste entgehen kann, macht einen Eindruck auf mich, der, ich fühle es an dem lauten Pochen meines Herzens, nicht sobald wieder verlöschen wird.

Noch nie zuvor in meinem Leben ist meinen Blicken ein so anmuthiges Mädchen begegnet.

„Welch' eine herrliche Gestalt," sage ich zu mir selbst. „Sie ist schlank wie eine Tanne und dabei fehlen ihren Gliedern die rundlichen jungfräulichen Formen nicht. Sie trägt ein dunkelblaues Merinokleid, das wie die Mode jetzt gebietet, die Hälfte der schön gewölbten Brust und die Arme fast bis an die Schultern blos läßt. Und welch' ein reiner Teint! Wenn eine Kirschblüthe oder eine Schneeflocke auf ihren Arm fiele, man würde sie nicht sehen können. Und nun die Krone auf der Pyramide des Körpers: das eirunde Köpfchen, das ein italienischer Strohhut bedeckt, unter dem glänzende blonde Locken, mit denen der sanfte Hauch des Abendwindes spielt, zwanglos auf die schimmernde Weiße des Nackens und der Schultern herabwallen, die feingeschnittenen Gesichtszüge, die rosigen Wangen und Lippen, die großen strahlenden Augen — mein Fernrohr hat so scharfe Gläser — ich vermag selbst ihr dunkles Blau zu erkennen."

Obgleich ich dem Kaufmannsstande angehöre und als Commis in einem Droguengeschäft en gros funktionire, so habe ich doch in meinen Mußestunden mich oft in unsere klassischen deutschen Dichter vertieft und auch viele geistvolle Romane gelesen. Da ist denn manche von der gewöhnlichen Prosa des Lebens abweichende Phrase in meinem Gedächtnisse sitzen geblieben.

So rufe ich denn in schwärmerischer Verzückung aus:

„Das ist kein gewöhnliches Mädchen, das ist ein Engel, eine Fee, eine Elfe, die in wunderbarer Schönheit einem Blumenkelche entschlüpft ist!"

Ich denke in meinem rasch entflammten Paroxismus nicht daran, daß diese Vergötterung eigentlich ein Unsinn ist und auf ein Mädchen, das sich mit Wäschetrockenen beschäftigt, und wäre sie auch noch so schön, nicht im Geringsten paßt. Aber welcher junge Mensch, der romanhafte Ideen und Gefühle besitzt, hat nicht schon mit ähnlichen Albernheiten seinem Herzen Luft gemacht.

Das reizende Kind beschäftigt sich noch eine halbe Stunde auf dem Dache und ebenso lange verlasse ich meinen Standpunkt am Fenster nicht. (Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **108.** Sonntag, 28. September **1873.**

Liebchen auf dem Dache.

Novellette

von **Bendix.**

(Fortsetzung.)

Ich beobachte sie fortwährend. Ihre Bewegungen stehen mit ihrer Gestalt in vollkommener Harmonie. Sie geht nicht, sie schwebt, oder sie hüpft so leicht wie ein Vogel von einer Seite des flachen Daches zur andern.

Selbst in der Weise, wie sie die Wäsche von der Leine nimmt, liegt noch Zierlichkeit und Anmuth. Ah, wie reizend sieht es aus, wenn sie sich niederbeugt, um das Herabgenommene in die Körbe zu legen, wenn sie hinkniet um es wahrscheinlich sauber zurecht zu legen, und wenn sie damit fertig, wie, elastisch schnellt der jugendliche Körper dann wieder empor.

Endlich hat sie ihre Arbeit beendet.

Sie scheint vergnügt darüber zu sein, denn sie lächelt und öffnet die Lippen, als spräche sie mit sich selbst, oder als trällere sie irgend eine fröhliche Melodie. Das Haus mit dem flachen Dache steht ein paar hundert Schritte entfernt von unserer Wohnung, ich kann daher nicht genau unterscheiden, ob sie spricht oder singt, aber ich bin fest überzeugt, welche Laute auch aus ihrem Munde dringen, sie müssen wie Harfen- oder Harmonika-Töne klingen.

O, mein Gott, jetzt will sie das Dach verlassen und durch die weit geöffnete Luke hinuntersteigen. Wie gern hätte ich das holde Mädchengebilde noch länger bewundert!

Aber nein, sie thut es noch nicht. Sie kehrt von der Oeffnung des Daches zurück. Sie tritt an die niedrige steinerne Brüstung des Daches, faltet die Arme ineinander und blickt in schräger Richtung nach der Gegend des Horizontes, wo der Sonnenball in purpurner Pracht untergeht, wie ich an dem goldenen Schein gewahren kann, der auf den Spitzen der Häuser schwebt.

Dieser Schimmer umgiebt plötzlich auch sie, die wie versunken in das großartige Schauspiel der Natur mit leuchtenden Blicken dort verweilt. Sie steht da, in eine rosige Glorie gehüllt, so schön, so unaussprechlich schön, daß meinem Enthusiasmus die Worten zu fehlen beginnen und ich die himmliche Erscheinung nur noch in stummer Verzückung anstaune.

Da versinkt der Sonnenball hinter den Häusern der Marktseite, von wo aus ich das Mädchen beobachte, und mit dem Verschwinden des Tagesgestirns entflieht auch mein Glück in der Gestalt des lieblichsten Geschöpfes, das jemals von sterblichen Eltern gezeugt ist. Sie begiebt sich durch die Dachluke nach unten, die Körbe mit Wäsche stehen lassend, die einige Minuten später von einem kräftig gebauten Hausmädchen nachgeholt werden.

Ich bleibe noch eine Zeitlang an meinem Fenster stehen. Es ist, als ob mich ein Zauber an der Stelle festhielt, von der ich den wunderbaren Anblick gehabt. Mir ist, als befände ich mich noch inmitten eines feenhaften Traumes, aus dem ich zu erwachen fürchte. Ich habe keinen klaren Gedanken mehr. Er surrt mir in der Gehirnkammer und mein Herz hämmert so stark gegen die Wände der Brusthöhle, daß ich dessen Schläge vernehmen kann.

Da fühle ich eine leichte Berührung meiner Schulter.

Ich fahre wie erschreckt zusammen und drehe den Kopf.

Es ist meine gute Mutter die hinter mich getreten.

„Der Thee steht schon auf dem Tische, lieber Ernst," sagt sie freundlich. „Willst Du nicht mit uns Dein Abendbrod genießen?"

Ich starre sie an und erwidere kein Wort, sondern hebe meine Hand, die das Fernrohr hält, noch einmal empor, um wieder dahin zu sehen, wo die holde Erscheinung verschwunden und als hoffte ich, sie könne noch wiederkehren.

Digitized by Google

„Aber Ernst, was hast Du denn?“ fragt die Mutter. „Warum antwortest Du mir nicht? Und warum stehst Du so mit Deinem Rucker drüben nach den Dächern? Da raucht ein Schornstein so stark. Glaubst Du etwa, daß er brennt, oder was ist es sonst?

Sie faßt meinen linken Arm und schüttelt ihn.

„So sprich doch, mein Junge!“

Ich hätte der guten Frau, die jetzt schon viele Jahre auf einem Friedhofe vor dem Dammthore unter blumengeschmückter Erdendecke an der Seite meines theuren verblichenen Vaters schlummert, die Antwort geben können:

„Der Schornstein drüben brennt nicht, aber hier in dem Herzen Deines Sohnes ist ein Feuer ausgebrochen, das ein Blitz von jener Seite her entzündet hat.“

Allein ich schweige, reiche der Mutter erst die Hand und drücke die edle Matrone dann plötzlich stürmisch an meine Brust. Warum ich das thue, weiß ich selbst nicht. Aber meine Brust ist so voller seliger Gefühle, daß ich mir auf diese Art Luft machen muß.

„Wie Du doch heute Abend so wunderlich bist, mein Sohn,“ versetzt meine Mutter, indem sie lächelnd meine Umarmung duldet. „Du bist ja so freudig aufgeregt, als hättest Du einen bedeutenden Gewinn in der Lotterie gemacht, vielleicht gar das große Loos gewonnen. Doch nein, das hättest Du uns wohl schon bei Deinem Nachhausekommen mitgetheilt.“

„Ich habe das große Loos nicht gewonnen,“ erwidere ich, dem die Fassung zurückgekehrt, „aber ich denke doch einst ein großes Loos zu gewinnen, liebe Mutter.“

„Du sprichst Räthsel, mein Junge,“ lacht die Mutter. „Willst Du mir nicht sagen —“

Ich verschließe ihr den Mund mit einem Kuß.

„Sobald ich den Gewinn errungen habe, wirst Du Alles erfahren. Und nun laß' uns zum Thee gehen. Der Vater und meine Geschwister werden schon warten.“

Mein wackeres Mütterchen unter den Arm fassend, ziehe ich sie mit mir in die größere Hinterstube, wo das Abendbrod bereits servirt ist.

Sonst, wenn ich mit meinen Eltern und Geschwistern Abends am Tische sitze, stimme ich gern in die dann stattfindende gemüthliche Plauderei mit ein. An diesem Abend aber bleibe ich entweder sehr einsylbig, oder, da meine Gedanken anderswo hinschweifen, gebe auf verschiedene von meinem Vater an mich gerichtete Fragen verkehrte Antworten. Meine beiden Schwestern, von denen die älteste achtzehn, die jüngste aber erst sechzehn Jahre zählt, lachen und stecken, mit einander flüsternd, die Köpfe zusammen. Wahrscheinlich stellen sie allerlei Muthmaßungen über meine Zerstreutheit an. Aber daß sie auf die wahre Ursache derselben kommen werden, daran zweifle ich, da ich, während ich mein Fernrohr nach dem flachen Dache richtete, allein im Zimmer war.

Ich erhebe mich noch vor den Andern vom Tische. Mein Kopf ist so heiß — ich muß hinaus in's Freie, in die Kühle der Nachtluft. Vielleicht kann ich auf einem einsamen Spaziergange meine verlorene Ruhe wieder gewinnen. Ich eile deshalb durch die Straßen und nach der schönsten Wallpartie Hamburg's hinaus, die im Munde des Volks „der Stintfang“ heißt, von den Gebildeten aber „die schöne Aussicht“ genannt wird.

Die herrliche Rotunde, von der man einen gar köstlichen Anblick auf den mastenreichen Hafen, den breiten mächtigen Elbestrom und die gesegneten Fluren Hannovers hat, ist an diesem Abende ziemlich menschenleer. Nur einige Liebespaare gewahre ich auf den dortstehenden Bänken, die vertraulich und ungenirt mit einander kosen. Ach, wenn auch mir einst ein solches Glück erblühte! Wenn ich mit ihr, von der ich mit dem Dichter sprechen könnte:

„Namen nennen Dich nicht, Dich bilden Pinsel und Griffel
Sterblicher Künstler nicht nach!“

wenn ich mit ihr einmal in so süßer Vertraulichkeit — dieser Gedanke ist so berauschend für mich und treibt mein Blut so nach oben, daß ich die brennende Stirne auf das eiserne Geländer hinabsenke, um sie zu kühlen.

Ich setze mich dann auf eine leere Bank und denke nur an sie und schmiede Pläne für die Zukunft, wie sie aus dem Gehirn eines jungen Menschen hervorspringen, dessen Lieblingslektüre Goethe's „Werther“ ist. Aber so tragisch wie die des jungen Werther soll meine Liebe nicht enden. Im Gegentheil: Es ist das rosige Gebilde des Brautstandes mit der Holden des flachen Daches, das meine Phantasie mir vormalt. Diesem folgt die von

Digitized by Google

Freunden und Verwandten umstandene Trauung in der Kirche und dann ein seliges Heimleben, in dem auch kleine niedliche Engelchen, die Pfänder unserer keuschen erlaubten Zärtlichkeit, nicht fehlen.

Mit diesem Bilde in der Seele kehre ich nach einer Stunde nach Hause zurück. Meine Lieben sind schon zur Ruhe gegangen. Ich aber bleibe noch eine Zeitlang wach, suche mein Fernrohr hervor, lege mich in das früher erwähnte Fenster und starre wieder nach dem flachen Dache hin, das jetzt vom Schein des Vollmondes beglänzt wird. Möchte die liebliche Erscheinung doch sich jetzt auch in diesem silbernen Schimmer zeigen. Mir würde, wie vorhin, kein Zug ihres reizenden Antlitzes entgehen.

Die Hoffnung, das könne geschehen, ist natürlich eine thörichte und bleibt vergeblich. Ein sanfter Schlaf hält das süße Kind wahrscheinlich schon mit weichen Armen umfangen, und so flüstere ich nach der Gegend des flachen Daches noch einige Male zärtlich: „Gute Nacht! gute Nacht!“ hin und suche dann selbst mein Lager mit dem innigsten Wunsche, das von mir bewunderte Mädchen möge mich auch im Traume durch ihre Erscheinung beseligen. Dieser Wunsch wird aber nicht von dem Traumgott erfüllt. Ich träume allerlei häßliches Zeug. Balge mich mit mir unbekannten Kerlen herum und werde endlich von einem Ochsen, der auf mich einstürzt, auf die Hörner genommen und in die Luft geschleudert, worauf ich mit einem lauten Angstruf erwache, als die Morgensonne schon hell in mein Schlafzimmer scheint.

Dieser Traum, wahrscheinlich ein Kind meines allzu rasch kreisenden Blutes, setzt aber meiner Schwärmerei keinen Dämpfer auf. Ich denke die nächsten Tage vom Morgen bis zum Abend nur an das junge Mädchen. Selbst in dem Comptoir, wo ich als erster Commis beschäftigt bin und die Correspondenz führe, verwirrt mich die Gluth, die ihr Anblick in mir angefacht. Ich fasse mehrere meiner Briefe so konfus ab, daß ich sie beim Durchlesen wieder zerreiße und andere zu schreiben genöthigt bin. Sobald aber meine Comptoirzeit, die gewöhnlich bis zur siebenden Stunde des Abends währt, zu Ende, stürme ich nach Hause, begebe mich in unser Vorderzimmer, das, weil es am elegantesten meublirt, in meiner Familie die Bezeichnung: „Unser bestes Zimmer“ trägt, passe die Augenblicke ab, wo ich allein bin und gebe meinem Fernrohr dieselbe Richtung, wie am vorhergegangenen Abende.

(Fortsetzung folgt.)

1. Frühjahrsgedanken z. J. 1873.

Es trauert die Blüte; es trauert die Flur,
Umwehet von eisigem Wind;
Verschneit ist die wonnige Frühlingsnatur,
Singvögel entfliehen geschwind.

O kehrest du wieder — des Winters Gewalt —
Die wir schon verschwunden geglaubt?
Sollst du uns entreißen den äußersten Halt,
Wie Räuber, die Alles geraubt?

O tobe! Du tobest nur aus deine Macht.
Und, was auch zum Opfer dir fällt —
Es bleibet doch Alles noch immer bedacht,
Wie Gott es verhänget der Welt.

Wir gründen und messen die Zeiten nicht aus;
Durchkreuzt wird die menschliche Sucht.
Frei walte der Glaube: Gott bauet das Haus!
Trotz Stürmen gedeihe die Frucht! —

2. Herbstgedanken 1873.

Bist du da mit deinem Segen,
Herbstlich schöne Erndtezeit;
Bringst du uns noch viel entgegen,
Eh' der Winter uns umschneit?

Ach du kamst aus Frühlingstürmen,
Und nach Sommersgluht herbei,
Saßest Wasserfluth sich thürmen.,
Und des Elends mancherlei.

Schwächer sind nun deine Gaben;
Doch ist Alles dankenswerth.
Er, der selber speist die Raben,
Hat auch uns viel Gut beschеert.

Blicke, Seele, voll Vertrauen,
Auf zu dem, der gibt und nimmt;
Wunder Gottes wird der schauen,
Der sein Herz zum Danke stimmt.

r.

Digitized by Google

Schwurgerichts-Verhandlungen
III. Quartal 1873.

9. Sitzung vom 19. Sept. Verhandlung gegen Elisabetha Marnett, 21 Jahre alt, ledige Dienstmagd aus Gönnheim, wegen Diebstahls. Die Angeklagte hatte es hauptsächlich auf Kleidungsstücke abgesehen, welche sie sich zu zwei verschiedenen Malen in Ludwigshafen entwendete. Die Geschworenen erklärten sie ohne Annahme mildernder Umstände für schuldig, worauf der Gerichtshof eine 2jährige Zuchthausstrafe über sie verhängte.

10. Sitzung vom 20. Sept. Verhandlung gegen Michael Weyrauch, 24 Jahre alt, Händler von Carlsberg, wegen Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge.

Die Aufstellungen der Anklage sind folgende: Am 3. August war der Angeklagte, der sich Tags vorher verheirathet hatte, mit seiner jungen Frau nach Hertlingshausen zur Tanzmusik gegangen. Gegen 2 Uhr Nachts machte er sich in betrunkenem Zustande mit seiner Frau wieder auf den Heimweg. Als sie an der Schulgasse vorübergingen, rief ihnen ein gewisser Carl Lorenz, der Sohn des Adjunkten von Hertlingshausen, der mit dem Zeugen Decker und Schmitt ebenfalls von dem Tanzboden kam, zu: „Für Euch Matzenberger ist es Zeit, heimzugehen!" Da der Angeklagte in grober Weise erwiederte, so griff ihn Lorenz, hierüber aufgebracht, an, sie wurden handgemein und fielen zu Boden. Decker brachte sie zwar auseinander, aber Lorenz griff gleich wieder an, nahm dem Weyrauch seinen Stock ab und schlug ihn damit. Decker riß sie zwar auseinander, allein Lorenz ließ sich wieder nicht zurückhalten, sondern ging auf seinen Gegner los, der ihn mit geöffnetem Messer erwartete. Zum drittenmale wurden sie handgemein und nach wenigen Secunden stürzte Lorenz mit dem Rufe: „Bruder, ich bin gestochen, ich muß sterben," nieder und gab den Geist auf. Die linke Schenkelschlagader war quer durchschnitten, es erfolgte ein sofortiger, massenhafter Blutaustritt, und der augenblickliche Tod war die nothwendige Folge dieser Wunde. Der Angeklagte gab in der Voruntersuchung an, er sei stark betrunken gewesen und erinnere sich in Folge dessen nicht mehr an die Einzelheiten, insbesondere könne er sich nicht entsinnen, daß er von seinem Messer Gebrauch gemacht. Er genießt einen sehr guten Ruf und ist noch nicht bestraft, während der Getödtete zu Excessen geneigt war.

In heutiger Sitzung machte die Vertheidigung geltend, daß der Angeklagte sich in Nothwehr befunden habe, jedenfalls aber lägen mildernde Umstände vor. Das Vorhandensein der letzteren erkannten auch die Geschworenen durch ihren Wahrspruch an, worauf das Gericht eine 2monatliche Gefängnißstrafe (das niederste Strafmaß) über den Angeklagten verhängte.

11. Nachmittags. Anklage gegen Michael Ullrich, 24 Jahre alt, Tagner von Rupperts-berg, wegen Diebstahls und Sachbeschädigung. Die beiden dem Angeklagten, einem schon mehrfach bestraften, schlecht beleumundeten Menschen, heute zur Last gelegten Diebstähle waren, abgesehen vom vorliegenden wiederholten Rückfalle, welcher dieselben zu Verbrechen machte, höchst einfacher Art und wurden vom Verüber ebensowenig wie die Sachenbeschädigung geläugnet. Auf das Schuldig der Geschworenen erfolgte eine 2jährige Zuchthausstrafe mit Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre.

12. Sitzung vom 22. Sept. Verhandlung gegen Johannes Freunscht, 29 Jahre alt, Steinbrecher von Seebach, Kantons Dürkheim, wegen Todtschlags. Vertreter der kgl. Staatsbehörde: Staatsanwalt Hessert; Vertheidiger: Anwalt Rosenberger. Das Resultat der gegen 10 Uhr Nachts zu Ende geführten Verhandlung war die Verurtheilung des Angeklagten in eine 3jährige Gefängnißstrafe, nachdem die Geschworenen denselben unter Annahme mildernder Umstände schuldig erklärt hatten.

13. Sitzung vom 23. Sept. In der heutigen Schwurgerichtssitzung wurde Ph. Peter Huber, Tagner von Hördt, wegen Diebstahls zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

(Porzellankitt.) Um Porzellan zu kitten, nimmt man eine sehr dicke Auflösung von Gummi arabicum in Wasser und rührt in dieselbe Gyps ein, bis die Mischung eine gewisse Consistenz erreicht hat, man trägt dieselbe dann mittels eines Pinsels auf die zerbrochenen Enden des Porzellans auf und steckt diese fest. In drei Tagen ist der Kitt hart.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 108. 9 Mittwoch, 1. Oktober 1873.

Liebchen auf dem Dache.

Novellette

von **Bendix.**

(Fortsetzung.)

Aber es vergeht ein Tag nach dem andern und das flache Dach bleibt leer. Endlich aber nach Verlauf von zwei Wochen kehrt mir das ersehnte Glück wieder. Die weiße Wäsche flattert lustig im Abendwinde. Das holde Mädchen ist da und waltet dort so emsig und zierlich wie in der Stunde, wo ich sie zum ersten Male beobachtete. Und was ich schon erblickt, wiederholt sich. Die untergehende Sonne hüllt sie wieder in ihr Strahlengewand und sie erscheint mir noch engelhafter als früher. So wächst meine Liebe denn zu einer Stärke, die meine Lebensgeister zu lähmen droht, wenn ihr nicht Befriedigung wird.

Ich muß in ihre Nähe gelangen, sie sprechen, ihre Bekanntschaft machen, ihre Neigung zu erringen suchen. Wenn ich mein Gesicht und meine Gestalt indem großen Spiegel unseres besten Zimmers betrachte, so bin ich so eitel, mir selbst zu gestehen, daß meine Persönlichkeit wohl im Stande, die Liebe eines Mädchens zu erlangen, zwischen der und mir ein hoher Stand und großer Reichthum keine allzu tiefe Kluft bilden. In dieser Hinsicht habe ich keine Ursache, hoffnungslos zu sein.

Allein, wie ist es anzufangen, Zutritt zu ihrer Familie und mithin auch zu ihr zu gewinnen? Ich weiß ja noch nicht einmal, in welcher Etage des Hauses mit dem flachen Dache ihre Angehörigen wohnen. Ist es die erste, die zweite, die dritte? Wie soll ich das erfahren, da ich ihren Namen nicht weiß? Und bei wem soll ich mich erkundigen? Ich kenne Niemanden von den Bewohnern des genannten Hauses und auch ihr Name ist mir fremd. Ebenso bin ich mit denen, die in den Nebenhäusern rechts und links wohnen, niemals in Berührung gekommen und kann folglich auch bei ihnen keine Kunde über meine Angebetete und ihre Familienverhältnisse einziehen. Von dem Einen aber bin ich überzeugt, daß ihre Eltern, oder wenn diese nicht mehr unter den Lebendigen weilen, ihre Verwandten nicht gerade allzu begüterte Leute sind, denn sonst würden sie wohl nicht zugeben, daß sich das feine Mädchen mit dem Trocknen der Wäsche beschäftige, was doch eigentlich zu der Geschäftsbranche der Dienstboten gehört.

Ich sehe ein, daß sich mir, um mit ihr bekannt zu werden, große Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Aber was läßt sich nicht überwinden, so lange das Blut der Jugend rasch in unsern Adern auf- und absteigt und eine lebhafte Phantasie unsern Wünschen kühn die Hand bietet?

Ich nehme mir also vor, von den beiden Mittagsstunden, die mir von meinem Prinzipal gewährt sind, nur die eine zur Mahlzeit zu benutzen. In der andern aber will ich drüben vor dem Hause auf und nieder flaniren und dasselbe soll auch Abends nach der Comptoirzeit geschehen. Vielleicht betritt sie, irgend einen Geschäftsgang beabsichtigend, in einer dieser Stunden die Straße. Ich will dann versuchen, ihre Blicke auf mich zu ziehen, indem ich dicht an ihr vorbei, oder quer vor ihr vorübergehe. Dann wäre doch wenigstens der Anfang gemacht, und wenn sich solches Zusammentreffen mehrere Male wiederholt hat, so darf ich am Ende auch einen bescheidenen Gruß riskiren, der, ich bin so kühn es zu hoffen, vielleicht nicht unerwiedert bleibt.

„Es ist ja auch möglich," so spricht die erregte Phantasie in mir, „daß ihr, wenn sie durch irgend eine enge Straße geht, in die Du ihr, ohne daß sie es ahnt, gefolgt bist, irgend eine Gefahr naht. Es können ein paar Pferde scheu werden und wild durch die Straße toben. Es kann plötzlich ein Tumult

Digitized by Google

gutstehen, dem sie rasch entfliehen will. Angezogen durch ihre Schönheit, kann dieser oder jener Pflastertreter es wagen, sie frech zu belästigen. In all' diesen Fällen wirst Du ihr zur Hülfe eilen, Deinen Schutz anbieten und sie nach Hause führen, bei welcher Gelegenheit Du denn auch ihren Namen erfahren wirst. Das Weitere wird sich dann finden, ist nur der erste Schritt nach dem von Dir ersehnten Ziele gethan."

Was ich mir vornehme, beschließe ich denn schon am nächsten Tage auszuführen.

Am folgenden Morgen widme ich meiner Toilette noch mehr Aufmerksamkeit als früher. Sollte mir das Glück werden, heute mit meiner Dachschönen zusammenzutreffen, will ich vor ihren Augen so elegant als möglich erscheinen; denn daß sie mich bemerken werde, daran zweifle ich keinen Augenblick.

Zur gewohnten Stunde begebe ich mich in mein Comptoir. Seitdem ich schon einen ziemlich festen Plan zur Realisirung meiner Wünsche gebildet; bin ich ruhiger als an den vorhergegangenen Tagen und verrichte meine Geschäfte mit erforderlicher Pünktlichkeit.

Wieder Mittags zu Hause angelangt, verzehre ich das Essen mit einer Hast, daß meine stets für die Gesundheit ihrer Kinder besorgte Mutter mich fragt, ob mich ein Heißhunger überfallen habe.

Ich erröthe und antworte so verwirrt, daß alle am Tische Sitzenden mich kopfschüttelnd ansehen.

Um ferneren Fragen auszuweichen, erhebe ich mich rasch, ergreife meinen Hut und stürme die Treppen unserer Etagenwohnung hinunter und aus dem Hause.

Mein Weg führt mich sogleich nach der anderen Seite des Marktplatzes. Dort spaziere ich eine Weile auf und ab, zuweilen einen verstohlenen Blick nach den oberen Fenstern des Hauses mit dem flachen Dache werfend. Zuweilen bleibe ich auch ganz in der Nähe des Einganges stehen und lausche, ob nicht Jemand von oben herunter kommt und hoffe mit klopfendem Herzen, daß meine Flamme dieser Jemand sein werde.

Alles umsonst. Ich warte eine halbe Stunde, ich warte eine ganze. Ich sehe endlich nach meiner Uhr. Hilf Himmel! schon fünf Minuten über die Zeit, wo ich im Comptoir am Pulte sitzen muß, und die Ersehnte ist nicht erschienen, und noch länger hier zu harren, ist eine Verletzung meiner Pflichten als Commis, wie ich sie mir noch niemals habe zu schulden kommen lassen.

Mehr laufend als gehend, erreiche ich mein Comptoir. Glücklicherweise ist mein überaus strenger Prinzipal noch nicht anwesend, wodurch ich denn dem Vorwurf des Zuspätekommens entgehe.

Was ich in der Mittagsstunde gethan, wiederhole ich in der neunten Stunde des Abends. Da die Tage schon sehr lang, so ist es immerhin möglich, daß meine Schöne noch auszugehen beabsichtigt. Aber eine Viertelstunde vergeht nach der andern. Die Schatten der Nacht sinken herab und ich muß, ohne meinen Wunsch erfüllt zu sehen, wieder mein Haus suchen.

Nicht günstiger ist mir der kleine Herzensverknüpfer Amor in den nächsten Tagen. Weder Mittags, noch Abends entdecke ich eine Spur von dem Mädchen, das ich nicht blos zu lieben wähne, sondern in Wahrheit innig liebe, denn wäre das nicht der Fall, mir würde nicht bei jedem Gedanken an sie das Blut stürmisch zu Herzen dringen und mein Appetit, wie mein Schlaf mir zurückkehren, die ich seit einiger Zeit verloren habe.

Was hilft es mir, daß ich sie nach mehreren Wochen wieder von fern auf dem genannten Dache emsig und zierlich im Glanze der Abendsonne walten sehe? So lange ich nicht weiß, wer sie ist, und ich nicht in ihre Nähe gelangen kann, werde ich auf den Wogen meiner Leidenschaft wie ein schwaches Fahrzeug umhergeschaukelt, und habe keine Hoffnung, die Insel meiner Sehnsucht, das Paradies, wo ich die Wonne ihrer Liebe zu genießen gedenke, zu erreichen.

Ich werde nun immer kopfhängerischer. Meine Züge verlieren die frische frische Farbe und meine Backen ihre Rundung. Meine Eltern, meine Schwestern wähnen, daß mir eine versteckte Krankheit in den Gliedern liege. Ich werde täglich wohl ein Dutzendmal nach der Ursache meines trübseligen Wesens und der merklichen Abnahme meines einst so wohlgenährten Körpers zu Hause gefragt. Aber ich schäme mich, meinen Eltern und den neckischen Schwestern einzugestehen, daß das drüben

Digitized by Google

liegende flache Dach an dieser erstaunlichen Veränderung meines Ich's schuld sei. Meine gute Mutter würde mir zwar ihre Theilnahme schenken, aber mein ernster Herr Papa meine Liebe als eine Thorheit schelten und die jungen Mädchen, deren Herz selbst noch frei, mich auslachen. Und doch drängt es mich von Innen heraus, meine Liebe irgend Jemandem zu vertrauen, von dem ich überzeugt wäre, daß er meine Empfindungen zu begreifen vermöchte.

Doch sollte nicht ein solcher Jemand unter meinen Bekannten und Freunden zu finden sein, ein Mensch, der mit mir sympathisirte und der vielleicht, weil er ruhiger als ich, ein Mittel ersönne, das mir helfen könnte?"

Ich denke in einer einsamen Stunde darüber nach.

„Thor, der Du bist," sagte ich zu mir selber. „Daß Dir das nicht schon früher eingefallen! Da ist ja Dein College, Hans Rothenmagen, der wackere, stets lustige Bursche, der im Comptoir neben Dir am Pulte sitzt. Bevor Du mit Deinem Fernrohr den Dir neu aufgehenden Stern observirtest, hast Du ja manchen Abend mit ihm zusammen vergnügt in verschiedenen Bierlokalen die Stunden weggeplaudert. Mit einem guten Herzen verbindet er Geist und Witz. Ihr seid ja Dutzfreunde und er hat Dir schon oft Beweise gegeben, daß er nicht blos ein Maulfreund. Wenn er Dich noch einmal fragt, was Dich so bekümmert, so rücke heraus mit der Sprache. Anfangs wird ihm Deine Leidenschaft vielleicht in einem komischen Lichte erscheinen, wenn Du ihm aber betheuerst, daß von einem ernsten Bündnisse mit dem Engel des flachen Daches das ganze Glück Deiner Zukunft abhängt, so wird er Alles aufbieten, das auszuführen, was Dir allein so unendlich schwer däucht."

Am Abend habe ich so monologisirt. Am nächsten Tage schon lade ich nach beendigter Comptoirzeit Hans Rothenmagen zu einem Spaziergange vor dem Dammthore ein.

Aber wir promeniren nicht lange. Ich bitte ihn, sich mit mir auf eine der Bänke der prächtigen Allee zu setzen, die vom Dammthore nach der Rabenstraße führt.

Ich überlege, wie ich die Worte setzen soll bezüglich des Geständnisses, das ich ihm machen will, ohne ihm Anreiz zum Lachen zu geben. Aber ehe ich noch damit beginne, faßt er meine Hand und fragt mich theilnehmend:

„Lieber Junge, was ist mit Dir vorgegangen? Seit mehreren Wochen bist Du nicht der alte, lustige Cumpan mehr. Was drückt, was quält Dich? Du weißt, ich bin Dein wahrer Freund. Willst Du mir nicht Vertrauen schenken? Mittheilung des Kummers erleichert die Brust. Also heraus damit. Sei versichert, ich werde nicht darüber scherzen, möge es sein, was es wolle."

Diese freundlichen Worte, die in herzlichem Tone gesprochen sind, ermuthigen mich. Etwas unzusammenhängend, in gebrochenen Sätzen, gemischt mit diversen Seufzern theile ich dem Freunde die Entstehung meiner Neigung zu dem schönen Mädchen auf dem flachen Dache mit und schwöre ihm zugleich, daß ich für immer ledig bleiben werde, falls es mir nicht gelänge, sie einst als mein geliebtes Weib in die Heimstätte, die ich mir freilich erst erwerben muß, einzuführen.

Haus Rothenmagen lächelt, aber er spottet nicht über mein Geständniß.

„Schon als Lehrling warst Du immer etwas phantastisch gesinnt," sagt er, „und das trockene Comptoirgeschäft hat Deine poetischen Anwandlungen, Deinen Hang zur Romantik nicht vernichten können. So ist mir denn Deine Liebe zu dem schönen, Dir aber sonst noch gänzlich unbekannten Mädchen ganz und gar erklärlich. Und wenn in der reizenden Hülle, die Du mit so glühenden Farben schilderst, auch eine gleich schöne Seele wohnt, so wünsche ich von Herzen, daß Deine Sehnsucht, sie zu Deiner Lebensgefährtin zu wählen, befriedigt werde. Vor Allem gilt es nun zu erkunden, wie sie heißt und wer ihre Eltern oder ihre sonstigen Anverwandten sind. Da Dir Deine Liebe so den Kopf verwirrt hat, daß Du, wie Du schon selbst sagtest, keinen klaren Gedanken mehr zu fassen im Stande, so biete ich Dir meine Freundeshand zur Hülfe an. Gönne mir nur wenige Tage Zeit. Was Du bis jetzt nicht hast erkunden können, hoffe ich möglich zu machen. Vielleicht bringe ich Dir bald gute Nachricht. Und nun aufrecht den Kopf, Herzensbruder, stöhne und seufze nicht mehr. Dem Muthigen gehört nicht nur das Glück, auch die Liebe ist ihm hold. Im Nothfalle ist auch das flache Dach zu erklettern,

Digitized by Google

wenn Du in anderer Weise nicht dazu gelangen kannst, ihr Deine Neigung zu gestehen. Also warte ab, vertraue und hoffe."

Diese trostreiche Versicherung beruhigt mich in Etwas. Arm in Arm gehe ich mit meinem Freunde nach der Stadt zurück. Und an diesem Abende gebe ich meinen Eltern und Geschwistern keine Veranlassung, einen Mangel an Appetit zu bedauern.

Hans Rothenmagen hat von einigen Tagen gesprochen. Allein es laufen acht in's Land, ehe er mich eines Abends bei Seite zieht und mir mit triumphirender Miene verkündet, daß er seinen Zweck erreicht habe.

Woran ich nicht im Traume gedacht, hat er mit Beihülfe eines glücklichen Zufalls ausgeführt.

Ich erfahre nun, daß in einem der dicht an dem Hause mit dem flachen Dache stehenden hohen Giebelhäusern ein Zettel ausgehangen habe mit der Inschrift: „Hier ist ein Zimmer in der dritten Etage zu vermiethen."

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichts-Verhandlungen

III. Quartal 1873.

14. Sitzung vom 25. Sept. Verhandlung gegen den 22 Jahre alten Michel Müller und den 20jährigen Martin Schenermann von Maudach wegen körperlicher Mißhandlung mit nachgefolgtem Tode in gemeinschaftlicher Ausführung. Beide wurden von den Geschworenen schuldig erklärt und vom Gerichtshofe in eine 10jährige Zuchthausstrafe verurtheilt.

15. Sitzung vom 26. Sept. Der 19jährige Schreibgehilfe Karl Lauer von Kirchheimbolanden war angeklagt, 2 dem k. Rentamte Kirchheimbolanden Ende März lfd. J. vom Ackerer Johann Groß von Jakobsweiler zur Registrirung und Stempelvisirung übergebene Akten (Privatkaufact und Vollmacht) mit der Bescheinigung der Registrirung, resp. Stempelvisirung versehen und diese Bescheinigung durch die Unterschrift: „Kgl. Rentamt. J. A. Becker," beglaubigt, die Eintragung jener Urkunden aber unterlassen und die von Groß erhobene Registrirungs- und Stempelvisirungsgebür mit 34 fl. 42 kr. nicht abgeliefert und in eigenen Nutzen verwendet zu haben. Der Angeklagte wurde unter Annahme von Milderungsgründen der Urkundenfälschung für schuldig erklärt und zu 4 Monaten Gefängniß bestraft.

16. Barbara Schlegel, 27 Jahre alt, Köchin von Münchberg (Oberfranken), war angeklagt, am 17. Juli l. J. der Gastwirthin Margaretha Holländer, Wittwe von Ferdinand Müller, aus deren Wirthschaft zum Ochsen in Weißenburg 3 weiße Schürzen, 1 Mannshemd und 2 alte Leintücher, im Gesammtwerthe von 11 fl. 42 kr. entwendet zu haben. Weiter war sie beschuldigt, am 18. Juli den Wirthen Mertz zu Bobenthal und Bayerle auf dem St. Germanshofe, und zwar dem Ersteren einen 5 fl. werthen Bettüberzug, dem Letzteren 2 Leintücher, 1 Tischtuch und 1 Lüstrejäckchen, im Gesammtwerthe von 18—19 fl. gestohlen zu haben.

Die Angeklagte, eine schon mehrfach bestrafte übelbeleumundete Person, gab die Verübung der Diebstähle zu. Urtheil: 2 Jahre Zuchthaus.

17. Sitzung vom 27. September. Verhandlung gegen Peter Distler 27 Jahre alt, Uhrmacher in Jagelheim wohnhaft, wegen Diebstahls und Unterschlagung. Vertreter der kgl. Staatsbehörde; Staatsanwalt Hessert, Vertheidiger; Rechtscandidat Heckt. Der ohne Annahme mildernder Umstände für schuldig erklärte Angeklagte wurde in eine 3jährige Zuchthausstrafe verurtheilt; auch wurden ihm die bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre aberkannt. Nach dieser Schluß-Verhandlung wurden die Geschworenen in ihre Heimath entlassen.

Verschiedenes.

Von dem Polizeigericht Grünstadt wurden vergangene Woche 24 Sonntagsschüler und Schülerinnen aus Ebertsheim wegen Besuches einer Tanzmusik mit je 2 Tagen Arrest bestraft.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 110. Freitag, 3. Oktober 1873.

Liebchen auf dem Dache.

Novellette

von **Bendix.**

(Fortsetzung.)

„Wie ich den Zettel las," sagt mein Freund Hans, „blitzte sogleich ein glücklicher Gedanke in mir auf. Ich steige die drei Treppen hinauf und frage, ob das Zimmer leer und gleich zu beziehen sei. Man antwortet mir „Ja." Da zögere ich denn nicht lange und nehme es in Deinem Interesse in Beschlag. Es wird mir leicht, mich mit meinen bisherigen Wirthsleuten, indem ich ihnen einen vollen Monat Miethe bezahle, abzufinden und so ziehe ich denn noch denselben Tag, es war vorgestern, in meine neue Wohnung ein. Da ich schon in den ersten Stunden meines Dortseins bemerke, daß meine Wirthin, eine noch ziemlich junge Wittwe, die augenscheinlich sehr erfreut, einen so hübschen, fidelen Kerl wie mich zum Miether bekommen zu haben, ungewöhnlich geschwätzig und neugierig ist, so fange ich Abends von Diesem und Jenem mit ihr zu plaudern an. Ich frage sie, wem das neue stattliche Haus nebenan zugehöre und ob die Etagen in demselben wohl eine hohe Miethe kosten und sage, daß ich wohl Lust hätte, sobald ich mich verheirathen würde, eine dieser Etagen mit meiner jungen Frau zu beziehen. Glücklicherweise war meine geschwätzige Wittwe sogleich bereit, mir Auskunft zu geben. Sie wußte und erzählte mir, was jeder der Etagenbewohner in dem Nachbarhause für Miethe zahle, fügte aber hinzu, daß die beiden unteren Etagen wohl erst nach längerer Zeit frei kommen würden. Anders aber sei es mit der dritten der Fall. Dort wohnte der Graveur Gordon, ein geborner Franzose, der aber schon seit länger als dreißig Jahren in Hamburg, hiesiger Bürger sei und hier auch geheirathet habe. Dieser Mann, schon in vorgerücktem Alter stehend; sei zwar nicht arm, aber seine Frau sei kränklich, weshalb er denn auch ein Dienstmädchen halten müsse und er habe dabei fünf Kinder zu ernähren, von denen vier noch im schulpflichtigen Alter ständen, das älteste, ein Mädchen, Namens Albertine, aber schon erwachsen sei und in der ganzen Nachbarschaft für ein Wunder von Schönheit angesehen werde. Durch dies hübsche fleißige Mädchen, das eine feine Erziehung genossen, sollten sich nun die Vermögensverhältnisse des alten Gordon merklich bessern. Ein schwer reicher Rentier, der in dem Vororte Hamburg's, dem reizend gelegenen Hamm, eine stattliche Villa besitze, habe Albertine auf einem ländlichen Ausflug, den sie mit ihren Eltern und Geschwistern vor Kurzem gemacht, kennen gelernt, sich bis über die Ohren in sie verliebt und bei dem Vater um die Hand des schönen Mädchens angehalten. Dem alten Gordon, dem der Werth des Reichthums über Alles ginge, sei dieser Antrag sehr willkommen gewesen. Aber nicht so dem jungen Mädchen, denn der Herr Rentier Piepmeyer trage schon fünfzig Jahre auf dem Rücken und habe ein Gesicht wie eine Bulldogge. Albertine habe sich denn auch viele Tage gesträubt, auf die Heirath einzugehen, aber endlich doch, um das Loos ihrer Eltern und Geschwister für die Zukunft zu sichern, denn der Rentier habe versprochen, für Alle zu sorgen und ihnen sogar eine Wohnung in seinem großen Landhause angeboten, in die Vorschläge ihres Vaters gewilligt, so daß in der nächsten Woche ihre Verlobung stattfinden solle. Seit dem Tage aber, wo Albertine Gordon dem häßlichen Piepmeyer das Jawort gegeben, sei die frühere fröhliche Laune gänzlich aus ihrer Seele gewichen. Sonst habe sie bei der häuslichen Arbeit mit glockenheller Stimme getrillert und gesungen, daß die unten wohnenden Nachbarn sich allgemein darüber gefreut hätten; jetzt sei sie aber schweigsam wie das Grab, und ihr

Digitized by Google

vor Kurzem noch so blühendes Antlitz habe die frische Farbe verloren. Es stände also außer aller Frage, daß Albertinens Ehe keine glückliche sein werde und sie nur wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt würde, der Zukunft entgegengehe. Sie, die Wittwe, habe das Alles von den nächsten Nachbarn des alten Gordon erfahren. Da wären zwei Töchter von gleichem Alter mit Albertine und eine derselben habe sie weinend ihr kummervolles Herz ausgeschüttet."

Was Hans Rothemagen mir erzählt, macht im ersten Augenblicke mein Blut erstarren. Ich fühle, daß ich leichenblaß werde und starre ihn erschrocken an.

„So ist sie für mich denn verloren," ächze ich voller Verzweiflung. „O, Freund, Deine Erzählung hat mich namenlos elend gemacht!"

Der beherzte Freund scheint aber meine Meinung nicht zu theilen.

„Sei ein Mann," ruft er mir zu, „und geberde Dich nicht wie ein liebekrankes Mädchen. So lange die schöne Albertine mit dem bulldogigen Piepmeyer noch nicht vor dem Altare steht, darfst Du die Hoffnung nicht sinken lassen. Was Teufel! Du, ein hübscher Bursche, dem die Aussicht blüht, bald zum wohlbesoldeten Buchhalter hinaufzurücken, wirst doch im Stande sein, dem alten widerwärtigen Geldsacke die ihn verabscheuende schöne Braut abzujagen. Du mußt mit ihr zusammen kommen, sie sprechen, ihr unverhohlen und kühn gestehen, wie und auf welche Weise Dein Herz für sie inflammirt worden. Von Vaters Seite rollt französisches Blut in ihren Adern. Französinnen, wie ich oft gelesen, verlieben sich schnell, wenn ihnen der Rechte naht, und daß Du der Rechte für sie bist, mußt Du ihr durch eine kühne That beweisen."

„Ja, ja, Du hast Recht," sage ich. „Aber worin soll diese kühne That bestehen?"

„Nun, Du mußt sie zu sprechen suchen," sagt Hans.

„Aber wo, lieber Hans, wo? Unter welchem Vorwande soll ich in ihre Wohnung dringen? Und auf der Straße, wenn ich auch das Glück hätte, ihr zu begegnen, kann ich doch meine Liebe nicht gestehen."

Auf diese mit trübseliger Miene ausgesprochenen Worte erwidert Hans rasch:

„Nun, geht es nicht in ihrer Wohnung und auf der Straße, so muß es auf dem Dache geschehen."

Ich schlage erstaunt über diese kühne Idee die Hände zusammen.

„Hans," rufe ich, „wie soll ich da hinaufkommen?!"

Mein Freund besinnt sich einige Augenblicke. Dann sagt er:

„Durch das Haus darfst Du nicht hinaufsteigen. Man könnte Dich auf der höchstgelegenen Treppe sehen und Dich zurückweisen, oder nach der Ursache Deiner Promenade nach oben befragen, was Dich gewaltig in Verlegenheit setzen möchte. Auch paßt dieser prosaische Schritt zu Deiner poetisch entkeimten Liebe nicht. Nein, die Sache muß anders angegriffen werden. Antworte mir, lieber Bruder: Wirst Du leicht vom Schwindel ergriffen?"

Ich verneine. Ich habe ein Jahr zuvor auf einer Vergnügungstour im Harzgebirge mehr als einmal von hohen Felsen in die Tiefe geblickt, ohne eine Anwandlung von Schwäche zu empfinden."

„Desto besser," ruft Hans. „Und kannst Du klettern, lieber Junge?"

„Als Knabe wetteiferte ich darin mit den Dachhasen," erwidere ich.

„Vortrefflich fährt Hans fort, „so kann mein Plan mit Deinem Glück in's Werk gesetzt werden. Du weißt, auf dem Hause, wo ich wohne, ruht ein Giebeldach. Auf dem Boden, über den meine Wittwe zu gebieten, ist ein kleines Fenster, von woaus man auf das schräge Dach gelangen kann, wenn man um die Ecke des Giebels biegt. Von dort klettert man nach dem First des Daches hinauf, der unmittelbar an das flache Dach stößt, wo Deine Angebetete sich zuweilen mit der Wäsche beschäftigt. Wir ziehen meine Wirthin, der es leid thut, daß die schöne junge Nachbarin dem Manne mit der Bulldoggphysiognomie in die Arme geliefert werden soll, in's Vertrauen. Zudem ist sie arm und ein kleines Geschenk wird sie schnell bestimmen, unsere Verbündete zu werden. Sobald Du nun vermittelst Deines Fernrohrs siehst, daß Demoiselle Gordon bei anbrechender Dämmerung allein auf ihrem Dache schaltet und waltet, dann heißt es keine Zeit verloren. Du fliegst zu mir herüber. Du kletterst zum Giebelfenster

Digitized by Google

hinaus, schreienst mit der Kühnheit eines Schornsteinfegers den obern Rand des Daches entlang, schwingst Dich am Ende zu Deiner Schönen hinauf und gestehst ihr mit den feurigsten Worten, die Dein poetisches Gemüth Dir im entscheidenden Augenblicke auf die Zunge legen wird, Deine Liebe — und so weiter. Das Uebrige ist Deine Sache. Meinen Plan habe ich Dir dargelegt. Fehlt Dir die Courage nicht, ihn auszuführen, so kann das Gelingen ihn krönen."

„Aber werde ich das holde Mädchen nicht erschrecken?" frage ich. „Wird sie, wenn ich so unvermuthet vor ihr erscheine, mich nicht für einen Dieb, oder für einen Wahnsinnigen halten?"

Mein Freund lacht laut auf.

„Wer Wäsche stehlen will," sagt er, „steigt nicht auf ein Dach, wo Jemand beschäftigt ist und auch nicht im Schimmer der Abendsonne, sondern um Mitternacht, wo die Wächter der süßen Ruhe in den Kellerlöchern pflegen. Und was die Tollheit betrifft, so kann höchstens von einer Liebestollheit die Rede sein, von dem süßen Wahnsinn, der mehr oder weniger von jedem jungen feurigen Herzen Besitz nimmt, wenn er sein Ideal gefunden zu haben glaubt. Uebrigens wird Dein Geständniß sie bald aufklären, und wenn Du ihr bei allen Himmelsmächten betheuerst, daß Du den außergewöhnlichen Weg, um sie zu sprechen, nur deshalb betreten, um sie vor den goldenen, aber drückenden Fesseln zu retten, die der dicke Piepmeyer um sie schlingen will, so gieb' Acht, sie wird Dich nicht mit dem Schrei des Erstaunens entlassen, mit dem sie Dich wahrscheinlich empfangen wird und Dir, wenn Deine Persönlichkeit ihr gefällt, woran ich nicht zweifle, ein zweites Rendezvous an einem weniger seltsamen Orte gewähren. Also willst Du, lieber Bruder, ja, oder nein?"

Ich müßte nicht so rasend verliebt sein, wenn ich nicht einwilligte.

Ich drücke Hans Rothenmagen warm die Hand. Ich nenne ihn meinen Helfer in der schwersten aller Nöthen, der Liebesnoth, und verspreche ihm, in der ersten Abenddämmerung, wo Albertine Gordon auf dem flachen Dache meinen Blicken sichtbar wird, die gefährliche Dachpromenade anzutreten.

Der ersehnte Abend erscheint nach acht Tagen. Durch mein Fernrohr sehend, gewahre ich, daß Albertine Gordon sehr blaß und niedergeschlagen aussieht.

Ich vermuthe, daß der Tag ihrer Verlobung mit dem verhaßten Piepmeyer schon festgesetzt ist und daß daher ihre traurige Stimmung rührt.

„Nein, nein, Du holdes, himmlisches Geschöpf," rufe ich. „Wirst Du die Rettungshand, die ich Dir bieten will, nicht etwa zurückweisen, so soll der abscheuliche Name Frau Piepmeyer Deine Jugend nicht verunzieren!"

Ich weiß, daß mein Freund Hans Rothenmagen zu Hause und eile zu ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Papierverbrauch auf der Erde.

Mit emsigem Fleiße und auf geheimen Wegen sucht die allgemeine Statistik alle Regungen des Entstehens und Vergehens, des Schaffens und Verbrauchens, des Vermehrens und Verminderns vom geringsten bis zum wichtigsten Gegenstande zu erforschen und in Zahlen aufzuzeichnen. Sie ist darum eine Veranschaulichung des Völkerlebens in Zahlen, wie die vergleichende Statistik ein Kulturmesser in Zahlen ist. Denn in dem Grade, als ein Volk noch im natürlichen oder, besser gesagt, im kulturlosen Zustande verharrt, in eben dem Grade ist auch seine Lebensweise einfacher und der Kreis seiner Bedürfnisse ein kleinerer; wie andernfalls, je höher kultivirt ein Volk, um so vielseitiger seine Bedürfnisse und verfeinerter seine Genüsse sind.

Es ist darum die Statistik eine sehr lehrreiche Wissenschaft für Alle, weil nichts besser beweist, als Zahlen, und nichts deutlicher den Fortschritt oder Rückgang eines Volkes vor Augen führt, als die steigende oder abnehmende Summe seines Verbrauches. Auf dem Wege offizieller „Enquêten" ist leider eine wahrhaft genaue Gesammtstatistik nicht zu ermöglichen, weil die Sonderinteressen des Einzelnen die richtigen Produktions- und Konsumtionsmengen verschweigen lassen; darum muß es die Aufgabe eines jeden in einem Zweige des Schaffens und der Berufsthätigkeit Eingeweihten sein, durch Mittheilung seiner Forschungen zur Verbesserung und Vervollständigung des großen Werkes beizutragen.

Die „Internationale Ausstellungszeitung" hat bereits mehrfache schätzbare Beiträge auch nach dieser Seite hin geliefert. Wir wollen dieselben durch die folgende Mittheilung über den „Papierverbrauch auf der Erde" vermehren und hoffen, das Interesse der Leser deßhalb dafür zu gewinnen, weil die Schriftstoffe, und speziell das europäische Papier, den genauesten Maßstab für den Kulturzustand eines Volkes abgeben, da dieser Verbrauch in engster Verbindung mit der Bildungsstufe, mit der Gewerbthätigkeit und dem Handel steht.

Digitized by Google

Je müheloser die Natur Nahrung, Wohnung und Bekleidung schafft, um so lieber verharrt der Mensch in Trägheit; je größer aber sein Kampf um's Dasein ist, um so mehr wird seine materielle und geistige Kraft herausgefordert. Darum gehören die Bewohner der mittleren nördlichen Zone, wo die häufigen Temperatur-Unterschiede, die schroffen Wechsel der Jahreszeiten, die Unterbrechung der Vegetation zur Aufsuchung unendlich vieler Schutzmittel aller Art aufgefordert haben, zu den intelligentesten Nationen; denn die Schutzmittel mußten künstlich geschaffen werden und führten zum Sammeln und Austausch, zum Handel und Gewerbefleiß, zur Wissenschaft und Kunst, zum Luxus und zur verfeinerten Sitte.

Wo Gewerbthätigkeit, Handel und Wissenschaft, da ist auch das Papier in seinen vielfachen Verwendungsweisen in hohem Ansehen. Theils für den Gebrauch zur Schrift, theils den zum Einpacken von Waaren ist jedoch seine Art verschieden und in merkwürdiger Abstufung und je nach diesem Bedürfnisse findet man bei der gelben mongolischen Menschenrace ganz andere Papierarten im Gebrauch, als bei den weissen kaukasischen, während die schwarze äthiopische, braune amerikanische und die olive australische Race nur Blätter, Bast und Holztafel benützen. Wir übergehen die Einzelheiten der Verbrauchsweisen der aus frischen Blatt-, Bast- und Stengelfasern bereiteten Filzpapierarten der 500 Millionen Menschen mongolischer Abstammung (Chinesen, Siamesen, Koreaner, Japanesen, [Kinos]); wir übergehen die Verwendungsarten der Blätter, des Bastes und der Holztafeln der 10 Millionen Menschen der äthiopischen, amerikanischen und australischen Racen; auch wollen wir nur bemerken, daß 130 Millionen der kaukasischen Race (vomindisch-europäischen und semitischen Sprachstamm: Perser, Hindus, Armenier, Georgier, Kaukasier, Babylonier, Syrier, Araber, Phönizier, Egyptier, Seldschuken und Osmanen) hauptsächlich nur Baumwollenpapier benützen: 360 Millionen Menschen der reinen (erbleichenden und erröthenden) indo-germanischen, indo-slavischen und indo-romanischen Familien verbrauchen aber, als die wirklichen Kulturvölker, das überwiegend meiste und unendlich verschiedenartigere europäische Papier aus Hadern-, Stroh-, Holz-, Jute-, Maulbeer-, Esparto- und Kartoffelfasern. Wir erkennen hieraus, daß die 1360 Millionen auf der Erde lebenden Menschen überhaupt in vier Hauptgruppen des Schriftmaterials sich scheiden und 360 Millionen darunter ohne Schrift und Verkehr sind.

Die 360 Millionen Kulturmenschen verbrauchen jetzt alljährlich 1800 Millionen Pfund Papier, so daß auf jeden Menschen im Durchschnitt 5 Pfund Papier im Jahre zu rechnen sind. Der heutige Stand der Papierfabrikation und des Papier-Verbrauches erweist schon allein den großen Fortschritt, den jene 360 Millionen seit einem halben Jahrhundert wieder gemacht haben, da vor dieser Zeit der Verbrauch gerade die Hälfte, das ist 2½ Pfund per Kopf, betrug. Dieser Aufschwung steigert sich in manchen Ländern unverhältnißmäßig gegen andere, und so gehen namentlich Deutschland, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in außerordentlicher Verbrauchsvermehrung voran.

Um die 1800 Millionen Pfund Papier zu produziren, kommen von den 218 Millionen Schafen auf der Erde alljährlich 1200 Millionen Pfund Wolle, als abgetragene Kleidungsstücke, im Gewichte von 200 Millionen Pfund, dem Papier-Fabrikanten zu, aus denen er 100 Millionen Pfund Papier erhält. Die 100 Millionen Spindeln und Spinnereien liefern aus den 2000 Millionen Pfund Baumwolle 800 Millionen Pfund baumwollene Hadern, welche 500 Millionen Pfund Papier ergeben. Die 2000 Millionen Pfund Flachs und Hanf jährlicher Ernte geben ebenfalls gegen 800 Millionen Pfund Gewebe, von denen dem Papier-Fabrikanten der größte Theil zukommt, so daß er 400 Millionen Pfund in Papier umwandeln kann. Aus 600 Millionen Pfund Esparto-binse, Jute, Agave, Aloë u. s. w. kommen der Papier-Fabrikation als frische Halme und abgenützte Gewebe so viel zu, daß 100 Millionen Pfund Papier daraus gewonnen werden, wie auch aus 400 Millionen Pfund Stroh und 400 Millionen Pfund Holz zusammen 400 Millionen Pfund Papier. Zu dieser Umwandlung sind aber noch 750 Millionen Pfund Chemikalien, Harze, Stärke, Farben, Erden, Oele und Fette nöthig, die im Papiere sich auf 900 Millionen Pfund verwerthen, und endlich 4500 Millionen Pfund Steinkohlen zum Kochen, Lösen, Verdampfen und Betriebe, so daß zu 1800 Millionen Pfund Papier 8450 Millionen Pfund Materialien erforderlich sind.

Diese 1800 Millionen Pfund Papier werden in 3960 Fabriken mit 2780 Papiermaschienen und 1807 Bütten hergestellt, welche in vollem Betriebe ein Gesammtkapital von 567 Millionen Gulden Oesterreichischer Währung repräsentiren. 90,000 männliche und 180,000 weibliche Arbeiter inner- und 100,000 Arbeiter außerhalb der Fabriken zur Beschaffung des Rohmaterials sind durch die Papier-Fabrikation unmittelbar beschäftigt. Die Kosten der Löhne betragen 85 Millionen Gulden, die der Rohmaterialien 136 Millionen Gulden, die der Kohlen 34 Millionen Gulden und die der Chemikalien, Regie, Abgaben u. s. w. 85 Millionen Gulden, während die 1800 Millionen Pfund Papier einen Werth von 378 Millionen Gulden besitzen.

(Schluß in der heutigen Nummer des Pfälzer.)

Verschiedenes.

Die Verhandlungen über die Einverleibung Bornheims in Frankfurt sind nun definitiv abgeschlossen worden. Die Bevölkerungszahl Frankfurts erhält einen Zuwachs von beiläufig 8000 Seelen, und Frankfurt rangirt somit jetzt zu den Städten mit mehr als 100,000 Einwohnern.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 111. Sonntag, 5. Oktober **1873.**

Liebchen auf dem Dache.

Novellette

von **Bendix.**

(Fortsetzung.)

„Mein Ideal ist allein auf dem Dache," sage ich zu ihm. „Jetzt gilt's, das Wagniß auszuführen."

Hans vermittelt mit schmeichelnden Worten die Bekanntschaft zwischen mir und seiner Wirthin.

Diese sagte lachend:

„Wünsche von Herzen Glück zu Ihrem Vorhaben, junger Herr. Aber das Dach oben ist steil. Nehmen sie sich in Acht, daß Ihnen kein Unglück widerfährt. Vor einem Jahr ist von demselben ein kleiner Schornsteinfeger heruntergerutscht. Er hat sich aber an der Dachrinne festgehalten und ist so mit dem bloßen Schrecken davongekommen."

Diese Historie flößt mir einiges Bedenken ein. Allein ich richte meine Gedanken auf Albertine Gordon und bleibe fest in meinem Entschlusse. Was liegt mir auch am Leben, wenn ich sie nicht erringen kann."

Mein Freund Hans spricht mir ebenfalls Muth ein. Die Wittwe reicht ihm den Schlüssel zum Feuerungsboden, und wir steigen noch oben.

Hans öffnet das Giebelfenster und läßt mich hinausblicken. Der Raum von dem Fenster bis zur Dachrinne ist so klein, daß ich bequem von der Höhe auf dem Marktplatz hinabsehen kann. Es ist also nicht ohne Gefahr, um die Ecke des Giebels herum nach dem First des Daches hinaufzuklettern.

Aber wer wird, wo das höchste Lebensglück auf dem Spiele steht, feige vor demselben zurückbeben?

Ich drücke meinem Freunde Hans die Hand.

„Sollte mir ein Unglück widerfahren, spreche ich, „so überbringe Du meinen Eltern die Schreckensbotschaft mit der nöthigen Vorsicht und sage ihnen, daß ich, hätte ich diese Kletterparthie nicht angetreten, doch vor Liebe gestorben wäre."

Dann fasse ich die Eckpfosten des Fensters und schwinge mich auf das schräge Dach hinaus.

Es glückt mir, festen Fuß zu fassen. Ich athme hoch auf und klettere auf Händen und Füßen nach oben.

Auf der gefährlichen Höhe angelangt, mache ich den First, um mich von der Anstrengung zu erholen, einige Augenblicke zum Reitpferde. „Mit Gott!" murmelte ich dann, erhebe mich und schreite mit halbgeschlossenen Augen vorwärts, meinem Ziele zu.

Ich gelange zu dem flachen Dache, ohne daß Albertine mich sieht, denn sie ist auf der entgegengesetzten Seite mit Wäsche beschäftigt.

Jetzt trennt mich von der Holden nur noch eine Höhe von circa vier Fuß. Ich kann die niedrige Balustrade mit den Händen erreichen.

Ein kräftiger Ruck und ich stehe oben, ganz in der Nähe meines schönes bleichen Engels, deren Anblick mir nur noch die hin- und herflatternde Wäsche entzieht.

Lautlos bleibe ich stehen. Mein mächtig klopfendes Herz soll sich erst etwas beruhigen, ehe ich ihr gegenüber zu treten wage.

Aber Albertine kommt mir zuvor.

Ein großes Bettuch wird plötzlich aufgehoben und sie tritt unter demselben heraus. Mich sehend, stößt sie einen leisen Schrei aus. Es scheint der Schreck hat ihr den Athem versetzt. Sie starrt mich mit den großen Kornblumenaugen an. Ich sehe wie sie zittert, wie ihre Lippen sich öffnen, als wolle sie fragen, wer ich sei und ob eine schlimme Absicht mich in ihre Nähe geführt habe.

So stehen wir einige Augenblicke einander stumm gegenüber.

Gefaßter als sie, ergreife ich natürlich zuerst das Wort.

Digitized by Google

Erst nur in abgebrochenen Perioden stammelnd, flößt meine Leidenschaft mir eine Begeisterung ein, die sich in klarer, aber glühender Sprache offenbart.

Ich schildere ihr, wie meine Neigung für sie entstanden und durch ihren öfteren Anblick in dem Grade gewachsen sei, daß ich ohne sie nicht mehr zu leben vermöchte. Ich setze ihr meine Verhältnisse auseinander. Ich sage ihr, daß ich in kurzer Zeit im Stande sein werde, ihre eine bescheidene, aber genügende Versorgung zu bieten. Ich unterlasse nicht, hinzuzufügen, daß die Ehe, welche sie mit dem korpulenten Herrn Piepmeyer führen würde, ihr die Hölle auf Erden in Aussicht stelle. Ich schwöre, Alles aufzubieten, sie vor diesem Unglück zu bewahren und daß ich in meiner Verzweiflung zu dem rasenden Entschlusse gelangen könne, den widerwärtigen Freier auf Degen oder Pistolen zu fordern. Ich deute auf die gefährliche Promenade zurück, die ich gemacht, um ihr meine reinen, lauteren, unvergänglichen Gefühle zu gestehen. Indem ich so spreche, fühle ich, wie meinen Augen Thränen entquellen und diese meine Backen netzen. Ich sinke vor ihr zwischen zwei Betttüchern auf die Kniee, so daß Niemand von einem benachbarten Dache meine leidenschaftliche Geberde sehen kann, und blicke mit gefalteten Händen zu ihr empor.

Mag dem, was ich spreche und thue, sich auch viel Unsinn beimischen, im Ganzen ist es doch die Sprache der wahren Liebe, die über meine Lippen quillt, und wie sollte die ein junges Mädchen nicht rühren, das auf dem Punkte steht, in ein Ehejoch geschmiedet zu werden, das sie in tiefster Seele verabscheut und nur aus Liebe zu ihren Eltern auf sich nehmen will?

Indem ich noch zu ihr aufblicke, bemerke ich, daß ihre blassen Wangen die Farbe des Purpurs angenommen haben und auch ihre Augen voll Thränen stehen. Noch in diesem Augenblicke nach langen, langen Jahren steht das holde Mädchenbild vor meiner Seele. Albertine reicht mir die Hand und zieht mich sanft von dem Estrich des Daches auf.

„Ich glaube, was sie gesagt haben, mein Herr," flüstert sie. „Was Sie gewagt, mich zu sehen und zu sprechen, muß mir diesen Glauben einflößen. Auch will ich Ihnen gestehen, daß Sie mir nicht mißfallen," und mit gesenkten Augen fügt sie hinzu: „daß ich Sie" — diese letzten Worte spricht sie fast unhörbar — „gern als meinen Retter begrüßen würde, wenn sie meine Eltern bezüglich der mir vorgeschlagenen verhaßten Heirath umzustimmen vermöchten."

„Ich küsse entzückt ihre feine weiße Hand. O, mit welcher Wonne hätte ich Albertine an meine Brust gedrückt! Aber ich fürchte, sie durch solche Kühnheit zu beleidigen und lasse es bei dem Handkuß bewenden. Ich besinne mich, daß ich ihr in dem Strom meiner feurigen Rede meinen Namen noch nicht genannt. Ich sage, daß ich Karl heiße, und bitte sie wenn auch nicht in diesem Augenblicke, doch bei unserm Wiedersehen mich so zu nennen.

Sie nickt lächelnd und ich presse auf's Neue meine Lippen dankbar auf ihre rosig angehauchten Finger.

„Und wo und wann werde ich Sie wiedersehen?" frage ich, und setze hinzu: „Ich bin bereit, jeden Abend auf demselben Wege hierher zu kommen, wie heute."

„Nein, nein," erwidert sie schnell, indem sie ängstlich nach dem spitzen Giebeldach blickt, „Sie sollen sich keiner solchen Gefahr mehr aussetzen. Falls Sie Ihr Geständniß nicht bereuen, können wir in der zweiten Etage dieses Hauses zusammentreffen. Die erwachsenen Töchter der unter uns wohnenden Familie sind meine Freundinnen. Sie werden unser Geheimniß nicht verrathen. Aber nur unter der Bedingung gehe ich auf diese Zusammenkunft ein, daß sie sich nicht wiederholt. Haben wir uns dort gesprochen, so darf ich Sie nur in Gegenwart meiner Eltern wiedersehen, denn um keinen Preis will und darf ich diese Guten hintergehen. Was dann weiter geschehen soll, ist Ihre Sache, mein Herr. Und nun bitte ich dringend, entfernen Sie sich. Aber gehen Sie nicht wieder über jenes gefährliche Dach zurück, sondern schlagen Sie diesen Weg ein, die Treppen hinunter. Wenn Sie sich beeilen, bei unserer Etagenthür vorbeizukommen, ohne gesehen zu werden, so wird, falls man sie auch auf den unteren Treppen sehen würde, doch Niemandem einfallen, zu denken, daß Sie mir auf dem Dache einen Besuch gemacht haben."

Ich gehe auf diesen Vorschlag ein, rufe ihr

ein Lebewohl bis zum Wiedersehen zu und will durch die Dachluke hinabsteigen.

Da dringt plötzlich das Geräusch von Schritten an unser Beider Ohr.

„Hilf Himmel!“ ruft Albertine, „das ist Anna, unser Dienstmädchen. Sie kommt herauf, um mir zu helfen. Das Mädchen ist so klatschsüchtig und wenn sie Sie hier findet —“

„Sie soll mich nicht finden,“ flüstere ich Albertine zu. „Noch einmal auf ein glückliches Wiedersehen!“

In einem Nu springe ich wieder auf das Giebeldach zurück, dies Mal in der Freudigkeit meines Herzens sicherer schreitend als zuvor. Auf der Stelle angelangt, von wo ich nach dem Giebelfenster hinunter zu kriechen habe, sehe ich noch einmal nach dem Dache meines Glücks zurück. Aber nur die flatternde Wäsche begegnet meinen Augen. Albertine ist verschwunden. Das arme Kind! wahrscheinlich hat die Angst um mich sie fortgetrieben, wenn sie nicht gar in Ohnmacht gesunken und ihrem Mädchen in die Arme gefallen ist.

Indessen habe ich nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Den Rücken der Straße zuwendend, gelange ich glücklich bis zu dem erwähnten Fenster, umfasse den Pfosten und sinke in die Arme meines treuen Hans Rothenmagen, der auf dem Boden dem Ausgange meines kühnen Abenteuers entgegen geharrt.

Was ich dem theuren Mädchen nicht spenden durfte, wird jetzt dem Freunde zu Theil. Ich schlinge meine Arme so fest um seinen Hals, daß er laut aufschreit, ich küsse ihn ein Dutzendmal auf beide Backen und setze diese Liebkosungen so lange fort, bis er mich lachend von sich schiebt und fragt, ob ich auf dem flachen Dache meinen Verstand eingebüßt.

Vor innerem Herzensjubel übersprudelnd, erzähle ich ihm nun Alles, was geschehen, daß mein Glück ohne Grenzen ist, Albertine jetzt nicht dem reichen dicken Rentier geopfert würde und daß ich ihre Neigung im Sturm errungen.

Der wackere Hans nimmt innigen Antheil an meinem Glücke.

„Du siehst nun ein, lieber Bruder,“ sagt er, daß ich Recht hatte, als ich Dir anrieth, Dich Deiner Schönen auf so ungewöhnlichem Wege zu nähern. Wenn ein junges Mädchen in Gefahr schwebt, einem verhaßten Bewerber ihre Hand geben zu müssen und es naht ihr dann ein wie aus den Wolken gefallener Rettungsengel, zumal wenn dieser ein Adonis gegen alle Piepmayer der Welt ist, so wird sie weit rascher seine Hand ergreifen, als wenn er ihr auf prosaische Weise auf dem Balle, oder auf der Straße seine Hülfe anbietet. Nun, die Hauptsache ist gethan. Du bist der Liebe des Fräuleins Gordon gewiß. Nun heißt es solide Wege einschlagen und Deine Eltern zu Rathe ziehen. Jetzt aber komme auf meine Stube. Ich habe im Voraus für ein paar Flaschen Burgunder gesorgt. Wir wollen der schönen Albertine ein jubelndes Lebehoch und dem Herrn Piepmayer ein vernichtendes Pereat bringen!“

Wir betreten Arm in Arm das Zimmer des wackern Freundes.

Er nimmt den Wein aus dem Schranke und fügt drei Gläser hinzu. Die dritte in unserm Bunde, die gefällige Wirthin, soll ja mithalten. Auf Hans' Bitte erscheint sie und nimmt neben uns Platz. Wir bleiben noch eine volle Stunde gemüthlich zusammen. Wir plaudern von Albertinen. Ihr zu Ehren wird viele Male angestoßen, dem Herrn Piepmeyer wird das ihm gelobte Pereat ausgebracht. Als es zehn schlägt, verabschiede ich mich von meinem Freunde mit einer Umarmung und von der Wittwe mit einem herzlichen Händedruck, dem ich das Versprechen hinzufüge, daß sie auf meiner Hochzeit in spe am Tanze theilnehmen soll.

Zu Hause finde ich meine Lieben noch wach. Ich gebe Ihnen Gelegenheit, sich hinreichend über meine durch Liebe und Wein erweckte Fröhlichkeit zu verwundern und suche dann mein Zimmer auf, um vor dem Schlafengehen die Scene auf dem flachen Dache ungestört mir vor die Seele zu rufen und in meinen Zukunftshoffnungen zu schwelgen.

Es wird Mitternacht, ehe ich auf meinem Lager die Augen schließe. Das in der Wirklichkeit genossene Glück setzt sich in meinen Träumen verstärkt fort, denn ich halte Albertine in meinen Armen und liebkose sie, als wenn unsere Verlobung schon längst stattgefunden.

Ein altes Sprichwort sagt: Ein Unglück kommt selten allein. Mitunter ist das aber auch mit dem Glücke der Fall.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Verschiedenes.

Mainz, 27. Sept. Heute Morgen gegen 7 Uhr bemerkte man in einem Hause der Stephansstraße Brandgeruch. In einem unbewohnten Zimmer brannte ein auf der Commode liegendes Abputztuch dicht bei den Vorhängen. Die Veranlassung war, daß ganz in der Nähe eine gefüllte Wasserflasche stand, welche die auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einen Brennpunkt auf dem naheliegenden Tuche vereinigte und dadurch dasselbe entzündete. Das Experiment wurde noch einigemale wiederholt und in weniger als einer halben Minute fing das Tuch Feuer.

Bonn, 26. Sept. Die „Deutsche Rztg." hält über ihre eigenen Arrestangelegenheiten folgende Betrachtung: „Zur Zeit sitzt im Arresthause zu Bonn, und zwar parterre, der Factor unserer Druckerei, Herr Sieger, der, auf Befehl des hiesigen Instruktionsrichters Haas eingesperrt, nun schon seit dem 9. Juli im Gefängniß schmachtet und täglich seiner endlichen Befreiung entgegenharrt. Im ersten Stock meditirt drei Monate long über eine im September v. J. nach Berlin an den Fürsten Bismark gerichtete Frage, die aber nach dem Urtheil des Gerichts ein crimen laesae majestatis enthalten soll, unser Expedient, Herr v. Arx, der im vorigen Jahre bei einer mehrwöchentlichen Abwesenheit des Redacteurs die Zeitung unterzeichnete. In der zweiten Etage stellt seit dem 4. Aug. d. J. unser früherer verantwortlicher Redacteur, Herr Dr. Matzner, Betrachtungen an über die Freuden eines katholischen Redacteurs in gegenwärtiger Zeit und über die Klippen, welche der § 131 des deutschen Strafgesetzbuches versteckt hinaustreibt in das Fahrwasser der politischen Tagesschriftstellerei. Zu diesen Meditationen ist Herrn Dr. Matzner eine Muse gewährt bis zum 19. November d. J. Also oben Redaction, dann Expedition und unten Druckerei, ganz eben so wie es bei uns im Geschäft ist. Schade, daß wir letzteres nicht nach der Wilhelmsstraße verlegen konnen, wir hätten dann Manches bequemer."

Ueber die unförmlichen Hackenschuhe der Damen schreibt die P. med-chir. Presse: „Die in Mode gekommenen hohen Absätze der Damenstiefel sind in mannichfacher Beziehung schädlich für den Organismus, und aus diesem Grunde zu verwerfen. Im Allgemeinen geben sie der Längenaxe des Körpers eine andere Stellung, wodurch der Oberkörper mehr nach rückwärts gerichtet wird und eine einflußreiche Veränderung entsteht, welche in Bezug auf die wichtigste Bestimmung, welche das Weib als Gattin und Mutter erfüllen soll, nicht gleichgültig ist. Ferner werden durch jene bizarre Stellung des Fußes Vertretungen und sogar Verrenkungen sehr begünstigt, was durch mehrere Beobachtungen bestätigt wird. Ungleich häufiger sind selbstverständlich hieher auch die vielen Entzündungen der Sehnenscheiden, so wie anderweitige Irritationsproducte zu heißen. Endlich sind auch noch die sogenannten Hühneraugen der besagten unpassenden Fußbegleitungsform zur Last zu legen. Bei schwachen, lockeren Gelenkbändern bewirken die Absätze, daß sich der Fuß nach der Seite und Länge streckt und so die häßlichste und hinterlichste aller Fußformen entsteht, nämlich der sogenannte Plattfuß, der zum Latschen und Wackelgang führt. Dann wird also gerade diejenige Fußgestalt, die hochgewölbte Spanne vernichtet, der dem Fuße seine Schönheit gibt und welche unsere Coquetten mittels der hohen Absätze nachzuahmen suchen!"

Das Fremdenblatt enthält folgende Erzählung: „Der Stabstrompeter Krüger vom 16. Dragoner-Regiment leitete das Concert beim Aufenthalt des Kaisers in Buxtehude. Ersterer dient bereits seit 39 Jahren und zählt seinen alten Vater und seinen Bruder noch unter seiner Capelle. Der Kaiser hatte diese verwandtschaftlichen Verhältnisse erfahren und fragte den Stabstrompeter in scherzender Weise, ob jene Beiden sich auch gut aufführten: „Majestät, war die ernsthafte Antwort, „so lange sie unter mir stehen, habe ich noch nicht nöthig gehabt, sie bestrafen zu lassen!" Der Kaiser lachte ob dieser gewissenhaften Controle von Vater und Sohn herzlich.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 112. Mittwoch, 8. Oktober 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

Erstes Kapitel.

Am Sarge.

In dem großen Saale des Herrenhauses, auf dem Landgute des Herrn von Handorfe, das dieser mit seiner Familie bewohnte, war im Jahre 1832 ein Katafalk errichtet.

Auf demselben stand ein von Wachskerzen beleuchteter Sarg, in dem ein Mädchen, ein Kind von zwölf Jahren, ruhte.

Die Leiche war in blendend weißen Atlas gekleidet, und reich mit Blumen geschmückt. War die Kleine doch im Frühling des Lebens und der Jahreszeit gestorben.

In den gefalteten Händen hielt die Todte einen Veilchenstrauß, ein Sinnbild ihres Seins, das nun aufgehört hatte.

Am nächsten Morgen sollte die kleine Bertha, die jüngste Tochter des schon in hohen Jahren stehenden Schloßherrn in dessen Familiengruft, die sich auf dem Friedhofe des Dorfes befand, das in unmittelbarer Nähe des Gutes lag, die ewige Ruhestätte finden.

Aus diesem Grunde, um gleichsam Abschied von der am Scharlachfieber gestorbenen Kleinen zu nehmen, hatte Herr von Handorf sich mit seiner Familie in der achten Stunde des Abends in den Trauersaal begeben.

Die ihm nahe angehörigen Personen, die mit ihm den Sarg umstanden, waren seine Gattin, eine hochgewachsene Dame von vierzig und einigen Jahren, aus deren regelmäßigen, aber harten Zügen der Stolz ihrer gräflichen Abstammung sprach, zwei Söhne, von denen der älteste zwanzig und der jüngere achtzehn Jahre zählte und eine Tochter, deren sechszehnter Geburtstag am Ende des Winters festlich begangen worden.

Die Söhne trugen die Namen Alfred und Kurt, die Tochter wurde Emilie gerufen.

Erstere sahen der stolzen Mutter auffallend ähnlich. Emilie glich dem Vater, dessen Antlitz den Charakter der Milde und Weichheit trug.

Außer diesen war noch die männliche und weibliche Dienerschaft des Schlosses, worunter auch das erst kürzlich engagirte Kammermädchen der gnädigen Frau, Beate Dölling, und eine beträchtliche Anzahl der nahen Dorfbewohner mit ihrem Schulmeister und seinem Töchterchen, das in gleichem Alter mit dem hingeschiedenen freiherrlichen Kinde stand, an dieser Stätte versammelt.

Wie traurig auch der Anblick des blassen Kindes war, die Wenigsten der Umstehenden weihten ihm das perlende Todtenopfer heißer Thränen.

Frau von Handorf stand mit einer so kalten, strengen Miene da, als schicke es sich nicht für eine so hochgeborne Dame in Gegenwart der tief unter ihr stehenden Landleute den Schmerz um die Verlorne öffentlich kundzugeben. Hätte sie das aber auch thun wollen, sie würde sich dazu haben zwingen müssen. War sie doch diesem Kinde niemals im wahren Sinne des Worts eine Mutter gewesen.

Hatte die Kleine das durch Trotz und Ungehorsam verschuldet?

Wir müssen diese Frage verneinend beantworten.

Bertha war ein sanftes, stilles Kind gewesen, von der Natur mit einer für das kleinste Zeichen der Liebe empfänglichen Seele beschenkt. Aber sonst hatte die große Mutter der Lebendigen sich weder körperlich noch geistig gütig gegen sie bewiesen.

Sie war mit unschönen Gesichtszügen und einem sogenannten Klumpfuße auf die Welt gekommen, und mit dem Gebrechen des Körpers, das auch die Kunst der geschicktesten Aerzte nicht zu beseitigen vermochte, hatte sich eine

*) Der Nachdruck ist nur nach vorherigem Benehmen mit dem Verleger gestattet.

Digitized by Google

so schwache Fassungskraft bezüglich des Lernens vereint, daß der Unterricht, den ein Hauslehrer und eine Gouvernante den Kindern des Freiherrn ertheilt und an dem Bertha theilgenommen, so wenig bei ihr gefruchtet, daß sie im zehnten Jahre, trotz der Strenge mit der die Mutter sie zum Lernen anhielt, noch nicht lesen konnte. Hatte sie diese Kunst später doch gelernt, so war das im Hause des Dorfschullehrers Reiner geschehen, dessen Töchterchen Marie sich Bertha zur Spielgefährtin gewählt. Der einfache aber verständige Mann hatte seine Lehrmethode der geringen geistigen Capacität des Schloßfräuleins anbequemt und Marie, ein kluges munteres Geschöpf, ihm dabei geholfen, durch liebevollen Zuspruch an Diejenige, von der sie Freundin genannt wurde.

Frau von Handorf, die mit Stolz auf ihre wohlgebildeten Junker und auf die gleichfalls mit hohem körperlichen Reize gesegnete Emilie blickte, hatte ihr Herz schon früh von dem häßlichen jüngsten Kinde abgewandt. Sie schämte sich gleichsam, die Mutter eines Kindes zu sein, das von ihren hochadeligen Verwandten, die sie bisweilen besuchten, theils mit Widerwillen, theils voll Mitleid angesehen wurde.

Diese Abneigung wäre bei dem harten Charakter dieser Frau mit der Zeit vielleicht in Haß übergegangen und zwar deßhalb, weil sie dem armen Geschöpfe den Theil des großen Vermögens nicht gönnte, der bei dem Ableben ihres Gemahls Bertha zufallen mußte, hätte der Todesengel das Kind nicht vor der ihm drohenden traurigen Zukunft bewahrt.

Die beiden Junker theilten die Gesinnungen der Mutter bezüglich der Verblichenen. Kalt und theilnahmlos sahen sie auf die Leiche. Wäre ihnen eines der Pferde gestorben, welche sie zu reiten pflegten, oder einer ihrer zur Jagd tauglichen Lieblingshunde, ihre Züge hätten größeres Bedauern ausgedrückt.

Nicht so ihre Schwester Emilie. Diese war zwar durch die Mutter abgehalten worden, die mißgestaltete Bertha mit der Zärtlichkeit vor den Leuten zu umfassen, wozu sie von ihrem weichen Herzen gedrängt wurde. Aber wenn sie mit ihr allein war, hatte sie dem armen Kinde manches liebevolle Wort gegönnt und die oft über ihr Schicksal Klagende zu trösten versucht. Ihrem Auge entflossen in dieser Stunde aufrichtige Thränen und in nicht geringerem Maße, wie es bei dem schon greisen Vater der Fall war, der bitterlich weinend sich über den Sarg beugte und seinem jüngsten Kinde mit gebrochener Stimme ein „Schlafe wohl, mein armes Kind!“ wiederholt zuflüsterte.

Auch unter der Dienerschaft gab es Einige, deren Herzen sich gepreßt fühlten. Aber auf Frau von Handorf blickend, vor der im Schlosse alle Untergebenen in knechtischem Gehorsam zitterten, wandten sie sich ab und verbargen ihre Thränen.

Die Landleute hatte wohl meistentheils bloße Neugier hierhergeführt. Der Prunk, der die Todte umgab, war ihren Augen ein bloßes Schauspiel, das die Einförmigkeit ihres täglichen Lebens unterbrach. Gesehen hatten viele von ihnen das kleine durchs Dorf hinkende Fräulein, wenn es das Haus des Schulmeisters aufgesucht, das am Ende des Ortes lag, mit ihr gesprochen aber nur Wenige, denn sie war immer scheu und schweigsam an den Leuten vorübergeschlichen.

Die feierliche Stille, die im Saale herrschte, sollte nun auf einmal eine Unterbrechung erleiden.

Die kleine Marie, die mit dem Vater am Entfernteſten von dem Sarge stand, hatte lange Zeit, still weinend, ihren Kopf an seine Brust gedrückt. Plötzlich aber riß sie sich los aus den Armen des Schulmeisters, drängte sich durch die Landleute hindurch, stieg die paar Stufen des Katafalks hinauf und warf sich über die Todte, deren Antlitz mit Küssen und Thränen bedeckend.

„Bertha,“ schluchze sie, „Bertha, wir haben uns geliebt im Leben, vergiß mich droben im Himmel nicht. Ich werde Dein gedenken, bis uns der liebe Gott wieder zusammenführt. Ich habe mich oft als kleines Kind gehärmt, daß ich weder einen Bruder noch eine Schwester hatte, womit ich spielen konnte. Aber da kamst Du zu uns und da hatte ich eine Schwester und grämte mich nicht mehr. Ach, das war ein Glück, das sich nicht beschreiben läßt. Und nun ist es dahin. Sie legen Dich in die kalte, steinerne Gruft und ich werde Dein liebes freundliches Gesicht nie mehr küssen dürfen, nie mehr gute Worte von Deinen blassen Lippen hören! Ach, ich wollte ich läge starr und todt bei Dir und sie senkten mich mit Dir ein, denn ohne Dich habe ich ja doch keine Freude mehr auf der Welt.

Digitized by Google

Nach diesem wortreichen Ausbruch des Schmerzes wurde ihr Weinen immer heftiger und immer fester und krampfhafter umklammerte sie die blasse Freundin ihrer Jugend.

Herr von Handorf und seine Tochter Emilie sahen dem verzweiflungsvollen Gebahren der kleinen Marie gerührt zu und ließen sie gewähren. Anders aber dachte die gnädige Frau. In dem Schmerz der Schulmeisterstochter lag gleichsam ein Vorwurf für sie, eine Art von Anklage, daß sie, die Mutter, welche von der Natur angewiesen war, das arme Kind zu beweinen, so thränenlos dastand. Mit lauter heftiger Stimme befahl sie Reiner, Marie von der Leiche fortzuziehen und hinwegzuführen.

„Das wilde Geschöpf", setzte sie hinzu, „wird den ganzen Schmuck der Todten verderben und das Atlaskleid mit ihren Thränen besflecken. Der unpassenden Scene muß ein Ende gemacht werden!"

Der Schulmeister gehorchte. Obwohl es ihm körperliche Anstrengung kostete, Marie von der Leiche zu trennen, nach einigen Minuten war es ihm doch gelungen.

Die Weinende sank halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, so daß er sie fortragen mußte.

„Ich denke, wir verfügen uns jetzt wieder in unsere Gemächer, meine Kinder," sagte die gnädige Frau, die Worte vorzugsweise an ihre Söhne richtend. „Ich fühle mich durch den Anblick der Leiche so nervös aufgeregt. Auch kann unser Klagen und Weinen das Kind ja nicht in's Leben zurückrufen. Fügen wir uns also mit christlicher Ergebung in diesen schmerzlichen Verlust."

Dann wandte sie sich ihrem Gatten zu.

„Du folgst uns wohl mit Emilie. Das gute Kind schwimmt ja ganz in Thränen. Auch ihr wird Ruhe und ein zerstreuendes Gespräch gut thun."

„Nur noch wenige Minuten laß mich hier weilen, versetzte Herr von Handorf. „Es ist der letzte Anblick. Ist der Deckel des Sarges geschlossen, werde ich das arme Kind ja niemals wiedersehen."

„Ich bleibe noch bei Dir, lieber Vater," flüsterte die sanfte Emilie ihm zu.

Die kaltherzige Frau ließ ihren Gatten gewähren.

Sie winkte ihren Söhnen und verließ mit ihnen die Trauerstätte.

(Fortsetzung folgt.)

Liebchen auf dem Dache.

Novellette

von **Bendix**.

(Schluß.)

Als ich am nächsten Morgen im Kreise meiner Familie am Kaffeetisch sitze, erscheint der hannöversche Postbote bei uns. Er bringt ein großes schwarzgesiegeltes Schreiben, an meinen Vater gerichtet. Derselbe öffnet es schnell, denn wir sind neugierig zu wissen, was diese Trauerbotschaft enthält.

Nachdem er die Zeilen rasch überflogen, theilt er uns mit, daß seine einzige Schwester, eine sehr begüterte Wittwe in Hannover, plötzlich am Schlage verblichen sei, aber schon lange bei dem dortigen Gerichte ihr Testament deponirt habe, worin sie die Kinder ihres in Hamburg lebenden Bruders zu ihren alleinigen Erben eingesetzt. Wie es unsere Pflicht, weihen wir der großmüthigen Tante einige aufrichtige Thränen, die aber durch die Nachricht, daß die Erbschaft an hunderttausend Thalern beträgt, bald getrocknet werden.

Mein erster Gedanke ist an Albertine Gordon. Da ich nur zwei Geschwister besitze, so fällt von der Erbschaft mir ein Antheil von mehr als dreißigtausend Thalern zu. Wenn ich mein freudiges Gefühl auch nicht laut zu äußern wage, im Innern durchfluthet mich ein namenloser Jubel. Jetzt ist ja jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt. Jetzt kann ich meine Jugend, meine Liebe und dreißigtausend Thaler gegen Herrn Piepmeyer in die Wagschale legen und bin überzeugt, daß er mit seiner Million hoch auffliegen wird.

Noch denselben Tag vertraue ich meinen Eltern meine Herzensangelegenheiten und am nächsten Tage, sobald ich Abends vom Comptoir nach Hause komme, eile ich zu den Leuten, die Albertine in's Vertrauen ziehen wollte. Ich nenne dort meinen Namen. Die jüngste der von meinem Liebchen erwähnten Töchter geht nach oben und ruft ihre Freundin. Albertine zögert nicht zu kommen. Mit holdem

Digitized by Google

Erröthen begrüßt sie mich und ihr: „Guten Abend, lieber Karl!“ klingt mir wie Sphärenmusik. Ihre Freundin ist so gefällig, uns allein zu lassen. Ich verkünde ihr mit beredter Zunge das mir zugefallene Glück und versichere ihr aber zugleich, daß es werthlos für mich sein würde, wenn sie es nicht mit mir theilen wolle. Mit unbeschreiblich lieblichem Lächeln gesteht sie mir ihre Bereitwilligkeit dazu, worauf ich dann meinen Traum verwirkliche, sie in meine Arme ziehe und ihr mehr als einen Verlobungskuß auf die weichen Lippen drücke.

So poetisch unser Lebensbund sich geknüpft, so prosaisch, aber deßhalb uns nicht minder beseligend, ist die Fortsetzung. Einige Tage später stattet mein guter Vater Herrn Gordon einen Besuch ab und hält in der üblichen Form für mich um dessen älteste Tochter Albertine an, ihm zugleich die Beweise liefernd, daß sein Sohn, wenn auch gerade keine sehr glänzende, aber doch eine acceptable Parthie für sie sei.

Der alte Herr sträubt sich anfangs ein Wenig. Herr Piepmeyer hat sein Wort. Er weiß nicht, wie er sich von dem ihm gegebenen Versprechen losmachen soll. Auch kann er nicht begreifen, wie seine Tochter dazu komme, mich zu lieben, da ich seiner Familie bis jetzt ganz fern gestanden. Darüber soll ihm aber schnell Aufschluß werden. Albertine, die aus dem Nebenzimmer herbeibefohlen wird, legt ihrem Papa ein offenes Geständniß bezüglich unserer Zusammenkunft oben auf dem Dache ab und erklärt, daß ein Mann, der sich solcher Gefahr aussetze, um ihre Neigung zu gewinnen, auch derselben werth sei, wenn anders seine Persönlichkeit und sein moralischer Charakter mit seiner Kühnheit übereinstimme. Diese Versicherung wird von einem starken Tröpfeln der schönen Augen begleitet, und da Papa Gordon sein Kind herzlich liebt, so wird sein Herz erweicht und er entläßt meinen Vater mit dem Versprechen, Herrn Piepmeyer am nächsten Tage einen Absagebrief zu schicken, worin er ihm, um ihn desto schneller zum Rücktritt zu bewegen, das Rendezvous zwischen seiner Tochter und mir und ihren Entschluß, nur mir anzugehören, mittheilen will.

Es währt nur kurze Zeit, da kommt von Gordon die Nachricht, daß Herr Piepmeyer auf sein Ehebündniß mit einem Mädchen, das ein heimliches Liebesverhältniß auf dem Dache anknüpft, mit Vergnügen verzichtet. Auf diese Kunde stelle ich mich dem Vater meiner Geliebten persönlich vor, und nach wenigen Wochen feiert Albertine statt mit Herrn Piepmeyer, mit mir ihre Verlobung. Dieser folgt ein Jahr des seligen Brautstandes. Ich bereite dem holden Mädchen alle möglichen Vergnügungen, die in Hamburg und seiner herrlichen Umgebung zu erlangen sind. Am Glücklichsten fühlen wir uns aber doch, wenn wir, was an schönen Tagen oft geschieht, das flache Dach zusammen betreten und in zärtlicher Umarmung die Sonne hinter die Häuser hinwegsinken sehen. Meine Erinnerungen schließen damit, daß ich, nachdem ich in meinem Comptoire zum Buchhalter hinaufgerückt bin, Albertine als mein geliebtes Weib heimführe; daß ich, nachdem der Himmel unsere Ehe mit einer hübschen Anzahl niedlicher Kinder gesegnet, nach Verlauf von zehn Jahren mich selbstständig als Kaufmann etablire; daß meine Speculationen gut einschlagen und ich mir endlich, als meine Vaterstadt nach dem großen Brande sich aus den Ruinen wieder erhoben, ein stattliches Haus im schönsten Stadttheile und zwar mit einem flachen Dache bauen lasse, auf dem ich, wie an dem heutigen Abende, sehr oft mit Vergnügen auf und ab wandle, oder in meinem Lehnstuhle meine köstliche Importirte rauche.

Aber wer kommt denn da die Treppe herauf? Ich blicke hin: Es ist Albertine, meine gute Frau. Sie ist nicht mehr so schlank, wie vor sechsunddreißig Jahren und die Zeit ist nicht spurlos an ihren schönen Zügen vorübergegangen. Doch ihr Auge leuchtet noch ebenso klar und mild, wie an dem Tage, wo ich zuerst hineinblickte. Hat unser Aeußeres sich auch verändert, unsere Liebe ist sich gleich geblieben. Heute, aber im Strahle der untergehenden Sonne, erscheint mir Albertine fast so schön, wie in den ersten Tagen unseres Glückes. Ich eile ihr entgegen, schließe sie an meine Brust, deute auf den sinkenden Sonnenball und murmele auf's Neue in mich hinein:

„Gott ehre mir die flachen Dächer!“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 113. Sonntag, 12. Oktober 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Beate Dölling folgte mit der Dienerschaft, und die Landleute entfernten sich ebenfalls. Sie hatten ihre Neugier, eine prunkvoll verzierte Leiche zu sehen, befriedigt. Aus keinem andern Grunde waren sie hierhergekommen.

Außer Herrn von Handorf und Emilie blieb nur noch ein Diener zurück. Die Herrin des Schlosses hatte ihm befohlen, die Nacht über bei der Leiche zu wachen.

Der Greis beugte sich auf's Neue über die entschlafene Tochter.

„Arme Kleine," sagte er, „Deine Mutter, Deine Brüder haben Dich nie geliebt. Du wirst bald ihrem Gedächtnisse entschwunden sein. Aber Dein Vater wird Dich nie vergessen. Du warst nicht schön, die Natur hatte Dir keine Geistesgaben geschenkt. Aber Du besaßest ein Herz, das treu an denen hing, welche Dir Liebe und Mitleid zollten."

„Ja, so war es, lieber Vater," sagte Emilie. „Bertha's Augen strahlten vor Seligkeit, wenn ich sie liebkosend in die Arme schloß. Ach, ich durfte es nur dann thun, wenn ich allein mit ihr war. Die Mutter sagte immer, Du und ich verzögen sie. Ich habe oft bitterlich geweint, daß sie so hart gegen das arme Geschöpf war."

„Gott hat nicht alle Herzen gleich geschaffen," sagte er entschuldigend. „Und es ist vielleicht ein Glück, daß Deine Mutter nicht so tief fühlt, wie wir. Die Schmerzen und Leiden, die das Leben mit sich bringt, verdüstern ihr den Horizont nur auf kurze Zeit und zerflattern dann, wie leichte Nebelwolken, die von dem ersten Sonnenstrahle verscheucht werden."

„Du magst Recht haben, lieber Vater," twiederte Emilie. „Aber ich danke doch dem Himmel, daß er mein Herz so weich bildete, um für Bertha innige Schwesterliebe zu empfinden. Das Bewußtsein, daß sie in meiner Gesellschaft manche glückliche Stunde verlebt, wird stets zu den theuersten Erinnerungen meines Lebens zählen."

Der alte Herr schloß Emilie gerührt an seine Brust.

„Gott wird Deine Zukunft segnen," sagte er. „Denn das wahrhaft Gute findet seinen Lohn in der Seele dessen, der es thut. Und nun laß uns von unserer Bertha Abschied nehmen."

Er küßte noch einmal die kalten blassen Wangen der Todten, und als Emilie ein Gleiches gethan, schritten Beide, die Häupter gesenkt, zum Trauersaal hinaus.

Jetzt war nur noch ein lebendes Wesen, der vorerwähnte Diener an der stillen Stätte. Wie die Thür sich hinter seiner Herrschaft geschlossen, begab sich derselbe in eine Ecke des Saales.

Dort stand ein weichgepolsterter bequemer Lehnstuhl.

Friedrich ließ sich in denselben nieder.

„Fatale Commission," brummte er, „bei einer Leiche zu wachen. Es ist mir immer, als müßte sie sich aus dem Sarge erheben und mit offenen starren Augen auf mich zukommen. Das sind Gedanken, die mich fiebern machen. Zum Glücke habe ich dafür gesorgt, daß sie mich nicht unterkriegen."

Er zog eine Flasche Wein und ein Glas aus der Seitentasche seiner Livree, schenkte das letztere voll und trank es in einem Zuge aus.

Dem ersten Glase ließ er bald ein zweites, dann ein drittes und viertes folgen, so daß die Flasche nach einer halben Stunde geleert war.

Da er starken, betäubenden Wein gewählt, überkam ihn nach Verlauf von ein paar Stunden eine so starke Schlaftrunkenheit, daß er

Digitized by Google

sich nur mit Mühe die Augen offen hielt. Aber er kämpfte vergebens gegen den Schlaf an. Noch eine Stunde verrann, da sank er in den Lehnstuhl zurück und war nach wenigen Minuten fest in Schlummer gesunken.

Zu derselben Zeit, wo dieser Wächter so schlecht seine Pflicht erfüllte, es mochte um die elfte Stunde der Nacht sein, lag die kleine Tochter des Schulmeisters Reiner in ihrem Bettchen, das in der Schlafkammer, dem Bette ihres Vaters gegenüber stand.

Marie war, nachdem sie mit dem Vater von der gnädigen Frau aus dem Schlosse fortgeschickt und von Reiner nach Hause gebracht worden, wieder zu vollem Bewußtsein ihres Schmerzes um die verblichene Freundin ihrer Jugend gelangt.

Mehrere Stunden war sie zu Hause noch wachgeblieben, fortwährend heiße Thränen vergießend. Endlich aber hatte sie den Bitten des Vaters nachgegeben, sich entkleidet und niedergelegt.

Der Schullehrer, der das gestorbene Edelfräulein, das seine Schülerin gewesen und ihm für den ihr gegebenen mühevollen Unterricht mit der Zärtlichkeit eines Kindes gedankt, betrauerte die Kleine kaum weniger als Marie es that. Aber er war ein vom Leben hartgeprüfter Mann, der schon früh seine Gattin und mit ihr drei liebe Kinder auf dem Friedhofe hatte. Er hatte sich bei diesem neuen Verlust — Bertha hatte ihn ja auch oft ihr gutes Väterchen genannt — männlich zu fassen und Marie zu trösten versucht.

Milde, beruhigende Worte an sein Kind richtend, und in dem Glauben, da es zu schluchzen aufgehört, es sei eingeschlafen, waren ihm die Augen zugefallen.

Aber der gute Reiner hatte sich geirrt.

Marie schlief nicht, sie stellte sich nur schlafend, um den Vater nicht mehr zu betrüben.

Lebhafte, wenn auch kindische Gedanken hielten ihren Geist wach.

Ihre Phantasie ließ die bleiche bekränzte Freundin in lebensvoller Stärke vor ihrem innern Auge erscheinen.

Ich liege hier im warmen Bettchen dachte sie und Bertha in dem kalten dunkeln Sarge und Niemand ist bei ihr, der ihr Worte der Liebe zuflüstert. Die ganze lange Nacht muß sie einsam und verlassen daliegen, ohne daß sich ein Mensch um sie bekümmert. Ach, das ist traurig, bitter traurig.

Diesen Gedanken, die ihr auf's Neue Thränen erpreßten, folgten bald andere, die sie zu einem raschen Entschlusse brachten.

„Nein, nein, Du sollst nicht allein bleiben in dieser fürchterlichen Nacht," murmelte sie. „Ich komme zu Dir. Ich habe ja so noch nicht Abschied von Dir nehmen können. Man riß mich grausam von Dir weg, ehe ich die letzten Küsse auf Deine blassen Lippen drücken konnte. Ich will es jetzt noch thun. Der Weg zum Schlosse ist nicht weit. Ehe es Morgen wird und der Vater erwacht, bin ich wieder zu Hause. Ja, ich komme, liebe Bertha, ich komme zu Dir."

Sie stieg leise von ihrem Lager, vor dem ihre Kleider auf einem Stuhl lagen. Sie schlich an das Bett ihres Vaters. Seine tiefen Athemzüge sagten ihr, daß er fest schlafe. Schnell schlüpfte sie in ihre Kleider und verschwand mit unhörbaren Schritten aus der Kammer. Dann öffnete sie die leicht verriegelte Hausthür und trat eiligst den Weg nach dem Schlosse an.

Unterwegs beunruhigte sie der Gedanke, wie sie, da die Thüren wahrscheinlich alle verschlossen wären, in das Schloß gelangen möchte. Aber sie erinnerte sich bald, daß eines der Stubenmädchen, eine frühere Schülerin ihres Vaters, mit der sie wohlbekannt, in einer Stube schlief, welche dicht an der Hinterpforte des Herrenhauses lag.

Ich werde die Dörthe aus dem Schlafe pochen, dachte sie. Wenn ich sie bitte, läßt sie mich ein. Hat sie doch bei uns manche frohe Stunde verlebt.

Was sie wünschte ging in Erfüllung. Nachdem Marie lange an das niedere Fenster gepocht, erwachte Dörthe, öffnete das Fenster und fragte, wer da sei. Marie nannte ihren Namen und bat um Einlaß mit der Versicherung, daß sie vor dem Morgengrauen das Schloß wieder verlassen wolle. Das gutherzige Mädchen wurde gerührt. Die Pforte öffnete sich und Marie schlich leise die breite Treppe hinauf, die zu dem Trauersaale führte. Sie fand die Thür nur angelehnt und trat ein. Da der festschlafende Diener entfernt von dem Sarge saß, so sah sie ihn nicht und stieg die beiden Stufen des Katafalks hinauf.

Digitized by Google

„Siehst Du, theure Spielgefährtin", flüsterte sie, „nun bleibst Du die lange traurige Nacht nicht allein. Ach, Deine Hände und Dein Gesicht sind so kalt. Aber ich will Dich schon erwärmen. Wir wollen uns fest aneinander schließen, wie wir früher oft im Winter thaten, wenn Du zu dem Vater kamst und die Stube noch nicht geheizt war. Das wird Dir wohlthun, Du bleicher Engel, das wird Dir wohlthun."

Indem sie so sprach, schwang sie sich auf den ziemlich breiten Sarg hinauf, umfaßte die Entschlafene mit beiden Armen und lehnte ihre Wange an die der Freundin. So blieb sie liegen, fortwährend dem Leichnam Liebesworte zuhauchend. Endlich erstarben ihre Worte in leisem Flüstern. Die ermüdete Natur trat in ihre Rechte. Nachdem zwei Stunden verflossen, schlief, dicht an dasselbe gedrängt, das lebendige Kind neben dem todten.

Zweites Kapitel.

Das Pflegekind.

Die Morgensonne des schönen Maitages, an dem Bertha in die Gruft der Familie Handorf gesenkt werden sollte, weckte den Schloßherrn schon in frühester Stunde. Erst spät eingeschlummert, war sein Schlaf unruhig und voller beängstigender Träume gewesen, deren er sich aber beim Erwachen nicht mehr zu erinnern vermochte.

Herr von Handorf stand rasch auf und kleidete sich an, ohne die Hülfe eines Bedienten in Anspruch zu nehmen. Doch war es nur sein gewöhnlicher Hausrock, in den er sich hüllte, die Trauerkleider wollte er erst später, in der Stunde anlegen, wo man sein geliebtes Kind hinwegtragen würde

Der Greis trat an's Fenster, das einen Blick in den Garten hinaus gewährte.

Sonst hatte ihm der Anblick der reichen, blühenden Natur, die er mit ganzer Seele liebte, einen immer neuen Genuß geschenkt.

Heute war das nicht der Fall.

Die Trauer, die in seiner Brust herrschte, harmonirte nicht mit der in voller Blüthe prangenden Außenwelt.

Seine Gedanken waren: Das Auge meines armen verblichenen Kindes wird nie mehr mit Entzücken auf das sanfte Grün des Rasens, auf die farbigen duftigen Blüthen schauen, die milden Lüfte, die darüber hinsäuseln, werden nicht mehr ihre blassen Wangen fächeln. Ach, und Bertha war so glücklich, wenn sie im Garten spielen durfte, was die strenge Mutter ihr leider nur selten erlaubte.

Der alte Mann seufzte einige Male tief auf und dachte dann weiter:

Ich hatte auf dieses Kind die Hoffnung einer friedevollen Zukunft für meine letzten Tage gebaut. Bertha hätte sich nie vermählt. Die Natur hatte ihr die Aussicht auf eine glückliche Ehe schon bei der Geburt versagt. Emilie, gezeugt mit ungewöhnlichem Reize, wird bald einem Manne in eine andere Heimstätte folgen. Meine Söhne tragen den Charakter ihrer Mutter. Wie diese, haben auch sie mein Herz nie verstanden. Seit mir Gott meine liebe Kleine genommen, fühle ich, daß ich im Alter allein stehen werde, ganz allein, ein reicher und ohne Liebe doch so armer Mann.

Mehr als eine Thräne rann über seine gefurchten Wangen. Eine unbeschreibliche Sehnsucht drohte seine Brust zu zersprengen. Es war die Sehnsucht nach dem Kinde, das er — in der Stunde, wo ihr der Tod die Augen schloß, war es ihm erst ganz klar geworden — nicht minder als die holde Emilie geliebt hatte.

„Und wenn es mir neue Schmerzen, neue Thränen kostet," murmelte er. „Ich will, ich muß sie noch einmal sehen, den letzten Kuß auf ihr bleiches kaltes Antlitz hauchen. Dann mag der Deckel des Sarges mir für immer den traurigen Anblick entziehen."

Alles im Hause schlief noch. Eben hatte die Pendule des Zimmers erst die sechste Stunde verkündet. Ungesehen und ungehört schritt Herr von Handorf durch die leeren Gänge nach dem Trauersaale. Die Thür war unverschlossen. Er öffnete und trat langsam ein. Ohne daß der Diener ihn bemerkte — derselbe schlief noch fest in seinem Lehnstuhle — schritt er auf den Katafalk zu und stieg die Stufen hinauf.

Ein Erstaunen, das an Schrecken grenzte, ergriff den alten Herrn.

„Allmächtiger Gott! was ist das?" rief er, als er das lebende Kind in fester Umarmung neben dem todten ruhen sah. „Das ist ja Reiner's Marie, die sich gestern Abend so

Digitized by Google

schmerzvoll von der Gespielin trennte. Was hat sie hierhergeführt? Was? Warum frage ich so? Die Liebe hat es gethan, die selbst den Tod überdauert."

Er betrachtete die rührende Gruppe eine Zeitlang schweigend. Dann hielt er es für Pflicht, das festschlummernde Kind des Schulmeisters zu wecken, da die Verwesung, welche schon Herrschaft über die Leiche gewonnen, den Gesundheit der Kleinen schädlich werden konnte.

Er rüttelte sie sanft.

„Marie, liebe Marie, wache auf," sagte er. „Was thust Du hier? Wenn andere als ich Dich hier finden, wird man Dich schelten. Und Dein Vater — gewiß weiß er nicht, daß Du hier bist? Wie muß er sich ängstigen, wenn er Dich nicht in Deinem Bettchen findet."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein mißgelaunter Komiker. Von einem der beliebtesten Berliner Komiker cirkulirt gegenwärtig unter Bekannten desselben folgende spaßhafte Anecdote. Schlechter Laune trat derselbe dieser Tage spät Abends in ein Cafe und ließ sich an einem unbesetzten Tische nieder. Kaum hatte er Platz genommen, so setzte sich ein älterer, Herr, vermuthlich ein Provinziale, der den berühmten Komiker Helmerding noch nie von Angesicht gesehen hatte, neben ihn. Der ungebetene Tischgenosse warf einen Blick in die Zeitung, legte dieselbe aber bald gähnend bei Seite und suchte seinen Nachbar, der gar nicht zum Sprechen aufgelegt war, in eine Unterhaltung zu verwickeln. Mürrisch antwortete H. auf Alles, was der Andere fragte, mit einem kurzen „Ja" oder „Ganz recht". Als dies indeß Nichts half und der hartnäckige Provinziale gar vom Wetter auf die Politik überzugehen drohte, verfiel unser Künstler auf folgende originelle List, um sich des Gesprächlustigen zu erwehren. — „Mich soll nur wundern," sagte dieser, „ob Falk die Ultramontanen mit seinen Kirchengesetzen unterbringen wird." — „Falk, Falk" erwiederte H., „wer ist Falk?" — Der andere schwieg völlig erstaunt, nach etwa fünf Minuten begann er wieder: „Roon soll ja nach dem Comer-See gehen, gerade jetzt, wo Victor Emanuel nach Berlin kommt. Das ist doch auch merkwürdig." — „Roon? Roon? Was für ein Roon?" fragte der Komiker mit dem größten Ernst von der Welt. „Ich habe noch nie etwas von einem Roon gehört." Dieser Unwissenheit gegenüber verstummte der alte Herr auf eine volle Viertelstunde. Dann wagte er einen neuen Versuch. „Meinen Sie, daß Bismarck mit nach Wien geht? Der Kaiser reist doch im November zu Franz Joseph auf Besuch." — „Bismarck? Bismarck?" fuhr jetzt der Gefragte auf. „Zum Donnerwetter, Herr, denken sie denn, daß ich die ganze Fremdenliste im Kopfe habe, wie Sie?" — Jetzt hielt es der Andere an dem Tische nicht mehr aus, er nahm seinen Hut und schickte sich zu gehen an. Um aber seiner Entrüstung Luft zu machen, wandte er sich noch einmal an den Herrn und sagte: „Na, Sie also kennen Bismarck nicht? Dann wissen Sie am Ende auch nicht, wer Adam gewesen ist?" — „Adam? O, vielleicht doch! Können Sie mir nicht seinen Vatersnamen sagen?"

Humor im Vatikan. Kürzlich fragten den Papst einige seiner Höflinge, indem sie die gegenwärtige Lage als entsetzlich schilderten und um seinen Segen baten, wann wohl das Ende derselben kommen werde, worauf der Papst antwortete: „Segen für Euch und Eure Familien, so viel ihr wollt, aber über die Zukunft kann ich Euch keine Auskunft geben, denn zwischen dem Himmel und meinem Palast ist bis jetzt noch kein Telegraph angebracht."

Johnson der Expräsident der Vereinigten Staaten, hat sich jüngst wieder als Schneider versucht. Derselbe machte nämlich eine Wette, er verstände noch wie früher das Zuschneiden und Nähen und gewann dieselbe, indem er einem Neger das Maß für einen Anzug nahm, den er selber zuschnitt und anfertigte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs, Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 114. Mittwoch, 15. Oktober 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Marie schlug langsam die großen dunkeln Augen auf.

Dann richtete sie sich empor, starrte noch halb schlaftrunken den Freiherrn an, ohne ihn im ersten Augenblick zu erkennen und fragte:

„Warum weckst Du mich, lieber Vater? Ach, ich habe so wundervoll geträumt. Ich war mit Bertha auf einer schönen grünen Wiese. Wir pflückten zusammen wilde Blumen und wanden Kränze. „Wir waren Beide so vergnügt, und nun —"

„Besinne Dich, gutes Kind," versetzte Herr von Handorf. „Du bist nicht zu Hause. Nicht, Dein Vater, Bertha's Vater hat Dich geweckt. Du hast Dich ja zu ihr in den Sarg gelegt. Das darf nicht sein. Steh' auf und begib Dich nach Hause."

Indem er dieses sprach, hob er die Kleine von der Seite der Todten hinweg und setzte sie auf das Trauergerüst nieder.

Marie war jetzt völlig wach.

Eine unbeschreibliche Angst überkam sie.

Mit gefalteten Händen und thränenvollen Augen blickte sie den Greis an.

„Ach, lieber, gnädiger Herr," bat sie, „strafen Sie mich nicht zu hart. Aber es litt mich diese Nacht nicht zu Hause. Bertha war so allein, so ganz allein, und wir haben uns im Leben so geliebt —"

Herr von Handorf streichelte ihr tiefgerührt die Backen.

„Das weiß ich, gutes Kind. Ich zürne Dir auch nicht — im Gegentheil — die Liebe die Du meiner armen Bertha zollst, soll nicht unbelohnt bleiben. Wir werden uns bald wiedersehen. Ich werde zu Deinem Vater kommen, wenn die ersten traurigen Tage vorüber sind. Dann wollen wir zusammen von Bertha plaudern. Du sollst mir von den fröhlichen Stunden erzählen, die Ihr mit einander zugebracht habt. Wir wollen uns gegenseitig Trost zusprechen."

Mariens Antlitz überzog ein sanftes Lächeln.

„Ist das Ihr Ernst, gnädiger Herr?"

„Gewiß mein Kind."

„Und Sie kommen bald?"

„Ich sagte es Dir schon."

Die Kleine wandte sich schnell der todten Freundin zu.

„Hörst Du es, theure Bertha?" rief sie. Dein Vater will uns besuchen. Wenn Dein Geist uns dann umschwebt, da wirst Du hören, daß wir Dich nie vergessen werden."

In demselben Augenblicke, wo Marie so sprach, erwachte Friedrich.

Sich die noch schlaftrunkenen Augen reibend, rief er:

„Wer ist da? Wer hat es gewagt, hier so früh einzutreten?"

„Still, Friedrich," sagte der alte Herr, „ich bin es und die kleine Marie Reiner. Ich befehle Dir zu schweigen. Niemand im Hause soll wissen, daß Du die Kleine hier gesehen hast."

Der Diener nickte, zum Zeichen, daß er seinem Herrn gehorsamen wolle.

Jetzt wurde von dem Freiherrn und Marie zum zweiten Male Abschied von ihrem Lieblinge genommen.

Derselbe war kürzer als der erste, aber nicht weniger schmerzvoll.

Dann drückte der Greis das bitterlich weinende Kind an seine Brust und flüsterte ihr zu:

„Auf Wiedersehen im Hause Deines Vater."

Wenige Minuten später befand Herr von Handorf sich wieder auf seinem Zimmer, sich der im Trauersaale verflossenen Scene zwischen ihm und Marie mit einer Art von schmerzlicher Freude erinnernd. Indem er fortwährend an die Gespielin seiner Bertha dachte, war es

Digitized by Google

ihm, als habe ihm der Himmel in derselben einen Ersatz für die Verlorene zugewiesen und leise murmelte er vor sich hin:

„Wäre dies Kind auch meine Tochter, ich würde mich weniger unglücklich fühlen."

Marie erreichte indessen ihre Heimstätte, ehe der Vater erwachte. Sie entkleidete sich und schlüpfte in ihr Bett. Aber einschlafen konnte sie nicht wieder. Sie hatte ja schon bei der theuren Freundin so sanft geruht und so herrliche Träume gehabt.

Die Begräbnißfeier des in so jugendlichem Alter gestorbenen Schloßfräuleins ging in standesmäßiger Art vor sich.

Außer Herrn von Handorf und Emilie folgten dem Sarge zunächst die gnädige Frau mit den beiden Söhnen und der Dienerschaft. Die Dorfbewohner hatten sich auf dem Kirchhofe versammelt, unter ihnen befand sich auch der Schulmeister Reiner und Marie. Nächst Herrn von Handorf und Emilie trauerten Reiner und Tochter wohl am aufrichtigsten um die Heimgegangene.

Nach einer Stunde schloß sich die Gruft. Die düstere Feier war beendet. Herr von Handorf kehrte mit seiner Familie in's Schloß zurück und Reiner führte sein weinendes Kind nach dem engen Schulhause.

Wie Marie ihre Thränen getrocknet, begann sie auf's Neue darüber zu klagen, daß der Tod ein so liebenswerthes Wesen schon so früh hinweggerafft habe.

Der Schulmeister suchte sie zu trösten.

„Was da lebt, muß sterben," sagte er. „Glücklich diejenigen, denen Gott ein hohes von Sorgen und Schmerzen unverkümmertes Alter gewährt, aber nicht minder glücklich sind die, welche der Himmel abruft, ehe sie den schönen Traum der Jugend ganz ausgeträumt haben, und dem entsetzlichen Kampfe mit den oft so traurigen Verhältnissen der Welt entgangen sind. Freuden und Leiden halten sich nicht immer die Wage. Ich habe das tief empfinden müssen. Deine Mutter, die mir durch ihre Liebe und als Theilnehmerin meiner Sorgen, das ärmliche Haus zu einem Paradiese umschuf, wurde mir, als Du sechs Jahre zähltest, mit Deinen kleinen Geschwistern durch eine epidemische Krankheit entrissen. Mein Herz blutete bei diesem Verlust, aber ich kämpfte männlich gegen den schweren Gram an; denn ich hatte ja für Dich, das letzte Glied meiner theuren Familie, zu sorgen. Gab es doch damals Männer im Dorfe, die alle ihre Lieben verloren hatten. Gegen diese war ich ja noch glücklich zu preisen. Die Alles lindernde Zeit ließ mich die Verlorenen nicht vergessen, aber sie lenkte meinen Kummer in sanftere Bahnen. Wenn Du, deren zartes Alter keinen endlosen Gram in Dir aufkommen ließ, mich mit den kleinen Händen streicheltest und mich batest, nicht mehr so bitterlich zu weinen, wenn Du gelobtest, ein gutes folgsames Kind zu sein und mich in den Stunden, wo ich mich gefaßt hatte, sanft anlächeltest, dann fühlte ich wieder, daß in dem mir von Gott gesandten Schmerzenskelche, doch auch noch ein Tropfen Freude sei. So wurde ich nach und nach ruhiger im Gemüthe und mein Leben floß von da an wieder im gewohnten friedlichen Gleise hin. So laß' es auch ferner bleiben, mein Kind. Weihe Deiner todten Freundin, wie ich, ein liebevolles Angedenken, aber laß den Gram, den Du über die Trennung empfindest, Dich nicht so niederbeugen, daß Dein Vater Monate- oder gar Jahrelang vergebens auf ein Lächeln von Dir harren muß. Wenn Gott es will, liegt noch ein langes Leben vor Dir und der Verlust der Freundin wird nicht Dein letzter sein. Glaube mir, der Mensch vermag Alles zu ertragen, wenn er sich in allen Gefahren, die das Leben mit sich bringt, ein reines unbeflecktes Herz bewahrt."

Marie hatte dem Vater aufmerksam und mit Ruhe zugehört. Nur bei den Worten: „Der Verlust der Freundin wird nicht Dein letzter sein," zuckte sie zusammen, denn als Reiner dieselben sprach, hatte er den Kopf auf die Brust gesenkt und sein schon seit längerer Zeit eingefallenes blasses Gesicht hatte plötzlich eine fahle kränkliche Färbung angenommen. Eine bange Ahnung durchschauerte die junge Seele des Kindes. Wenn Gott ihr auch den Vater — sie vermochte den entsetzlichen Gedanken nicht auszudenken. Sich an Reiners Brust werfend, rief sie mit dem Ausdrucke der höchsten kindlichen Zärtlichkeit:

„Ja, lieber Vater, ich will gut und rechtschaffen bleiben mein Lebenlang. Und ich will auch nicht mehr weinen, weil es Dich so betrübt. Ich will lächeln — siehst Du, ich thue es schon jetzt, damit Du auch wieder heiter

Digitized by Google

wirst. Wir waren bisher glücklich zusammen, wir wollen es auch künftig sein."

Reiner legte seine magern Hände auf ihre dunkeln Locken, und seine Lippen murmelten einen leisen Segen über sein letztes Kind, das einzige Gut, das ihm sein ärmliches Dasein noch werth machte, denn wie die Mehrzahl seiner in den Dörfern und den kleinen Städten Preußens angestellten Collegen, genoß er nur einer spärlichen Besoldung, zu gering, um einigermaßen anständig leben zu können, aber gerade genug, um vor dem Verhungern gesichert zu sein.

Marie hielt ihr Versprechen. Sie vergoß nur dann Thränen, wenn ihr Herz sie nach der Gruft der Freundin hinzog, oder wenn sie in einsamen Stunden ihrer gedachte. War sie aber nach Beendigung der Schulstunden mit dem Vater zusammen, dann lächelte und scherzte sie, wie in den Tagen, wo sie Bertha noch nicht zu beweinen gehabt hatte, ja selbst dann, wenn auch gewaltsam, hielt sie an ihrem fröhlichen Wesen fest, wenn des Vaters trockner Husten ihm die Brust zu zersprengen drohte und die grellrothen Flecken auf seinen Backenknochen stärker zu leuchten begannen. Die Liebe zu dem Vater, wohl auch die Unbekanntschaft mit der langsamen aber sicher das Leben zerstörenden Krankheit, die in seiner Brust schon seit Jahren ihren Sitz genommen, drängte den Gedanken, daß sie ihren Erzeuger vielleicht bald verlieren könnte, in ihre Seele zurück. Gott war ja ein Geist der Liebe, diese erhabene Lehre, die allein die Menschheit zu beglücken vermag, hatte sie von den Lippen des Vaters eingesogen. Wie hätte er ihr einen neuen, den höchsten Schmerz ihres Daseins bereiten sollen! Hatte er sie durch vorhergegangene Leiden doch schon genug geprüft.

Nach Verlauf von wenigen Wochen wurde im Schlosse Handorf des verstorbenen Kindes nur noch von dem alten Freiherrn und Emilie mit Wehmuth gedacht.

Die kalte stolze Herrin erwähnte Bertha's mit keiner Silbe mehr und warf Emilien finstere Blicke zu, wenn diese das Gespräch auf die Verblichene bringen wollte.

Auch wurde ihr stolzer Sinn von für sie tigeren Angelegenheiten in Anspruch genommen.

Ihr jüngster Sohn Kurt stand im Begriffe, sich nach der von dem Schlosse seines Vaters ziemlich entfernt gelegenen Residenz zu begeben. Dort wollte er die Militärschule besuchen, und dann später in das Offiziercorps der königlichen Garde eintreten. Der alte Adel der von Handorf, der Reichthum seiner Eltern, die ihm alljährlich eine beträchtliche Unterstützung gewähren konnten, wie seine hochgewachsene schlanke Figur gaben ihm die Gewißheit, in dies ausgewählte Corps aufgenommen zu werden.

Alle Anstalten zu seiner Ausrüstung wurden von Frau von Handorf, die im Geiste schon die Epaulette auf seinen Schultern glänzen sah, selbst getroffen. Als sie beendet, nahm Kurt, der schon seit einem Jahre von dem flotten lustigen Leben in der Residenz schlafend und wachend geträumt, von den Eltern mit heiterer Miene Abschied und trat lachend die ersehnte Reise an.

Sein Bruder Alfred blieb auf Handorf, um dem greisen Vater in der Verwaltung der Güter, deren er noch mehrere besaß, beizustehen. Wohl war es der Wunsch seiner Mutter, der Tochter eines nicht unverdienten Generals, gewesen, ihre beiden Söhne möchten sich dem Stande widmen, den sie als den ehrenvollsten und ersten im Staate betrachtete. Aber Alfred, eine wilde sinnliche Natur, der jeden Zwang, der seine Freiheit, seine Launen beeinträchtigen konnte, gründlich verabscheute, hatte dem Willen der Mutter widerstrebt. Dereinst Herr auf seinen Gütern zu sein, was ja nicht allzulange mehr ausbleiben konnte, da sein Vater schon hoch in den sechsziger Jahren stand und schon öfter bettlägerig gewesen war, dort unumschränkt zu walten und, wie ein Fürst über sclavisch gesinnte Unterthanen, über seine Diener und die auf den Gütern arbeitenden Knechte und Tagelöhner zu gebieten, nebenbei allen sinnlichen Gelüsten nach Belieben zu fröhnen, das war sein Lebensziel, zu dessen Erreichung keine Anstrengungen, noch große Kenntnisse nöthig waren.

Nach Kurt's Abreise wandte sich der stolze Sinn der Schloßherrin einem andern, ihre Tochter Emilie betreffenden Plane zu.

Obgleich diese noch nicht das siebzehnte Jahr erreicht, waren ihre schönen jungfräulichen Formen doch vollständig entwickelt, und ihre Geistesbildung, wie die Sanftmuth ihres Wesens hatten schon von der Zeit an, wo sie die

Digitized by Google

Kinderschuhe ausgezogen, die Bewunderung der jungen adeligen Herren, deren Väter Güter in der Nachbarschaft besaßen, in nicht gewöhnlichem Grade erweckt, und auf allen Festen, die Frau von Handorf in letzterer Zeit veranstaltet hatte, war Emilie der Gegenstand allgemeiner Huldigungen gewesen. Vor Allem aber hatte sich der junge reiche Graf von Herbstau, der künftige Erbe eines umfangreichen hohe Revenuen eintragenden Fideikomißgutes sich dem holden Geschöpfe mit in das Gewand der Bescheidenheit gekleideten Verehrung genähert. Mit Vergnügen hatte dies Frau von Handorf bemerkt, das sich aber noch steigerte, als ihre scharfblickenden Augen bald herausspürten, daß Emilie jedes Mal freudig erröthete, wenn der genannte Cavalier sie zum Tanze aufforderte und sie vorzugsweise an seiner Unterhaltung Gefallen fand.

Dieser junge Mann, das hatte die gnädige Frau beschlossen, sollte der Gatte ihrer Tochter Emilie werden. Einladungen auf Einladungen waren deßhalb an ihn erfolgt, und bei jeder neuen Zusammenkunft hatten sich die Zeichen gegenseitigen Wohlgefallens zwischen Emilie und dem jungen Grafen, der ebenso gesegnet an männlicher Schönheit, wie sie an weiblicher, zur Freude der stolzen Frau vermehrt.

Da waren die Gesellschaften, die auf Handorf gegeben wurden, plötzlich durch den Tod des jüngsten Kindes unterbrochen worden. Eine gewisse Trauerzeit mußte eingehalten werden. So erforderte es die Schicklichkeit. Auch wollte die Baronin vor den Leuten nicht als eine liebelose Mutter erscheinen, wenn sie es auch in der That war.

Mehrere Wochen vergingen, da meinte die Baronin, daß nun der Schicklichkeitstrauer genügt sei, und wenn ihr Gatte und ebenso Emilie dieser Ansicht nicht beipflichteten, sie, die nach und nach über ihre Familie eine Herrschaft errungen, die ihr nicht wieder zu entreißen war, kehrte sich nicht daran. Gesellschaften, worin nicht lustige Musik ertönte und getanzt wurde, widersprachen ja den schwarzen Trauergewändern nicht, die man nothgedrungen hatte anlegen müssen, wollte man der Welt kein Aergerniß geben. So wurden denn einen Monat nach Bertha's Ableben wieder Einladungen an die benachbarten adeligen Gutsbesitzer und folglich auch an die Grafen von Herbstau, Vater und Sohn, gesandt.

Emilie und Roderich von Herbstau, die über sechs Wochen einander nicht begegnet, äußerten unverholt ihre Freude, einmal wieder zusammenzutreffen. Noch niemals hatten sie sich so lange und so eifrig zusammen unterhalten, wie an diesem Abende. Wie Frau von Handorf, welche die jungen Leute nie aus den Augen ließ, darüber hocherfreut war, so auch der alte Graf von Herbstau. Schon in früheren Gesellschaften auf Handorf hatte er viel mit dem lieblichen Mädchen geplaudert und es war im Stillen der Wunsch in ihm aufgetaucht, wenn sein Sohn sich einmal ernstlich mit Heirathsgedanken beschäftigte, so möchten sich diese auf die Baronesse von Handorf richten, die er mit Freuden als Schwiegertochter in die Arme schließen würde.

Genug, die Folgen dieses erneuten Zusammentreffens zwischen Emilie und Roderich waren, daß der alte Graf von Herbstau nach drei Tagen allein auf Schloß Handorf erschien und für seinen Sohn um die Tochter des Freiherrn anhielt, die Bemerkung lächelnd hinzufügend, daß die jugendlichen Herzen schon heimlich ihre Gefühle gegen einander ausgetauscht hätten und folglich von ihrer Seite kein Widerspruch zu erwarten war.

Frau von Handorf, überglücklich, daß ihr Plan so schnell zur Reife gediehen, ertheilte dem Grafen eine bejahende Antwort, und ihr Gatte, wiewohl es ihn innerlich schmerzte, daß sein geliebtes Kind sich schon in so jugendlichem Alter von ihm trennen wollte, that dasselbe mit anscheinender Heiterkeit. Nähere Verabredungen wurden nun zwischen den Eltern getroffen. Die Verlobung sollte in drei Monaten, die Hochzeit aber erst im nächsten Frühling, ein Jahr nach Bertha's Tode, stattfinden. Von diesem Entschlusse war der alte Herr nicht abzubringen und wohl oder übel mußte die stolze Frau sich dies Mal dem Willen ihres Gatten fügen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 115. Sonntag, 19. Oktober 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Der am Morgen gekommene Graf war schnell wieder fortgefahren, um seinem Sohne die heißgewünschte Einwilligung mitzutheilen. Als der Besuch fort war, suchte Herr von Handorf, das Herz voller trüber Gedanken, das Freie. Immerfort an die nicht allzuferne Trennung von seinem Lieblingskinde denkend, wandelte er ohne bestimmte Richtung die Schloßallee hinunter, bis an das nahe liegende Dorf, wo der Schulmeister Reiner lebte. Zufällig richteten sich seine Blicke auf die offenen Fenster eines kleinen niedrigen Hauses. Ein hübsches Kindergesichtchen blickte daraus hervor. Er erkannte dasselbe. Es war Marie Reiner, die, ihn sehend, ihn laut beim Namen nannte und ihm freundlich zunickte. Er erinnerte sich, daß er der Kleinen einen Besuch versprochen und trat, den Gruß des lieblichen Kindes erwiedernd, in die ärmliche Behausung ein.

Da der Tag, an dem Herr von Handorf diesen Spaziergang machte, ein Sonntag war, so fand er Reiner mit seinem Kinde allein zu Hause. Eine Stunde früher hätte er sie nicht angetroffen, denn der Schulmeister pflegte nicht gern den Gottesdienst zu versäumen und hatte auch heute mit Marie die Kirche besucht. Seit einer Stunde aber befand er sich schon wieder in seiner Wohnung.

Reiner empfing den alten Freiherrn zwar ehrerbietig, doch nicht mit knechtischer Demuth. So arm er auch war, seiner Menschenwürde und seines edlen Standes als Lehrer der Jugend sich bewußt, widerstrebte es seinem Gefühle, sich vor etwas Anderem als einem moralischen Verdienste zu beugen.

Aber Herr von Handorf verlangte das auch nicht. Er reichte dem Schulmeister in so herzlicher Weise die Hand, als wenn er sie irgend einem ihm befreundeten Standesgenossen geboten hätte.

Dann kam Marie an die Reihe.

Diese, welche dem Freiherrn schnell den saubersten Stuhl des kleinen Zimmers hingeschoben, auf den er sich, ihr freundlich dankend, niederließ, wurde von ihm in die Arme gezogen und auf die Backen geküßt.

Die Liebkosung gewährte dem Kinde eine innige Freude. Ein holdes Lächeln glitt über ihre feinen Züge. Sie ergriff die Hand des Greises und drückte ihre Lippen darauf.

„Das ist hübsch von Ihnen, gnädiger Herr," sagte sie in vertraulichem Tone, „daß Sie Ihr Versprechen, den Vater zu besuchen, erfüllt haben. Ach, ich habe mich schon lange nach Ihrem Anblick gesehnt. Ist doch außer meinem Vater und der theuren — na, Sie wissen ja, wen ich meine, Niemand so gut und freundlich gegen mich gewesen, als Sie. Und Sie sind doch ein reicher vornehmer Herr und ich bin nur das Kind eines Schulmeisters."

Herr von Handorf betrachtete Marie eine Minute stumm, aber mit wohlwollenden Blicken.

Dann wandte er sich zu Reiner.

„Gott hat sie reich in diesem Kinde gesegnet," sagte er.

Mariens Vater legte die Hand auf die Brust und blickte nach oben.

„Das hat er," war die Antwort, „und ich danke ihm mit der ganzen Inbrunst meiner Seele dafür."

„Ja, ja, Sie sind ein glücklicher Mann," fuhr der Freiherr fort. „Marie wird bei Ihnen bleiben, noch viele, viele Jahre.

Erheben sie sich Morgens vom Lager, wird sie Ihnen den Morgengruß zulächeln und suchen Sie nach vollbrachtem Tagwerke die Ruhe, dann wird sie in ihrem Abendgebete einen sanften Schlaf auf die müden Augen des Vaters herabflehen."

Reiner sah sein Kind liebevoll an. Er stand

Digitized by Google

im Begriffe, die Worte des Freiherrn durch ein von sanftem Lächeln begleitetes Nicken des Kopfes zu bestätigen. Aber plötzlich zeigte sich der Ausdruck eines heftigen innerlichen Schmerzes in seinem blassen Gesichte. Er griff mit der Hand nach der Brust, die sich erst krampfhaft zusammenzog und dann in einem pfeifenden Husten Luft machte.

Marie blickte ängstlich auf den Vater, der Greis nicht minder. Erst jetzt bemerkte er, daß es mit der Gesundheit des armen Lehrers nicht zum Besten stand und ein Uebel an seinem Dasein nagte, dessen Heilung in der Regel nur dem Tode vorbehalten ist.

„Krank und arm," murmelte er vor sich hin. „Ich nannte ihn glücklich und er trägt wahrscheinlich schon den Tod im Herzen. Aber kann ich ihn auch nicht dem Leben erhalten, so doch seine Leiden vielleicht lindern helfen."

Er wartete, bis sich Reiner von dem beängstigenden Anfall erholt und sagte dann zu der Kleinen, die den Vater umfaßt hielt:

„Mein gutes Kind, der Tag ist warm. Der Spaziergang hierher hat mich durstig gemacht. Könntest Du mir wohl ein Glas frische Milch besorgen?"

„Wir haben keine im Hause," erwiederte sie. „Besitzen wir doch keine Kühe. Aber der Herr Schulze hat einen großen Viehstand, der hat immer Milch vorräthig. Zu dem will ich. Er wohnt am andern Ende des Dorfs. es wird aber wohl zehn Minuten dauern, ehe ich zurück bin."

„Das schadet nicht, mein Kind. Ich kann so lange warten. Geh' nur."

Marie wollte das Zimmer verlassen. Aber sie blickte auf den Vater und sah dann den Freiherrn an, als wollte sie ihn bitten, dem Vater beizustehen, wenn ihm der böse Husten zurückkehre.

„Du kannst unbesorgt gehen, Marie," versetzte Herr von Handorf. „Ich bleibe hier, bis Du wieder da bist."

„O, ich werde mich sputen, gnädiger Herr."

Mit diesen Worten flog sie zur Thüre hinaus.

Die Männer blieben jetzt eine Zeitlang allein.

„Sie sind krank, ernstlich krank, lieber Reiner," sagte der Greis.

Der Schullehrer bewegte den Kopf bejahend.

„Mein Kind darf nichts davon wissen," versetzte er mit heiserer Stimme. „Es würde dem Schmerze, den sie um ihre verlorene Freundin empfindet, einen neuen, gleich großen, ach vielleicht noch größeren hinzufügen. Aber Ihnen gegenüber will ich es gestehen. Ich glaube — daß meine Tage gezählt sind."

„Das wolle Gott verhüten, mein Freund," sagte Herr von Handorf und fügte hinzu: „Haben Sie denn niemals einen Arzt wegen Ihrer Brustbeschwerden konsultirt?"

Reiner schüttelte den Kopf.

„Die nächste Stadt ist über eine Stunde weit von hier entfernt," erwiderte er. „Von dorther einen Arzt kommen zu lassen, würde viel Geld kosten und daß ein Dorfschullehrer dessen nicht reichlich besitzt, wird Ihnen nicht unbekannt sein, Herr Baron. Ich würde das geringe Mobiliar, das Sie hier sehen, mit Schulden belasten müssen. Meine arme Marie müßte dann als Bettlerin nach meinem Tode aus dem Hause gehen, denn das Gericht ist unbarmherzig und würde ihr auch das Letzte nehmen. Auch trage ich die feste Ueberzeugung in mir, daß mir kein Arzt mehr helfen kann. Sind doch auch meine Eltern an derselben traurigen Krankheit hingesiecht."

Reiner ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

Der Freiherr aber, dessen Herz von Mitleid überfloß, faßte seine Hand.

„Was Sie nicht im Stande sind, auszuführen, kann ich doch," sagte er mit herzlichem Tone. „Ach, daß wir reichen Leute oft erst so spät erfahren, daß ein Armer in unserer Nähe weilt, der Hülfe benöthigt ist und sie verdient. Ich werde den Arzt kommen lassen, der seit Jahren in meiner Familie seine Kunst übt. Kein geschickterer Doctor findet sich zehn Meilen in der Runde. Er soll jeden Tag einmal, zweimal, wenn es sein muß, Sie besuchen. Mit seiner und Gottes Hülfe wollen wir versuchen, Ihrer Krankheit Herr zu werden. Und an der nöthigen Pflege soll es Ihnen auch nicht fehlen, das Alles sei meine Sorge. Ach, hätte ich früher gewußt, daß Ihre Stelle Ihnen nur ein kärgliches Einkommen bietet, ich hätte dem Manne, dem meine verstorbene Kleine die wenigen Kenntnisse, die ihr schwacher Geist zu fassen vermochte, verdankte, schon längst die hülfreiche Hand geboten. Aber Sie hätten auch sprechen, oder mir durch Marie Ihre

traurige Lage schildern lassen können. Darin haben Sie gefehlt, Reiner."

Der Schullehrer richtete sich empor.

„Auch der Arme hat seinen Stolz, gnädiger Herr," sagte er, „und hält es für eine Schande zu betteln, so lange er sich noch selbst zu ernähren vermag. Und das konnte ich bis jetzt und werde versuchen, es ferner zu können, bis die Katastrophe eintritt, die mich zwingt, für immer meine Schulstube zu schließen. Nein, Herr Baron, für mich begehre ich Nichts. Wollen Sie aber, wenn Ihnen die Todtenglocken verkünden, daß es einen dürftigen Schulmeister weniger in der Welt gibt, sich meines verlassenen Kindes annehmen und Marie so lange eine Freistatt in ihrem Schlosse vergönnen, bis sie sich selbst in der Welt forthelfen kann, dann werden keine bangen Sorgen meine Sterbestunde verbittern."

„Den Wunsch, den Sie mir an's Herz gelegt, Reiner, werde ich mit Freuden erfüllen," entgegnete Herr von Handorf. „Habe ich doch die kleine Marie von dem Augenblicke an, wo ich sie am Sarge meines Kindes so bitterlich weinen sah, herzlich liebgewonnen. Für ihre Zukunft also sorgen Sie nicht mehr. Aber mir gestatten Sie, das zu thun, was ich für meine Pflicht halte, nämlich Ihre Lebenslage so weit zu verbessern, wie es in der Macht der Wohlhabenheit liegt. Betrachten Sie mich von jetzt an wie einen Freund, den Ihnen die Vorsehung noch zur rechten Zeit gesandt. Dem Freunde aber, den Gott mit Glücksgütern gesegnet, steht es zu, dem armen Freunde die Bürden des Lebens erleichtern zu helfen."

Wenn Reiner auch wiederholt äußerte, er brauche weder die Hülfe eines Arztes, noch sonstigen Beistand für die nur noch kurze Zeit seines Daseins, Herr von Handorf widersprach dem kranken Manne zwar nicht mehr, war aber im Innern fest entschlossen, dem armen Lehrer wider dessen Willen wohlzuthun.

Marie war indessen wieder zu Hause angelangt.

Sie präsentirte dem Freiherrn die geholte Milch in einem reinlichen Glase und freute sich, als derselbe sie mit sichtbarem Wohlgefallen trank.

Bemerkend, daß der krankhafte Zustand Reiners an diesem Tage, zumal da sein Husten nach verschiedenen Pausen mit erneuter Heftigkeit wiederkehrte, demselben nicht viel zu sprechen erlaubte, beschloß der alte Herr seinen Besuch abzubrechen.

Nachdem er ihm noch einigen Trost zugesprochen und hinzugefügt, er werde bald wieder bei ihm vorsprechen, entfernte er sich.

Reiner wollte ihm das Geleite geben. Er lehnte es ab, winkte dagegen mit den Augen Marie, ihm zu folgen, was diese bereitwilligst that.

Als der Freiherr mit dem Kinde in der Hausthür stand, wo Reiner sie nicht mehr zu hören vermochte, nahm er liebreich die Hand der Kleinen in seine Linke und streichelte mit der Rechten ihre Wange.

„Könntest Du mich wohl recht, recht lieb gewinnen, Marie?" fragte er sanft.

Ihre großen dunklen Augen strahlten eine bejahende Antwort und die rosigen Lippen bestätigten sie mit den Worten:

„Ich hatte Sie schon lieb, gnädiger Herr, ehe Sie in unsere Nähe kamen. Wie konnte es auch anders sein? Bertha, die jetzt im Himmel ist, erzählte mir hundertmal, wie lieb und gut ihr alter Herr Papa sei. Sie wollte mich auch oft mit in's Schloß nehmen. Aber ich fürchtete mich — die — gnädige Frau — so erzählen die Leute — soll so streng, so stolz sein. Sie hätte mir vielleicht die Thüre gewiesen und Bertha ausgezankt, und das würde —

Der Greis fiel dem Kinde schnell ins Wort.

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen," sagte er. „In Zukunft sollst Du Dich nicht mehr zu fürchten brauchen, auf's Schloß zu kommen, ich werde Sorge tragen, daß meine Gemahlin Dich nicht unfreundlich empfängt. Es ist sogar nöthig, daß Du kommst. Dein armer Vater scheint ernstlich, wenn auch nicht gefährlich, krank zu sein. Ich werde ihm den Arzt schicken. Du sollst mir dann über den Zustand des Vaters täglich Bericht erstatten. Jetzt nimm' dieses hier, ich habe es zu seiner Pflege bestimmt."

Er hatte in die Tasche gegriffen und eine reichgefüllte Börse hervorgezogen. Er drückte sie der Kleinen in die Hand und ging dann, bevor Marie ihm zu danken vermochte, eiligst davon.

Herr von Handorf hielt selbstverständlich Wort.

Noch denselben Tag wurde von ihm ein

Digitized by Google

Eilbote an seinen im nächsten Städtchen wohnenden Hausarzt abgesendet. Am nächsten Tage erschien derselbe und begab sich sogleich im Auftrage des Freiherrn zu dem Schullehrer.

Als er auf's Schloß zurückkehrte, stattete er Herrn von Handorf den traurigen Bericht ab, daß Reiner's Brustkrankheit schon in ein ziemlich hohes Stadium getreten, derselbe aber wohl noch ein Jahr, vermittelst sorgsamer Pflege und stärkender Mittel, dem Leben zu erhalten sei.

Daß diese Mittheilung den Greis, indem er an den Schmerz dachte, den Marie bei dem Verluste ihres Vaters empfinden würde, in hohem Grade betrübte, läßt sich denken. Indessen, es stand ja nicht in seiner Macht, es zu ändern.

„Geschehe denn der Wille des Himmels," sagte er. „Ich will wenigstens die Freundschaft, die ich für den braven Mann gefaßt habe, auch durch die That beweisen."

Der Arzt wurde angewiesen, Reiner täglich zu besuchen. Für kräftige Speisen mußte die herrschaftliche Küche sorgen und der wohlgefüllte Keller stärkende Weine für den Kranken liefern. So oft die Verwaltung seiner Güter Herrn von Handorf erlaubte, in unmittelbarer Nähe des Schulmeisters ein paar Stunden zu verbringen, geschah es. Marie aber machte von der ihr von ihrem Gönner ertheilten Erlaubniß Gebrauch und suchte ihn im Schlosse auf. Da sie den Weg zu seinen Zimmern wußte, so kam sie mit der stolzen gnädigen Frau nicht in Berührung, was ihr den Gang angenehmer machte.

So verging ein ganzes Jahr. Als der Frühling wieder Knospen und Blüthen trieb und die dem verstorbenen Fräulein gewidmete Trauerzeit beendet war, wurde Emiliens Hochzeit mit dem Grafen von Herbstau auf Handorf solenn gefeiert. Dann nahmen die jungen Gatten, deren Bund wahre Liebe geschlossen, Abschied von den Eltern, um eine längere Hochzeitsreise nach der Schweiz und Italien anzutreten, von wo aus sie erst nach drei Monaten zurückzukehren gedachten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Von dem Prinzen Napoleon sprechend, schreibt ein Pariser Correspondent des „Manchester Quardian": „Der verstorbene Kaiser kannte seinen Vetter wohl, wie die folgende Antwort an seinen Sohn beweißt: „Was" — fragt der kaiserliche Prinz, damals nicht mehr als 6 Jahre alt, — was ist der Unterschied zwischen einem Unfall und einem Unglück?" „Wenn" — erwiederte der Kaiser — „Dein Vetter in die Seine fiele, so wäre dies ein Unfall; wenn ihn Jemand herauszöge, würde es ein Unglück sein."

London, 9. Oct. Kassa, Fürst von Tigrè, jetzt Johanni II, Kaiser von Abessinien und Christ dazu, scheint sich mit den christlichen Todesstrafen, die jetzt in Mode sind, noch nicht befreundet zu haben. Dem tapfern Thronprätendenten Abba Hassai ließ er beide Ohren mit Schießbaumwolle füllen, und dann den Kopf in Atome sprengen. In seiner kaiserlichen Gegenwart ließ er auch vor einiger Zeit siebenundzwanzig Gefangenen die rechten Hände und die linken Füße abschlagen, um sie dann wehrlos den Löwen, Tiegern und Panthern zum Fraße zu lassen.

Bei den mit großem Eifer betriebenen Ausgrabungen in Pompeji hat man einen für die Alterthumsforschung unschätzbaren Fund gemacht. Man stieß nämlich auf den Laden eines Bäckers, in dem man drei volle Fruchtkasten und etwa 600 Kupfermünzen fand. Der Backofen voll Brod war zubereitet, so wie er im Moment der Katastrophe hergerichtet worden war. Der Ofen ist von ungewöhnlicher Geräumigkeit, indem man darin nicht weniger als 80 Laib Brod und einen Kuchen vorfand. Alles vortrefflich erhalten, leider aber — ungenießbar.

Ein Jude (der sich im Wirthshaus an einen Tisch setzt, an welchem mehrere Kadeten sitzen, und von einem derselben nachgeäfft wird:) Mein lieber Herr Kadet, wie mögen Sie doch nachmachen einen armen Juden: was kann Ihnen das helfen? Machen S' lieber nach den Moltke.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 116. Mittwoch, 22. Oktober 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Frau von Handorf, die nicht zu den tiefgefühlenden Naturen zählte, nahm die Trennung, da ihr Stolz durch diese glänzende Heirath befriedigt war, ziemlich leicht und ihrem Sohne Alfred war die Entfernung der Schwester aus dem elterlichen Hause sogar willkommen, da sein sinnliches Wesen mit dem reinen sanften Gemüthe Emiliens in keiner Weise sympathisirte. Der Einzige, der die Trennung schmerzlich empfand, war der alte Freiherr. Emilie war ihm in mancher verdrießlichen Stunde, die theils aus der Verwaltung der Güter, theils aus dem schroffen Wesen seiner Gattin und der Wildheit des Sohnes hervorgegangen, mit ihrem sanften Lächeln die Falten von der Stirne weggescheucht. Mit ihr hatte der Friedensengel des Hauses ihn verlassen, und er hätte sich wohl ganz vereinsamt gefühlt, wäre Marie nicht gewesen. Mit jedem Tage in dem verflossenen Jahre hätte er die Kleine lieber gewonnen und die Stunden zu seinen glücklichen gerechnet, wo sie im Schlosse, oder im Häuschen ihres Vaters an seiner Seite saß und kindlich zutraulich mit ihm plauderte.

Wenige Stunden, nachdem Emilie mit ihrem Gatten Schloß Handorf verlassen hatte, traf eine schmerzliche, wenn auch längstgefürchtete Nachricht das Ohr des Freiherrn.

Der Arzt, der Reiner bis jetzt behandelt, erschien im Herrenhause und verlangte ihn allein zu sprechen.

Herr von Handorf, der noch von dem Abschiede seines Lieblings Emilie wehmüthig gestimmt war, wurde von einer bangen Ahnung ergriffen, denn er war Tages vorher bei Reiner gewesen und hatte ihn, der schon einen ganzen Monat die Leitung seiner Schule aufgegeben, kränker als jemals gefunden.

Er befand sich noch im Wohnzimmer seiner Gattin, als der Diener ihm den Arzt meldete, und begab sich unverzüglich in sein Wohngemach, in das der Diener den Arzt schon hatte eintreten lassen.

Derselbe trat ihm mit ernster Miene entgegen.

„Es thut mir leid, Herr Baron," sagte er, „daß ich in dies Haus, in dem heute ein Freudenfest begangen wurde, eine Trauerbotschaft tragen muß. Ich komme von dem armen Reiner, um Ihnen seine letzten Grüße zu bringen, begleitet von der Bitte, seine hülflose Waise nicht zu verlassen.

Der Freiherr drückte dem Arzte die Hand. „Er ruhe im Frieden," versetzte er. „Was uns trösten muß, lieber Doktor, ist der Gedanke, daß wir unsere Pflicht gegen den braven Mann gethan. Sie haben ihm die letzten Stunden weniger schmerzvoll gemacht, und ich das Gespenst des Mangels von ihm und seinem Kinde ferngehalten. Aber es brauchte der letzten Bitte des nun Verblichenen nicht. Ich habe heute die zweite Tochter meines Bluts verloren, denn von der Stunde an, wo der Spruch der Schrift in's Leben tritt: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen, da erlischt die Liebe zu den Eltern zur größeren Hälfte in der Brust des Weibes, so will es Gott, so will es die Natur. Dafür will ich mir jetzt eine andere Tochter gewinnen. Sie soll das Kind meiner Herzensliebe sein. Kommen Sie, Doctor, gehen wir auf der Stelle fort, um der armen Marie, die den ersten Vater bitterlich beweint, in mir einen zweiten Vater zu geben. Sobald der frische Grabhügel den Gestorbenen deckt, führe ich die Kleine an meiner Hand in dies Haus. Sie soll mein Pflegekind und ich will ihr ein treuer zärtlicher Vater sein."

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Des armen Kindes Rosenzeit.

Drei Tage später fand der von seinen Leiden erlöst'te Reiner seine stille, ewige Ruhestätte auf dem Platze, wo seine vorangegangenen Lieben eingesargt waren.

Nebst den Landleuten, die den wackern Lehrer aufrichtig geschätzt und ihrer Kinder, die ihn wahrhaft geliebt hatten, folgten dem einfachen, jedoch reich mit Kränzen geschmückten Sarge Herr von Handorf und die von Thränen überströmte Marie.

Das vom Tischler gezimmerte Haus des Todten wurde in die Erde gesenkt. Dann drohnten die letzten Schollen Erde auf denselben und der Todtengräber schanfelte mit gleichgültigen Gesichte die Oeffnung zu.

Marie hauchte die Heftigkeit ihres Schmerzes um den geliebten Vater an der Brust des Freiherrn aus, der sie in seinen Armen hielt.

Wiederholt flüsterte ihr Herr von Handorf die Worte zu:

„Weine Dich in Gottes Namen aus mein Kind, Dein Vater hat Dein Thränenopfer verdient, aber denke auch daran, daß Dir ein zweiter Vater zur Seite steht, der Dich nicht minder lieben wird, als der erste."

Endlich gelang es ihm, sie in so weit zu beruhigen, daß sie sich von ihm vom Kirchhofe hinwegführen ließ.

Der Greis und das Kind gingen in's Schloß.

Alfred war schon früh ausgeritten. Frau von Handorf befand sich allein auf ihrem Zimmer, als ihr Gatte, Marie an der Hand, vor sie hintrat und ihr ruhig, aber mit fester Stimme seinen Entschluß, den er früher noch nicht in ihrer Gegenwart ausgesprochen, mittheilte, daß er der Verwais'ten eine Freistatt in seinem Hause gewähren und für ihre Erziehung sorgen wolle.

Die gnädige Frau sah die Kleine mit geringschätzender Miene an, hatte aber gegen den Willen ihres Gatten nichts einzuwenden.

„Hm! Das kleine Ding sieht recht gut aus," sagte sie, „und ihre Miene verräth, trotz der verweinten Augen, eine gewisse Intelligenz. Wenn sie einige Jahre mehr zählt, sich gut aufführt und Beate, meine jetzige Kammerzofe, sich einmal verheirathet, so kann sie ihren Platz einnehmen."

Marie, obwohl der harte Ton und das strenge Gesicht ihr mehr Angst als Vertrauen einflößten, sah doch ein, so jung sie auch noch war, daß sie, sollte der Aufenthalt im Schlosse ihr nicht trübe Tage bereiten, nach dem Wohlgefallen der gnädigen Frau zu streben habe.

Sie trat auf dieselbe zu und küßte ihr die Hand.

„Ich will gut und gehorsam sein," sagte sie, „und wenn ich erst größer bin, die Wohlthaten zu vergelten suchen, welche die gnädige Frau mir armen Kinde erzeigen wird. Ach, ich wüßte ja nicht, was aus mir werden sollte, wenn Sie und der Herr Baron sich meiner nicht annehmen."

„So recht, das heißt vernünftig gesprochen." versetzte die Baronin, und wandte sich dann zu ihrem Manne.

„Wie heißt doch die Kleine noch? Ich habe ihren Namen schon früher gehört, aber wieder vergessen."

„Marie Reiner," erwiederte der Gefragte.

„Gut. Ich werde Beate Befehl ertheilen, ihr in ihrer Kammer einen Platz einzuräumen. Auch kann diese sie in Dingen unterrichten, die auf ihre künftige Stellung bei mir Bezug haben."

Marie wollte auf's Neue der gnädigen Frau danken. Aber der Greis kam ihr zuvor.

„Du weißt mein Zimmer zu finden, Marie," sagte er. „Erwarte mich dort. Ich habe mit der Frau Baronin allein zu reden. In einer Viertelstunde bin ich bei Dir."

Das Kind knixte und gehorchte.

Wie Herr von Handorf mit seiner stolzen Gattin allein war, bat er sie, ihm wenige Minuten ruhig Gehör zu schenken.

„Du irrst," begann er, „wenn Du wähnst, die Erziehung, die ich dem lieblichen Geschöpfe zu geben trachte, ginge darauf hin, sie blos zur Dienerin auszubilden. Das ist aber durchaus nicht meine Absicht. Ich habe dem seligen Reiner, den ich Freund nannte, versprochen, seinem verlassenem Kinde ein zweiter Vater zu sein und ein Vater will nicht, daß sein Kind Zeitlebens die Dienste einer Magd verrichte. Doch es ist nicht allein dies Versprechen, es ist auch die Liebe, die ich zu Marie gefaßt habe, die mich bestimmt, ihr ein anständigeres Loos zu bereiten."

Die Baronin warf höhnisch die Lippe auf. „Und wodurch hat dies — dies Schulmeisterskind dem Herrn Baron solche zärtlichen Gefühle eingeflößt?“ fragte sie.

„Ich liebe Marie,“ versetzte er mit erhöhtem Tone, „weil sie dem Kinde, das bei ihrer Mutter kein Herz für sich fand, die traurigen Jugendjahre durch schwesterliche Liebe erträglich machte. Ich brauche Dir wohl nicht den Namen des Kindes zu nennen, Dein Gewissen wird ihn Dir sagen. Genug, ich habe mich oft, des häuslichen Friedens willen, Deinen Wünschen gefügt. In diesem Falle aber werde ich nach meinem Belieben handeln. Marie soll in meinem Herzen die Stelle unserer seligen Bertha vertreten und weder Dein Spott, noch Dein Zorn soll mich von diesem Entschlusse abbringen.“

Frau von Handorf zuckte die Achseln.

„Das Sprichwort hat einmal wieder Recht,“ sagte sie. „Alter schützt vor Thorheit nicht. Ich wage es nicht, dem gestrengen Herrn zu widersprechen. Aber ich richte die demüthige Bitte an ihn, dafür Sorge zu tragen, daß mir diese dem Dorf entstammte Pflegetochter so wenig als möglich vor Augen komme.“

„Diese Bitte kann ich Dir nicht erfüllen,“ entgegnete der Greis ruhig, „denn es ist mein sehnlichster Wunsch, daß es der Kleinen gelingen möge, von der Gattin ihres Pflegevaters mit weniger ungünstigen Blicken betrachtet zu werden. Und wie ich Marie kenne, wird sie es bald dazu bringen. Die göttliche Kraft, die einst Moses beseelte, befähigte ihn, Wasser aus harten Felsen zu schlagen. Das engelgleiche Wesen meiner Pflegetochter, das nicht minder göttlichen Ursprungs ist, wird auch Dein stolzes Herz früher oder später rühren, und Du wirst es mir noch danken, daß ich sie hierhergeführt habe.“

Nach diesen Worten verließ der Freiherr die ihm spöttisch nachblickende Gemahlin und begab sich zu dem Kinde, das er in gramvolle Gedanken an den verstorbenen Vater versunken fand.

Er nahm auf dem Sopha Platz, winkte Marie zu sich und zog sie auf seine Kniee.

„So, nun bist Du im Hause Deines neuen Vaters,“ sagte er sanft, „und Du brauchst es nicht eher wieder zu verlassen, als bis es Dein eigener Wille ist. So groß Dein Verlust, mein Kind, die Zeit und meine Liebe werden ihn heilen. Deine frühere Heiterkeit wird zurückkehren und Du wirst mich wieder so freundlich anlächeln, wie in der Zeit, wo das Schicksal Dich noch nicht so hart geprüft hatte.“

Die Kleine wischte die Thränen mit ihrem Schnupftuche ab.

„Ich will es versuchen, nicht mehr so viel zu weinen,“ versetzte sie. „Der liebe Gott hat ja das Gebet meines seligen Vaters erhört. Ich habe bei Ihnen eine neue Heimath gefunden, gnädiger Herr.“

„Gewiß, das hast Du. Aber Du mußt mich jetzt nicht mehr gnädiger Herr nennen.“

Marie sah den Greis fragend an.

„Wie denn, Herr Baron?“

„Vater, mein Kind.“

„Aber — schickt sich das auch für mich?“

„Ich erlaube es Dir, ja, ich wünsche es sogar, mein — mein liebes Pflegetöchterchen. Also wie mußt Du künftig zu mir sprechen?“

Marie, welche vorher die Augen gesenkt, schlug sie jetzt wieder empor. Die Zärtlichkeit, die aus der Miene des würdigen alten Herrn sprach, überwältigte sie. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und rief:

„Vater, mein guter neuer Vater!“

(Fortsetzung folgt.)

Mein Testament.

Motto.

Ein Dichter war ich, liebte auch die Ehre
Die Unsterblichkeit, denn ich forderte keinen Lohn
Was ich von Ihnen einzig nur begehre,
Ist einfach: Presse, oder Most, nicht Rohn!

Stets geht der Pflug, wie bald ist sie gezogen,
Die letzte Furch' von meinem Lebensfeld.
Sie hat noch keinen Ackersmann belogen,
Kein Sterblicher ward je von ihr betrogen,
Sie zieht sich hin längs einer andern Welt.

So werd' ich lange nicht mehr bei Euch bleiben,
Wer weiß, wie bald mein Feld ist ausgepflügt.
Drum will ich selber ungesäumt mich treiben,
Und ein Vermächtniß meinen Kindern schreiben,
Woran sich Jedes seelenvoll begnügt.

Digitized by Google

Was ich gesammelt, theilet es als Brüder,
Ich lege es Euch frei und offen dar.
Es sind des Lebens heilig-höchste Güter,
Bewahrt sie heilig Euern Kindern wieder,
Weil es ein väterliches Erbe war.

„Arbeitsamkeit!“ ist Menschenpflicht im Leben,
Ein Kampf um's Sein, von der Natur bedingt.
Derjenige kann nur Bedürft'gen geben,
Der sich durch Fleiß und nützlichem Bestreben
Die reifen Früchte aus der Saat erringt.

„Genügsamkeit!“ ist meine zweite Gabe,
Sie sind in jedem Fach an Werth sich gleich.
s'Ist nicht genug, daß man gesammelt habe
Und es mit Leichtsinn alsobald verlabe —
Die Mäßigkeit macht sittlich, friedlich, reich.

Und „Ehrlichkeit!“ die dritte in dem Bunde,
Des stolzen Menschen zierlichstes Gewand.
Sie schirmt und schützt vor jeder Herzenswunde,
Und heilt die tiefsten aus dem innern Grunde,
Selbst da, wo jede Hoffnung längst verschwand.

Und endlich nun die „Gott- und Menschenliebe!“
Des Herzens Krone, wie der ganzen Welt.
Undenkbar ist das ganze Weltgetriebe,
Wenn anders sie nicht mehr in Uebung bliebe,
Die Wahrheit, die das All in Ordnung hält. —

Dem Unkraut gibt man einen heil'gen Namen;
So nagt das Volk an schwarzem Schimmelbrod.
Gar Mancher reicht ihm selbstgezognen Samen,
Des Lebensbrod verlustig, ruft es „Amen!
Und „tausend Dank!“ Genießt und stirbt den Tod!

Hier legte ich nun jene Saatfrucht nieder,
Die der Begründer Jesu ausgestreut.
Vertheilet sie, doch ungetheilt als Brüder,
Und streut auf Euer Lebensfeld sie wieder,
Und sammelt Früchte für Unsterblichkeit!

Blaubach im Oktober 1873.

Friedrich Decker.

Literarisches.

Die von der Verlagshandlung des Neuen Blattes angekündigte Modenzeitung ist nun unter dem Titel: „Neueste Moden für Unsere Damen“ erschienen und auch bereits weit und breit nach allen Reichsländen hin versandt. Damit sich Reflectantinnen orientiren können, was diese Neue Modenzeitung für 10 Sgr. vierteljährlich (gleich 1 Mark neue Reichswährung) Alles leistet, sei in Nachstehendem der Inhalt der uns vorliegenden ersten Nummer etwas näher betrachtet.

An Illustrationen bringt die erste Nummer 36 in Summa, davon stellen 15 Handarbeiten dar, 5 sind interessante Novitäten in Cravaten, Schleifen und Westenstichs und volle 16 sind neue vollständige Toiletten-Bilder, die alle wirkliche Neuheiten anweisen.

Zu 12 von diesen Toiletten werden in dem der Modennummer beiliegenden Schnittmusterbogen die vollständigen Schnitte, zusammen 54 an Zahl, geliefert, die mit einer Deutlichkeit aufgezeichnet, bezeffert und erklärt sind, daß sich offenbar jede junge Dame, die über die ersten Begriffe des Nähens im Klaren ist, sich mit Leichtigkeit zurechtfinden wird. — Hierin liegt auch, wie die Verlagshandlung selbst sagt, der Schwerpunkt des Unternehmens. Was nützen sonst die Modebildchen, wenn die Unterlagen dazu nicht so beschaffen sind, daß sich jede junge Dame die dargestellte Toilette selbst machen, oder unter ihrer eigenen Leitung machen lassen kann. Daß zu diesen Unterlagen der sehr ausführliche, alle Figuren beschreibende Text mit zu rechnen ist, leuchtet von selbst ein. Eine Ueberraschung aber hat uns das colorirte Modekupfer bereitet, da es wirklich „hochfein“ zu nennen und so reichhaltig ist. Nicht weniger als 6 Figuren auf einem Blatte unter einem Farbenglanze von 26 verschiedenen Farben. Wir verweisen in allem Uebrigen die geehrten Leserinnen auf das Blatt selbst, da es wohl Niemand, der überhaupt ein Interesse dafür hat, unterlassen wird die geringfügige Ausgabe von 10 Sgr. anzuwenden, um die Verwendbarkeit praktisch zu erproben. —

Nächste Woche erscheint auch bereits die zweite Nummer. Das Abonnement ist bei allen Buchhandlungen und Postanstalten anzubringen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 117. Freitag, 24. Oktober 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

„Und nun höre mich an, mein Kind," fuhr der Freiherr fort. „Meine Liebe hast Du für alle Zeit gewonnen. Aber das ist nicht genug, soll Dir das Leben in meinem Hause ganz und gar ungetrübt verfließen. Du mußt auch die Zuneigung meiner Gemahlin zu erwerben suchen. Du kennst sie, sie ist eine strenge, stolze Dame, die von allen ihren Untergebenen Unterwürfigkeit und Demuth verlangt. Ich werde Dir Gelegenheit geben, Dich ihr so oft als möglich zu nähern. Sei aufmerksam auf ihre Wünsche, ihre Befehle. Schilt sie einmal mit Dir, ertrage es ohne Murren. Gibt sie Dir irgend einen Auftrag, führe ihn schnell und pünktlich aus und vor Allem vergiß nicht, ihr die Dankbarkeit Deines Herzens in jeder Weise zu offenbaren."

Die Kleine hatte aufmerksam zugehört.

„Die Gemahlin meines guten Vaters soll nicht über mich zu klagen haben," erwiederte sie. „Ich werde alles thun, was sie — was Du mir gesagt hast."

Noch denselben Tag ließ Herr von Handorf für sein Pflegekind ein Stübchen einrichten, das sich in der Nähe seines Wohnzimmers befand. Es war hell und freundlich und die Fenster desselben gingen nach dem Schloßgarten hinaus.

Um Marie von dem Grame um den verstorbenen Vater abzulenken und sie zu beschäftigen, hielt der Freiherr es für nöthig, eine gebildete, im mittleren Alter stehende Dame als Erzieherin für sie zu engagiren, denn Emiliens Gouvernante war ein Jahr vor deren Verheirathung von der gnädigen Frau fortgeschickt worden.

Er wandte sich deßhalb an seinen Hausarzt, der, wie Herr von Handorf wußte, mehrere hochgebildete Freunde in der zunächst liegenden großen Stadt besaß.

Dieser versprach, augenblicklich in dieser Angelegenheit Briefe abzusenden und hielt Wort.

Nach zwei Wochen traf die gewünschte Erzieherin auf Handorf ein. Es war eine in den dreißiger Jahren stehende Dame, auf deren Gesicht die Natur den Stempel einer außergewöhnlichen Gutmüthigkeit und Sanftmuth gedrückt hatte.

Von Herrn von Handorf wurde sie freundlich, von dessen Gemahlin aber kalt empfangen, da diese es lächerlich fand, daß mit dem Schulmeisterkinde so viele Umstände gemacht wurden.

Fräulein Herbert, so hieß die Gouvernante, der ein Zimmer neben dem der Kleinen eingeräumt wurde, zeigte schon in den ersten Lehrstunden, bei denen der Greis anwesend, daß sie die zu einer tüchtigen Erzieherin nöthigen Kenntnisse mit einer zweckmäßigen Unterrichtsmethode vereinte. Das geistig begabte Kind lernte leicht und zu besonderem Vergnügen des Pflegevaters mit einer Freudigkeit, die aus dem Herzen kam. Im Hause ihres verstorbenen Vaters hatte sie nur den Elementar-Unterricht, wie er in einer Dorfschule ertheilt wird, empfangen. Jetzt wurde sie von Fräul. Herbert in mehreren fremden Sprachen, wie in der Musik, unterrichtet.

Zu letzterem Zwecke hatte Herr von Handorf, obwohl seine Gattin dazu die Stirne runzelte, das Clavier seiner verheiratheten Tochter, dessen diese jetzt nicht mehr bedurfte, in das Zimmer der Erzieherin tragen lassen.

Nach zwei Monaten war das Bestreben des Greises, den anfangs noch immer wieder ausbrechenden Schmerz, der dem geliebten todten Vater galt, so zu mildern, daß Marie wieder zu lächeln vermochte, vom Gelingen gekrönt, und nur, wenn sie das Kreuz, das der Freiherr auf den Grabhügel Reiners hatte setzen lassen, mit einem frischen Kranze schmückte,

Digitized by Google

tropften ihre Thränen auf die jetzt schon grünende Erhöhung nieder.

So floß Mariens Leben still und friedlich dahin, getheilt zwischen den Lehrstunden und den traulichen Gesprächen, die sie mit der Erzieherin, welche ihrer Schülerin in der kurzen Zeit schon ihre Liebe zugewendet, und dem Pflegevater führte.

Ebenso wohlthätig, wie Letzterer auf ihre Stimmung, hatte sie auf sein unbüsterles Gemüth gewirkt. Ein ganzes Jahrlang nach Bertha's Hinscheiden hatte man den alten Herrn nicht lächeln sehen und nach der Trauung von Emilien hatte er die weißen Brauen noch dichter zusammengezogen. Jetzt aber lag wieder der Sonnenschein der Heiterkeit auf den faltigen Zügen, und geschah es doch wieder einmal, daß die Erinnerung an sein vergangenes Glück sein Auge trübte, so durfte die silberklingende Stimme Mariens ihm nur zurufen: „Nicht weinen, mein lieber, herziger Papa! Ich thue es ja auch nicht mehr!“ und die Wolken verschwanden von seiner Stirne.

Mit der stolzen gnädigen Frau war Marie in der verflossenen Zeit oft zusammengekommen. Herr von Handorf hatte sie nicht blos zu seiner Gemahlin in's Zimmer geführt, sondern es auch veranstaltet, daß sie, wenn die Baronin im Schloßgarten spazieren ging, diese zuweilen begrüßen, ihr die Hand küssen und für die Wohlthaten, die sie empfing, danken konnte.

Aber das liebliche Gesicht der Kleinen, die sanfte rührende Stimme, hatte nicht die gewünschte Wirkung. Frau von Handorf begegnete ihr zwar nicht hart und abstoßend — so viel Rücksicht war sie ihrem Gatten schuldig — aber sie blieb kalt, gemessen und schweigsam gegen sie und suchte so schnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen.

Herr von Handorf sah mit Bedauern, daß alle Versuche seines Lieblings fehlschlugen, die Gunst seiner stolzen Gattin zu erlangen.

Doch hegte er noch eine Hoffnung, das war die Rückkehr der Frau von Herbstau von ihrer Hochzeitsreise, die binnen wenigen Wochen erfolgen mußte.

Emilie kannte Marie, sie wußte, mit welcher Zärtlichkeit diese an Bertha gehangen, Sie hatte die heißen Thränen der Kleinen an deren Sarge fließen sehen. Vielleicht, so dachte der Freiherr, gelingt es ihr, welche von der Mutter vergöttert wird, diese günstiger gegen mein Pflegekind zu stimmen.

Der von beiden Eltern ersehnte Tag kam endlich heran. Emilie hatte vorher geschrieben, zu welcher Stunde sie mit ihrem Gatten auf Handorf eintreffen werde. Die jungen Gatten sollten, so hatte Frau von Handorf es angeordnet, gewissermaßen feierlich empfangen werden. Die Schloßportale wurden reich mit Blumen und Eichenlaub begränzt. Der aus Rosen gebildete Namenszug der Vermählten prangte über der Pforte, Musikanten aus dem nächsten Städtchen herbeigeholt, standen auf einer Tribüne neben dem Eingange. Die ziemlich zahlreiche Dienerschaft, festlich gekleidet, bildete Spalier. Mehrere Freunde und Freundinnen aus der Nachbarschaft hatten sich auch eingefunden, das junge Paar zu begrüßen. Der Freiherr, seine Gemahlin und Alfred hatten den Platz unter dem Portale gewählt. Unfern von ihnen befand sich Fräulein Herbert mit ihrem Zögling. Mariens Pflegevater hatte gewünscht, daß auch sie beim Willkommen freundliche Worte an Emilie richten solle. Die Kleine hatte zu diesem Tage einen neuen, zwar einfachen, aber doch modern geschmackvollen Anzug von dem alten Herrn zum Geschenk erhalten. Ihr glänzendes Haar mit einem Kranz von natürlichen Rosen geschmückt, fiel in reichen Locken auf ihr Schultern hernieder. Der Greis hatte diesen Schmuck gewollt und die Erzieherin war dabei thätig gewesen. Obwohl Marie sich nicht vordrängte, waren die Blicke der anwesenden Freunde der Familie doch auf sie gefallen und alle erklärten, nur selten ein so liebliches Geschöpf gesehen zu haben. Selbst Alfred, der Sohn des Hauses, der sich bisher wenig oder gar nicht um den Pflegling seines Vaters gekümmert, verschlang sie fast mit den Augen. Seine Gedanken waren: Alle Wetter, die muß famos aussehen, wenn sie erst ausgewachsen ist.

Die Gesellschaft hatte nicht gar zu lange zu warten.

Das Rollen eines Wagens von der Fahrstraße her wurde hörbar.

„Sie kommen, sie kommen!“ ertönte es in dem fröhlichen Kreise.

Wenige Minuten später fuhr die Reisekarosche, in der Graf von Herbstau, seine Gattin

und der alte Graf saßen, in den Schloßhof. Letztgenannter Herr war ihnen entgegengeeilt, um den ersten Willkommgruß von seinem Sohne und der holden Schwiegertochter zu empfangen.

Lauter Jubel, von den Klängen der Musik begleitet, erscholl.

Die glücklichen Reisenden stiegen aus. Zahllose Umarmungen erfolgten. Dann wollte Emilie mit ihrem Gatten das Schloß betreten. Ehe das aber geschah, trat Marie, die bisher den Augen der jungen Gräfin noch verborgen geblieben, auf einen Wink des Freiherrn schnell an sie heran, knixte und sprach schüchtern, aber mit seelenvollem Tone ein kurzes Begrüßungsgedicht, daß Fräulein Herbert für sie verfaßt hatte. Die letzten Zeilen desselben besagten, daß Herr von Handorf die verlassene Waise in väterlichen Schutz genommen und enthielten die Bitte, ihr nicht zu zürnen, daß sie es wage, mit diesen unbedeutenden, aber gutgemeinten Versen sie zu begrüßen.

Diese Bitte war überflüssig. Emilie, die Marie augenblicklich wiedererkannte, war entzückt von dem holden Wesen des Kindes. Sie umarmte und küßte Marie und sagte dann laut und freudig zu ihrem Vater:

„Papa, das hast Du gutgemacht. So habe ich ja wieder ein Schwesterchen bekommen, das meine Liebe verdient und welches auch mich lieben wird. Schicke mir Marie, so oft es angeht, nach Herbstau. Es wird mir viel Vergnügen gewähren, das liebliche Kind auf ein Paar Tage bei mir zu sehen."

Die jungen Gatten und der alte Graf von Herbstau blieben drei Tage auf Handorf, die durch verschiedene ihnen zu Ehren gegebene Feste ausgefüllt wurden. In der Zeit hatte der Freiherr Gelegenheit gefunden, die Gräfin von der Abneigung ihrer Mutter gegen Marie Reiner zu unterrichten. Emilie versprach vermittelnd aufzutreten. Was sie beabsichtigte, gelang ihr wenigstens so weit, daß Frau von Handorf, die der innigen Bitte der reizenden Tochter nicht zu widerstehen vermochte, der kleinen Reiner mit ihr zu sprechen vergönnte und ihre Hand nicht mehr mit dem feinen Spitzentuche abwischte, wenn Marie sie geküßt hatte. Aber ihre Gunst in erhöhterem Grade zu erwerben, sollte ihr erst viele Wochen nach der Abreise der Gräfin von Herbstau nach dem Gute ihres Mannes gelingen. Und dazu mußte ein unerwarteter glücklicher Zufall die Hand bieten.

Eines Tages waren die Lehrstunden, welche Marie von ihrer Gouvernante erhielt, früher als gewöhnlich beendigt.

Die Kleine hatte ihre Aufgaben in fremden Sprachen mit erstaunlicher Schnelligkeit und so zur Zufriedenheit der Lehrerin gemacht, daß diese ihr erlaubt hatte, die Zeit bis zur einbrechenden Dämmerung im Schloßgarten zu verbringen, wo Marie einige Beete besaß, die ihr von ihrem Pflegevater zugewiesen worden. Sie durfte dieselben gleichsam als ihr Eigenthum betrachten und konnte darauf säen und pflanzen, was ihr beliebte. Die Beete zeigten jetzt schon eine Fülle der schönsten Frühlingsblumen. Sie waren herrlich gediehen, denn der alte Schloßgärtner, mit dem Marie gern und freundlich plauderte, hatte ihr die Blumen pflanzen helfen und sie gelehrt, wie sie zu behandeln wären, sollten sie nicht allzuschnell in der warmen Jahreszeit dahinwelken.

So oft die Kleine im Garten war, machte sie sich bei diesem, ihrem Lieblingsplätzchen, zu schaffen.

Der Freiherr hatte für sie eine kleine Gießkanne aus der Stadt kommen lassen und der Gärtner ihr eine Blumenscheere besorgt, um die vertrockneten Stengel und Blätter damit abzuschneiden.

Wenn Marie an ihrer kleinen Pflanzung herumhantirte, dann leuchteten ihre Augen vor Vergnügen und ihre feinen rosigen Lippen trällerten heitere Melodien, die sie von Fräulein Herbert auf dem Clavier hatte spielen hören. Oft auch sprach sie mit den Blumen, als wenn es lebendige, vernünftige Geschöpfe wären, welche sie zu verstehen vermochten und gab ihnen allerhand Schmeichelnamen. Die größte Freude aber, die sie an ihrer Schöpfung hatte, war, daß sie ihrem Wohlthäter, dem alten Freiherrn, der die Blumen nicht minder liebte, als sie es that, mehrere Male in der Woche einen frischen, sinnig geordneten Strauß überreichen konnte, wofür ihr immer eine herzliche Umarmung zum Lohn wurde.

Auch die stolze gnädige Frau erhielt oft Blumen von Marie. Doch der Dank, den sie von dieser für ihre Aufmerksamkeit empfing, bestand nur in einem herablassenden

Digitized by Google

Kopfnicken, was die Kleine indessen schon als einen hohen Beweis von Gunst ansah, da sie sich noch der Abneigung erinnerte, welche die strenge Dame anfangs gegen sie gezeigt hatte.

„Marie, die sich, wie oben gesagt, in den Garten begeben, hatte eben Wasser aus einem an der Seite des Gartens liegenden Brunnen geschöpft, und war zu dem größten ihrer Beete hingetreten, das eine reichliche Begießung erheischte, da die an diesem Tage ungewöhnlich warm scheinende Sonne die Erde ausgetrocknet hatte.

Als sie sich niederbückte, um die kleine Gießkanne in Bewegung zu setzen, hörte sie über sich ein Flattern, das nur von einem großen Vogel herrühren konnte.

Sie stellte die Gießkanne hin, sah auf und erblickte den kleinen grünen Papagei, der, wie sie wußte, der gefiederte Liebling der gnädigen Frau war und viele Worte zusammenhängend sprechen konnte.

Dieser Vogel, dem die Flügel gestutzt waren, flog auf das ungefähr dreißig Schritte entfernte Taubenhaus, von dessen runder Kuppel er aber abrutschte, und, da seine Schwingen zur Hälfte gelähmt, in einen dicht an dem Häuschen stehenden Busch fiel.

In demselben Augenblicke stürzte Beate, das junge Kammermädchen der Baronin, aus dem Schlosse in den Garten.

„Der Papagei ist aus dem Fenster geflogen," schrie sie. „Die gnädige Frau ist außer sich. Du weißt, Marie, was sie auf das Thier hält. Ich war schuld, ich habe das Fenster offen gelassen. Wenn ich die Lore nicht wiederbringe, jagt sie mich fort. Ach Gott, ach Gott, ich unglückliches Geschöpf!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine nicht üble Anekdote erzählt „Uestökös" vom Grafen Emanuel Andrassy. Als der Graf aus dem südlichen Asien zurückgekehrt war und seine Freunde ihn zu einer Jagd einluden, sagte er: „Bah, meine Freunde, ich bin jetzt so gewohnt, auf Tieger zu jagen, daß eine Jagd, die nicht lebensgefährlich, kein Interesse mehr für mich hat." „Nun, dann kannst Du getrost mit mir kommen", versetzte einer der Jäger, „denn ich habe gestern erst auf der Jagd meinen Schwager angeschossen."

(Mittel gegen Kurzsichtigkeit.) Optikus. Uebrigens, Herr Stadtrath, ihre Augen werden mit jedem Jahr kräftiger; voriges Jahr hatten sie noch Nro. 12, und jetzt können sie schon Nro. 14 gebrauchen.

Stadtrath: Ja, lieber Herr, das ist ganz richtig. Als ich noch Junggeselle war, mußte ich die schärfsten Brillen tragen, seit ich aber verheirathet und Stadtrath bin, immer schwächere; da sind mir die Augen so aufgegangen, daß ich oft mehr sehe, als mir lieb ist.

(Amerikanische Notizen.) Ein Muster der Taubheit ist entschieden eine Dame, welche in L., einem unserer Seehäfen in der Nähe der Navy Yord wohnt. Vor Kurzem wurden von einem Schiffe 10 Salutschüsse abgefeuert. Die alte Dame stand auf, horchte, u. rief als der letzte Schuß verhallt war: Herein!

(Vollständig gerechtfertigt.) Bauer: Aber, Meister Schaum, Sie könnten eigentlich das Rasiren um 'nen Kreuzer billiger besorgen; bei der schlechten Ernte dies Jahr sin mir arme Bauern übel d'ran.

Barbier: Auch noch billiger? Im Gegentheil, ich sollte eigentlich 'nen Kreuzer mehr nehmen, denn wenn die Ernte schlecht is, machen die Bauern so lange Gesichter, daß man g'rad noch 'mal so viel Gesichtsfläche abzuschaben hat als sonst.

(Auf dem Maskenballe.) Guten Abend Herr Doktor! — Woher kennst Du mich, schöne Maske! Sage mir, wer du bist. — Rathen Sie! — Nun, die junge Dame, welcher ich gestern Kußhände zuwarf. — Falsch gerathen. — Oder die liebenswürdige kleine in dem Conditorladen am Markt. — Warum nicht gar! — Ah, Verzeihung, ich muß höher hinauf. Vielleicht die Frau Sanitätsrath Bierländer, diese köstliche Perle? Nein, Herr Doctor, ich bin die Wäscherin, welcher Sie noch für dreizehn Wochen Wäscherlohn schuldig sind.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 118. Sonntag, 26. Oktober **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

„Weinen Sie nicht, Beate," versetzte Marie. „Ich habe gesehen, wo die Lore hinflog. Da, dort sitzt sie im Busche. Kommen Sie mit. Es wird uns schon gelingen, sie wieder einzufangen!"

Sie schritt schnell vorwärts, der erwähnten Stelle zu und das vor Angst zitternde Kammermädchen folgte ihr.

Schon waren Beide dem Busche genaht und konnten durch die Blätter die glänzenden Federn des Flüchtlings erblicken.

„Nun wollen wir uns bücken und ihn locken," sagte Marie.

„Lore, Lore, komm' Zuckerlore," flötete sie mit ihrer weichen Stimme.

Der Vogel horchte auf diese Schmeichelworte und schien Marie entgegenkommen zu wollen.

Da wurde der Versuch, ihn wieder einzufangen, plötzlich durch einen, beide Mädchen erschreckenden Zwischenfall gestört.

Mit der Schnelligkeit des Windes sprang eine große weiße Katze herbei. Sie hatte auf der Schloßmauer ihre Nachmittagsruhe gehalten und von dort den im Busche hockenden Vogel bemerkt. Mit tigerartig funkelnden Augen und dem Tone, den man in der nordischen Volkssprache „Prusten" nennt, flog sie in den Busch und ebenso schnell hatte sie mit ihren scharfen Klauen den Liebling der gnädigen Frau gepackt, um ihn zur Vesper zu verzehren.

Beate, die eine angeborne Furcht vor Katzen hatte, schrie laut auf und lief händeringend davon.

Nicht so that Marie. Bei ihr besiegte das Mitleid die Furcht. Sie sprang der vierbeinigen Mörderin nach, ergriff dieselbe mit beiden Händen am Halse und preßte denselben so heftig, daß die Katze den Vogel fahren ließ, dafür aber sich gegen die kühne Retterin wandte und sie so in die linke Hand biß, daß diese von Blut überströmt wurde.

Aber Marie achtete des Schmerzes nicht, den ihr der Biß verursachte. Sie griff mit der Rechten den nur wenig verwundeten Vogel, hob ihn vom Boden auf und barg ihn an ihrer Brust, mit dem Fuße das Raubthier wegstoßend, das auf's Neue geneigt schien, Rache für die ihm so dreißt entrissene Beute zu nehmen. Allein der Stoß war so heftig, daß die Katze den Muth verlor und miauend davon schlich.

„Gott sei Dank," rief Marie hochaufathmend. „Das ist geglückt, und die gnädige Frau wird es mir Dank wissen." Dann richtete sie ihre Worte an den Vogel, der zu fühlen schien, wie hochverpflichtet er dem tapferen Kinde sei und mit seinem krummen Schnabel ihre Hand liebkos'te.

„Armes Papchen," sagte sie, „Hast große Gefahr ausgestanden, bist aber doch mit ein paar ausgerupften Federn davongekommen. Mir ist's freilich nicht so gut ergangen. Aber über die Freude, Dich gerettet zu haben, vergesse ich den Schmerz. Und nun komm', ich will Dich Deiner Gebieterin zurückbringen."

Sie schritt mit dem Vogel der Hinterpforte des Schlosses zu. Doch ehe sie eintrat, erschien Frau von Handorf schon auf der Schwelle und zwar mit vor Zorn gerötetem Antlitze, denn Beate hatte ihr, auf den Knien um Verzeihung flehend, erzählt, daß der Papagei wahrscheinlich zwischen den Zähnen der Katze sein Leben verhaucht habe.

Die Baronin war freudig überrascht, als sie ihren Liebling lebend an Mariens Brust erblickte.

Sie hatte vom Fenster aus gesehen, was

Digitized by Google

im Garten vorgegangen und deshalb das Schlimmste befürchtet.

Marie knixte und überreichte ihr den Vogel, der seine Todesangst bereits vergessen zu haben schien, denn er rief laut, als er sich wieder bei seiner Herrin befand:

„Gnädige Frau, mach' mein Kompliment!"

Frau von Handorf schalt:

„Böse Lore, werde Dich zur Strafe vier Wochen einsperren. Dann kannst Du mir nicht wieder solchen Schreck einjagen!"

Dann wandte sie sich zu Marien, welche die noch immer blutende Hand hinter sich hielt. Mit freundlicher Miene fragte sie:

„Und Du, liebe Kleine, hast mein Papchen gerettet und Dich nicht vor der bissigen Katze gefürchtet?"

„Das arme Thier that mir so leid," versetzte die Kleine. „Ich hätte es der Katze abgejagt, auch wenn ich nicht gewußt, daß die gnädige Frau so viel darauf hielte."

Frau von Handorf nickte ihr huldvoll zu.

„Du hast mir einen großen Dienst erwiesen," sagte sie. „Er soll nicht unbelohnt bleiben. Während das feige Geschöpf, die Beate, davonlief, hast Du —" sie hielt inne und rief dann erschrocken:

„Mein Gott, was ist das? Kind, Kind, Du blutest ja!"

Dieser Ausruf wurde dadurch veranlaßt, daß die Baronin durch eine Seitenbewegung Mariens bemerkt hatte, daß von der Hand, die sie versteckt hielt, mehrere Blutstropfen auf die Erde gefallen waren.

Die Kleine versuchte, trotz des Schmerzes, den sie jetzt und zwar stärker als zuvor empfand, zu lächeln und meinte, sie habe in dem Kampf mit der Katze nur eine kleine Wunde davongetragen, die wohl bald wieder heilen werde.

Aber die Gnädige theilte nicht diese Meinung.

„Schnell, zeige mir Deine Hand", befahl sie.

Marie mußte gehorchen und that es mit einem Zug des Schmerzes in dem lieblichen Gesichte.

Frau von Handorf übergab den Papagei dem Kammermädchen, das indessen herbeigekommen war.

Dann bückte sie sich und sah nach Mariens Wunde.

„Gutes Kind, das ist tiefer gegangen, als Du glaubst," versetzte sie. Komm' schnell mit mir. Ich selbst will Deine Hand verbinden und ein Diener soll nach der Stadt und einen geschickten Wundarzt herbeiholen. Solch' ein Katzenbiß ist oft bösartig und kann schlimme Folgen haben."

Sie nahm die Retterin ihres Lieblings bei der Hand und führte sie auf ihr Zimmer, während Beate mit dem Vogel beschämt der gnädigen Frau folgte.

Ganz ihrer gemessenen und strengen Art entgegen, erwies sich Frau von Handorf nun ungemein liebreich zu Marie.

Beate mußte Binden aus feiner Leinwand schneiden und nachdem sie eine Schaale frisches Wasser herbeigeholt, wusch Frau von Handorf mit eigener Hand die Wunde des Kindes aus und verband sie. Ehe das aber geschah, hatte sie schon nach einem Wundarzt gesendet.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Marie sich noch niemals einer Umarmung von Seiten der stolzen Frau zu erfreuen gehabt. Jetzt sollte ihr diese hohe Gunst zu Theil werden.

Als die Binden um ihre Hand gelegt waren und sie der gnädigen Frau für ihre Güte gedankt, zog diese sie in ihre Arme und berührte mit den Lippen ihre Wange.

Diese Liebkosung wurde von den Worten begleitet:

„Bist doch ein wackeres Kind, und es ist mir lieb, daß mein Gatte Dich in's Haus gebracht. Von nun an erlaube ich Dir, täglich zu mir zu kommen, ohne erst um Erlaubniß zu bitten. Besonders zur Abendzeit werde ich Dich gern bei mir sehen. Deine Erzieherin sagte mir jüngst, Du könntest so schön und ausdrucksvoll lesen. Ich bin Abends oft allein, seit meine Tochter ihrem Gatten nach Herbstau gefolgt ist. Du sollst mir vorlesen, das wird mir die Langeweile vertreiben. Sonst hat es Beate gethan, aber die lies't so monoton, daß ich immer dabei einschlafe. Wirst Du es auch gern thun, liebe Kleine?"

Marie war so ergriffen von der Freundlichkeit der gestrengen Frau, daß sie, in Freudenthränen ausbrechend, mit kindlichem Unge-

stürm ihre Arme um dieselbe schlang und laut rief:

„Ach, nun bin ich erst recht glücklich, recht glücklich."

Frau von Handorf küßte sie auf's Neue und brachte sie dann in ihre kleine Wohnstube.

„Der Schreck und der Schmerz haben Dich angegriffen, mein Kind", sagte sie. „Ruhe Dich jetzt ein Wenig, bis der Wundarzt kommt. Ich denke in zwei Stunden wird er mit Friedrich hier sein. Findet er, daß es mit der Wunde keine Gefahr hat, so erwarte ich Dich heute Abend in meinem Zimmer. Du sollst mit meinem Gatten und mir zu Abend speisen."

(Fortsetzung folgt.)

Rodenstein's wilde Jagd.

(Eine Sage.)

Der wilde Jäger bei dunkeler Nacht
Im wildesten Dickicht des Forstes erwacht,
Er höret den Sturm u. erhebt sich im Zorn,
Er nimmt seine Hunde, das tönende Horn.
Besteigt seinen Rappen, mit Windesgewalt
Durchfährt er, laut schnaubend den zitternden Wald;
Es wiehert sein Roß, tönt das Horn in die Runde,
Er hetzt die Gefährten, es bellen die Hunde.
(Ludwig Tieck.)

Vor mehreren hundert Jahren lebte in dem durch seine herrlichen Nadelwaldungen und prächtigen Eichen- und Buchenforste bekannten Odenwalde auf seiner festen Burg, die weit in das Land hineinlugte, der Wild- und Rheingraf von Rodenstein. Hart und rauh war des Grafen Sinn, und was er mehr als Alles liebte, war die wilde, verwegene Jagd, die er täglich mit seinen wilden, rohen Gesellen betrieb. Er achtete nicht auf die Bitten und Klagen des fleißigen Landmannes, dem er mit seinem rohen Trosse die bebauten Fluren und Felder vernichtete: er spottete über Fromme und Andächtige. So trieb er es gar lange Zeit, eine Plage für die ganze Gegend. Aber endlich erreichte auch ihn sein Schicksal.

Der Frühling war aufs Neue erwacht, Fluren und Felder bedeckten sich mit jenem lieblichen, jungfräulichen Grün, welches dem Auge so wohlthut; reichlich strömte der Felsenquell, aus dunkler Waldeshöhe durch das Riesenthal sich schlängelnd, im Silberglanze dahin und freudig glänzte Hain und Flur im Strahle der milden Frühlingssonne. Das ganze Land war froh. Der schönste Ostertag war heraufgezogen. Die Glocken der Dorfkirche läuteten zum Gebete des Herrn. Wer hat nicht schon in seiner Brust den beseligenden, stillen Frieden eines Sonntagsmorgens in der freien, weiten, stillen Frühlingsnatur empfunden, wen hat es nicht hingerissen zum Gebete und zum Danke gegen den Herrn, wenn vom Kirchthurme herüber die Glocken zur Andacht rufen. Wer konnte dann nicht hinsinken auf die Kniee und in heiliger Begeisterung ausrufen: „Groß ist der Herr des Himmels und der Erde!" —

Doch das Gemüth des Grafen war verwildert. In die Kirche und Predigt ging er nicht, er lachte nur über das Pfaffengeschwätze, wie er es in seiner Verblendung nannte. „Gesellen", rief er, „rüstet Euch zur wilden Jagd. Zu eng ist's mir im Schlosse. Sattelt die Rosse, wohlauf in die tiefsten Wälder!" Irmgard, seine treue Gattin, von sanftem Gemüthe und tief religiösem Sinne suchte ihn mit liebevollen Worten, wie schon so oft, zurückzuhalten und bat ihn flehentlich, diesen heiligen Tag nicht durch so frevelhaftes Beginnen zu entweihen, doch der Verwegene stieß sie unter Hohngelächter zurück und sprang auf sein wieherndes stampfendes Streitroß. Fort sprengt er, daß die Funken sprüh'n, bei Hörner- und Trompetenschall, sein wilder Troß ihm nach, daß Roß und Reiter dampfen, über frischbesaamte Felder hinweg durch die tiefsten Wälder. Die Meute heult, es ruft und knallt, daß rings die Erde erbebt.

Aus der Kirche des Dorfes, durch welches zuerst der wilde Zug dahin rast, ertönen freudige Jubelhymnen, glücklich preisend den Tag, an welchem Christus der Herr vom Grabe auferstanden und die Welt neu geboren ward! — Mächtig brausten die Töne der Orgel, den Gesang der andächtigen Volksmenge begleitend. Aller Herzen erhoben sich zum Herrn und dankten ihm ob seiner Gnade.

Doch den Grafen, in dessen Herzen jeder bessere Sinn verstorben war, rührte Solches nicht. Lachend flog er vorüber.

Digitized by Google

Ein altes, schwaches Mütterchen, kam mit dem Gebetbuche des Weges um an diesem hohen Gnadentage im Tempel des Herrn ihre Andacht zu verrichten. Da sie dem daher rasenden Zuge nicht mehr ausweichen konnte, streckte sie flehend ihre Hände dem Grafen entgegen; doch dieser stürzte in seiner blinden Wuth über sie hinweg. Im Todesschmerze krümmte sie sich. Mich brechendem Auge noch verfluchte sie den Bösewicht und rief ihm nach: „Verflucht seist Du Wütherich, jage fort bis zum jüngsten Tag."

Und Gottes strenges Strafgericht holte ihn auch alsobald ein. Nicht lange darnach strauchelte sein Roß, stürzte mit ihm und der wilde Raubgraf brach Hals und Bein.

Man brachte ihn auf die zunächst liegende, ihm ebenfalls gehörige Burg, den Schnellert, wo er unter Fluchen und Verwünschungen starb.

Dort liegt er auch begraben.

Der Fluch der Alten ging buchstäblich in Erfüllung. Wenn ein Krieg auszubrechen droht, läßt es ihm im Grabe keine Ruhe, er erhebt sich aus demselben und zieht mit seinem wilden Heere unter Peitschen- und Trompetenknall, unter dem Stampfen und Wiehern der Rosse, unter dem lauten Geheule der Rüden durch die sausenden Lüfte dahin, daß ringsum die Erde erzittert und bebt.

Der Zug geht vom Schnellert durch einen Bauernhof in Oberkanisbach, dann durch Breusbach und fränkisch Krumbach zum Rodenstein. Dort verweilt er bis zum nahenden Frieden und zieht dann minder lärmend nach dem Schnellert zurück.

„Wenn eines Krieges Schrecken dräu'n,
Zieht er von seinem Schloß
Dem Schnellert, nach dem Rodenstein
Mit Ritter, Knapp und Roß.
Hinaus zieht er, das Hüfthorn schallt
In Odins Wälder-Nacht,
Die Rüde heult, es ruft und knallt,
Daß 's Echo rings erwacht.
Und durch ein Dorf, das Krumbach heißt,
Geht nun der wilde Zug,
Durch Korn und Dorn und Moorgrund reißt
Die Reiter Rossesflug."

Von den beiden Schlössern Rodenstein und Schnellert sieht man heut zu Tage nur noch die Trümmer. Still und öde ist's um ihre zerfallenen Thürme und Mauern; — aber ab und zu braust noch der Sturmwind, es erbebt die Erde, es heult und tobt, als ob der Welt Ende gekommen, wenn der Rodensteiner sich erhebt und auszieht, Krieg und Unheil verkündend.

Franz Englert.

Verschiedenes.

Von den Carlisten-Offizieren — schreibt der Spezial-Correspondent der „Times" im carlistischen Hauptquartier aus Estella — zeigen einige Mangel an Kenntniß mit Bezug auf fremde Länder. Ein Freund von mir, der Baron v. Wedell, früher ein preußischer Uhlanen-Lieutenant, dient nun im Heere der Royalisten. Heute Morgens aß er einige Weintrauben, als ein Oberstlieutenant, der namenlos sein soll, bemerkte: „Sie haben keine Trauben in Ihrem Lande." „Keine Trauben!" erwiederte der Deutsche, entrüstet über die Verläumdung seines Vaterlandes: „haben Sie nie etwas von Rheinwein gehört?" — Rheinwein! was ist es, eine Stadt?" — „Donnerwetter, nein;" und zu seinem Erstaunen entdeckte der Baron, daß sein Gefährte von der Existenz des weltberühmten Stromes keine Ahnung habe. Hierauf fragte der Oberstlieutenant den Deutschen, ob es wahr sei, daß in seinem Lande ein Mann vier oder fünf Frauen heirathen dürfe und alle die Kinder legitim seien. „Ja", erwiederte der erbitterte Preuße, und Deutschland ist ein solch fruchtbares Land, daß eine Frau häufig 20 und sogar 30 Kinder hat. Das wird Ihnen erklären, warum wir so viele Leute in Schlachten verlieren können; ein paar Tausende hie und da machten für uns keinen Unterschied, da sie so leicht ersetzt werden können." „Caramba", sagte der Spanier, und sein Erstaunen war noch größer, als er unterrichtet wurde, daß Deutsche, Polen und Russen alle eine besondere Sprache besäßen und nicht eine und dieselbe Nation seien.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 119. Mittwoch, 29. Oktober **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde nach dem für Marie so glücklichen Ereignisse kehrte Herr von Handorf, der nach dem Mittagessen einen zwei Meilen von seinem Gute entfernt wohnenden Freunde in Geschäftssachen einen kurzen Besuch abgestattet, ins Schloß zurück.

Sein erster Weg war, wie gewöhnlich, dahin, wo das Herz ihn hinzog, zu Marie, die er in Gesellschaft ihrer Erzieherin fand, welche, da sie auf ihrem Zimmer in einer geistigen Arbeit während des Vorfalls im Garten vertieft gewesen, erst kurz vorher von ihrem Zögling vernommen hatte, was sich zugetragen.

Marie sprang schnell vom Sopha auf, als sie die Schritte Ihres geliebten Pflegevaters auf dem Corridor hallen hörte und sprang ihm entgegen.

„Ach, wie gut, daß Du wieder da bist, Papa," rief sie mit glänzenden Augen und freudiger Stimme. „Ich habe Dir von einem großen Glück zu erzählen."

„Ei, das zu hören, wird mir Vergnügen gewähren, mein liebes Töchterchen. Und worin besteht denn dieses Glück?" sagte er, indem er sich niederließ.

Marie wies im ihre verbundene Hand.

„Darin, guter Papa. „Erschrick' nicht, diese kleine Wunde hat mir Großes eingetragen. Die gnädige Frau hat mich umarmt und geküßt und liebes Kind genannt."

Und nun erzählte sie mit schnellem heiteren Redefluß, was sie in den Stunden, daß ihr Väterchen vom Schlosse entfernt gewesen, erlebt hatte.

„Wenn Deine Wunde keine schlimmen Folgen hat," versetzte der Greis, „so danke ich Gott, daß Alles so gekommen. Mein langgenährter Wunsch ist dadurch endlich in Erfüllung gegangen. Du besitzest jetzt die Gunst der gnädigen Frau. Daß Du sie festhalten und niemals mißbrauchen wirst, dafür bürgt mir Dein Herz und Dein kluges Köpfchen."

Bald darauf erschien Friedrich mit dem Wundarzt.

Die Wunde wurde von dem erfahrenen Manne genau untersucht. Er erklärte sie ungefährlich, klebte ein Pflaster darauf, befahl, daß dieses einen um den andern Tag erneuert werden sollte und kehrte dann nach der Stadt zurück.

Der verständige Chirurg, der nach einigen Tagen wieder kam, um nachzusehen, hatte sich nicht getäuscht. Ehe vierzehn Tage in's Land gegangen, war Mariens Hand geheilt und sie konnte sie gebrauchen wie zuvor.

Hatte die Kleine in der Liebe des Greises sich früher schon glücklich gefühlt, so that sie es jetzt um so mehr, denn die gnädige Frau änderte ihre huldvollen Gesinnungen gegen sie nicht und behandelte sie mit der gleichen Zärtlichkeit, wie ihren Papagei, der Marie die Verlängerung seines Lebens zu danken.

Sonst war Beate viel um die Gnädige gewesen, und Frau von Handorf, die an der Kammerzofe Gefallen gefunden, weil sie die Launen ihrer Herrschaft geduldig ertrug und ihr zu schmeicheln verstand, hatte derselben manch' vertrauliches Wort gegönnt und sie bei besonderen Gelegenheiten reich mit Geschenken bedacht. Das hatte sich nun mit einem Male geändert. Beate hatte sich die Ungnade der Baronin in doppelter Beziehung zugezogen. Durch ihre Unvorsichtigkeit war der geliebte Favorit zum Fenster hinausgeflattert, und als er in Todesgefahr geschwebt, war sie schreiend davongerannt, statt ihn dem Raubthiere abzukämpfen. Beate durfte nur noch bei ihr weilen, wenn sie sich an- und auskleidete. Zu anderer Tageszeit wurde Marie zu der gnädigen Frau gerufen, doch nur in

Digitized by Google

in den Stunden, wo sie sich nicht mit ihren Studien unter der Aufsicht des Fräuleins Herbert zu beschäftigen hatte. Denn Mariens Unterricht durfte nicht vernachlässigt werden, das hatte der Freiherr streng befohlen. Er kannte ihre geistigen Fähigkeiten und hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, seinem Pflegekind jene Bildung ertheilen zu lassen, die Marien, verbunden mit ihrem körperlichen Liebreiz, entweder zu einer vortheilhaften Heirath in Zukunft verhelfen, oder sie doch in die Lage versetzen sollte, sich eine ehrenvolle Existenz als Erzieherin zu erwerben.

Daß Frau von Handorf Marie zur Vorleserin in den Stunden nach der Abendmahlzeit gewählt, ist schon erzählt worden. Sie entsprach diesem Amte, so weit ihre erst im Werden begriffenen Kenntnisse es gestatteten, ganz zur Zufriedenheit der gnädigen Frau. Ging diese in den Morgenstunden spazieren, was gewöhnlich schon in aller Frühe geschah, mußte Marie sie begleiten, fuhr sie aus, mußte die Kleine einen Platz in der eleganten Equipage neben ihr einnehmen.

Aber diese Gunstbezeugungen erstreckten sich noch weiter.

Marie hatte, als sie aus dem Hause ihres Vaters in das Schloß gekommen, ihre ärmlichen Kleider mit einfachen, aber aus guten Stoffen verfertigten Trauerkleidern vertauschen müssen. Der Freiherr hatte ihr solche natürlich geschenkt. Als das Trauerjahr um ihren Vater zu Ende, erhielt sie farbige Kleider, aber von solchem Stoffe und solchem Schnitte, wie sie für die Tochter eines Schullehrers paßten. Von allen weiblichen tadelnswerthen Eigenschaften war Herrn von Handorf die Eitelkeit verhaßt und er wollte sein Pflegekind, wie zärtlich er es auch liebte, von diesem Gebrechen, das für dessen Zukunft verderblich werden konnte, frei erhalten.

Anders aber dachte die gnädige Frau.

In der Fülle des Reichthums aufgewachsen, hatte sie sich in ihren Mädchenjahren und ebenso später, als die Gemahlin eines begüterten Edelmannes, mit verschwenderischer Pracht gekleidet und sah es auch gern, wenn ihre weibliche Dienerschaft modern elegant einherging. Marie aber wurde von ihr nicht als Dienerin, sondern als eine Art lebendiges Spielzeug betrachtet, wie eine Puppe, die zu putzen ihr Vergnügen gewährte. Gegen den Willen ihres Gatten ließ sie theure Stoffe und eine geschickte Schneiderin aus der Stadt kommen. Ehe vierzehn Tage vergingen, war Marie wie ein kleines Edelfräulein gekleidet, der es zum Ueberfluß auch an einer werthvollen, ihr von ihrer Gebieterin geschenkten Perlenschnur und schönen goldenen Ohrgehängen nicht fehlte. Als Marie in dieser glänzenden Metamorphose zum ersten Male vor den großen Trümeau des Prunkzimmers im Schlosse trat — die gnädige Frau hatte selbst sie dahin geführt — da lächelte sie in kindischer Freude, wie das Gretchen in „Faust," wenn diese sich mit der verhängnißvollen goldenen Kette schmückt, und drehte sich hin und her, ihr holdes strahlendes Selbst mit einem Anflug von Eitelkeit bewundernd. Zum ersten Male fiel es ihr ein, daß sie ein hübsches Kind sei, mit dem sich keines der Kinder im Dorfe, wo sie aufgewachsen, messen konnte. Arme Marie! wollte der Himmel, dieser Gedanke wäre im Keime erstickt, denn aus ihm sollte die böse Frucht hervorgehen, die viele Jahre lang Dein Leben vergiftete.

Von der gnädigen Frau gleichsam verhätschelt, von dem Freiherrn und der Frau von Herbstau, die ihre Eltern oft besuchte, und dann Marie auf einige Tage zur Gesellschaft mit nach ihrem Landgute nahm, väterlich und schwesterlich geliebt, von der Erzieherin gleichsam vergöttert und selbst von der Dienerschaft, mit Ausnahme der Kammerzofe Beate, die ihr heimlich grollte, weil sie wähnte, sie sei durch sie aus der Gunst ihrer Herrin verdrängt, neidlos angesehen, verlebte die Tochter des armen Schulmeisters nun volle vier Jahre auf Handorf, ohne daß nur eine Stunde des Kummers ihre Tage trübte. In dieser Zeit war das Kind zur Jungfrau herangeblüht, und die Schönheit der Jungfrau überstrahlte noch weit die früheren unentwickelten Reize des Kindes. Alle Welt und ihr Spiegel sagten ihr das. Wenn sie jetzt ein wenig stolz auf die Segnungen der Natur und die Bildung wurde, die sie der trefflichen Erzieherin zu danken, war deßhalb ein Stein auf sie zu werfen? Hatte sie das doch weniger als ihre Umgebung verschuldet, die ihre Schönheit pries und ihren Geist bewunderte. Aber diese sie beherrschende Eitelkeit trug sie nur im Innern,

auch wurde dieselbe von der Reinheit ihres Wesens und einer unbeschreiblichen Herzensgüte reichlich aufgewogen. Was sie dem seligen Vater einst versprochen, gut und rechtschaffen zu bleiben durch's ganze Dasein, das stand, wie mit leuchtender Schrift geschrieben, stets vor ihrer Seele, und die Lehren der wackern Gouvernante und ihres Pflegevaters hatten sie noch in diesem Vorsatze bekräftigt. Welche Versuchungen auch auf sie einstürmen möchten, sie trug die Gewißheit in sich, sie zu besiegen.

Viertes Kapitel.

Schicksalswendungen.

Der Leser ist bereits davon unterrichtet, daß die Kammerzofe Beate, obwohl sie von der gnädigen Frau nicht mehr so bevorzugt, wie vor Jahren, wurde, doch ihren Platz behalten hatte.

Für das, was sie bei der Baronin verloren, war sie aber auf eine andere Weise entschädigt worden.

Alfred, der auf Schloß Hondorf als Mitverwalter der Güter seines Vaters geblieben, hatte, von seiner sinnlichen Natur bestimmt, seine Augen auf das hübsche, üppig geformte Mädchen geworfen.

Da zwei glühende Temperamente hier einander begegneten, so war zwischen Beiden ein Verhältniß entstanden, das über die Grenzen einer erlaubten sittlichen Neigung hinausging, der Welt gegenüber jedoch verborgen blieb, indem die Zusammenkünfte in einem am Ende des Schloßgartens gelegenen kleinen Pavillon, und vom Schleier der Nacht verdeckt, stattfanden.

In diesem Pavillon pflegte Alfred sein Jagdgeräth aufzubewahren und er allein besaß den Schlüssel zu dem seinen Lüsten dienenden Verstecke. Aus diesem Grunde war so leicht keine Entdeckung zu fürchten.

Diese verbrecherische Verbindung, wie wir sie vom Standpunkte der sittlichen Weltanschauung nennen müssen, da sie nicht auf wahrer Liebe, sondern nur auf roher Sinnlichkeit basirte, hatte mit kurzen Unterbrechungen, wo der wilde Alfred, der in jedem Genusse Abwechslung liebte, gleich gefälligen Mädchen auf den andern Gütern seines Vaters sein Augenmerk schenkte, drei volle Jahre gedauert. Beate hatte von ihrem Liebhaber, der mit dem Gelde seines Vaters nicht kargte, nach und nach beträchtliche Summen erhalten. Damit gedachte sie früher oder später nach der Residenz, wo ihre Mutter lebte, zu ziehen und sich mit irgend einem ihrem Geschmacke zusagenden Manne zu verheirathen, was ihr, zog sie ihren Spiegel zu Rathe, nicht schwer werden durfte. So lange aber Alfred die ihm geschenkten süßen Stunden noch reichlich bezahlte, beschloß sie Handorf nicht zu verlassen.

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches das schon im Grunde verderbte Mädchen mit den Qualen der Eifersucht und einem gesteigerten Hasse gegen die Pflegetochter ihrer Herrschaft erfüllte.

Marie hatte zu ihrem sechzehnten Geburtstage, der inmitten des Sommers fiel von der Frau Baronin ein neues geschmackvolles Mousselinkleid geschenkt erhalten, das nach damaliger Mode den Hals der Damen, wie Nacken und Arme bloß ließ.

In diesem Kleide, das dem lieblichen Mädchen vor allen Andern gutstand, erging sie sich in der Tageszeit, wo die sinkende Sonne die Erde mit rosigem Schimmer zu übergießen pflegt, im Schloßgarten, wie sie, war das Wetter nicht trübe oder regnicht, nach dem Schlusse ihrer Lehrstunden stets zu thun gewohnt war.

Wenn irgend an einem andern Tage, so war an diesem die Seele des holden Geschöpfes von unaussprechlicher Heiterkeit und einem dankbaren Gefühle gegen Gott und diejenigen Personen erfüllt, die ihr eine so friedliche, schöne Heimstätte gewährt und die Liebe, die sie ihnen entgegentrug, mit dauernder Huld belohnten. Sich all' der Wohlthaten erinnernd, die sie von dem greisen Herrn des Schlosses und in den letzten vier Jahren auch von der gnädigen Frau empfangen, blieb sie plötzlich am Eingange eines Baumganges stehen, wo die scheidende Sonne hereinstrahlte, faltete fromm die Hände, schlug die großen herrlichen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen nach oben und flüsterte:

„Ihr seligen Geister meiner theuren Eltern, die Ihr schon lange im Schooße des ewigen Friedens weilt, o vergönnte der Allmächtige

Digitized by Google

Euch doch, aus besseren Höhen herniederzuschauen und zu sehen, daß Euer Kind nicht arm und verlassen geblieben, daß gute Menschen sich Eurer Marie angenommen und sie so liebevoll umfassen, wie ihr es einst gethan." Und mit erhöhtem Tone fügte sie hinzu: „Wie wahr hast Du doch einst gesprochen, mein guter Vater, als Du sterbend mich segnetest: Die ewige Liebe läßt Keinen untergehen, der ihr mit gläubigem Herzen kindlich vertraut!"

Wie das junge Mädchen so in betender Stellung dastand, überfluthete der goldige Schein des scheidenden Tagesgestirns ihr Antlitz, wie ihre schlanke Gestalt, so daß sie wie in ein Meer von rosigem Glanze getaucht erschien. Das Herz jedes guten feinfühlenden Menschen würde ihre engelgleiche Erscheinung mit Entzücken und einer Bewunderung erfüllt haben, die frei von jeder irdischen Beimischung gewesen wäre. Ein solcher aber war nicht in der Nähe des liebenswürdigen Kindes. Wohl aber wurde sie von Jemand belauscht, dessen Seele längst dem Dämon der rohesten Sinnlichkeit verfallen war.

Es war Alfred, der älteste Sohn des Schloßherrn, der, hinter einem Gebüsche verborgen, das dicht an dem Baumgange stand, mit hochgerötheten Gesicht und vor wilder Begierde flammenden Augen auf das holde Bild der Unschuld blickte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Das Neue Blatt 1874. Nr. 5 ist soeben eingetroffen und enthält: „Die neue Gouvernante." Novelle von Emil Mario Vacano. — „Vom Baum der Erkenntniß." Rundschauskizzen aus der Werkstatt neuester Naturforschung. Von Dr. J. Landsberger. — „Die Damen des deutschen Kaiserhofes." Von Friedrich von Hohenhausen. (Mit Portraits.) — „Ungelöste Räthsel der Geschichte." „Der Mann mit der eisernen Maske." Von H. Ubde. — „Aerztliches Sprechzimmer." „Das Nervenfieber." Dr. med. O. Geyher. — „Richard Wagner's neueste Kunststätte und ihre historischen Erinnerungen." Von H. Kastner. (Mit Illustration.) — „Die drei Wünsche eines Socialdemokraten." Ein Tendenzmärchen von N. Fischer. Mit Illustrationen.) — „Nord und Süd." Novelle von E. Bely. — „Heitere Chronika." Von F. H. — „Für Haus und Heerd." — „Allerlei": „Beim Frühstück." „Judit mit dem Kopfe des Holofernes." — „Wochenkalender der deutschen Nationalheiligen." — „Monatskalender für October." — „Räthsel." — „Neue Bücherschau." — „Aerztlicher Briefkasten." — „Correspondenz." — An Illustrationen: „Die deutschen Hofdamen." — „Beim Frühstück." — „Das Wagnertheater zu Baireuth." — „Es wird gestrikt!" — Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten für den mäßigen Preis von 15 Sgr. vierteljährlich.

Verschiedenes.

Ein Franzose, Vernimul, empfiehlt zum äußern Anstrich der Häuser folgendes Verfahren: man gibt den Mauern einen Anstrich aus mit Leimwasser verdünntem Zinkoxyd; ist dieser getrocknet, wozu höchstens 2 Stunden erforderlich sind, so läßt man einen zweiten Anstrich aus mit Leimwasser verdünntem Chlorzink folgen. Zwischen dem Zinkoxyd und dem Chlorzink bildet sich eine chemische Verbindung von der Härte des Glases und von spiegelglatter, glänzender Oberfläche, deren Dauer fast unverwüstlich ist. Vor dem Oelanstrich bietet dieser Anstrich die Vortheile, daß er sehr schnell trocknet und nur halb so viel kostet. Man kann dadurch, daß man das Leimwasser vorher mit Farben versetzt, jede beliebige Nuance herstellen. Da der Erfinder auf der Weltausstellung zu Paris und London Preismedaillen und außerdem eine Staatsbelohnung von 20,000 Franks erhielt, so ist die Sache jedenfalls eines Versuches werth.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 120. Sonntag, 2. November **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Freilich war es an diesem Tage nicht das erste Mal, wo Mariens seltene Reize ihm aufgefallen waren. Aber er war in dem letzten Jahre, in der Zeit, wo die eigentliche Entwickelung vom Kinde zur Jungfrau bei ihr stattgefunden, nur in längeren Pausen mit ihr zusammengetroffen, und dann hatte er sie auch nur des Abends im Wohnzimmer seiner Mutter, wenn sie derselben vorlas und in einer gebückten Stellung gesehen, wo ihre schönen Formen nicht so, wie in diesem Momente, hervortreten und sein glühendes Temperament in Aufregung setzen konnten. Außerdem hatte seine Leidenschaft im Umgange mit der üppigen Kammerzofe Beate und andern dieser ebenbürtigen Dirnen auf den Handorf zugehörenden Gütern, hinlänglich Befriedigung gefunden.

Desto wilder und maßloser loderte jetzt die Flamme einer verbrecherischen Neigung in der Brust des kräftig gebauten jungen Wüstlings empor.

Sich nur mit Mühe zurückhaltend, murmelte er vor sich hin:

„War ich denn bis jetzt mit Blindheit geschlagen, daß mir die Schönheit dieses Mädchens nicht in dem Lichte, wie heute, erschien? Ah, dieses Antlitz, diese dunkeln Augensterne, dieser Wuchs, diese runden herrlich geformten Arme! Wem sie sich um den Nacken schlingen, dem müssen die Sinne vor Entzücken vergehen. Und was sollte mich abhalten, alles das zu genießen, was später irgend einem trockenen Philister zu Theil wird? Bin ich nicht der Sohn des Hauses, wo sie, das Kind eines bettelhaften Schulmeisters, ein Loos gefunden, um das manches aus hohem Stande entsprossene arme Mädchen sie beneiden würde. Sie ist meinen Eltern die größte Dankbarkeit schuldig. Diese Dankbarkeit muß sie auch auf mich übertragen. Sie muß, ich will es! Und wie ich die Frauenzimmer kenne, wird sie sich nicht allzulange sträuben und bald die Ehre zu schätzen wissen, den Sohn des reichen Freiherrn von Handorf zum Liebhaber zu besitzen."

Eben hatte Alfred dies flüsternde Selbstgespräch beendet, als Marie sich umwandte, um den Weg zurück zum Schlosse zu nehmen.

Jetzt ist es Zeit, dachte der junge Baron. Kein Zeuge ist in der Nähe, fassen wir die Gelegenheit beim Schopf.

Er trat rasch hinter dem Busche hervor und auf Marie zu.

Sie hatte seine Nähe nicht geahnt und fuhr erschrocken zurück.

„Was erschrickst Du, Kind?" sagte Alfred. „Glaubst Du, ich wollte Dir ein Leid zufügen?"

Das Mädchen suchte sich zu fassen.

„Wie vermöchte ich das, gnädiger Herr?" versetzte sie. „Habe ich sie doch niemals beleidigt, und —"

„Im Gegentheil," fiel Alfred ihr rasch in's Wort, „Du hast Dich meinen Eltern und mir gegenüber stets als einen sanften, holden Engel gezeigt, den ich zu schätzen, nein, was soll das kalte, todte Wort — zu lieben gedrängt bin."

Marie ahnte in ihrer Unschuld die Bedeutung der letzten Worte nicht.

Ihn unbefangen ansehend, erwiederte sie:

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron, was Sie mir da sagen, macht mir Freude, ja, recht innige Freude."

Der Wüstling ergriff schnell ihre Hand.

„Ist das Dein Ernst, mein Püppchen?"

„Ganz gewiß, Herr Baron."

„Ei was da, Herr Baron! Ich bin ja Dein Bruder — Dein Pflegebruder. Den mußt Du nicht so kalt und förmlich Herr Baron nennen. Alfred heiße ich. O, es würde süß klingen, flüstertest Du mir einmal die Worte:

Digitized by Google

Süßer, lieber Alfred! zu. Dann dürfte ich Deine schlanke Gestalt umfassen, Deine rosigen Lippen an die meinigen ziehen und Dich küssen Marie, Dich küssen, feurig, glühend — wie ich noch kein Weib geküßt habe."

Während dieser Worte hatte er sie immer näher an sich gezogen, so daß sein heißer Athem ihr in's Antlitz brannte und seine flammenden Augen die ihren zwangen, sich erschrocken zu schließen.

Ein heftiges Zittern ergriff das so ungestüm bedrängte Mädchen. Ihre sanft gerötheten Wangen nahmen die Farbe des Purpurs an. Sie versuchte es, sich ihm zu entziehen. Aber wo hätte das zarte Geschöpf die Kraft hernehmen sollen, sich den starken Armen dieses robusten Jünglings zu entwinden? Von namenloser Angst durchbebt, mußte sie es dulden, daß er sie so fest umschlang, daß es ihr den Athem benahm und seinen Mund zu einem nicht endenwollenden Kusse auf ihre Lippen heftete. Da ertönte plötzlich ein lautes, höhnisches Lachen in Beider Nähe.

Alfred in seinem Sinnentaumel hörte es nicht; wohl aber hörte es Marie. Sie machte eine verzweifelte Anstrengung, sich von ihm loszureißen, und es gelang ihr. Die Augen voll Thränen, die rechte Hand auf ihr Herz gedrückt, dessen heftiges Klopfen ihr die Brust zu zersprengen drohte, floh sie davon wie ein verwundetes Reh, dem es geglückt, den Zähnen eines es würgenden Jagdhundes zu entrinnen.

Bei diesem Forteilen kam sie an Beate vorüber, welche zufällig in den Garten gekommen war, ihren hochgeborenen Liebhaber auf einer sie tiefkränkenden Untreue ertappt und vorerwähntes Gelächter ausgestoßen hatte.

„Ei, da erfährt man ja saubere Geschichten," rief Beate der Fliehenden nach. „Die gnädige Herrschaft wird eine große Freude haben, wenn sie hört, wie sich die liebe Unschuld von dem Herrn Baron küssen läßt. Ha, ha, ha! Es ist zum Todtlachen!"

In der namenlose Angst, die Marie empfand, hörte sie diese Worte nur zum Theil. Aber Alfred hatte sie ganz gehört.

Beate sehend, stürzte er mit vor Zorn funkelnden Blicken auf sie zu. Er faßte ihren Arm und preßte ihn so heftig, daß sie laut aufschrie.

„Wenn Du es wagst," rief er, „meinen Eltern zu offenbaren, was Du hier gesehen, so ist es Dein Unglück! Du kennst mich und weißt, wozu ich fähig bin, wenn man mir störend in den Weg tritt. Antworte, wirst Du schweigen oder nicht?"

„Ja, ja. Aber lassen Sie mich nur los. Sie zerdrücken mir ja den Arm," wehklagte die Zofe.

Alfred ließ ihren Arm fahren, wiederholte aber die heftig herausgestoßene Frage:

„Wirst Du schweigen, Beate?"

Das Mädchen fing vor Aerger und Eifersucht laut zu weinen an.

„So geht es," jammerte sie, „wenn man sich von einem vornehmen Herrn in's Netz locken läßt. Haben Sie uns satt, so wird ein armes Mädchen, wie ein Hund, mit dem Fuße fortgestoßen!"

„Thörichtes Geschwätz," versetzte Alfred, der nun nach und nach ruhiger wurde. „Wie kannst Du Närrin Dir nur einbilden, daß ich Dir eine beständige Neigung bewahren würde? Dich zu verstoßen, davon ist jedoch nicht die Rede. Wenn Du vernünftig bist, werde ich von Zeit zu Zeit immer zu Dir zurückkehren. Außerdem werde ich die Geschenke, die Du von mir empfangen, noch verdoppeln, ja verdreifachen. Sieh', ich mache sogleich den Anfang damit."

Er zog eine reich mit Gold gefüllte seidene Börse aus der Tasche und drückte sie ihr in die Hand.

Er hatte richtig geschlossen. Ein besseres Mittel, die Thränen dieses käuflichen Geschöpfes zu trocknen, gab es nicht.

Wenn auch noch mit schmollend herunterhängender Lippe, sie steckte das Geschenk doch schnell in ihre Schürztasche, wischte sich die Augen und sagte dann:

„Gut, ich — ich will schweigen — ich habe Nichts gesehen, Nichts gehört."

„So ist es recht, Schatz," lachte Alfred. „Aber, das genügt mir noch nicht."

Beate sah ihn argwöhnisch an. Sie ahnte, was er im Sinne trug.

„Was begehren Sie denn sonst noch von mir, Alfred — ach, verzeihen Sie, von jetzt an, da ich Ihnen Nichts mehr bin, muß ich wohl wieder Herr Baron sagen."

„Nenne mich, wie Du willst, das ist mir gleichgültig," versetzte Alfred. „Aber leih'

Digitized by Google

mir Deinen Beistand, damit ich zur Erfüllung meiner Wünsche in Betreff der schönen Marie gelangen kann. Doch muß das bald geschehen. Eine Leidenschaft ohne Befriedigung verursacht mir Höllenqual. Mache Dich an das schöne Kind, suche ihre Gunst so viel wie möglich zu erwerben. Ueberschütte sie mit Schmeicheleien, mit Liebkosungen. Schildere ihr dann, wie glühend ich sie liebe und daß ich selbst vor einer Heirath nicht zurückschrecken würde, falls ich meine gestrenge Frau Mama dahinbringen könnte, dazu ihre Einwilligung nicht zu versagen. Vor Allem aber suche sie zu bereden, mir eine Zusammenkunft — des Nachts — im Garten zu gewähren. Du kennst den Ort, wo uns Niemand belauschen wird."

„Leider kenne ich ihn," sagte die Schuldbewußte mit kläglichem Tone; fügte aber dann hinzu: „So schnell, wie sie glauben, Herr Alfred, wird das aber nicht mit Marie gehen. Das Mädchen ist vollkommen unschuldig."

„Bah, lächerlich!" versetzte Alfred. „Die Unschuld ließ sich doch meine Küsse vorhin gefallen und riß sich dann erst von mir los, als es der eifersüchtigen Mamsell Beate gefiel, durch ihr Lachen mich ich meinen Liebkosungen zu stören. Genug, mit dem lange Warten ist es Nichts. Mein heißes Blut verträgt sich nicht mit der Himmelung eines schmachtenden Liebhabers. Wie ich es immer mit Euch Weibern gehalten habe, soll es auch jetzt sein. Ich gebe Dir vier Wochen Zeit, das hübsche Kind mir gefügig zu machen. Wie Du es anfängst, ist Deine Sache. Ich setze Dir den Preis von hundert Louisd'ors. Ich denke, eine solche Summe wird Dich anspornen, schnell und klug in dieser Sache zu handeln."

Er nickte Beate vertraulich zu und verließ, eine lustige Jagdmelodie pfeifend, mit raschen Schritten den Garten.

Wie gern das bereits tiefgesunkene Geschöpf auch die Gunst des jungen Schloßherrn für sich allein behalten hätte, ihre Geldgier trug den Sieg über ihre Eifersucht davon.

Auch war noch ein anderer Grund vorhanden, der sie antrieb, die ganze Summe ihrer List darauf zu verwenden, Marie zu demselben Grade der Verworfenheit zu führen, dem sie selbst schon längere Zeit verfallen war.

Seit dem Tage, wo die gnädige Frau ihr das frühere Wohlwollen entzogen, hatte sie auf den unschuldigen Gegenstand, der diesen Gesinnungswechsel durch eine That des Mitleids veranlaßt, einen Haß geworfen, der, je mehr Marie von der Gnädigen als Pflegetochter behandelt wurde, sich bis zum Rachegefühl gesteigert hatte.

Jetzt fest entschlossen, die Leidenschaft ihres ungetreuen Liebhabers zu Marien zu begünstigen, schritt sie wieder dem Schlosse zu, sich in Gedanken an der Wonne labend, die sie fühlen würde, gelänge es ihr, den mit dem jungen Baron verabredeten Plan in's Leben zu setzen.

„Wenn unser Vorhaben gelingt," murmelte sie vor sich hin, „so werde ich dafür sorgen, daß die gnädige Frau die Zärtlichen in einem Tête-a-Tête überrascht. Dann wird das gehätschelte Püppchen mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse gejagt und wieder in den alten Bettelstand zurücksinken. Freilich werde auch ich mein Bündel schnüren müssen — mit dem Herrn Alfred ist nicht zu spaßen. Aber klingen noch die mir versprochenen hundert Louisd'or in meiner Börse, so besitze ich genug, um mich gut in der Residenz zu situiren und lache über die Wuth, die mir nicht mehr schaden kann."

Indessen war Marie, ohne Jemand von der Dienerschaft begegnet zu sein, auf ihrem Zimmer angelangt. Ihr Kopf brannte fieberhaft, ihre Pulse flogen noch ebenso heftig, als in dem Momente, wo sie die frechen Liebkosungen des jungen Barons hatte erdulden müssen, da ihre Kräfte nicht ausgereicht, sich derselben erwehren zu können. War ihr auch, seitdem sie kein Kind mehr, die Ahnung gekommen, es gäbe noch eine andere Liebe, als die, welche zwischen ihr, den Pflegeeltern und der Erzieherin bestand, so schwebte dieselbe ihr doch als ein reines heiliges Gefühl vor der Seele, frei von jeder sinnlichen Schlacke. Umsomehr mußte ihr die stürmische Zudringlichkeit Alfred's in hohem Grade verabscheuungswürdig erscheinen. Waren ihre Thränen schon im Garten geflossen, allein auf ihrem Zimmer flossen sie von Neuem und noch heftiger. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte, um vor dem Sohne ihres Pflegevaters Schutz zu finden, wenn dieser sie wiederholt verfolgen würde. Sollte sie, was ihr geschehen, dem Freiherrn oder Alfred's Mutter mittheilen? Ihr Kopf

Digitized by Google

rieth dazu, aber ihr Herz sagte nein. Es flüsterte ihr zu: „Du würdest Unfrieden und Zwietracht in dem Hause ausäen, wo man Dich an Kindesstatt aufnahm und eine lange Zeit des Glückes gewährte, wolltest Du Alfred anklagen. Also schweige, schweige, und, wenn das Schicksal es gebietet, so ziehe lieber arm, wie Du hierher gekommen, in die Welt hinaus, anstatt Deine Pflegeeltern zu betrüben. Du hast genug gelernt, um Dich durch eigene Kraft fortzubringen, und der gute Gott, der bisher mit Dir war, wird Dich nicht verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Die Geschichte des kürzlich bei Schierstein geschossenen Seehundes ist aufgeklärt. Derselbe gehörte einem Mainzer Menageriebesitzer, der das Thier nach Aufgabe seiner Menagerie nicht im Hause behalten und es auch nicht tödten wollte; er hat daher am Samstag Abend den Seehund in Mainz beim Fischthor in den Rhein geworfen.

— Frankfurt a. M., 26. Oct. Der kürzlich in Breslau verstorbene Buchhändler Joseph Max hat 1825 sich an Goethe gewandt und ihm für eine Gesammtausgabe seiner Werke 100,000 Thaler Honorar geboten. Goethe antwortete ihm: „Daß diese Summe dem höchst bedeutenden Unternehmen nicht gleichzuhalten sei," und später: „Daß Hr. Cotta sowohl für Gegenwart als Zukunft ein entschiedenes Uebergebot gethan."

— Eine Frau, welche in einem Breslauer Milchkeller stark verdünnte Milch (nach dem Volksmunde: „von der blauen Kuh") erhalten hatte, machte die Bemerkung: Das ist wohl päpstliche Milch!" — „Wie so?" fragte die Verkäuferin. „Nun, wenn nach dem Schreiben Sr. Heiligkeit an unsern allergnädigsten Kaiser, alles was die Taufe empfangen hat, dem Papste angehört, so muß auch diese Milch päpstlich sein:" entgegnete die Frau.

— An der Berliner Börse wird die Garderobe jetzt erweitert. Einige Börsenleute hatten das für unnöthig, da doch die Meisten, die jetzt zur Börse kommen, schon ausgezogen sind.

— Der „Trompeter von Mars la-Tour", der aus den Händen des Prinzen Friedrich Karl das eiserne Kreuz empfing und von Freiligrath so herrlich besungen worden, ist einem harten Schicksal anheimgefallen. Er wurde brustkrank und ist als Invalide mit einer jährlichen Pension von 8 Thalern entlassen worden.

(Komische Verlegenheit.) Wir lesen in der „Presse": Unter den Besuchern der Weltausstellung befand sich jüngst auch Herr N. N., welcher in einer siebenbürgischen Stadt sein Heim hat. Er miethete, in Wien angelangt, sofort eine Privatwohnung, telegraphirte seine Adresse brühwarm seinen Angehörigen nach Hause, ging darauf in die Ausstellung, bewunderte dort den ganzen Tag die aufgespeicherten Schätze menschlicher Kunst, traf mit mehreren Bekannten aus seiner Vaterstadt zusammen und verbrachte mit denselben in geselliger Unterhaltung den Abend. Endlich mahnte die späte Stunde zum Aufbruch; da gewahrte unser Mann zu seinem Schrecken, daß er die Gasse und Nummer seiner gemietheten Wohnung vergessen habe; aufgeschrieben hatte er sich dieselbe nicht; seine Angehörigen in weiter Ferne wußten zwar, wo er wohne, aber er selbst wußte es nicht. Für die Nacht gab ihm ein Bekannter Unterkunft, und am andern Morgen aber telegraphirte er eiligst seinen Angehörigen, sie mögten ihm zurücktelegraphiren, wo seine Wohnung sei. Und erst auf diesem Wege erfuhr er seine Adresse.

In Pompeji fährt man eifrig mit den Ausgrabungen fort und hat einmal wieder eine interessante Entdeckung gemacht. In der ersten Region bei der Porta Stabiäa hat man den Laden eines Gerbers ausgegraben, mit allen Werkzeugen seines Handwerkes, die beinahe ganz denjenigen der heutigen Gerber gleichen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 121. Mittwoch, 5. November 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Schon am nächsten Tage suchte Beate Gelegenheit, Marie allein zu sprechen.

Es war nicht allzuschwer, solche zu finden, da ihr die Gemüthsstimmung des jungen Mädchens zu Hülfe kam.

Marie pflegte nämlich ihre Erzieherin, die, wenn sie mehrere Stunden des Morgens unterrichtet hatte, eine kurze Erholung auf einem Spaziergange im Garten zu suchen gewohnt war, zu begleiten. An diesem Tage aber blieb sie auf ihrem Zimmer. Sie hatte von dem Fenster aus gesehen, daß der junge Baron im Garten war und, wie es schien, dem Gärtner Befehle bezüglich einer neuen Anpflanzung ertheilte. Sie fürchtete von ihm gesehen zu werden. Was sie den Tag vorher von ihm hatte erdulden müssen, stand wie ein Schreckgespenst vor ihrer Seele. Sie wußte, seine Nähe würde sie mit Schauder erfüllen. So blieb sie, heftigen Kopfschmerz vorschützend — es war die erste Unwahrheit in ihrem jungen Leben — zurück.

Fräulein Herbert bedauerte ihre Schülerin und versprach, nach einer Viertelstunde wieder bei ihr zu sein.

Das Kammermädchen aber hatte an der Thür gelauscht und deutlich gehört, was gesprochen worden.

Als die Gouvernante über den Corridor fortgeschritten war, beschloß Beate, die Viertelstunde so viel wie möglich zu benutzen. Ohne vorher anzuklopfen, schlüpfte sie zu Marie in's Zimmer.

Diese erschrack, als sie Diejenige sah, welche Zeuge bei dem gewesen war, was gestern im Garten vorgefallen.

Aber die heuchlerische Miene, die Beate annahm, beruhigte sie schnell.

„Ich komme, liebe Marie," sagte diese, „Sie um Verzeihung für die Worte zu bitten, die ich Ihnen gestern nachgerufen. Ich habe selbst auf mich gescholten und die halbe Nacht nicht schlafen können, daß ich glaubte, Sie hätten dem Herrn Baron Gelegenheit gegeben zu dem, was er — na, wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen, denn ich sehe, daß es Ihnen Schmerz verursacht. Hat der Herr Baron mich doch selbst vom Gegentheil überzeugt. Nicht wahr, liebe Marie, Sie verzeihen mir, da ich es mit Thränen bereue, Ihnen weh' gethan zu haben?"

Das schlaue Geschöpf zog ihr Taschentuch aus der Schürze und drückte es an die Augen.

Marie war zu arglos, zu gutmüthig, als daß sie dieser Bitte nicht hätte willfahren sollen.

Sie reichte Beate die Hand.

„Weinen sie nicht, gutes Mädchen," versetzte sie. „Ich glaube Ihren Worten. Aber ich bitte, berühren Sie diese Sache nicht mehr — ich denke nur noch mit Entsetzen daran."

Beate nahm neben Marie, die auf dem Sopha saß, Platz, faßte deren Hand und streichelte sie.

„Nicht böse werden, süßes Mariechen," schmeichelte sie. „Aber ich muß darauf zurückkommen. Ich habe es dem Herrn Baron versprechen müssen. Er ist unpäßlich, daß er Sie so — so beleidigt hat. Allein, wie er sagt, war es ihm nicht möglich gewesen, seine Gefühle bei dem himmlischen Anblick, den Sie ihm, ohne Ihren Willen natürlich, gewährten, zu bekämpfen. Ach wenn sie gehört hätten, mit welchen glühenden Worten er mir schilderte, wie Sie ihm, vom Glanze der Abendsonne umstrahlt, wie ein plötzlich aus höheren Gefilden herabgeschwebter Engel erschienen seien, wie Ihre überirdische Schönheit ihm sozusagen für den Augenblick seinen Verstand geraubt,

Digitized by Google

Sie würden auch ihm verzeihen, wie Sie mir verziehen haben."

Marie, der vor Unwillen und Schaam das Blut in's Antlitz stieg, wußte nicht, was sie auf diese Rede erwidern sollte. Hätte sie aber auch sprechen wollen, sie wäre gar nicht dazu gekommen, denn die Schlange Beate ringelte sich immer dichter an sie heran und fuhr geschwätzig fort:

„Ja, ja, Mariechen, warum sind Sie auch so engelgleich schön? Wär' ich ein Mannsbild und kein Frauenzimmer, ich würde ebenso für Sie glühen, wie der junge gnädige Herr. Und glauben Sie ja nicht, daß diese Flamme jemals wieder erlöschen wird. Nun, das ist ja auch am Ende nicht nöthig. Du lieber Gott, es ist nicht das erste Mal, daß ein reicher adeliger Herr ein armes junges Mädchen heirathet. Zudem sind Sie der Liebling hier im Schlosse. Der alte Herr trägt Sie auf den Händen und die gnädige Frau, die sonst gegen Alle, die nicht ihres Gleichen, recht hochmüthig ist, behandelt sie doch wie eine Tochter. Warum sollte es denn nicht möglich sein, daß, wenn Sie dem Herrn Alfred gut sein könnten, die Geschichte auf -- auf eine glückliche Verbindung für's Leben hinausläuft?"

Das junge Mädchen, dessen Gefühle zwar noch nicht ganz entwickelt, dessen Verstand aber durch ihre vortreffliche Lehrerin gebildet genug war, um gesellschaftliche Verhältnisse klar durchschauen zu können, hatte die Verführerin stumm angehört.

Als diese geendigt und sie fragend anblickte, schüttelte Marie den Kopf.

Dann sagte sie mit ernstem Tone:

„Nie wird das geschehen, selbst dann nicht, wenn ich dem Herrn Baron mein Herz zu schenken vermöchte. Es hieße die Dankbarkeit, die ich meinen Pflegeeltern schuldig bin und die mich bestimmen würde, müßte es sein, selbst Blut und Leben für sie zu opfern, schlecht vergelten, wenn ich, die Tochter eines armen Schullehrers, den ältesten Sohn der Familie, den Erben großer Güter zu mir herabziehen wollte. Wie verlockend auch das Bild ist, das Sie mir vormalen, Beate, es tritt ein anderes dazwischen, das meines theuren seligen Vaters, und mahnt mich, meine Pflicht über die Eitelkeit zu stellen."

Sie erhob sich nach diesen Worten vom Sopha, denn sie hörte Schritte auf dem Gange, die sie kannte. Sie rührten von Fräulein Herbert her, die aus dem Garten zurückkam.

Auch Beate war der Schritt der genannten Dame nicht unbekannt. Schnell aufspringend, flüsterte sie Marien noch zu:

„Wenn Sie auch von dem, was ich Ihnen im Namen des jungen Herrn gesagt habe, für jetzt noch Nichts wissen wollen, so bitte ich Sie doch, darüber zu schweigen."

„Ich verspreche es Ihnen," erwiederte Marie, „und bin gewohnt zu halten, was ich verspreche."

„Das heißt wie ein Edelfräulein gedacht," sagte die Zofe. „Wie schade, daß Sie nicht als ein solches geboren sind. Ihre himmlische Güte, ihr hochherziges Gemüth verdiente es."

Beate verschwand aus dem Zimmer, nicht eben sehr befriedigt von diesem Zwiegespräch. Aber es war wenigstens der Anfang gemacht, sich in das Vertrauen des unschuldigen Mädchens einzuschleichen, und für die Zukunft hoffte Beate besseres Glück zu haben.

Fräulein Herbert bemerkte schon beim Eintreten, daß ihre Schülerin sich in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung befand. Sie fragte Marie nach der Ursache.

„Ich sah Beate von Dir kommen," sagte die Gouvernante. „Was wollte sie bei Dir, mein Kind? Dein Gesicht glüht. Hat ein Zank zwischen Euch stattgefunden?"

Marie überlegte, ehe sie antwortete.

Dafür, daß sie auf dem Zimmer bleiben dürfte, hatte sie Kopfschmerz vorgeschützt. Der ersten Unwahrheit wollte sie keine zweite folgen lassen. Sie ergriff deßhalb die Hand der geliebten Lehrerin und bat sie, ihr keine Fragen vorzulegen bezüglich des Gespräches zwischen ihr und dem Kammermädchen, da sie derselben darüber zu schweigen gelobt.

„Sie wissen, daß mein ganzes Herz bis jetzt Ihnen, meiner theuren mütterlichen Freundin, ein offenes Buch war," versetzte sie. „Lassen Sie die verstoßene halbe Stunde für eine Ausnahme gelten. Es würde Ihnen jedenfalls keine Freude machen, was ich Ihnen mitzutheilen hätte. Also Nichts mehr davon. Mein Kopfschmerz hat sich gelegt. Lassen Sie meine Lernstunden wieder beginnen.

Von dem Momente an, wo Alfred die reinen Lippen des unschuldigen Mädchens mit

Digitized by Google

seinen wilde Gluth athmenden Küssen bestreut hatte, war jede Spur der sorglosen Fröhlichkeit aus ihrem Herzen verschwunden. Nur selten zeigte sich noch ein Lächeln in den lieblichen Zügen und ihre sonst so heiterstrahlenden Augen blickten trübe.

Nicht nur Fräulein Herbert bemerkte diese Veränderung in Marien's Wesen, auch Herr von Handorf und die gnädige Frau. Fast täglich wurde sie von letzteren Beiden befragt nach der Ursache dieser sichtbar schwermüthigen Stimmung. Die einzige und stets wiederholte Antwort ihres Lieblings war, sie leide an sie beängstigenden Träumen, die ihr verkündeten, das glückliche Loos, das die Pflegeeltern ihr unverdient geschenkt, werde nicht von Dauer und ihre Zukunft noch eine recht traurige sein. In der That war in dieser Antwort auch keine Unwahrheit enthalten. In nicht wenigen Nächten war ihr der junge Baron im Traume erschienen und zwar immer in Gestalt eines wilden Dämone, der sie mit seinen Umarmungen erdrücken wollte, zuweilen aber auch sie aushob und unter gräßlichem Gelächter mit ihr durch die Luft davonflog.

Ihre Pflegeeltern versuchten alles Mögliche, sie aufzuheitern. Herr von Handorf erbot sich sogar, mit ihr auf Reisen zu gehen, in der Hoffnung, eine Veränderung der Luft würde ihr wohlthun und was sie Neues und Interessantes sehen und kennen lernte, würde sie zerstreuen und ihr die Welt wieder in rosigem Lichte erscheinen lassen. Marie bat ihren Pflegevater, von diesem Vorschlage abzustehen.

„Haben Sie Geduld mit mir, lieber Papa," sagte sie. „Wenn die bösen Träume erst einmal wieder aufhören, dann werde ich auch meinen alten Frohsinn zurückgewinnen. Ich weiß, ich bin eine Thörin, daß ich so vor der Zukunft ängstige, und ich will mich auch bemühen, diese Angst zu bekämpfen. Aber ich darf Schloß Handorf nicht verlassen. Es spricht etwas in mir, daß mir außerhalb dieser schützenden Räume ich weiß nicht was für ein Unfall begegnen würde."

Endlich schlug der Greis ihr vor, seinen Hausarzt kommen zu lassen, da der Grund ihrer verdüsterten Gemüthsstimmung doch in einem geheimen körperlichen Unwohlsein liegen könne. Allein Marie warf sich in seine Arme und beschwor ihn mit Thränen, nicht nach dem Doctor zu schicken.

„Die Zeit wird in meiner Seele Alles wieder zur Ruhe bringen," rief sie. „Aber auch nur die Zeit, nichts Anderes auf der Welt."

Aber diese Worte gingen nicht in Erfüllung.

Mit jedem Tage wurden die Wangen des jungen Mädchens blässer, ihr Wesen scheuer und ängstlicher. Oftmals verließ sie ihr Zimmer auf mehrere Tage nicht, mußte sie aber doch auf den Wunsch ihrer Pflegeeltern, die für ihre Gesundheit fürchteten, den Garten betreten, so that sie es niemals allein. Sie bat dann die Erzieherin, sie zu begleiten, aus Furcht, der Sohn des Hauses könne hinter irgend einem Baume oder einem Busche hervorstürzen und sie, wie der Dämon ihrer Träume, in seinen Armen zu Tode pressen.

Vergebens bemühte sich das listige Kammermädchen, den Herrn Alfred in die Gunst des von ihm erkorenen Opfers hineinzuschwatzen, vergebens schilderte sie Marien, daß der junge Baron sie bis zum Wahnsinn liebe, daß er gedroht habe, sich aus Verzweiflung selbst den Tod zu geben, wenn sie kalt gegen ihn bliebe; vergebens suchte Beate sie zu bereden, ihm wenigstens eine Zusammenkunft zu bewilligen, bei welcher sie Zeugin sein wolle.

„Wenn sie ihn selbst hören, Marie," sagte sie, „so werden sie vielleicht Mitleid mit dem armen jungen Herrn fühlen, der ein ganz anderer Mensch geworden ist, als er früher war. Sonst war er heftig, wild, aufbrausend bei jeder Gelegenheit; jetzt ist er die Sanftmuth selbst. Er ist förmlich zum Schwärmer verwandelt, geht im Mondschein im Schloßgarten spazieren, sieht nach Ihren Fenstern hinauf und seufzt den Namen Marie. Ach, der Arme wird vor Gram vergehen, wenn Sie, seine Lebensflamme, unerbittlich gegen ihn bleiben."

Die Angst, in der Marie beständig schwebte, erreichte endlich den höchsten Gipfel, indem es dem jungen Wüstling gelang, eine kurze Abwesenheit des Fräuleins Herbert mit Beatens Hülfe zu benützen und zu ihr ins Zimmer zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wahrheit und Freiheit.

Joh. 8. — 31. — 32. Math. 7. — 12.

Motto: Der Rede Kürze ist des Witzes Seele.
Der Körper trägt Kleidern und Gewehr,
Er kämpfet, siegt in Kolbersleben Ehre,
Er ist wie wir Gottes Kinder hier.

O, Volk, willst du die Freiheit dir erringen,
So wandle einmal eine andre Bahn,
Denn Rechthaberthum mußt Du zum Opfer bringen
Dein Heiligstes, des Glaubens süßen Wahn.
Ach, nun wirst Du mein Hirte und meine Heerde,
So lang ein Miethling deinen Glauben nährt!
Erfasse einzig das, was Jesus lehrte,
Was man dich anders lehrt, hat keinen Werth.

Nicht die Gewalt, nicht Schwert, nicht Blut begründet
Das große Werk zum menschlichen Verein.
Daß Alles heute nieder rein verschwindet,
Was gestern man erzwang, daß siehst du ein.
Ein Mittel gibt's, das Jesus selbst belehrte,
Ein jedes andre leitet dich verkehrt.
Erfasse es, das Jesus selber lehrte,
Was man dich anders lehrt, hat keinen Werth.

Zweitausend Jahre schon beinahe leitet
Man dich dieselbe unheilvolle Bahn.
Und wenn ein Einzelner dagegen streitet,
So sieht man ihn für einen Irren an.
Vergleiche einmal eine andre Fährte,
Wie Dich schon mancher Freiheitsfreund belehrt.
Befolge das, wie Jesus dich belehrte,
Was man dich anders lehrt, hat keinen Werth.

Die Wahrheit hält man hin als eine Frage,
In Nacht gehüllt, als schwarzes Feldgeschrei,
Als ob sie Jeder selbst nicht in sich trage,
Fragt dieser jenen, was denn Wahrheit sei.
Und wach doch Jedermann, der sie begehrte
Und hielt zuletzt sich aller Welt verehrt.
Die Wahrheit ist, was Jesus selber lehrte,
Was man dich anders lehrt, hat keinen Werth.

Groß ist der Erde Thal und reich an Gütern,
Das Uebel groß, in gräßlicher Natur.
O, werde du bald ein Verein von Brüdern,
Und bald verschwindet auch die letzte Spur.
Die Liebe macht zum Himmel unsre Erde; —
Parteihaß hat das Uebel stets vermehrt.
Drum glaube nur, was Jesus selber lehrte,
Was man dich anders lehrt, hat keinen Werth.

Blaubach im November 1873.

Fr. Decker.

Verschiedenes.

Paris, 30. Oct. Ueber einen bedauerlichen Unglücksfall, welcher sich bei der Löschung des Brandes der großen Oper ereignete schreibt der „Figaro": In dem Augenblick, wo wir uns entfernen wollten, waren wir Zeugen eines entsetzlichen Schauspiels. Auf einer schwankenden Mauer stand ein Pompier, der Korporal Bellet von der Neuilly-Kaserne und lenkte kaltblütig seinen Wasserschlauch nach dem ungeheuren Feuerheerde, dessen Flammen zu seinen Füßen zzüngelten. Plötzlich hört man einen Krach, die Mauer erzittert, Bellet läßt den Schlauch fallen, verliert das Gleichgewicht und stürzt kopfüber in die Flammen, wo er wie in einem Feuerkessel verschwindet. Ein zweites Getöse, und die Mauer stürzt über ihm zusammen und begräbt seinen schon verkohlten Leichnam unter ihren Trümmern. Der Brand der Oper ist noch lange nicht gelöscht. Heute Nachmittag um 3 Uhr stiegen aus den Trümmern neue Flammen empor und die Spritzen arbeiteten mit allen Kräften. Das Löschungswerk dürfte jedenfalls noch zwei oder drei Tage in Anspruch nehmen. Ueber die Entstehung des Feuers fehlt es noch immer an jeder sicheren Aufklärung.

Genf, 31. Oct. Abds. Nach dem offiziellen Bericht Turrettins an den Stadtrath über die Hinterlassenschaft des verstorbenen Herzogs von Braunschweig beträgt das Activvermögen 20,500,000 Frcs. die Schulden 1,964,000 Frcs. Zu ersterem kommt noch das Hotel Beaujon in Paris im Werthe von 520,000 Frcs. und Actien von Eisenbahnen in Amerika und Deutschland, worüber später berichtet wird.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 122. Sonntag, 9. November 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Marie war vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, da sie ihn plötzlich vor sich stehen sah. Keine Hülfe in der Nähe, denn Alfred's Vater machte den zu seiner Gesundheit dienenden täglichen Spazierritt. Wie der Verfolger mit flammenden Augen sie erblickte, zuckte sie zusammen. Eine entsetzliche Ahnung durchschauerte sie. So zittert die scheue Taube, wenn sie den Raubvogel über sich erblickt und keine Rettung mehr für möglich hält. Unwillkürlich schlangen sich ihre Hände in einander. Sie sank auf ihre Knee, als wenn sie ihn anflehen wollte, ihrer Jugend, ihrer Unschuld zu schonen, aber ihre Lippen blieben stumm. Wo hätte sie in diesem bänglichen Augenblicke auch Worte hernehmen sollen?

Alfred, wie roh und wild er auch sonst war, und wie hoch und theuer er auch sich selbst geschworen hatte, daß Marie sein Liebchen werden sollte, der Anblick des an allen Gliedern zitternden bleichen Engels dämpfte doch in dem Grade seine frechen Begierden, daß er Marie nicht mit Ungestüm von der Erde aufriß und in seine Arme zog. Sich an dem noch immer unaussprechlich schönen Anblick des stummflehenden Mädchens weidend, sagte er, ohne sie zu berühren:

„Steh' auf, Marie, und höre mich ruhig an. Damit Du weißt, woran Du bist, will ich Dir klar und unumwunden meinen Willen kundthun und dann Deine Antwort erwarten."

Marie erhob sich langsam. Sie sank in einen Stuhl, während er vor ihr stehen blieb.

Der Freche erklärte ihr nun, daß keine Macht auf Erden ihn abhalten würde, ihren Besitz zu erstreben, daß er sie mit dem größten Prunk des Reichthums überschütten wolle, falls sie ihm auf eines der entfernt liegenden Güter seines Vaters folge, wo er für Beide ein geheimes köstlich ausgeschmücktes Asyl bereitet habe. Er fügte hinzu, daß sie es ohne Gefahr für die Zukunft thun könne, denn nach dem Ableben seiner Eltern werde er die Geliebte zu seiner Gattin erheben.

Er schwieg und sah Marie fragend an. Diese hatte sich gefaßt. Sie stand vom Stuhle auf, legte die rechte Hand auf die Brust und erwiederte:

„Und wenn Sie mich von dieser Stelle aus mit Bewilligung Ihrer Eltern zum Altare führen wollten, ich würde ihnen nicht folgen, Herr Baron, denn ich liebe Sie nicht und werde Sie niemals lieben können. Ja, ich würde den Tod einer Ehe mit Ihnen vorziehen. Bei dem Andenken an meinen theuren seligen Vater, bei der Dankbarkeit, die ich gegen Herrn und Frau von Handorf fühle und die ewig in meinem Herzen leben wird, schwöre ich Ihnen, daß mein Entschluß unerschütterlich ist!"

Der Wüstling schleuderte ihr erst einen durchbohrenden Blick zu, dann schlug er eine laute Hohnlache auf.

„Thörin, die Du bist," versetzte er. „Du stößest Dein Glück mit Füßen von Dir. Dein Schwur erscheint mir lächerlich, und Deinen Entschluß werde ich zu erschüttern wissen. Du wirst Dir noch voll Verzweiflung die Haare ausraufen, daß Du mich so schnöde zurückgewiesen hast."

Er erhob die Rechte zu einer drohenden Bewegung gegen Marie und schritt stolz aus dem Zimmer.

Jetzt konnte Marie das Geheimniß nicht länger in ihrer Brust bewahren. Sobald Fräulein Herbert wieder zu ihr kam, warf sie sich in ihre Arme und gestand ihr unter einem Strom von Thränen, in welche Bedrängniß sie ohne ihre Schuld gerathen sei, und wie sie, ohne ihren Pflegeeltern die Ver-

Digitized by Google

worfenheit ihres Sohnes zu offenbaren, keinen Ausweg zur Rettung wußte.

„Ich weiß, Sie lieben mich, wie eine Mutter," flehte sie. „Helfen Sie ihrem armen Kinde, wenn es nicht vor Angst sterben soll."

Die Erzieherin tröstete sie, und sann dann lange nach. Endlich sagte sie:

„Hier gibt es nur noch einen Ausweg. Das ist die Flucht. Aber Du sollst nicht allein fliehen, mein theures Kind. Ich begleite Dich. Zwanzig Meilen von hier, in einer kleinen Stadt am Strande der Ostsee lebt mir eine Schwester, die Wittwe eines Zollkontroleurs. Trotzdem wir schon lange getrennt, hängen wir doch noch zärtlich aneinander. Zu dieser will ich Dich führen. In ihrem Hause kannst Du so lange in Verborgenheit weilen, bis der freche Wüstling Dich vergessen hat, und wie die Erfahrung lehrt, dauert die sträfliche Neigung solcher Menschen nur so lange, als deren Gegenstand unter ihren Augen lebt. Ich werde mir einen andern Platz und zwar in der Residenz suchen, wo ich alte Freunde besitze. Wird es Dir nicht vergönnt sein, nach Handorf zurückzukehren, so hole ich Dich nach einem halben Jahre von meiner Schwester ab und verschaffe auch Dir eine für Dich passende Stelle in der Residenz. Für das Weitere wird die Vorsehung schon sorgen, die redliche und fleißige Geschöpfe nie verderben läßt. Was aber geschehen soll, muß bald geschehen. Ich werde Dir einen meiner Koffer leihen, in den Du die nöthigen Kleider packen kannst. Von heute an in drei Tagen soll ein Reisewagen, den ich in der nächsten Stadt hierherbestellen werde, uns im Dunkel der Nacht von hier fortführen.

Es kostete Marie einen schweren Kampf, das Schloß Handorf zu verlassen. Sie dachte an all' die schönen Stunden, die sie hier verlebt, an den Schmerz des Greises, der sie so väterlich liebte, an den Zorn der gnädigen Frau, die ihr den Vorwurf der größten Undankbarkeit machen würde. Ach, und es gab ja noch andere Orte, die ihr unendlich theuer, das Grab ihres Vaters, die Gruft, worin ihre Jugendfreundin Bertha schlief.

An beiden Stätten hatte sie oft ein stilles Gebet gesprochen und sich in die Vergangenheit zurückgeträumt. Und diese Orte sollte sie vielleicht nach vielen Jahren, vielleicht niemals wiedersehen. Alles was ihr lieb, woran ihr ganzes Herz hing, sollte zurückbleiben. Das war traurig, sehr traurig. Aber es blieb ihr keine Wahl. Die Pflicht, das Höchste in der moralischen Welt, wie die Erzieherin sie gelehrt, gebot. Die Stunde der Flucht wurde unwiderruflich festgesetzt.

Wohl den beiden Frauen, wäre Alles, was sie zusammen verabredet, verschwiegen geblieben. Leider war das nicht der Fall. Beate, die eine Ahnung davon haben mochte, daß Marie ein Mittel gefunden, sich gegen ihren Verfolger zu schützen — sie glaubte es an dem ruhigen Wesen zu bemerken, das Marie den Tag nach dem Gespräche mit Alfred zeigte — beschloß dies Mittel um jeden Preis kennen zu lernen. In einem Augenblick, wo Mariens Schlafkammer noch leer war, schlich sie dort hinein und verbarg sich unter dem Bette der Ahnungslosen. Es war die zehnte Stunde des Abends. Beate wußte, daß um diese Zeit Marie die Ruhe suchte und daß Fräulein Herbert ihre Schülerin bis an ihr Bett begleitete, dann gewöhnlich noch kurze Zeit vertraulich mit ihr plauderte und endlich mit einem Kusse ihr gute Nacht sagte. So geschah es denn auch an diesem Abende. Fräulein Herbert und Marie sprachen wohl eine Viertelstunde zusammen und zwar von der beabsichtigten Flucht und welchen Weg sie nehmen wollten, um am Schnellsten nach der Stadt zu gelangen, wo die Schwester der Erzieherin lebte.

Der horchenden Schlange ging kein Wort verloren.

Nachdem das ältere Fräulein sich entfernt, sprach Marie ihr Nachtgebet und war dann nach wenigen Minuten eingeschlafen. Da kroch Beate aus ihrem Versteck hervor, mit Katzenschritten aus der Kammer und durch das anstoßende Zimmer schlüpfend.

„Aha, das Vögelchen will uns ausfliegen," murmelte sie. „Das will ich doch morgen früh sogleich dem Herrn Alfred mittheilen. Er wird wüthen, mir aber wird es vielleicht ein paar Louisd'or einbringen, denn eine solche Nachricht muß doch anständig bezahlt werden."

Fünftes Kapitel.

Die Schlechten triumphiren.

Alfred von Handorf begab sich am nächsten

Morgen um die zehnte Stunde nach dem hier früher erwähnten Pavillon.

Beate war ihm schon früh Morgens auf dem Corridor begegnet und hatte ihm zugeflüstert, er möge sie dort erwarten, sie habe ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen.

Er brauchte ihrer nicht lange zu harren.

Sie erschien nach wenigen Minuten und vertraute ihm, was sie bezüglich der beabsichtigten Flucht des von ihr tödtlich gehaßten Mädchens erlauscht hatte.

„Sie werden jetzt wohl einsehen, Herr Alfred," sagte sie, „daß die Mamsell Marie sie niemals erhören wird. Mit Gewalt ist da Nichts auszurichten. Im äußersten Falle wird sie sich um Hülfe an ihre Eltern wenden und Dem wollen Sie sich doch gewiß nicht aussetzen."

Der junge Baron stampfte mit dem Fuße.

„Tod und Teufel! nein, dahin darf es nicht kommen. Das könnte mir einst mein Erbe schmälern. Mein Bruder Kurt, der jetzt Gardeoffizier, ist so der Liebling meiner stolzen Mutter."

Beate sah ihn lauernd an.

„So wär's wohl am Besten, das eigensinnige Geschöpf mit ihrer Gouvernante laufen zu lassen," versetzte sie. „Schon viele verschmähte Liebhaber haben sich trösten müssen. Anderes bleibt Ihnen ja jetzt auch nichts übrig."

Alfred knirschte vor Wuth mit den Zähnen und schritt einige Male im Pavillon auf und ab.

Dann blieb er plötzlich vor Beate stehen.

„Doch noch Eins," versetzte er. „Eins noch bliebe mir übrig."

„Und das wäre, Herr Baron?"

„Die Rache," sagte er mit rollenden Augen. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich diese Bettlerdirne elend, so recht tief elend machen könnte."

Ein triumphirendes Lächeln überflog Beaten's Antlitz. Jetzt hatte sie den Baron dahin gebracht, wo sie ihn haben wollte.

Sie trat dicht an ihn.

„Und was wird mir für eine Belohnung, Herr Baron, wenn ich das zu Stande bringe?"

Alfred sah sie verwundert an.

„Wüßtest Du vielleicht ein Mittel?" fragte er.

„Hm! in diesem Augenblicke noch nicht. Allein ich denke eins zu finden. Vorher aber muß ich wissen, wie hoch der Lohn — Sie versprachen mir hundert Louisd'or, wenn ich das Mädchen Ihrem Willen gefügig machen würde. Diese gehen mir nun verloren."

Der Wüstling erfaßte ihre Hand.

„Räche mich an der Dirne und Du sollst eine doppelt so hohe Summe erhalten."

„Geben Sie mir darauf Ihr Ehrenwort, als Edelmann?"

„Ja. Und nun sinne nach."

„Indem wir mit einander sprachen, ist das schon geschehen. O, ich habe einen ganz köstlichen Plan gefaßt."

„Darf ich ihn wissen?"

„Noch nicht. Erst muß er ausgeführt sein. Also ich darf mit Ihrer Erlaubniß handeln?"

„Das versteht sich."

„Und was auch geschehen möge, Sie werden mich nicht verrathen?"

„Unsinn! Was Du thust, geschieht mit meinem Willen!"

„Gut, Herr Baron, so sind Sie in wenigen Tagen gerächt und ich habe meine zweihundert Louisd'or."

Die Verbündeten trennten sich.

Beate begab sich auf ihr Zimmer. Sie blieb dort eine ganze Stunde allein, um über den teuflischen Plan nachzusinnen, dessen erster Keim mit blitzähnlicher Schnelligkeit ihrer verderbten Seele während des Gesprächs mit dem jungen Baron entsprossen war.

Ihre Gedanken waren folgende:

Meine Nebenbuhlerin putzt sich gern. Vor allem andern Schmuck liebt sie Perlen und Juwelen. Die gnädige Frau hat sie reich mit allerhand Goldsachen beschenkt. Auch eine Perlenschnur hat sie bekommen, doch bis jetzt noch keinen Brillantschmuck. Die Frau Baronin hat ihr, als sie gerade bei guter Laune war, ihr eigenes glänzendes Collier um den Nacken gelegt und sie damit vor den Spiegel treten lassen. Sie freute sich darüber wie ein Kind. Ich kam zufällig in's Zimmer und sah, wie sie sich beliebängelte und als sie bald darauf mit mir allein war, sagte sie zu mir: „„Beate, wenn ich einmal reich werde, so kaufe ich mir auch solchen Schmuck. Es geht doch nichts über Brillanten! Sie erinnern mich an die glänzenden Thautropfen, die Morgens an den Blumen funkeln.““ Ich hab's, ich hab's

Digitized by Google

Wenn das Glück mir günstig ist, soll der Schmuck der Gnädigen ihr zum Verderben gereichen!

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Postdienst zwischen Himmel und Erde.

Seit langer Zeit behauptet die südamerikanische und mexicanische katholische Priesterschaft, daß sie eine Art Postdienst zwischen der Erde und dem Himmel eingerichtet habe, dessen Verläßlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse. Beinahe in jeder Kirche dieser Länder (berichtet die „Berl. Börs.-Ztg.") findet man in der Nähe des Altars einen Briefkasten befestigt, der meist der Jungfrau Maria gewidmet ist. Es gibt Hunderttausende, welche Briefe, die ihrer Herzenswünsche voll sind, in jene Briefkästen gleiten lassen, in der vollen Ueberzeugung, daß dieselben ihre Bestimmung erreichen. Die Priester haben nun zwar keine regelmäßigen Postage, aber sie bemühen sich, daß jene Briefe früher eine Antwort erhalten, denen eine größere Geldspende beigefügt ist. Selten enthält ein solcher Brief weniger als einen Silberdollar; und da die himmliche Post besonders von den wohlhabenden Klassen sehr in Anspruch genommen wird, die häufig auch Gold und Juwelen beilegen, so hat die Priesterschaft aus dieser Quelle allein schon ein bedeutendes Einkommen. In früheren Zeiten befanden sich die Briefkästen der Jungfrau außerhalb der Kirche, gewöhnlich am Kirchthore befestigt, und die Briefe wurden unter dem Schutze nächtlicher Dunkelheit hineingeschoben. Aber dies gab Gelegenheit zu großen Skandalen. Eifersüchtige Gatten und Liebhaber zogen mit dünnen Holzstäbchen, die an einem Ende mit einem klebrigen Stoffe bestrichen waren, die Briefe heraus, und entdeckten Geheimnisse, die nur für die Augen der heiligen Jungfrau bestimmt waren, jetzt aber zu Duellen und Mordthaten führten. Dabei gingen natürlich auch die Briefbeilagen, um die es den „hochwürdigen" Herren doch allein zu thun ist, verloren, und dem konnten sie nicht lange zusehen. Das einzige Mittel, ihren frommen Kummer zu beschwichtigen, war, die Briefkasten in der Nähe des Altars aufzustellen und sie mit kräftigen Riegeln oder Schlössern zu sichern, damit ja der heiligen Jungfrau nichts wegkomme.

Interessant ist die Art und Weise, „wie diese Briefe in den Himmel expedirt werden". Wenn nämlich genug der Botschaften vorhanden sind, daß ihre Absendung der Mühe lohnt, so werden sie von den Priestern herausgehoben, geöffnet, gelesen und die werthvollen Beilagen fallen in der Kirche heiligen Schooß. Die leeren Briefe werden dann im Beisein vieler Gläubigen auf eine silberne Platte gelegt und vor einem Bilde der Jungfrau Maria verbrannt. Die ganze Ceremonie geht in möglich feierlicher und imponirender Weise vor sich. Auf Rauchwolken schwingen sich die irdischen Botschaften in den Himmel. Wenn alle Briefe in Asche verwandelt sind, wird diese in einem Gefäße vor das Madonnenbild hingestellt, und die Correspondentinnen, welche der Scene meist mit athemloser Spannung beiwohnten, erhalten von den Priestern die Versicherung, daß die Antworten in geeigneter Zeit durch das Medium des Beichtstuhles zurückgelangen würden. Da die Priester alle Briefe gelesen haben, ist es ihnen natürlich leicht, im Beichtstuhle jene Antworten zu geben, die für jeden einzelnen Fall passen. Die Briefkästen Mariens sind nicht nur für die Priesterschaft ein Mittel, ihr Einkommen zu mehren, sondern sie gewinnen dadurch, daß sie zahllose Geheimnisse erfahren, auch einen mächtigen Einfluß, den sie selbstverständlich zuerst in ihrem materiellen Interesse verwerthen.

Kinder- und Gänsehirt. Ein Besucher des Bliesgaues schreibt dem „P. A.", daß er auf seiner Wanderung sich bei einem zerlumpten Gänsehirten nach dem Wege erkundigte. Als er dann auch das Gespräch auf dessen große Heerde lenkte, erzählte dieser, daß er 300 Gänse habe und pro Stück wöchentlich 2 Kreuzer Hüterlohn bekomme. Auf die Bemerkung: „Da stellen Sie sich ja besser als der Lehrer Ihres Dorfes, lautete die charakteristische Antwort: „Je, wenn ich nicht mehr hätte als dieser, dann könnte ich ja nicht leben. Ich muß doch jährlich 500 Gulden verdienen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **123.** Mittwoch, 12. November **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Der Tag, den Fräulein Herbert zur heimlichen Abreise mit Marie festgesetzt, kam immer näher.

Den Nachmittag zuvor befahl die Gouvernante dem Bedienten Friedrich, die Koffer, welche sie in der Zeit, wo sie nach Schloß Handorf gekommen, mitgebracht, aus dem verschlossenen Raum, wo sie aufbewahrt wurden, herauszunehmen und in ihr Zimmer zu tragen.

„Ich gedenke in den nächsten acht Tagen eine Reise zu meinen Verwandten in der Residenz anzutreten und beabsichtige dort verschiedene Einkäufe zu machen. Ein Koffer wird schwerlich hinreichen, all die Sachen zu bergen, deßhalb sollen beide mit. Ich fühle mich seit einiger Zeit nervös angegriffen. Die Herrschaft wird mir einen Urlaub von vier Wochen gern zugestehen."

Friedrich, dem diese Worte nicht auffielen, brachte die Koffer, reinigte sie von dem darauf liegenden Staube und setzte sie in das Zimmer des genannten Fräuleins.

Nun wurden bei verschlossenen Thüren die Koffer gepackt. Der größere nahm die Kleider der Gouvernante, der kleinste diejenigen Mariens auf, doch ließ Letztere alle werthvollen Geschenke, die sie seit dem Tage, wo die gnädige Frau sie mit ihrer Gunst beschenkt, von dieser erhalten, zurück, wie schmerzlich es ihr auch war, sich davon trennen zu müssen, denkt ihr Herz, wie früher schon gemeldet, nicht von weiblicher Eitelkeit frei, hing an diesen Schmucksachen. Sie hoffte dadurch dem Vorwurf der Undankbarkeit wenigstens in Etwas zu entgehen.

Endlich war der bestimmte Tag da.

Fräulein Herbert, welche während ihrer Anwesenheit auf Handorf auf ihren Spaziergängen oft das naheliegende Dorf, Marien's Geburtsort, besucht, war dort zufällig mit einer armen, aber ehrlichen Familie bekannt geworden. Das Haupt derselben hatte längere Zeit krank gelegen. Die wackere Dame, deren Herz zum Wohlthun geneigt, hatte die Familie nach Kräften unterstützt, und sie so lange von Nahrungssorgen befreit, bis der Mann wieder selbst sich rüstig regen und zu arbeiten vermochte. Dieser Taglöhner war von ihr in's Vertrauen gezogen worden. Er hatte für sie im nahen Städtchen den Wagen bestellt, der sie bis zu einer zehn Meilen von Handorf liegenden Poststation bringen sollte. Von dort wollte sie mit Marie per Post dem sich gestellten Ziele zubegeben. Dieser Mann war auch zur Mitternachtsstunde an die hintere Pforte des Schloßgartens bestellt worden, die stets unverschlossen blieb, weil in dieser Gegend seit mehreren Jahren kein Diebstahl mit Einbruch vorgekommen war. Ihm war der Auftrag ertheilt, die Koffer um Mitternacht aus dem Schlosse abzuholen und in's Dorf zu tragen, wo der bestellte Wagen harrte. In das Schloß zu kommen war aber leicht, denn die Hinterthüre, die in den Garten führte, war nur mit Riegeln versehen, die von innen weggeschoben werden konnten.

Als die Damen mit ihren Vorbereitungen fertig — es war um die Stunde der Dämmerung — begab Marie sich zu ihrem Pflegevater hinüber, der von seinem Spazierritte wieder heimgekehrt war.

Die Stunde, die sie jetzt verlebte, war wohl eine der schwersten ihres jungen Lebens. Ebenso zärtlich wie der Greis sie, liebte sie ihn. Er hatte sie den rechten Vater zwar nicht vergessen gemacht, aber ihn ihr doch, was Pflege und treue Sorgfalt betraf, ersetzt. Inniger als je hing sie an seinem Halse, fester noch als früher hafteten ihre Lippen auf seinen gefurchten Wangen und als sie ihn endlich ver-

Digitized by Google

lassen mußte, brach sie in lautes Weinen aus, umschlang ihn noch einmal, riß sich dann los und eilte aus dem Zimmer.

Herr von Handorf sah ihr kopfschüttelnd nach. Er konnte nicht begreifen, welche Ursache diesem stürmischen Ausbruche der Liebe und des Schmerzes zu Grunde lag.

„Marie ist krank," murmelte er, „und wenn sie es zehnmal leugnet, es ist doch so. Ich muß einmal Ernst machen und den Doktor für sie kommen lassen. Hätte sie mich nicht so flehentlich gebeten, es nicht zu thun, es wäre längst geschehen."

Als das weinende Mädchen wieder bei der mütterlichen Freundin war, rief sie schmerzlich aus:

„Ach, mir ist das Herz fast gebrochen, als ich den theuren Greis zum letzten Male umarmte. Ist mir doch in diesem Augenblicke ein zweiter Vater gestorben; denn ich werde ihn nie mehr sehen, nie wieder in seine treuen lieben Augen blicken, nie wieder seine liebkosende Hand an meinen Wangen fühlen. Es war ein Glück, das keine Worte zu nennen vermögen! Und das Alles unschuldig einbüßen müssen! O, das thut weh! Das ist mehr, als ich zu ertragen vermag!"

Die Gouvernante versuchte sie zu trösten.

„Wärst Du schuld an dieser Trennung," sagte sie, „dann würde das Weh in Deiner Brust noch herber sein. Den Schmerz der Unschuld wird die allmächtige Zeit lindern. D'rum fasse Dich, mein theures Kind. Eine heilige Pflicht liegt Dir noch ob, Abschied von der Stätte zu nehmen, wo Deine Eltern und Geschwister ruhen, wo Deine Freundin Bertha schläft. Komm', laß' uns gehen. Wir müssen bis acht Uhr zurück sein da die gnädige Frau Dich möglicher Weise noch zum Vorlesen rufen lassen kann."

Marie willigte ein.

Beide Frauen langten nach zehn Minuten auf dem Friedhofe des Dorfes an.

Erst kniete Marie am Grabe des Vaters nieder und flehte in leisem, aber inbrünstigen Gebete den Himmel an, der sich bis dahin so gnadenvoll gegen sie erwiesen, ihr auch auf der neuen Lebensbahn, die sie zu betreten im Begriff, seinen Schutz nicht zu entziehen, und über ihre Pflegeeltern den reichsten Segen zu ergießen.

Dann schritt sie mit der Gouvernante der Handorf'schen Familiengruft zu.

„Gute Bertha," flüsterte sie, „fast möchte ich Dein Loos beneiden. Kein Kummer, keine Kränkung quält Dein weiches Herz mehr; das meine aber zittert bang der Zukunft entgegen. Wenn ich in die Nacht hinausblicke, so ist mir, als thürmten sich in meiner Nähe dunkle, gewitterschwere Wolken auf, aus deren Schooße der böse Dämon hervorsieht, der mich in meinen Träumen so furchtbar geängstigt hat."

Vom Friedhofe aus begaben sie sich in's Dorf.

Marie wollte noch einmal das kleine Schulhaus sehen, wo ihr armer kranker Vater gewaltet und gelehrt, wo sie oft mit Bertha zu seinen Füßen gesessen und den schönen lehrreichen Geschichten gelauscht hatte, die er so klar und mit sanftem Tone zu erzählen pflegte. In diesem Hause wohnte jetzt schon lange ein neuer Lehrer. Marie hatte ihn schon oft gesehen, aber niemals mit ihm gesprochen. Der Mann hatte ein finsteres grämliches Aussehen. Aus diesem Grunde fühlte sie sich nicht zu ihm hingezogen und hatte deshalb das Schulhaus, seitdem er sich dort einwohnt, nicht wieder betreten.

Auch jetzt ging sie nicht hinein. Sie blieb ein paar Schritte davon entfernt stehen, blickte lange und wehmüthig nach den niedrigen Fenstern der Schulstube und trat dann endlich mit gesenktem Kopfe mit der mütterlichen Freundin den Rückweg nach dem Schlosse an.

Als beide wieder auf ihrem Zimmer waren, verfügte sich Fräulein Herbert in ihre Schlafkammer, wo die bereits gepackten, aber noch unverschlossenen Koffer standen. Sie waren offen geblieben, weil die Gouvernante vor der Abreise noch verschiedene Kleinigkeiten hineinzulegen hatte.

Während sie sich dort beschäftigte, setzte Marie sich an den Tisch und schrieb unter heißen Thränen einen Abschiedsbrief an ihre Pflegeeltern. Die wenigen Zeilen, die sie auf das Papier warf, athmeten die glühendste Dankbarkeit, verbunden mit den heißesten Segenswünschen für ihre Zukunft. Für ihre Flucht gab sie keinen andern Grund an, als daß ein ihr feindliches Geschick, welches aber ewig geheim bleiben müßte, sie dazu zwänge.

Digitized by Google

Sie flehte für sich und ihre Erzieherin um Verzeihung und schloß damit, daß sie die ihr erzeigten Wohlthaten niemals vergessen werde.

Diesen offenen Brief legte sie in ihr Schreibpult, in der sicheren Voraussetzung, daß derselbe erst dann in die Hände ihres Pflegevaters oder seiner Gemahlin kommen werde, wenn der Wagen sie schon weit hinweggetragen.

Bald darauf kam die Stunde, wo Frau von Handorf nach Marie schickte und sie zu sich zum Vorlesen bestellte.

Marie gehorchte dem Befehl, und Fräulein Herbert, wie schon oft, begleitete sie zu der Gnädigen.

Um die zehnte Stunde war die Vorlesung beendigt. Marie und die Erzieherin wurden von der Baronin entlassen.

Sie blieben jetzt still auf ihrem Zimmer, bis sich Alles im Schlosse zur Ruhe begeben. Als die zwölfte Stunde herangekommen, mahnte Fräulein Herbert zum Aufbruch. Sie ging leise hinunter, schob die Riegel der Hinterthüre weg und ließ den Mann ein, der schon dort harrte, um die Koffer fortzutragen. Er meldete ihnen, daß der Wagen an dem bestimmten Platze stände und machte sich dann an's Werk.

Bitterlich weinend folgte ihm Marie, geführt von der Erzieherin, die ihr Trost und Muth zusprach mit den Worten:

„Deine Flucht ist eine gute That, kein Verbrechen, und Gott wird sie Dir belohnen."

Es ging jetzt so weit Alles glücklich von Statten. Der Wagen, der außerhalb des Dorfes hielt, wurde erreicht. Fräulein Herbert athmete frei auf, als sie mit Marie die Reisekalesche bestieg. Der Kutscher peitschte auf seine Pferde, sie zogen kräftig an und nach wenigen Minuten lag Schloß Handorf den Frauen schon eine ziemliche Strecke im Rücken.

Wenige Augenblicke später schlüpfte eine kleine Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, hinter einem Gebüsche hervor, das sich dicht bei der Stelle befand, wo der Wagen gehalten hatte.

„Fahrt nur so schnell Ihr wollt", rief eine weibliche Stimme. „Ich weiß, wohin es geht. Man wird Euch einholen und dann bin ich an der eitlen Thörin gerächt und habe die zweihundert Louisd'ors verdient."

Es war Beate, welche triumphirend diese Worte ausstieß. Sie hatte, was zwischen Fräulein Herbert und Marie in Betreff ihrer Flucht gesprochen worden, versteckt in einem Wandschrank im Zimmer der Gouvernante, dessen Existenz sie nur allein kannte, erlauscht, und war in dieser Nacht den Fliehenden nachgeschlichen, um die Richtung zu erfahren, die sie zunächst einschlagen würden.

Jetzt lief sie, was sie konnte, dem Schlosse zu. Die Hinterpforte stand noch offen. Sie sprang die Treppen hinauf und eilte in das Schlafzimmer der gnädigen Frau, das stets unverschlossen blieb und in dem eine Nachtlampe brannte. Mit lauter Stimme weckt sie die Baronin.

„Gnädige Frau," rief sie, „verzeihen Sie, wenn ich Sie im Schlafe störe, aber es mußte sein. Es ist ein schändlicher Verrath an Ihrem edlen Herzen begangen worden. Marie Reiner, die von Ihnen mit so viel Güte und Liebe überhäuft wurde, ist mit Ihrer Erzieherin, der Mamsell Herbert, in dieser Nacht aus dem Schlosse entflohen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Sie hat zugleich ein schändliches Verbrechen begangen und Ihren kostbarsten Juwelenschmuck mitgenommen."

Frau von Handorf war rasch im Bette emporgefahren. Sie starrte Beate halb ungläubig, halb erschrocken an und fragte dann: „Marie entflohen — ich bestohlen? Aber woher weißt Du denn das Alles?„

„Das will ich Ihnen später erzählen, gnädige Frau. Ob ich die Wahrheit spreche, können Sie sogleich erfahren. Belieben Sie nur nachzusehen, ob sich die Juwelen noch in Ihrer Schatulle befinden, die Sie leider ja niemals zu verschließen pflegen."

Frau von Handorf sprang aus dem Bette. Sie eilte zu der genannten Schatulle; sie öffnete das Schmuckkästchen. Es war leer. Ein Schrei des Zornes entfuhr ihrem Munde. Sie befahl Beate, ihren Sohn und die Dienerschaft zu wecken. Nach einigen Minuten stürzte Alfred zu ihr in das Zimmer, während zwei Bediente im Vorsaale harrten. Beate erzählte schnell und mit geläufiger Zunge, wie sie selbst die beiden Frauenzimmer

Digitized by Google

hätte in den Wagen steigen sehen und gehört, daß zwischen ihnen von den kostbaren Juwelen der gnädigen Frau die Rede war. Auch nannte sie den Ort, wohin sie sich zuerst begeben wollten.

„Wenn der Herr Baron und die Diener ein paar rüstige Pferde besteigen, so werden sie die Flüchtigen wohl noch einholen können," fügte sie hinzu, indem sie dem Junker einen eigenthümlichen Blick zuwarf.

„Ihnen nach, ihnen nach," befahl Frau von Handorf. Während die Diener nach dem Stalle liefen und die Pferde herauszogen, begab sich die Baronin in die Schlafkammer der Erzieherin und Mariens. Die Betten waren unberührt, also hatte Beate die Wahrheit gesprochen.

Zehn Minuten darauf sprengte Alfred mit zwei Dienern aus dem Schloßhofe und auf der Landstraße der Gegend zu, die Beate ihnen bezeichnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gott.

Motto.

„Nein, immer glaub' ich an den Gott des Zornes,
Was er erschuf, erhält auch seine Macht."

Beranger.

Unser Gott ist lauter Liebe,
Wie die Sonne lauter Licht.
Daß sie je ein Fleckchen trübe,
Und veränd're, glaub' ich nicht.

Unser Gott ist lauter Güte,
Wie die Sonne lauter Glut.
Wird nie, für uns sorgend, müde,
Unverändert bleibt er gut.

Unser Gott ist lauter Treue,
Wie die Sonne lauter Schein.
Unverändert kehrt auf's Neue
Bei uns seine Wahrheit ein.

Unser Gott ist gegenwärtig,
Dem, was seine Macht erschafft.
Ist der Wesen kleinstes fertig,
Lebt es fort in seiner Kraft.

Und allwissend und allweise,
Heilig und gerecht ist er.
Darum kommt im Erdenkreise
Nicht von ihm das Uebel her.

Unser Gott ist lauter Friede,
Friede ohne Unterlaß.
Und aus eurem Lieblingsliede
Brüllt das Thema: „Bruderhaß!!!" —

Predigt immerhin ihr Thoren:
„Gottes Gnade! — — — Gottes Zorn!" — — —
Wäret ihr aus Gott geboren,
Schöpftet ihr aus Gottes Born.

Blaubach im November 1873.

Fr. Decker.

Verschiedenes.

Lambrecht, 10. Nov. Unterm 8. ds. fand in sonderbarer Weise eine Civiltrauung hier statt. Die Eltern der Braut entzogen dem Bräutigam (protestant.) die Einwilligung zur Heirath, wenn er sich nicht in ihrer Kirche (kathol.) trauen lassen wolle; der Bräutigam schien nachgiebig und die Civiltrauung wurde vollzogen; die jungen Eheleute bestiegen nun mit zwei Zeugen die erste der bereitstehenden Droschken, während die Eltern der Braut mit den andern zwei Zeugen in die zweite Droschke einstiegen. Erstere fuhren aber, statt zur Kirche, nach dem Neustadter Bahnhofe, von wo die jungen Eheleute sich sofort per Bahnzug weiter begaben, während die Eltern der Braut und Zeugen unwillkürlich nach ihrem Heimathsorte, dem $^1/_2$ Stunde von hier entfernten Lindenberg, gefahren wurden, obgleich sie den Kutscher auf den irrigen Weg zur Kirche aufmerksam machen wollten, der jedoch den ihm angegebenen strengen Befehlen Folge leistete. Auch soll der kathol. Priester im Ornate zur Trauung bereit gewesen sein.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 124. Sonntag, 16. November **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Unschuldig verurtheilt.

Nach drei Stunden schnellen Reitens wurden die Flüchtigen von Alfred und dessen Begleitern eingeholt.

Der Morgen dämmerte bereits, als dies Ereigniß stattfand.

Beide Frauen waren vor Schrecken einer Ohnmacht nahe.

Alfred, ohne an sie ein Wort zu richten, befahl dem Kutscher umzukehren und mit nach Schloß Handorf zurückzufahren.

Der Kutscher erwiderte, er habe nur dem Fräulein zu gehorchen, das ihn gemiethet, und wollte nicht stillhalten.

Aber Friedrich und der andere Diener sprangen auf einen Wink ihres Herrn von ihren Pferden und zwangen die des Kutschers, stehen zu bleiben.

„Herr," rief der Letztere, „Sie gehören nicht zur Polizei und haben kein Recht —"

Der junge Baron fiel ihm zornig in die Rede.

„Ob ich ein Recht dazu habe, Dich zur Umkehr zu zwingen, Bursche," schrie er, „das wirst Du auf dem Schlosse meines Vaters, des Barons von Handorf, erfahren. Zurück also, oder ich lasse Dich vom Bocke herunterzerren und einer meiner Diener nimmt die Zügel Deiner Pferde in die Hand."

Dieser Drohung mußte der Fuhrmann weichen.

„Gut," sagte er, „ich thue, was Sie mir befehlen, Herr Junker. Aber Ihr Herr Vater muß mir den Schaden ersetzen. Ich bin auf einen ganzen Tag von den Damen gemiethet."

„Das wird sich finden. Spute Dich, Schlingel, oder meine Peitsche wird auf Deinem Rücken tanzen."

Der Fuhrmann murmelte ein paar Flüche in den Bart. Dann lenkte er um und trat den Rückweg an.

Alfred ritt dem Wagen vorauf. Die Diener folgten.

Als Fräulein Herbert und Marie sich vom ersten Schreck erholt, flüsterte Letztere der Gouvernante zu:

„Unsere Flucht ist verrathen worden. O, mein Gott, ich zittere, wenn ich daran denke, wieder vor Herrn von Handorf und seine Gemahlin zu treten. Was soll ich antworten, wenn sie mich mit Fragen bedrängen, warum ich mit Ihnen entflohen? Die Wahrheit darf ich ihnen ja nicht sagen."

„Dasselbe, was Du geschrieben, mein Kind," versetzte die Erzieherin. „Dir bleibt nichts Anderes übrig. Daß ich Dich begleite, dafür muß meine zärtliche Liebe zu Dir mir zur Entschuldigung dienen. Darum beruhige Dich. Herr von Handorf liebt Dich, wie ein Vater seine eigene Tochter. Von ihm wirst Du schwerlich harte Worte hören, und den Zorn der gnädigen Frau mußt Du mit Resignation ertragen."

„O, ich würde mich auch nicht so erschrecklich fürchten, wenn nicht er — der junge Baron zu unserer Verfolgung ausgeritten wäre. Mein Herz sagt mir, daß er mich tödtlich haßt und den Zorn seiner Mutter anstacheln wird."

„Komme, was da wolle, mein Kind. Mit Gewalt kann dich Niemand im Schlosse zurückhalten. Man wird Dich mit Vorwürfen überhäufen, man wird Dich schelten. Aber wenn Du auf Deinem Vorsatze beharrst, Dich am Ende doch ziehen lassen. Für mich sorge nicht. Man wird mir gern den Abschied geben, da ich im Schlosse unnütz bin, wenn Du einmal fort bist."

Digitized by Google

„Das waren tröstliche Worte, aber sie vermochten das beklemmte Herz des jungen Mädchens nur in so weit zu beruhigen, daß sie wieder die Hoffnung faßte, man würde nicht allzuhart mit ihr verfahren.

Da der Kutscher zu eilen angetrieben wurde, ging die Rückfahrt möglichst schnell vor sich, doch stand die Sonne schon ziemlich hoch, als der Wagen in den Schloßhof hineinfuhr.

Während der Fahrt aber hatte sich die Begleitung um eine Person vermindert.

Friedrich war nämlich seitab und der kleinen Stadt zugeritten, die von Handorf zwei Stunden weit entfernt lag.

Die Erzieherin führte Marie, die bleich wie der Tod war und so zitterte, daß die mütterliche Freundin sie halten mußte, in das Schloß und die Treppen hinauf bis in das Zimmer, das sie vier Jahre glücklich bewohnt hatte.

Der Bediente nahm die Koffer vom Wagen und trug sie ihnen nach. Dann setzte er sich in Gegenwart der Frauen auf einen Stuhl und sagte:

„Mir ist befohlen worden, Sie nicht aus den Augen zu lassen, bis die gnädige Herrschaft und noch Jemand kommt, nach dem sie geschickt hat."

Die Gouvernante drückte das von Angst erfüllte Mädchen auf den kleinen Sopha nieder und setzte sich zu ihr, ihren Kopf an ihre Brust legend.

So saßen sie wohl eine ganze Stunde, ohne ein Wort zu sprechen, dem Augenblicke unruhig entgegensehend, wo Herr von Handorf und seine Gattin in's Zimmer treten würden.

Endlich kam es dazu.

Die Thür öffnete sich. Frau von Handorf schritt zuerst über die Schwelle und zwar mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Strenge in ihren Zügen, dann folgte der greise Freiherr und diesem wieder ein Mann, der seiner Kleidung nach eine Art subalterner Gerichtsperson war.

Wie Marie die Gnädige und den von ihr so heißgeliebten Pflegevater sah, erhob sie sich und warf sich mit gefalteten Händen und thränenvollen Blicken vor ihnen nieder.

„Vergebung!" flehte sie, „Vergebung. Aber ich konnte nicht anders. O, wenn Sie wüßten, wie schwer mir die Flucht wurde, was ich gelitten, Sie würden Mitleid mit mir fühlen und mich nicht undankbar, nicht schlecht nennen."

Herr von Handorf wurde gerührt von dem Anblicke der Flehenden. Es war ihm bis dahin nicht möglich, an das zu glauben, wessen Beate sie beschuldigt hatte. Er wollte Marie aufheben. Aber seine Gemahlin trat schnell dazwischen.

„Berühre diese — diese Person nicht eher, bis Du Dich überzeugt hast, daß sie keine Diebin ist," sagte sie.

Dann wandte sie sich zu der vorerwähnten Gerichtsperson, welche Friedrich aus der kleinen Stadt herbeigeholt hatte.

„Ich habe Sie herbeirufen lassen, Herr Amtsdiener, damit Sie die Thatsachen sogleich gerichtlich feststellen können."

Nun wurde der Erzieherin befohlen, die Koffer zu öffnen.

Fräulein Herbert, fest überzeugt, daß sich Nichts darin finden würde, was die entsetzliche Beschuldigung, mit der die Baronin Marie belastet, bestätigen konnte, nahm schnell die Schlüssel und öffnete beide Koffer.

Unter ihren Kleidern und anderen Sachen war Nichts, was der gnädigen Frau angehörte. Nicht so in dem kleinen Koffer, den sie Marie geliehen. Die Baronin, die ihn mit eigenen Händen untersuchte, fand auf dem Boden desselben, in ein Nachthäubchen eingewickelt, den von ihr vermißten Juwelenschmuck, der mindestens fünftausend Thaler werth war.

Sie befreite ihn von seiner Umhüllung, trat auf das immer noch knieende Mädchen zu und hielt ihr denselben vor die Augen. Mit einer Geberde des heftigsten Zornes rief sie:

„Also das war Deine Dankbarkeit, elendes Geschöpf, das wir mit Wohlthaten überhäuft haben! Bestohlen hast Du mich, eine gemeine Diebin bist Du, werth des Prangers, des Zuchthauses! Ha, bei Gott, Du sollst der verdienten Strafe nicht entgehen!"

Was in Mariens Seele vorging, vermag keine Feder zu beschreiben.

Mit dem Ausdrucke des furchtbarsten Entsetzens starrte sie die Juwelen an.

Dann griff sie mit beiden Händen nach der Stelle des Herzens.

Ihrer von Schreck zusammengepreßten Brust entrangen sich tonlos die wenigen Worte:

Digitized by Google

„Mein Gott, mein Gott, verlaß' mich nicht!"

Ihre Augen schlossen sich. Die Sinne vergingen ihr.

Fräulein Herbert sah, wie Marie im Begriff war, hintenüber zu sinken.

Sie wollte ihr beispringen, aber sie kam zu spät. Das Opfer der teuflischen Intrigue fiel auf den Teppich des Zimmers nieder.

Während sich im Busen der strengen Frau nicht eine Spur des Mitleids mit der Armen regte, hatten sich die Augen des beim Anblick der Juwelen gleichfalls erschrockenen Greises mit Thränen gefüllt. Die Liebe, welche er zu seinem Pflegekind gehegt, war so übermächtig gewesen, daß sie selbst noch dann auf ihn einwirkte, als die Thatsache ihrer Schuld offenbar geworden.

Gegen den Willen seiner Frau hob er mit Hülfe der Erzieherin Marie vom Boden auf und legte seinen von tiefer Ohnmacht umfangenen einstigen Liebling auf das Sopha, und während das geschah, sprach es in seinem Herzen: „Ich wollte die letzten Jahre meines Lebens darum geben, wenn sie beweisen könnte, daß sie das Verbrechen nicht begangen."

Aber außer Beate und Alfred war nur Fräulein Herbert von Mariens Unschuld überzeugt.

Sich mit ihrem bleichen Zögling beschäftigend und sich bemühend, sie zum Leben zu erwecken, rief sie laut:

„Hier ist eine unerhörte Nichtswürdigkeit begangen worden. Ich will es vor Gericht mit den heiligsten Eiden beschwören, daß die Arme einer solchen That unfähig ist. Wie die Juwelen in den Koffer hineingekommen, weiß ich nicht. Aber daß diese Unglückliche sie gestohlen und darin verborgen hat, ist eine Lüge, die ein gerechter Gott früher oder später bestrafen wird!"

„Schweigen Sie, frecher Geschöpf," schrie die erbos'te Baronin. „Sie selbst haben noch zu beweisen, daß Sie nicht die Mitschuldige dieser verworfenen Kreatur sind. Sie haben an der heimlichen Entweichung theilgenommen. Warum sind Sie mit ihr entflohen? Welch' ein Grund war für die Elende vorhanden, das Schloß zu verlassen, wo sie wie das Kind des Hauses gehalten wurde?"

Fräulein Herbert erinnerte sich des Briefes, den Marie hinterlassen. Sie ging zum Schreibpult und nahm die offenen Zeilen heraus.

„Hier lesen Sie, Frau Baronin," sagte sie.

Frau von Handorf nahm das Papier und überflog es schnell.

„Ihr Verhängniß treibt sie von uns fort," sagte sie. „Ein Verhängniß, das sie uns nicht offenbaren kann? Leeres Geschwätz, wohinter sie nur ihr Verbrechen verbergen will. Ich glaube nicht daran."

Sie wandte sich zu dem Gerichtsbeamten.

„Kommen Sie mit nach meinem Wohnzimmer. Dort mögen sie den Thatbestand zu Papier bringen. Diese beiden Kreaturen hier werden eingeschlossen. Friedrich und noch ein Diener sollen vor der Thür Wache halten. Sie möchten uns sonst zum zweiten Male entspringen. Haben Sie Alles zu Protokoll gebracht, dann kann die Schuldige mit ihrer wahrscheinlichen Complicin an das Gericht zum Verhör abgeliefert werden."

Sie schritt nach diesen Worten mit dem ihr folgenden Gerichtsdiener aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der verstorbene König Johann von Sachsen hatte bei allgemeinem Interesse für sämmtliche Staatszwecke die Gewohnheit, Gerichtssitzungen, Lehrstunden an höheren und niederen Schulen, sowie die verschiedenen Bureaux der Verwaltung zu besuchen. Eines Tages, wie die N. Stett. Ztg. aus verbürgter Quelle erzählt, erschien er auch vor einem Telegraphen-Bureau einer kleinen Station und der Beamte hatte noch gerade Zeit genug, schnell an einen Collegen einer benachbarten Stadt zu telegraphiren: „Eben trifft der König zur Inspection ein." Letzterer trat bald darauf in das Bureau ein, erkundigte sich nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs, der Zahl der einzelnen Depeschen, der Einnahme ꝛc., als eben eine Depesche durch den Draht angemeldet wurde. Der Beamte liest dieselbe etwas verlegen. König Johann aber fragt: was erhalten Sie da für eine Depesche? Der Beamte erklärte ausweichend, ihr Inhalt sei gerade nicht mittheilbar, der König bestand jedoch auf Kenntnißnahme und nun mußte der Beamte nothgedrungen angeben, daß er auf seine Depesche an

Digitized by Google

die Nachbarstation: „Eben trifft der König ein“ die Antwort erhalten hätte: „Der König steckt seine Nase in Alles!“

— **Nachträgliches von der Weltausstellung.** Dieser Tage las ich ein Inserat, worin Spielwerke von Heller in Bern angekündigt werden; da ich mich dafür ganz besonders interessire, so theile Andern mit, was ich davon weiß.

An der Weltausstellung, Abtheilung Schweiz, war ich nicht wenig erstaunt, mich auf einmal vor einem großen, im Schweizerstyl erbauten Pavillon zu befinden, darauf zu lesen: Spielwerke, Spieldosen von J. H. Heller in Bern; wenn mir schon das Aeußere gewaltig imponirte, und ich den Zudrang von Menschen sah, (nach meiner Berechnung gingen täglich 7000—9000 Menschen hinein) so war beim Betreten dieses kolossalen Saales, gefüllt mit Musikwerken der verschiedensten Art, für viele hunderttausende von Gulden, das Maaß meines Erstaunens voll, wirklich eine Ausstellung für sich allein.

Da waren verschiedene Orchestrions, das größte 16 Fuß hoch zu fl. 25,000, ein wirkliches Orchester, ebenso stark spielend, alle Instrumente vertreten; eine Kapelle von 45 Mann kann nicht alles ausführen was dieses Werk.

Ferner eine große Anzahl kleinerer Werke, ebenfalls mit Walzen zum Einlegen, Orchesters im Kleinen, auch eine Menge von solchen mit je einer Walze, bis zu den ganz kleinen hinunter, jedes wieder anders spielend.

Dann eine Masse von Phantasiegegenständen, wunderliebliche Sachen, ganz besonders gefielen auch die Blumenvasen, auf denen ein Vögelchen sitzt, das natürlich singt und alle Bewegungen macht.

Wie man mir mittheilte, hat Seine Majestät der Kaiser und die Kaiserin mehr als eine Stunde dort verweilt, und dieselben zwei größere Werke angekauft, nachdem vorher schon Erzherzog Carl Ludwig, Victor Ludwig und Prinzessin Valerie je ein Werk kauften, so daß das Haus Habsburg ziemlich mit Heller'schen Musikwerken versehen ist.

Von sämmtlichen Ausstellern von Musikwerken ist Herr Heller der **Einzige,** dem eine Medaille zugedacht wurde, und zwar die des Verdienstes.

Der Absatz dieses Hauses soll, besonders gegen Weihnachten stets ein ganz enormer sein, indem eine Menge von Privataufträgen eingehen; es kann in der That keine schönere Zierde des Weihnachtstisches geben, als ein Heller'sches Spielwerk.

Literarisches.

Das neue Blatt 1874. Nro. 7 ist soeben eingetroffen und enthält. „Die neue Gouvernante.“ Novelle von Emil Mario Vacano. — „Gedichte.“ Von Max Heinzel. — „Von Kasau bis Warschau.“ Russische Reiseskizzen von Adolph Prowe. — „Deutsche Beamte.“ II. „Der erste Generalpostdirector des deutschen Reiches.“ (Mit Portrait.) — „Nord und Süd.“ Novelle von E. Bely. — „Schloß am See.“ (Mit Illustration.) — „Vor sechzig Jahren.“ Ein Erinnerungsblatt von Julius Mühlfeld. — „Heitere Chronika.“ — „Für Haus und Heerd.“ — „Allerlei“: „Zu unseren Bildern.“ — „Vervollkommnete Cigarette. — „Aufklärung.“ — „Offene Freude.“ — „Vor Gericht.“ — „Beim Arzt.“ — „Devotion.“ — „Aus Ambroise Paré's Lebensregeln.“ — „Ein neues sehr naives Gesellschaftsspiel.“ — „Die goldene Mittelstraße.“ — „Wie man decent die Wahrheit sagt.“ — „Ein Vater.“ — „Goethes Schneiderrechnungen.“ — „Wochenkalender der deutschen Nationalheiligen.“ — „Monatskalender für November.“ — „Ein mittelalterlicher Eßtisch.“ — „Räthsel.“ — „Neue Bücherschau.“ — „Aerztlicher Briefkasten.“ — „Correspondenz.“ — An Illustrationen: „Die neue Gouvernante.“ Nach einem Gemälde von Antonie Volkmar. — „Sein Bild.“ — „Generalpostdirector Stephan.“ — „Schloß am See.“ — Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten für den mäßigen Preis von 15 Sgr. vierteljährlich.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 125. Mittwoch, 19. November **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle
von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Herr von Handorf warf noch einen langen traurigen Blick auf die Ohnmächtige und ließ sie dann, da die Diener schon vorausgegangen, mit Fräulein Herbert allein.

Gleich darauf hörte diese von draußen die Thür verschließen.

Aber das kümmerte sie nicht, da sie an keine Flucht dachte. Ihre ganze Aufmerksamkeit wandte sich jetzt Marien zu, die das Bewußtsein noch nicht wiedergefunden hatte.

Fräulein Herbert wandte eine in ihrem Koffer befindliche Lebensessenz bei ihr an. Ihre Bemühung wurde vom Erfolg gekrönt. Nach fünf Minuten schlug Marie langsam die Augen auf. Die Erzieherin umfaßte sie und brachte sie in eine sitzende Stellung. Das todtesblasse Mädchen starrte erst die ältere Freundin mit einem geistlosen Ausdruck an, wie Jemand, der gewaltsam aus dem Schlafe gerüttelt wird und sich nicht gleich zu ermuntern vermag. Dann wandte sie die Blicke nach rechts und links, nach oben und nach unten, wie eine Träumende.

Die Erzieherin umarmte sie und fragte mit wehmuthsvollem Tone:

„Wie ist Dir, theures Kind? Hast Du Dich so weit erholt, daß Du mich verstehen und mir antworten kannst?"

Die Arme seufzte:

„Ja, ja, aber ich muß mich erst besinnen."

Sie legte die Hand an die Stirne, als wolle sie nachdenken, wie sie wieder in dies Zimmer gekommen sei, das sie um Mitternacht verlassen.

Nach kurzer Pause aber versetzte sie:

„Nicht war, es war nur ein fürchterlicher Traum, in dem man mich, ein elendes Geschöpf, eine — eine Diebin hieß? Und ich bin noch immer nicht daraus erwacht? Es muß ein Traum sein, es muß! Die Wirklichkeit würde mich ja umbringen."

Fräulein Herbert setzte sich zu ihr und drückte sie an die Brust.

„Armes, unglückliches Kind," sagte sie, „leider hast Du nicht geträumt. Die gräßlichen Worte sind wirklich von der Frau Baronin gesprochen worden."

Marie schlug beide Hände vor's Gesicht.

„Also wahr! wahr!" stöhnte sie. „O, es ist zu fürchterlich. Aber ich bin unschuldig!" setzte sie hinzu, indem sie sich vom Sopha zu erheben suchte.

Fräulein Herbert verhinderte sie daran.

„Bleibe ruhig, mein Kind," sagte sie. „Du bist in einem Zustande, der mich für Dein Leben fürchten läßt. Es wird sich Alles aufklären. Die Juwelen der gnädigen Frau sind allerdings zwischen Deinen Kleidern gefunden worden. Aber Du kannst es beschwören, daß Du sie weder geraubt, noch versteckt hast, und denselben Schwur vermag auch ich zu leisten. Eine Bosheit, für die ich keinen Namen habe, muß hier die Hand im Spiele gehabt haben. Wen ich beschuldigen soll — ich weiß es nicht, oder ich wage wenigstens den Namen nicht auszusprechen."

Aber Marie sprach ihn aus, doch so leise, daß er dem Ohr der Erzieherin verloren ging.

„Alfred," hauchte sie, zusammenschaudernd. „O, er hat sich furchtbar gerächt."

In dem eben angeführten Gespräche hatte Fräulein Herbert Marie und sich selbst den Trost gegeben, daß sich Alles aufklären würde.

Die wackere Dame, obgleich eine vortreffliche Erzieherin junger Mädchen, hatte doch zu wenig Welt- und Gerichtskenntniß, um die Angelegenheit so zu beurtheilen, wie sie lag, sonst wäre ihre Hoffnung, daß beider Unschuld an's Licht kommen werde, wohl schnell wieder gesunken.

Nein, es kam nicht so, wie sie dachte.

Digitized by Google

In dem Protokoll, das in Gegenwart des Herrn und Frau von Handorf und der Kammerzofe Beate aufgenommen wurde, war zuerst die Thatsache festgestellt, daß die Juwelen der gnädigen Frau in Mariens Koffer gefunden worden, und daß es nicht möglich sei, daß dieser von einer andern Hand geöffnet und der Schmuck hineingelegt worden, da Niemand um die beabsichtigte Flucht der beiden Frauenzimmer, für die sie auch nur einen aber nicht stichhaltigen Grund angegeben, gewußt hatte. Was die Entdeckung durch Beate betraf, so gestand diese, sie habe in der vergangenen Nacht an Schaflosigkeit und Beklemmung gelitten und geglaubt, da das Sommerwetter so ungewöhnlich mild, die frische Luft würde ihre Nerven beruhigen. Deßhalb habe sie das Schloß verlassen und einen Spaziergang um das Dorf gemacht. Nach einer Stunde habe sie das Rollen eines Wagens gehört. Derselbe sei näher gekommen und habe dann plötzlich still gehalten. Bald darauf wären nun die beiden Frauenzimmer dort eingetroffen, die sie sogleich erkannt. Aus Neugier habe sie sich hinter einem Busch versteckt und das gehört, was sie der gnädigen Frau, nachdem sie schnell wieder in das Schloß zurückgeeilt, berichtet habe. Diese Aussage wollte sie, wenn es verlangt würde, eidlich vor Gericht erhärten.

Nachdem dieses niedergeschrieben, verlangte der Gerichtsbeamte noch einmal mit den so schwer beschuldigten Frauen zu sprechen, und ersuchte Herrn und Frau von Handorf, ihn zu begleiten.

Sie fanden Marie und die Erzieherin in stummer Resignation noch auf dem Sopha sitzen.

Der Beamte las ihnen das Protokoll vor und forderte sie dann noch einmal auf, ihm den Grund ihrer Flucht anzugeben; welcher, wäre er gerechtfertigter, vielleicht zu ihrem Vortheile dienen könne.

Fräulein Herbert war zwar vorher gewillt gewesen, laut zu offenbaren, daß die entehrenden Anträge, die schamlosen Ueberfälle des jungen Barons Marie bestimmt hätten, das Schloß heimlich zu verlassen, und daß sie, aus zärtlicher Liebe für sie eingewilligt, sie zu begleiten. Aber Marie hatte sie unter einem Strom von Thränen beschworen, es nicht zu thun, da diese Aussage doch in der Hauptsache dem vermeintlichen Juwelen-Diebstahl, Nichts ändern, aber dem schwachen und schon längere Zeit kränklichen Greise, der von den verworfenen Gesinnungen seines Sohnes keine Ahnung habe, vielleicht das Herz brechen werde.

„Wenn Sie das Geheimniß offenbaren," hatte sie energisch gesagt, „so stürze ich mich vor ihren Augen dort zum Fenster hinaus. Will Gott, daß ich das Opfer einer schändlichen Kabale sein soll, so muß ich mich darein ergeben, aber mein Bethäter, mein zweiter Vater, dem ich mehr als mein Leben, die glücklichsten Tage meiner Jugend, meine Bildung schulde, soll nicht sein weißes Haupt vor Kummer über die Schlechtigkeit seines Sohnes auf's Sterbekissen legen."

So war denn die Erzieherin gezwungen, zu schweigen. Marie aber verwies auf das von ihr an ihre Pflegeeltern gerichtete hinterlassene Billet.

„Ich habe darin Alles gesagt, was zu sagen ist," versetzte sie. „Worin das Verhängniß besteht, was mich forttrieb, wird aber keine menschliche Seele jemals erfahren. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache.

„So bedaure ich sie, mein Kind," versetzte der Beamte. „Durch ihr hartnäckiges Schweigen wird ihre Schuld nur noch um so mehr bestätigt. Ich habe Ihnen und dem Fräulein dort jetzt nur noch anzuzeigen, daß sie noch im Laufe dieses Tages dem nächsten Gericht, dessen Unterbeamter ich bin, abgeliefert werden."

Es geschah, wie er gesagt. Der Beamte verließ das Schloß. Die beiden Frauen blieben auf dem Zimmer eingeschlossen. Nachmittags kam ein von zwei Gerichtsdienern begleiteter verschlossener Wagen nach Handorf, worin die Unglücklichen nach der nächsten Stadt abgeführt wurden.

Herr von Handorf, der trotz des Verbrechens, dessen Marie beschuldigt war und woran er kaum noch zu zweifeln wagte, doch das tiefste Mitleid mit dem einst von ihm so heißgeliebten Kinde fühlte, hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen, um die Abfahrt nicht zu sehen. Die gnädige Frau aber und Beate standen am Fenster und sahen dem Wagen nach. Die erstere mit verdrießlicher Miene, denn sie ärgerte sich darüber, daß sie der salschen nichtswürdigen Kreatur so lange ihre Gunst geschenkt hatte.

Digitized by Google

Aus den Augen der Zofe aber blitzte die Freude eines boshaften Weibes, das sich an ihrer Nebenbuhlerin vollständig gerächt und obendrein noch eine bedeutende Summe Geldes erworben.

Als der Wagen ihrem Blick entschwunden, suchte Beate den jungen Baron auf, der sich auf seinem Zimmer befand.

Sie trat keck vor ihn hin.

„Nun, Herr Alfred, habe ich meine Sache gutgemacht?“ sagte Sie. „Die Dirne, die den hochgebornen Junker zu verschmähen wagte, wird dies Vergehen im Zuchthause büßen. Ich glaube, tiefer in's Elend war der Zierasse wohl nicht zu bringen. Jetzt bitte ich mir aber meinen klingenden Dank aus.“

„Zu des Teufels Großmutter bist Du zu jung,“ sagte Alfred. „Aber Du verdientest seine Tochter, oder wenigstens seine Nichte zu sein.“

Er ging an sein Pult, schloß es auf, nahm zwei Goldrollen heraus und warf sie ihr zu.

„Da Dein Lohn, wie ich ihn Dir versprochen,“ sagte er. „Aber hoffe nicht, daß mit dem Verschwinden jenes Mädchens unser früheres Verhältniß wieder beginnen wird. Ich würde Dir jedenfalls noch verschiedene Male untreu werden und es könnte Dir dann vielleicht einmal einfallen, Deine Rachegluth nicht blos an Deiner Nebenbuhlerin, sondern an mir selbst zu kühlen und dem wollen wir doch vorbauen.“

Er wandte sich von ihr ab. Beate verließ mit stillem Ingrimm das Zimmer, tröstete sich aber wieder, sobald sie sich allein auf ihrer Stube befand, indem sie die Goldrollen öffnete und die funkelnden Louisd'ors auf dem Tisch zählte.

Nun mag kommen, was da will, dachte sie. Muß ich meinen Dienst quittiren, ist doch für meine Zukunft gesorgt.

Der Prozeß, der gegen die unglückliche Marie und ihre Erzieherin eingeleitet wurde, war nur von kurzer Dauer. Das Corpus delicti, in ihrem Koffer gefunden, sprach so klar für ihre Schuld, daß alle Betheuerungen ihrer Unschuld die Richter nicht vom Gegentheil zu überzeugen vermochten. Die Schuldlose wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, jedoch die Zeit auf die dringende Verwendung des Freiherrn von Handorf, dessen frühere väterliche Liebe zu der Freundin seines verstorbenen Kindes trotz Allem, was geschehen, doch noch nicht ganz erloschen war, auf zwei Jahre ermäßigt. Fräulein Herbert aber wurde freigesprochen, da ihr nicht bewiesen werden konnte, daß sie an dem vermeintlichen Diebstahl theilgenommen. Ohne daß sie ihrem Liebling wiedergesehen, reiste sie mit vor Kummer zerrissenem Herzen nach der Residenz ab, wo sie eine neue ihren Fähigkeiten angemessene Stelle zu finden hoffte. Marie aber wurde nach dem Zuchthause in D. abgeführt.

Siebentes Kapitel.

Die letzten Prüfungen.

Zwei Jahre waren vergangen.

Die unschuldig Verurtheilte hatte wieder die Freiheit erhalten.

Die goldene Freiheit, deren Klang dem Ohre des armen Gefangenen wie Sphärenmusik ertönt, für Dich unglückliche Marie hatte sie nichts Beseligendes, denn Du hattest keine Heimstätte, der Du zupilchern konntest, keine Verwandte und Freunde, welche Dir, auch wenn sie Dich schuldig geglaubt, verzeihen und barmherzig aufnehmen würden. Die beste Freundin Deines Lebens, Deine Erzieherin, hatte mit einer reichen Familie Europa verlassen und war nach der neuen Welt gereist, wohin Du ihr, auch wenn Du ihren Aufenthalt gewußt hättest, doch mittellos nicht zu folgen im Stande warst.

Würdest Du, als sich Dir die schweren Pforten des Gefängnisses öffneten, und Deine gräßliche Verlassenheit sich Dir offenbarte, voller Verzweiflung Dich in das nächste beste schäumende Gewässer gestürzt haben, wer Dich gekannt, wer da gewußt, was Du unschuldig gelitten, würde keinen Stein auf das Grab der Selbstmörderin geworfen, sondern Dir eine Thräne aufrichtigen Mitleids geweint haben.

Es war mitten im Sommer, als Marie, ein kleines Bündelchen unter dem Arme, das ein paar nothwendige Kleidungsstücke in sich barg und mit einer kleinen Summe Geldes versehen, die sie sich in dem Gefängnisse von dem kargen Lohn, den sie für mühselige, geisttödtende Arbeit erhalten, erspart, wieder in die offene Welt zurückkehrte.

Es war Sommer, sagen wir. Aber leider hatte er in diesem Jahre seinen Namen nicht verdient.

Rauhe Winde, wie sie gewöhnlich nur im

Digitized by Google

Spätherbste über die ihres Segens beraubten Felder brausen, vermischt mit strömendem Regen, der schon Wochenlang anhielt, drückten die hochstehenden Kornfluren darnieder und schlugen die halbreifen Früchte von den Obstbäumen. Die Landstraßen in dieser nördlichen Gegend waren mit Koth und Wasser bedeckt.

Auf einer solchen Straße hatte nun die jugendliche Dulderin zu wandern, deren Körper von der dumpfen Zellenluft, der anstrengenden Arbeit, der mageren Kost, ach und noch mehr von schwerem Seelenleiden schwach und kränklich geworden.

Es war ein trauriger Anblick, wie die zarte, bleiche Mädchengestalt vor der Pforte des Gefängnisses stand, dem unverdienten martervollen Aufenthalt noch einen Blick, den letzten, zuwarf und dann den schwachen Fuß ansetzte, um nun in dem stürmischen Wetter einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen.

Indem sie langsam fortschritt, sagte sie zu sich selbst:

„Wohin nun, Unglückliche, wohin? Du stehst ganz allein und verlassen auf Erden. Wer wird die Zuchthäuslerin aufnehmen, an der das Brandmal der Schande haftet? Womit sollst Du Dich ernähren, wenn Dein weniges Geld aufgezehrt? Wird man Dir Arbeit geben, wenn man erfährt, daß Du eine entlassene Sträflingin bist? Ach, wohin Du blickst, tiefe trostlose Lebensnacht, von keinem Hoffnungsschimmer erhellt. Und doch mußt Du ausharren und die Prüfung ertragen, die Gott Dir auferlegt, willst Du Dich nicht einer Sünde schuldig machen, die Dir der Himmel nie verzeihen werde. Vorwärts denn, richte denn Deinen schwachen Muth empor! Vielleicht findest Du auf Deinem Wege doch eine barmherzige Seele, die für Dein Unglück ein offenes Ohr hat und Dir helfend die Hand reicht. Hast Du doch einst, als Dein armer Vater gestorben und Du eine verlassene Waise warst, einen Helfer in der Noth gefunden. Wenn es Gottes Wille, wird sich das wiederholen. Mein sterbender Vater sagte mir ja: „„Bleibe gut und rechtschaffen, mein Kind, und Du wirst jedes Leid überwinden.““ Und ich bin es geblieben — selbst im Kerker, wo böse Mitgefangene Alles anwendeten, um mit schlechten Lehren mein Herz zu vergiften. Ich bin es geblieben und werde es bleiben bis zum Ende meines Lebens.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Friedrich der Große von Preußen konnte geckenhafte Personen nie leiden und mußten sich diese in seiner Umgebung manche hämische Bemerkung gefallen lassen. Seinen Schneider, der stutzermäßig und in steifem Anzuge vor ihm erschien, um zu einem neuen Kleide Maaß zu nehmen, fertigte er mit den Worten ab: „Lese Er doch einmal, wenn er nach Hause kommt, im 8. Kapitel des Propheten Daniel den 8. Vers.“ Voll Erwartung eilt der Schneider fort und findet zu seiner größten Beschämung an der bezeichneten Stelle: „Und der Ziegenbock war sehr groß, und da er aufs stärkste geworden war, zerbrach das große Horn.“

(Eigenthümliche Schminke.) „Was machst du da, Minchen?“ „Ich schminke meine Puppe.“ „Und womit schminkst Du sie denn?“ „Mit Liquer, Papa!“ „Mit Liquer? Wie kommst Du denn auf diesen Einfall?“ „Weil Mama schon oft gesagt hat, deine rothe Nase komme vom Liquer her!“

(Ein Ochs kommt.) Ein Ochs war wild geworden und rannte durch eine Straße; ein sehr höflicher junger Mann trat, um dem wilden Thiere auszuweichen, schnell in einen Laden und entschuldigte sich bei dem Kaufmann mit den Worten: „Verzeihen sie mein Herr, ein Ochs kommt!“

(Ewig.) Ein leichtsinniger, schwer mit Schulden belasteter Wüstling wurde gefährlich krank. „Ach, sagte er zu den Umstehenden, wenn ich nur noch so lange lebte, um meine Schulden bezahlen zu können!“ — „Ja so! dachte heimlich einer derselben, der möchte ewig leben.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 126. Sonntag, 23. November 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Das arme, schwache Geschöpf kam nur langsam vorwärts. Ganz durchnäßt und vor Kälte schaudernd, vermochte sie an dem Tage nicht mehr als zwei Meilen zu machen. Nachdem sie durch mehrere Dörfer gekommen, wo sie sich nothdürftig mit Speise und Trank erquickte, gelangte sie in eine kleine Stadt, die an der Landstraße lag, welche nach der Residenz führte, denn dahin beabsichtigte sie zu gehen. Dort, das hatte sie im Gefängnisse gehört, gab es wohlthätige Vereine, die sich entlassener Gefangenen, die gute Zeugnisse von der Zuchtanstalt empfangen, annahmen und für ihr Fortkommen sorgten. An irgend einen solchen Verein wollte sie sich wenden.

Nachdem sie in der kleinen Stadt in einem wohlfeilen Gasthof übernachtet, trat sie mit beginnendem Morgen auf's Neue ihren Weg an. Sie hoffte an diesem Tage eine größere Strecke als am vorhergehenden zurücklegen, um in Zeit von acht Tagen, so lange würde ihre kleine Baarschaft ausreichen, an ihr Ziel zu gelangen. Als aber eine Stunde verflossen, nahm das Wetter einen noch stürmerischen Charakter an. Vom Winde umtobt, von stürzenden Regenströmen getroffen, war sie genöthigt, in das nächste an der Landstraße liegende Wirthshaus, eine Fuhrmannsherberge, einzukehren. Dort wollte sie so lange verweilen, bis das Ungestüm des Wetters in Etwas nachlassen werde.

Sie betrat die sogenannte Gaststube, die mit einer Anzahl Fuhrleute und Handwerksburschen dicht gefüllt war, die dort gleichfalls vor dem Wetter Schutz gesucht hatten.

Das junge, jetzt kaum achtzehnjährige Mädchen sah sich scheu um. In einem Winkel der Stube war ein kleiner Tisch noch unbesetzt. Sie ließ sich dort nieder und bestellte bei der aufwartenden Magd ein kleines Frühstück, denn Etwas mußte sie doch verzehren, sollte man sie nicht hinausweisen. Sie legte ihr Bündel bei sich nieder und aß und trank, ohne ihre Blicke auf ihre Umgebung zu richten, welche den Raum mit schlechten Tabaksgerüchen füllte, fleißig dem Branntwein zusprach und sich in einer rohen Unterhaltung erging.

Marie aber hörte davon Nichts. Sie war in Gedanken so mit ihrem traurigen Geschick beschäftigt, daß die Reden nur in dumpfem Summen ihr Ohr berührten.

Aber die Hartgeprüfte sollte auch hier bald neue Leiden erdulden.

Ein junger Fuhrknecht, der sich vom Tische erhob, um nach seinen im Stalle befindlichen Pferden zu sehen, warf zufällig seine Blicke in die Ecke, wo Marie saß. Er bemerkte, daß sie trotz ihrer Blässe und Magerkeit ein hübsches Mädchen war. Da sie nur ärmliche Kleidung trug, so hielt er sie für eine Art von jugendlicher Landstreicherin, die seine Liebkosungen, wenn er ihr ein Glas Branntwein einschenken ließ, wohl nicht zurückweisen werde. Er ließ sich von der Magd ein gefülltes Glas geben, ging auf die Unglückliche zu, nahm neben ihr Platz und forderte sie auf, mit ihm zu trinken.

Marie sah ihn ängstlich an und lehnte die Aufforderung mit leiser Stimme ab.

„Nun, so wirst Du mir doch wenigstens einen Kuß geben, hübsche Dirne," sagte er.

„Nein, nein, ich bitte Euch um Gotteswillen, laßt mich in Ruhe!" flehte Marie.

Aber der rohe Bursche kehrte sich nicht an diese Bitte.

Er umfaßte sie mit kräftigem Arme und drückte seinen wulstigen Mund auf ihre feinen bleichen Lippen. Die Arme konnte ihm nur einen schwachen Widerstand entgegensetzen und

Digitized by Google

war vor Abscheu und Entsetzen fast einer Ohnmacht nahe. Dennoch raffte sie, als er sie endlich losließ, die letzten Kräfte zusammen und rief laut um Hülfe.

Ein schallendes Gelächter, von Allen ausgestoßen, die in der Stube saßen, war die Antwort auf diesen Ruf.

Noch zwei andere junge Kerle sprangen von der Bank auf. Einer davon schrie:

„Donnerwetter! Die Kleine ist appetitlich! Hans, Du sollst sie nicht allein küssen."

Sichtbar war der, welcher so rief, zur Hälfte betrunken. Er taumelte auf Marie zu und streckte die groben schmutzigen Hände nach ihr. Der Andere aber, welcher das blasse Mädchen zuerst entdeckt hatte, stieß ihn zurück und behauptete, die Dirne gehöre ihm allein zu. Zwischen beiden rohen Gesellen entstand nun ein Streit, der in eine Schlägerei ausartete. Während die frechen Gesellen einander bei den Haaren faßten und sich gegenseitig mit den Fäusten bearbeiteten, ergriff Marie schnell ihr Bündel, drängte sich durch die Umstehenden, welche der Prügelei zusahen, hindurch, erreichte die Thür und gelangte glücklich auf den Hausflur, wo sie der ihr nacheilenden Magd ihre geringe Zeche bezahlte und dann in's Freie — in den strömenden Regen hinauseilte.

Kein anderes Haus, wo sie Schutz suchen konnte, war in der Nähe, sie mußte also in dem Unwetter weiter wandern.

Es verflossen zwei volle Stunden, ehe sie ein Dorf erreichte. Sie konnte nicht weiter. Ihre letzten Kräfte waren erschöpft. Sie beschloß, dort den Tag über, und wenn der Regen nicht aufhören würde, auch die kommende Nacht zu bleiben. Als sie ungefähr hundert Schritte in das Dorf hineingethan, erblickte sie ein Wirthshaus. Sie trat hinein und fragte die Wirthin, ein robustes Weib, aus deren groben Gesichtszügen Rohheit und Härte sprach, ob sie ihr wohl gestatten wolle, heute und auch die nächste Nacht unter ihrem Dache zu verweilen.

„Ich fühle mich unwohl, gute Frau," sagte sie. „Doch es ist wohl nur eine leichte Erkältung. Das Wetter ist so schlecht. Vielleicht hellt es sich aber bis morgen wieder auf und dann will ich meine Reise wieder fortsetzen."

Die Wirthin sah sie mißtrauisch an.

„Du scheinst mir eine Bettlerin zu sein," versetzte sie. „Hast Du denn auch Geld, Dein Nachtquartier zu bezahlen?"

Marie nickte.

„Ja, gute Frau, was ich genieße, werde ich bezahlen."

„Und hast Du denn auch einen Paß?" fragte das Weib weiter. „Den mußt Du mir zeigen, sonst kann ich Dich nicht behalten."

Marie zitterte bei dem Gedanken, ihr den Paß zu zeigen, den sie in der Zuchtanstalt erhalten. Aber es mußte sein, und so öffnete sie ihr Bündel, nahm ein Papier heraus und reichte es der Wirthin mit niedergeschlagenen Augen hin.

Diese klemmte eine schwarze Hornbrille auf ihre Geieraase und durchlas es.

Auf einmal schrie sie laut, indem sie das Papier dem armen Mädchen vor die Füße warf:

„Eine entlassene Zuchthäuslerin! Das fehlte mir noch. Solches Gesindel soll mein Haus nicht verunreinigen. Hinaus mit Dir, hinaus, oder ich lasse Dich mit Hunden von meinem Hofe hetzen."

Die Unglückliche hob erschrocken das Papier auf und wankte laut weinend aus der Thür.

„Also weiter," stöhnte sie, „weiter und immer weiter, bis ich hinsinke und am Wege einsam und verlassen sterbe. O, mein Gott, möchte es doch bald geschehen."

Sie schleppte sich nun langsam fort, bis sie ein zweites Dorf erreichte. Doch gelangte sie nicht eher dahin, als bis schon die Mittagszeit eingetreten war, wieder kehrte sie in einem dort befindlichen Wirthshause ein, und stellte an die Wirthin dieselbe Bitte, wie sie an diejenige gerichtet, von der sie so unmenschlich fortgewiesen worden. Dem Anscheine wurde sie hier besser aufgenommen, obgleich das Gesicht dieser Frau denselben Character, wie das der andern trug. Sie erlaubte Marie zu bleiben, sagte, daß sie, wenn sie es zu bezahlen vermöchte, auch ein Bett erhalten könne und fragte nicht nach ihrer Reiselegitimation.

Ein schwacher Hoffnungsstrahl senkte sich wieder in die Brust des armen Mädchens.

Wenn ich mich heute und die Nacht ausruhen kann, dachte sie, wird das Fröstein, das mich durchbebt, vielleicht verschwinden. Auch kann das Wetter sich ja aufklären und ich

Digitized by Google

dann doch noch, mag es auch viele Tage dauern, mein Ziel erreichen.

Sie ließ sich von der Wirthin eine kleine Kammer anweisen, wo sie ihre nassen Kleider mit den noch trocken gebliebenen, die sie in dem Bündel hatte, vertauschen konnte. Als sie damit fertig war, kehrte sie in die zu ebener Erde gelegene Wirthsstube zurück, denn die Kammer, in der sie schlafen sollte, mußte noch erst von der Magd des Hauses gereinigt werden. Da das Haus zufällig von Gästen leer blieb, so konnte sie dort unbehelligt bis zum Abend ihren traurigen Gedanken nachhängen und sich dann zur Ruhe begeben.

Ach, es sollte anders kommen, als die Unglückliche dachte und wünschte.

Um die neunte Stunde des Abends trat ein Gensd'arm ein. Wie noch jetzt, pflegten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts Gensd'armen die Dorfwirthshäuser zu revidiren, ob sie nicht verdächtiges Gesindel beherbergten.

Er sah das blasse Geschöpf das sich eben nach der ihr angewiesenen Kammer hinausbegeben wollte und fragte nach Marien's Paß.

Sie reichte ihm denselben mit Herzklopfen, denn sie erinnerte sich der grausamen Behandlung, die ihr von der Wirthin, wo sie zuvor eingekehrt, wiederfahren war.

Der Gensd'arm nahm das Papier und durchlief es, ohne darauf zu achten, daß über seine Schulter hinweg die Wirthin neugierig mit hineinblickte.

Er gab dem Mädchen den Paß zurück.

„Alles in Ordnung," sagte er, trank sein Glas Branntwein aus, das die Wirthin ihm vorgesetzt, stand auf, verließ das Haus, bestieg sein draußen angebundenes Pferd wieder und ritt davon.

„Kann ich jetzt zu Bette gehen?" fragte Marie. „Mich fröstelt gar sehr, die Wärme wird mir wohlthun."

Ach, sie erhielt eine Antwort, die ihr das Blut in den Adern erstarren machte.

Die Wirthin stellte sich mit zornigen Blicken vor sie hin.

„In meinem Hause wirst Du nie und nimmer schlafen," schnaubte sie die Unglückliche an. „Eine Zuchthäuslerin beherbergen — das würde meiner Wirthschaft Unglück bringen. Hab' vor Jahren 'mal solche Kreatur aufgenommen. Zum Dank dafür hat sie mir ein Kind behext. Drei Tage nachdem sie fort war, kriegte mein kleiner Fritz die Bräune und mußte in's Gras beißen."

„Aber sehe ich denn wie eine Hexe aus?" fragte Marie klagend.

„O, es gibt auch junge und hübsche Hexen," belferte die Frau, die den Glauben an Hexen und an die Einwirkung böser Dämonen, den jetzt noch viele Landleute in Ost- und Westpreußen besitzen, theilte. „Genug," fügte sie hinzu, „ich dulde Dich nicht in meinem Hause."

Sie rief nach der Magd.

„Hole das Bündel dieser Person aus der Kammer herunter," befahl sie.

Die Magd ging und kam bald mit Marien's durchnäßten Kleidern zurück.

Während die Magd nach oben gegangen, hatte Marie die Wirthin fußfällig anzeflecht, sie doch nicht in die beginnende Nacht und das stürmische Wetter hinauszutreiben.

Allein das abergläubische Weib, eine Katholikin, war unerbittlich geblieben.

„Du wirst unterwegs wohl einen Heuhaufen, oder eine Lehmhütte finden, wo Du hineinkriechen kannst," hatte sie gesagt. „Darin kannst Du den Morgen abwarten und dann sehen, wie Du weiter kommst. Mit Deinem Unwohlsein wird's auch wohl nicht weit her sein. Du bist noch jung und die Jugend kann einen Puff vertragen."

Wenige Minuten darauf, nachdem Marie was sie am Tage und des Abends in diesem Hause genossen, bezahlt hatte, befand sie sich wieder auf der Heerstraße.

Die Nacht war an diesem Tage, da der Himmel mit Wolken bedeckt war, früher, als sonst im hohen Sommer der Fall, eingetreten. Der Regen, wie rasch der Sturm auch die Wolken jagte, hatte noch nicht nachgelassen. In dieser Dunkelheit, in der man nicht zehn Schritte vor sich sehen konnte, pilgerte die Arme fort. Mit jedem Schritte, den sie that, fühlte sie ihre letzten Kräfte schwinden, stieg die Verzweiflung, welche sich ihrer jungen Seele bemächtigt hatte.

„Es ist zu viel, zu viel," stöhnte sie. „Mach ein Ende mit mir, barmherziger Gott, mach' ein Ende! Oder willst Du," klagte sie weiter, „daß ich es selbst thun soll? Ja, ja, Du willst es, Du mußt es wollen, sonst würdest Du mich nicht unverschuldet einem so gräßlichen

Digitized by Google

Elende preisgegeben haben. Deine Barmherzigkeit flößt mir den Gedanken ein. Der Tod wird mich von diesem Jammer befreien. Ich will ihn suchen.

Sie blickte, soweit die Finsterniß es erlaubte, nach links und rechts, ob sich nicht irgend ein tiefer Wassergraben befände, in dem sie ihr Leid auf ewig begraben könnte. Aber kein solcher war in der Nähe.

Da schlug plötzlich das Rollen eines Wagens an ihr Ohr. Er kam von der Richtung her, wohin ihr Fuß strebte.

Sie blieb stehen und horchte. Der Wagen kam immer näher.

„Ach, den Wagen sendest Du mir, Gott," murmelte sie, in diesem Augenblicke von der Bürde ihrer Leiden so schwer niedergedrückt, daß sie dem Zustande eines halben Wahnsinns anheimfiel. „Wenn seine Räder meinen schwachen Körper zermalmt haben, dann werde ich nicht mehr eine Zuchthäuslerin gescholten und von unbarmherzigen Menschen mißhandelt werden."

Mit dem gräßlichen Entschlusse des Selbstmordes, trat sie in die Mitte der Landstraße hin, warf sich auf die Kniee, sandte mit gefalteten Händen noch einen flehenden Blick zum nächtlichen Himmel empor und streckte sich dann so auf den Boden, daß die Pferde des kommenden Wagens ihren Leib zerstampfen und die Räder über sie hinweggehen mußten.

Aber die allwaltende, ewige Vorsicht hatte es anders mit der Unglücklichen beschlossen.

Wie durch ein Wunder hörte der Regenschauer plötzlich auf. Der Sturm riß die Wolken aus einander und der im vollen Lichte strahlende Mond, der bis dahin von dem dunkeln Wolkenschleier verdeckt gewesen, warf seinen hellen Schein auf die Landstraße und folglich auch auf die Stelle, wo Marie den Tod erwartete.

Das Fuhrwerk, ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen, das indessen ganz in die Nähe des armen Mädchens gekommen war, hielt plötzlich still. Der bärtige Kutscher hatte vom Bocke aus im Lichte des Mondes einen dunkeln Gegenstand liegen sehen, den er für einen Baumstamm hielt, über den hinwegzufahren ihm gefährlich schien, und um denselben hinwegzufahren, schien ihm nicht rathsam, da die Seiten der Straße vielfach von dem vielen Regen durchlöchert waren.

Er kletterte schnell vom Bocke, um das Hinderniß bei Seite zu schaffen, stieß dann aber einen lauten Ruf der Verwunderung aus, als seine Hände einen noch warmen, aber dem Anscheine nach ohnmächtigen menschlichen Körper berührten.

Ein alter Herr, der in dem Gefährt saß, hatte diesen Ruf gehört. Er ließ das Fenster nieder, steckte den Kopf heraus und fragte, was es gäbe. Die Antwort des Kutschers war, daß ein Mensch in der Mitte des Weges läge, ein junges Mädchen und daß dieselbe besinnungslos wäre.

Nun wurde die Wagenthür schnell von innen geöffnet. Ein in einen mit kostbarem Pelz besetzten Rock gehüllter alter Herr stieg aus, um selbst nach der Ohnmächtigen zu sehen. Er bückte sich zu Marie nieder, deren blasses Antlitz der Schimmer des Mondes noch blässer erscheinen ließ.

Ein tiefes Mitleid ergriff den alten Herrn, der von dem Kutscher Herr Graf titulirt wurde, bei Marien's Anblick.

„Das arme Kind scheint krank zu sein," sagte er in einem russisch-deutschen Dialekte. „Es wird vor Schwäche hier niedergefallen sein. Es wäre unbarmherzig, das Mädchen hier hülflos liegen zu lassen. Faß' an, Bursch', wir wollen sie tragen in meinen Wagen und sie nehmen mit dahin, wo ich zu übernachten gedenke. Es sind freilich noch fünf Stunden bis zu der großen Stadt. Aber vielleicht kommt sie im Wagen wieder zu sich. Hab' ich doch guten Wein bei mir. Will ich einflößen ihr ein paar Tropfen, ist das ein probates Mittel gegen solchen Zustand."

Der Kutscher gehorchte dem Befehle seines Herrn und half, Marie in den Wagen zu bringen, wo sie auf dem weichen Sitze niedergelassen wurde.

Wenige Minuten später rollte das Fuhrwerk wieder von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 127. Mittwoch, 26. November **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Nach zehn Jahren.

In der Wintersaison des Jahres 1844, zehn Jahre nach der zuletzt erzählten Begebenheit fanden in der königlichen Residenz viele und sehr glänzende Bälle und andere Festlichkeiten in den vornehmen Kreisen Statt.

Wer ein solches Fest besuchte, mußte die prunkhafte Ausschmückung der Salons, das Lichtmeer, welches von den mächtigen vergoldeten Kronleuchtern sich über die Gesellschaft ergoß, die herrliche, von tüchtigen Dirigenten geleitete Tanzmusik, die vielen alten und jungen Cavaliere, deren Brust mehr oder weniger mit Sternen und Orden bedeckt waren, mehr aber als das Alles, die in reicher Toilette graziös auf- und abschwebenden Damen bewundern, unter denen viele den Ruf der Schönheit und der feinsten Weltbildung vollkommen verdienten.

Aber wie viele der glänzensten Schönheiten die Residenz auch in der Damenwelt zählte, es sollte ein Ball-Abend kommen, wo alle von einer einzigen auf längere Zeit verdunkelt wurden.

Zu Ehren des neuen russischen Gesandten, der mit seiner Gemahlin und Dienerschaft erst vor wenigen Wochen in der Residenz eingetroffen war und in einer der Hauptstraßen ein prächtiges Hôtel bezogen hatte, wurde von einem der hochgestelltesten Adeligen eine Soiree gegeben, die mit einem Balle schließen sollte.

Was zu der vornehmen Welt der Residenz gehörte, war zu dieser Festivität geladen worden, die an Pracht und Glanz ihres Gleichen suchte. Der Festgeber wußte, daß Graf Barikoff, so war der Name des russischen Gesandten, an dem kaiserlichen Hofe seines Landes hohe Ehren genoß, ja, daß er bei dem despotischen Kaiser Nikolaus, der nur wenige Menschen, die nicht fürstlichem Geblüte entsprossen waren, mit seinem Vertrauen beehrte, in außergewöhnlicher Gunst stand.

Den genannten Grafen hatten viele der Gäste schon früher gesehen, theils bei Hofe, theils wenn er mit seinem isabellfarbenen Gespann, das ein bärtiger Kutscher lenkte, mit Windesschnelle durch die Straßen gefahren war. Man wußte, daß er schon mehr als siebzig Jahre zählte, daß seine Erscheinung und sein Wesen beim ersten Anblicke für ihn einnahmen, daß er, obgleich Russe mit Leib und Seele, doch ein mildgesinnter, freundlicher alter Herr war. Aber seine Gemahlin hatte noch Niemand erblickt, denn sie hatte einer Unpäßlichkeit wegen, von der sie bei ihrer Ankunft in der Residenz befallen worden, bis jetzt ihr Zimmer nicht verlassen und würde, jetzt wieder vollkommen genesen, an diesem Abende zuerst öffentlich erscheinen.

Wiewohl sie nun Keiner in diesem Kreise noch persönlich kannte, sah man doch ihrer Ankunft, die in Begleitung ihres Gemahls um die neunte Stunde erfolgen sollte, mit Neugierde und Spannung entgegen.

Besonders war das bei den jüngeren Damen, mehr aber noch bei den jungen Cavalieren der Fall, denn es hatte sich in der Residenz das Gerücht verbreitet, wahrscheinlich von der geschwätzigen Dienerschaft des Gesandten ausgetragen, daß die Gräfin noch sehr jung, von außerordentlicher Schönheit und in hohem Grade geistreich sei, und sie nebenbei noch die seltene Tugend der Wohlthätigkeit schmücke, denn sie hatte, so wurde erzählt, nicht blos auf den Gütern des Grafen, wie in Petersburg, sondern auch auf der Reise hierher, ihr höchstes Glück darin gefunden, die Thränen der Armen durch reiche Spenden zu trocknen, und manchem Nothleidenden zu einer neuen Existenz verholfen.

Digitized by Google

Endlich kam der von dem Festgeber und seinen Gästen sehnlichst erwartete Augenblick.

Mit dem Glockenschlage Neun meldete der dazu bestellte, in kostbare Livree gekleidete Diener Seine Excellenz, den Herrn Grafen von Barikoff und die Frau Gräfin, dessen Gemahlin, an.

Der Herr des Hauses eilte ihnen bis zur Thür entgegen.

Aller Augen richteten sich dorthin.

Man steckte die Köpfe zusammen.

Man flüsterte:

„Sie kommen! sie kommen! Nun werden wir die als ein Wunder von Schönheit gepriesene Dame ja sehen."

Am Arme ihres Gatten schwebte die Gräfin bis in die Mitte des Salons, von allen Seiten begrüßt und sich nach allen Seiten mit unnachahmlicher Grazie verneigend.

Aus Vieler Munde, besonders von den Lippen der jungen Männer ertönte bei ihrem Anblick ein fast lauter Ausruf der Bewunderung.

Doch auch die weibliche anwesende Welt konnte sich nicht verhehlen, daß der Ruf dies Mal nicht übertrieben hatte.

In der That konnte die noch jugendliche Gräfin für die erste Schönheit in der ganzen Gesellschaft gelten.

Ihr hoher schlanker Wuchs zeigte sanftgerundete, tadellose Formen. Reiches, dunkles Haar, aus dem große Diamanten blitzten, schmückten das ovale Haupt. Die großen dunklen Augen harmonirten mit der Lockenpracht und den feingezogenen Brauen. Hatte die Natur ihre Stirne mit dem reinen Glanz der Lilie übergossen, so hatte sie zugleich die Wangen des schönen Weibes mit dem zartesten Karmin angehaucht.

Goethe nennt das Weib den schönsten Gedanken Gottes.

Wenn jemals, so war dieser Ausspruch an der Gräfin Barikoff zur Wahrheit geworden.

Aber ihre jugendlichen Reize bildeten einen seltsamen Kontrast zu der Erscheinung des Grafen.

Ein holder blühender Frühling stand sie neben dem mit Schnee bedeckten Winter.

Als solcher präsentirte sich der Gesandte. Das Haar des kräftig gebauten Greises, dessen Uniform reich mit Orden bedeckt war, trug schon seit vielen Jahren die Farbe des Silbers. In seine edel geformten Züge hatte das Alter schon tiefe Furchen gezogen. Aber seine Haltung und sein Gang, wie der lebhafte Ausdruck seiner grauen Augen bekundeten, daß Körper und Geist noch nicht der Zeit unterlegen waren.

Konnte man dem Grafen nun auch noch immer einen stattlichen Greis nennen, so war der Abstand der Jahre zwischen ihm, und seiner Gattin doch so groß, daß weder die jungen Cavaliere, noch die jugendlichen Damen in diesem Circle zu begreifen vermochten, wie es möglich sei, daß die Gräfin den alten Herrn aus reiner Neigung zum Manne erwählt, ja, daß sie ihn noch jetzt zu lieben vermochte.

Und doch liebte der Frühling den Winter.

Wer das so ungleiche Paar näher beobachtete, wollte er die Gräfin nicht für eine vollendete Kokette halten, die dem Greise nur vor der Welt Zärtlichkeit heuchelte, mußte glauben, daß das holde Lächeln, das sie ihm schenkte, die liebkosenden Worte, die sie an ihn richtete, der wahre Ausdruck ihrer Gefühle für ihn sei. „Engel," mußte er sich sagen," sind ja keiner Verstellung fähig, und noch niemals hat es eine mehr engelgleiche Erscheinung gegeben als diese."

Im Laufe des Abends wurden Graf Barikoff und seine Gemahlin mit dem im Range ausgezeichnetster Gästen durch den Festgeber, Baron von Sternheim bekannt gemacht.

Während der Gesandte sich zuweilen von der Gräfin entfernte, um mit einigen alten Herrn über Gegenstände zu plaudern, die in das Reich der Diplomatie schlugen, unterhielt Frau von Barikoff sich mit mehreren jungen Damen, von denen sie bei ihrem Eintreten ob ihrer ungewöhnlichen Schönheit anfangs mit neidischen Blicken angesehen worden, die aber später, von der anmuthigen Freundlichkeit ihres Wesens gewonnen, sich um sie drängten und ihre nähere Bekanntschaft suchten.

Unter diesen befand sich eine junge blasse Frau, ungefähr in demselben Alter wie die Gräfin stehend.

Sie saß einige Stühle von derselben entfernt, und sah, während die Andern lebhaft plauderten, still vor sich nieder.

Zufällig warf Frau von Barikoff ihren Blick auf diese Dame.

Digitized by Google

Die interessanten aber marmorbleichen Züge, die ein körperliches Leiden, möglicherweise aber auch einen Schmerz, der der Seele entstammte, aussprachen, erregte ihre Theilnahme.

Sie fragte eine der ihr zunächst sitzenden Damen nach dem Namen der jungen Frau.

Er wurde ihr genannt:

Frau Cäcilie von Handorf.

Die Gräfin zuckte unmerklich zusammen.

Diejenige, an die sie die Frage gerichtet hatte, fügte hinzu:

„Sie ist die Gattin eines Gutsbesitzers in der Provinz, des Barons Alfred von Handorf, der aber schon einige Jahre in der Residenz lebt und hier seine Einkünfte verzehrt."

Ein von der Gesellschaft nicht bemerktes Zittern hatte die Frau des Gesandten, als der Name Alfred genannt wurde, durchflogen. Allein sie faßte sich schnell, erzwang ein Lächeln und sagte zu der Dame, die ihr Auskunft gegeben:

„Eine interessante Erscheinung. Wollen Sie nicht die Güte haben, mich der Baronin von Handorf vorzustellen?"

„Mit Vergnügen," war die Antwort. „Ich bin schon längere Zeit mit Frau von Handorf bekannt und wir besuchen uns gegenseitig."

Beide Damen erhoben sich von ihren Stühlen und schritten nach Frau von Handorf, wo alsdann die Vorstellung stattfand.

Da zufällig eine junge Gräfin, die neben Frau von Handorf saß, von ihrem Gatten gebeten wurde, mit ihm eine Promenade im Salon zu machen, ihren Platz verließ, so nahm die Frau des Gesandten denselben ein. Ihre Begleiterin aber kehrte auf den ihrigen zurück.

Die Unterhaltung begann damit, daß die Gräfin Barikoff die Baronin fragte, warum sie so wenig Antheil an dem fröhlichen Geplauder nehme, das die neben ihr sitzenden Damen hören ließen.

„Verzeihen Sie meine indiscrete Frage," fügte sie hinzu. „Aber als ich meine Blicke auf Sie richtete, that es mir leid, unter den vielen heiteren Gesichtern ein so trauriges zu sehen und deshalb näherte ich mich Ihnen und suchte die Ihre ihrer Bekanntschaft. Ist es ein körperliches Leiden, das Ihre Verstimmung hervorrief?"

Frau von Handorf seufzte leise.

„Sie haben es errathen, Frau Gräfin," erwiederte sie.

„Und quält Sie das schon lange?"

„Seit den drei Jahren, daß wir in der Residenz weilen. Als die Tochter eines Gutsbesitzers lebte ich von Jugend auf nur auf dem Lande. Die Luft der Residenz scheint meiner Gesundheit nicht zuträglich zu sein. Auch hat der Verlust eines lieblichen Kindes, das mir vor einem Jahr durch den Tod entrissen wurde, mich tief gebeugt."

„War es Ihr einziges Kind?" fragte die Gräfin in theilnehmendem Tone.

Frau von Handorf neigte bejahend das Haupt, in dem ihre sanften blauen Augen sich mit Thränen füllten.

„Arme Frau," sagte die Gräfin, da ich selbst zwei holde Knaben besitze, die mir nebst meinem edlen Gatten die höchsten Güter der Erde sind, so vermag ich Ihren Schmerz zu ermessen. Indessen, Sie sind ja noch jung. Was der Himmel genommen, kann er auch wieder verleihen. Auch besitzen Sie ja einen Trost an Ihrem Gemahl, den besten, den eine Frau haben kann."

Frau von Handorf senkte plötzlich den Blick und antwortete nicht.

Die Gräfin murmelte ein paar leise Worte in sich hinein und fuhr dann fort:

„Gewiß sind Sie sehr glücklich in Ihren ehelichen Verhältnissen?"

Die Lider der Baronin erhoben sich wieder.

Offenbar setzte sie diese Frage in Verlegenheit.

Indem sie sich empor richtete, versetzte sie, wenn auch mit unsicherer Stimme:

„Gewiß bin ich glücklich, Frau Gräfin. Warum sollte ich es nicht sein?"

Durch diese Bewegung wurde ihr Hals vollständig dem Auge der Gräfin sichtbar.

Ein kostbares Collier, aus Juwelen zusammengesetzt, blitzte ihr entgegen. Indem sie es sah, fuhr sie zurück und die Worte: „Ah, diese Juwelen! diese Juwelen!" entbebten ihren Lippen.

Frau von Handorf sah sie erstaunt an, betroffen über den seltsamen Ton, der in diesem Ausrufe lag.

„Warum fällt Ihnen dieser Schmuck so auf, Frau Gräfin?"

„Weil — weil ich ihn bewundern muß," versetzte Frau von Barikoff rasch. „Dieses Feuer der Steine und," sie blickte noch näher

Digitized by Google

darauf hin, „die geschmackvolle, wenn auch nicht moderne Fassung der Juwelen,“

„Der Schmuck ist nicht neu,“ sagte die Baronin. „Es ist ein Geschenk meines Mannes, der ihn von seiner Mutter erhielt. Aufrichtig gesagt, ich trage ihn nicht gern und nur auf den Wunsch meines Gatten.“

„Und weßhalb nicht? Verzeihen Sie meine Neugierde,“ sagte die Gräfin. „Sie wissen, diese Eigenschaft ist unserm Geschlechte angeboren.“

„Weil mit diesem Collier ein sehr unangenehmes Ereigniß zusammenhängt, von dem besonders der alte Herr von Handorf, mein Schwiegervater, schmerzlich betroffen wurde.“

„Ich bitte, erzählen Sie,“ drängte die Gräfin.

„Dieser Schmuck,“ begann die Baronin, „ein Brautgeschenk meiner Schwiegermutter, das sie besonders hochschätzte und nur bei festlichen Gelegenheiten trug, wurde ihr einst von einem jungen Mädchen gestohlen, das mein Schwiegervater als Waise aus Barmherzigkeit zu sich genommen und, weil es ein liebenswerthes Geschöpf, sein ganzes Herz an dasselbe gehängt hatte. Nachdem das Mädchen vier volle Jahre im Schlosse gelebt und von dem Freiherrn und seiner Gattin wie eine Tochter gehalten worden, entfloh sie mit ihrer Erzieherin eines Nachts, nachdem sie zuvor die Juwelen geraubt, ohne einen triftigen Grund für ihr Entweichen angeben zu können, oder zu wollen. Diese Flucht wurde durch das Kammermädchen der Frau von Handorf zufällig entdeckt. Die Flüchtigen wurden eingeholt und das Collier im Koffer der sogenannten Adoptivtochter gefunden. Wie beharrlich sie auch den Diebstahl leugnete und vor Gericht betheuerte, daß sie unschuldig sei, sie wurde auf mehrere Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt.“

Ueber das Antlitz der Gräfin flog es wie ein Schatten. Ihre Brauen zogen sich dicht zusammen und ihre Lippen zitterten einige Augenblicke. Doch verschwanden diese Zeichen einer inneren Bewegung schnell wieder, die von der Baronin nicht gesehen wurden, da diese das Auge zufällig gewendet hatte.

Nach kurzem Schweigen sagte Frau von Barikoff:

„War das Mädchen schuldig, so war die Strafe gerecht. War sie aber trotz aller Beweise dennoch unschuldig und hatte nur eine nichtswürdige Intrigue sie in's Verderben gestürzt, — wie mir selbst ein ähnlicher Fall in Rußland bekannt wurde — dann wehe den Nichtswürdigen, die der Armen das Brandmal der Schande aufgedrückt haben. Aber Sie sprachen von Ihrem Schwiegervater — Sie sagten, er sei von diesem Ereigniß schmerzlich berührt worden.“

„So war es,“ versetzte die Baronin. „Er hatte das Mädchen zärtlich geliebt, um so schwerer mußte dieser Schlag den weichherzigen Greis treffen. Seit der Zeit, wo das Mädchen verurtheilt wurde, zog er sich von aller Welt zurück und schien alle Lebensfreuden verloren zu haben. Er übergab nach einigen Jahren die Verwaltung seiner Güter gänzlich seinem ältesten Sohne, meinem Gatten, der Majoratserbe ist und verfiel nach und nach in eine tiefe Melancholie, die wohl erst mit dem Leben des jetzt achtzigjährigen Greises enden wird.“

Frau von Handorf schwieg.

Die Gräfin drückte ihr die Hand.

„Das ist eine sehr traurige Geschichte,“ sagte sie. „Verzeihen Sie, daß ich Sie gebeten habe, mir solche mitzutheilen, da derartige trübe Erinnerungen in diesem heitern Kreise Ihnen fern bleiben sollten. Doch ich sehe meinen Gatten — er scheint mich zu suchen — ich muß Sie verlassen, Frau Baronin. Aber ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Ich bin gewohnt, offen zu sein und so gestehe Ich Ihnen frei, daß Ihre Erscheinung, Ihr ganzes Wesen, mich ungewöhnlich angezogen hat. Wenn Sie ähnlich in Bezug auf meine Person fühlen, so werden wir in Zukunft Freundinnen sein. Sie werden mir recht bald das Vergnügen Ihres Besuches schenken und ich werde Ihr Kommen mit Freuden erwidern.“

(Fortsetzung folgt.)

München, 19. Nov. Der Preis des Hofbrauhaus-Bieres ist durch Regierungsentschließung von 7½ auf 8 kr. erhöht worden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 128. Sonntag, 30. November **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Frau von Barikoff stand auf, verneigte sich mit gewinnendem Lächeln vor der Baronin und eilte auf ihren Gemahl zu, ihren Arm in den seinen hängend.

Die bleiche Frau sah ihr mit wehmüthigem Gesichtsausdrucke nach.

„Sie meine Freundin," murmelte sie. „Ich soll mich an dem Anblicke ihres Glückes weiden? Ach, dann werde ich mein eigenes Elend nur um so schwerer fühlen."

Was die Brust der jungen Frau bedrückte, mußte in der That eine schwere Last sein, da sie es mit dem Worte „Elend" bezeichnete.

Und dieses Elend, diese Bürde, die ihr Leben zu untergraben drohte, war nicht abzuwerfen. Sie mußte es tragen bis zum letzten Athemzuge, denn der Priester hatte, als sie mit ihrem Verlobten vor dem Altare stand, gesagt: „Nur der Tod soll Euch von einander trennen!"

Der Wille ihrer Eltern, die mit ihrem geringen Vermögen eine Reihe von unmündigen Kindern versorgen mußten, hatte sie an den Wüstling Alfred von Handorf gekettet, der für einen der reichsten Grundbesitzer Ostpreußens galt, es aber schon in der Zeit, als er um Cäcilie von Rollbach warb, nur noch dem Scheine nach war, da er die Güter schlecht bewirthschaftet, auf Reisen in verschiedenen deutschen und französischen Bädern große Summen verspielt und sich kostspielige Maitressen gehalten, die er auf den von dem Hauptgute etwas entfernt liegenden, der Familie von Handorf zugehörenden Gütern untergebracht hatte.

Was ihn dazu veranlaßte, die nicht reiche Cäcilie von Rollbach zur Gattin zu wählen, war aus der Zurückweisung hervorgegangen, die ihm von den begüterten Familien in dortiger Gegend geworden, um deren Töchter er angehalten. Der Ruf seines Leichtsinns, seiner Verschwendungssucht, hatte sich stark verbreitet. Um aber dennoch eine Frau zu bekommen, denn seine stolze Mutter drang darauf, daß von ihrem ältesten Sohne ein Erbe für die Handorf'schen Güter erzielt werden sollte, hatte er sich eine solche in einer andern Provinz gesucht, wo sein wüstes Leben nicht bekannt war und in Cäcilie gefunden.

Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden, warum er seinen Blick auf ein nicht mit irdischen Glücksgütern begabtes junges Mädchen geworfen. Sie wäre damit zu beantworten, daß keine reiche Familie ihn zum Schwiegersohn gewählt haben würde, ohne von ihm zuvor Rechenschaft über den Stand seines Vermögens zu verlangen. Da er denselben aber nicht befriedigend geben konnte, so hätten seine Bewerbungen stets mißlingen müssen. Aber es war noch ein Grund vorhanden, der ihn bestimmte, Cäcilie zu wählen. Es war die stille Anspruchslosigkeit, die sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte. Von ihren Eltern einfach und streng erzogen, war sie an Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnt, woraus der listige Freier schloß, daß sie sich auch der Herrschaft des künftigen Gatten demüthig unterwerfen und ihm freie Hand in seinen Vergnügungen außerhalb der Häuslichkeit lassen werde.

Genug, die Eltern hatten sich geehrt gefühlt, einen dem Namen nach reichen Eidam zu erhalten und die Ehe zwischen Alfred und Cäcile war vollzogen worden, von seiner Seite mit dem Schein der Liebe für das noch sehr junge und hübsche Mädchen, von der ihrigen aber nur mit dem Gedanken, daß es ihre Pflicht sei, wie in allen Dingen, auch bezüglich einer Heirath dem Willen der Eltern keinen Widerspruch entgegen zu setzen.

Digitized by Google

Nachdem Beide eine längere Hochzeitsreise gemacht, hatten die Neuvermählten noch kurze Zeit auf Handorf gelebt. Dann aber hatte Alfred sich in seinen neuen Verhältnissen zu langweilen angefangen. Wie hätte auch derjenige, der das berauschende Getränk der Wollust schon bis auf die Hefen getrunken, an der schönen, aber sanften und nichts weniger als kokettem Frau auf die Dauer Gefallen finden können? Sein Bruder, der Gardeoffizier, lebte seit vielen Jahren in der Residenz und genoß dort alle Freuden, die ein großstädtisches Leben in Fülle bietet. Warum sollte er es nicht auch genießen, hatte er doch seiner Meinung nach ein größeres Anrecht darauf, als Kurt, da er das künftige Haupt der Familie war. Schon sechs Wochen nach seiner Vermählung führte er seinen Vorsatz aus und vertauschte Schloß Handorf mit einer glänzend eingerichteten Wohnung in der Residenz, seine Eltern einsam auf dem Schlosse zurücklassend.

In der Zeit, wo Cäcilie mit der Gräfin von Barikoff bekannt wurde, hatte Alfred mit seiner Gattin schon nahe an drei Jahre dort gelebt. Er hatte sich seinen wilden Leidenschaften noch zügelloser als früher überlassen und die meisten Tage und Nächte des Jahres mit ihm gleichgesinnten Cavalieren, deren eine große Anzahl in der Residenz war, in wüsten Orgien verschwelgt. Was hätten diesem Menschen auch die Thränen, das immer blässere Aussehen seiner Gattin gekümmert? Ja, war er doch selbst in der Nacht nicht als Trost bei ihr geblieben, wo sein einziges Kind in die Erde gesenkt worden, und hatte in einer Spielgesellschaft seinen eben nicht allzuschweren Schmerz über den Verlust des holden Kleinen zu betäuben gesucht.

Ja, die arme Cäcilie hatte Grund, sich unendlich elend zu fühlen. Wußte sie doch, daß, was sie litt, noch nicht auf seinem Gipfel angelangt war und in Zukunft ihr noch ein viel größeres Unglück drohte.

Frau von Barikoff hielt Wort.

Nur zwei Tage vergingen, da erhielt Cäcilie von Handorf eine Einladung von der Gräfin, sie privatim am nächsten Tage zu besuchen.

Sie hielt es für ihre Pflicht, ihrem Gatten von dieser Einladung eine Mittheilung zu machen.

„Es ist eine noch junge, sehr liebenswürdige Dame," sagte sie. „Die Gräfin hat auf dem vorgestrigen Balle mir ihre Freundschaft angeboten. Ich fühle mich zu Hause, da Du selten in meiner Gesellschaft bist, oft sehr einsam und verlassen. Vielleicht würde der Umgang mit ihr mich etwas erheitern und Du weißt, daß ich dessen bedarf. Der Gram um den Tod unseres Kindes hat an meiner Gesundheit gezehrt und wird wohl niemals erlöschen.

Alfred hatte nichts dagegen, und konnte es auch nicht, da es ja gleichsam eine Ehre für seine Gattin war, den näheren Umgang einer so hochstehenden Dame zu genießen. Zudem hatte er mit seinen Freunden für den folgenden Tag einen Ausflug nach einem nahegelegenen Orte, wo eine heimliche Spielbank etablirt war, verabredet, weßhalb ihm die Einladung für seine Gattin ganz willkommen. Kam er von derselben spät nach Hause, so würde sie ihn vielleicht mit weniger traurigem Gesicht empfangen.

Er gab also seine Einwilligung und entfernte sich dann, um in einer benachbarten Conditorei zu frühstücken.

Am andern Tage Nachmittags fuhr Frau von Handorf nach dem Hôtel des russischen Gesandten.

Sie wurde von der Gräfin so herzlich empfangen, als wenn Beide schon Jahrelang vertraute Freundinnen gewesen wären.

Der Gesandte hatte sich kurz vor dem Eintritte der Baronin in Geschäften, die seinen hohen Posten betrafen, vom Hause entfernt. Seine Frau erwartete ihn jedoch nach Verlauf von einigen Stunden zurück und dann, wie sie sagte, würde es ihm Vergnügen gewähren, die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, von der seine Gattin sich so sehr angezogen gefühlt hätte.

Welche Mutter, der der Himmel liebliche Kinder geschenkt, möchte nicht solche gern einer neuen Freundin vorführen? Was man selbst liebt, mag man auch von Andern, wenn auch nicht gleicherweise geliebt, doch freundlichst angeblickt sehen. Die Gräfin ließ deßhalb nach kurzem Empfangsgeplauder ihre beiden Knaben, die unter der Aufsicht einer alten, leibeigenen, treuen Dienerin in einem nicht weit von dem

Digitized by Google

Zimmer der Mutter entfernten Salon spielten, hereinkommen.

„Da sehen Sie die Freude und den Stolz meiner Ehe," sagte sie. „Wenn irgend ein Wesen Ursache hat, dankbar nach oben zu blicken, bin ich es. Gott hat mir einen Gatten gegeben, den ich nicht blos hochverehre, sondern auch mit unbegrenzter Zärtlichkeit liebe, und um meinem Glücke die Krone aufzusetzen, unserm Bunde den heißgewünschten Kindersegen verliehen."

Die Knaben, von denen der älteste fünf, der jüngste vier Jahre zählte, liefen auf einen Wink der Mutter auf die fremde Dame zu und boten ihr zutraulich die Hand.

Bei ihrem Anblick hatten sich Cäcilien's Augen mit Thränen gefüllt. Rief ihre Erscheinung doch ihren Schmerz um den eigenen verlorenen Liebling wieder hervor. Allein sie trocknete die Augen schnell mit dem Schnupftuche und küßte die vollen rosigen Wangen der Kinder, deren Anblick vor Gesundheit strahlte.

Die Gräfin hatte den Ausdruck des Schmerzes in den Zügen der Baronin bemerkt. Sich zu ihr setzend, faßte sie die Hand derselben und sprach im Tone des aufrichtigen Mitgefühls:

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, daß ich die Kinder rufen ließ. Ich hätte es nicht thun sollen, da ich Ihren Verlust kannte. Doch geschah es in guter Absicht. Ich wollte Ihnen zeigen, daß man, ist nur die Jugend des Lebens noch nicht ganz verwelkt, noch nach jahrelangen Leiden ein beneidenswerthes Glück erringen kann, wenn man das Anrecht daran nicht durch eigene Schuld zuvor verwirkt hat. Sie leiden jetzt durch den Tod eines holden Kindes, durch einen Verlust, den Ihnen die Zukunft ersetzen kann. Ich habe in der blühendsten Zeit meines Daseins in anderer Weise gelitten, zwängen mich nicht Verhältnisse, eine traurige Periode meines Jugendlebens unter einem dichten Schleier ruhen zu lassen, wäre es mir erlaubt, Ihnen mitzutheilen, welch' ein fürchterlicher Sturm eines ungerechten Schicksals einst meine junge Seele geschüttelt, Sie werden mir zugeben, daß es noch größere Leiden gibt, als die, welche Ihr Haupt gebeugt haben. Also hoffen Sie, meine Liebe. Sehen Sie vertrauensvoll in die Zukunft und vor Allem, ich bitte Sie herzlichst darum, drücken Ihr Herz noch ein anderer Kummer als der erwähnte, schütten Sie ihn vor mir aus. Ich wiederhole es, ich will Ihre Freundin im wahren Sinne des Wortes sein, nicht blos zum Rathe, nein, zu jeder möglichen That bereit."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, schloß sie die Baronin, von der sie traurig angeblickt worden, an die Brust und drückte die Lippen auf ihre Stirn.

Ein kurzes Schweigen erfolgte.

Dann erhob Cäcilie von Handorf langsam den Kopf.

„O, wenn ich sprechen dürfte!" sagte sie. „Aber nein, ich darf nicht, wenigstens jetzt noch nicht, Aber die Zeit kann kommen — wer weiß, wie bald — dann will ich Sie als einen von Gott gesandten Engel ansehen und — geschieht das Aeußerste — meine Zuflucht bei Ihnen suchen."

„Versprechen Sie mir das fest und unverbrüchlich?" fragte die Gräfin.

„Ja, ja, ich gelobe es. Ach, es thut einer Unglücklichen so wohl, ein so herzliches Mitgefühl zu finden."

„Wie ich es gefunden," murmelte Frau von Barikoff, unhörbar für die Baronin, vor sich hin.

Dann wandte sie sich ihr wieder zu.

„Der Bund unserer Freundschaft ist geschlossen," versetzte sie. „Und nun lassen Sie uns ein anderes Thema beginnen. Mein Gatte sagte mir gestern, er sei in seiner Jugend, da er sich auf Reisen befand, in einem ostpreußischen Badeorte mit einem Herrn von Handorf, der in jener Gegend große Güter besaß, zusammengetroffen. Ist Ihr Herr Gemahl vielleicht mit diesem Herrn verwandt?"

„Es ist mein Schwiegervater," war die Antwort.

„Herr von Barikoff," fuhr die Gräfin fort, „glaubte sich zu erinnern, daß er damals an seinem Umgange ganz besonderes Gefallen gefunden."

Daß hinter diesen Worten eine geheime Absicht versteckt war, bemerkte Cäcilie nicht. Da sie den alten Mann während ihrer Anwesenheit auf dem Schloß Handorf herzlich liebgewonnen, so sprach sie gern von ihm. Leider konnte sie der Gräfin aber wenig Erfreuliches

Digitized by Google

erzählen, und diese erfuhr nur, was wir dem Leser schon oben mitgetheilt haben.

Nachdem die Gräfin die Kinder zu ihren Spielen zurückgeschickt, bot sie ihre ganze Beredtsamkeit auf, den Trübsinn der Freundin nach Kräften zu verscheuchen. Sie erzählte ihr Manches von dem großartigen Leben und Treiben in der nordischen Kaiserstadt, schilderte ihr den Glanz, der am dortigen Hofe herrschte, fügte aber hinzu, daß diese anscheinend glücklichen Zustände doch nur übertünchten Gräbern glichen und die vornehme Welt dort morscher und hohler als in den meisten andern Ländern sei, über die der Gott des Reichthums seine Gaben nicht so verschwenderisch ausgegossen.

„Aus diesem Grunde," schloß sie, „habe ich — in Deutschland geboren und erzogen — mich immer nach meinem theuren Geburtslande zurückgesehnt, wenn ich auch — ich wiederhole es — ein paar bitter traurige Jahre darin verlebt habe, und ich bin meinem Gemahle sehr dankbar, daß er den Gesandtschaftsposten hier, trotz seines Alters, angenommen."

Der alte Herr, von dem gesprochen wurde, kehrte nun zurück.

Mit freudiger Lebendigkeit flog die Gräfin dem stattlichen Greise entgegen. Die jüngste, feurigst Liebende hätte einen in der Blüthe des Lebens stehenden Gatten oder Bräutigam nicht zärtlicher umarmen können.

Sie gab ihm die liebkosendsten Namen und küßte ihn wiederholt, ohne sich durch die Gegenwart der Baronin Zwang auferlegen, und erst als der Graf sie sanft zurückdrängte und auf Cäcilie wies, stellte sie dieselbe ihrem Gatten als ihre neue Freundin vor.

Die Baronin weilte nun noch eine ganze Stunde in der Gesellschaft dieses trotz der Ungleichheit der Jahre doch so unendlich glücklichen Paares. Dann entfernte sie sich, an ihre eigene traurige Ehe denkend, mit schwerem Herzen. Doch ehe die heutige Trennung stattfand, hatte die Gräfin ihr das Versprechen abgenommen, ihren Besuch recht bald wieder zu erneuern, und die Bitte hinzugefügt, in Begleitung ihres Gemahls zu erscheinen, den ihr Gatte mit Vergnügen empfangen würde.

Was Frau von Barikoff gewünscht, erfüllte sich nicht.

Die junge Frau stattete ihr im Verlaufe der nächsten Wochen noch einige Male ihren Besuch ab, doch ohne daß sie von ihrem Gatten begleitet wurde.

Die Frage der Gräfin, was Herrn von Handorf abgehalten, wurde damit erwidert, daß derselbe eine Reise nach seinen Gütern in der Provinz angetreten und seine Rückkehr zur Residenz noch nicht festgesetzt habe.

Der Ton aber, mit dem die Baronin diese Antwort gab, klang so ungewiß, auch sprach sie dieselbe mit so trauriger Miene aus, daß die Gräfin nicht mit Unrecht vermeinte, es müsse hinter dieser Reise irgend ein für die junge Frau bedrohliches Geheimniß sich verbergen.

Was die Gräfin mit Sorge für ihre Freundin erfüllte, war, daß ihr Antlitz mit jedem neuen Besuche immer blässer erschien, daß sie oft, wenn sie sich unbemerkt glaubte, schwer aufseufzte, und für den heitern Ton, den die Gräfin anschlug, nur ein erzwungenes, offenbar schmerzliches Lächeln hatte. Umsonst bemühte sich Frau von Barikoff, ihr den Grund ihres neuen Kummers zu entlocken. Sie schützte stets den Verlust ihres Kindes und körperliches Unwohlsein vor, das auch wohl erst, wie sie meinte, mit dem Ende ihres Lebens enden werde.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In einer Barbierstube ließ sich ein ärmlich gekleideter Mann rasiren. Als nun der Barbier mit dem Messer an die Gurgel kam, drückte der Fremde, zugleich die Hand des Bartscheerers festhaltend, den Hals nieder, so daß die Absicht zu erkennen war, er wollte sein Leben beendet wissen. Der erschrockene Barbier, der noch Geistesgegenwart genug besaß, das Messer ganz loszulassen, so daß nur eine leichte Wunde entstand, gerieth in Eifer, wobei er unter Anderem ausrief: Ja, das sollte Ihnen schon gefallen, wenn ich Ihnen für Ihren lumpigen Groschen den Hals abschnitte.

Eine sehr korpulente Frau entstieg aus einem dicht besetzten Omnibus. Gott sei Dank ächzte sie, mühsam sich vom Tritt bewegend, ein wahrer Trost, daß ich aussteigen kann.

Ja, für die Pferde, bemerkte der Kondukteur.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 129. Mittwoch, 3. Dezember 1873.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Nach dem letzten Besuch der Baronin war eine ganze Woche vergangen. Die Gräfin hatte sie vergebens erwartet. Sie schickte einen Diener in ihre Wohnung und ließ sich erkundigen, wie Frau von Handorf sich befinde.

Derselbe kam mit der Meldung zurück, er sei von dem Herrn Baron, der sehr aufgeregt erschienen, kurz abgefertigt mit der Bemerkung, die plötzlich eingetretene Krankheit seiner Frau gestatte ihr nicht, das Haus zu verlassen.

„Wenn Sie mir die Dreistigkeit verzeihen, gnädige Frau Gräfin," fügte er hinzu, „so erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen, daß ich an die Krankheit der Baronin nicht glaube, denn als ich im Zimmer stand, und die Thür sich öffnete, aus der der Herr Baron heraustrat, hörte ich in dem Zimmer laut schluchzen und sah eine weißgekleidete Gestalt, die ich für die Baronin hielt, mitten in demselben, die Hände ringend, stehen."

Die Gräfin fuhr erschrocken zurück. Aber sich schnell wieder fassend, sagte sie:

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung, Franz. Sie haben Recht gethan, mir diesen Umstand nicht zu verschweigen."

Der Diener entfernte sich.

„Die Arme schluchzte, sie rang die Hände," murmelte die Gräfin. „Es ist klar, daß der Elende, auf dessen Gewissen eine so schwere Schuld lastet, nicht anders geworden, als er damals war, wo er im Bunde mit einem nichtswürdigen Weibe ein Verbrechen beging, das selbst die tiefste Reue nicht abbüßt. Er mißhandelt sein unglückliches Weib, er tritt die heiligsten Bande mit Füßen. Was wäre auch wohl von einem so rohen Wüstling Anderes zu erwarten? Aber das edle Geschöpf soll nicht ohne Trost bleiben. Verbietet der Mann ihr, zu mir zu kommen, so will ich zu ihr. Er wird es nicht wagen, eine Gräfin Barikoff, die Gemahlin des russischen Gesandten, abzuweisen. Wer weiß, was dort vorgefallen? Ob Cäcilie nicht eines Beistandes, einer kräftigen Hülfe bedarf? Wenn es möglich, soll sie an mir eine Stütze finden."

Den nächsten Tag, zur geeigneten Stunde, ließ die Gräfin anspannen und fuhr nach der Wohnung des Herrn von Handorf.

Als sie dort eintraf, wurde sie von einem Frauenzimmer empfangen, deren Aussehen und Kleidung auf eine Gesellschafterin der Baronin deuteten.

Die Gräfin erblaßte und biß die Zähne zusammen bei ihrem Anblick.

„Der böse Dämon noch immer in seiner Nähe?" sprach es in ihr. „Welche Qualen muß die Unglückliche fühlen, in solcher Gesellschaft zu leben!"

Hatte die Miene der Gräfin sich etwas verändert, als sie diesem Frauenzimmer gegenüberstand, so war es bei der Letzteren nicht minder der Fall.

Sie betrachtete Frau von Barikoff erst mit einer Art von Erstaunen, dem ein lauernder, mißtrauischer Blick folgte.

Die Gräfin sah trotz ihrer Gemüthsaufregung und des Abscheues, den ihr der Anblick dieser Person einflößte, doch ein, daß sie sich fassen mußte.

Mit stolzem Tone verlangte sie die Baronin von Handorf zu sprechen und fügte diesem Verlangen ihren Namen hinzu.

Das Frauenzimmer erwiderte:

„Ich weiß nicht, ob es der Frau Baronin genehm ist, Ihren Besuch anzunehmen, Frau Gräfin — auch wünscht der Herr Baron nicht, wie ich weiß —"

Die Gräfin fiel ihr schnell mit befehlendem Tone in's Wort:

„Sie haben Nichts weiter zu thun, als

Digitized by Google

mich bei Ihrer Herrschaft zu melden. Thun Sie das. Sie werden erfahren, daß die Baronin mich zu empfangen bereit ist."

Das stolze Wesen der Gräfin schien der Gesellschafterin zu imponiren. Sie verbeugte sich stumm und begab sich in die Zimmer ihrer Herrschaft, indem sie vor sich murmelte: „Die Aehnlichkeit ist frappant. Aber sie ist es dennoch nicht, sie kann es nicht sein, Es gibt ja keine Wunder mehr."

Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück mit der Meldung, die Baronin erwarte Frau von Barikoff.

Bei dem Anblick, der sich der Gräfin bot, als sie zu der Freundin in's Zimmer trat, fühlte sie sich tief erschüttert.

Die Marmorblässe der unglücklichen Frau hatte sich in die einer Leiche verwandelt. Ihre sanften Augen waren roth und geschwollen von vielem Weinen. Sie war so matt, daß sie, nachdem sie die Freundin mit niedergeschlagenen Augen begrüßt, auf den Stuhl zurücksank, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Die Gräfin nahm schnell an ihrer Seite Platz. Sie schloß sie bewegt in die Arme, trocknete ihr mit dem Taschentuche die Augen, hob ihr das Kinn empor, so daß sie gezwungen war, ihr in's Antlitz zu sehen und sagte dann: „Hier ist ein großes Unglück geschehen. Was es auch sei, schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ist es ein Geheimniß, — ich schwöre Ihnen, es zu bewahren. Ist Hülfe nöthig — steht sie in meiner Macht — sie soll Ihnen werden. Aber brechen sie das beängstigende Schweigen, entlasten Sie Ihre Brust. Denken Sie, daß der Himmel Sie nicht ganz verlassen, da er Ihnen in mir eine wahre Freundin gesendet hat."

Dieser Zuspruch, der in den rührensten Lauten verkörpert wurde, verfehlte seine Wirkung nicht. Das Maaß des Jammers war übervoll bei der bleichen Frau. Es mußte endlich überströmen. Sie mußte ihren Qualen Luft machen, sollten sie ihr nicht die Brust zersprengen. Mit wiederholtem lauten Schluchzen ihre Worte unterbrechend, vertraute sie der mitleidsvollen Freundin, daß sie mit ihrem Gatten in den nächsten Tagen heimlich die Residenz verlassen und mit ihm übers Meer entfliehen müsse. Sie erzählte ferner, daß der Baron schon seit mehreren Jahren sich einer maßlosen Verschwendung ergeben, daß er die Güter seiner Eltern mit großen Schulden belastet, kurz sein ganzes Vermögen nach und nach vergeudet, daß er der wüthenden, jedes moralische Gefühl ertödtenden Leidenschaft des Spiels verfallen sei, vor einiger Zeit auf's Neue ungeheure Summen auf Ehrenwort verloren und um diese zu bezahlen seine Zuflucht zur Wechselfälschung genommen habe.

„In acht Tagen," fügte sie hinzu, „sind diese Wechsel fällig und da er sie nicht einzulösen vermag, so kann er sich nur durch die Flucht vor Schande und entehrender Strafe retten. Und ich muß mit ihm fliehen, denn ich bin sein Weib und habe am Altare geschworen, ihm in Noth und Tod zur Seite zu stehen. Und ich darf diesen Schwur nicht brechen, trotzdem, daß ich diesen Mann nicht liebe, ihn nie geliebet habe. Sie sehen also ein, theure Freundin, daß es für mich keine andere Erlösung als den Tod gibt."

Die Gräfin schwieg. Ein Ausdruck des Triumphes malte sich in ihren Zügen. Sie dachte: Endlich ist die Stunde der Vergeltung erschienen. Sie sollnicht ungenützt vorübergehen.

Letztes Kapitel.

Die entlarvten Sünder.

Als die Gräfin sich wieder zu Hause befand, begab sie sich sogleich in das Zimmer ihres Gemahls.

Sie fand denselben anwesend und bat ihn, ihr eine Stunde zu einem vertraulichen, aber ernsten Gespräche zu gewähren.

Der Greis klingelte nach dem Diener und befahl ihm, jeden abzuweisen, der ihn an diesem Morgen zu sprechen wünsche.

Darauf schloß er die Thür. Es konnte jetzt keine Störung eintreten.

Als die Stunde des Gesprächs vorüber, hatte die Gräfin von ihrem edlen Gatten, was sie gewünscht, erlangt.

Sie dankte ihm mit einer zärtlichen Umarmung dafür.

Was geschehen sollte, mußte schnell geschehen.

Cäcilie von Handorf hatte zu ihrer Freundin gesagt, daß Alfred, der schon früh ausgegangen, versprochen habe, um die Stunde der Dämmerung wieder bei ihr zu sein, um

Digitized by Google

mit den Vorbereitungen zu der beabsichtigten Flucht voranzugehen.

In der Hoffnung, ihn zu der genannten Zeit zu finden, fuhr Graf Barikoff Punkt acht Uhr nach seiner Wohnung.

Der Baron war zu Hause.

Der Greis ließ sich durch einen Diener melden und trat bei ihm ein, der sich allein im Zimmer befand.

Beide standen zum ersten Male einander gegenüber.

„Was verschafft mir die Ehre ihres Besuches, Herr Graf?“ fragte Alfred.

„Sie sollen es erfahren, Herr Baron,“ erwiderte der Greis, „sobald Ihre Gemahlin zugegen. Es ist eine höchst wichtige Sache, die aber nur in ihrer Gegenwart verhandelt werden kann. Ich bitte also, sie rufen zu lassen.“

Der Baron sah ihn erstaunt an, aber da die hohe Gestalt und die Würde des hochgestellten Mannes ihm imponirten, so verbeugte er sich.

„Wie Sie befehlen, Herr Graf.“

Die junge Frau erschien, in ihrer Blässe rührend schön.

Cäcilie, die den Grafen schon gesehen und gesprochen, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Eine leichte Röthe färbte ihre Wange, als sie bemerkte, daß derselbe sie mitleidsvoll anblickte.

Der Greis reichte ihr die Hand.

„Ich bin gekommen,“ sagte er, „um das Versprechen meiner Gattin zu erfüllen, der Sie ein offenes Geständniß von dem Unglück gemacht haben, was Sie und diesen Herrn da in der nächsten Zukunft bedroht.

Cäcilie erzitterte. Sie sah, daß Alfred ihr wilde, drohende Blicke zuschleuderte.

Graf Barikoff bemerkte die aufsteigende Wuth des Elenden, und beschloß, deren Ausbruch zuvor zu kommen. Er trat auf ihn zu und versetzte mit gebietendem Tone:

„Sie haben keine Ursache, mein Herr Baron, Ihrer Gattin darob zu zürnen, daß sie ihr bedrängtes, von Qualen zerrissenes Herz in den Busen einer Freundin ausschüttete. Im Gegentheil, Sie sollten sich ihr zu Füßen werfen und ihr zerknirscht danken, das sie es gethan, denn ich bin gekommen, Sie und Ihre Familie vor der Schmach zu bewahren, die Sie gewissenlos und treulos über sich selbst und Ihre Angehörigen gebracht haben.“

Der Wüstling war wie niedergeschmettert. Er starrte erst seine Gemahlin und dann den Greis mit einer Miene an, in der Schrecken und Hoffnung mit einander im Kampfe lagen. Er erwiderte aber Nichts. Es war, als sei seine Zunge plötzlich gelähmt worden.

Auch Cäcilie blieb stumm. Aber desto bewegter waren ihre Bewegungen. Weinend sank sie vor dem Greise auf die Knie, küßte seine Hände und benetzte sie mit heißen Thränen.

Der Gesandte hob sie auf und wandte sich dann zu ihrem nichtswürdigen Gatten.

„Was ich für Sie zu thun gedenke,“ hob er an, „haben Sie allein diesem Engel zu danken, der, obgleich Sie sein jugendliches Leben durch ihr rüdes, ja verbrecherisches Dasein fast zerstört, doch den am Altare geleisteten Schwur halten und Ihnen in's Elend folgen wollte. Doch kommen wir zur Sache. Ich sagte, ich sei hier zu Ihrer Rettung erschienen. Ich will solche in's Werk setzen. Die Wechsel, die Sie gefälscht, will ich noch heute einlösen, damit Sie sicher vor dem strafenden Arme des Gerichts sind. Theilen Sie mir mit, in wessen Händen sie sich befinden. Sie sehen mich so verwundert und zweifelhaft an. Ich, der Graf Barikoff, gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es geschehen wird. Und nun zögern Sie nicht länger und nennen Sie mir Namen und Wohnung der Inhaber der gefälschten Papiere.“

Der Baron gehorchte stumm. Er ging an seinen Schreibtisch, schrieb auf, was der Greis verlangte und überreichte ihm mit niedergeschlagenen Augen das Papier. Der Graf überflog es und steckte es zu sich

„Und nun hören Sie weiter,“ fuhr er fort. „Ich weiß, daß Sie die Güter Ihres würdigen Vaters mit Schulden belastet und Ihre Eltern dem Bettelstabe nahe gebracht haben, wollten sie nicht der Barmherzigkeit ihres Schwiegersohnes anheimfallen. Auch in dieser Angelegenheit will ich helfend eingreifen und sehen, ob die Schulden nicht zu ordnen und durch neue Hypotheken der Verkauf der Güter abzuwenden sei. Doch kann dies nur an Ort und Stelle geschehen. Morgen schon wird mein Reisewagen, der so geräumig, daß er sechs Personen bequem aufnehmen kann, vor Ihrer Thüre halten. Eine Chaise wird ihm folgen, worin die Gesellschafterin Ihrer Gattin und

Digitized by Google

die Kammerfrau der meinigen Platz finden. Bereiten Sie Alles zur Abreise vor, denn meine Zeit ist gemessen und ich muß höchstens in drei Wochen wieder auf meinem Posten sein."

„Es soll Alles geschehen, was Sie zu befehlen geruhen," stammelte der Baron, dem die ihm zugesagte Hülfe wie ein unerklärbares Wunder erschien. Er wollte noch einige Worte des Dankes für die unverdiente Großmuth, die der Gesandte ihm erweisen wollte, hinzufügen. Aber der Wohlthäter schnitt ihm das Wort ab. Er deutete auf Cäcilie und versetzte:

„Wenn ich einmal höre, daß diese Unglückliche keinen Grund mehr hat, Gott anzuflehen, daß er ihre Leiden endige, wenn sich Ihre Gesinnungen so wandeln, daß Sie jede verabscheuungswürdige That ihres Lebens, jede, merken Sie wohl, jede, gehöre sie auch einer schon lange verflossenen Zeit an, ernstlich bereuen und ein Leben beginnen, das Ihnen die Verzeihung des Himmels zu erringen vermag, dann, aber auch nur dann, ist aller Dank an mich vollständig abgetragen. Das Loos Ihrer Zukunft liegt nun in Ihrer eigenen Hand, Herr Baron."

Der Greis wandte dem bleichgewordenen Sünder den Rücken und entfernte sich, nachdem er Cäciliens Stirn mit seinen Lippen berührt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Wie die Frauen sein und nicht sein sollen.

In Löwenstein's humoristischen Original-Vorträgen heißt es darüber: Die Frauen sollen sein wie der Schnee, so rein und zweifelsohne, und nicht wie der Schnee: sie sollen nicht auf der Straße liegen. Die Frauen sollen sein wie der Mond, so leuchtend und poetisch und nicht wie der Mond: sie sollen keinen Hof um sich haben. Die Frauen sollen sein wie der Mund, einnehmend, und nicht wie der Mund: niemals verbissen. Die Frauen sollen sein wie ein Talglicht, bescheiden leuchtend, und nicht wie ein Talglicht: sie sollen nicht immer geputzt sein wollen. Die Frauen sollen sein wie die Uhren, mit der Zeit fortgehend, und nicht wie die Uhren: sie sollen sich nicht aufziehen lassen. Die Frauen sollen sein wie Aurora, früh aufstehen, und nicht wie Aurora: sie sollen keine Ursache haben, roth zu werden. Die Frauen sollen sein wie ein Schiff, groß und erhaben, und nicht wie ein Schiff: sie sollen nicht so viele Stricke um sich haben. Die Frauen sollen sein wie Nassau, nur kleinen Staat machen, und nicht wie Nassau: sie sollen sich nicht so leicht annectiren lassen. Die Frauen sollen sein wie eine geordnete parlamentarische Versammlung, einen Antrag nur annehmen, wenn er wirklich gut ist, und nicht wie eine parlamentarische Versammlung: sie sollen nicht nach Majoritäten gehen. Die Frauen sollen sein wie Bismarck, so fein und spitz und diplomatisch, und nicht wie Bismarck: sie sollen auf moralische Eroberungen ausgehen. Die Frauen sollen sein wie eine Nachtigall, den Frühling verkündend, und nicht wie eine Nachtigall: sie sollen nicht immer zu klagen haben. Die Frauen sollen sein, wie ein General, fest und entschlossen, und nicht wie ein General: sie sollen nicht so viele Männer anführen. Die Frauen sollen sein wie eine Kunstausstellung, wo nur Schönes dem Auge begegnet, und nicht wie eine Kunstausstellung: es soll nicht Alles, was dem Auge begegnet, nur Kunst sein. Die Frauen sollen sein, wie eine absolute Monarchie, in der nur Einer regiert, und nicht wie eine absolute Monarchie: sie sollen auch eine gute Constitution haben.

(Das feine Gehör.) Nach einer Probe beim letzten Musikfeste sagte ein Düsseldorfer: „Na, hat der Rubinstein aber ein feines Gehör! Den kleinsten Fehler bemerkte er sogleich und wies auf die Stimmen hin."

„Das ist noch gar nichts," sagte ein Kölner, „wir haben bei unserm Orchester einen Wirbelschläger, der hat ein so feines Gehör, daß er damit unterscheiden kann, ob das Trommelfell von einem einjährigen oder zweijährigen Kalbe ist.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **130.** Sonntag, 7. Dezember **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Fortsetzung.)

Was Graf Barikoff versprochen, wurde von ihm gehalten. Am nächsten Morgen in der zehnten Stunde befanden sich schon die gefälschten Wechsel in Alfred's Händen, der sie dem Feuer übergab. Drei Stunden später hielt der erwähnte Reisewagen, nebst der Begleitungs-Chaise vor dem Hause des Barons. Die Koffer waren bereits gepackt. Alfred und Cäcilie stiegen ein. Die Gesellschafterin der Baronin setzte sich in die Chaise, wie angeordnet worden. Dann lenkten die Kutscher zum Hôtel des Grafen Barikoff zurück, wo der Greis, seine Gattin und die beiden Knaben ihre Plätze einnahmen und die Kammerfrau der Gräfin sich zu der Gesellschafterin Cäciliens gesellte. Und nun ging die Reise mit möglichster Eile vor sich. Da unterwegs stets Extrapost genommen wurde, gelangte man bald auf Schloß Handorf an.

Die Mutter Alfred's war im höchsten Grade erstaunt, als Alfred ihr den Grafen Barikoff und seine junge schöne Gemahlin als ihre Gäste präsentirte. Aber dies Erstaunen verwandelte sich in ein Gefühl der Dankbarkeit, das den Augen der sonst nicht eben weichherzigen Frau Thränen erpreßte, da ihr Sohn in Gegenwart des Grafen und dessen Gattin ihr mittheilte, zu welchem Zwecke derselbe mit ihm nach Handorf gekommen sei. Der Wüstling konnte dabei nicht umhin, einzugestehen, daß er die nicht hoch genug zu preisende Großmuth des Grafen Barikoff nicht verdient habe, fügte aber hinzu, daß er sie in Zukunft zu verdienen suchen werde, indem er ein anderes Leben beginnen, nicht nach der verführerischen Residenz zurückkehren und die Güter pflichtgemäß verwalten wolle, wodurch es möglich sein würde, die Hypotheken, die der Graf einzuschießen beabsichtigte, nach und nach, wenn auch erst nach vielen Jahren, abzutragen.

Alfred hatte in seinen früheren Reden oftmals Reue geheuchelt und seine Eltern mit leeren Versprechungen hintergangen. Dies Mal aber war er fest entschlossen, zu halten, was er gelobte. Die tödtliche Angst, worin er in der letzten Zeit geschwebt, die Furcht, daß seine Flucht nicht gelingen und er eine entehrende Strafe erleiden würde, dann die unverhoffte Rettung — das zusammengenommen hatte eine Wandelung in seinem Charakter hervorgebracht, die für ihn, sein armes gebeugtes Weib und seine Eltern heilsame Frucht tragen konnte, wenn nicht früher oder später der alte böse Dämon wieder Herschaft über ihn gewann.

Graf Barikoff, durch eigene geistige Kraft und Erfahrung Menschenkenner im vollen Sinne des Wortes hatte einen tiefen Blick in die Seele dieses Mannes gethan. Er glaubte überzeugt zu sein, der Baron werde den Weg, den er ihm vorgeschrieben, mit festem Entschlusse betreten. Daß er aber denselben niemals wieder verlassen werde, dazu war noch Eins nöthig, noch eine schwere Schuldrechnung war mit ihm abzumachen und das mußte schnell, schon im Verlauf der nächsten Tage geschehen, da die geschäftliche Stellung des Grafen ihm keinen langen Aufenthalt auf Schloß Handorf erlaubte.

Wir müssen hier einschalten, daß die alte Frau von Handorf, als sie erfahren, daß sie nicht gezwungen sein werde, mit ihrem in hohen Jahren stehenden Gatten das Schloß zu verlassen, gleichsam wieder neu aufgelebt, und von dem russischen Grafen und seiner liebenswürdigen Gattin entzückt war. In nicht minderem Grade war es der achtzigjährige Besitzer des Schlosses, da er das, was geschehen sollte, erfuhr. Als der Graf mit seiner Gattin

Digitized by Google

ihr trauriges Geschick gestanden — und er glaubte ihr, denn ihre reinen, edlen Züge konnten nicht lügen — nahm er sie mit auf seine Güter in Rußland. Er gewann sie bald lieb wie eine Tochter und da sie ihn in einer schweren Krankheit mit Aufopferung ihrer letzten Kräfte gepflegt und er auf Erden allein stand, so bot er ihr seine Hand an und erhob sie zur Gräfin von Barikoff. Hier steht sie vor Euch, die ehemalige Marie Reiner, die unschuldig Angeklagte, unschuldig Verurtheilte. Aber Engel wollen keine Rache, sie sind erhaben über solche niedrige Gefühle. Sie verlangt nur ein reuiges Bekenntniß von den Verbrechern, die sie so bleich und zitternd in diesem Augenblicke vor sich stehen sieht, dann will sie vergessen und das gräßliche Geheimniß in ihrer und meiner Brust begraben sein lassen."

Der Graf hielt einige Augenblicke inne. Dann trat er immer näher auf den Baron und Beate zu und befahl mit donnernder Stimme, die den Verbrechern wie die Posaune des Weltgerichts erklang:

„Nieder auf die Knie vor dem gemißhandelten Engel, denn nur er kann Euch Gnade gewähren!"

Wären Beide vor Gericht von dem schärfsten Inquirenten zum Bekenntnisse ihres Verbrechens aufgefordert worden, sie hätten wahrscheinlich hartnäckig geleugnet, denn die Furcht vor entehrender Strafe hätte ihr Gewissen übertäubt und ihren Mund versiegelt.

Anders aber stand es hier, vor Allem in der Seele des Barons. Durch Ankauf und Vernichtung der falschen Wechsel hatte Graf Barikoff ihn bereits vom Abgrunde gerettet. Derselbe hatte geschworen, sein edles Werk dadurch zu vollenden, daß er die jetzt noch im Besitze der Familie von Handorf befindlichen Güter ihr erhalten wolle. Wer anders aber konnte ihn zu diesem beispiellos großmüthigen Entschluß gebracht haben, als Marie Reiner, die Alles, was sie von ihren Feinden erduldet, über die Liebe, die sie zu ihrem früherer Pflegevater, und die Freundschaft, die sie für Cäcilie empfand, vergessen und sich rächen wollte nach der Lehre des Erlösers, der uns gebot, den ärgsten Feinden zu verzeihen und zu segnen, die uns fluchen.

Der Elende, dessen Zähne vor innerer Angst klappernd zusammenschlugen blickte nach Marie hin, die er erst jetzt wieder erkannte. Ruhig, ernst, in wahrhaft erhabener Schönheit stand sie da, kein Zeichen des Zornes in den edlen Zügen. Die großen dunklen Augen sprühten keine vernichtende Blitze auf die bleichen sündigen Geschöpfe, die einst ihr jugendliches Dasein vergiftet hatten. Wie die ewigen Sterne des Himmels kündeten sie Frieden und Vergebung.

Noch ein kurzer Moment angstvollen Schweigens auf Seiten des Barons. Dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, als ob er den festen Bau derselben zertrümmern wollte. Im nächsten Augenblicke lag er zu Marien's Füßen, dumpfe Laute murmelnd, aus denen nur das Wort „Gnade!" schwach verständlich hervordrang, und gleich darauf hatte auch die tückische Beate dieselbe demüthige Stellung vor der Gräfin eingenommen.

(Schluß folgt.)

Schweineschwindel.

Der von C. Reinhard in Dresden herausgegebene „Calculator an der Elbe" enthält folgenden Artikel: „Schweineschwindel."

Es ist uns eigentlich Alles „Wurscht"! Daß die Fleischer aber jetzt gar anfangen, die Wurst mit Anilin zu färben, ist uns nicht Wurst. Unsere Geduld ist deßhalb gerissen und wir ziehen auf die Gefahr, daß die Fleischer keine Wurst mehr in den „Calculator" einwickeln, auf den Schwindel los, der mit den ehrlichen Schweinen getrieben wird.

Wir haben es lange ruhig mit angesehen, wie das gute edle Schwein verfälscht wurde. Wie man es, als es die Seelenwanderung in Knackwürstchen antrat, erst mit alten Kühen und dann gar mit alten Droschkengäulen vermischt und mit der Mischung so lange fortfuhr, bis auf ein Schwein sechszehn Droschkengäule, sammt Schwanz, Mähne und Hufeisen kamen. Wir haben schon vorgeschlagen, da unsere Maaße und Gewichte griechische Namen bekommen haben, die Cervelatwurst auch Hippolatwurst zu nennen. Da man nun aber dieselbe wie den Schwanz des Schimmels des Schah von Persien mit Anilin roth färbt, da man das gute ehrliche Schwein nicht mehr anständig und ehrlich pökelt und räuchert wie

Digitized by Google

in alter Zeit, sondern neuzeitschwindlig mit Salpetersäure und Holzessig beschmiert und seinen also mißhandelten Keulen, den Namen Schinken beilegt, so ist unsere Geduld zu Ende und wir treten nächstens, trotz aller Ceremonien, die zu bestehen sind, zum Judenthume über, um gar nichts mehr mit dem Schweinernen zu thun zu haben.

Es ist wirklich schändlich, wie verschiedene Nahrungsmittel in der Zeit von unserer Jugend verfälscht und schlechter geworden sind. In unserer geldgierigen Schwindelzeit möchte das gute Schwein lieber gleich gepökelt und geräuchert auf die Welt kommen, denn wenn es der Fleischer heute schlachtet, so will er morgen schon den Speck und die Schinken verkaufen, da Speck und Schinken theurer sind als Schmalz und Schweinskeule. Da Zeit Geld ist, so muß die Chemie helfen, die Zeit zu ersetzen. Die Chemie ist nun zwar eine herrliche Wissenschaft; die Kenntniß derselben sollte aber Fleischern, Bäckern und Bauern bei Todesstrafe verboten werden, denn wenn diese drei Geschäfte erst hinter die Geheimnisse der Chemie kommen, dann bringen sie uns Alle dreißig Jahre eher in's Grab, als dieß beim alten Lauf der Dinge geschehen wäre. Sie brauen Bier ohne Hopfen und Malz und werden nächstens Semmeln aus Sägespänen und Würste aus Kartoffeln machen.

Aber nicht Wurst und Schinken allein trifft es. Auch das Bäuerlein hat etwas von Chemie gehört. Es mischt allerhand Dinge unter die Butter, damit sie besser wiegt. Er quirlt unter die Milch Gott weiß was, so daß auf der Sahne eine Haut steht, die man als Pappendeckel verwenden kann und sein einziger Kummer ist der, daß er die Eier von den Hühnern legen lassen muß und sie nicht selbst fabriciren kann, um den Städtern die Hühner so schnell als möglich als Gänse aufzuhängen. Wir glauben übrigens, daß das Ei noch das einzige Nahrungsmittel ist, welches wir ungefälscht bekommen, obgleich man auch Mittel finden wird, um den Dotter aus gelben Rüben herzustellen.

Dieß Alles schließt sich an den Schweineschwindel und an diesen Bauernschwindel schließt sich wiederum der Hökerschwindel, der nochmals mischt und fälscht, dem armen Manne die Lebensmittel haarsträubend vertheuert und den Magen zuschnürt, um den eigenen Bauch zu mästen.

Verschiedenes.

Mannheim, 26. Nov. Dem Vernehmen nach hat die Civilkammer des hiesigen Kreis- und Hofgerichts es abgelehnt, in dem Proceß der hiesigen Bierbrauer gegen die Einwohner der Stadt Mannheim wegen Ersatz des ihnen am Krawalltage zugefügten Schadens ein Urtheil zu fällen, da die Mitglieder des Gerichtshofes zugleich Einwohner Mannheims sind. Voraussichtlich wird dieser Proceß an ein anderes Kreisgericht zur Aburtheilung verwiesen werden.

Ueber das Düngen der Obstbäume im Winter. In den meisten Fällen ist die Obsternte dann eine geringe, wenn für die Bäume nichts gethan wird. Um den Baum zu düngen, lockere man im Herbste oder Anfang des Winters das Erdreich um denselben, hüte sich aber, bei dieser Arbeit die Wurzeln zu beschädigen. Der alte um den Baum gewachsene Rasen verrottet, Luft und Feuchtigkeit können leichter in den Boden eindringen; Jauche, Spülwasser, Urin von Menschen und Thieren sind um den Baum herum auszugießen. Auch einzelne Eisscheiben von gefrorener Jauche oder sonstigem Unrathwasser können unter denselben aufgestellt werden.

Neuigkeitsjäger. Ein Junge, welcher an einer einsamen Bahnstrecke vorüberschlenderte und hier die Entdeckung machte, daß sich eine Eisenbahnschiene losgelöst habe und der später vorüberkommende Nachttrain entkleisen müsse, faßte auf einem Zaun Posto und wartete unter Zähneklappern stundenlang auf den kommenden Zug. Um denselben zu warnen? Bewahre! Einfach, damit er seinem Vater die erste Nachricht von einem großen Eisenbahnunfall nach Hause bringen könne. Das brave Kind hatte einen Zeitungsreporter zum Vater.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 131. Mittwoch, 10. Dezember **1873.**

Die Zuchthäuslerin.

Novelle

von **J. Krüger.**

(Schluß.)

Marien's Herz wurde in dieser Minute von wahrhaft seligen Gefühlen emporgeschwellt. Wie wunderbar, wie herrlich, hatte die Vorsehung sie geführt. Die Lehre ihres guten Vaters: „Bleibe immer rechtschaffen und treu," die wie mit Flammenschrift in ihrer Brust eingegraben, waren, hatten sich, nach harten Prüfungen, an ihr bewährt. Als überglückliche Gattin und Mutter, hochgeehrt in den vornehmsten Kreisen der Welt, konnte sie jetzt auf die einzigen Feinde ihres Lebens verzeihend herniederblicken und das teuflische Böse mit himmlischer Güte vergelten.

Die Worte: „Stehen Sie auf, Herr Baron ich verzeihe Ihnen und Beate in der Hoffnung, daß Sie Beide ernstlich bereuen. Wer so glücklich ist, wie ich, trägt keine Rachegedanken in der Seele," erklangen ernst, doch mild von ihren Lippen. Dann wandte sie sich zu ihrem würdigen Gatten:

„Was sonst noch dem Herrn Baron zu sagen ist, überlasse ich Dir, geliebter Freund. Ich habe jetzt noch eine Pflicht zu erfüllen."

Sie schloß die Thür auf und verließ den Salon.

Alfred und Beate hatten sich indessen von den Knien erhoben.

„Sie haben mein aufrichtiges Geständniß empfangen, Herr Graf," sagte der Baron. „Seien Sie versichert, daß meine Reue ebenso aufrichtig ist. Bin ich auch der irdischen Strafe durch die Großmuth ihrer Gemahlin enthoben, was der Himmel mir auferlegt, die nie versiegende Qual des Gewissens, wird mich zu Grabe begleiten. Was haben Sie mir noch zu gebieten, Herr Graf?"

„Daß Alles, was in der verflossenen Stunde hier vorgegangen, der Welt ein ewiges Geheimniß bleibe," versetzte der Gesandte, „gebietet Ihnen schon ihr eigenes Interesse. Aber auch Ihre Eltern dürfen Nichts davon wissen. Sie haben schon schwer genug an Ihrem vergangenen Leben zu tragen. Es würde Ihre Mutter, die bei aller Strenge ihres Charakters, doch eine rechtschaffene Frau, unglücklich machen, Ihrem Vater aber den Todesstoß versetzen, erführen sie, welch' eine himmelschreiende That Ihre Vergangenheit noch insbesonders befleckt. Sie mögen jetzt versuchen, Ihr schmachvolles Leben in Etwas dadurch auszulöschen, daß Sie die letzten Tage Ihrer Eltern als ein treuer, gehorsamer Sohn nach Kräften zu erheitern, und Ihre edle, gebeugte Gattin mit einer so zärtlichen Liebe, wie ich meine Marie umpfange, wieder aufzurichten bestreben. Das verlange ich von Ihnen mein Herr. Werden Sie diesem Versprechen nachkommen?"

Der Baron streckte die Hand zur Decke empor.

„Ich schwöre es bei dem Gott der Gerechtigkeit," sagte er, „dessen strafendem Arm, wie ich erkannt habe, kein Schuldiger zu entrinnen vermag!"

Kaum war das Gelöbniß abgelegt, als die Thür sich öffnete. Hand in Hand traten Marie und Cäcilie ein. Die Gräfin führte Letztere ihrem Manne zu, der ihr die Arme entgegenstreckte und sie an seine Brust zog.

„Cäcilie," versetzte er mit bittendem Tone, „kannst Du vergessen, daß ich Dir kein Gatte war, wie ich sein sollte, so darfst Du von dieser Stunde an auf ein friedevolles glücklicheres Loos hoffen, als ich Dir bis jetzt in unserer Ehe bereitet habe. Es ist ein Wendepunkt in meinem Leben eingetreten, der uns Beiden zum Heil gereichen wird. Sieh' dorthin" — er deutete auf Marie, die sich zärtlich an ihren Gattin schmiegte — „so hoffe ich, sollst Du Dich noch einst an mich lehnen,

Digitized by Google

wenn ich erst Deine Achtung, deine Liebe verdient habe."

Das sanfte Geschöpf brach in Thränen aus. Noch niemals hatte ihr Mann in so mildem, gewinnendem Tone zu ihr gesprochen. Sie duldete die Liebkosungen des Barons, machte sich dann aber sanft von ihm los und umarmte die Gräfin.

„Sie haben Wort gehalten, hauchte sie ihr zu. „Nur ihnen habe ich zu verdanken, daß mir die Zukunft nicht wie eine traurige öde Wüste erscheinen wird."

Graf Barikoff gab seiner Gattin nun einen Wink. Sie verstand ihn, faßte Cäcilie unter den Arm und führte sie mit den Worten: „Die Herren haben wohl noch Geschäfte mit einander, wieder aus dem Zimmer.

Der Graf, Herr von Handorf und Beate blieben zurück.

Wie sehr Graf Barikoff auch davon überzeugt zu sein glaubte, daß der Baron seine Versprechungen halten würde, so war das doch in Bezug Beaten's weniger der Fall. Auch war es ja immerhin möglich, daß dieses ebenso schlaue als gewissenlose Geschöpf auf's Neue einen verderblichen Einfluß auf Alfred gewinnen könne. Es galt also sich zu sichern. Der Gesandte hieß den Baron sich an den Schreibtisch setzen, und diktirte ihm eine Schrift, in der er bekannte, daß er in Verbindung mit Beate Dölling vor zehn Jahren die Pflegetochter seines Vaters, Marie Reiner, durch eine falsche schimpfliche Anklage dem Gericht überliefert habe, daß die scheinbar von Marie geraubten Juwelen von Beate in den Koffer des durch seine entehrenden Anträge zur Flucht getriebenen Mädchens heimlich hineingelegt worden, während Letztere bei Frau von Handorf als Vorleserin beschäftigt gewesen sei und er zur Ehrenrettung der unschuldig Verurtheilten aus freiem Antriebe diese Schrift aufgesetzt.

Bleich und mit zitternder Hand schrieb und unterschrieb Alfred die Schrift und befahl dann Beaten dasselbe zu thun.

Er überreichte dem Grafen das Papier.

„Ich habe mich nun ganz in Ihre Hand gegeben," sagte er mit dumpfer Stimme. „Sie können jetzt mich und meine Ehre vernichten. Nun werden Sie doch nicht mehr an meiner Reue zweifeln!"

Graf Barikoff nickte.

„Sie haben mich vollkommen zufrieden gestellt, Herr Baron, nehmen Sie die Versicherung, daß der Mann, dem Sie Ihr Geschick überantwortet, nur Ihr Bestes will."

In den nächstkommenden Tagen erfüllte Graf Barikoff sein Versprechen. Nachdem er sich von dem mißlichen Stand der Gutsangelegenheit genau unterrichtet, ließ er große Summen als neue Hypotheken eintragen und versprach mit seinem Ehrenworte, dieselben nach seiner Rückkehr in die Residenz in Verlauf von einigen Monaten — so viel Zeit bedurfte er, um die nöthigen Gelder in Rußland flüssig zu machen — der alten Frau Baronin einzuzahlen. Dann hieß es, sich wieder zur Abreise rüsten. Ehe sie aber erfolgte, sollte Marie noch eine Stunde erleben, die ihren Augen viele Thränen kostete. Der Greis Handorf, in dessen Gesellschaft sie täglich ein paar Stunden zugebracht, war plötzlich so schwach geworden, daß sein nahes Abscheiden von der Welt nach wenigen Tagen zu erwarten war. Dieser traurige Fall trat aber noch früher ein, als man befürchtet hatte. Der alte Diener, der zur Pflege des Greises bestellt war, meldete eines Morgens mit weinenden Augen, daß sein Herr im Sterben läge. Die Gattin des Greises, Alfred und Cäcilie eilten an sein Sterbelager und auch Graf Barikoff und Marie ließen sich nicht abhalten, ihnen zu folgen. Als Alle ihn betrübt umstanden, vermochte er schon nicht mehr zu sprechen, jedoch erkannte er seine Familie noch. Seine Gemahlin, Sohn und Schwiegertochter knieten an seinem Bette nieder, seinen letzten Segen zu empfangen. Er gab denselben stumm, besaß aber noch so viel Kraft, die welken Hände auf ihr Haupt zu legen. Dann sank er zurück. Die Familie stand auf. Der Sohn und Cäcilie suchten die weinende Mutter zu trösten. Während dies geschah, beugte sich die Gräfin Barikoff, die mit strömenden Augen dagestanden, über den Sterbenden und legte ihre Lippen dicht an sein Ohr.

„Theurer, heißgeliebter Vater," flüsterte sie, für die Andern unhörbar, „die Gräfin von Barikoff ist Dein Pflegekind Marie. Sie ist unschuldig an dem Verbrechen, dessen man sie einst anklagte. Gott hat ihre Unschuld an das Licht gebracht. Auch sie darfst Du segnen, auch sie."

Digitized by Google

Ein seliges Lächeln überflog das blasse Antlitz des Greises. Die schon halb gebrochenen Augen öffneten sich noch einmal wieder. Noch einmal streckte er die Hände aus und berührte damit Marien's Locken. Dann entschlummerte seine körperliche Hülle auf immer.

Zwei Tage darauf sah man die Gräfin Barikoff auf dem Dorfkirchhofe an den Grabstätten ihres Vaters und ihrer Freundin Bertha inbrünstig beten. Hierauf führte ihr Gatte sie in den nahestehenden Reisewagen, in dem ihre Kinder schon Platz genommen. Beide fuhren einem durch wahre Gatten- und Elternliebe beglückten Dasein entgegen.

Graf Barikoff, dem ein gütiger Himmel noch viele Jahre an der Seite seiner engelgleichen Gattin, umspielt von gesunden lieblichen Kindern, zu weilen vergönnte, wurde nicht gezwungen, von dem Schuldbekenntnisse des Barons und Beatens Gebrauch zu machen. Alfred von Handorf führte fortan ein pflichtgemäßes Leben, bewirthschaftete seine Güter besser als früher und zahlte dem Grafen nach zehn Jahren die darauf eingetragenen Hypotheken zurück. Auch gelang es ihm noch, die Liebe Cäciliens in dem Maße zu erringen, daß sie ihre Ehe nicht mehr zu bereuen hatte. Der Genossin seiner früheren Wüsthheit, Beate Dölling, war eine Stelle als Wirthschafterin auf einem seiner kleinern Güter angewiesen worden. Ob sie jemals wahre Reue über ihr Verbrechen empfand, ist zu bezweifeln. In ihrer neuen Stellung aber ließ sie sich nichts Erhebliches zu Schulden kommen. Die alte Frau von Handorf erlebte noch das Glück Cäcilien's Kinder auf dem Schooße zu wiegen, was ihr früher schon ihre verheirathete Tochter, die Gräfin von Herbstan, gewährt hatte. Ebenso erfreute sie nach wenigen Jahren die Nachricht, daß ihr Sohn, der Gardeoffizier Kurt, zum Major avancirt sei und im Begriff, sich zu vermählen stände. So war das Glück wieder in Schloß Handorf eingekehrt. Aber am Herrlichsten thronte es doch in dem reinen Busen der Gräfin Barikoff, der ehemaligen Zuchthäuslerin.

Der Untergang der „Ville du Havre."

Cardiff, 1. Dez. Es ist Nachricht eingetroffen von einer der entsetzlichsten Catastrophen, welche sich seit Jahren auf dem Meere ereignet haben. Nur der Schiffbruch der unglückseligen „Northfleet" zu Anfang des laufenden Jahres kann damit in Vergleich gestellt werden.

Am 22. November, um 2 Uhr Nachts, stieß der französische Steamer „Ville du Havre" auf dem Wege von Newyork nach Havre in der Nähe der Azoren mit dem Glasgower Segelschiff „Loch Earn" zusammen. Schon nach dem kurzen Zeitraum von zwölf Minuten sank der Dampfer auf den Meeresgrund mit fast sämmtlichen Mannschaften und Passagieren, zusammen 313 Seelen.

Die „Ville du Havre" hatte Newyork mit 89 Passagieren erster Klasse, 19 zweiter Klasse, 27 dritter Klasse und 2 mittellosen Eingeschmuggelten verlassen, mithin mit im Ganzen 141 Passagieren. Die Schiffsmannschaft war 172 Köpfe stark. Viele der Kajüten-Passagiere waren Familienväter mit ihren Frauen und Kindern auf dem Wege aus Amerika nach Frankreich, um dort den Winter zu verbringen; sie hatten die Reise nach Europa theils aus Gesundheitsrücksichten unternommen, theils auch um ein paar vergnügte Monate in Paris zu verbringen. Unter den Ueberlebenden sind Kinder, welche ihre Eltern, und Eltern, die ihre Kinder verloren haben; Andere zählen ihre Schwestern und Brüder unter den Ertrunkenen.

Dichtes Nebelwetter hatte zuerst ununterbrochen geherrscht, seitdem das Schiff Newyork verlassen hatte, so daß es der vollsten Aufmerksamkeit des Capitäns und seiner Officiere bedurfte, um ungefährdet vorwärts zu kommen. Zu der auf Donnerstag, den 20. November folgenden Nacht verlor indeß der Nebel an Dichtigkeit; am Freitag erhob sich ein frischer Wind und die Wogen des Oceans zogen ziemlich hoch. Die Nacht zum Sonnabend war klar und sternenhell, die Passagiere und die Matrosen begaben sich zur Ruhe, froh, die durch den Nebel hervorgerufenen Gefahren glücklich überstanden zu haben und in der Hoffnung auf eine ferner angenehme Fahrt nach der französischen Küste. Um Mitternacht verließ auch der Capitän das Verdeck, auf dem er seit der Abreise aus Newyork fast ohne Unterbrechung ausgeharrt hatte,

Digitized by Google

und legte sich in seiner Cajüte zu Bett. Der zweite Offizier hielt die Wache. Die Passagiere schliefen sämmtlich. Alles schien gut zu gehen. Gegen 2 Uhr aber am Sonnabend Morgen wurden alle Bewohner des Dampfers durch ein entsetzliches Krachen aus dem Schlummer geschreckt, das Schiff bis in seine innersten Fugen erschüttert. Männer, Weiber und Kinder stürzten in Nachtgewändern auf das Verdeck, sie erblickten da den Bug eines großen Schiffes, der sich in die Wände der „Ville du Havre" eingegraben hatte, sie hörten, da wie der Ocean sich unter ihren Füßen in das Innere des eigenen unglücklichen Fahrzeugs ergoß. Der „Loch Earn" — ein großes auf der Reise von Liverpool nach Newyork begriffenes Glasgower Schiff — hatte das Steuerbord gerade in der Mitte getroffen, ein 12 Fuß tiefes Loch in das Verdeck gestoßen und die Eisenplatten an der Schiffsseite im Umfang von 25 oder 30 Fuß zerschmettert.

Der Schrecken, welcher sich sofort aller Passagiere bemächtigte, paralysirte die Rettungsmaßregeln. Viele warfen sich auf die Kniee und beteten; viele wurden durch Verzweiflung übermannt und blieben in ihren Kajüten, wo sie mit Weib und Kind vereint durch die von allen Seiten hereindringenden Fluthen den Tod fanden. Kein Schreien wurde vernommen. Alle blickten ruhig dem unvermeidlichen Tod ins Auge. Durch die Heftigkeit des Zusammenstoßes brachen der Hauptmast und der Besanmast zusammen; beim Niederfallen zertrümmerten sie die beiden großen Boote des Steamers und erschlugen eine größere Anzahl Passagiere. Das Schiff sank mit solcher Schnelligkeit, daß die Mannschaften nur das Whaleboat und das „Gig" des Capitäns in die See herablassen konnten. Zwölf Minuten nach der Collision war die „Ville du Havre" gesunken: mit ihr gingen fast ausnahmslos alle Passagiere und Schiffsmannschaften in die Tiefe. Der erste Lieutenant hatte sich durch das unter seinem Commando stehende „Whaleboat" gerettet; einige Matrosen entkamen der Catastrophe vermittelst des „Gig" des Capitäns.

Der „Loch Earn" segelte, nachdem er sich von dem Wrack der „Ville du Havre" losgemacht hatte, noch etwa eine (englische) Meile weiter, zog dann die Segel ein und sendete vier Boote zur Rettung der etwa Ueberlebenden aus.

Vereinzelte Passagiere und Seeleute wurden derart gerettet, man fischte sie aus dem Meere auf, in dem sie sich durch Anklammern an Bretter, an Schwimmgürtel, an Fässer und Schiffstrümmer auf der Oberfläche erhalten hatten. Der bei Weitem größte Theil der an Bord der „Ville du Havre" von New-York Abgereisten fand aber, wie schon bemerkt, sein Grab auf dem Boden des Atlantischen Oceans.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Der witzige Lehrbube.) Meisterin: „Nun, Franz, warum issest Du denn Dein Fleisch nicht?" — Franz: „Es ist noch zu heiß!" — Meisterin: „Kannst du denn nicht blasen?" — Franz: „Blasen könnt' ich schon, aber ich traue mir nicht, ich könnt' es wegblasen!"

(Für einen soliden Herrn.) In Wien auf einem der frequentirtesten Plätze der inneren Stadt erregt die an einem Hausthore mit kallagraphischer Schrift verzeichnete Wohnungsanzeige allgemeine Heiterkeit. Der Text jener zwerchfellerschütternden Affiche lautet folgendermaßen: „Hier ist für einen soliden Herrn ein Wochenbett zu vergeben." Auf ein solches scheint jedoch von soliden Herren nicht reflectirt zu werden, denn der Zettel befindet sich bereits seit mehr als acht Wochen an dem Hausthore.

(Der schwitzende Tänzer.) Auf einem Balle, wo der Tanzsaal für die Menge der Tanzenden nicht ausreichte, sagte ein Tänzer zu seiner Tänzerin, sich das Gesicht mit einem Taschentuche trocknend: Es ist unerträglich heiß, ich schwitze wie ein Esel; schwitzen Sie mein Fräulein nicht auch so? — Nein, versetzte diese, ich gehöre ja zu einem andern Geschlecht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 132. Sonntag, 14. Dezember 1873.

Die Braut des Verbannten.

Erzählung von R. v. Hof.

I.

Am Rhein, am Rhein! ꝛc.

Eine mondlose Augustnacht schaute mit Millionen Sternenaugen groß und klar hernieder auf die grüne, blühende, duftende Erde, und des Rheines lichte Fluthen schimmerten in lichtem Glanze, seine lieblichen Uferpartien zeichneten sich sanft, aber doch bestimmt ab gegen den fernen, reinen Himmelsdom.

Dicht am Fluß liegt auf einer kleinen Erhöhung ein gar hübsches, von Reben umstrickes Landhaus, die Thür desselben führt in einen mit vieler Sorgfalt gepflegten Garten, in dem manche seltene Rose ihr duftschweres, thaubeperltes Haupt anmuthsvoll zur Erde neigt, manch' seltene Frucht der Erntezeit entgegenreift und im klaren Weiher — dem Vater Rhein entlehnt — zieht der Schwan seine feuchte Bahn langsam dahin.

Aber nicht Sternenglanz allein durchstrahlt die hehre Sommernacht, ein Meer von Licht durchfluthet die nächste Umgebung des Landhauses. Dort liegt Köln, das uralte herrliche, deutsche Köln!

Aber ach, diese glanzdurchwogten Straßen, diese süperb illuminirten Gebäude, diese reich geschmückten Plätze und Promenaden durchziehen französische Soldaten, ihre Hurrahs galten dem Kaiser der Franzosen! Frankreichs Trikolore ist in Deutschlands Erde eingepflanzt, Frankreichs Farben wehen, wo Schwarz, Roth und Gold geprangt! In der Mitte des Gartens ist eine solche Fahne aufgerichtet und ihre weithin flatternden Spitzen berühren den Giebel des Hauses.

Zwischen dem Rhein und dieser Besitzung liegt die Landstraße, die heute Abend besonders belebt, denn unfern ist die Fähre und bunt verzierte Boote schießen fort und fort hinüber und herüber.

Tagbell ist die Nacht, lautes Leben herrscht aller Orten, Soldaten streifen hin und wieder, aber — die Soldaten sind französische Soldaten; der deutsche Bürger sieht auf sie mit Mißtrauen und Mißfallen; manche Hand ballte sich zur Faust — ballte sich zur Faust verstohlen in der Tasche, denn Deutschland ist geknechtet und gefallen, das Volk seufzt unter fremdem Joche und seine Fürsten auch!

Vor dem Landhause geht sinnend ein alter Herr auf und nieder, seine Hände sind auf dem Rücken gekreuzt, das Haupt ein wenig vorgebeugt. Seine ganze Erscheinung trägt unverkennbar den Stempel des Gentleman, seine Wäsche ist sauber und von blendender Weiße, der fein gefaltete Jabot wird oben von einer kostbaren Brillantnadel zusammengehalten, denn jenes Zeitalter verbot den Schmuck für Männer noch nicht, und reiche Berlocken wiegten sich auf der zierlich gestickten Weste. Die Stiefel knarren beim Gehen etwas, und der Puder hat hier und da ein Stäubchen auf den blauen Frack mit glänzenden Knöpfen gestreut.

Der alte Herr ist Thomas von Dellbrück, ein begüterter Kaufmann Cölns, und das Landhaus ist das seine. Mit einer gewissen Würde schaut er auf das bunte Treiben und die schön beleuchtete Stadt, seine Mienen bekunden deutlich, daß seine Seele nicht in den frohen Lärm mit einstimmt und seine Worte bekunden dies noch unzweifelhafter. Er hat die Gewohnheit, dann und wann laut zu sich selbst zu reden, wenn sein Gemüth beunruhigt ist, und dieser Gewohnheit folgt er eben jetzt:

„Da liegt nun die Stadt in ihrem Lichterglanze vor mir, sogar auf dem Rhein schwanken Barken im Schmucke bunter Laternen, Köln wird von einer frohen, feiernden Menge durchwogt, Freudenschüsse knallen und das Volk jauchzt! — Jauchzt?! Ja, der Kaiser

Digitized by Google

feiert heute seinen Geburtstag und Deutschland feiert mit! — O, armes Deutschland, aus tausend Wunden blutend, von Schmach bedeckt, geknechtet unter Frankreichs Oberherrschaft, feierst Du den Tag, der Dir den Herrscher, den Tyrannen gab!"

Er steht in sich verloren still, dann breitet er die Arme gegen den Rhein hin aus mit schmerzlicher Geberde, läßt sie wieder sinken, und schaut einige Minuten gedankenvoll über die bewegte Scene vor ihm hinaus. Zuletzt bricht er wieder in die Worte aus:

„O mein armes, erniedrigtes Vaterland! wann wird endlich der Tag kommen, wo Du Dein Haupt auf's Neue erhebst und zu der gewohnten Herrlichkeit zurückkehrst? O, wirf die Kette ab, die Dich zum Sklaven macht, zeige dem staunenden Europa, daß Deutschland selbst besiegt nicht unterliegt, daß es den Lorbeer zu erringen, zu erzwingen weiß und aus der tiefsten Schmach zum höchsten Ruhm sich aufzuschwingen vermag!"

Jetzt begann er wiederum seine Wanderung mit regelmäßigem Schritt und unterbrach sie nach einiger Zeit aufs Neue, indem er abermals still stand, sich die Stirn rieb und dabei tief und schwer athmete, dann murmelte er vor sich hin:

„Und dennoch gehört mein Kummer nicht Dir allein, o Deutschland! Ein anderer Schmerz lebt in meiner Brust, den selbst die Sorge um das Geschick des theuren Vaterlandes nicht zu überläuben vermag."

Während dieser letzten Worte hat sich ihm eine weibliche Gestalt genaht und faßt jetzt liebevoll seine Hand.

Sie wandelt einige Schritte an seiner Seite, schaut in sein trübes Antlitz und fragte theilnehmend:

„Was quält Dich, Thomas, laß es mich doch wissen? Sieh', ich leide doppelt, sehe ich Dich so stumm und schweigend leiden?"

Er schützte des Vaterlandes Loos als Grund seines Trübsinnes vor, aber der Gattin tief blickendes Auge erschaute auf dem Grunde seiner Seele noch ein anderes Leid. Dellbrück's Worte konnten sie nicht befriedigen, nicht beirren, sie hob wieder an:

„Das Vaterland verursacht Dir viel herben Kummer, ich weiß es wohl, doch weiß ich auch seit alten Tagen, daß seit dieser Zeit stets eine Wolke Deine Stirn umlagert, ein Gram an Deinem Herzen nagt, der mit dem Vaterlande nichts gemein hat, was ist es, das Dich quält? Enthülle mir die Ursache dieses dauernden Härmens?"

„Nicht Mißtrauen, Du weißt es, Anna, hielt mich ab, Dir zu gestehen, was mich quält, nur Besorgniß, Dir fruchtlos auch noch Kummer zu bereiten. — Sieh, nur die Lösung eines Räthsels kann meine Schmerzen heilen."

„Ich wollte mich auch nicht über Mangel an Vertrauen beklagen, mein guter Thomas, durfte ich doch stets in Deiner Seele lesen."

„Treues Weib! Ja, wir haben Leid und Freud' redlich getheilt und zusammen getragen, und weil Du es so willst, nehme ich nicht länger Anstand, Dir zu sagen, was mich eben jetzt besonders drückt. Du weißt, mein Vater war ein hemittelter Bürger Berlins, und daß er dort in gutem Ansehen stand. Nun ja, Rang und Reichthum waren für ihn hergebrachte Dinge, er genoß sie sorglos, wie Etwas, das sich von selbst verstand —"

Die Gattin unterbrach ihn, indem sie bemerkte:

„Ja ich erinnere mich auch, wie Du mir gesagt, daß diese sorglose Ruhe durch einen falschen Freund in Frankreich, dem er unbedingt vertraut, eines Tages schrecklich gestört worden sei. Dein Vater eilte nach Paris bei den ersten unheilverkündenden Nachrichten, um sich selbst zu überzeugen, was in der Sache schon für ihn verloren, was noch zu retten sei. Er fand den Stand der Dinge höchst gefährlich, aber noch nicht völlig hoffnungslos, da ließ er Weib und Kind zu sich kommen und beschloß einen längeren Aufenthalt in Paris, wo er der Sache näher war, zu nehmen."

„Ganz recht, so war es. Paris erschien ihm später in jeder Beziehung eine günstige Wahl für sein Geschäft, das bald im alten Flor empor blühte und seinen Wohlstand auf's Neue wieder herstellte. Mein Vater lebte auf dem französischen Boden nach deutscher Art still und zurückgezogen im Kreise seiner Familie; arglos wie er war, vertraute er abermals jenem falschen Freunde, Don Rosas, und hielt sich so sicher und geborgen wie in Abrahams Schooße. — Das Unheil aber naht sich stets unter der Tarnkappe, welche unsichtbar macht, Denen, deren Seele frei von Argwohn und

Digitized by Google

Mißtrauen. Indeß mein Vater, eingewiegt in seine Sicherheit, die Sicherheit des rechtschaffenen Mannes, unbesorgt sein Glück genoß, brütete Don Rosas, von Neid und Mißgunst erfaßt, über schwarzen Plänen, seinen Untergang bezweckend. Er klagte meinen Vater des Hochverrathes an und brachte ihn mit tausend Ränken bis zum Falle."

Hier stockte der Sprecher momentan in seiner Rede und fuhr später mit gepreßter Stimme fort:

„Ja bis zum Falle! Er endete sein theures Leben auf dem Blocke. — Ich sehe noch sein weißes, von Blut befleckes Haar, sein Haupt vom Rumpfe getrennt. Ha, ich werde Beides ewig vor mir sehen; so etwas, das vergißt sich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Spätherbstlich.

1.

Dumpf heult die Todtenklage
Der Sturm nun durch die Welt;
Wie düster sind die Tage
Von trübem Licht erhellt!

Des Todes Farbe schimmert
Von öden Wäldern her,
Des Baum's Geäste wimmert,
Vom Sturm getroffen schwer.

Es wehen Trauerflöre
Von allen Höh'n herab,
Der Raben schwarze Chöre
Umzieh'n des Sommers Grab.

Des Todes Hauch umschauert
Mich, wo ich sinnend geh';
Herz, das die Lust betrauert,
Der Tod nimmt auch dein Weh'.

2.

Ach von Floras letzten Kindern
Kann der kalte Blüthenglanz
Nicht das herbe Leid mir mindern —
Was sind sie? Ein Todtenkranz!

Ja, sie schmücken öde Grüfte,
Aus den heitern Kelchen weh'n
Keine warmen Lebensdüfte,
Ach, nur Worte vom Vergeh'n!

Sie sind nur die letzte Blüthe
Auf dem Antlitz der Natur,
Von dem Leben, das verglühte
Kalter, bleicher Abglanz nur.

Herz, o laß, Dich nicht betrügen
Von der letzten Blumen Schein,
Selbst Dein herbstliches Vergnügen
Will des Todes Bote sein!

Ch. Böhmer.

Der Untergang der „Ville du Havre."

(Schluß.)

Der erste Offizier fuhr mit seinem Boot, nachdem dasselbe durch aufgenommene Schiffbrüchige angefüllt war, nach dem „Loch Earn", kehrte dann zur Unglücksstätte zurück und setzte das Rettungswerk fort.

Der Capitän blieb mit dem zweiten Offizier auf Deck und ging mit dem Dampfer unter; beide kamen aber wieder über Wasser und wurden nach zwei Stunden von einem Boote aufgefischt. Der Zahlmeister wurde mit seinem Gehilfen ebenfalls gerettet, ebenso der Hilfs-Ingenieur, der einzige Ueberlebende des Ingenieur-Personals.

Der Capitän hatte drei Tage und drei Nächte nicht geschlafen, bot aber trotz seiner Erschöpfung beim Zusammenstoße Alles auf, um die Schiffsboote flott zu machen.

Viele der Geretteten hatten sich an Stücke Holz festhalten können und schwammen so gegen zwei Stunden umher. Die Boote des Loch Earn, wie die der Ville du Havre, kehrten erst dann zum Loch Earn zurück, als alle Hoffnung verschwunden war, weitere Leben retten zu können. Hier nun gab es die ergreifendsten Scenen.

Eine Dame hatte ihren Mann und vier Kinder verloren, drei junge Damen vermißten ihre Eltern, ein junger Mann suchte vergeblich nach Vater, Mutter und Schwester, einem Anderen fehlte die Schwester, welche sich gesundheitshalber nach Südfrankreich begeben wollte.

Digitized by Google

Die Ueberlebenden hatten ihre ganze Habe verloren. Es blieb ihnen ja kaum Zeit, in der Nachtkleidung auf das Deck zu stürzen.

Sämmtliche verdanken ihre Rettung nur dem Umstande, daß sie beim Auftauchen aus dem Wasser irgend einen Gegenstand erhaschen konnten. Trotzdem hatten sie von der Kälte furchtbar zu leiden. Die meisten waren nahezu leblos, als sie aus dem Wasser gezogen wurden.

Das Vortheil der „Loch Earn" zeigte sich bei näherer Untersuchung sehr beschädigt. Als deßhalb gegen 8 Uhr Morgens ein amerikanisches Schiff, der „Tremontain", in Sicht kam, wurde dasselbe herbeigerufen, und nach Consultation der beiden Capitäne gingen die 87 überlebenden Passagiere der „Ville du Havre" auf den „Tremontain" über. Derselbe landete Sonntag Morgen in Cardiff Roads. Unter den Geretteten befinden sich zehn Damen und 13 Herren erste Classe-Passagiere. Von den Passagieren der 2. Cajüte ist blos eine Dame gerettet, von denen der 3. Cajüte 3 Männer, von der Mannschaft leben 54 nebst 6 Offizieren, Summa 87 von 313, darunter 60 Frauen und Kinder. Alle stimmen darin überein, daß der Capitän nebst dem 2. Offiziere mit dem größten Muthe während der furchtbaren Scene ihre Anordnungen trafen, bis das Schiff sank.

Der Zahlmeister schildert wie folgt: Sieben Tage hatten wir New-York verlassen, als sich das furchtbare Unglück begab. Ich schlief in meiner Kajüte. Der Stoß erweckte mich und ich stürzte sofort auf Deck. Die sich mir hier darbietende Scene ist nicht zu beschreiben. Einigen 30 bis 40 Menschen war es gelungen in das Langboot zu kommen, das der Capitän herabgelassen hatte, da stürzte der Besanmast über die linke Seite des Schiffes mitten auf das Boot und tödtete oder verwundete Alle darin Befindlichen. Eine halbe Minute später stürzte der Hauptmast auf das Deck, tödtete zwei und verwundete mehrere. Wohl nie sah der Ocean eine herzzerreissendere Scene. Ich höre noch den Schrei der Verwundeten, ihre Hülferufe, ihr letztes Stöhnen. Noch höre ich die ruhig gesprochenen Worte eines edeln Herzens: „Stirb muthig, da wir einmal sterben müssen." Das Schiff sank furchtbar rasch. Ich sprang mit noch einem andern in das Wasser und schwamm nach dem „Loch Earn" zu, der etwa eine halbe englische Meile entfernt lag. Ich hörte das Schiff hinter mir krachen und rief meinem Gefährten zu: „Sehen Sie zurück, das Schiff geht unter." In diesem Augenblick zerriß ein neuer furchtbarer Schrei die Luft, der letzte, welchen die Todesangst auszustoßen vermochte. Dann war alles rubia, eine Todtenstille herrschte wo noch soeben Alles in Lärm und Tumult war, und ich wußte, daß das gute Schiff mit Allem darauf Befindlichen ein Grab in der See gefunden hatte. (N. d. „Times".)

Verschiedenes.

Ein ganz unsinniges Kunststück,

so schreibt das Fremdenblatt, wurde am Samstag Abend zu Berlin in einem Locale der Landsbergerstraße gemacht. Eine Gesellschaft jüngerer Arbeiter saß beim Glase Bier und unterhielt sich zumeist dadurch, daß der Eine oder der Andere Kunstfertigkeiten zeigte. Ein junger Mensch rühmte sich, er könne mit den Zähnen Glas zermalmen, und es schade ihm auch nichts, wenn er es dann verschlucke. Zum Beweis dessen, zerschlug er ein Seidel, bis ein Stückchen Glas ab, zermalmte es in der That, aber sehr vorsichtig mit seinen Zähnen und verzehrte schließlich unter Zuhülfenahme einiger Schlucke Bier das Pulver. Dieser widerliche Versuch hatte eine Anzahl Gäste herbeigelockt, die sich in lauten Beifallszeichen für den „Künstler" gefielen. Das machte den übrigens angetrunkenen Menschen noch verwegener. Er wiederholte das Kunststück, aber wohl weniger vorsichtig, denn plötzlich stand er auf und bat, ihm eine Droschke zu holen; ihm sei ein ganzes Stück Glas, das wahrscheinlich abgesprungen, in die Kehle gerutscht, und die Schärfe desselben verursache im arge Schmerzen. Man fuhr den Unvorsichtigen zu einem Arzt, der seinen sofortigen Transport in seine Wohnung anordnete und nach der Lage der Sache mit Wahrscheinlichkeit die schwersten Folgen in Aussicht stellt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **133.** Mittwoch, 17. Dezember **1873.**

Die Braut des Verbannten.

Erzählung von R. v. Hof.

(Fortsetzung.)

Anna trocknete schweigend eine Thräne, indeß ihr Gatte nach Ruhe rang, um in seinem Trauerberichte fortfahren zu können:

„Meine Mutter überlebte das nicht lange; ich stand allein in einer fremden Welt, mit der ich wenig verkehrt hatte und für die ich in viel zu großer Zurückgezogenheit aufgewachsen war, um sie richtig auffassen und durchschauen zu können. Mir blieb nichts, als eine jüngere Schwester, woran ich mich mit ganzer Seele hätte anschließen können. Sie war fast noch Kind, aber eben, daß ich nahezu Vaterstelle an ihr vertrat, das machte sie mir um so lieber, zudem war sie ein Kind von gar lieblichem Gemüth. — Gott', wie habe ich sie geliebt, bewacht, behütet. Ich sah auf sie wie auf ein von meinem Gott anvertrautes Kleinod, ein Pfand, welches mir die geliebten Eltern zurückgelassen hatten, und welches ich einst in ihre Hände wieder abliefern sollte."

Das Befremden in Anna's Blick und Miene verkündete deutlich, daß sie von dieser Schwester nie gehört, mit Spannung sah sie in ihres Gatten Antlitz, dieser fuhr nach einigem Schweigen fort:

„Don Rosas hatte einen jüngeren Bruder von sehr einschmeichelndem Wesen und einer einnehmenden Gestalt. — Wer kennt die Künste, die er gebraucht haben mag, um sich in das Herz des jungen Mädchens hinein zu stehlen? Genug, es gelang ihm, sie für sich zu gewinnen. Ich bat, ich warnte, seinen Reden nicht zu trauen nach dem falschen Schein seines Wesens. Ich suchte sie zu trennen, umsonst! Umsonst, sie floh mit ihm und — mit dem Vatermörder!"

Als Dellbrück nach einiger Zeit fortfuhr, war seine Stimme unbewegt, aber er sprach jetzt in einem herben bittern Tone.

„Wo sie geblieben? Ich habe es nie zu erforschen gesucht, aber später erfuhr ich, daß der ältere Rosas gestorben, noch ehe sie zu Schiffe gegangen, indeß der jüngere, mit dem sie entflohen, war doch immerhin des Vatermörders Bruder: Grund genug, ihn zu fliehen, statt mit ihm zu fliehen.

„Paris, der Ort, wo ich so viel gelitten, so viel verloren, wurde mir jetzt gründlich zuwider, ich verließ es, ich suchte jede Erinnerung an diese verhaßte Thatsache von mir abzustreifen, sogar bis auf meinen Namen hin, den Namen, den auch sie getragen, aber geschändet hatte. Meine Vorfahren hießen, wie Du weißt, Hildebrandt von Dellbrück, nach dem Ort in Pommern, aus dem sie stammten. Dieser Familiensitz war längst zu Grunde gegangen, aber ich nahm den Namen desselben an und übergab den Hildebrandt der Vergessenheit.

„Hier an den waldumwogten Ufern des Rheins, in der alten Stadt Köln, hier in diesem kleinen Thale auf heimathlicher, deutscher Erde, dem heiligen Grunde, wo Treu und Glaube noch nicht ausgestorben, hier „grünte Hoffnungsglück" auf's Neue für mich empor, hier fand ich Dich, meine Anna, Du theures Weib, mein Trost in Thränen, mein Sonnenschein im Glück, mein Gottessegen bei all' meinem Thun und Lassen."

„Hab' Dank, hab' Dank, Thomas, für diese Worte," flüsterte Anna, seine Hand ergreifend, dann deutete sie auf einen Kahn im Rhein, welcher eben anlandete und sprach froh:

„Doch sieh', geschaukelt von des Rheines grünen Wellen, seiner Wiege, naht dort unser Sohn Max, das höchste Gut und Glück, das uns beschieden. Ich eile ihm entgegen, um zu erfahren, welche neue Nachricht aus der bewegten Stadt er uns mitbringt."

Sie entfernte sich, indem sie dem Sohne

Digitized by Google

durch das Haus entgegenschritt. Thomas verfiel wieder seinem Sinnen, und hielt den Blick so starr auf eine Stelle geheftet, als ob er einen Geist vor sich erblicke, dabei murmelte er:

„Ja, und doch verdrängt auch nicht das Glück von heute Dein Bild. Da stehst Du wieder vor mir, umstrahlt vom rosenfarbenen Frühlingswetter der lieblichsten Jugend, — hold und schön und rein wie die Rosenknospe, die sich am Morgen öffnet! So stehst Du vor mir, noch nicht von Leidenschaft erfaßt, noch mit dem unschuldsvollen Kindeslächeln, dieser Engelsmine! Und ach, Du fielest so tief, so tief. Dem Vatermörder folgtest Du, verleitet von den Herzens wilden Wünschen. — Wo weilst Du jetzt? Lebst Du noch? Ich möchte es wissen! An meine Brust möchte ich Dich noch einmal drücken! Du fehltest schwer, doch Deine Jugend möchte Dir als Entschuldigung dienen, Du begriffest die That noch nicht, die Du verübtest, die Eltern hattest Du kaum gekannt, sie waren Dir nicht, was sie mir gewesen. — Ja, ich möchte Dich noch einmal wiedersehen, Dir vergeben, wenn es möglich, aber — wo weilst Du jetzt? Wer weiß, wer weiß!"

Im Begriff abermals seinem Sinnen zu verfallen, riß er sich plötzlich empor mit den Worten:

„War das nicht meines Sohnes Stimme?"

In diesem Augenblick rauschte ein Trupp französischer Soldaten am Garten vorüber, verworrene Reden tönten durcheinander, dann wieder hörte man deutlich den Ruf: „Greift ihn, greift ihn! Ergreift den Hochverräther!"

Gruppen von Bürgern bilden sich auf der nahen Landstraße, Thomas tritt an die Brüstung der Terrasse, auf welcher er steht, und beugt sich weit vor, um zu lauschen: er hört deutlich, wie man sagt:

„Der Dellbrück war es! Ein verwegener Bursche!"

Dann wieder theilen sich diese Gruppen und zerstreuen sich, der eine hier hin, der Andere dort hin, wie Leute zu thun pflegen, welche es sorgfältig vermeiden wollen, Aufsehen zu erregen.

Thomas blieb in ängstlicher Spannung zurück, da stürzte Max athemlos durch die Hinterthüre des Gartens, welche zum Fluß führte, herein und rief:

„Vater, die Hunde waren dicht hinter mir auf meiner Fährte! Sie folgten mir auf der Verse nach!"

„Was gibt's? Du bist ganz außer Athem, Deine Kleidung ist in Unordnung! Was gibt es? Schreckliche Worte sind gefallen, man stellt Dir nach! Bist Du der Hochverräther, den man greifen will? Unbesonnener, was thatest Du?"

Max legte die Hand beruhigend auf seines Vaters Arm und sagte:

„Ich that, was Du auch gethan hättest, mein Vater, was jeder ehrenhafte Deutsche hätte thun müssen, wäre er an meiner Stelle gewesen."

„Nun und was ist das? Schnell zur Sache!"

„Ich durchstreifte mit einigen Freunden, wie Du weißt, Vater, die Straßen von Köln, um zu sehen, welche Stimmung herrsche. Wir treffen auf einen Haufen Franzosen, deren Blut von unseren Reben erhitzt, ihre Lobpreisungen des Kaisers immer feuriger werden läßt; ein Hoch ertönt nach dem andern. Wir ziehen schweigend mit gesenkten Häuptern vorüber, da stellt sich plötzlich Einer gerade vor mich hin und schreit mich an: nun bring' sogleich ein Hoch auf Deinen Kaiser aus! Nicht ich, war meine rasche Antwort. Doch, doch! rief er, gerade Du! Warte nur, ich will's Dich lehren, Bube! — Das war zu viel. Im Augenblicke lag er zu meinen Füßen und mit Donnerstimme rief ich ihm ins Ohr: Ein Hoch für Deinen Kaiser magst Du bringen! Doch ich? Nein, nun und nimmer! Dem Unterdrücker meines Vaterlandes ein Pereat! Ein Pereat aus voller Brust will ich ihm bringen!"

„Unglücklicher! — Dies rasende Beginnen bringt Dir den Tod!"

„Kann sein! Mag sein! Geschehen ist geschehen. Dem Drang des Augenblickes gehorchend, habe ich die Wahrheit, die todtbringende, ausgesprochen. Es blieb mir keine Wahl; der Feuerstein gibt Feuer, wenn ein Schlag ihn trifft."

Bei den letzten Worten stürzte Anna herein mit schreckensbleichem Gesicht:

„Was höre ich! Du schlugst den Sergeanten?" rief sie.

„Nein, Mutter, ich schlug Niemanden. Den Soldaten warf ich nieder, der mich zwingen wollte, Verrath an Treu und Wahrheit zu

Digitized by Google

üben, der mich einen Buben nannte."

„Schlimm, sehr schlimm! O Sohn, Du bist verloren! Mein Max, ich sehe keine Rettung für Dich" So rief die arme Frau verzweiflungsvoll und hing sich an ihres theuren Sohnes Hals.

Er machte sich sanft los und sagte mit sichtlicher Rührung:

„O, weine nicht, Du liebe Mutter, ich bitte Dich! Sonst reute mich am Ende noch, was ich gethan. Doch nein, nein, es konnte ja nicht anders sein. Die Brust war mir schon zum Zerspringen voll von Kummer über des Vaterlandes tiefen Fall und nun noch diese Zumuthung voll Hohn und Spott! Ist es nicht schon genug, daß wir die Schmach ertragen, ein fremdes Joch zu dulden und zu dulden, obschon die Seele in den Zügel knirscht! Den stolzen Nacken, der einst kein anderes Urtheil über sich erkannt, als das des deutschen Kaisers: des Herrn der Welt von damals, der beugt sich jetzt dem Erbfeind unseres Deutschlands! Der Franke gönnte nie dem Deutschen Ruhm und Ehre; er nahm uns Land und Leute, Ruhm und Ehre! Will er auch noch das deutsche Herz aus unserer Brust uns reißen? Der Vaterlandsliebe heilige Flamme, muß er sie auch noch ersticken wollen? Er geht so weit, uns zu befehlen, den Kaiser hoch zu ehren und zu lieben! — Den Tyrannen! Den Fuß hat er uns auf das Haupt gesetzt, und dafür soll ich ihm ein Hoch ausbringen?"

„Sei ruhig, Max, besinne Dich! Der leere Schall von Worten ändert nichts. Du bist ein Knabe, dem noch der Flaum der Jugend um die Wange weht, lerne denn zuerst vor allen Dingen — Schweigen! Unberufen redest Du, während Greise ihre Zunge weise hüten!"

So sprach Thomas ernst, fast verweisend, aber der feurige, thatkräftige Jüngling nahm sofort wieder das Wort:

„Laß' Greise schweigen, Vater, aber erlaube, daß die Jugend rede, zum Waffentanz mit Flammenzungen lade. Die kluge Vorsicht und das weise Schweigen, es ist des Alters Sache, der Jugend ziemt das rasche Wort der Wahrheit, das zu That entzündet und begeistert, Sieg und Freiheit schafft!"

Max wurde hingerissen von der Gewalt seiner eigenen Worte, er vergaß seine Lage, die Gefahr, die ihm drohte; nicht so seine Eltern. Das Mutterauge hatte wachsam umher geschaut und eine gebückte Gestalt entdeckt, welche sich verstohlen dem Garten entlang geschlichen. Aengstlich dringend bat sie:

„Verbirg' Dich schnell, mein Max, es droht Gefahr, dessen bin ich ganz gewiß, ich sah einen schwarzen Schatten an der Gartenmauer hingleiten. O Max, verbirg' Dich, man kommt, Dich hier zu suchen, man findet Dich und — wenn sie Dich einmal haben, bist Du uns verloren. Rache wird man an Dir nehmen —"

„Beruhige Dich, Mutter; ängstlich und feige mich verkriechen, das kann ich nicht, aber glaube mir, die Gefahr ist auch so groß nicht als Du denkst."

„Verbirg' Dich nur bis die gereizte Stimmung, die Du hervorgerufen, einer kühleren Ueberlegung und Anschauungsweise gewichen sein wird!"

„Nein nimmermehr! verlange Alles, was Du willst von mir, nur das nicht!"

„Folge Deiner Mutter weisem Urtheil, oder Du stürzest uns ins Unglück," so ermahnte Thomas von Dellbrück.

„Wie! Euch? Euch stürze ich ins Unglück!" rief der Sohn erschrocken.

„Welche Frage Max!" schaltete die Mutter in vorwurfsvollem Tone ein. „Deine Freiheit, vielleicht Dein Leben ist bedroht, und Du fragst, ob Du uns dadurch Unglück bringst."

„Vergib' mir, liebe Mutter, aber verbanne auch die allzu bange Sorge. Sieh', die Festlichkeiten von heute verhindern die Nachstellung und morgen ist die Kleinigkeit vergessen."

Thomas neigte verneinend das Haupt, nach dem Rhein hin zeigend, sprach er mit Bestimmtheit:

„Du täuschest Dich. Sieh' nur jene dunklen Gruppen am Rheine. Man sucht Dich dort; für den Moment war Deine Spur verloren, denn ich hörte eine Stimme sagen: greift ihn und der Entfliehende warst Du nicht. Jetzt aber folgen sie auf's Neue Deiner Fährte, der Troß schwärmte schon vorhin am Garten vorüber, jetzt richten sich ihre Bewegungen nach diesem Punkt, auf dem wir stehen."

Anna, von immer größerer Angst gequält, bat dringend, man möge in das Haus treten, da die große Helle Jeden auch aus der Ferne sichtbar und erkennbar mache.

Digitized by Google

Thomas theilte ihre Ansicht und sie wurde daher befolgt.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihnen geschlossen, als sich die gebückte Gestalt, welche dem scharfblickenden Mutterauge nicht entgangen war, zu ihrer ganzen Höhe aufrichtete, sie schaute prüfend um sich und redete bald darauf einen Vorübergehenden an:

„Nun Petermann, haben sie die Spur wieder aufgefunden?“

Petermann verneinte kopfschüttelnd. der Andere fuhr fort:

„Da haben wir es nun, der Vogel ist davon geflogen.“

„Ja, Herr Morel, das wäre nicht unmöglich; ich sah wie er den Weg zur Stadt nahm, aber Sie bestanden darauf, ihn „bis hierher zu verfolgen. Indeß, der Dellbrück ist viel zu klug, sich hier versteckt zu halten, und wir verlieren nur Zeit, indem wir ihn hier vergeblich suchen.“

Der mit dem Namen Morel Angeredete war ohne Zweifel ein Franzoje, seiner Aussage nach zu urtheilen, und sein Diensteifer vermuthlich ein größerer, als der „des deutschen Petermann, denn er bestand abermals darauf, hier gründlich nachzusuchen, da man einmal zur Stelle sei und nichts zu versäumen habe.

Petermann sagte gelassen: „Nun, suchen wir, ich habe nichts dawider. Fangen wir den jungen Adler nicht, so begnügen wir uns einstweilen mit dem alten, der überdies leichter zu fangen sein wird.“

„Nein,“ fiel Morel lebhaft ein, „den fangen wir nicht, denn der Alte ist ein Träumer, der Niemandem schadet. Nehmen wir ihn gefangen, so belasten wir den Staat mit einem Manne, der unbefangen seine Steuern zahlt. Aber der Junge, der ist gefährlich, den muß und will ich haben, koste es, was es wolle.“

Dabei schaute er mit Vorsicht durch die Spalte in einem Fensterladen und berichtete:

„Ich sehe dort den Alten in Gedanken verloren stehen. Dieser ist so recht der deutsche Träumer und wird es auch ewig bleiben. Der Junge ist das Vorbild deutscher Zukunft; der Geist — aus einer Mährenwelt erwacht — erwacht zu Thaten, statt zu Worten; dazu die zähe Kraft, die dem Germanen innewohnt. Thatkraft und Ausdauer, das sind die große Eigenschaften des großen Friedrichs, die i seinem Volk im Tode vererbt, vielmehr dur welche er in seinem Volk unsterblich fortlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Neulich spät Abends) tritt ein He in langem, feinem Ueberzieher und hoh Stulpstiefeln in eine Weinstube in Berlin u läßt sich vom Besten auftragen und all trefflich schmecken, nur mit dem Bezahlen d Zeche von 10 Thalern haperte es, der G hatte kein Geld. Dann belieben Sie Ihr Ueberzieher als Pfand da zu lassen, sagte d Wirth. — Ist unmöglich, in Hembärme kann ich nicht nach Hause gehen, sagte d Gast, eher noch lasse ich die Hose als Pfan der lange Rock und die hohen Stiefeln deck das ganze Deficit. — So geschahs unter de ~~Gelächter der Gäste.~~ Der Gast zieht ab u beehrt einen nahen Gasthof mit seiner Ei kehr; er ist müde und läßt sich sofort e Zimmer geben. Andern Morgens klingel er heftig und immer heftiger: Wo ist mei Hose? — Ihre Hose? — Nun ja, ich b doch nicht ohne Hose gekommen. Der Wir erschrickt, es ist ein fataler Fall, sein R steht auf dem Spiele, er bezahlt für die He 10 Thlr. und 10 Thlr. für das Geld, d in der Hose gesteckt haben soll, und bittet d Fremden um reinen Mund. Der hat il aber nicht gehalten.

Schlimme Winde haben den Fischern Yarmouth großen Vortheil gebracht, inde der Häringsfang während der letzten Stürm enorm war. Der Ertrag einer Woche bel sich auf 32 Mill. Häringe von vorzüglich Qualität. Auch der Fang in Lowestoft w in diesem Jahre gut, man berechnet, daß der letzten Woche 18 Mill. Häringe im H fen gelandet wurden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. **134.** Sonntag, 21. Dezember **1873.**

Die Braut des Verbannten.

Erzählung von R. v. Hof.

(Fortsetzung.)

Morel unterbrach hier seine Betrachtung, welche Petermann als höchst langweilig erklärte und unschlichdas Haus leise und behende wie eine Katze.

Petermann begann zu murren, daß man die Zeit also vergeude, und meinte, wenn die Zukunft Gefahren brächte, so werde sie auch Rettungsmittel bringen, jede Zeit habe ihre Noth, ihre Hülfe, Thorheit sei's, die Zukunft schon in der Gegenwart heilen zu wollen.

Morel entgegnete: „Du sprichst wie Du es verstehst. Im Schooße der Gegenwart gerade ruht der Funke! Wehe uns, wenn ihn die Zukunft auffacht und er sich lodernd zur hellen Flamme gestaltet, wenn er um sich greift mit des Feuers Allgewalten, dann ist selbst des größten Kaisers Reich nicht sicher! Darum gilt es, der Gegenwart den Funken zu entreißen."

Bei den letzen Worten probirte er leise die innen verriegelte Thür des Hauses, und machte mit listiger Miene die Geberde des Gefangennehmens. Als er hörte, daß sich etwas regte, rief er schlau, als habe er die Thür ganz unbefangen und ohne Nebenabsichten probirt:

„Ist die Thür verschlossen? Niemand zu Hause?"

Ein Bedienter erschien mit dem Licht hinter dem Thürfensterchen des Portiers und fragte:

„Jemand da? Was steht zu Befehl, meine Herren?"

Morel erwiderte: „Gehen Sie und melden Sie uns Ihrem Herrn!„

„Sogleich! Herr Max von Dellbrück ist zur Stadt, aber der alte Herr sind zu Hause.

Petermann erwartete nur, daß sich der Bediente entfernt habe, dann bemerkte er, daß er es viel zweckdienlicher fände, sofort unangemeldet in das Haus einzutreten, aber Morel wehrte ab und behauptete, das hieße ja nur ihre Stellung sofort verrathen.

Thomas von Dellbrück machte dem Wortstreit ein Ende, indem er unter der Thür erschien. Das Würdevolle seiner Persönlichkeit imponirte sichtlich. Höflich, aber kalt und gemessen sprach er:

„Meine Herren, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen —"

Morel faßte sich zuerst wieder und unterbrach ihn mit den Worten:

„Wir suchen ihren Sohn, Herrn Max von Dellbrück, in wichtigen Geschäften."

Noch ehe Thomas antworten konnte, wurde Aller Aufmerksamkeit auf eine Stimme gerichtet, welche unmittelbar beim Garten ausrief:

„Hier ist er, hier! Wir haben ihn, den Thäter! Nur schnell hierher."

Thomas hatte mechanisch den Blick dorthin gewendet, indem ein Eifeschauer durch seine Glieder ging. Petermann sah auf Morel, als wolle er sagen: Habe ich nun nicht Recht; wir vergeuden hier unsere Zeit, indeß andere den Fisch fangen. Sogar Morel wurde unsicher.

Petermann, der eigentlich dem älteren Morel untergeordnet war, ließ sich jetzt nicht länger abhalten, einen Zug auf eigene Faust zu thun. Er lief bis an das Ende des Gartens und rief zurück:

„Dort läuft er hin, ich sehe ihn deutlich in der Ferne. O, wir verlieren Alles durch unser Zaudern; im Hause ist er nicht."

Thomas fragte mit Befremden:

„Was soll dies Alles, was bedeuten diese Reden?"

Morel erwiderte mit starker Betonung:

„Herr, wir suchen einen Hochverräther!"

„Und darf ich fragen, was Sie berechtigt, ihn in meinem Eigenthum zu suchen?"

Morel schlug seinen Frack auf der Brust zurück und ließ Dellbrück das Zeichen der geheimen Polizei sehen, indem er versetzte:

Digitized by Google

„Dies Zeichen, mein Herr!“

Petermann kehrte jetzt keuchend zurück und rief nur noch im Vorbeilaufen:

„Sie haben ihn, ich eile sie zu treffen! Wenn Sie noch bleiben wollen? Nach Belieben! Ich —“

Die letzten Worte wurden schon außerhalb des Gartens gesprochen, und man hörte sie nicht mehr.

Jetzt ertönten andere Stimmen auf der Straße, näher nach dem Fluß hin. Man hörte deutlich: „Zu Hülfe! Schnell zu Hülfe! Er entkommt uns!“

Ein Tumult entstand, man konnte entdecken, wie in der dunklen Gruppe ein Ringen stattfand. Hin und her wogte der Streit. Petermann, der fast zur Stelle war, rief zurück:

„Die Uebelthäter werden unterstützt, sie sind in der Mehrzahl. Zu Hülfe! Zu Hülfe!“

„Jetzt muß ich fort!“ sagte Morel, nahm rasch Abschied und eilte auch sogleich der dunkeln, kämpfenden Gruppe zu.

Kaum war er hinweg, da stürzte Anna schreckensblaß und zitternd aus dem Hause. Thomas der wie gelähmt gestanden hatte, ermannte sich, drängte sie ins Haus zurück und sagte:

„Jetzt gilt kein Zaudern mehr. Jetzt heißt es fliehen. Fliehen so schnell die Füße tragen wollen!“

„Sie sind auf falscher Fährte, Vater!“ versicherte Max. „Ich sah, als ich hierher eilte, daß zwei Bürger sich im Zank verwundet hatten, man verfolgt sie, ihrer blutigen Fährte nachspürend.“

„Genug, genug!“ gebot der Vater. „Du darfst jetzt keinen Augenblick verlieren!“

Dabei drängte er Sohn und Gattin vom Hausflur in sein Zimmer, öffnete sein Bureau, nahm Wechsel heraus, händigte sie Max ein und sagte:

„Nimm' diese Werthpapiere!“

Anna unterbrach ihn mit den Worten: „Ich packe noch das Nöthigste in Hast zusammen!“

„Nein, nein, kein Aufschub! An jedem Augenblick hängt Leben und Tod. Entdeckt man erst die Täuschung, so kehren jene Diener der geheimen Polizei hierher zurück und dann gibt's keine zweite Täuschung, die uns rettet.“

Anna hatte sich bei den Worten „Leben oder Tod“ schluchzend an ihres Sohnes Brust geworfen, und wollte ihn nicht fortlassen. Auch in Max Augen hingen Thränen. Thomas trennte sie ernst.

„Wollt Ihr die Rettungszeit entfliehen lassen! Schnell Max, birg diese Wechsel in Deinem Taschenbuch, nimm' den Weg zum Rhein durch den versteckten Nebengang, wie Du gekommen. Setz' weiter oben über den Fluß, und suche noch die Nacht den Rhein hinab zu kommen so weit Du kannst. Du siehst durch Holland, zu London weißt Du, bis ich Dir neue Wechsel sende.“

Anna stürzte aus dem Zimmer, sie wollte noch ein Kleinod suchen, das sie dem geliebten Sohne mit auf den Weg in die Ferne geben könnte.

Max, welcher keinen Augenblick in Furcht gerieth, wandte sich an seinen Vater mit den Worten:

„In London weile ich nicht länger, als gerade nöthig. Vater, ein lang gehegter Wunsch drängt sich mir in diesem Augenblicke auf die Lippen. Amerika ist meine Sehnsucht? Nur um der Mutter willen schwieg ich!“

„Dein Sehnen ist ein thörichtes. Du thätest besser weit besser, in England zu verweilen.“

„Mich treibt der Geist! Ein inniges Verlangen zieht mich zum Land der Freiheit hin. O, laß mich ziehen, laß das Land mich schauen, das Volk, welches kühn und fest die fremden Fesseln brach und —“

„Und,“ unterbrach ihn der Vater, „seine Freiheit nützt, um Sklaverei und Menschenhandel frei zu üben!“

Max ließ sich durch diesen Einwurf nicht beirren. Seine junge Seele war in dem einen Gedanken, sein heiß geliebtes Vaterland von der Fremdherrschaft befreit zu sehen, erglüht. Das war sein Denken, Trachten, Ziel, der Gegenstand seiner Träume, seiner Wünsche, seiner Pläne. Er kam darauf zurück mit den Worten:

„Das fremde Joch hat jenes Volk zerbrochen! Zerreiß auch Du mein Deutschland Deine Bande!“

Vater und Sohn waren jetzt aus dem Hause getreten. Rasch eilte Max auf die Trikolore zu, erfaßte sie, riß sie mit starker Hand herunter, setzte den Fuß darauf, indem er sie zu Boden warf und rief:

„Herunter mit dem fremden Farbenspiel.

Digitized by Google

Schwarz-Weiß soll wieder an der Stelle walten! Die Zeit wird kommen, wo sich Alles umgestaltet, wo es wieder werden wird, wie es einst war! Nein! nicht wie es war; ein vielbeköpftes Unding, welches stets zugleich mit vielen Stimmen redet, so daß kein einziges weises Wort zur Geltung kommen kann; welches, stets sich untereinander befehdend, niemals zugleich die tapfern Degen ziehen mag, um gesammt zu rechter Zeit dem Feinde zu wehren, ihn zu besiegen! — Nein, ein solches Deutschland wird und soll nicht wiederkehren. Ein großes Ganzes, in sich einig, kräftig, fest verbunden; nach Außen stark, angesehen und mächtig soll es sein. Es leuchte allen andern Reichen vor! Im Geiste sehe ich seine Flagge auf allen Meeren wallen, welche Schiffe durchfurchen! — Und Preußen wird es sein, welches Deutschland also umgestaltet; seine Farben sollen ihm, dem theuren deutschen Vaterlande, den Sieg erringen; — das Schicksal zwingen, ihm den Ruhm zurückzugeben und seinem stolzen Aar zum höchsten Flug die kühnen Schwingen leihen!"

(Fortsetzung folgt.)

Hirtenbrief des altkatholischen Bischofs Dr. Reinkens.

Bischof J. H. Reinkens entbietet in einem neuen Hirtenbriefe „den im alten katholischen Glauben verharrenden Priestern und Laien des Deutschen Reiches Gruß in dem Herrn" und bespricht „amtlich" die Encyklica des römischen Papstes Pius IX. vom 21. November ds. Js. (Auszug in der heutigen Nummer des Pfälzer.) Dieser Hirtenbrief giebt — unter kritischer Beleuchtung — einen kurzen Ueberblick über den gesammten Inhalt jener Encyklica. In Bezug auf die preußischen kirchen-politischen Gesetze sich beziehenden Theile der Encyklica heißt es:

„Der Papst behauptet, die kirchen-politischen Gesetze in Preußen zielten auf den totalen Ruin der katholischen Kirche ab. Denn er schreibt: „Damit nichts fehle, wodurch die katholische Kirche gänzlich (penitus) unterdrückt werde"; und wiederum: „Die neuen Gesetze haben den Zweck, zu bewirken, daß sie nicht mehr existiren könne." Und er nennt sie „höchst grausam". Aber die gefeierten Kaiser Konstantin der Große, Justinian und Karl der Große haben nach allen Richtungen hin mehr Rechte, als diese Gesetze dem Staate wahren, über den Clerus und über die Bischöfe ausgeübt, und selbst die römischen Bischöfe fanden darin keine Gefahr für die Existenz der katholischen Kirche. Auch sind die meisten und weitgehendsten dieser Rechte von den Päpsten selbst wiederholt in verschiedenen Ländern den Staatsregierungen zugestanden worden, und die Kirche ist darüber nicht untergegangen. Der Vergleich mit der Verfolgung unter den heidnischen Kaisern, welche nicht die Namen der anzustellenden Geistlichen erfahren wollten, um zu wissen, wem sie Rechte und Privilegien einräumten, sondern die Verläugnung des Namens Jesu und Götzenopfer forderten, ist unpassend. Die Encyklica mißversteht es auch, wenn der Staat souverain in der Gesetzgebung auf seinem Gebiete zu sein verlangt. Das heißt nicht, die staatlichen Gesetze seien überhaupt „die höchste Gewissensnorm", wie das Rundschreiben vorgibt. Es erregt Verwunderung, wenn der Papst sich rühmt, daß er mit seinen Bischöfen stets die Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit im Paulinischen Geiste hochhalte, da er doch gleichsam mit demselben Athem die wichtigsten Gesetze unter dem Vorwande, sie seien gegen Gottes Gebot, mit heftigen Worten verdammt, für null und nichtig und unverbindlich im Gewissen erklärt und somit die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbindet, ja, die Gesetzesübertreter ermuntert und mit den Bekennern und Martyrern vergleicht! Furchtlos stehen freilich diesmal die Regierungen dem gegenüber. Das Bewußtsein, eine sittliche Idee in der göttlichen Weltordnung zu repräsentiren, zeigt ihnen ihre Pflicht, und die Geschichte macht sie unerschrocken. Der gefürchtetste und irdisch-glänzendste Papst, den es je gegeben — Innocenz III. —, verwarf die englische Magna Charta, verdammte sie, beschwor Himmel und Erde dagegen, schlug sie auch nieder mit Bann und Interdict: aber sie ging nicht unter, sie machte das Volk Englands groß, und dieses hat das Christenthum nicht verloren. Innocenz X. hat durch die Bulle Zelus Domus Dei in allem Zorn den Westfälischen Frieden bezüglich der nach

Digitized by Google

seiner Ansicht der Kirche widersprechenden oder schädlichen Bestimmungen verworfen und für durchaus nichtig erklärt, so daß er ohne allen Einfluß und ohne Wirkung sein sollte für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; noch im Jahre 1789 versicherte Papst Pius VI. den deutschen Erzbischöfen, daß die Kirche jenen Frieden niemals genehmigt habe — und siehe da! die gegenwärtigen deutschen Bischöfe, welche nunmehr so Eins sind mit dem Papste, daß dieser sie betrachtet als „ein Schauspiel für die Welt, für die Engel und für die Menschen, bewaffnet mit dem Panzer der katholischen Wahrheit," — sie haben am 20. Septbr. 1872 in einer offiziellen Denkschrift ihre vermeintlichen Rechte gegen und über die Gesetze hergeleitet aus eben demselben Westfälischen Frieden, in welchem sie den unverrückbaren religiös-kirchlichen Rechtszustand Deutschlands anerkennen, d. h. also alle seine kirchenpolitischen Bestimmungen, welche die Päpste mehr als zwei Jahrhunderte hindurch so eifrig verdammten! Und noch mehr. Pius IX. hat am 22. Juni 1868 die österreichischen Staatsgrundgesetze als abscheulich und als einen in der That unaussprechlichen Gräuel verurtheilt und für ungiltig und nichtig erklärt, unter Drohungen gegen Alle, die dazu mitgewirkt, und im Jahre 1873 hat derselbe Papst, um den Minister Stremayr in seiner staatsmännischen Klugheit zu besiegen, den Jesuiten zu Innsbruck erlaubt, sich durch einen Revers zu verpflichten, den abscheulichen, unaussprechlich gräuelhaften Gesetzen den Gehorsamseid zu leisten."

(Fortsetzung folgt.)

Junggesellenlied.

Seid lustig, Kameraden,
Wir sein noch jung frisch Blut.
Wir dürfen singen, trinken
Und auch den Mädchen winken,
Das steht uns alles gut.

Wir sein noch jung an Jahren;
Die Welt ist wunderschön;
Der Himmel hängt voll Geigen,
Die Mädchen voller Reigen,
Wenn sie uns lustig seh'n.

Gar Mancher macht sich Kummer,
Und jammert still und laut.
Es macht ihm Müh' und Sorgen,
Sein Mädchen bleibt verborgen,
Wenn er zum Fenster schaut.

Das stört nicht unsern Frieden,
Und trübt nicht unser Glück.
Es bleibt uns Trost im Leiden,
Wo uns die Mädchen meiden,
Da treten wir zurück.

So war's vor alten Zeiten,
Ist jetzt noch ebenso.
Nahn' wir mit unsern Küssen,
Und 's Mädchen will's nicht wissen,
Dann ist ein and're froh.

Drum laßt uns, Kameraden,
Stets froh und lustig sein.
Bei diesem kehrt zur Freude
Ein liebes Weibchen heute,
Bei jenem morgen, ein.

Bl.

D . . . . . .

Verschiedenes.

Köln, 13. Dez. In der vorgestrigen Sitzung des Polizeigerichts kam die Sache wegen des vor einigen Wochen in der Follerstraße bei Gelegenheit der Ertheilung der letzten Oelung an einen hiesigen Altkatholiken erregten Straßentumultes und der gleicher Zeit stattgehabten Beleidigung eines altkatholischen Priesters zur Verhandlung. Von vier Vorgeladenen, drei Mannspersonen und einer Dame wurden zwei der ersteren mit je 4 Wochen, der dritte mit 7 Tagen, und die vom zarten Geschlecht mit 14 Tagen Gefängniß bestraft. Der fünfte Beschuldigte, ein Knabe, wurde freigesprochen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 135. Mittwoch, 24. Dezember 1873.

Die Braut des Verbannten.

Erzählung von A. v. Hof.

(Fortsetzung.)

Thomas, welcher den Strom dieser begeisterten Worte mit stummem Staunen zugehört hatte, war doch nüchtern genug geblieben, sich bei der ersten Pause, die Max eintreten ließ, an die Lage zu erinnern, in welcher sie sich befanden; erschrocken rief er aus:

„Du bist von Sinnen, Knabe! Wie ist Dir denn zu Muthe? Komm' zu Dir selbst, gedenke der Gefahr! Bedenke, daß man Dich als Hochverräther anklagt, verfolgt, daß Tod und Leben in der Wagschale liegen!"

Max aber war noch nicht wieder in die Gegenwart zurückgekehrt, sein entzücktes Auge erschaute noch sein ideales Deutschland, und nur allmählig vermochte er es, dem Herzen zu gebieten.

„O Vater!" rief er aus, und sein kindliches Antlitz strahlte von Hoffnung und Freude, „o Vater! laß mich! Laß mich sterben; ich werde ja vom Jenseits schauen, wie über unsern deutschen Gauen die Sonne der Freiheit, der Einheit aufgegangen."

Anna flog jetzt in ihres Sohnes Arme, drückte ein Küßchen in seine Hände, bedeckte sein Gesicht mit Thränen und mit Küssen, und beschwor ihn, keinen Augenblick mehr zu verziehen.

Gleichzeitig tönte es vom Strome herauf: „Das ist der Rechte doch nicht, laßt ihn laufen! Nach dem Landhaus zu, dort hält er sich verborgen!"

Max trat mechanisch hinter ein Gebüsch von Rosen zurück und murmelte unbewußt:

„Das galt mir! Jetzt muß ich fort, denn noch verweilen, hieße mich ihren Händen überliefern, und dann — o, meine Mutter, weine nicht! Sieh, ich bin bereit zu fliehen, ich fliehe ja schon!"

Hastig warf er sich an seines Vaters Brust, riß seiner Mutter Hände stürmisch an sein Herz, dann wieder an seine heißen Lippen, seine thränenden Augen. — Zuletzt wandte er sich noch einmal dem Strome zu und rief, die Arme sehnsuchtsvoll nach ihm hinbreitend, aus:

„Lebe wohl, lebe wohl! du deutscher Strom mit deinem Rebenkranz, mit deinem goldenen Wein, mit deiner Sagenfülle. Du grüne Wiege deutscher Poesie! Du meines Deutschlands Stolz und Glück, der Gränze Hort! Lebe wohl, lebe wohl! Obschon ich fliehe, weile ich doch bei dir, obschon ich meinen Schritt zu fernen, fernen Ländern lenken muß, so weilt doch Herz und Geist bei dir und ewig nur bei dir!"

Die letzten Worte waren von Schluchzen fast erstickt. Die Eltern drängten den Sohn nach dem bedeckten Rebengang hin, welcher in vielfacher Windung nahe bis an das Ufer des Rheines führte, und wo er auslief, war es leicht, sich hinter Gebüsch und Häusern zu halten.

Während Max diesen Laubgang mit schnellem Schritt verfolgte, standen Thomas und Anna lauschend am Eingang, dem letzten Nachhall seines Schrittes horchend; als sie sich umwandten, sahen sie die beiden Agenten der geheimen Polizei auf den Garten zueilen, französische Soldaten zogen schreiend und drohend heran.

Viele Bürger sammelten sich auf der Landstraße, sie verhielten sich ruhig, anscheinend theilnahmlos, aber aus den Antworten, welche sie den Franzosen auf ihre Erklärung suchenden Fragen gaben, konnte Thomas doch deutlich erkennen, daß sie Partei für ihn nahmen.

Die Agenten durchstreiften das Haus, wobei ihnen selbstverständlich nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Soldaten durchschwärmten den Garten, verloren sich auch hier und da momentan im Rebengang,

Digitized by Google

da derselbe aber mit seinen sich vielfach verstrickenden Windungen oft auf einen freien Platz im Weinberge auslief und im Geranke und Gewebe der nächste Eingang nur mit Sicherheit von dem zu treffen war, welcher diesen Weg unzählige Mal bei Tag und auch bei Nacht gemacht, so blieben ihre Bemühungen fruchtlos.

Und während der suchende Schwarm die reizende Stille so durchwogte und durchtobte, dachte der fliehende Max wenig an die Gefahr, die ihn umgab, an die Carriere, die ihm also unterbrochen wurde. Vor seinem innern Auge stand das greise weinende Elternpaar und sein Herz zuckte im Trennungsschmerz von seinem Deutschland.

II.

Juanna.

Vor uns liegt ein schöner Platz New-Orleans. Er ist von nicht hohen, aber sehr eleganten, mitunter prächtigen Bauten umgeben, welche mit Blumen und Sträuchern, der Tropenwelt angehörend, reich geschmückt sind.

An dem Fenster gerade gegenüber sitzt ein junges Mädchen, der ideal schöne Kopf, von einer schwarzen Lockenfülle umwogt, wiegt sich auf ein paar Schultern, welche das Studium eines Künstlers ausmachen könnten. Die schlanke Hand von vollendeter Form ruht an der Stirn und die Nägel, welche schimmern wie Opale, sind vom Haar fast halb verdeckt. Der strahlende Blick des großen, dunkeln, wunderschönen Auges streift über den Platz hin. Er richtet sich mit süßem Verlangen nach der Blumenpracht in allen Farben der Erde, welche von schwarzen und weißen Verkäuferinnen ausgeboten werden.

„Kauft Blumen, Ladies! Schöne, frische, duftende Blumen! Blumen! Blumen!"

Dann wieder streift dieser glänzende Blick über die beweglichen Bande und Bilderladen, die ihren Kram mechanisch mit dem Schatten ziehen lassen. Dann wieder lächelt das dunkle Auge einer jungen Mulattin zu, welche im schön verzierten Korbe die „Gold-orange" unter Datteln und Feigen gemischt hat. Neben ihr, dieser Mulattin, an den Stamm eines blühenden Oleander gelehnt, steht ein Negerknabe, das krause, schwarze Wollhaar von einem rothen Bande zurückgehalten. Seine grellfarbige Blouse kontrastirt nicht übel mit der ebenholzfarbigen Haut. Auf dem Marmortischchen vor ihm befindet sich im Becken ein Fontainchen, welches zwischen Eisstücken empor perlt. Der Knabe ruft:

„Frisches Wasser! He, frisches Wasser! Eis, Eis, Eis! Limonade! Eiswasser! Limonade! Sir, ein Glas Eiswasser?" So redet er einen jungen Mann an, der, aus der Straße rechts heraustretend, den Blick sofort auf die junge Dame am Fenster richtet, und ihn so unverwandt dort haften läßt, daß er den Negerknaben mit seinem Eiswasser nicht einmal gewahrt.

Unglücklicher Weise kommt genau zur selben Zeit ein anderer junger Herr von Links, richtet ebenfalls den Blick sofort nach jenem Fenster und läßt ihn ebenfalls sofort mit derselben hartnäckigen Ausdauer dort haften, so daß Keiner von Beiden geradeaussehend, den Andern gewahrt hätte. Die Folge davon war, daß Beide mit heftigem Prall gegen einander anrannten, so daß sie mit einem unterdrückten Schrei zurückflogen.

„Ho, welch ein Stoß!" rief der von Rechts, „oh! au! meine armen Füße!"

„Wo haben Sie denn Seine Augen?" schrie der von Links, sich im Deutsch versuchend, welches er den andern sprechen hörte.

„Wo haben Sie denn Ihre Augen?" fragte der von Rechts. „Au, meine Füße, meine Füße! Meine Stirn und Nase!" Dabei hinkte er gar komisch umher, während ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Haut stand.

Der von Links rieb sich die Knie und ächzte, „ich habe mir die Rippen im Leibe verbrochen!"

„Sie haben sicherlich keinen Leichdorn," grollte der von Rechts.

„O bitte, Sir, ich habe deren zwei an meiner Stirn und eins an meinem Kinn!"

„Wie! ein Leichdorn an der Stirn?"

„Ja wohl, zwei wunder Flecken, Sir, die Ihr mir stießet," dabei befühlte er seine Gliedmaßen und begann das Fenster wieder ins Auge zu fassen.

„Ah so, zwei wunde Flecken!" wiederholte der von Rechts, und suchte dem Andern die Aussicht nach dem Fenster zu versperren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hirtenbrief des altkatholischen Bischofs Dr. Reinkens.

(Fortsetzung.)

Am ausführlichsten behandelt der Hirtenbrief natürlich „die grundlosen Angriffe gegen die vorvatikanische katholische Kirche, der wir dem Glauben der Väter getreuen Katholiken anzugehören in Gott uns freuen, der wir den Frieden mit unserm Gewissen verdanken, in welcher wir Hoffnung haben für das ewige Leben." Da heißt es denn:

„Die Anklage der „Lächerlichkeit" widerlegt sich durch den bitteren Ernst der Encyklica selbst. Wenn uns nun ferner „so viele ungeheuerliche Irrthümer (tot errores monstrosi) gegen die Hauptprinzipien des katholischen Glaubens" vorgeworfen werden, so bedauere ich, daß nicht ein einziger Irrthum genannt wird. Der Hauptprinzipien des katholischen Glaubens (praecipua catholicae fidei principia) sind aber, wie sie noch das Concil von Trient anerkannt hat zwei: das erste ist die Schriftauslegung nach dem christlichen Gemeingeiste aller Jahrhunderte und insbesondere nach der einstimmigen Auffassung der Väter, wo solche vorhanden ist; das zweite ist das berühmte katholische Traditionsprincip, welches Tertullian entwickelt und Vincenz von Lerin so deutlich gefaßt in den Worten: „was immer, was überall und was von Allen geglaubt worden", — nur dieses nämlich kann Dogma sein —; welches Traditionsprincip das Trienter Concil dann noch schärfer formulirt und Möhler so geistvoll erläutert hat. Diese Hauptprincipien des katholischen Glaubens hat der Papst im Jahre 1870 auf dem vatikanischen Concil unter Klagen und zu den Urkunden niedergelegten Protesten von mehr als hundert Bischöfen umgestoßen, mit Füßen getreten und hernach die Widerstrebenden wie eine willenlose Herde über die zertretenen hinweggetrieben. Denn gegen den Gesammtsinn der Kirche, nachweisbar wegen eines Zeitraumes von anderthalb Jahrtausend und im offenen Widerspruch gegen die übereinstimmende Deutung der Väter, hat er eine berühmte Schriftstelle (Luc. 22. 32), die von der persönlichen Bethätigung der Glaubensgesinnung des Apostels Petrus handelt, dahin verdreht, daß sie ein göttliches Privilegium für die Bischöfe von Rom weissage und enthalte, welches darin bestehe, daß diese unfehlbar und mühelos in Glaubens- und Sittenlehren nach eigener Gränzbestimmung alle Zeit und zu jeder Stunde, im Bewußtsein, die Universalhirten der ganzen Christenheit zu sein, die Wahrheit ohne die Zustimmung der Kirche zu sagen vermöchten! Und die Tradition, das andere Hauptprincip des katholischen Glaubens, verachtete er also, daß er sich selbst an ihre Stelle setzte, die Bischöfe der größten Diöcesen der Welt unter Protest vor der feierlichen Concilssitzung abreisen ließ und am 18. Juli 1870 dasjenige, was nach dem wiederholten Zeugnisse der gelehrtesten und mächtigsten Bischöfe weder immer noch auch in der Gegenwart überall und von Allen geglaubt wurde, zum Dogma erklärte. Erst nach Beseitigung dieser Hauptprincipien des katholischen Glaubens wurde es möglich, „die ungeheuerlichen Irrthümer" des 18. Juli 1870 auszusprechen und mit Gewalt den Christen aufzudrängen. Aber der Papst spricht auch von so vielen Sacrilegien, welche in unserm Gottesdienste verübt würden. Hätte er Gelegenheit unserm Gottesdienste beizuwohnen, er würde einer Andacht begegnen, wie er sie nie in St. Peter erlebt. Sacrilegium verübt nicht, wer, beharrend in der Wahrheit der Lehre Jesu Christi, am Altare steht. Paulus beging kein Sacrilegium in seinem Gottesdienste, weil er dem Petrus, da er zu tadeln war, indem er nicht festen Fußes nach der Wahrheit wandelte, ins Angesicht widerstand (Gal. 2, 11—14). Aber sacrilegisch stehen am Altare diejenigen, welche ihre Auctorität mißbrauchen, um durch Vorenthaltung der Sacramente und durch Nachtheil an der Habe und an der Ehre die Gläubigen zu zwingen, statt der Wahrheit die Lüge als Gottes Wort zu bekennen, und diejenigen, welche selbst am Altare mit dem Munde bekennen, was der innere Mensch verwirft. Freilich, die Lehre der römischen Curie ist eine andere. Während das ganze christliche Alterthum lehrte, daß die ungerecht verhängten Strafen der kirchlichen Oberen auf deren eigenes Haupt kommen, herrscht jetzt in der Hierarchie Roms das in der Bulle Unigenitus vom Jahre 1713 Geltung gebrachte unsittliche System, wonach der Untergebene, aus Furcht vor der angedrohten Excommunication, mit klarer Erkenntniß seine

Digitized by Google

Pflicht nicht erfüllen, d. h. Sünde thun und die erkannte Wahrheit Preis geben soll (num. 91 und 92). Danach hat man dann die gottesdienstliche Handlung jedes auch mit noch so himmelschreiendem Unrecht suspendirten oder excommunicirten Priesters für „sacrilegisch“ ausgegeben. Aber Gottes Wohlgefallen ist an die Behauptungen der römischen Curie nicht gebunden. Athanasius der Große fühlte seine priesterlichen Funktionen nicht gefesselt, als der Papst von Rom und gegen 600 Bischöfe ihn excommunicirten, weil er die Gottheit Christi nicht läugnen wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Weihnacht.

Lichtvoll strahlt die Zahl der Sterne
Nieder auf das Erdenrund;
Dort in ungemess'ner Ferne
Künden sie der Welten Bund.

Und du Mensch, der prüfend lauschet
Auf der Weltenkörper Stand,
Dem die Zeit vorüber rauschet
An des weisen Gottes Hand.

Willst du nicht dich Dem ergeben,
Der auch an der Sternenwelt
Und in stummer Schrift vom Leben
Zeugniß gibt, das Er erhält? —

Kennst du nicht die reine Liebe,
Die einst kam in stiller Nacht,
Und mit der Erbarmung Triebe
Uns die Weih-Nacht zugedacht?

Siehst du nicht das Leben lassen,
Den, der selbst das Leben ist?
Willst Du den nicht froh umfassen,
Dem du Ehre schuldig bist?

Finde dich in Dessen Willen,
Der die Weltenkugel trägt,
Und um unser Leid zu stillen,
An das Vaterherz uns legt!

r.

Ein Gleichniß.

Einst geriethen die Wahrheit, die Treue, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit mit einander in ehrlichen Streit, wie sehr sie auch als himmlische Schwestern sich liebten. Die letztere forderte flehentlich Hülfe für das Menschengeschlecht, welches hoffnungslos darniederlag, und den Ausweg aus selbstverschuldetem Elend nicht finden konnte. Die Gerechtigkeit aber fand sich nun bewogen, eine schwere Anklage zu stellen, und schloß dieselbe mit den Worten: Wer sich selbst verdirbt, muß auch den Schaden tragen. Da erhob auch die Wahrheit sich, und redete voll königlicher Hoheit: Wer die Lüge und den Irrthum lieber gehabt hat, als mich, und den Herrn der Wahrheit — wie soll diesem Geschlechte geholfen werden?

Nun trat eine Pause voll Stille ein, denn jede der Schwestern fühlte, daß keine von ihnen für sich allein stark genug sei, um das Elend der Menschen zu beschwichtigen, weil ihnen dazu die Macht und das Ansehen fehlte.

Nach tiefem Nachdenken ergriff sodann die bisher schweigsam gewesene Treue das Wort, schlug sich auf die Seite der Barmherzigkeit, welche schon kummervoll ihr Haupt gesenkt hatte, und sprach: Was auch von unserm Vater über ein Geschlecht verhängt ist, welches sich selbst ins Verderben stürzt, kann Niemand ändern; die Strafe folgt dem Unrecht auf dem Fuße nach, und du, Gerechtigkeit kannst beruhigt sein, daß du eben so wenig aufhören wirst, als die Wahrheit. Aber die Treue, welche aus dem Meere der Liebe und Wahrheit fließet, kann nicht gebrochen werden, nachdem sie so verheißungsvoll geworden ist. Darum wird die Barmherzigkeit so stark werden, daß Wahrheit und Friede sich küssen, und Gerechtigkeit und Treue nur einen um so vollern Gang durch die Welt nehmen. Da wurden die 4 Schwestern wieder einig und voll Erwartung des großen Rathschlusses, wie der Vater Hilfe bereiten und die Geburtsstunde zu neuem Leben geben werde. Sie kam und kommt stets aufs Neue zu Allen, welche Christfest halten.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 136. Sonntag, 28. Dezember 1873.

Die Braut des Verbannten.

Erzählung von R. v. Hof.

(Fortsetzung.)

Jetzt schauten sich Beide zum ersten Male an und der von Links schien betroffen, der von Rechts war zu sehr befangen, etwas Anderes zu gewahren, als — die Dame am Fenster.

„Ich glaube Sie zu kennen," hub der von Links wieder an. „Upon my word, ich habe Ihn schon gesehen."

Jetzt wurde auch der Andere aufmerksam und sagte nach einem prüfenden Blick: „Kann sein, kann sein."

„Ja, ja, zu Frankfurt auf der Main, es ist zwei Jahre!"

„Ganz recht, ich traf sie dort in einem Gasthof?"

„Ganz recht, ich war im Streit mit einigen Studenten. Er kam mir noch zu rechter Zeit zu Hülfe, sonst wahrlich —"

„Nun, das war selbstverständlich. Wo Einer gegen Zwei oder gar Drei bis Vier steht, da springt man dem schwächern Theil bei. Nicht mehr als Pflicht!"

Mit diesen Worten näherte er sich und suchte eine Stellung einzunehmen, wo er das Mädchen am Fenster gewahren konnte, und der Andere durch seine Person verhindert wurde, dorthin zu sehen.

„Sie haben meinen warmen Dank, Herr von Dellbrück? Nicht wahr, so hieß Er?" Dabei suchte er sich an Max vorzudrängen, um seinerseits wieder in Besitz der Aussicht zu gelangen.

Max antwortete ein wenig gereizt: „Ja, ja, und so heiße ich auch noch, und Sie, wenn ich fragen darf?"

„George Millford bin ich geheißen, Sir. — Ich sehe wohl, ich stehe hier im Wege. Nun, nun, ich räume gern das Feld für Ihn;" dabei deutete er mit Lächeln nach dem Fenster hin.

Max betrachtete den Sprecher mit einem Blick von Oben bis Unten, welcher nicht ganz frei von Mißtrauen war. George nahm wiederum das Wort:

„Ich liebe Ihn, Herr Dellbrück, und jener schöne Dame ist meine Liebe nicht. — Ich bin Ihm dankbar; und ein Briefkein, das ich freilich die schöne Dame zustellen wollte, übernahm ich nur aus Gefälligkeiten."

Max noch nicht recht überzeugt, fragte gedehnt:

„Ein Briefchen aus Gefälligkeit abgeben? Das heißt, Sie thun sich selbst damit einen Gefallen?"

„O nein, Er irrt, mein Nacken ist zu steif, sich unter ein Joch von schöner Hand zu beugen — Mich lockt nicht die Gefahr schwarzer Augen, mir habe ich ein anderes Ziel gesteckt, mich treibt ein anderes Streben."

Der junge Mann paussirte hier momentan und fuhr, da Max zu sehr mit seinem Fenster beschäftigt war, um ihn zum Weiterreden aufzufordern, nach einigen Sekunden von selbst fort, und zwar mit einem Ton des tiefsten Ernstes:

„Ich bin Missionar und der ferne Westen ist meine Sehnsucht, da wo die Gränze des Kulturstaates liegt, da treibt es mich hin."

„Der Brief ist also wirklich nicht von Ihnen selbst?" fragte Max nochmals.

„Nein, wie ich schon sagte: ich übernahm es, ihn zu übergeben aus Gefälligkeiten für Herrn Morentino, meinen Chef?"

„Ihren Chef? Der Missionar hat einen Chef?"

„Nun ja, ich arbeite auf dem Comptoir des Hauses Baulé. Es treibt Handel mit Indianern, und da ich solche kennen lernen will, trat ich dort ein. Nun trifft es sich so, daß ich der Dame kenne, welche Morentino liebt —"

„Sie kennen Sie!? O, Glücklichster auf Erden! Sie kennen Sie?"

„Nun ja. Ihr Vater ist Don Rosas, einer

Digitized by Google

der reichsten Pflanzer dieses Landes und unser Nachbar. Herrn Morentino bin ich weiter nicht verpflichtet, ich gebe ihm den Brief zurück und sage, ich fand die Zeit nicht, ihn zu überliefern. Nachher steh' ich zu Ihren Diensten; ich liebe Ihn und bin Ihm Dank schuldig."

„Was führte Sie hierher, Sir?" fragte George.

„Ich kam hierher, weil mich der tiefe Fall von meinem Vaterland nicht länger dort ließ," antwortete Max.

„Vaterland? Von welchem seiner Vaterländer spricht Er?"

„Von Deutschland!" war die rasche feste Antwort.

„Von Deutschland? Ah! — Wo ist denn Deutschland, bitte! Ich fragte einst einen Wiener, ob er ein Deutscher sei? Empört antwortete er: Nein, ich bin Oesterreicher; draußen in Deutschland sieht es halt anders aus als bei uns. In Frankreich sagte mir eine Deutschin: Hier bei uns, da seh'n Sie die reiche Leut', in Deutschland ist's nur ärmlich. Im Norden spricht man nur mit Verachtung von der Süden, und im Süden schmäht man auf der Norden."

„Nicht unwahr! Indeß Sie finden stets, daß wenn die Kinder eines Hauses erwachsen sind, so gibt es hier und da Zwiespalt und Uneinigkeit unter den Geschwistern, tritt aber ein Fremder dazwischen, und vergeht sich gegen ein Glied der Familie, so hält sofort das ganze Haus fest zusammen: der Feind des Einen wird sofort der Feind von Allen Die, welche vorher sich entzweit hatten, stehen jetzt „Alle für Einen und Einer für Alle!" Der Zwist ist vergessen, Eintracht waltet und lebend oder sterbend stehen sie zusammen!"

Max war bei dieser Auseinandersetzung, sein Deutschland betreffend, so in Feuer gerathen, daß er momentan selbst das Fenster außer Acht gelassen.

George legte die Hand auf seinen Arm und flüsterte:

„Die Damen promeniren. Sie werden sogleich wieder erscheinen und hier vorüber kommen; treten wir bei Seite."

Wirklich kam schon in diesem Augenblick ein Zug von jungen Mädchen neben einem Springbrunnen wieder zum Vorschein. Sie gingen zu Zwei und Zwei und waren von einer Lehrerin begleitet.

Diese tropischen Gestalten waren trotz ihrer großen Jugend, manche zählten nur elf bis zwölf Jahre, schon völlig entwickelt. Der Typus der Quadrone war vorherrschend unter ihnen. Diese sanfte Rundung der Formen, das überreiche dunkle Haar, welches bei den meisten in glänzenden Wellen wie ein Mantel frei über die schlanken Schultern herabfluthete. Was der Teint an Weiße zu wünschen übrig ließ, das ersetzte er reichlich durch seine zarte Frische, seine durchsichtige Feinheit und sammetartige Weiche. Es lag ein milder Flaum über dem Schmelz dieses glänzenden Kolorits, wie wir es bei den Iris- und Lilienarten unter den Blumen gewohnt sind zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Hirtenbrief des altkatholischen Bischofs Dr. Reinkens.

(Fortsetzung und Schluß.)

Weiterhin weist Bischof Reinkens die Angriffe zurück, welche die Encyklica gegen die Legitimität seiner Bischofswahl richtet: „Pius IX. bestreitet die Giltigkeit meiner Wahl. Ich antworte ihm, daß er in Bezug auf Legitimität nach Geist und Gesetz der alten katholischen Kirche, welche bedingungslos die Wahl durch Volk und Clerus forderte, nicht einmal seine eigene Wahl würde legitimiren können, da dieselbe durch Cardinäle geschah und diese selbst eine Erfindung sehr später Zeit sind. Wenn ich nun nach dem Geiste und dem Gesetze der alten Kirche gewählt bin, so kann der Umstand, daß gegen jenen Geist das positive Recht durch mancherlei Gewalt ein anderes geworden, vor dem Angesichte der Kirche die Legitimität meiner Wahl nicht in Frage stellen. Die bischöfl. Jurisdiction aber wird auf Grund der gesetzl. Wahl durch die Weihe wirksam, nicht aber durch einen von außen herzukommenden Jurisdictionsact eines „Bischofs der Bischöfe". Hierin habe ich noch das Concil von Trient auf meiner Seite. Der Papst aber behauptet, es sei „das Vollmaß von Unverschämtheit (ut nihil impudentiae deesset), daß ich mich habe von einem Jansenisten weihen lassen, den ich früher selbst

Digitized by Google

als einen von der Kirche abgefallenen Ketzer und Schismatiker betrachtet habe. Ich aber habe niemals den verehrungswürdigen Bischof Heykamp für einen Ketzer und Schismatiker gehalten. Lange bevor mich die erschütternde Wahl getroffen, hatte ich mich überzeugt, daß die von Rom nach unumstößlichen Urkunden so schwer mißhandelte Utrechter Kirche dem Jansenismus nicht huldige und reiner in der Orthodoxie dastehe, als die römische Curie. Die Succession der Bischöfe dieser altkatholischen Kirche Hollands, welcher Pius IX. gewaltsam, gegen alles canonische Recht, eine neukatholische gegenübergestellt hat, ist unantastbar. Eben so wenig wie der Papst es wagen wird, ohne in eine neue Irrlehre fallen zu wollen, die Bischöfe der 80 Millionen der orthodoxen russisch-griechischen Kirche „Pseudo-Bischöfe" zu nennen, weil sie von ihm nicht bestätigt sind, eben so wenig kann er aus diesem Grunde den frommen und friedfertigen Bischof von Deventer, meinen Consecrator, und mich so nennen.

Der Papst nimmt auch großen Anstoß daran, daß wir von der „Gemeinde" und ihren Rechten reden, weil man nämlich mit dem Worte „Kirche" nun lange genug Mystification getrieben hat und darunter, so oft man von Rechten der Kirche sprach, nur die Hierarchie und schließlich den Bischof von Rom allein verstand. Wir im alten Glauben beharrenden Katholiken erklären denn, daß alle Verheißungen und alle Schätze der Erlösung nach der übereinstimmenden Auffassung der Väter in der hl. Schrift der Gemeinde, wenn auch zu verwalten durch Vorsteher, gegeben sind.

Die Ecclesia der hl. Schrift ist einzig und allein die Gemeinde der in Christo Getauften, die Einheit von Volk und Clerus. Nur wenn man diesen Begriff mit dem Worte „Kirche" verbindet, darf man es in der Uebersetzung von Schriftstellen anwenden. Aber was hat Pius IX. denn überhaupt noch mit der wahren Kirche als der evangelischen Ecclesia zu schaffen? Er hat ja in der dogmatischen Constitution vom 18. Juli 1870 feierlich von ihr sich losgesagt. Denn er hat in der solennsten Weise es als ein Dogma der Christenheit verkündet, daß seine Kathedralsprüche in Glaubens- und Sittenlehren „aus sich selbst unverbesserlich seien, nicht aber durch die Zustimmung der Kirche" (Ecclesiae). Damit hat er sich allein der ganzen Kirche gegenübergestellt — er ist Alles und diese ist Nichts —, und so steht er außerhalb derselben. „Nicht die Kirche", sagt er, „ich bin's, den Ihr hören sollt!" Aber weil er die Kirche nicht hört, so mißachteten wir als Christen unser Gewissen, wenn wir ihn noch hörten. Unsere Mutter ist die Kirche, auf deren Stimme Pius IX. nicht achten will. Seine Macht ist daher eine fremde Macht und nicht die der Kirche, folglich auch nicht die Jesu Christi. Und was lehrt der hl. Cyprian? Er lehrt, daß der Bischof ohne den Rath und die Zustimmung der Gemeinde nichts thun solle in seiner Verwaltung, gar nichts, namentlich weder Geistliche anstellen, auch nicht den geringsten, noch Laien in den geistlichen Stand aufnehmen. Pius IX. sagt ohne alle Vermittelung, der Bischof der Altkatholiken „rufe auf sein Haupt die Verdammung Jesu Christi herab, wie ein Dieb und Räuber, weil er nicht durch die Thüre, sondern auf anderm Wege eintrete." Es ist dies ein Hinweis auf Joh. X. 1—18. Dort bezeichnet Jesus sich selbst als die Thüre und auch als den guten Hirten. Der Apostel Paulus war, wie er Gal. 1 und 2 bezeugt, durch Jesus eingetreten in das Apostelamt, nicht durch Petrus, und Niemandem ist es bisher eingefallen, zu behaupten, Paulus sei „wie ein Dieb und Räuber". Aber Pius IX. setzt einfach seine Person an die Stelle der Person Jesu Christi und predigt sich selbst den Völkern als „die Thüre." Das ist das Idol im Vaticau", vor dem Montalembert sterbend warnte. Warum hat der Vatikan nie geantwortet auf Dupanloup's und Gratry's Anklagen, daß die Papstvergötterung ungestraft bleibe? Hat der Papst nie vernommen, daß der Oratorianer Faber ein Buch „Von der Andacht zum Papste" geschrieben, ohne welche Niemand selig werden könne, „da sie ein schlechthin nothwendiges Moment aller christlichen Heiligkeit sei"? Hat er die verführerische Stimme der religiösen Schwärmer in England und Frankreich, belobt von dem sogenannten kirchlichen Clerus, nie gehört, welche ihn, den Papst, preist als die dritte Incarnation der Gottheit? Ja, hat er nicht während des vaticanischen Concils ge-

Digitized by Google

hört, daß ein Bischof in Rom selbst diese götzendienerische Lehre dem Volke von der Kanzel gepredigt? Weiß Pius IX. nicht, daß jene Schwärmer, d. h. „fromme Priester und „Ordensgeistliche", predigen und schreiben, der Papst könne sagen: „Ich bin der heil. Geist"; „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; „Ich bin die Eucharistie"? Hat er nie erfahren, daß sie in dem erhabenen Hymnus zur None an die Stelle von Deus gesetzt haben Pius? Daß er mit dem Hymnus an den hl. Geist: „Vater der Armen, Gnadenverleiher" ꝛc. angefungen wird? Hat Dupanloup nicht dies Alles urkundlich und öffentlich dargethan in seiner „Warnung für L. Veuillot" vom 21. November 1869? Hat nicht des Papstes eigenes offizielles Organ, die Civiltà cattolica, ihn als den Inhaber „der Charismen" verkündet und behauptet, daß, „wenn er denke, Gott es sei, der in ihm denke", daß er „alles das den Christen sei, was Jesus Christus selbst ihnen sein würde, wenn er sichtbar auf Erden geblieben wäre!" Und wann hat Pius IX. bei solchen götzendienerischen Reden wie Paulus und Barnabas zu Lystra seine Kleider zerrissen, unter das Volk stürzend mit dem Rufe: „Ihr Männer, was thut ihr da? Auch ich bin, gleich wie ihr sterblicher Mensch?" (Apostelgesch. 14, ff.). Oder wann hat der Papst gegen diesen Götzendienst mit seiner Person strafend sich erhoben?

„Doch der Papst will eine Wirkung seines Bannstrahls sehen; er befiehlt daher seinen Unterworfenen, uns „zu der Zahl Jener zu rechnen, deren Umgang und Verkehr der Apostel allen Christgläubigen bis zu dem Grade untersagt habe, daß er vorgeschrieben, ihnen nicht einmal Ave (sei gegrüßt!) zu sagen". Er meint den Apostel Johannes. Denn in dessen zweitem Briefe heißt es: „Wenn Jemand zu euch kommt und diese Lehre (Jesu Christi) nicht mitbringt, den nehmet nicht ins Haus und bietet ihm keinen Gruß" (V. 10.) Möge man doch nicht Schriftstellen vereinzelt und einseitig anwenden! Das richtige und volle Verständniß jenes strengen Ausspruchs kann wohl nur der haben, welcher zugleich die Worte des Herrn in der Bergpredigt erwägt und beherzigt: „Wo ihr nur euren Brüdern den Gruß bietet, was thut ihr Besonderes? Thun das nicht auch die Heiden? Seid also vollkommen, wie auch euer Vater in den Himmeln vollkommen ist" (Matth. 5, 47—48). Als einst die Samariter in einem Flecken Jesus nicht aufnahmen, weil er auf dem Wege nach Jerusalem war, da sprachen die beiden Donnersöhne Jacobus und Johannes: „Herr, willst du, sollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und sie verzehre?" Er aber wandte sich, verwies es ihnen und sprach: „Ihr wisset nicht, welches Geistes ihr seid! Der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu erretten". (Luc. 9, 52—56).

Das Hirtenschreiben schließt:

Brüder in dem Herrn! Was sollen wir thun, wenn Pius IX. die Sprache erschöpft, um alle Ausdrücke des Schimpfes und der Verunglimpfung gegen uns hervorzuholen — wenn er uns gar die elendesten Söhne des Verderbens" (misserrimi isti perditionis filii) nennt, um die nicht prüfende Menge gegen uns zu erbittern? — Sind wir wahre Jünger Jesu — und das ist meine Zuversicht —, so haben wir auch den „Frieden, den der Herr uns gibt, nicht wie die Welt ihn gibt" (Joh. 14, 27), und dann wird unser Herz „nicht unruhig und nicht furchtsam". O wie lieblich klingt das Wort: „Segnet, die euch verfolgen, segnet, und fluchet ihnen nicht!" „Vergeltet Niemandem Böses mit Bösem!" „Wo möglich, so viel an euch ist, habet Frieden mit allen Menschen!" (Röm. 12, 14. 17. 18.) „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, betet für die, welche euch verfolgen und lästern, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und über Gute und es regnen läßt über Gerechte und Ungerechte" (Matth. 5, 44 bis 45). Und lasset uns schauen auf Christus, unser Vorbild, „der da er gescholten ward, nicht wieder schalt!" (1 Petr. 2, 21—23.) „Der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, beschirme eure Herzen und Gedanken in Christo Jesu!" (Phil. 4, 7.)

Bonn, am 3. Sonntag im Advent, den 14. Dezember 1873.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

460
402
514
521
532

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google